# Geiſt

der

# reinen Sittlichkeit

in

## Beziehung auf die Veredlung

der

menſchlichen Natur

für

die Aufgeklärtern und Gebildetern
unſerer Zeit.

Dargeſtellt

von

Friedrich Ehrenberg.

Lemgo

in der Meyerſchen Buchhandlung, 1802.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

# Vorrede.

## Ueber den Einfluß der Philoſophie auf den Geiſt des Zeitalters.

So wenig ſich auch dürfte behaupten laſſen, daß der Geiſt eines Zeitalters (wenn man darunter nicht etwa herrſchende Speculationen der Gelehrten, ſondern die Denkungsart der Gebildeten unter dem Volke, ihre practiſchen Ueberzeugungen, Gefühlsſtimmungen, Geiſtesbedürfniſſe und Maximen verſteht) aus den Schulen ſeiner Philoſophen hervorgehe, und da ſeine vorzüglichſte Bildung empfange: ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß die Art, wie die höchſten Angelegenheiten des Menſchen unter den

Weiſen verhandelt werden, und mehr noch die Reſultate dieſer Verhandlungen, an mehr als einem Ende in das gewaltige und verſchlungene Getriebe eingreifen, und ihm allmählig eine ganz andre Richtung geben können.

Es wäre auch traurig, wenn die Weisheit ſich nur auf den engen Kreis ihrer Handhaber und einiger weniger Vertrauten einſchränken, nie vor der Welt auftreten, und einigen Einfluß auf die öffentliche Meynung gewinnen ſollte. Ihr ſchönſter, würdigſter Zweck ginge alsdann verloren, und man würde ſich der Philoſophen, als einer unnützen Laſt des Staates, nicht bald genug entledigen können. Wenn auch die meiſten ihrer Unterſuchungen in einer zu weiten Höhe über den gemeinen Geſichtskreis hinaus liegen, als daß ſie unmittelbar vieles zur Veredlung oder Verſchlimmerung der herrſchenden Denkungsart beytragen könnten: ſo werden ſie ſich doch bald durch diejenigen Köpfe, denen ihre practiſche Verarbeitung aufgetragen iſt, den Weg zu denen, die auf eine ausgezeichnetere Bildung

Anſpruch machen, und endlich auch zu dem groſſen Haufen zu bahnen wiſſen. Der Gewinn jeder neuen Lehre muß ſich mit der Zeit populariſiren laſſen, und wird es ſo gewiß werden, als der Geiſt der Zeit noch nicht durch die unglücklichſte Richtung, die er nehmen könnte, alle Achtung gegen ſeine denkenden Köpfe, und mit ihr allen Sinn für Aufklärung, alles Gefühl für groſſe Wahrheiten unterdrückt hat. Alsdann bleibt er freylich ſeinem eigenen Schickſale überlaſſen, und es wird ſchwerlich jemand etwas gegen ihn vermögen; der Zufall hat allein noch Gewalt über ihn.

Der Geiſt eines Zeitalters bildet ſich ſelbſt, oder vielmehr die äuſſern Umſtände bilden ihn — der Grad der ſinnlichen Cultur, die dadurch aufgeregten Bedürfniſſe und die Mittel, die ſich vorfinden, ſie zu befriedigen, Aufſehen erregende und an Stoff zum Nachdenken fruchtbare Begebenheiten der Zeitgeſchichte, die politiſche Lage des Staates, und ſein Verhältniß zu den benachbarten, die gemeine Aufklärung (im Gegen-

ſahe der philoſophiſchen), zu der das kurz vorhergehende den Saamen ausſtreute, die Art, wie die Wiſſenſchaften gepfleget werden, der Schuz und die Aufmunterung, deren ſie ſich von oben herab zu erfreuen haben, die Anregung ſchlummernder Kräfte und gewaltſamer Leidenſchaften, die der Lauf der Dinge mit ſich bringt, vorzüglich aber Volksſchriftſteller, die Geiſtesbedürfniſſe, die ſie erwecken, und die Methoden, nach denen ſie auf angenehme Unterhaltung hinarbeiten. Die erſten Keime zu dieſem allem liegen beſchloſſen in dem urſprünglichen Character eines Volkes und dem Gange, den ſeine Erziehung, von ſeinem erſten Entſtehen an, genommen hat. Die Philoſophen haben hier nur das Zuſehen; ſie finden die herrſchende Denkungsart ſchon begründet und von allen Seiten beſtimmt, ehe ſie von ihren Lehren die geringſte Wirkung erwarten können.

Oft ſind der Zeitgeiſt und die Denkungsart der Philoſophen in einem ſo auffallenden Widerſpruche, daß fürs erſte an keine Annäherung

und an keinen gegenseitigen Einfluß zu denken ist. Es gibt dann gar keine Berührungspuncte zwischen dem, was die öffentliche Denkungsart geheiligt hat und was die Weisen lehren; jeder geht seinen eignen Gang, bis die Zeit zwischen beyden richtet. Oft gehört es auch zu dem Characteristischen eines Zeitalters, auf seine Philosophen gar nicht zu hören, oder sie mit Spott und Verachtung von sich wegzuweisen. Entweder haben Luxus und Sinnlichkeit das Nachdenken ertödtet, den Geist geschwächt, und ihn für jede freye Erhebung zum höhern Forschen und zu kräftigen Gefühlen unfähig gemacht; oder es sind religiöse Vorurtheile, die sich gegen das unbefangene Denken, das nothwendig erfordert wird, um die Lehren der Philosophen auch nur fassen zu können, auflehnen und sie selbst beym Volke als heillose und gefährliche Menschen anschwärzen.

Es sind vorzüglich drey Wege, auf denen sich die Philosophen Einfluß auf die öffentliche Denkungsart und die davon abhängende

Empfindungsweise zu verschaffen wußten: eine gewisse Nachgiebigkeit gegen die Schwächen ihres Zeitalters, ein Anschmiegen an seinen Geist — oder jene gefällige Popularität, die jeden etwas Gebildeten zur Theilnahme an ihren Forschungen einladet — oder endlich das Zusammentreffen ihrer Lehren mit den Ueberzeugungen des gemeinen Menschenverstandes und dem gesunden, unverstimmten Gefühle des Herzens. Die Wirkungen dieser verschiedenen Methoden sind sich äußerst ungleich.

Es ist schwer für den Philosophen, sich von allem Einflusse des Zeitgeistes rein zu erhalten, und es wird sehr viele Nüchternheit des Geistes und Selbstverläugnung dazu erfordert, sein hohes Ziel, die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen wissenschaftlich zu begründen, immer vor Augen zu behalten und sich allein von dem lautern Interesse der Wahrheit leiten zu lassen. Wenn auch die Eingebungen des Eigennutzes und Ehrgeizes, an die sich der Geist des Zeitalters gewöhnlich zuerst wendet, noch zu über-

überwinden sind, oder vielmehr durch die Abstraction der philosophischen Untersuchung fruchtlos gemacht werden: so gibt es doch noch so viele andre Mittel, durch die er sich des Herzens und durch dieses des Kopfes zu bemächtigen weiß. Nicht selten wirkt das Zeitalter mehr auf den Philosophen, als dieser zu seiner Umgestaltung beyzutragen vermag; um so mehr, je mehr das Streben nach beliebter Popularität seine Untersuchungen leitet. Die Urtheile der Menge werden so leicht für natürliche Ansichten des gesunden Verstandes gehalten, vereinigen sich so bald mit unsern eigenen Ueberzeugungen, daß wir sie zuletzt gar mit diesen verwechseln.

Oft ist es auch bloßer Zufall, durch den sich die Meynungen der Philosophen und der Geist der Zeit auf Einem Wege begegnen, und sich gegenseitig freundlich die Hand bieten. Dieselben Ursachen, die auf den letztern wirkten und die herrschende Stimmung hervorbrachten, wirken auch auf die erstern, und geben der Philosophie nicht allein Form und Behandlungsart,

sondern weisen ihr auch den Kreis an, in welchem sie für Geistesbedürfnisse sorgen soll. Ein und derselbe Umstand befördert auf der einen Seite jenen nie zu löschenden Durst nach sinnlichen Ergötzlichkeiten, und auf der andern Herabstimmung alles ernsthaften Nachdenkens zu Mitteln des Vergnügens und der Unterhaltung — dort Trägheit und Indolenz des Geistes, hier, selbst in denjenigen Beschäftigungen, die sonst den höchsten Grad bildender, selbstthätiger Kraft erfordern, Verweichlichung und geistigen Luxus — dort immer reges Verlangen nach Wohlseyn und Freudengenuß, hier Anbequemung des Großen und Edeln zu dem, was physischen Genuß gibt.

Es ist nicht zu läugnen, daß in beyden Fällen der Philosophie ein ausgebreiteter und ungemein wirksamer Einfluß auf den Geist ihres Zeitalters gesichert sey, daß es ihr leicht werden müsse, besonders wenn sie nicht weit über den gemeinen Menschenverstand, wenigstens über die Fassungskraft der Gebildeten hinausgeht,

ſich des Verſtandes und des Herzens ihrer Zeitgenoſſen zu bemächtigen, und ihre Ausſprüche in Kraft und Handlung zu verewigen. Aber eben ſo gewiß iſt es auch, daß ſie gerade in derjenigen Geſtalt und Richtung fortwirken werde, in welcher zuerſt, von außen her, auf ſie gewirkt wurde. Die wenigen Veränderungen, die die Geiſtes-Individualität ihrer Handhaber veranlaſſen möchte, ſind für nichts zu achten. Es iſt ihren Forſchungen ein beſtimmter Kreis, ſowohl für das Materiale als Formale derſelben, gezeichnet, aus dem ſie ſelten heraustreten, und, bey ihrer angenommenen Methode, nur durch reinen, von allem fremdartigen Intereſſe geläuterten Sinn für Wahrheit, und mit Gefahr, ihren ganzen Einfluß auf die öffentliche Meynung zu verlieren, heraustreten können. Eine Entſchloſſenheit, zu der ſich wenige Edle erhoben haben, und in der ſich die ganze Kraft und Würde ihres Geiſtes verherrlichte.

Die Philoſophen mögen ſich unter dieſen Umſtänden oft einbilden, die Schöpfer ihres

Zeit-

Zeitgeiſtes zu ſeyn, und ihn mit Freyheit beſtimmt zu haben. Die Feinheit der Verbindung, die zwiſchen ihren Behauptungen und der öffentlichen Denkungsart ſtatt findet, der geheime Mechanismus, wonlit die letztere, oft ihnen ſelbſt unbewußt, auf die erſtern wirkt, das entſcheidende Gefühl der Anſtrengung und des Selbſtdenkens, die man ihnen in der Begründung und Entwickelung deſſen, worauf ſie von außen her geleitet wurden, nicht abſprechen kann, die neuen Modificationen, die ebenfalls durch ſie zum Vorſchein kamen, ihr ausgebreiteter und glänzender Wirkungskreis (ſie wirken nämlich nicht bloß auf wenige Eingeweihte, und durch dieſe dann allmählig auf das Volk, ſie wirken unmittelbar auf das letztere, oder doch auf ſeine Repräſentanten, die gebildete Claſſe) können leicht dieſe Selbſttäuſchung veranlaſſen. In der Wahrheit ſind ſie nur das Organ ihres Zeitalters, die geweihten Diener ſeines Geiſtes, werden von ſeinen Befehlen geleitet, und wähnen ihn ſelbſt zu leiten, wenn ſie etwa, durch gütliche Vorſtellung,

das eine oder andre seiner Gesetze gemäßigt, eingeschränkt oder erweitert haben.

Dessen ungeachtet ist auch hier der Einfluß der Philosophie nichts weniger als unbedeutend. Der Zeitgeist ist an sich stets wandelbar; er hat nichts, woran er sich hält, als die Veränderlichkeit des menschlichen Herzens. Offenbar eine wankende Stütze, wenn nicht die Weisen unter dem Volke ihm, durch ihr ernsthaftes und angelegentliches Nachdenken, eine kräftigere Sanction ertheilen. Die Philosophie ist es also, die ihn festhält, seinen veränderlichen Maximen, die ohne das ganz das Schicksal flüchtiger Eindrücke haben würden, das Gepräge reifer Ueberlegungen und gültiger Regeln aufdrückt, seine schwankenden Urtheile, seine auf Gefühlen und erkünstelten Bedürfnissen ruhenden Ueberzeugungen wissenschaftlich begründet, die Grundsätze, die sonst nur für das Herz Gültigkeit hatten, auch für den Verstand rechtfertigt, und ihn, so viel an ihr ist, zu verewigen sucht. Was Anfangs nichts mehr als ein witziger Einfall eines

Origi-

Originalgenies war, aber von tauſend andern, die auf dieſen Namen keinen Anſpruch machen können, nachgebetet wurde, und ſo für die gemeine Denkungsart eine gewiſſe Bedeutung erhielt, wird jetzt durch die Bemühungen der Philoſophen ein Spruch der Weisheit. Gewiſſe Stimmungen des Gefühls, die Anfangs durch ein paar Romanendichter aufgeregt, durch die Nachahmungsſucht und die Reizbarkeit der Empfindſamen in den Geiſt der Zeit überging, wird nun methodiſch zu einem eigenthümlichen Merkmal der Tugend erhoben, und in dem Anſehen befeſtigt, das ihm das Bedürfniß eines nie ganz geſättigten und ſo bald des alten Genuſſes überdrüſſigen Herzens nur auf Augenblicke ertheilen konnte.

Sehen wir die Sache ſo an: ſo iſt es nicht zu läugnen, daß dieſer Einfluß der Philoſophie auf den Geiſt der Zeit bedeutender ſey, als er vielleicht, auf den erſten Blick hin, ſcheinen möchte. Aber eben ſo gewiß wird er nicht anders als verderblich ſeyn können. Wenn der

Geiſt

Geiſt eines Zeitalters ſich durch Schwäche, Kraftloſigkeit, Verweichlichung, unbedingte Hingabe an ſinnlichen Genuß auszeichnet, leuchtet dieſes von ſelbſt ein. Dieſen Geiſt verewigen heißt nichts anders, als alle Früchte der Arbeit und des Fleißes vergangener Jahrhunderte zerſtören. Aber auch dann iſt dies wahr: wenn er ſich durch manche edle Züge auszeichnen ſollte; wenn er ſelbſt, im Ganzen genommen, mehr zu billigen als zu tadeln wäre. Iſt der Menſch zu einem unaufhörlichen Fortſchreiten in ſeiner Veredlung beſtimmt; liegt es in der Natur der Sache, daß das Ziel, das die Vernunft ihm aufſtellt, nur durch unendliche Annäherung erreicht werden könnte: dann wird gewiß kein Zeitalter, ſo aufgeklärt und ſo menſchlich es auch ſeyn mag, ſich ſchmeicheln dürfen, den höchſten Grad von Weisheit und ſittlicher Vollkommenheit ſchon erreicht zu haben, dann muß vielmehr ſelbſt die Wandelbarkeit des Zeitgeiſtes als eine wohlthätige Veranſtaltung der Natur erſcheinen, wodurch der Menſch ſinnlicher und nachdrücklicher zu ſeiner

ner Veredlung aufgerufen wird. Eine Philoſophie, die, durch dieſen Geiſt der Zeit gebildet, nur dahin ſtrebt, ihm ſeine eigenthümliche Form zu erhalten, und ihm ſelbſt Dauer und Feſtigkeit zu ertheilen, muß natürlich ſeine Fehler und Mängel mit feſthalten, und wird ſie vielleicht eifriger in ihren Schutz nehmen, als ſeine Vorzüge; da ſie größtentheils das Characteriſtiſche deſſelben begründen, und das magiſche Band ſind, das das Herz ſo unauflöslich an ihn feſſelt. Sie wird nicht nur wenig oder gar nichts zu ſeiner Veredlung auszurichten vermögen, ſondern es ſich vielmehr zum Prinzip machen müſſen, ihn lauter und unverfälſcht auf die Nachkommen zu vererben. Fürwahr, es iſt eine furchtbare Conſequenz, die ſich lediglich durch die Hinderniſſe erhalten kann, die ſie dem Fortgange zum Beſſern in den Weg legt.

Das Reſultat von dieſem allem iſt ohngefähr folgendes: „Je populärer die Philoſophie „wird, je weiter ſie ſich von kühnen Abſtractio„nen und tief eingehenden Forſchungen entfernt,

„je

„je mehr sie sich dem Einflusse des Zeitgeistes „selbst bloß stellt: desto vielseitiger und nach„drücklicher, aber gewiß auch desto verderblicher „wird sie auf ihn zurück wirken.“

Die Erfahrung gibt dafür am gegenwärtigen *) Zeitalter den redendsten Beweis. Ehe noch

---

*) Ich sage am gegenwärtigen. Denn daß sich vielleicht jetzt schon allmählig ein andrer Geist ausbilde, verändert nichts. Er ist noch nicht Geist der Zeit, sondern als solcher erst im Werden. Er liegt noch begraben in den Formeln der Schule, sein Odem weht nur noch leise in den Lehrbüchern der Philosophen. Und da er ein ganz andrer Geist, sein Verhältniß zur öffentlichen Meynung ein ganz andres ist, als das vorhin beschriebene: so bleibt auch noch dahin gestellt, ob, wenn und wie es ins practische Leben hervortreten und Einfluß auf den gemeinsamen Character gewinnen werde. Möge jener wohlthätige Zeitpunct bald erscheinen und der Lage der Dinge eine hoffnungsvollere Gestalt geben, und auch diese Schrift, ihrer Bestimmung gemäß, dazu mitwirken.

noch Philosophie, im eigentlichen Sinne des Wortes, Einfluß auf ihn haben konnte, indem sie noch in einer zu weiten Entfernung vom wirklichen Leben lag, und es ihr noch an jener Humanität fehlte, die, durch das geistvollere Studium der Alten und die größere Sorgfalt für Bildung des Geschmacks herbey geführt, ein festes und wohlthätiges Band zwischen beyden hätte knüpfen können, hatte sich sein Geist schon durch die vorhin bemerkten Umstände gebildet.

Wenn von irgend einem Lande gesagt werden kann, daß in demselben sinnliche Cultur der wahren, philosophischen Verstandesaufklärung voran geeilt sey, dem National-Character und der politischen Lage zu Folge voran eilen mußte: so gilt es vorzüglich von Teutschland. Noch kannten wir kein freyes, von den Fesseln hergebrachter und geheiligter Systeme entbundenes Denken über die Angelegenheiten des Herzens. Noch ahndete man kein Bedürfniß, für innere Ruhe und Einigkeit mit sich selbst zu forschen: als schon die vielfach vermehrten Erfindungen

dungen und Künſte den Sinnen tauſend neue Gegenſtände des Reizes und der Annehmlichkeit, dem Leben ungezählte Bequemlichkeiten darboten. Das Ausland theilte uns ſeine Producte, die Früchte ſeines ſinnreichen Raffinements und ſeiner ſchwelgenden Einbildungskraft mit, aber ſeinen Geiſt konnte es nicht mittheilen; denn der Teutſche ſchlief noch zu feſt unter ſeinen Formalitäten und geweihten Alterthümern. Weichlichkeit und Luxus riſſen unter uns ein, erweiterten unſre Bedürfniſſe, und machten diejenigen, die ſchon da waren, dringender in ihren Anforderungen. Die neuen und lieblichen Geſtalten, die der Sinnlichkeit vorſchwebten, nahmen bald das Herz gefangen, und erfüllten es mit gränzenloſen Wünſchen. Er war ſchon heraus getreten aus der Unbefangenheit des häuslichen Lebens, hatte ſchon verlaſſen die urſprüngliche Einfalt des Sinnes und der Sitten, hatte ſchon angefangen, ſeine ruhige Zufriedenheit gegen eine glänzende Unruhe, gegen ein raſtloſes, nie befriedigtes Streben des Herzens auszutauſchen,

ehe noch eine gesunde practische Philosophie ihn in den Stand setzte, beyde gegen einander zu würdigen. Er befand sich in einer fremden Welt, wo allein ein gerader Sinn ihm die Würde seines Characters erhalten konnte. Aber was hätte dieser wohl vermocht gegen die Heftigkeit, womit sein Lustsinn von allen Seiten bestürmt wurde, gegen die lachenden Einladungen, die sich von allen Seiten zum üppigsten Genusse zeigten?

Je mehr die Sinnlichkeit Befriedigung fand: desto unbegränzter mußten ihre Forderungen werden, desto weniger konnte ihr das Gemeine und Alltägliche genügen, und ihr auf die Dauer noch den Genuß verschaffen, den ihr der Reiz der Neuheit Anfangs ertheilte. Die Verfeinerung des äußern gesellschaftlichen Menschen wurde immer höher getrieben, während der innere noch lange blieb, was er war. Die gröbern Empfindungen gaben bald nicht mehr, was man wünschte. Mit dem traurigen Gefühle der Leerheit kehrte man in sich selbst zurück, dürstend

nach

nach neuen Genüſſen. Das Bedürfniß der Sinne verwandelte ſich eine Zeitlang in überſpannte feinere Empfindſamkeit für die Producte der Einbildungskraft. (Eine unglückliche Periode, die in ihren Folgen dem Geiſte der Zeit ein nicht ſo bald wieder zu vertilgendes Gepräge aufdrückte.) In der Phantaſie konnte man jeden Genuß erneuern, ſo oft man es wünſchte. So oft er veraltet war, wußte ſie ihm durch veränderte Miſchung, durch etwas modificirte Compoſitionen, eine unterhaltendere, einnehmendere Geſtalt zu geben, oder ihm doch wenigſtens friſche Farben aufzutragen. Der ſinnliche Luxus verwandelte ſich in einen geiſtigen, und ſeine Gewalt über die Gemüther der Menſchen ward dadurch nur größer und furchtbarer. Ein unbegränztes Feld eröffnete ſich. Was in der Wirklichkeit Laſter war, konnte in der Einbildungskraft Tugend ſeyn, wenn man ihm die grellſten Züge nahm, oder ſie mit einem ehrbaren Schleyer überdeckte. Jede Regung des Herzens wurde idealiſch, und ging weit über das hinaus, was die

Welt gab und geben konnte. Es war, als ob die edlere Gestalt, in der die Sinnlichkeit hier auftrat, nur dazu geformt gewesen wäre, ihr nachher, wenn sie einmal dieser kühnen Flüge müde seyn würde, eine wahrhaft tyrannische Gewalt über die Gemüther der Menschen in die Hände zu geben. Je feiner ihre Anforderungen waren, desto weiter und freyer schweifte sie umher. Ein Heer von Modeschriftstellern drängte sich hervor, um die neuen Bedürfnisse zu befriedigen. Sie kannten zum Theil das menschliche Herz, wußten seine reizbarsten Seiten zu berühren, und ihm jeden Wunsch, jede Empfindung zu entlocken, wodurch sie es fesseln wollten. Die Spannung war aufs höchste getrieben. Die Federn mußten springen. Die Natur trat wieder in ihre Rechte ein, und rächte sich furchtbar an ihrer Verhöhnung. Man ermattete endlich in den kühnen Flügen, und stieg aus den höhern Regionen wieder auf die Erde herab, mit der reifern Ueberzeugung, daß nur sie den Menschen tragen könne, daß ihm nur auf ihr wohl sey.

Aber damit waren die Folgen jener künstlichen Vergeistigungen nicht aufgehoben. Der Nimbus zerstreute sich, womit man die verleideten Gegenstände umgeben hatte, ohne daß man deßwegen in ihnen selbst mehr Befriedigung gefunden hätte. Der Ueberdruß daran mußte vielmehr zunehmen, je mehr man sich in jenen überirdischen Peregrinationen aus aller Befreundung mit den Dingen dieser Erde verloren hatte. Alle gesunden Gefühle des Schönen, Wahren und Guten, die in jener Periode der Empfindsamkeit, doch noch wenigstens aus dunkler Ferne je zuweilen, als ein freundlicher Leitstern, dem Verirrten erschienen, erloschen nun gänzlich, da der Hang zu sinnlichen Vergnügungen, zu rauschenden Ergötzlichkeiten und betäubenden Genüssen sich gewaltiger und unumschränkter wieder einstellte. Die Rückkehr zu der ursprünglichen Simplicität des Denkens und Empfindens war nun nicht wohl mehr möglich. Und doch auch mußten sich, bey den immer zahlreicher, und kostbarer werdenden Bedürfnissen, die Hülfsmit-

tel ihrer Befriedigung vermindern. Wollte man nicht ferner deſſen entbehren, ohne welches das Leben nicht anders als freudenlos ſeyn konnte: ſo mußte man zu künſtlichen und nicht ſelten unrechtmäßigen Mitteln des Erwerbes ſeine Zuflucht nehmen. Gewagte Speculationen, wobey Ehre und Vermögen auf das Spiel geſetzt wurden, und deren Mißlingen zur Verzweiflung führen mußte, wurden bey den Entſchloſſenern, Liſt, Betrug und Falſchheit bey den Feigern allgemein. Das gegenſeitige Vertrauen, das einzige Band, das das geſellſchaftliche Leben zuſammenhielt, und ihm Reize ertheilte, verſchwand. Aber auch bey den Lieblingen des Glückes, die ihre äußern Umſtände über die Gefahr, einmal das zu entbehren, was ſie jetzt ſo ausſchweifend genoſſen, emporhob, mußte bald das Alte, durch ſeine Einförmigkeit, Ekel und Ueberdruß erwecken, und jenes feine Raffinement, die ſinnlichen Genüſſe möglichſt zu vervielfältigen, reizender und dauerhafter zu machen, erzeugen, das bald, mit dem ſchönen Namen der Lebensphiloſophie

losophie geschmückt, sich überall Achtung und Eingang zu verschaffen wußte, und so große Verheerungen im natürlichen und sittlichen Zustande der Menschen anrichtete. Der Sinn für das Große und Edle, das Gefühl für Kraft und Würde wurde um so viel mehr geschwächt, als, auf der einen Seite, abentheuerlicher Unternehmungsgeist und kühne Entwürfe, auf der andern, List und Ränke, eigennützige Klugheit und feine Calculation der Genüsse die allgemeine Bewunderung und ein ungetheiltes Bestreben auf sich hinleiteten. Kalte Frivolität drohte nun, jedes kräftige Gefühl zu verdrängen, und den schwachen Funken von Gewissenhaftigkeit, der noch unter der Asche glomm, auszulöschen.

Die Anforderungen der Cultur waren nun schon so laut geworden, daß die Philosophen, die eine Zeitlang, um dem Hasse und der Verfolgungssucht des Vorurtheils auszuweichen, für rathsam gehalten hatten, sich in einer gewissen Höhe über dem gemeinen Leben zu erhalten, sich endlich genöthigt sahen, auf die Erde herabzu-

ſteigen, und zu achten auf das Thun und Treiben der Menſchen. Schon etwas früher war das Eine und Andre vom Rheine her zu uns herüber gekommen, was unter der Firma der Lebensweisheit verkauft wurde, dem aber diejenigen, die auf dem Stuhl der Weiſen ſaßen, dieſen ehrwürdigen Namen nicht zugeſtehen wollten, und den die Nüchternen unter ihnen noch immer ſtreitig machen, das aber doch auffallend zu den Bedürfniſſen der Zeit und der herrſchenden Denkungsart ſtimmte, und bald zu der neu aufkommenden Volksphiloſophie den Ton angab.

Das eigentliche Uebel dabey war das, daß man, vielleicht bloß aus Gefälligkeit gegen den Geiſt des Zeitalters, vielleicht aber auch ſchon von ſeinen Grundſätzen angeſteckt, zu ſchnell zum entgegengeſetzten Extrem überging, mit der wiſſenſchaftlichen Behandlung practiſcher Lehren zu leichtſinnig verfuhr, alles nicht allein für die Faſſungskraft, ſondern auch nach dem Geſchmacke des Volks einzurichten ſuchte, und

die

die beliebte Popularphiloſophie zu einer Sprecherinn der herrſchenden Denkungsart erniedrigte. Man fand es lächerlich, daß Philoſophie bloß ausſchließendes Eigenthum eines beſtimmten Standes ſeyn ſollte, und es ward bald zum Gemeinſpruche: alle wahre Philoſophie müſſe von jedem Aufgeklärten verſtanden werden können. Sie gehöre fürs Leben, und müſſe in Beziehung auf daſſelbe dargeſtellt werden. Alles, was außer der Sphäre einer ſolchen Darſtellbarkeit liege, ſey unnütze Spitzfindigkeit, die zu Widerſprüchen und endloſen Schulzänkereyen führe.

Vieles nicht genug zu beherzigende Wahre lag in dieſer Behauptung. Hätte man es nur rein aufzufaſſen und von dem bloß Täuſchenden, womit es umgeben war, zu läutern gewußt; hätte man die Philoſophie als Angelegenheit des Menſchen, von der Philoſophie als Angelegenheit des Gelehrten, der aufs ſtrenge Wiſſen ausgeht, und an keiner Gränze ſtehen bleiben darf, ſo lange noch das Bedürfniß einer höhern und gewiſſern Begründung oder der Widerſpruch

der

der Partheyen ihn über dieſelbe hinaus treibt, ſchärfer unterſchieden; hätte man endlich die Schranken anzugeben gewußt, innerhalb welcher, durch die geiſtige Natur des Menſchen genöthigt, ſich alles Wiſſen halten muß, wenn es nicht in leeren Schein verſchwinden ſoll: ſo hätte dieſe Entdeckung für den Geiſt der Zeit äußerſt wohlthätig werden müſſen. Aber dann mußte man ſelbſt ſeine Speculationen bis an jene Schranken verfolgen; und dazu war man ſchon, durch den Hang zur Bequemlichkeit, durch die vortheilhafte Ausſicht, ſich auf dem Wege der Popularität einen glänzenden Ruhm zu erringen, und durch die Luxurioſität des Geiſtes, die die ſinnliche Cultur herbey geführt hatte, zu ſehr verſtimmt. So war es denn unvermeidlich, daß jener Grundſatz und das darauf gebaute Verfahren der Philoſophie äußerſt verderblich wurde, zur Seichtigkeit im Denken und zur gänzlichen Verweichlichung des Herzens führte.

Unbekümmert darum, was ſie ſelbſt ſeyn möge, und wie ſie ſich zu den höchſten Angele-

genhei-

genheiten des Menſchen verhalte, ging nun alle Philoſophie von der Erfahrung aus. Gewiſſe herrſchende Begriffe und Gefühlsſtimmungen wurden, als Ueberzeugungen des gemeinen Menſchenverſtandes und als reines Eigenthum der menſchlichen Natur, überall zum Grunde gelegt; ohne daß man erſt unterſucht hatte, ob der gemeine Verſtand auch ein geſunder ſey — ob der menſchlichen Natur das, was ſich jetzt in ihr findet, auch urſprünglich angehöre, oder vielmehr durch zufällige Umſtände und künſtliche Mittel in ſie hineingebracht, und vielleicht ihrer wahren Beſtimmung durchaus entgegen ſey. Und wie war das auch möglich, da es hierzu ganz an Entſcheidungsgründen fehlte, die nur durch gründliches Forſchen erreicht werden? Man faßte den Menſchen da auf, wo ihn das Zeitalter ſchon gebildet — vielleicht verbildet hatte, man analyſirte ſeine Begriffe und Empfindungen, wo ihnen der eigenthümliche Geiſt derſelben ſchon eingehaucht war. Im Grunde war alſo dieſe Philoſophie nichts anders, als der auf einige

allge-

allgemeine Grundsätze zurückgeführte Geist der Zeit, der nur hier und da etwas mehr Consequenz erhalten hatte.

Was ihre Form und Behandlungsart betrifft: so mußte sie sich natürlich zu der einmal beliebten Stimmung des Geistes bequemen, wenn sie nicht dadurch wieder aufopfern wollte, was sie durch ihren Inhalt gewonnen hatte. So entstand jener rapsodische und sentimentale Vortrag, der sie selbst bald zu einer von den zahllosen Arten des Luxus machte, und eben so sehr auf Unterhaltung und Ergötzung der Sinne und der Einbildungskraft, als auf Belehrung des Verstandes berechnet war. Sie gehörte nun mit zu den Zerstreuungen, derer das Zeitalter nie satt hatte.

Ihrer Materie nach war sie, wie man erwarten konnte, Glückseligkeitslehre. Glückseligkeit, Freudengenuß waren Losungsworte des Zeitalters. Wer hätte sich dieser furchtbaren Gewalt widersetzen dürfen? Die überspannte Empfindsamkeit hatte für die Tugend mannigfaltige

faltige angenehme Gefühle erkünſtelt, die dem geſunden Herzen ziemlich fremd waren. Selbſt diejenigen, die die Stimme des Gewiſſens in ihren zarteſten Ausſprüchen unverfälſcht vernahmen, und auf dem Wege des ruhigen Nachdenkens dasjenige, was ihnen ihre Natur wahr und lebendig verkündigte, weiter zu entwickeln und in Eine vollendete Geſtalt auszubilden ſuchten, konnten ſich von allem Einfluß dieſer Art nicht frey halten. Es enthüllten ſich ihnen außerdem ſo viele, gewiß natürliche, Verbindungen zwiſchen Rechtſchaffenheit und einem zufriedenen Leben, die ihrer menſchenfreundlichen Geſinnung ungemein wohl thaten, und durch dieſelbe noch immer mehr entwickelt und hervor gehoben wurden, aber auch einleuchtend genug, durch das Intereſſe, das ſie dem Herzen abgelockt hatten, den Kopf gewannen, Glückſeligkeit als den höchſten Grundſatz der Pflicht, als Prinzip und Motiv aller Tugend anzuerkennen. Auf dieſe Weiſe bildete ſich der feinere Epicurismus, der ſo lange in den Lehrbüchern der Moral

herrſchte,

herrſchte, und auch ſolche Männer unter ſeinen Verehrern zählte, die ſich durch Geiſteskraft und eine edle Denkungsart auszeichneten, und die man nichts weniger, als einer feigen Nachgiebigkeit gegen die Schwächen des Zeitalters beſchuldigen konnte. Viele unter ihnen ſcheinen auch die Folgerungen, die aus ihren Lehren gezogen werden konnten, geahndet, aber mehr auf die Macht eines geſunden von groſſen und edeln Gefühlen durchdrungenen Gemüths, die jene Folgerungen verhüten, oder doch berichtigen und unſchädlich machen würde, als auf ſtrenge Conſequenz gerechnet zu haben.

Die vielen genauern Beſtimmungen des Begriffs der Glückſeligkeit, womit jene Männer noch überdem dieſen Folgerungen zuvor zu kommen ſuchten, würden auch dieſe Lehre unſchädlich gemacht haben: wenn der Geiſt der Zeit ein anderer geweſen wäre. Aber dieſer fand die ſtrengſte Conſequenz ſeinem Intereſſe ſo angemeſſen, daß er ſich nicht laut genug Glück wünſchen

konnte.

konnte, vermittelſt derſelben eine Moral zu erhalten, die ihm jeden Genuß verſtattete, ohne ihn mit ſich ſelbſt zu entzweyen. Hatten die beſſer denkenden Urheber jenes Syſtems den Kopf nach dem Herzen reguliert, und den Begriff der Glückſeligkeit aus dem anderswo her erkannten Gebote der Pflicht beſtimmt: ſo ſchlug man jetzt den umgekehrten Weg ein, das Herz mußte ſich nach dem Kopfe regulieren, und die Pflicht nach dem jedesmaligen Begriffe der Glückſeligkeit, der [illegible] laſſen. So gelangte man denn bald dahin, nichts mehr für pflichtwidrig zu halten, was man ſeinen Wünſchen zuträglich fand, ſich alles zu erlauben, was nur eine neue Ausſicht der Freude darbothe. In der That ließ ſich, wenn man einmal unbedingt Glückſeligkeit zum Prinzip der Sittlichkeit erhoben hatte — und erhob man ſie nicht unbedingt dazu, ſo war gar keine Sanction dafür möglich — kein Grund angeben, warum die eine Art der Glückſeligkeit vorzüglicher ſeyn ſollte als die andre, die vielleicht

leicht zu der eigenthümlichen Natur des Subjects noch trefflicher stimmte.

Es konnte nicht fehlen, die Popularität und Annehmlichkeit dieser Philosophie mußten ihr bald eine Ausbreitung und Anwendung verschaffen, die bisher unerhört waren. Alle vorhergehenden Systeme hatten ein größtentheils bloß speculatives Interesse gehabt, und deßwegen ihren Einfluß auf die Köpfe ihrer Urheber und Anhänger beschränkt. Dieses drang mit unwiderstehlicher Gewalt ins Herz, wo schon alles zu seinem Empfange vorbereitet war, wo lange gekannte und tief gefühlte Bedürfnisse seiner warteten. Man fand es sehr natürlich, daß der Mensch bestimmt sey, sich glücklich zu machen; man lachte der Engherzigkeit, die sich sonst wohl, durch einen bloßen Gedanken der Pflicht, der durch nichts gestützt und gehalten war, in ihren Genüssen hatte irre machen lassen. Man glaubte eine Moral gefunden zu haben, die beydes so glücklich zu vereinigen wisse, und den Menschen froher durchs Leben führe, ohne

dabey seine Bestimmung zur Sittlichkeit ganz aus der Acht zu lassen. Daß ein von falschen Grundsätzen geleiteter Verstand, durch die Bündigkeit seiner Schlüsse, über die heiligsten und lebendigsten Gefühle des Herzens mit der Zeit Meister werden könne, davon hat die Geschichte der Menschheit Beyspiele genug aufgestellt. Außerdem muß der Mensch, je mehr er sich dem Genusse hingibt, unvermeidlich sich mit seinen Bestrebungen immer weiter ins Sinnliche hinein verlieren, sich immer mehr daran gewöhnen, sich äußern Eindrücken hinzugeben und von ihnen leiten zu lassen, daß das Gefühl der Freyheit und Selbstständigkeit bald darüber verschwindet. Wer sich selbst nicht mehr achten kann, dem geht aller Sinn für das Achtungswürdige verloren. Er hat, mit dem edlern Theile seiner Natur, alles in sich Heilige aufgegeben.

Vergebens hat man daher den Unglauben und die Gleichgültigkeit des Zeitalters gegen Religion der zunehmenden Aufklärung Schuld gegeben. Gerade das Gegentheil war es. Der

Mangel gesunder philosophischer Aufklärung hielt den Menschen so lange in dem Zustande gefangen, wo sein rastloses Umhertreiben unter den Dingen dieser Erde und sein dadurch beschränkter Sinn ihm die Empfindung des Göttlichen, das in seinem Wesen liegt, immer mehr entfremdeten, und dadurch der Religion ihre einzige haltbare Stütze entrissen. Die Ehrfurcht, die der Mensch gegen den Funken der Gottheit, der in seiner Brust schlummert, hegt, ist der zarte Keim, aus dem sich sein Glaube entwickelt, und immer ehrwürdiger, fruchtbarer und aussichtsvoller wird, je mehr diese Ehrfurcht durch moralisches Handeln zu einer herrschenden Stimmung des Gemüths erhoben wird. Ist jener Funke einmal erstorben, so haben die theoretischen Gründe der Religion, die ohne ihn leere Formeln sind, bald ihr Gewicht verloren. Aus dem Herzen geht der Unglaube schnell in den Verstand über. Luxus und sinnliche Cultur haben ihn erzeugt; eine vom Geiste der Zeit geleitete Popularphilosophie nährte und pflegte ihn, durch den Vorschub,

den

den ſie der Sinnlichkeit leiſtete, indem ſie die Anfangs noch ſcheue Immoralität durch den feinern Namen des höhern Lebensgenuſſes heiligte. Nie hätten ihre Lehrſätze durch ſich ſelbſt ſo verderblich werden können, als ſie es dadurch wurden, daß ſie ſich der herrſchenden Denkungsart ſo ganz anbequemten, und dieſe zu verewigen ſuchten.

Vielleicht iſt eine nüchterne, von den lautern Ausſprüchen des Herzens ausgehende, von reinem Wahrheitsſinne und einem lebendigen Gefühle menſchlicher Würde geleitete Philoſophie, die den Menſchen in ſich ſelbſt hineinführt, ihm die Widerſprüche, worin er ſich verwickelt hat, fühlbar macht, und ihm dann den Weg zeigt, zu einer glücklichen Harmonie aller Kräfte ſeines Geiſtes und Herzens zu gelangen, allein im Stande, den Schaden zu verbeſſern, zur Veredlung des Zeitgeiſtes etwas beyzutragen; oder man müßte denn alle Hoffnung aufgeben, ihn je wieder auf den Weg der Wahrheit und Einigkeit zu bringen. Mittel, die bloß mechaniſch wirken,

paſſen nicht mehr zu der Mündigkeit, zu der der Menſch nun ſchon erzogen iſt. Der alles nie derreißende Geiſt unſrer Tage hat auch kein andres Ende übrig gelaſſen, woran man ihn faſſen könnte.

Eine Philoſophie dieſer Art, die nach der letzten, unter den oben angedeuteten Methoden, auf die öffentliche Denkungsart wirken würde, darf freylich auf keine ſo ſchnelle und weite Ausbreitung als jene populäre Glückſeligkeitslehre rechnen. Es fehlt ihr an dem glücklichen Einverſtändniſſe mit dem Geiſte der Zeit, das jene ſo unzertrennlich an die Herzen der Menſchen feſſelt. Ihre Lehren ſind vielmehr mit dieſem oft im auffallendſten Widerſpruche. Aber dafür hat ſie ein ganz anderes, zwar ſtill und langſam, aber deſto zuverläßiger und dauerhafter wirkendes Intereſſe, in den unveränderlichen Anlagen der geiſtigen Natur des Menſchen. Der Sinn für das Wahre, Schöne und Gute, das Streben nach dem Beſſern können zwar durch kunſtmä-

ßige

ſige Verbildung lange verdunkelt und aufgehalten, aber nie völlig unterdrückt werden. Denn ſie ſind die Grundzüge unſers Weſens, das Siegel unſers Bürgerrechts unter den Vernünftigen, mit ihrem Verluſte könnte nur ein ſeelenloſes Nachbild der Menſchheit übrig bleiben. Selbſt im Zuſtande der größten Verwilderung und Barbarey ſchlummert noch mancher zarte Funke unter der Aſche, der nur angefacht zu werden braucht, um bald in helle Flammen auszuſchlagen. Eine Philoſophie, die ſich an den geſunden Menſchenſinn wendet, und ſich bey jedem Schritte, den ſie thut, auf das innere Bewußtſeyn beruft, kann in einem verdorbenen Zeitalter verkannt, bemitleidet und verſpottet werden: ſie iſt ihres endlichen Einfluſſes dennoch gewiß. Sie geht ruhig und feſt ihren Gang, wirkt Anfangs nur im Stillen auf wenige Auserwählten, bahnt ſich allmählig den Weg zum innerſten Heiligthum des Herzens, und erſt dann, wenn der Geiſt der Zeit, durch ſie geweckt, anfängt, aus ſeiner Trunkenheit zu erwachen, und zur Beſon-

nenheit zurück zu kehren, ſteht ſie in ihrer ganzen ehrwürdigen Größe da.

Der Kampf, den ſie zu kämpfen hat, iſt groß und furchtbar. Sie hat es mit einem Gegner zu thun, auf dem die gewöhnlichen Waffen abſtumpfen, ohne ihn zu verwunden. Sie unternimmt es, ſich gegen eine Conſequenz aufzulehnen, an der alle Syllogismen abſpringen. Stelle ſie ihr eine andre entgegen, begründe ſie ein Syſtem, deſſen innerer Mechanismus, an logiſcher Kunſt und innern Zuſammenhang der Theile, ſeines Gleichen nicht habe: ſo wird man vielleicht den darauf verwandten Scharfſinn bewundern und ſich auch geneigt zeigen, es als Theorie anzunehmen, wenn man nur über die Prämiſſen, denn eben dieſe ſind es ja, in denen man aus einander geht, einig werden könnte. Und überdem, was vermögen Vernunftſchlüſſe wohl gegen Lehren, die das Herz in Anſpruch genommen hat, die ſchon bey ihrem Werden in That und Leben übergingen? Das Einzige, was eine

geſunde Philoſophie thun kann, beſteht darin, daß ſie das Fundament erſchüttert, indem ſie ebenfalls das Herz, nur von einer andern Seite, in Anſpruch nimmt, jenem practiſchen Intereſſe ein andres ebenfalls practiſches, aber würdigeres, entgegen ſtellt, und den Menſchen, indem ſie ihm Schönheit und Güte entfaltet, zugleich für ſie zu begeiſtern ſucht. Sie muß ihm, durch einfache Darlegung ſeiner Pflicht, in ſeinem Innern eine neue Welt aufſchließen, in der er ſich nicht ohne Achtung und Bewundrung als Bürger anerkennt, und zugleich den Ruf und die Weiſung erhält, etwas zu werden, wovon bisher auch nicht eine Ahndung in ſeine Seele kam. Sie muß ſeinen Blick zurück lenken auf ſein Herz, und ihn da die Keime unbegränzter Hoffnungen bemerken laſſen, die ihn zu dem hohen Geſchäfte ſeiner Veredlung einſegnen. Sie muß ihn lehren, ſich ſelbſt verſtehen, ſeine Würde lebendig fühlen: und ſie hat ihn hinlänglich ausgerüſtet, jedem verderblichen Geiſte eine ſiegreiche Kraft entgegen zu ſtellen, und den Glauben an Frey-

heit und Tugend, Gott und Unſterblichkeit unerſchütterlich zu erhalten.

Ich weiß nicht, ob ich mich nicht dem Tadel eines groſsen und achtbaren Theiles des teutſchen Publicums bloß ſtelle: wenn ich mir dieſe Wirkungen von den Lehren der kritiſchen Philoſophie, über Pflicht und ſittliche Güte, verſpreche. Es iſt mir nicht unbekannt, daß nicht bloß Gegner, ſondern auch manche Freunde derſelben, ſo ſehr ſie ſich auch, ihr an und für ſich ihren Beyfall zu ſchenken, durch ihren Kopf und ihr Herz gedrungen fühlen, noch immer der Meynung ſind: ſie ſey für die Schwäche und Entkräftung des Zeitalters eine zu ſtarke Speiſe; der Schaden habe zu weit um ſich gegriffen, alo daß man ihn auf einmal in ſeiner ganzen Stärke angreifen dürfe; die ganze Natur Menſchen, wie ſich überall zeigt, mache es nothwendig, mehr methodiſch dabey zu Werke zu gehen und das Uebel allmählig durch ſich ſelbſt zu zerſtören; man müſſe die Menſchen erſt klüger machen, ehe man ſie weiſer machen könne, ſie erſt

lehren,

lehren, nach ihren eignen Grundſätzen conſequent zu verfahren, ehe man ihnen das Handeln nach ſolchen, die ihnen ganz neu, und den bisherigen durchaus entgegen geſetzt ſind, anmuthen könne, eher ihre äußern Sitten verbeſſern, ehe man an die innere Veredlung des Herzens denken könne. Vielleicht ſey der Gedanke, die Pflicht bloß um ihrer ſelbſt willen zu vollbringen, gar auf idealiſche Weſen berechnet, die unſre Erde nicht tragen könne.

So ſcheinbar dieſes Raiſonnement, und ſelbſt ſo wahr es in jedem andern Falle ſeyn mag: ſo habe ich mich doch im gegenwärtigen, und beſonders wo es auf Veredlung des Zeitgeiſtes abgeſehen iſt, nie davon überzeugen können. Die Gründe davon liegen zum Theil ſchon in den vorhergehenden Bemerkungen. Nur durch ſein Entgegengeſetztes kann das Uebel ausgerottet werden; alles, was man bloß zu ſeiner Milderung verſucht, hilft nur dazu, daß es immer tiefer wurzele und hernach deſto fürchterlicher ausbreche. Wie will man doch, ſo lange man alles

an

an die Ausſicht auf Freudengenuß und Glückſeligkeit anknüpft, auch nur die geringſte Veränderung in der herrſchenden Denkungsart hervorbringen? Wie will man der Verweichligung und Kraftloſigkeit aufhelfen, die immer nur genießen, nie handeln, noch weniger uneigennützig und edel handeln will? Wie will man allen andern, bey ihren verſchiedenen Empfindungsweiſen und Bedürfniſſen, eine gemeinſchaftliche Stimmung in Abſicht auf Glückſeligkeit beybringen, die ſich doch immer ſo ganz aus ſich ſelbſt heraus organiſiren will? Gränzenloſer Hang zum Sinnlichen, nie gelöſchter Durſt nach dem, was Vergnügen macht, ſind die Quellen des Uebels. So lange dieſe nicht verſtopft ſind, wird es nicht gehoben. Jede Lehre, die davon ausgeht, oder ſich nur zufällig darauf bezieht, dient nur dazu, es zu verewigen.

Es bleibt dabey. Je mehr eine Lehre darauf hinwirkt, den Menſchen über ſich ſelbſt zu erheben, ihn mit dem Gefühl neuer Kräfte und neuer Anlagen, in denen er ſich nicht anders

als

als groß und ehrwürdig erſcheinen kann, zu überraſchen, das verſchwundene Selbſtvertrauen wieder herzuſtellen, ihm Achtung gegen ſeine Beſtimmung einzuflößen, je kräftiger ſie ihn ergreift, je ehrenvoller die Ausſichten ſind, die ſie ihm eröffnet, je mehr ſie das, was ſie gibt, nur durch Selbſtverſtändigung zu geben ſucht: deſto ſicherer darf ſie auf einen glücklichen Erfolg rechnen; deſto eher wird es ihr gelingen, dem Geiſte des Zeitalters eine andre und wohlthätigere Richtung zu geben, und mit einer treffendern Darſtellung wahrer Sittlichkeit religiöſen Sinn zu wecken, und dem Glauben an Gott und Ewigkeit eine freye, auf innere Achtung gegründete, allen Erſchütterungen Troß bietende Huldigung zu verſchaffen.

Eben darin liegt nun auch der Grund, warum ich glaube, mir von der kritiſchen Philoſophie jene Wirkungen verſprechen zu dürfen. Wer noch nicht ganz ſeinen Standtpunct unter den Vernünftigen verloren hat, dem muß die Verweichligung, zu der das Zeitalter führte, doch

endlich

endlich anfangen, läſtig zu werden. Vermag er auch nicht, ſich mit eigner Kraft über ſie zu erheben: ſo muß doch die Ahndung eines würdigern Zuſtandes, mit einem verzweifelnden Gefühl ſeiner Nichtswürdigkeit und der unermeßlichen Entfernung, worin er von ſeiner Beſtimmung ſteht, ihn ergreifen. Wie erwünſcht wird ihm dann eine Lehre ſeyn, die ſich hier ſeiner annimmt, ihn mit ſeiner Natur wieder ausſöhnt, ihm neues Vertrauen zu ſich ſelbſt einflößt, eine frey errungene Würde zuſichert — eine Lehre, die das Handeln aus Pflicht zum einzigen, wahrhaften Vorzug des Menſchen macht, und ihm damit die Möglichkeit zeigt, groß und gut zu ſeyn durch ſich ſelbſt, die Quelle ſeines Glaubens, ſeines Wirkens und ſeines Hoffens, ſeines ganzen geiſtigen Lebens in ſeinem Herzen zu tragen, und ſie immer rein und ungetrübt zu erhalten — eine Lehre, die es ſich zu ihrem eigenſten Geſchäfte macht, den Sinn für das Große, Schöne und Gute zu wecken, zu ſchärfen und zu beleben, die ſo einfach anfängt, ſo herrlich und

aus-

aussichtsvoll endigt, die alle ihre Wahrheiten aus der innern Natur des Menschen hervorlockt, und die eben darum einer Klarheit und Anwendung fähig ist, wie sie alle Aufbequemung zum Geiste der Zeit nicht geben kann, die dem religiösen Glauben, in der moralischen Natur, ein Fundament unterlegt, das über alle Speculation weit erhaben, seine Festigkeit allein in seiner practischen Tendenz und in dem unabänderlichen Entschlusse des Subjects, stets seiner Pflicht treu zu seyn, findet, und ihm in diesem Entschlusse für seine Ausführung ein unendliches Daseyn zusichert!

Bisher war der Zeitpunct noch nicht erschienen, wo man von ihr einigen Einfluß auf die öffentliche Denkungsart erwarten konnte. Es lag in der Natur der Sache, daß ihre Resultate erst wissenschaftlich mußten begründet werden, und zwar in einer Form, die, wegen der Neuheit und Originalität ihrer Behauptungen und der abstracten Zergliederungen, die das Aufsteigen zu den letzten Gründen, und der innere systema-

tische

tiſche Zuſammenhang der Theile, der jetzt mehr denn je Bedürfniß war, nothwendig machten, des Vorwurfs der Unverſtändlichkeit ſowohl als der ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeit ſchon voraus gewiß ſeyn konnte. Lange mußte der lebendige Geiſt in der todten Hülle des Buchſtabens begraben liegen bleiben; Streitigkeiten mit Freunden und Gegnern mußten ihn zur vollen Reife erziehen, und dem Uebergange ins wirkliche Leben aneignen, ehe er rein aufgefaßt und eben ſo rein dargeſtellt werden konnte. Nur durch die Bemühungen mehrerer Jahre konnte es gelingen, jenen Vorwurf, den doch nie ein Philoſoph hätte machen ſollen, zu zerſtören, das Weſen von ſeinem Zeichen zu trennen, und den reinen Gewinn der neuen Lehre mit Zuverläßigkeit zu berechnen.

Das iſt es denn auch eigentlich, worauf es ankommt, wenn jene Philoſophie nicht bloß todter Buchſtabe bleiben, wenn ſie auf Kunſt und Menſchenleben eben den ausgebreiteten Einfluß erhalten ſoll, den ſie ſchon faſt auf alle Zweige des menſchlichen Wiſſens erhielt; wenn ſie die

Begriffe, Ueberzeugungen und Maximen des Volks eben so aufhellen soll, wie sie die Begriffe der Gelehrten schon lange aufgehellt hat. Alles hängt davon ab, sie fürs erste für die Bedürfnisse der Gebildeten zu bearbeiten. Denn diese sind es, auf die die traurigen Folgen des Luxus und der herrschenden Sinnlichkeit am stärksten wirkten, die einer Aufweckung des sittlichen Gefühls und einer Berichtigung moralischer Begriffe am meisten bedürfen, die zu der gemeinen Denkungsart den Ton angeben, und durch welche die Meynungen der Gelehrten zunächst in Umlauf gesetzt werden müssen.

Was bisher in dieser Hinsicht geschah, ist für wenig oder nichts zu achten. Wir besitzen freylich eine Menge zum Theil vortrefflicher Erläuterungen über die Kantische Moral. Sie sind aber nur auf das wissenschaftliche Studium berechnet, und können deßwegen dem angedeuteten Zwecke nicht entsprechen. Das Gepräge der Schule ist ihnen noch zu merklich aufgedrückt.

Ihre Unterſuchungen laufen zu ſehr an dem Faden fort, den der große Urheber des Syſtems angeknüpft hatte, unbekümmert um diejenige Klarheit und Popularität, die durch eine einfache und das eine aus dem andern leichter entwickelnde Zuſammenſtellung der Gedanken bewirkt wird. Das Weſentliche iſt in ihnen vom Zufälligen zu wenig geſchieden, als daß nicht derjenige, der noch nicht ſo ganz an anhaltendes ſyſtematiſches Denken gewöhnt iſt, dadurch ſollte desorientirt werden. Und was das Wichtigſte iſt: es fehlte an der durchgängigen Anwendung auf Gegenſtände des gemeinen Lebens, an denen Wahrheiten dieſer Art allein ganz können aufgefaßt und ihrem Geiſte nach begriffen werden.

Ganz anders und weit ſtrenger ſind die Anforderungen der Popularität an eine philoſophiſche Schrift, die durchaus für ſolche Menſchen beſtimmt iſt, die den gehörigen Grad von Bildung beſitzen, um an den Debatten über der Menſchheit wichtigſte Angelegenheiten Theil nehmen

men, und dieſe Angelegenheiten ſelbſt, auch von der philoſophiſchen Seite, beherzigen zu können, die mit den Aufklärungen des Zeitalters gerne fortſchreiten möchten, ohne jedoch von eigentlicher Gelehrſamkeit Profeſſion zu machen. Es iſt hier nicht genug damit, daß man nur Begriffe aufhelle, ſo weit ſie ſich aufhellen laſſen, Philoſopheme von Formeln, Kunſtwörtern und ſchulgerechten Beſtimmungen entkleide, und ihnen eine ſolche Geſtalt gebe, daß ſie ohne gelehrte Vorbereitungen mögen begriffen werden. Das Erſte und Vornehmſte iſt, daß man ſein Publicum genau kenne, den Grad der Abſtraction, bis zu welchem man ſich mit ihm erheben dürfe, abmeſſe, darnach in dem unermeßlichen Gebiethe der Speculation einen Punct ausmittele (der immer ein zugeſtandener, aber von dem Philoſophen ſtreng zu erweiſender Grundſatz ſeyn muß), von dem man mit ihm ausgehen, und nun auf dem Wege der Demonſtration kühn und ſicher fortſchreiten könne. Dieſer Punct kann nur ein einziger ſeyn; und er iſt durch die Natur der

Sache, durch die Geistescultur und die sittlichen Bedürfnisse der bezeichneten Classe so genau bestimmt, daß das Zurückbleiben hinter demselben zur Seichtigkeit, das Ueberschreiten und höheres Aufwärtssteigen unvermeidlich zu unnützer Subtilität führt.

Dann ist es auch sehr wichtig, daß man gewisse Begriffe, die sich ihrer Natur nach nicht populär machen lassen, die nur aus den höchsten Grundsätzen des menschlichen Wissens erörtert und verdeutlicht werden können, so zu übergehen, oder vielmehr die übrigen, aus deren Mitte sie herausgerissen wurden, in ein solches Verhältniß zu bringen suche, daß dadurch keine Lücke oder Inconsequenz entstehe, kein Zweifel unaufgelöst bleibe. Daß gerade dies in Ansehung mehrerer Lehren der neuern Philosophie die größte Schwierigkeit verursachen dürfe, ist den Kennern derselben hinlänglich bekannt.

Endlich werden die allgemeinen Lehren der Sittlichkeit, durch Anwendung auf die Eigenthüm-

thümlichkeiten der menſchlichen Natur und ihre beſondern Verhältniſſe im wirklichen Leben, und vorzüglich auf gewiſſe Lieblingsgegenſtände des Zeitalters, ſo zu erläutern ſeyn, daß der Inbegriff ihrer geſammten Beziehungen dadurch deutlich werde, und die Pflicht in ihrer vollendeten Geſtalt, in ihrem verſchönernden Einfluſſe, mit voller Klarheit vor die Seele des Leſers trete. Daß dieſes mehr in einem darſtellenden und intereſſanten Gemählde des moraliſch veredelten Menſchen, als in trockenen Zergliederungen geſchehen müſſe, iſt einleuchtend genug.

Aus dieſem Geſichtspuncte iſt der gegenwärtige Verſuch bearbeitet. Er ſoll in zweyen Theilen das Ganze umfaſſen; von denen der erſte die allgemeinen Grundſätze der Sittlichkeit, mit beſtändiger Rückſicht auf die menſchliche Natur und die daraus hervorgehenden Hoffnungen und Ueberzeugungen, darſtellen, der andre aber dieſe Grundſätze auf die einzelnen Pflichten des Lebens und beſonders auf diejenigen, die für unſer Zeit-

alter eine vorzügliche Beherzigung verdienen, anwenden ſoll.

Ich habe mich überall beſtrebt, das allgemein Verſtändliche und Anwendbare von dem ſtreng Wiſſenſchaftlichen zu ſcheiden, und das erſtere in eine ſolche Form aufzufaſſen, die, den Bedürfniſſen des Publicums, für welches ich ſchrieb, gemäß, Beſtimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe mit derjenigen Lebendigkeit und Wärme des Vortrags verbände, die allein das Gefühl der Größe und Göttlichkeit des Gegenſtandes, den ich bearbeitete, einflößen kann. Eine ſtete Vergegenwärtigung des hohen Intereſſe's, das ihn an das menſchliche Herz und ſeine heiligſten Bedürfniſſe anknüpft, hat mich geleitet, und hoffentlich wird man in der Schrift ſelbſt die Spuren davon nicht verkennen. Syſtematiſche Ordnung und Vollſtändigkeit glaubte ich mir vorzüglich müſſen angelegen ſeyn zu laſſen, da es daran beſonders in der angewandten Moral, ſelbſt in wiſſenſchaftlichen Lehrbüchern, noch

noch ſo ſehr fehlt. Vielleicht beſitzen wir noch kein einziges Werk, das alle Pflichten des Menſchen in einer zuſammenhängenden, lichtvollen und erſchöpfenden Ueberſicht und in einen natürlichen Verhältniß zum höchſten Sittengeſetze darſtellte. Bey allen Aufklärungen, welche die allgemeine Moral durch die neuere Philoſophie erhielt, ſcheint die beſondere ſeit Wolf um keinen Schritt weiter gerückt zu ſeyn. Was ich hierin geleiſtet habe, darüber mögen Sachkundige richten.

Auch auf die Reſultate der Wiſſenſchaftslehre habe ich, ſo weit es meine Ueberzeugung und das Bedürfniß meiner Leſer geſtatteten, Rückſicht genommen. So wenig ich mit der eigentlichen Tendenz derſelben zufrieden ſeyn kann: ſo bekenne ich doch gerne, ihr manche ſchätzbare Belehrung über Freyheit und Sittlichkeit zu verdanken. Sie ſtellte mich auf einen höhern Standpunct, auf welchem manche Schwierigkeiten, die die Kantiſche Theorie hart drücken,

verſchwanden, und mich eine erweiterte Anſicht der menſchlichen Natur überraſchte. Ich habe mich darüber in einer andern Schrift (über Denken und Zweifeln) erklärt, die mit dieſer zugleich erſcheinen wird.

Ueber die letzte Abhandlung dieſes erſten Theils wünſchte ich vorzüglich das Urtheil der Kunſtrichter zu vernehmen. Sie ſteht hier nur in practiſcher Hinſicht, um die Grundbegriffe der reinen Sittlichkeit durch die mannigfaltigen Beziehungen, worin ſie zum menſchlichen Herzen kommen können, noch mehr zu verdeutlichen und einige Winke über richtige Characterſchätzung zu geben. Es möchte ſich dieſe Idee in einer mehr ſpeculativen und pſychologiſchen Hinſicht ſehr lehrreich ausführen laſſen.

Vielleicht kann der gegenwärtige Verſuch, die Reſultate der neuern Philoſophie der Religion und Sittlichkeit in einem populären Gewande darzulegen, einem dringenden Bedürfniß

ſolcher Gelehrten, die ihr Beruf zum Geſchäftsleben und die nöthigen Vorbereitungen dazu verhindern, ſich in die Tiefen der Speculation einzulaſſen, abhelfen, indem er ihnen dasjenige gibt, was das Intereſſe der Menſchheit und der Wiſſenſchaft ihnen immer nöthiger macht. Ohne einigermaßen mit den Lehren der kritiſchen Philoſophie bekannt zu ſeyn, dürfte es wohl nach einigen Jahren unmöglich werden, auch nur eine einzige Wiſſenſchaft gründlich und den Forderungen des Zeitalters gemäß zu erlernen.

Wer die Reſultate irgend einer Philoſophie populär machen will, muß ſich ihrer in jeder Hinſicht bemächtigt haben, ſie müſſen in ſein Weſen übergegangen, ſein reines Eigenthum geworden, mit ſeiner Individualität innigſt zuſammengeſchmolzen ſeyn, ſo daß er nur ſeinen Blick in ſich ſelbſt zu kehren braucht, um da ihren Geiſt in ſeiner ganzen Herrlichkeit und Größe zu erblicken. Für dieſen iſt es kein ge-

meines Geſchäft, der Ausleger fremder Meynungen zu ſeyn: denn auch hierin arbeitet ſein Geiſt frey, ſelbſtſtändig und nach eigenen Geſetzen. Wer ſich von dem Buchſtaben fremder Meynungen beherrſchen läßt, iſt in jeder Hinſicht für ſich ſelbſt und für die Welt verloren.

---

# Einleitung.

## Von der menſchlichen Natur und ihren moraliſchen Anlagen überhaupt.

# Einleitung.

## Von der menſchlichen Natur und ihren moraliſchen Anlagen überhaupt.

Der Menſch iſt unſtreitig ſich ſelbſt der würdigſte Gegenſtand der Betrachtung und des Nachdenkens. Er empfindet dieſes auch auf jeder Stufe der Cultur, auf der er immer ſtehen mag, wenn nur erſt das Bewußtſeyn ſeiner unabhängigen Exiſtenz bey ihm erwacht iſt, ſo lebhaft, daß allein das Gefühl eines Bedürfniſſes, das aus ſeiner eigenen Bruſt hervorging und ihn zu erdrücken drohte, ihn Anfangs ſich ſelbſt entreißen, in die Dinge, die ihn umgaben, zurückdrängen, und ihn hier ſo lange gefangen halten konnte, bis er endlich, müde der unbefriedigenden und troſtloſen Speculationen, auf die Stimme ſeines Herzens hörte, zu ſeiner Natur zurückkehrte, um nach ihrem Maaßſtabe die

Din-

Dinge zu würdigen und zu benutzen, und so Selbsterkenntniß zur Losung seiner Weisheit machte.

Schon sein organischer Bau verkündigt einen Liebling des Himmels — einen König der Erde, und scheint zur Achtung gegen ihn aufzufordern. Die Herrscherwürde, die in seinem Blicke schwebt, der Adel, der über seine ganze Gestalt ausgegossen ist, geben auch seiner thierischen Wirksamkeit einen Nachdruck und eine Leichtigkeit, einen Ernst und eine Vollendung, die den rohen Sohn der Natur zum Erstaunen über sich selbst wecken.

Fängt er aber erst an, sich als geistiges Wesen zu erkennen, als ein Wesen, das durch seinen Verstand und durch seinen Willen alles zu umfassen strebt, alles in seinem Strome mit fortreißt, das in Gedanken seine eigene Welt schaft und die wirkliche nach seinen Begriffen verändern, verschönern oder verwüsten kann: so wird es ihm bald natürlich, sich als den Mittelpunct von dem anzusehen, was um ihn her ist. Alles, was sich auf irgend eine Weise mit ihm vereinigt, als Gedanken, Gefühl oder Wunsch in ihn übergeht, muß sich mehr oder weniger aus ihm selbst heraus entwickeln und nachher wieder in eine Beziehung zu ihm treten, die nicht anders als ehrenvoll für ihn seyn kann. Was er denkt, ist mit dem lebendigen Gepräge seines Geistes gezeich-

gezeichnet; was er fühlt, trägt die Farbe seiner Empfindungsweise; er hat keinen Wunsch und kein Bestreben, die sich nicht von seinem Herzen losgewickelt hätten und darauf hinaus liefen, ihm sein eigenes Daseyn erhöhter und verschönerter wieder zu geben. Daher bildet sich schon frühe im innersten Heiligthum seines Herzens ein dunkles Gefühl seiner persönlichen Würde, — etwas werden zu können durch sich selbst, das Gefühl einer erhabenen Bestimmung, die sich auch da, wo ihr Begriff erst anfängt sich zu entwickeln, in einer feyerlichen Ahndung als etwas Großes und sehr Ehrwürdiges ankündigt, als das höchste Ziel, worauf alle seine geistigen Kräfte gerichtet sind, und wodurch sie mehr oder weniger wahren Wehrt erhalten, je nachdem sie inniger oder entfernter darauf hinwirken.

Von Natur ist der Mensch nichts; aber er hat von ihr die Weisung empfangen, alles zu werden. So wie die Organisation seines Körpers sich nach und nach aus sich selbst heraus bilden muß, eben so ist es mit dem, was er seine Seele nennt. Sie ist ein Inbegriff roher, in ihren Keimen verschlossener Anlagen, die durch innere Kraft und äußern Drang das werden müssen, was sie werden können. Nur die Zeit macht den gedankenreichen, gefühlvollen und weisen Mann. Bey den Meisten thut die Natur alles; durch die äußern Verhältnisse, in denen

sie

ſie ſich befanden, und einen inneren mechaniſchen Bildungstrieb ſind ſie geworden, was ſie ſind. Sie ſind gleichſam blinden Kräften zum Spiele dahin geworfen, die ſie nach Belieben mißhandeln oder in ihren Schutz nehmen, niederdrücken oder erheben. Aber auf dieſem Wege muß ſich doch mit der Zeit dasjenige Selbſtgefühl entwickeln, wodurch es ihm begreiflich wird, daß er durch eigene Thätigkeit etwas werden ſoll. Das Mißverhältniß, worin die Natur ſeine Anlagen gebildet hat, der auffallende Widerſpruch und der immerwährende Kampf zwiſchen ſeinen denkenden, fühlenden und begehrenden Kräften, und jeder einzelnen mit ſich ſelbſt, wecken in ihm das Bedürfniß, ihre Entwickelung ſelbſt zu leiten und ſie in harmoniſche Wirkſamkeit zu bringen, durch ein Letztes und Höchſtes, wozu alle Vermögen und Anlagen ſeiner Natur hinauf gebildet werden, und wodurch er eins wird mit ſich ſelbſt.

Dieſes Letzte und Höchſte im menſchlichen Herzen ſelbſt nachzuſuchen, in ſeiner Größe und Vortrefflichkeit darzuſtellen; die Art und Weiſe, wie ihm alles Andere untergeordnet werden müſſe, wie der Menſch ſich ſelbſt und die Sinnenwelt für ſeine Beſtimmung zu bearbeiten habe, zu erforſchen: das iſt der Gegenſtand, womit die Moral ſich beſchäftiget.

Sie betrachtet alſo den Menſchen von ſeiner erhabenſten und edelſten Seite, von einer Seite, die er nicht ohne Rührung und Bewunderung denken kann, von Seiten ſeiner Würde und Beſtimmung. Sie lehrt ihn ſich ſelbſt bilden und veredeln.

Um dieſes ganz und richtig zu faſſen; das, was gebildet werden ſoll, und den letzten Zweck, wozu es gebildet werden ſoll, zu begreifen: müſſen wir zuvörderſt auf die menſchliche Natur überhaupt einen Blick werfen, und ihre vorzüglichſten Anlagen und Kräfte, in wie fern ſie auf Moralität und Veredelung ſeines Weſens Einfluß haben, kennen lernen. Dadurch wird es uns möglich werden, ihr richtiges Verhältniß und die Erforderniſſe zu einer harmoniſchen Wirkſamkeit derſelben zu beurtheilen, und vorläufig einen Umriß deſſen zu entwerfen, was die Moral zu leiſten habe, wenn ſie ihrer hohen Beſtimmung, Bilderinn des Menſchen zu ſeyn, wehrt bleiben will. Dies wird auch um ſo mehr Bedürfniß ſeyn, da ſich durch falſche und einſeitige Begriffe ſo viele Verderbniſſe in die Sittenlehre und durch ſie in das menſchliche Herz eingeſchlichen haben.

Auf den erſten Anblick iſt der Menſch ein Thier. Wie das Thier tritt er ſchwach, hülflos und von jedem Zufalle abhängig ins Leben, ohne daß er ſich, außer ſeiner aufrechten Ge-

ſtalt, einer ſonderlichen Begünſtigung rühmen könnte; vielmehr ſcheint er in mancher Rückſicht hinter jenes zurück geſetzt zu ſeyn. Er klebt am Boden, der ihn gebar und ihm ſeine Nahrung gibt, hat thieriſche Bedürfniſſe, Empfindungen und Triebe, und ſteht unter der Vormundſchaft der Natur, die oft eine fürchterliche Gewalt über ihn ausübt, und ihn endlich unter ihren übrigen Zerſtörungen mit begräbt. Er iſt bemitleidenswürdiges Bild der Schwäche.

Aber das Thieriſche in ihm iſt mit dem Geiſtigen innigſt verbunden, ihm untergeordnet, und durch dieſe Miſchung zur Menſchlichkeit hinauf geläutert. Er hat höhere Anlagen, vermöge welcher er einer Beſtimmung fähig iſt; Anlagen zum Denken, zum Fühlen und zum Handeln. Seine Anfangs dunkeln Empfindungen ſtreben bis zur lichtvollen Klarheit des feinſten und höchſten Begriffes; ſeine Gefühle folgen den Begriffen im kühnen Schwunge nach; und all' ſein Handeln iſt zunächſt ein inneres, — Wunſch, Trieb, Tendenz ſeiner Natur. Als Menſch beſitzt er demnach das Vermögen, ſich ſelbſt und die Dinge, die um ihn her ſind, zu erkennen, ihre Beziehung auf ſeinen eigenen Zuſtand zu empfinden, angenehm oder unangenehm von ihnen gerührt zu werden, und darnach zu begehren oder zu verabſcheuen, ſeine

Kräfte

Kräfte zur Herbeyführung oder Entfernung gewisser Gegenstände in Wirksamkeit zu sehen.

Nur vermittelst der genauesten Vereinigung dieser verschiedenen Anlagen in seiner Natur ist der Mensch im Stande, durch sich selbst etwas zu werden. Sie sind deßwegen auch fest und unzertrennlich in ihm verbunden. Nehmen wir eine von ihnen weg, so ist sein Wesen zerstört, und er sinkt in die Klasse seelenloser Naturproducte zurück, die ohne Bewußtseyn und Selbstgefühl, nach unabänderlichen Gesetzen, zu derjenigen Vollendung hingezogen werden, die für ihre Art gehört. Gefühl ohne Erkenntniß wirkt einen blinden Instinct, bey welchem alle Wahl und alle Freyheit aufhören. Erkenntniß ohne Gefühl würde alle Bestrebungen und alles Handeln unmöglich machen. Das Gefühl ist das Band, das die beyden übrigen Vermögen des Menschen vereinigt, ihren gegenseitigen Einfluß, ihr Zusammenwirken zu einem Zwecke vermittelt, und jeder seiner innern Regungen in ihm selbst und in der Sinnenwelt lebendigen, schöpferischen Ausdruck gibt. Diese dreyfache Beziehung der geistigen Natur ist auch in jedem, der auf den Namen eines Menschen Anspruch machen kann, so hervorstechend, daß schon der gemeine Verstand zwischen dem Verständigen, Gefühlvollen und Edeln unterscheidet,

und diese Unterscheidung auch in den Sprachgebrauch niedergelegt hat.

Er besitzt zuvörderst die Fähigkeit zu denken und zu erkennen; sich von den Dingen, die um ihn her sind, und von seinen eigenen Zuständen und Veränderungen Vorstellungen zu bilden; diese auf die mannigfaltigste Weise zu verbinden oder zu trennen, und sich so zusammenhängende Einsichten zu erwerben. Alles dieses geschieht nach nothwendigen und unveränderlichen Gesetzen seiner Natur; und das große Product dieses Vermögens und seiner Wirksamkeit heißt: Wahrheit. Mancherley Kräfte lassen sich unterscheiden, die zu einer vollendeten Erkenntniß beytragen müssen: Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Verstand und Vernunft.

Alle Erkenntniß des Menschen ist zunächst: Erkenntniß der Sinnenwelt. An sie ist er durch dasjenige Vermögen gefesselt, welches freylich unter allen das niedrigste ist, aber sich doch am frühesten entwickelt. Von ihm empfängt er Eindrücke, wodurch sich ihm einzelne Gegenstände enthüllen, ihr Bild in seiner Seele abzeichnet. — Sinnlichkeit und sinnliche Erkenntniß.

Er verhält sich dabey zwar größtentheils leidend, die Natur wirkt auf ihn; aber dennoch ist er auch hier an gewisse Gesetze seines eigenen

Wesens

Wesens gebunden, die er nicht verläugnen kann, und denen sich alles unterwerfen muß, was für ihn erkennbarer Gegenstand werden soll. Es sind gleichsam die Formen, die er allem, was ihn berührt und was in ihn übergeht, aufdrückt, die sich im Augenblicke des Erkennens mit dem Erkannten aufs innigste vereinigen, und die er deßwegen auch in allem Wahrgenommenen wieder findet. Der äußere Umriß zu seiner Welt liegt in ihm selbst.

Vermittelst dieser Sinnlichkeit erkennt er nicht bloß die Dinge und Gestalten außer sich — äußerer Sinn —; durch sie stellen sich ihm auch die Eindrücke und Veränderungen von neuem dar, die sein Gemüth empfangen hat; er begreift sich selbst, seine Gedanken und Empfindungen; wird der stets gegenwärtige Zeuge jeder geheimen Regung seines Herzens — innerer Sinn —. Das allgemeinste Gesetz, das unsre Natur dem äußern Sinne vorschreibt, ist: daß er alles, was er vorstellt, als außer einander und an einem gewissen Orte befindlich, vorstelle. Jeder äußere, dem Menschen erkennbare Gegenstand erfüllt einen Raum. Eben so ist auch der innere Sinn einem Gesetze unterworfen: daß nämlich alle innere Erscheinungen des Menschen, die je zum Bewußtseyn gelangen sollen, in einer gewissen Zeit auf einander folgen, daß selbst die einfachste Empfindung sich in Momente ihres

Entstehens und Verschwindens theilen lasse. Auch die kühnste Einbildungskraft vermag es nicht, sich über diese beyden unabänderlichen Vorschriften der Natur zu erheben, etwas zu denken, das sey, ohne irgendwo zu seyn, das geschehe, ohne irgendwann zu geschehen.

Außerdem lehrt uns die Erfahrung noch einige nähere in der körperlichen Organisation gegründete Bestimmungen der menschlichen Sinnlichkeit kennen. Es sind die fünf verschiedenen Arten, nach welchen ein äußerer Gegenstand Eindrücke und Veränderungen in uns hervorbringt: das Gesicht, das Gehör, der Geruch, der Geschmack und das Gefühl.

Nicht jede sinnliche Erkenntniß erhebt sich zur völligen Klarheit und zum deutlichen Bewußtseyn ihres Gegenstandes; bey manchen wird das Gemüth vielmehr in sich selbst hineingetrieben, verweilt bey der bloßen Veränderung, die sein Zustand empfangen hat, und vermag es nicht, von dem Eindrucke zu dem, was er darstellen soll, überzugehen; seine Wahrnehmung schwebt auf der Oberfläche, gibt ihm nichts weiter zu erkennen, als daß in ihm etwas vorgehe und heißt: sinnliche Empfindung. Dies ist bey den Erzeugnissen aller übrigen Sinne der Fall, so lange sie noch nicht mit Gesichtsvorstellungen gepaart sind. Die letztern erst präs

gen die, ohne Haltung, umherschwebenden Empfindungen auf feste Puncte zusammen, geben ihnen Sinn und Bedeutung, führen uns auf die Gegenstände, die sich dadurch unserm Geiste enthüllen, und werden bestimmte Anschauungen von etwas, das außer uns da ist.

Das sinnliche Erkenntnißvermögen ist deßwegen auch nie bloß leidend, empfängt nicht nur das, was ihm von außen her dargeboten wird, sonst würde alles menschliche Wissen immer Empfindung bleiben, aus einem dunkeln Gewirre zerstreuter und regelloser Eindrücke bestehen, wodurch nichts erkannt und begriffen wird. Nur im innigsten Zusammentreffen des leidenden in ihm mit einer thätigen, bildenden Kraft entwickelt sich die Anschauung eines bestimmten, in sich vollendeten Gegenstandes, der von uns selbst und unserer Vorstellung unterschieden wird; da hingegen bey dem bloßen Eindrucke dieses alles in einander fließt. Diese letztere ist es, die den rohen und ungeformten Stoff, den die Empfindung darbietet, weiter verarbeitet, das Zerstreute sammelt, das Verschiedenartige verbindet, das Getrennte zusammensetzt, das Regellose ordnet, und so, nach unveränderlichen Gesetzen ihrer Natur, die in allen Menschen gleich sind, das Mannigfaltige in ein Bild vereinigt, das eine bestimmte Gestalt, Größe, Form und

Umriß hat *). Durch Leiden und Handeln, Empfangen und Bilden gelangt der Mensch zu der Vorstellung einzelner und zusammenhängender sinnlicher Gegenstände; erhält eine Welt außer sich und in sich, die er nun weiter zu seinen Zwecken bilden kann. Aber beydes ist so genau und fest in einander verschlungen, wirkt so schnell und plötzlich zusammen, daß es sich nur in Gedanken, nie aber in der Beobachtung von einander trennen läßt.

Sehr geringe würde indeß der Gewinn seyn, den der Mensch von seiner Sinnlichkeit zöge: wenn ihm jede Vorstellung, die sie ihm zuführt, gleich wieder entschwände, wenn er sich bey jedem Gebrauche, den er von ihr machen wollte, genöthiget sähe, erst von neuem wieder zu sammeln und zu verbinden. Die Einbildungskraft ist es, die ihn hier unterstützt und ihn dieser unaufhörlichen und trostlosen Mühe überhebt. Durch sie vermag er das, was einmal da war, wieder vor den Blick seiner Seele zurück zu rufen, und es auf die mannigfaltigste Weise nach eigenem Gefallen umzugestalten. Sie zeigt sich deßwegen bald als empfangendes, bald als bildendes Vermögen, je nach-

*) Man könnte sie sinnliche Bildungskraft des Erkenntnißvermögens nennen.

nachdem ſie entweder die ehemaligen Bilder, Eindrücke und Vorſtellungen feſthält und gelegentlich ins Andenken zurückbringt — Gedächtniß und Erinnerungskraft —; oder ſich an dieſen von neuem thätig beweiſet, ſie auf die mannigfaltigſte Weiſe zuſammenſetzt, trennt oder verbindet, einige Beſtandtheile wegläßt, andere hinzufügt und ſo ganz neue Geſtalten aus ihnen bildet, die aber nirgends als in unſerm Kopfe anzutreffen ſind.

Bey dieſem Letztern verfährt ſie mehr nach Willkühr und Abſicht, deren wir uns zwar nicht immer bewußt ſind, aber doch bewußt werden können. Oft indeß bilden ſich ihre Erzeugniſſe auch ganz unwillkührlich; beſonders da, wo die übrigen Seelenkräfte ruhen, und dann diejenigen Eindrücke wieder zum Vorſcheine kommen, die gerade die lebhafteſten ſind oder dem Geiſte noch am gegenwärtigſten vorſchweben, und ſich ſo zuſammenſetzen, wie es der Zufall mit ſich bringt. So iſt es im Traume und in denjenigen Augenblicken, wo wir uns, zur Erholung oder neuen Belebung des Gemüthes, ganz dem Gange unſrer Einbildungskraft überlaſſen. Daher auch die Regelloſigkeit, die ſonderbare Miſchung und das contraſtirende Zuſammentreffen der Bilder, die da vor unſrer Seele vorüber gehen.

Unermeßlich iſt das Reich der Gebilde, die die Phantaſie ſich ſchaft, und durch welche

ſie die Natur der Dinge bald verunſtaltet, bald veredelt, bald verdunkelt, bald wieder erhellt und verſchönert; ſo unermeßlich, als die mögliche Zuſammenſetzung aller, auch der feinſten Theile unſrer Sinnenwelt iſt. Die Erzeugniſſe der Einbildungskraft bleiben zwar gewöhnlich hinter der ſinnlichen Empfindung, in Anſehung ihrer Lebhaftigkeit, zurück; oft aber überſtiegen ſie dieſe weit, beſonders bey feurigen Temperamenten, in Krankheiten, die mit einer gewaltſamen Anſtrengung der inneren Lebenskräfte verbunden ſind, bey innerlichen Spannungen des Gemüthes und erhitzten Affekten, Furcht, Verlangen, Hoffnung, Schmerz und Liebe. Die Täuſchung geht hier nicht ſelten bis zur wirklichen Verwechſelung des Eingebildeten mit dem Empfundenen. Ihre herrſchende Richtung und durchgängige Stimmung erhält die Einbildungskraft überhaupt größtentheils vom Clima, Temperamente, Alter, der Lebensart, Erziehung und den äußeren Lagen, worin der Menſch ſich befindet; beſonders dann, wenn er ſich ihrem zufälligen Gange ganz überläßt. Er kann ihr aber auch ſelbſt den Gang vorzeichnen, den ſie in der Bildung ihrer Producte nehmen ſoll. Dies thun wir alle in den ſüßen Stunden, wo wir uns an ihren Spielen ergötzen, um durch ihren ſanften Zauber die traurige Wirklichkeit zu verſchönern, oder bey ihren genußvollen Träumen den Schmerz

betro-

betrogener Hoffnungen zu vergessen. Dies thut der Künstler, wenn er sich in seine Ideale vertieft, in dem Reichthume seines Herzens einen Zug nach dem andern, zur schönen Darstellung, hervorsucht, oder sich der Betrachtung entzückender Gegenstände hingibt, um sich zum eigenen Empfinden des Reizenden, Ausdrucksvollen und Erhabenen zu begeistern.

Die Einbildungskraft ist das sonderbare Vermögen des Menschen, das neben der feinsten Ausbildung auch der schrecklichsten Verirrungen fähig ist, das bey allen einflußreichen Thaten in der Menschengeschichte als eine der mächtigsten Triebfedern mit wirkte, und sich eben so sehr in den finsteren Geburten des Aberglaubens und der Schwärmerey, als in den edelsten Kunstwerken und im feurigsten Enthusiasmus für das Gute verewiget hat.

Alles bisher Dargestellte gehört indeß nur zum niedern Erkenntnißvermögen; in welchem das Eigenthümliche der menschlichen Natur noch wenig hervorleuchtet. Dies zeigt sich erst da, wo er anfängt, dasjenige, was Sinnlichkeit und Phantasie ihm darbieten, durch selbstthätige Kraft zu verarbeiten, nach den Gesetzen seiner eigenen Natur näher zu bestimmen, es zu einem Eigenthum seines Ichs zu machen, und ihm zum Zeichen davon den Character der Geistigkeit aufzudrücken. Er hat Verstand, als einen Theil

seines

seines höheren Vermögens, der seiner Erkenntniß größere Brauchbarkeit für das Leben, und ihm selbst edlere Bildungsfähigkeit gibt.

Das erste, womit sich der Verstand bey den sinnlichen Vorstellungen beschäftiget, ist: daß er sie noch einmal durchgeht, zergliedert, das Mannigfaltige, was in ihnen enthalten ist, vor's Bewußtseyn bringt; die einzelnen Merkmale, in die er sie auflöste, in Ansehung ihrer Einstimmung oder ihres Widerstreites, ihrer Annäherung oder Entfernung, mit einander vergleicht und einen Punct ausmittelt, worin alles zusammentrift, und woran sich die ganze Vorstellung heften läßt, die eben dadurch zum Begriffe wird. — Niederes Reflexions-Vermögen. — Der Gegenstand erscheint uns hier als ein einzelner, der für sich einen Begriff gibt; er wird gedacht.

Aber dieser Begriff ist nur ein individueller; es gibt überall nur einen Gegenstand, der ihm vollkommen entspräche. Der Verstand geht jetzt darauf aus, ihm mehr Allgemeinheit und umfassendere Anwendbarkeit zu ertheilen, daß eine Mehrheit der Gegenstände durch ihn zugleich gedacht werde. Er vergleicht in dieser Rücksicht die aufgefundenen Merkmale mit den Merkmalen andrer individueller Begriffe, um diejenigen, die gar keine Aehnlichkeit haben, aus dem Gedanken fahren zu lassen, und die ähnlichen in eine

Vorstellung zu verbinden. Hierdurch entsteht ein gemeinsamer Begriff, der alle diejenigen Gegenstände in sich schließt, die in diesen Merkmalen übereinkommen, und die deßwegen zusammen eine Art ausmachen. Auf diese Weise können wir mit den einzelnen Arten immer weiter verfahren, sie von neuem vergleichen und von neuem davon absondern; und unser Begriff wird immer höher, das heißt: er befaßt wenigere Merkmale, die aber auf mehrere Gegenstände passen, welche deßwegen zu einer Gattung gehören *). — Abstractions-Vermögen. —

Ist der Begriff gebildet und zur Deutlichkeit erhoben, so ist es leicht, ihn selbst wieder in seine Theile aufzulösen, seiner einzelnen Merkmale sich besonders bewußt zu werden, und sein Verhältniß zu diesen Merkmalen oder zu anderen Gegenständen und Begriffen, worin diese Merkmale

*) z. B. in dem Begriffe Mann lasse ich alles fahren, wodurch der eine sich vom andern unterscheidet, und halte bloß den Geschlechts-Character, worin alle übereinkommen, fest; er gilt deßwegen auch von allen Männern. In dem höhern Begriffe Mensch hingegen vergleiche ich auch das Weib mit, lasse den bestimmten Geschlechts-Character fahren, und sehe nur auf das, worin alle Menschen, ohne Unterschied, sich gleich sind. Ich habe offenbar wenigere Merkmale, aber mehrere Gegenstände, denen der Begriff angehört.

male enthalten seyn können, zu bestimmen, und ob dieses der Fall sey oder nicht, zu entscheiden. Auch diese Handlung unternimmt der Verstand — er urtheilt, legt das eine dem anderen bey, oder spricht es ihm ab; und seine Urtheile sind daher entweder bejahend oder verneinend. Wer leicht und richtig Begriffe bildet, wird auch leicht und richtig urtheilen, leicht und richtig merken, ob in dem, was er zusammengefaßt hat, dasjenige mit enthalten sey, was er jetzt sieht oder denkt. Das Urtheil ist Zurückgehen des Verstandes in sich selbst, Wiederauflösung des Verbundenen. Eine sehr schätzbare Fähigkeit, von der es allein abhängt, ob unsre Einsichten in uns selbst verschlossen bleiben, oder auch practisch werden und thätigen Einfluß in unser übriges Denken, Fühlen und Handeln gewinnen sollen.

Die meisten Menschen haben ihre Begriffe nicht selbst gebildet, sondern durch Conversation, Unterricht oder Lektüre von andern empfangen, und deßwegen wird es ihnen oft schwer, sie wieder aufzulösen und in Urtheile zu verwandeln. Ein glückliches Urtheil kann daher auch lediglich durch Uebung erworben werden, und ist immer das zuverläßigste Zeichen des Selbstdenkens.

Die Urtheilskraft hat es allein damit zu thun, daß sie untersuche: ob das eine Gedachte in dem andern enthalten sey oder nicht. Aber es lassen sich mehrere Beziehungen der Begriffe

und

und einzelner Gegenstände zu einander denken, nach denen sie einander beygeordnet sind, sich nur an gewissen Seiten berühren oder als Mittel und Zweck zu einander gehören. Und hier hat es mehr Schwierigkeit, ihr Verhältniß richtig zu bestimmen. Es kommt darauf an, einen höhern Punct auszumitteln, in welchem sie mit einander zusammenhangen, und durch welchen ihre gegenseitige Beziehung deutlicher werde. Auch dies ist Geschäft des Verstandes — höheres Reflexions-Vermögen *). — So wie der Verstand bey der niedern Reflexion die einzelnen Theile der sinnlichen Vorstellung durchging,

*) Der Mensch ist sterblich: ist ein gemeines Urtheil: und wenn ich den Begriff richtig gebildet, alles zusammen gefaßt habe, was zu ihm gehört: so habe ich natürlich auch Sterblichkeit mitgedacht, und das Urtheil ist leicht. Desto schwerer ist die Aufgabe: ein Reflexions-Urtheil zu bilden, z. B. Unmäßigkeit und Krankheit in ein Urtheil zu verbinden. Beyde Begriffe sind nicht in einander enthalten. Jetzt suche ich den Vereinigungspunct, und finde ihn in der Zeitfolge, und sage Unmäßigkeit bringt Krankheit zuwege. Hier geht das Urtheil dem Begriffe vorher; dort wurde das erstere aus dem letzteren gebildet. Man zieht dieses Reflexions-Vermögen gewöhnlich mit zur Urtheilskraft, und nennt es zum Unterschiede von jener, die die bestimmende heißt: die reflectirende Urtheilskraft.

ging, so geht er hier die zusammengehörigen Begriffe durch, um ihre Vereinigungspuncte zu entwickeln und sie in ein Urtheil zusammen zu fassen. Die Fähigkeit, leicht und glücklich zu reflectiren, scheint ausschließend eine Gabe der Natur zu seyn, an welcher, wenn die Anlage dazu fehlt, alle Uebung vergeblich ist. Ist die Reflexion mehr darauf gerichtet, die Aehnlichkeit mehrerer Vorstellungen oder Gegenstände zu entdecken: so heißt sie Witz; besonders wenn sie mit einer schnellen und lebhaften Einbildungskraft verbunden ist, die der Vergleichung hinreichenden Stoff darbietet. Geht sie aber mehr darauf aus, die Verschiedenheiten zu bemerken: so wird sie Scharfsinn genannt. Der erstere bildet das glänzende Genie, den schönen Geist; der letztere den weisen Mann und gründlichen Denker.

So groß und schätzbar indeß auch alle diese Fähigkeiten seyn mögen, die sich dem Menschen in seinem Verstande darbieten: so vermögen sie doch noch nicht, unsrer Erkenntniß ihre ganze Vollendung und diejenige Beziehung auf unsre Veredelung zu geben, deren sie fähig ist. Der Vernunft ist allein dieses hohe und würdige Geschäft vorbehalten. Sie ist es, die in all' unser Wissen, das ohne sie nur aus hingeworfenen und unzusammenhängenden Bruchstücken bestehen würde, Ordnung und Uebereinstimmung

bringt,

bringt, und es uns als ein harmoniſches Ganze zur Ueberſicht darlegt. Sie beſchäftigt ſich damit, die Begriffe des Verſtandes noch mehr zu erweitern, ihnen noch größere Ausbreitung zu geben, und Ideen — ſeine Urtheile noch vielfacher zu verknüpfen, in noch höhere Verbindungen zu bringen, und Schlüſſe — aus ihnen zu bilden. Sie ſteigt vom Einzelnen und Eingeſchränkten hinauf zur höchſten Allgemeinheit, zum Unbegränzten. Sie ſondert nicht allein, wie der Verſtand, dasjenige ab, worin die verglichenen Gegenſtände oder Begriffe verſchieden ſind, um dasjenige, worin ſie alle übereinkommen, als allgemeinen Character feſtzuſetzen; ſie faßt auch den innern Gehalt dieſer Merkmale zuſammen, und befreyt ihn von allen Einſchränkungen, läutert ihn von allen zufälligen Beſtimmungen, die ihm bey'm Einzelnen ankleben, und ſtellt ſo ein Letztes, Höchſtes und in ſich Vollendetes dar, aus dem ſich alles andere, durch geringe Modificationen, herleiten läßt, und das ſelbſt in keinem andern ganz enthalten iſt, über alles Sinnliche weit hinaus liegt, und deßwegen nie in ſeiner ganzen Größe und Vollendung begriffen werden kann, nie durch das, was es iſt, ſondern immer durch das, was es nicht iſt, gedacht wird. Sie betrachtet das Niedere als entſprungen aus dem Höhern, und ſo immer weiter bis zum Höchſten, und erkennt in dieſer Be-

ziehung diejenige Wahrheit, die ihr eine ewige ist. Durch sie geht der Mensch in seiner Wissenschaft von den einzelnen Sätzen zu einem höchsten Grundsatze zurück, leitet sie daraus her, und baut sich Systeme. Durch sie steigt er in der Natur von dem Begriffe des Weisen zu der Idee der vollendeten Weisheit; von dem Begriffe einer Erde zu der Idee einer Welt; von dem Begriffe der Macht zu der Idee der Allmacht; von dem Begriffe des Endlichen zu der Idee des Unendlichen, der Gottheit; von dem Begriffe des Sinnlichen zu der Idee des Uebersinnlichen, wohin keine Erfahrung reicht, das weit über jede Wahrnehmung hinaus liegt.

Der menschliche Geist bleibt indeß immer noch zu sehr an das Sinnliche gebunden, als daß die hohen und überschwänglichen Ideen der Vernunft ihn lange und anhaltend beschäftigen könnten. In dem ganzen Umfange seiner Erkenntniß sieht er sich vergebens nach etwas um, woran er sie anknüpfen, auffassen, und durch dessen Hülfe er sie sich, zum deutlichen Begreifen des in ihnen Gedachten, erläutere. Zu ihnen gesellt sich deßwegen die Einbildungskraft, um sie aus ihrem reichen Vorrath mit einer sinnlichen Hülle zu bekleiden, ihnen bestimmtere Gestalt und festern Umriß zu geben, sie dem menschlichen Denken und Empfinden näher zu bringen, unter gewissen Bildern darzustellen und sie dadurch in

das

das Leben einzuführen. So entstehen Ideale, als Erzeugnisse der Vernunft und Phantasie, in ihrer regelmäßigen Vereinigung, wo die erstere der letztern die Züge zu ihren Gebilden vorzeichnet — deren fast jeder Mensch eins, als den Gegenstand seines feurigsten Interesses, in seiner Brust umherträgt; die in allen unsern Beschäftigungen von so ausgebreiteter Wirksamkeit sind, zu allem unserm Denken und Thun den Maaßstab ihrer Würdigung hergeben, durch das stete Vorhalten eines nie ganz erreichbaren Zieles unsre Kräfte in unermüdeter Thätigkeit erhalten, uns so oft für die traurigere Wirklichkeit schadlos halten, und so viel zur Veredlung und Verschönerung des Lebens beytragen.

Jede Idee der Vernunft wird dem Menschen zum Ideale, so bald er anfängt, sich bey ihr etwas Bestimmtes zu denken. Selbst die Gottheit denkt er nicht anders als vermenschlicht, unter Bildern, die die Einbildungskraft dazu entwarf. Die Idee der Weisheit wird ihm zum Ideale eines Weisen.

---

Diese Fähigkeiten, die, zusammen genommen, alles Erkennen und alles Wissen des Menschen in sich schließen, weiter zu entwickeln, ihre feinern Modificationen noch genauer zu bestim-

men, würde der Abſicht der gegenwärtigen Darſtellung, die nur einen allgemeinen Umriß der menſchlichen Natur, in Beziehung auf Sittlichkeit, geben kann, entgegen ſeyn. Wer bewundert nicht ſchon hier den fein verſchlungenen Mechanismus unſers Geiſtes, das kunſtvolle Gewebe ſeiner Anlagen, wodurch er von der engſten Beſchränktheit des thieriſchen Lebens bis zur höchſten Gedankenwürde hinaufſteigt? Indeß ſehen wir bey dieſem allem noch kein Ganzes, keinen Zweck und keine Beſtimmung, die durch dieſe Fähigkeiten erreicht werden könnten. Der Menſch, bloß als denkendes und erkennendes Weſen betrachtet, würde oft unſre Bewunderung, nie aber unſre Achtung erwecken.

Aber ſchon bey dem erſten Erwachen eines Gedankens, ſelbſt bey dem erſten Eindrucke, den er von außen her empfängt, entwickelt ſich in ihm eine andre Anlage, die ihn ſeiner wahren Beſtimmung ſchon etwas näher führt.

Der Menſch fühlt: denn er hat Leben, ein Syſtem reger und wirkſamer, aber mannigfaltiger und verſchiedenartiger Kräfte, die in ihrer harmoniſchen Wirkſamkeit Lebenskraft heißen. In ſeiner Natur iſt zugleich eine Tendenz, dieſe Kräfte in dieſer Wirkſamkeit und in ihrem regelmäßigen Verhältniſſe zu erhalten; ſeine Lebenskraft ſoll ungehemmt fortdauern. Dahin ſtrebt er, ſich ſelbſt unbewußt, nach einem unverbrüchlichen

lichen Geſetze. Ihre jedesmalige Beſchaffenheit macht ſeinen innern Zuſtand aus, der durch alle ſeine körperlichen Veränderungen, Empfindungen und Gedanken, neue Beſtimmungen empfängt, die dadurch zu ihm in ein näheres Verhältniß treten, jene Wirkſamkeit aufhalten oder befördern. Dieſe Verhältniſſe und Beſtimmungen nimmt er wahr; er hat Gefühl. Was die Lebenskraft hebt, ſtärkt, reizt und befriedigt, das Ueberflüſſige fortdrängt und das Abgegangene wieder erſetzt, iſt angenehm, erweckt Vergnügen; was ſie hingegen aufhält, einſchränkt, ſchwächt oder ihr verkehrte Richtungen gibt, iſt unangenehm, ſchmerzlich.

Mannigfaltig ſind die Gefühle, deren der Menſch fähig iſt. Er fühlt zuvörderſt nicht allein das Angenehme oder Unangenehme ſeines eigenen Zuſtandes; auch der Zuſtand anderer empfindungsfähiger Weſen rührt ihn. Er hat nicht allein Selbſtgefühl, ſondern auch Mitgefühl (Sympathie), welches ſich entweder als Mitleiden oder als Mitfreude offenbart; je nachdem uns der Zuſtand andrer als angenehm oder unangenehm, als froh oder traurig erſcheint.

Dieſe Sympathie iſt eine eben ſo ſonderbare und auffallende, als eigenthümliche Anlage der menſchlichen Natur, wodurch ſie ſich über die Thierheit, die nur der Empfindung des eigenen Vergnügens und des eigenen Schmerzens fä-

hig ist, erhebt und die erste Stufe der Menschlichkeit betritt. Daß die Veränderung unsers eigenen Zustandes in ein Gefühl übergehe, ist begreiflich; unser Leben ward dadurch aufgehalten oder befördert. Aber desto unerklärbarer scheint es auf den ersten Anblick zu seyn, wie der Zustand eines andern in uns dieselben Gefühle der Freude oder der Traurigkeit erzeugen könne, da er doch gar keinen Einfluß auf unsere Lebenskraft äußert. Vielleicht würde sich dieses auch nie ereignen, wenn nicht die Phantasie dadurch in Bewegung gesetzt würde, einen unsrer eigenen ehemaligen Zustände, der mit dem des Leidenden oder Frohen Aehnlichkeit hat, wieder hervor zu bringen und der Seele zu vergegenwärtigen, wobey sich dann auch das Gefühl von selbst wieder entwickelt; nur in so fern verändert, in wie fern die Vorstellungen der Einbildungskraft gewöhnlich schwächer sind, als wirkliche Empfindungen und der Gedanke, daß wir doch eigentlich nicht selbst der Leidende sind, sich unaufhörlich dazwischen drängt und das Gefühl mildert. Daher kommt es auch, daß unser Mitgefühl gegen Verwandte, Freunde, gleichgestimmte Temperamente und Gemüthsarten, bey einer schnellen und lebhaften Einbildungskraft und bey solchen Ereignissen, die wir selbst erfahren haben, und die uns in einem hohen Grade rührten, am leichtesten und am stärksten aufgeregt wird, ohne jedoch die Höhe

des eigenen Gefühles zu erreichen. Es ist demnach eigentlich nur unser eigener Zustand, dessen Gefühl b y der Sympathie durch den Zustand eines andern in uns aufgeregt wird. Aber selbst die Anlage zu dieser Täuschung ist eine ungemein wohlthätige Veranstaltung der Natur, das sanfte und schöne Band, wodurch sie den Menschen an seines Gleichen geknüpft, das Interesse aller Empfindenden innigst in einander verschlungen und ihnen ihre Bestimmung zur Geselligkeit angewiesen hat.

Die verschiedenen Arten des menschlichen Gefühls hängen ab von der Verschiedenheit der lebenden Kräfte, die dabey beschäftiget, in ihrer harmonischen Wirksamkeit befördert oder aufgehalten werden. Der Mensch hat ein thierisches und ein geistiges Leben. Thierisches Leben ist regelmäßiges Zusammenwirken aller Kräfte, die zur Organisation und sinnlichen Empfindung gehören; das geistige aber besteht in der einstimmigen und geordneten Thätigkeit derjenigen Vermögen, die die geistige Natur des Menschen begründen. Eben so gibt es auch thierische und geistige Gefühle; Gefühle der Sinnlichkeit, der Einbildungskraft, des Verstandes und der Vernunft.

Die thierischen und sinnlichen Gefühle sind natürlich die ersten, die sich im Men-

schen entwickeln, und durch das ganze Leben auch gewöhnlich die größte Stärke behalten. Ehe sich noch ein Gedanke im kleinen Menschen bildete, hat er schon eine Menge von Eindrücken gehabt, die sich auf animalische Lebensempfindung beziehen und durch Gefühle dieser Art ankündigen. Das Daseyn und die Beschaffenheit der Dinge offenbaren sich ihm zuerst durch ihr Verhältniß zu seinem Zustande. Alles, was die Einstimmung der mechanischen und organischen Operationen, den leichtern Umlauf des Blutes, die Absonderung überflüssiger, die Veredelung roher Stoffe zu feinern, die Erneurung verzehrter Lebenskraft, die Stärkung der Empfindungsorgane und die Fähigkeit, äußere Eindrücke leicht und glücklich aufzufassen, befördert, ist sinnlich angenehm und erweckt thierisches Vergnügen; so wie das Gegentheil sinnlich unangenehm ist und thierischen Schmerz hervorbringt. Hierher gehöret das Vergnügen an der Stillung des Hungers und Durstes, die Geschlechtslust, der Wohlgeschmack einzelner Speisen und Getränke, das Angenehme und Belebende gewisser Farben und Töne, an Bewegung, Schlaf und Ruhe.

So wie der Mensch anfängt, seine Eindrücke und Empfindungen zu ordnen, mit selbstthätiger Geisteskraft zu bearbeiten, und die Welt um ihn her zu einem Gegenstande seiner Betrach-

trachtung zu machen: erwachen in ihm höhere Bedürfnisse und edlere Gefühle. Sie entspringen aus der Art, wie die Thätigkeit des Verstandes durch Vorstellungen belebt oder eingeschränkt wird, und sind eben so verschieden als die Verrichtungen und die Forderungen des Verstandes zu seiner angenehmen Beschäftigung selbst. Angenehm ist in dieser Hinsicht alles, was ihn reizt und aufregt, ihn zu einer mannigfaltigen, ausgebreiteten, aber doch auch verhältnißmäßig leichten, harmonischen und zweckmäßigen Thätigkeit veranlaßt.

Der Verstand ist zunächst Vermögen der niedern Reflexion über einzelne Gegenstände, die die Sinnlichkeit ihm darbietet; er geht darauf aus, sie, ihren äußern Bestimmungen und Merkmalen nach, aufzufassen und als Ganze in sich Vollendete zu begreifen. Aus der Leichtigkeit, womit diese Beschäftigung von Statten geht, entwickelt sich ein Gefühl, das als eins der edelsten, allgemeinsten und unveränderlichsten, tief in der menschlichen Natur und ihren ursprünglichen Anlagen gegründet ist; das Gefühl des Schönen oder das Wohlgefallen an äußeren Gestalten, an der Form und dem Umriß sichtbarer und hörbarer Gegenstände, entweder einzeln oder in ihrer Verbindung mit anderen betrachtet. Eine solche Beschaffenheit derselben, daß der Verstand beym Reflectiren, auch in den manni-

nigfaltigſten und verſchlungenſten Geſtalten, leicht eine Regel auffindet, wornach das Ganze, jedoch abſichtslos, ohne Zwang und beſtimmten Zweck gebildet zu ſeyn ſcheint, zarte Zuſammenſtimmung und Harmonie der Theile, leiſe, und doch bald merkbare Uebergänge vom einen zum andern, genaue und innige Verbindung zu einem feſten Puncte, worin alles gleichſam zuſammenfließt, erwecken das Gefühl einer ſtillen in ſich gekehrten Luſt, die, um ſo viel feiner und anhaltender iſt, je weniger ſie mit materiellem Genuſſe gepaart geht.

Die äußern Formen, Geſtalten und Verbindungen der Gegenſtände werden ihnen vom bildenden Theile unſrer Sinnlichkeit gleichſam aufgedrückt, wornach dann der Verſtand weiter über ſie reflectirt; und es iſt daher eigentlich Zuſammenſtimmung des Gemüths mit ſich ſelbſt, freyes, und doch geſetzmäßiges Spiel des Verſtandes und der bildenden Sinnlichkeit, was ſich uns im Schönheitsgefühle offenbart. Das Vergnügen iſt deßwegen auch mehr geiſtiger Art, verweilt bey dem bloßen Anſchauen und der ruhigen Betrachtung; ohne, wie das am Sinnlichangenehmen, nach körperlicher Vereinigung zu ſtreben. Oft wird indeß die Schönheit mit dem Reize, der mehr ſinnlich iſt, verbunden, und verwandelt ſich alsdann bey lebenden und empfindenden Weſen in Anmuth, die zum Wunſche des

Be-

Beſitzes und der gegenſeitigen Mittheilung einladet.

Das Schönheitsgefühl kann auf allgemeine Beyſtimmung rechnen, wenn es anders rein und von der Einmiſchung anderer Empfindungen geläutert iſt: denn es beruht auf einfachen und unveränderlichen Geſetzen unſrer Natur, die in allen Menſchen, ohne Ausnahme, gleich ſind.

Aber es gibt noch mehrere Verrichtungen des Verſtandes, die in ihrer einſtimmigen Belebung angenehme Gefühle erwecken, und ſich nicht ſo ſehr auf äußere Gegenſtände, als auf Gedanken und Begriffe beziehen. Was in dieſer Rückſicht angenehm oder unangenehm ſeyn werde, läßt ſich, bey der außerordentlichen Verſchiedenheit der Stärke oder Schwäche, der Lebhaftigkeit oder Trägheit, der Ausbreitung oder Einſchränkung des Abſtractions-Vermögens und der Urtheilskraft in einzelnen Menſchen, nur im Allgemeinen und für die gewöhnlichſten Fälle beſtimmen.

Was die Thätigkeit des Verſtandes verhältnißmäßig beſchäftigt, ihr hinreichenden, nicht leicht ermüdenden Stoff zur Bearbeitung darbietet, vergnügt. Daher das Wohlgefallen an der Mannigfaltigkeit in äußeren Gegenſtänden, Gedanken und Dichtungen, am Unerwarteten und Paradoxen; in wie fern nur die Auflöſung für die Kraft nicht zu ſchwer iſt, und keine gar zu große Verwickelung das

Ge

Geſchäft des Zuſammenfaſſens und Verbindens hindert.

Durch öftere und wiederholte Bearbeitung deſſelben Gegenſtandes geht das Intereſſe der Thätigkeit an demſelben verloren, ſie kann ſich nicht mehr hinlänglich wirkſam beweiſen; was ſie wieder aufweckt, belebt und in Bewegung ſetzt, erweckt daher Luſt. Dahin gehören: die Abwechſelung, das Neue, der Contraſt und die Zerſtreuung; in wie fern ſie den Verſtand leicht und glücklich von einem Gegenſtande zum andern überführen.

Aber der Verſtand fordert nicht nur Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, um beſchäftigt zu ſeyn; er geht auch darauf aus, ſie zu verbinden. Der Stoff, den er bearbeitet, muß daher ſo beſchaffen ſeyn, daß ſeine Thätigkeit ungehindert daran fortlaufe, daß ordnungsloſe Verworrenheit ihn in ſeinem Geſchäfte, Einheit ins Ganze zu bringen, nicht aufhalte. Darum wirkt bey ſchwachen und eingeſchränkten Köpfen das Alte und Gewohnte, bey regerer Geiſteskraft hingegen das Lichtvolle und Wohlgeordnete, das Ausgearbeitete, Treffende und Vollendete in den Werken der Kunſt, das Zuſammenſtimmende in Gedanken und Meynungen, Veranügen; da das Widerſprechende und Falſche alles Beſtreben der

thäti-

thätigen Kraft, die auf Harmonie und Uebereinstimmung dringt, gänzlich niederschlägt.

Die Vernunft ist das höchste und edelste Vermögen des Menschen; aus ihrer Aufregung und Beschäftigung entspringt auch die höchste und vorzüglichste Art des Gefühles: das Gefühl des Großen und Erhabenen, das oft wie mit Allgewalt unser ganzes Wesen erschüttert, und, während es uns auf der einen Seite demüthiget, auf der andern zu einer Höhe erhebt, wo wir glauben die Unendlichkeit an uns zu reißen. Ungewöhnliche Größen in der Natur, himmelan steigende Bergmassen, der weite Ocean, der gestirnte Himmel in seiner gränzenlosen Ausdehnung, sind Gegenstände, die der Verstand und die Einbildungskraft in ihrer Unermeßlichkeit vergebens zu erreichen streben, die uns immer wieder in uns selbst zurückdrängen und ein unangenehmes Gefühl unserer Kraftlosigkeit hervorbringen. Aber in eben dem Augenblicke werden wir uns auch der Vernunft und ihres hohen Vermögens bewußt, sich mit ihren Ideen weit über die Sinnenwelt zu erheben; ihre Thätigkeit wird geweckt, und zu jenen großen Darstellungen des Unendlichen und Uebersinnlichen fortgetrieben, die keine Erfahrung erreichen kann. Was von Seiten des Verstandes ein Beweis unsrer Schwäche war, verkündigt uns, als vernünftigen Wesen, eine Größe und Erhabenheit, hinter der

die

die Natur in ihren kühnsten Werken weit zurück bleibt.

Furchtbare Erscheinungen, überhangende, den Einsturz drohende Felsen, reißende Ströme, tiefe, finstere Abgründe, feuerspeyende Berge und Schrecken verbreitende Gewitter, zeigen uns, in der Gefahr, womit sie drohen, eine Uebermacht über unsre sinnliche Natur, die nicht anders als niederschlagend seyn kann, und erwecken Furcht und Entsetzen, mit ihnen aber auch zugleich die Erinnerung an das, was über alle Schreckniſſe der Natur erhaben ist, an die höhere Würde, die wir durch Vernunft und Freyheit besitzen, der nichts furchtbar seyn kann als das Laster. Was uns Anfangs enge beschränkte, regt nun die Empfindung unsers geistigen Lebens auf, setzt die Vernunft in neue Thätigkeit, und erweitert dadurch unsern Gesichtskreis ins Unendliche, und wird als Gefühl des Erhabenen in unserer eigenen Natur auf die Gegenstände übergetragen.

Auch die Phantasie kann noch eine eigene Quelle angenehmer oder unangenehmer Gefühle werden. Zwar sind ihre mittelbaren Wirkungen fast bey allen andern Gefühlen sichtbar, indem sie dieselben durch Wiedererweckung ehemaliger Vorstellungen entweder verschönert oder entstellt, bald mit angenehmen, bald mit unangenehmen Erinnerungen verbindet, und dadurch in

sie

sie die mannigfaltigsten Mischungen bringt; doch sind die Gefühle des Wunderbaren, Geheimnißvollen und Feyerlichen solche, die unmittelbar aus der Thätigkeit entstehen, worin sie durch gewisse Gegenstände mit der Vernunft gemeinschaftlich versetzt wird.

Das Wunderbare, was von den gewöhnlichen Gesetzen der Natur abweicht, hat an sich schon den Reiz des Neuen, Unerwarteten und Paradoxen, würde aber doch nie angenehm werden können, da es uns durch die Empfindung des Regellosen und Widersprechenden betäubt, und den Verstand in seinem Fortschreiten aufhält; wenn es nicht die Phantasie aufweckte, die nun in ein freyes Spiel versetzt wird, ihre mannigfaltigen Gebilde von der Geisterwelt nach Belieben auf das Sinnliche zu übertragen, ohne sich durch irgend etwas eingeschränkt zu sehen.

Nicht anders ist es mit dem Geheimnißvollen, das eben so wie das Wunderbare auf schwärmerische und ungebildete Menschen einen unbeschreiblichen Eindruck macht, weil es nichts zu denken, aber desto mehr zu träumen gibt.

Das Feyerliche hingegen ist mehr ein Gefühl gebildeter und durch große Vorstellungen genährter Seelen, und wird durch solche Gegenstände gewirkt, woran die Einbildungskraft ernste und erhebende, auch wohl furchtbare Gedanken zu knüpfen gewohnt ist, in denen sich unsere Kraft

und

und Ohnmacht zugleich darstellt, da die Vernunft zwar ihre Ideen schaft; aber der V... and vor ihrer dunkeln Unbegreiflichkeit gleichsam zurück schaudert und in eine Art von Erstaunen versinkt, welches noch dadurch vermehrt wird, daß die Einbildungskraft diese Ideen in der höchsten Schnelle, eine nach der andern, vor der Seele vorüber führt, und es nicht gestattet, auch nur bey einer einen Augenblick auszuruhen. Nur darf das Furchtbare an solchen Gegenständen nicht zu hervorstechend seyn; sonst tritt an die Stelle jener feyerlichen Gemüthsstimmung eine Bangigkeit, die die erstere ganz überwältigt. Feyerlich sind: die Dunkelheit der Nacht in ihrer ehrwürdigen Stille; die weiten Hallen alter halbversunkener Gebäude und gothischer Tempel; der Anblick einer in rührender Andacht verlorenen Versammlung; hier treibt überall die Phantasie ihr Spiel mit ernsten, großen, Ehrfurcht und Erstaunen erweckenden Bildern.

Auch das **Lächerliche** und **Naive** lassen sich noch zu denjenigen Gefühlen rechnen, die durch mäßige Beschäftigung der Einbildungskraft hervorgebracht werden; in wie fern diese sich mit dem Witze und Scharfsinne gemeinschaftlich anstrengt, gewisse räthselhafte und von den Regeln der Klugheit und conventionellen Anständigkeit abweichende Erscheinungen zu enträthseln und mit jenen Regeln in Einstimmung zu bringen,

gen, bis sie endlich durch die Entdeckung, daß es nichts war, überrascht wird, und die Spannung sich plötzlich in eine wohlthätige Ruhe verwandelt, die, nach einem großen Aufwande von Kraft, ungemein süß und belebend ist.

Alle bisher dargestellte Gefühle gingen hervor aus der lebendigen Beschäftigung einer einzelnen Kraft, setzten nur die Wirksamkeit derselben voraus, und konnten sehr wohl mit einseitiger Bildung bestehen. Am edelsten aber erscheint der fühlende Mensch da, wo er der harmonischen Thätigkeit aller seiner geistigen Kräfte, nach den Gesetzen ihrer Natur und im richtigsten Verhältnisse zu einander, innewird. — Wahrheitsgefühl. — Eine seltene Erscheinung unter den Sterblichen, denen Irrthum und Thorheit so oft ihr beschiedenes Loos, der Gegenstand ihres innigsten Vergnügens, zu seyn scheint. Es setzt voraus eine solche Ausbildung der Natur, wo jede empfindende, bildende und denkende Kraft nicht bloß in denjenigen Gränzen und mit denjenigen Bestimmungen wirkt, die ihr durch ihr eigenes Wesen angewiesen sind, sondern auch ihr Interesse mit dem Interesse aller übrigen vereinigt, mit ihnen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke arbeitet. Wenn deßwegen auch dieses hohe Gefühl in seiner ganzen Lauterkeit nirgends Statt finden sollte: so ist doch nicht zu läugnen, daß in der Menschheit die Anlage dazu, mit dem

Sinne für das Schöne und Groſſe innigſt gepaart, vorhanden ſey und immer mehr ausgebildet werden könne. Es kündiget ſich ſeinen Vertrauten an, als Gefühl der Befriedigung und der Ruhe bey allen Erſchütterungen und Revolutionen auf dem Gebiethe menſchlicher Meynungen, durch ſtille, geräuſchloſe Weisheit und unerſchrockenen Muth, ihre Bahn zu verfolgen. Wem nicht ſchon ein ſchwacher Funke davon ins Herz fiel, vernimmt ſeinen Geiſt nicht; wer es aber durch einen richtigen und geſunden Verſtand und durch Lauterkeit des Sinnes ſich errungen hat, der unterſcheidet es bald von der leidenſchaftlichen Hitze und dem wilden Enthuſiasmus der Schwärmerey.

---

Dieſe Beſtimmung der Eindrücke, Empfindungen und Gedanken, den Gemüthszuſtand ſo oder anders zu modificiren, angenehme oder unangenehme Gefühle zu erwecken, würde an und für ſich noch keine groſſe Veränderung im Menſchen hervorbringen, und ihn demjenigen Standpuncte, von welchem aus er durch ſich ſelbſt etwas werden kann, nicht im geringſten näher führen; wenn nicht jedes Gefühl auch zugleich mit einem Andringen innerer Kraft verbunden wäre, den Gegenſtand, der es erweckte, ſich näher zu bringen

und

und mit ſich zu vereinigen, oder ihn zu entfernen, zu begehren oder zu verabſcheuen, je nachdem es angenehm oder unangenehm war*). So wird dann das Gefühl das Band, das die beyden übrigen Vermögen des Menſchen, das des Erkennens und des Begehrens, mit einander verbindet, und ihn ſelbſt als ein vollendetes, mit der Natur zwar noch immer innig verkettetes und von ihr abhängiges, aber doch aus ſich heraus wirkendes und zu einer Beſtimmung anſtrebendes Weſen darſtellt.



*) Nur die Gefühle des Schönen, Wahren und Erhabenen machen davon eine Ausnahme, weil ſie, vor dem wirklichen Vorhandenſeyn ihrer Gegenſtände, nicht Statt finden können, und, ohne ein Intereſſe an der näheren Vereinigung zum materiellen Genuſſe zu verrathen, bloß bey dem innigen Anſchauen und der Betrachtung (dem formellen Genuſſe) verweilen, wozu es keiner Vereinigung bedarf. Das Wahrheitsgefühl ſetzt außerdem ſchon eine gewiſſe harmoniſche und mit ſich ſelbſt übereinſtimmende Bildung der Seelenkräfte voraus; das Wahre iſt ſchon gefunden, ehe das Gefühl erwachte, und kann ſich nicht inniger mit uns vereinigen, als es ſchon im Augenblicke des Findens ſelbſt geſchah. Was allenfalls daraus hervorgehen könnte, wäre weiteres Streben, ſeine Kräfte immer mehr zum gleichmäßigen Zuſammenwirken nach den Geſetzen ihrer Natur zu bilden.

Die Disposition zum Begehren gewisser Gegenstände, die den Lustsinn befriedigen, heißt: Neigung; die wirkliche Richtung der Kraft auf einen von diesen Gegenständen ist der Trieb dazu. Die Befriedigung oder Nichtbefriedigung eines oder mehrerer Triebe verändern immer den Zustand des Menschen, und geben dem Gefühle eine herrschende, bald ruhigere, bald heftigere Stimmung, den Affect. Freude, Fröhlichkeit, Entzücken, Traurigkeit, Gram, Kummer, Furcht, Entsetzen, Verlangen, Hoffnung, Liebe, Haß und Reue sind die allgemeinsten Arten davon.

Gelangen die Triebe und Affecten zu einer vorzüglichen Stärke und längern Dauer: so entstehen Leidenschaften, die alsdann mit überwältigender Macht das ganze Herz ausfüllen, alle übrigen Triebe von ihrem Interesse abziehen und für sich in Bewegung setzen, die Gesundheit und oft das Leben des Menschen zerstören.

Der Mensch, in wie fern er nur denkt und fühlt, ist ein mechanisches, der Natur und ihren Gesetzen unterworfenes Wesen; seine Einsichten richten sich nach den Regeln des Wahren, seinen natürlichen Anlagen, seiner Empfindungsweise und seinen Fähigkeiten, nach der Stärke oder Schwäche, nach der größern oder geringern Reizbarkeit des thierischen und geistigen Lebens. Er kann nicht anders denken und fühlen, als

wie

wie die Natur es ihm vorschreibt, nichts anders für wahr halten, als wozu sie ihn leitet. Aber so bald als begehrende Kräfte in ihm sich regen, tritt er in seine eigene Sphäre, und vermag auch nun, seinen Neigungen gemäß, seinem Denken und Fühlen andre Richtungen zu geben, den Sinn für das Schöne, Große und Wahre zu bilden. Hier wird uns die Menschheit erst vorzüglich wichtig, weil nun ihre eigentliche moralische Natur anfängt, die durch das Uebrige nur eingeleitet und vorbereitet wurde. Hier müssen wir sie in ihren mannigfaltigen Bestrebungen und Trieben kennen lernen.

Vergnügen, angenehmes Gefühl, Bedürfniß des Lebens sind die Quelle aller wesentlichen und ursprünglichen Triebe der menschlichen Natur, die daher, eben so wie jene, bald thierischer, bald geistiger, bald selbstsüchtiger, bald wohlwollender Art sind, je nachdem sie aus dem körperlichen oder geistigen Leben hervorgehen, sich auf den eignen oder fremden Zustand beziehen.

Die thierischen Triebe sind auf die Befriedigung gewisser Naturbedürfnisse des sinnlichen Menschen, auf diejenigen Gegenstände, gerichtet, die durch Beförderung und Erhöhung der körperlichen Lebensempfindung angenehme Gefühle rege machen. So ist im Menschen ein Trieb nach Thätigkeit, Bewegung und Ruhe, nach Sättigung, Geschlechtsverbin-

dung und belebender Beſchäftigung der Empfindungsorgane.

Der Menſch ſtrebt zunächſt nach ſinnlicher oder körperlicher Thätigkeit. Dies iſt einer der nothwendigſten und wirkſamſten Triebe ſeiner Natur: weil die Bewegung der körperlichen Organe, woraus er entſpringt, mit der Lebenskraft aufs genaueſte verbunden und ihre natürlichſte Aeußerung iſt. Die Erfahrung lehrt ihn auch als einen ſolchen kennen, der bey allen Menſchen, ohne Ausnahme, ſich zeige; auch da, wo jede Rückſicht auf den Nutzen, der etwa davon zu erwarten wäre, wegfällt, ja wo der Gedanke an den letztern noch nicht einmal Statt finden kann. Dahin gehören ſowohl die Spiele und kleinen Beſchäftigungen des Kindes, als bey Erwachſenen die mannigfaltigen und ſinnreichen Erfindungen gegen die lange Weile, die überhaupt eine der drückendſten Empfindungen iſt. Alles will beſchäftigt ſeyn; nur freylich nach dem verſchiedenen Maaße der Kräfte, die er dazu in ſich vorfindet, ein jeder auf verſchiedene Art; der eine mäßiger, der andre ſtärker, der eine leichter und flüchtiger, der andre angreifender und ausdaurender. Thätigkeit iſt Fortſetzung des Lebens; gänzliche Ruhe, Tod der Natur. Selbſt die Indolenz des Pflegma's ſtreitet ſo wenig gegen die allgemeine Herrſchaft dieſes Triebes, daß ſie vielmehr einen Beweis dafür

für abgibt: denn eigentlich iſt es doch nur ein geringerer Grad von Thätigkeit, die nach ſeiner körperlichen Beſchaffenheit für ihn Bedürfniß iſt, was er ſucht.

Die Wirkungen dieſes Thätigkeitstriebes ſind im Ganzen für das menſchliche Geſchlecht und für jeden Einzelnen ſehr wohlthätig geworden. Er half ihm ſeinen Wohnplatz verſchönern, die Annehmlichkeiten des Lebens vervielfältigen und ſeine Anlagen cultiviren; er iſt es noch immer, der ihn in der abſichtsloſen Entwickelung ſeiner Fähigkeiten auf ſeine Beſtimmung vorbereitet und ihn bis zu dem Puncte hinaufbildet, wo Erziehung und Vernunft ihn aufnehmen. An und für ſich ſelbſt iſt dieſer Trieb unbeſtimmt, er verlangt nur eine ihm angemeſſene Beſchäftigung; welche Richtung er nehmen, auf welche Gegenſtände er vorzüglich verfallen werde, hängt vom Zufalle, den Umſtänden, die auf ihn wirken, und den übrigen Trieben ab, mit denen er ſich in einem und demſelben Menſchen verbunden hat. Hierauf kommt es auch an, ob er nicht oft für die menſchliche Wohlfahrt mehr verderblich als wohlthätig werden ſolle.

So lange die Thätigkeit noch keinen ihr angemeſſenen Stoff hat, woran ſie ſich äußeren könne, wird ſie natürlich auf dasjenige verfallen, was ſie an andern wahrnimmt, dasjenige nachbilden, was andre vor ihr verrichteten. Eben

ſo iſt es in den Augenblicken der Zerſtreuung, des Nachdenkens und des unwillkührlichen Handelns überhaupt, wo die Phantaſie, da der Verſtand irgendwo anders hingerichtet iſt, ſich ſelbſt überlaſſen, uns leicht in Anſehung unſers Zuſtandes täuſcht, den eines andern an ſeine Stelle ſetzt, und uns aus dieſem heraus handeln läßt; woraus ſich dann nach und nach durch Gewohnheit ein eigener Trieb, andern nachzuahmen, hervorbildet. Der Trieb zur Thätigkeit wird nun Nachahmungstrieb, und zeigt ſich als ſolcher vorzüglich bey Kindern, bey Menſchen von ſchwachem Verſtande und lebhafter Einbildungskraft, aber auch bey wahren Originalen, wenn ſie auſſer ihrer Sphäre ſind, und bey denkenden Köpfen, die ſich oft im Zuſtande der Zerſtreuung befinden.

Spiele jeder Art bieten dem ſinnlichen Menſchen eine leichte und unterhaltende Beſchäftigung dar, die, beſonders nach anſtrengender Arbeit, ſehr willkommen ſeyn muß. Außerdem iſt die Mannigfaltigkeit der durch das Spiel aufgeregten Affecten, ihre ſchnelle Abwechſelung und Aufeinanderfolge ungemein belebend. Daher die Neigung zum Spiele, die wieder nur eine in der Natur gegründete Modification des Thätigkeitstriebes iſt, und ſich bey Menſchen jeder Art, Weiſen und Thoren, Kindern und Alten, Gebildeten und Ungebildeten, ſtär-

ker

ker oder mäßiger, offenbart; auch dann, wann wir von dem Interesse der Gewinnsucht noch absehen. In wie fern indeß manche Spiele mehr auf leichte und unterhaltende Geistesbeschäftigung angelegt sind: gehört der Trieb zu ihnen schon mehr zur geistigen Natur des Menschen.

Aber auch Ruhe ist ein allgemeiner Wunsch des menschlichen Herzens, der, vom Throne herab bis in die Hütte des Bettlers, alles in Bewegung setzt, und auf den jede angestrengtere Thätigkeit, jeder größere Aufwand von Kraft oft ausschließend berechnet ist. Hier scheint die Natur sich selbst zu widersprechen, die doch Thätigkeit an sich schon als Bedingung des Lebens will. Genauer betrachtet ist indeß auch dieser Trieb nichts anders, als wieder eine besondere Modification jenes großen Grundtriebes; indem er entweder ein Streben nach einer geringen und leichteren Art von Thätigkeit ausdrückt, oder darauf gerichtet ist, neue Kräfte zu sammeln, ihren durch Ermüdung aufgehaltenen Fortgang wieder herzustellen und der Zerstörung vorzubeugen. Er kann ausarten, und alle willkührliche Thätigkeit bis zur dummen Indolenz vernichten; aber auch dann ist er nur Hingabe an die thierischen Lebensverrichtungen, die aus der körperlichen Complexion, dem Temperamente und der Verweichlichung entspringt.

Die Absonderung überflüssiger und drängender Stoffe befördert eine ungehindertere Wirksamkeit der übrigen Lebenskräfte, und wird in so fern, besonders wenn sie mit einer sanften und gleichförmigen Erschütterung der Empfindungsorgane verbunden ist, eine Quelle mehrerer Triebe, die aber größtentheils bloß organisch sind, und von denen nur der Geschlechtstrieb, der schon mehr zur thierischsinnlichen Natur gehört, und mit Bewußtseyn wirkt, hier bemerkt zu werden verdient. Seine Reize sind zwar nicht so ausdauernd und ununterbrochen wirksam, wie die des Triebes nach Thätigkeit, sondern nur momentan, steigen aber oft zu einer solchen Stärke, welche, in Ansehung ihres Einflusses auf Geist und Körper, kein anderer Trieb erreicht, und die, besonders beym weiblichen Geschlechte, in melancholischen Wahnsinn, Wuth und Raserey, die bis zum Selbstmorde gehen, ausarten kann. Außerdem gibt es auch wohl keinen einzigen Trieb, dessen Verirrungen für die menschliche Natur so gefährlich und zerstörend, für den ganzen Character von so verderblichen Folgen, und deßwegen für die Moral so wichtig wäre, wie dieser.

Die Nothwendigkeit, die verzehrten oder abgegangenen Kräfte wieder zu ersetzen, weckt die unmittelbarsten Lebensbedürfnisse, Hunger und Durst; woraus der Trieb zu ihrer Befriedigung, zur Sättigung hervorgeht. Er ist,

wie

wie der Geſchlechtstrieb, nur momentan und von auſſerordentlicher Stärke, wie, aus ſeinem genauen Zuſammenhange mit der Fortdauer oder Zerſtörung der Maſchine einleuchtet; aber gleichwohl ſind ſeine Aeußerungen nicht von einer ſo betäubenden und gewaltſamen Lebhaftigkeit. Der Hungernde kann vieles wagen, aber er hat doch erſt kaltblütig reſignirt und handelt mit Bewußtſeyn; nur der erhitzte Wollüſtling hat alle menſchliche Beſinnung abgelegt.

Einige Arten, wie dieſer Trieb nach Sättigung befriedigt werden kann, ſind überdem noch mit einem belebenden Reize und einer ſanften Erſchütterung derjenigen Nerven verbunden, die dabey berührt werden, und hierdurch erhält er neue Beſtimmungen, die über die Gränzen des Bedürfniſſes hinausgehen, Wohlgefallen an ſeiner Befriedigung und das Verlangen erwecken, dieſe auf die angenehmſte und genußvollſte Weiſe zu bewerkſtelligen. Leckerhaftigkeit und Gefräßigkeit ſind die gröbſten Ausbrüche davon.

Das Reizende, Geſchmückte und Prächtige bringen angenehme Gefühle hervor, indem ſie die Empfindungsorgane, als die edlern Theile der thieriſchen Lebenskraft, unterhalten, ſtärken und in ein leichtes Spiel verſetzen; daher die Prachtliebe, in wie fern ſie nicht bloßes Erzeugniß der Ehrbegierde iſt, auch noch zu den

ſinn-

ſinnlichen Trieben der menſchlichen Natur gehört. Aber ſie iſt ſchon feinerer und edlerer Art, da ſie näher an das geiſtige Leben gränzt. Sie zeigt ſich in den mannigfaltigen Ausſchmückungen roher und gebildeter Völker, und in dem Beſtreben, Gegenſtänden des Genuſſes auch die Reize für die Sinne zu geben, in den verſchiedenen Arten des Luxus.

Auch die Verſtandesgefühle gehen über in Tendenz zu demjenigen, was die Bedürfniſſe ſeiner Fähigkeiten und Funetionen befriedigt. Die daraus entſpringenden Triebe laſſen ſich alle auf den Erkenntnißtrieb oder die Wißbegierde zurückführen, von welcher ſie nur verſchiedene Richtungen und nähere Beſtimmungen ſind, die aus der Natur des Einzelnen hervorgehen.

Der Trieb zur Erkenntniß befaßt alle Gegenſtände, die die Thätigkeit des Verſtandes befördern, ihr einen mannigfaltigen, aufreizenden und leicht zu bearbeitenden Stoff darbieten. Er iſt auch in allen Menſchen vorhanden, in denen die Verſtandesfähigkeit nur eben erwacht iſt, und gehört mit als Bedingung zum geiſtigen Leben.

Bey ſchwachen Köpfen äußert er ſich als Trieb zum Alten und Gewohnten. Ihre Empfänglichkeit iſt auf wenige Gegenſtände eingeſchränkt, ihr bildendes Vermögen iſt ſchwach

und

und verträgt keine Anstrengung; darum kehren sie so gerne zu demjenigen wieder zurück, was sie schon oft gedacht und geordnet, und in dessen Bearbeitung sie schon einige Fertigkeit erlangt haben. Daher die außerordentliche Gewalt, womit Gewohnheit und frühere Eindrücke sich des menschlichen Herzens bemächtigen und seine ursprünglichen Triebe stärken, schwächen oder gänzlich vernichten. Daher die Anhänglichkeit an das Alte, die bey vielen Menschen oft so groß ist, daß die deutlichsten und einleuchtendsten Wahrheiten nicht dagegen zur Sprache kommen können, und die größten Aufopferungen geliebter Wünsche, selbst Gefahren, freudig dagegen übernommen werden. Diese Anhänglichkeit wird um so viel stärker, je mehr die Phantasie angenehme und reizende Nebenvorstellungen damit verbunden hat.

Da indeß der Verstand sich doch nicht immer mit denselben Gegenständen beschäftigen kann, ohne endlich ihrer ganz überdrüssig zu werden, und das Bedürfniß einer leichtern Beschäftigung noch immer fortdauert: so gesellt sich zu jener Gemächlichkeit und Trägheit gegen alles, was höhere Anstrengung fordert, gewöhnlich Neubegierde in kleinen und alltäglichen Angelegenheiten, lebhaftes Interesse für die Geschichten des Tages und die Märchen des Kreises, in welchem wir leben. Doch scheint auch

bessern

beſſern Köpfen dieſe Neigung oft eigen zu ſeyn, die darin eine Art von Erholung nach angreifender Beſchäftigung ſuchen.

Mit mäßigen Kräften, aber einer flüchtigen, immer auf der Oberfläche ſchwebenden Thätigkeit des Verſtandes, iſt gewöhnlich ein Trieb zum Mannigfaltigen und zur Abwechſelung, ſowohl in Gedanken und Meynungen als auch in äußeren Gegenſtänden, verbunden. Menſchen dieſer Art haben eine rege Empfänglichkeit für Geiſtesbeſchäftigung; ſie iſt ihnen ein ſo dringendes Bedürfniß, daß die lange Weile ihnen unter allen am empfindlichſten wird. Aber daher kommt es auch, daß faſt mit jedem Augenblicke neue Bedürfniſſe in ihnen aufſteigen. Die tief eingehende Bearbeitung, die vollendete Entwickelung eines ſchon halb gebildeten Gedankens hat zu wenig Reiz für ſie, und erfordert auch wirklich mehr Reife des Geiſtes, um ihnen ſo viel Unterhaltung zu geben, als ſie verlangen. Ihr lebhaftes Temperament reißt ſie von einem Gegenſtande zum andern fort; ein flüchtiger Blick läßt ſie geſchwinde etwas faſſen, aber nicht lange feſt halten; ihr Verſtand iſt mehr lebhaft als ſcharf und durchdringend. Deßwegen zeigt ſich auch vorzüglich bey glücklichen Köpfen und glänzenden Genie's dieſer Trieb zur Abwechſelung und Veränderung in ihren Gedankenreihen, ein unwiderſtehlicher Hang zu rauſchenden, und viele

leichte

leichte Ideen herbeyführenden Zerſtreuungen. Sie greifen gleich jeden neuen Gedanken, jede neue Anſicht auf; um ſo mehr, je unerwarteter, raſcher und auffallender der Uebergang dazu iſt. Paradoxieen ſind ihnen, als eine unterhaltende Beſchäftigung des Witzes und des Scharfſinnes, beſonders angenehm. Indeß findet ſich dieſer Trieb doch auch bey ſolchen Menſchen, denen es ſowohl an Lebhaftigkeit als an Energie des Geiſtes fehlt, und die ſich für das Neue und Unerwartete nur darum intereſſiren, weil ſie ſich für nichts anders intereſſiren können.

Da Verſtand und Vernunft gewöhnlich ſo ganz und innig in einander greifen, daß der aufmerkſamſte Beobachter ihre Wirkungen nicht immer zu unterſcheiden vermag: ſo hat die letztere an den genannten Trieben ſchon mit ihren Antheil. Indeß äußert ſie ſich im Begehrungsvermögen noch vorzüglich durch das Beſtreben, das Gedachte und Erſehnte zu einem Ganzen zu verarbeiten, und ihm diejenige Vollendung zu geben, die eines vernünftigen Menſchen würdig ſeyn könnte, Ordnung, Uebereinſtimmung, Würde und Feſtigkeit in unſer Denken und Handeln zu bringen. Ein Trieb, der ſich in der Folge noch deutlicher als die eigentlich moraliſche Anlage des Menſchen offenbaren wird.

Alle dieſe Triebe und Beſtrebungen gehen unmittelbar aus der menſchlichen Natur und den

Bedürfnissen ihrer thierischen und geistigen Lebenskraft hervor. Bey einiger Bildung des Verstandes wird er aber auch bald auf die Mittel aufmerksam, durch deren Besitz und Gebrauch er sich die Befriedigung derselben am sichersten versprechen darf. Und nun entstehen in ihm neue Bedürfnisse, neue Triebe, die Anfangs bloß mittelbar sind, sich aber hernach allmählig in der Seele festsetzen und in den Regionen dunkler Empfindungen so weit verlieren, daß ihre Bestimmung ganz aus dem Gedanken verschwindet und Mittel und Zwecke in einander fließen.

Auch der rohe Verstand hat bald die Erfahrung gemacht, daß der Besitz oder das Eigenthum die ausschließende Bedingung alles Genusses sey, und strebt deßwegen nach allem, wodurch er sich dessen versichern kann. Im geselligen Leben ist das Geld als formelles Substitut des materiellen Eigenthums, um den gegenseitigen Verkehr und die Austauschung der gewonnenen Producte, und also die vielseitige Befriedigung unserer Bedürfnisse zu befördern, eingesetzt. Daher der Erwerbungstrieb oder die Gewinnsucht, jene gewaltige Triebfeder, die durch alle Stände hindurch wirkt, alle Kräfte in Bewegung setzt, und alle Veranstaltungen, die die Natur zur Geselligkeit getroffen hat, so oft wieder fruchtlos macht. Das Geld, an und für sich betrachtet, würde nie unser Wohlgefallen

und

und das Streben nach seinem Besitze in einem so hohen Grade erwecken; aber das Geld, als Mittel, sich jeden Genuß zu verschaffen, sich alles dessen zu versichern, was das Leben verschönern und seine Annehmlichkeiten erhöhen kann, das ist es, was jenes rastlose Arbeiten der Menschen rege macht, das keine Hindernisse scheut, sich durch keine Gefahren abschrecken läßt. Wenn es auch eine bekannte Erfahrung ist, daß die gewinnsüchtigsten Menschen gewöhnlich am wenigsten genießen: so ersetzt bey diesen die Vorstellung dessen, was sie genießen könnten, auch dann, wann sie bewußtlos, und ohne merkliche Empfindung davon, ihrer Seele vorüber geht, den wirklichen Genuß. Der Anblick des Geldes weckt eine Menge sich anschließender Phantasiebilder auf, und veranlaßt die Täuschung, als ob es selbst der Gegenstand ihrer Freude wäre.

Nicht anders ist es mit dem Ehrtriebe. An und für sich würde uns das Urtheil der Menschen über unsre Vollkommenheit oder Schwäche, unsern Wehrt oder Unwehrt äußerst gleichgültig seyn, und zu unsrer Lebensempfindung nichts beytragen können; wenn nicht anderweitige Genüsse dadurch verstärkt oder geschwächt würden; wenn nicht andre Triebe da wären, deren Befriedigung von der Herrschaft abhängt, die wir über die Meynungen und die Herzen der Menschen behaupten. Die geheime und öffentliche Aner-

kennung unſrer Vorzüge intereſſirt uns, weil ſie uns dieſe Vorzüge lebhaftet zu fühlen gibt, dasjenige, was wir genießen, unſerm Geiſte mehr vergegenwärtigt, uns eine gewiſſe Erhabenheit, nicht bloß über ſinnliche Gegenſtände, ſondern auch über Geſchöpfe unſrer Art gibt, wodurch wir gleichſam aus ihrer Sphäre hinausgerückt werden und eine Gewalt über ihre Kräfte erhalten, die es uns leicht macht, unſre übrigen Wünſche zu befriedigen. Das iſt es, was uns mehr oder weniger fühlbar vorſchwebt, und in jedem nicht ganz Empfindungsloſen den unermüdbaren und unverdroſſenen Eifer erhält, andrer Beyfall und Achtung zu erſtreben. Zahllos und unendlich verſchieden ſind die großen und kleinen, die weiſen und thörigten, die edeln und verabſcheuungswürdigen Thaten, wozu Menſchen durch das Verlangen, ſich in den Augen anderer bedeutend zu machen, begeiſtert wurden, die alle in verſchiedenen Richtungen von dieſem einem Puncte ausliefen, und ſich als Großmuth oder Grauſamkeit, Edelſinn oder Falſchheit, hohen Trotz oder feige Liſt, kühne Entſchloſſenheit oder ſchlaue Niederträchtigkeit offenbarten; je nachdem ſie von der Weisheit oder von der Thorheit erzeugt waren und genährt wurden. Ein intereſſantes Schauſpiel ſich drängender und gegen einander kämpfender Kräfte, das die Menſchengeſchichte uns hier darſtellt!

Ein

Ein freyer und ungeſtörter Gebrauch unſrer eigenen Kräfte, eine ungehinderte Richtung derſelben, wohin wir wollen, die durch gar keine äußere Gewalt eingeſchränkt werde, die fortdaurende harmoniſche Wirkſamkeit alles deſſen, was zu unſerm thieriſchen und geiſtigen Leben gehört, ſind die vorzüglichſten Bedingungen, das Angenehme zu empfinden und mit uns zu vereinigen, und erwecken deßwegen den Trieb zu ihrer Erhaltung und Beförderung, ſo bald ſie nur als ſolche erkannt ſind. Daher der Enthuſiasmus, worin das bloße Wort Freyheit feurige Köpfe ſo leicht verſetzt; die Allgewalt, womit der Gedanke an ſie auf die Herzen der Gebildeten und Ungebildeten wirkt, und ſie zu den kühnſten Unternehmungen auffordert, den drohendſten Gefahren entgegen führt; der wilde Trotz und die kalte Reſignation, womit der Sclave ſeine Feſſeln trägt, und ſie bey der erſten Ausſicht, daß es ihm gelingen werde, von ſich abzuſchütteln ſucht. Die Einbildungskraft drängt bey dieſem Gedanken gleich eine Menge von Vorſtellungen zuſammen, die die ſüßeſten und theuerſten Güter des Lebens umſchließen. Das Gefühl eines angebornen und unveräußerlichen Rechtes ſcheint hier auch mit zu wirken. Nur da, wo der finſterſte Aberglaube, thieriſche Dummheit oder der ſchrecklichſte Despotismus dieſes Gefühl erſtickt, jede Erhebung der Phantaſie über den Kreis ſichtbarer

Gegenſtände niedergeſchlagen, oder ſie ſelbſt, durch Richtung auf ſinnloſe Gegenſtände, gelähmt hatten, konnte der Menſch ſeine Anſprüche auf eine durch die Geſetze einer rechtmäßigen Staatsverfaſſung geheiligte Freyheit aufgeben, und der Unterjochung ſeiner Vernunft, ſeines Gewiſſens und ſeiner körperlichen Kräfte geduldig zuſehen, wodurch die Menſchheit in ihm gänzlich abgewürdiget wurde.

Nicht anders iſt es mit dem Leben. Auch bey dem unglücklichſten Menſchen hat die Vorſtellung von dem vielen Schönen und Frohen, das es in ſich vereinigt, eben ſo vielen Antheil an ſeiner Todesfurcht, als der Schrecken der Zerſtörung ſelbſt. Für das Leben wagt er alles, und ein kaltblütiger Entſchluß zum Selbſtmorde kann nur aus dem höchſten Grade der Hoffnungsloſigkeit und der gänzlichen Verzweifelung, noch etwas Erfreuliches und Angenehmes von ihm erwarten zu dürfen, aus dem widerſinnigen Gedanken, alles verloren zu haben, hervorgehen.

Freyheit und Leben ſind alſo zwar keine angeborene, aber doch ſehr weſentliche Triebe der menſchlichen Natur; ſie entſpringen aus der ſinnlichen Wahrnehmung ihres Einfluſſes auf Lebensgenuß.

In dem Triebe, ſich an dem, der ihn kränkte, zu rächen, zeigt ſich der Menſch von einer ſehr niedrigen Seite; von einer Seite, wo ſeine

Natur

Natur an Inhumanität gränzt. In ihm offenbart sich am deutlichsten die Gewalt, womit dunkle Eindrücke ihn nicht selten gegen die lichtvollsten Einsichten des Verstandes fortreißen. Rache ist oft weiter nichts als gedemüthigtes Ehrgefühl, das von seiner Ohnmacht wieder aufsteht, um es dem Beleidiger, der einen gewissen Triumpf über uns erhalten zu haben scheint, fühlen zu lassen, daß wir nicht unter ihm sind. Oft ist sie aber auch ein dunkler Andrang der Natur, uns der Beeinträchtigung unsrer wahren oder erträumten Rechte zu widersetzen, ein eingebildetes Mittel, sie zu verhüten oder wieder gut zu machen, das fast immer zu spät kommt, und nichts weniger als seinen Zweck erreicht, aber dennoch, weil die Vorstellung davon unentwickelt bleibt, auch gegen die deutlichsten Einsichten des Verstandes etwas Unwiderstehliches hat.

Der Mensch ist nicht bloß ein eigennütziges, er ist auch von Natur ein geselliges Wesen; er besitzt nicht allein die Anlage zur Selbstsucht, die Einbildungskraft hat auch, durch Hülfe der Sympathie, den Zustand des andern an seine eigene Lebensempfindung gebunden. Daher entstehen neue Triebe, die mehr geselliger Art sind, sich auf andre empfindungsfähige Wesen beziehen, und das Bestreben bey uns erwecken, ihren Zustand zu verbessern, sie selbst uns näher zu bringen, zu einem gegenseitigen Genusse, zur

innigsten Theilnahme und Mittheilung mit uns zu vereinigen, und so die schönsten Verbindungen des Lebens schließen.

Ein gewisser allgemeiner **Trieb des Wohlwollens** gegen andre, Mitempfindung ihres Leides und ihrer Freude und der daraus entstehende Wunsch, jenes zu vernichten und diese zu erhöhen, ist der menschlichen Natur in dem Grade eigenthümlich, daß er nur durch gänzliche Verbildung, den traurigsten Einfluß der Umstände und durch absichtliche Bemühung, aber auch dadurch noch nicht ganz, ausgerottet werden kann. Die Zeichen ihrer widrigen oder frohen Empfindungen, der Anblick der Gegenstände, die diese rege machten, erinnert uns an unsern eigenen ehemaligen Zustand, und bringt dadurch in uns ähnliche Gefühle hervor. Das Bestreben, diese, wenn sie unangenehm sind, zu entfernen, und im entgegengesetzten Falle zu verstärken, richtet sich alsdann natürlich auch auf die veranlassende Ursache, die in dem innern Zustande des andern liegt, und wird Trieb des Wohlwollens. Da uns dieser Zustand des andern nie ganz gleichgültig seyn kann, und entweder von der einen oder von der andern Seite zum Mitgefühle auffordert: so findet dieser Trieb, der der menschlichen Natur so sehr zur Zierde gereicht, auch immer Gegenstände, die ihn aufregen und wirksam erhalten können. Von der Lebhaftigkeit und Schnelligkeit

ligkeit der Einbildungskraft, von der mehr oder minder reizbaren Empfindlichkeit des Gemüthes, und von der Stärke, womit äußere Eindrücke in uns übergehen, hängt indeß die Gewalt ab, die er über das Herz behauptet.

Vorzüglich äußert sich dieses Wohlwollen gegen diejenigen, die vorher selbst unsre Wohlthäter gewesen sind. Wir fühlen uns hier, oft uns selbst unbewußt, veranlaßt, eine genauere Verbindung zwischen uns und ihnen zu denken, welches allmählig zur Fertigkeit wird, in jede Empfindung hinüber schleicht und ihr eine andre Gestalt gibt. Eine wohlthätige Selbsttäuschung, auf die es die Natur selbst angelegt zu haben scheint, und die sich durch keine Vernünfteley so leicht wegdisputiren läßt. Daher kommt es, daß uns der Uebergang von dem Zustande unsers Wohlthäters zu unserm eigenen ehemaligen viel leichter wird, das Mitgefühl mit größerer Stärke wirkt, und die daraus entstehenden Entschließungen und Handlungen eher herbey führt. So bildet sich der natürliche Trieb zur Dankbarkeit gegen Wohlthäter, die nicht so sehr Ausdruck der Anerkennung seiner Wohlthaten, als vielmehr eine höhere Art der Sympathie und daraus hervorgehende Handlungsweise ist. Er wird uns nun selbst interessanter, wir freuen uns, ihn um uns zu sehen: weil sein Anblick die Phantasie wieder auf

all' das Gute und Erfreuliche richtet, das uns von ihm wiederfährt und uns mit Wohlgefallen daran erinnert. Der Trieb zur Dankbarkeit ist also eine nothwendig erfolgende Tendenz der geselligen Natur des Menschen, und kann auch schon in einem Gemüthe Statt finden, dem reine Moralität noch fremd ist; ein gänzlicher Mangel daran wird, als die höchste Rohheit und Inhumanität, verabscheut.

Empfindungsweisen, Denkarten, Gefühle, Gesinnungen und Grundsätze, die den unsrigen ähnlich sind, oder sich wegen einer gewissen Verwandschaft, oft auch wegen eines leichten und sanften Contrastes, an die unsrigen anschließen, und sich unvermerkt mit ihnen zu einem harmonischen Ganzen vermischen, erleichtern ebenfalls den Uebergang von dem Zustande andrer zu unserm eigenen, und befördern dadurch die Mitempfindung, bringen seine Leiden und Freuden unserm Herzen näher, und erwecken das Bestreben, nicht allein seine angenehmen Empfindungen zu vermehren, sondern uns auch selbst genauer und inniger zum gegenseitigen Genusse mit ihm zu vereinigen. Die Theilnahme des einen an den Begegnissen des andern wird nun selbst Gegenstand unsers Wohlgefallens, dringendstes Geistesbedürfniß und feurigster Wunsch. Der Freund gibt seinen Freund sich selbst von seiner schönsten und edelsten Seite wieder, oder

er ergänzt die Mängel seines Herzens aus der Fülle seines eigenen. Daher der Trieb zu uneigennütziger Freundschaft, die auf gleicher oder sich annähernder Stimmung der Seele ruht, und deren Bedürfniß sich in jedem Menschen offenbart, der seine Gefühle einigermaßen cultivirt hat.

Die Vermischung der Freundschaft mit dem Geschlechtstriebe und ihre Richtung auf einen Gegenstand des andern Geschlechtes bringt Liebe hervor. Diese Vermischung ist aber so fein nüancirt und so mannigfaltig in einander geschlungen, daß es auch dem scharfsinnigsten Menschenkenner schwer fällt, beyde von einander zu trennen, ihren wechselseitigen Beytrag abzusondern, und darnach ihre eigentliche Entstehungsgeschichte im menschlichen Herzen zu verzeichnen. Hierzu kommen noch die Gefühle der Schönheit und des Reizes, die in der Liebe von einem mächtigen aber äußerst zufälligen Einflusse sind, und unter welchen besonders das letztere fast in jedem Menschen verschieden ist und durch verschiedene Gegenstände bewirkt wird. Dadurch wird dann die Einbildungskraft zu einem so mannigfaltigen und regellosen Spiele mit den üppigsten und kühnsten, den sanftesten und feurigsten Bildern veranlaßt, daß diese Leidenschaft fast in jedem Herzen eine andre Gestalt gewinnt, die Gefühle und Wünsche immer dunkler macht, und die Liebens-

den nie ſelbſt wiſſen, was ſie wollen. Daher wurden denn auch die übertriebenen Behauptungen veranlaßt, nach welchen man dieſe, in der That humane Neigung, in der die Natur den rohen Geſchlechtstrieb durch Sympathie veredelte, bald zu dem erſtern wieder herabwürdigte, bald zur höchſten Platoniſchen Empfindeley exaltirte. Uebrigens aber ſcheint die geiſtige Natur des Mannes und des Weibes abſichtlich zu einem gegenſeitigen Anſchließen eingerichtet zu ſeyn, um durch die genaueſte Verbindung ein vollendetes, ausdrucksvolles Ganze darzuſtellen, diejenige Vereinigung zu befördern, in der der Menſch allein die Bildung empfängt, die ſeiner hohen Natur würdig und ihr angemeſſen wäre.

Der längere und öftere Umgang, gegenſeitige Hülfe und daraus entſtehende Dankbarkeit, leichtere Angewöhnung an die Denkungsart, die Meynungen und Handlungsweiſen gewiſſer Menſchen, die Schickſale, die uns gemeinſchaftlich trafen, die mannigfaltigen Gelegenheiten, ſich einander mitzutheilen und ſeine Theilnahme zu beweiſen, tragen insgeſammt dazu bey, dem Mitgefühle den Weg zu bahnen, und das Band der Liebe und des Wohlwollens ſo feſt als möglich zu knüpfen. Daher die Liebe naher Verwandten, der Geſchwiſter, Eltern und Kinder unter einander, und die größere Sympathie, die ſich

ſo

sowohl bey frohen als traurigen Ereignissen in diesen Verhältnissen offenbart.

---

Alle diese Triebe sind dem Menschen in verschiedenen Mischungen eigenthümlich; sie setzen zuerst seine Kräfte in Bewegung, um sich her und auf sich selbst zu wirken, sich Gegenstände des Genusses zu verschaffen, und der Welt, die ihn umgibt, eine neue, seinen Wünschen angemessene Gestalt anzuformen; sie bilden den Kreis um ihn her, in dem er thätig seyn, und den er nachher immer mehr, bis ins Unendliche, erweitern kann.

Durch sie geht der Mensch, wenn der leitende Verstand nun hinzu kommt, über die Mittel ihrer Befriedigung raffinirt, und sie selbst, zur Beförderung eines gemeinschaftlichen Interesses, in nähere Verbindung rückt, aus der Classe gemeiner Naturproducte hervor, die erste, obgleich noch niedrigste Stufe seines Daseyns zu betreten, ein für sich bestehendes, aus sich selbst heraus wirkendes, durch eigene Kraft bildendes Wesen zu werden.

Und doch würde er noch wenig seyn, wenn er hier ewig festgehalten, hier ewig stehen zu bleiben, durch ein unerbittliches Schicksal gedrungen würde. Nur wenig mehr wahren Werth, als

als die übrigen Erzeugnisse der Natur, würd
er besitzen; da er doch von ihr seine ersten Ein
drücke empfinge, da sie ihm seine Empfindungen
Begriffe, Gefühle und Wünsche darreichte, un
nachher weiter ordnete, bestimmte und ihnen di
jenige Richtung gäbe, die sie nehmen und imme
behalten sollen; da er bloß von ihrer Hand g
leitet, erhoben oder mißhandelt würde, wie e
ihren Launen genügte. Seine Herrschaft würd
er nur unter ihrer Vormundschaft treiben, un
bey all' seiner vermeinten Größe und Kraft doc
ein Spiel der Nothwendigkeit bleiben, ohne ei
genen, festen, durch sich selbst bestehenden un
unerschütterlichen Willen, der ihn allein sic
wiedergeben könnte.

Seine Neigungen, Wünsche und Bestre
bungen sind, so wie sie sich von Natur in ihm
entwickeln, nichts mehr und nichts weniger, al
die Folge seiner körperlichen Constitution und de
zufälligen Mischung seiner thierischen und geisti
gen Lebenskräfte; daher nirgend sich gleich, in
verschiedenen Menschen überall einander wider
strebend und sich selbst vernichtend. Er würd
sie zwar durch seinen Verstand leiten und einan
der unterordnen können, aber auch hier, von de
Schöpferinn seines Verstandes, dem ewigen Zu
sammenhange der Dinge gemäß, genöthiget.
Und wenn es dies noch allein wäre! Jede dieser
Neigungen hat auch ihre besondere Richtung un
ihr

ihr besonderes Verhältniß zu den übrigen in seiner Natur. Sie stehen schon von selbst im auffallendsten Widerstreite, der durch gereifte Erfahrung, erhöhte Cultur und geweckte neue Bedürfnisse nur noch mehr gereizt, noch lebhafter und auffallender gemacht wird; die eine scheint es auf die Zerstörung der andern angelegt zu haben, um es dem Menschen bey allem seinem Philosophiren über Glückseligkeit empfinden zu lassen, daß er, ohne etwas Höheres und Edleres, nie eins mit sich selbst seyn könne. Alle Maximen und Grundsätze, die er sich entwirft, um sie zum ruhigen Genusse in ein richtiges Verhältniß zu bringen, sind veränderlich; und so oft ein neuer Wunsch in ihm erwacht, oder ein alter mehr Lebhaftigkeit gewinnt, sieht er sich genöthigt, sie wieder mit neuen zu vertauschen. Und so geht es immer fort in einem unaufhörlichen Kreislaufe, bis er von diesem mühvollen Kampfplatze betrogener Wünsche und getäuschter Hoffnungen abtritt.

Ueberwiegende Stärke einer Neigung, Nachgiebigkeit gegen sie, und öftere Befriedigung erheben sie zur Leidenschaft, zu einem unwiderstehlichen Hange, der alles mit sich fortreißt, mit gränzenloser Gewalt auf das Herz wirkt, die größten Unordnungen und Verwüstungen anrichtet, oft all' seinen Frieden zerstört, ihn der

Muth,

Muthlosigkeit hingibt, und den Kreis seines Handelns zum freudenlosen Schauplatze der größten Verwirrungen macht. Oft erreicht sie diese Gewalt nicht, und wirkt mehr auf die Gemüthsstimmung selbst wieder zurück, um als innere Bewegung (Affect), mit noch größerer Regellosigkeit, seine Freuden bald zu befördern, bald, gänzlich zu vernichten, seiner Ruhe noch gefährlicher zu werden, und ihn so immer fort mit Beschämung auf sich selbst hinsehen zu lassen.

Betrachtungen dieser Art müssen es dem Menschen bald zu einer wichtigen Angelegenheit machen, seine Kräfte, innere Triebe und Bewegungen der Vormundschaft der Natur und jener blinden Regellosigkeit zu entreißen, ihnen eine harmonische Richtung, ein übereinstimmendes Verhältniß und eine gewisse Vollendung zu geben, die ihn zum Gegenstande seiner eigenen Achtung machen könnte. Die Menschheit hat auch von je her, so bald es ihr ihre übrige Cultur nur möglich machte, dieses, als das Einige, was ihr Noth sey, dunkel gefühlt. Und diesem dunkeln Gefühle verdanken wir so manchen zarten Ausspruch des reinen Herzens und so manche entzückende Betrachtung der Weisen unter dem Volke über das Schöne und Gute.

Hier

Hier ist Moralität, als menschliches Bedürfniß und menschliche Bestimmung, schon deutlich und unwidersprechlich angekündigt.

Die besondern Triebe jedes einzelnen Menschen machen seinen besondern natürlichen Character aus, der nie bloß in sich verschlossen bleibt, sondern bald in Handlungen übergeht, die auf das Wohl und die Zufriedenheit andrer Menschen einfließen, sie hindern oder befördern, und jene wieder zu Handlungen veranlassen, die mit seinem Glücke aufs genaueste verbunden sind. So entstehen neue Kämpfe und Verwirrungen, woraus die Forderung hervorgeht, den besondern natürlichen Character zu einem allgemeinen Menschen-Character hinauf zu bilden, und ihm dadurch äußere und innere Consistenz zu geben.

Lange hat diese Aufgabe die Köpfe und Herzen der Besserdenkenden beschäftigt, denen das, was die Menschheit und ihre großen Anlagen betrift, wichtig war. Aber von der hier gegebenen Ansicht, die am ersten hätte aushelfen und auf dem kürzesten Wege zum Ziele führen können, war am wenigsten zu hoffen, weil man sie sich selten nahe genug vor den Blick der Seele brachte; und vielleicht würde man nie zu befriedigenden Aufschlüssen über des Menschen wahre

Be-

Bestimmung gekommen seyn, wenn nicht eine andre auffallendere und dem Herzen näher liegende Erscheinung die Sache in ein helleres Licht gesetzt hätte.

Es ist das sittliche Gefühl, das sich hier mit einer Macht und Würde ankündigt, die die Stimme jeder ihm entgegenstehenden Neigung überwältigt, sich in ehrwürdiger Größe über alles andre empor hebt, und den Menschen gleichsam in eine höhere Welt versetzt.

Die Betrachtung menschlicher Charactere, Gesinnungen und Handlungen wird uns im gesunden Zustande des Herzens nie ganz gleichgültig und ohne Theilnehmung lassen; und wenn wir uns auch aller anderen Rücksichten entschlagen könnten: so wird doch der Mensch, als handelndes Wesen, nie aufhören, unsre Aufmerksamkeit und unser Interesse zu fesseln. Gewisse Ausbrüche von Neigungen und Trieben, oder auch diese Triebe selbst, mit gewissen Bestimmungen gedacht, werden uns mit lebhaftem Abscheu erfüllen, auch dann, wenn sie sich in unserer eigenen Brust regten, unser ganzes Herz erfüllten, und unsre besten Kräfte belebten. Der Character der Verworfenheit und Nichtswürdigkeit ist ihnen so lebhaft, so empfindbar aufgedrückt, daß er sich eher selbst verachten als jene

billi-

billigen könnte, wenn ein geheimer ähnlicher Wunsch in ihm sich regte. Bey allen äußerlichen Zeichen der Schonung oder wohl gar des Beyfalles, womit die große Welt und der herrschende Ton sie aufnehmen, ist doch etwas in uns, was uns den Menschen, der ihnen huldigt, als innerlich verachtungswürdig darstellt; wenn auch seine übrigen Geisteskräfte noch so glänzend und ausgezeichnet wären.

Dagegen gibt es auch wieder Richtungen gewisser Triebe, Gesinnungen und Handlungen, die, selbst dann noch, wenn sie in der Welt ihr Glück ganz verfehlen sollten, ungemein rührend sind, bey denen wir nicht ohne eine stille Ehrfurcht verweilen können; und je mehr die Welt ihre Ansprüche demüthigt, ihre Absichten verkennt und mißhandelt, den hohen und freyen Geist, der darin weht, zu unterjochen strebt, desto größer wird unsre Achtung und Bewundrung; desto mehr scheint uns der Mensch hier gleichsam eine Erscheinung aus einer andern Welt zu seyn, die über die gegenwärtige sichtbare weit erhaben ist. Die Geduld mit Bedrängnissen, die Gerechtigkeit mit großen Versuchungen, und den aufopfernden Edelmuth mit Schwierigkeiten und verschlossenem Grame kämpfen zu sehen, das ist ein Anblick, der uns ein lebendigeres Gefühl menschlicher Würde ins Herz strömt, und uns am stärksten

davon überzeugt, daß der Mensch größer sey als die Natur, wenn er diese Gesinnungen äußert und nach diesen Grundsätzen handelt.

Eben dieses bestätigt auch die Erfahrung an unserm eigenen Verhalten. Das Bewußtseyn, manche Handlungen verübt zu haben, demüthigt uns tief, erfüllt uns mit Schaam und Betrübniß, wirft uns zur Selbstverachtung und zu einem gänzlichen Versinken des Geistes daniedr. Bey andern überströmt uns die Erinnerung mit durchdringender Freude, die den ganzen Geist belebt, jede Kraft verjüngt und aufregt. Wir fühlen uns da unendlich erhaben; es ist kein Preis in der Welt, um den wir eine solche That hingeben möchten; wir sind uns in gewissem Sinne mehr, als alle Welt uns geben kann, groß und göttlich durch uns selbst, das, was wir seyn sollen, noch nicht deutlich gekannt, aber wahr und lebendig gefühlt haben.

Noch heller und aufklärender zeigt sich diese Erscheinung, wenn wir eine Handlung mit Besonnenheit unternehmen wollen, und unter mehrern möglichen Grundsätzen und Handlungsweisen zu wählen haben. Ein inneres du sollst schlägt alle Ansprüche der heftigern Neigungen darnieder und reißt uns auf dasjenige hin, was unsrer Natur das Angemessenste, Edelste und

Wür-

Würdigste ist. Hier ist nicht mehr bloße Rührung; hier ist lebendige Herzenssprache, heiliges Gebot eines innern Richters, der, ohne Rücksicht auf Vortheil und Sinnenlust, sein majestätisches Gesetz in seiner ganzen Ehrwürdigkeit ankündigt, durch sich selbst, ohne fremder Unterstützung zu bedürfen, befiehlt, unsre Achtung gewinnt, und beym sittlichguten Menschen Triebfeder seiner Handlungen wird.

Man hat diese Erscheinungen unter dem Namen des moralischen Gefühles zusammengefaßt: weil sie von einem Gefühle eigener Art belebt oder doch begleitet sind. Indeß ist es doch mehr als bloßes Gefühl; es ist ein nur nicht ganz entwickeltes und deutlich gedachtes Urtheil des gemeinen Verstandes über das, was Pflicht und Recht ist, gebietender Ausspruch des Herzens von dem, was geschehen soll, und, ohne Verläugnung und Wegwerfung unsrer Menschenwürde, nicht unterlassen werden kann. Dies bringt erst jene hohe Empfindung hervor, gibt ihr Gewalt und Ansehen, als Herrscherinn über alle andre Gefühle und Neigungen aufzutreten und sie ihrem Bildungsgesetze zu unterwerfen.

Man kann sie deßwegen auch den moralischen Urtrieb der menschlichen Natur nen-

nen, der ſich von allen andern Trieben darin wesentlich unterſcheidet, daß er nicht, wie ſie, aus einem Gefühle des Angenehmen oder Widrigen entſpringt, ſondern dem Gefühle der Achtung, das ihn begleitet, immer vorhergeht und es erſt erzeugt. Er iſt hohes, allgewaltiges Streben zur Veredlung, das allein auf ſich ſelbſt ruht, durch nichts anders geleitet und hervorgebracht wird; ſondern ſich ſelbſt und alles andere leitet, alles hervorbringt, was am Menſchen wahren Wehrt hat. Er iſt, als Grundtrieb, feſt in unſre Natur gewebt, und hat nichts ſich zu legitimiren, als die höchſte, einzige Würde der Menſchheit, die durch ihn verſiegelt wird. Wenn die Pflichtbefolgung, die er fordert, auch das ganze Glück des Menſchen zerſtören und ihn ſelbſt unter den Trümmern ſeiner Ruhe begraben ſollte, ſo würde er ihm nichts deſto weniger heilig bleiben, ſo lange noch Achtung ſeines Herzens ihm etwas wehrt iſt, ſo lange er noch nicht aufgehört hat Menſch zu ſeyn.

Alle übrigen Triebe machen unter ſich ein Ganzes, eine zu einander gehörige Claſſe menſchlicher Beſtrebungen aus, die aus einer gemeinſchaftlichen Quelle, der Selbſtliebe oder dem Wunſche des Wohlſeyns, herfließen; und davon ſind auch die, die ſich auf das Mitgefühl gründen, nicht ausgenommen. Bey allen iſt der Wunſch,

Wunsch, etwas Drückendes oder Unangenehmes zu entfernen, sichtbar und hervorstechend. Ihre eigentliche Natur, das Band, das sie vereinigt, ist Eigennutz; und man kann sie deßwegen unter dem Namen des eigennützigen Triebes zusammenfassen. Ihm steht der moralische, als Pflichtgebot, oder der uneigennützige gegen über; er kennt keine Rücksicht auf Vergnügen; rein und lauter, auf seine eigene Würde gestützt, geht er aus der moralischen Menschennatur hervor, und gebietet innere Achtung des Guten, Liebe der Tugend, um ihrer selbst willen. Der eigennützige Trieb erweckt bloß einen Wunsch, ein beliebiges Bestreben nach irgend einem Gegenstande, dessen Wahl den Umständen und den Bedürfnissen des Subjectes überlassen bleibt. Der uneigennützige ist heiliges, unnachlaßliches Gesetz, in allen Menschen, so verschieden auch ihre Natur, ihre Lage und ihre physischen Bedürfnisse seyn mögen, immer derselbe. Es gibt nur eine Tugend, der Arten glücklich zu werden aber so viele, als es Menschen gibt. Man würde daher die moralische Natur sehr verkennen, wenn man sie aus dem Wunsche, sein Leben möglichst froh zu genießen, herleiten wollte. Wäre es das, dann wäre auch der Mensch nur ein vernünftiges Thier, ohne innern, ausdauernden Wehrt.

Wir können uns im Gegentheile diese beyden Seiten, von denen sich die menschliche Natur betrachten läßt, nicht anders, als in einem immerwährenden Kampfe gegen einander, vorstellen; wobey zwar der erstere gewöhnlich beym schwachen Menschen den Sieg davon trägt, aber der letztere ihn doch immer wieder von neuem zur Achtung auffordert, und es mit tiefer Beschämung auch den Bösewicht empfinden läßt, daß er verbunden sey, ihm die Herrschaft zu verschaffen. Wie wahr und treffend ist, was in dieser Hinsicht ein altes ehrwürdiges Buch sagt: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist, daß ihr nicht thun möget, was ihr gerne wollet!“

Demohngeachtet machen diese beyden Triebe, ihrer eigentlichen Bestimmung nach, doch auch wieder ein schönes Ganze aus, und gehören nothwendig zusammen zur Natur eines moralischen Wesens, das, wie der Mensch, durch eigene Kraft zu seiner Bestimmung emporstreben muß, wenn es wahre Würde haben soll.

Der uneigennützige Trieb geht auch nicht darauf aus, die natürlichen Bestrebungen zu unterdrücken und auszurotten, welches nur durch Vernichtung alles Menschlichen in unserer Natur geschehen könnte, und gänzliche Kraftlosigkeit zur Folge haben würde. Er soll sich nur zur Herrschaft

ſchaft über ſie emporſchwingen, ſie vernünftig leiten, wo Unordnung und Verwirrung war, Harmonie und Uebereinſtimmung hervorbringen, und ihre Aeußerungen dahin einſchränken oder erweitern, daß die Menſchheit in ihnen ihr wahres Weſen wiederfände; er ſoll dem unbeſtändigen ſchwebenden Character Haltung und Würde geben, und das Natürliche zum Moraliſchen erhöhen. Die übrigen Kräfte und Neigungen des Menſchen ſind gleichſam der rohe Stoff, dem eine höhere und edlere Form angebildet werden ſoll, daß der vollendete und würdige Menſch, wie ein neues Weſen, durch Sittlichkeit daraus hervorgehe. Veredelung, Ausbildung aller ſeiner Anlagen, zur reinen Darſtellung des Rechts und der Pflicht, nicht gänzliche Aufhebung des ſinnlichen Theils ſeiner Natur, iſt ſeine Beſtimmung, wozu ihn die Moral leitet. Aus dieſem Geſichtspuncte muß ſie ihn auch immer betrachten, wenn ſie ſich nicht in unerreichbaren Idealen verlieren ſoll, die eher abſchrecken als anfeuern.

Die moraliſche Anlage iſt alſo Bildungs- und Veredelungstrieb, mithin Trieb der Vernunft; denn dieſe iſt das Höchſte und Edelſte, was der Menſch hat, und aus ihr muß alles hervorgehn, was groß und edel ſeyn ſoll. Sie allein iſt im Stande, ihm zu ge-

bleiben, und über die Ausbildung ſeiner Anlagen und deren Aeußerungen Vorſchriften zu geben. Eine Hinweiſung auf ein groſſes und allgemeines Geſetz menſchlicher Handlungen liegt in dieſem Triebe beſchloſſen; ohne dies würde er nur blind und mechaniſch wirken, keine Aufmerkſamkeit und Achtung verdienen. Nur mit dem Gepräge der Vernunft gezeichnet, kann er das ſeyn, was für ihn das Bewußtſeyn jedes Menſchen ausgibt, ewige Quelle heiliger Pflichten.

Er iſt Trieb der Freyheit. So lange wir den Menſchen allein unter der Herrſchaft eigennütziger Beſtrebungen betrachten, die aus der ſinnlichen Natur und ſinnlichen Gefühlen hervorgehen; muß uns die Ausſicht auf dieſe hohe Eigenſchaft dunkel bleiben; in allem ſeinem Thun wird er uns als Opfer der Nothwendigkeit und des äußern Zwanges erſcheinen. Seine Handlungen ſind alsdann unausbleiblicher Erfolg der Neigungen, die die Natur ihm gab, der Umſtände, worin ſie ihn ſetzte, der Betrachtungen und Entſchließungen, wozu ſie ihn veranlaßte. Aber ſo wie der Menſch ſich als moraliſches Weſen kennen lernt, tritt er aus der Sphäre der Naturweſen und der Naturnothwendigkeit heraus, jeden Zwang von ſich abzuſchütteln, wirkt mit Freyheit, und wandelt frey auf

der

der Bahn der Veredelung. Zwiſchen zweyen ſich entgegengeſetzten und mit einander kämpfenden Trieben ſteht er ſelbſt in der Mitte, und dadurch, daß er ſich für den einen oder anderen beſtimmt, wird er Herr über alle ſeine Vorſtellungen, Gefühle und Wünſche.

Der moraliſche Trieb iſt Trieb zum Unendlichen, Ausſicht in eine höhere Ordnung der Dinge, Hoffnung einer unvergänglichen Würde, Glaube an Gott und Unſterblichkeit. Sich ſeines inneren Wehrtes, und mit ihm eines ewigen Daſeyns bewußt, ſteht der ſittlichgute Menſch, als des Himmels glorwürdigſter Sohn, da, mit dem Heiligthume in ſeiner Bruſt, allen Zerſtörungen muthvoll entgegen zu gehen.

Dies iſt der Standpunct, auf welchem der Menſch erſt Menſch wird. Hier erreicht er ſeine Beſtimmung, indem er ſich ſelbſt einen Character gibt; hier fängt ſeine Würde an, er erhebt ſich von der Knechtſchaft der Thierheit zum freyen Adel der Menſchheit; hier iſt die ganze Zukunft ſein, und er darf ſich mit Recht als letzten Zweck der Natur betrachten, die allein ſeiner Veredelung dienſtbar ſeyn muß. Von hieraus verbreitet ſich Licht über alle ſeine Anlagen, und ihre Verbindung zu einem Letzten und Höchſten,

wozu er sie durch eigene Kraft heiligen und ausbilden soll.

Alles bisher Gesagte sind nur noch Aussprüche des gemeinen Verstandes, — Thatsachen, die das sittliche Bewußtseyn jedem Menschen von gesundem Geiste und Herzen offenbart. Die Moral soll sie zergliedern, die dunkeln Gefühle in deutliche Begriffe auflösen, den Ursprung jenes hohen und wunderbaren Triebes, so viel sich davon erklären läßt, erklären, seine mannigfaltigen Beziehungen auf das menschliche Herz, die Anwendung auf einzelne Triebe und die Handlungen, die daraus herfließen, zeigen, ihn mit seiner Bestimmung, mit seinen Pflichten und den darauf gegründeten Hoffnungen mit den Gesetzen des Rechts und Unrechts, der Tugend und des Lasters bekannt machen, und ihn die Hülfsmittel seiner Veredelung weise erforschen und glücklich gebrauchen lehren.

Sie hat demnach zunächst die reine Sittlichkeit überhaupt und in ihren allgemeinsten Beziehungen darzustellen, und handelt

1) Von der Wahrheit und dem Gegründetseyn der moralischen Anlagen in der menschlichen Natur — gegen den Skepticismus.

2) Von der Vernunft, als der Gesetzgeberinn moralischer Wesen.

3) Vom moralischen Gefühle, als der Triebfeder sittlichguter Handlungen.

4) Von der Freyheit des menschlichen Willens.

5) Von der hieraus hervorgehenden Bestimmung des Menschen, und den Voraussetzungen, unter denen sie allein gedacht werden kann; diese sind:

a) Die unendliche Wirksamkeit des Gesetzes oder moralische Unsterblichkeit,

b) Angemessenheit der Welt zu den sittlichen Zwecken des Menschen: Glaube an eine sittliche Ordnung der Dinge und an einen Gott,

und begründen die moralische Religion.

6) Von dem Geiſte dieſer Religion und ihrem Verhältniſſe zur Moral.

7) Von der Natur und dem hohen Werthe einer ſittlichen Denkungsart.

8) Von den vornehmſten moraliſchen Characteren.

# Geiſt

der

# reinen Sittlichkeit

in

Beziehung auf die Veredelung

der

menſchlichen Natur

für

die Aufgeklärtern und Gebildetern
unſerer Zeit.

---

Allgemeine Darſtellung

der

reinen Sittlichkeit.

# Allgemeine Darstellung der reinen Sittlichkeit.

## Erster Abschnitt.

### Die moralische Anlage ist der menschlichen Natur wesentlich eigen. — Gegen den moralischen Skepticismus.

Daß es gewisse Erscheinungen im Menschen gebe, die auf Moralität, als seine höchste Bestimmung, die nothwendige Regel seiner Handlungen, hinweisen, Ordnung und Uebereinstimmung in seinem Herzen hervorzubringen gebieten, kann zwar nicht bewiesen, aber auch eben so wenig bezweifelt werden. Es ist eine innere Erfahrung; die sich im Bewußtseyn jedes Menschen offenbart, und so innig in sein Wesen verwebt zu seyn scheint, daß er in eben dem Augenblicke, da er sie verläugnen wollte, auch seine Menschheit verläugnen müßte. Das Interesse, das wir an gewissen Gesinnungen und Handlungen so lebhaft empfinden, der Abscheu, womit uns

nus einige zurück stoßen, die stille Bewunderung, womit wir bey andern verweilen, das hohe Gebot der Pflicht: du sollst, die Achtung, die es uns einflößt, auch da, wo wir ihm entgegen zu handeln geneigt sind, alles dieses wird so deutlich und wahr in unserm Innern erkannt, daß nicht leicht einem Menschen, der die Sprache seines Herzens noch versteht, ein Zweifel daran aufstößen wird.

Indeß wäre es doch sonderbar, wenn besonders in unserm Zeitalter, wo man so viele Dinge in Anspruch nahm, die sonst ein ehrwürdiger Schleyer bedeckte, und vor denen auch der kühnste Untersuchungsgeist, als vor verborgenen Heiligthümern, bescheiden und ehrfurchtsvoll zurück trat, Sittlichkeit und Pflicht der nähern Untersuchung und dem Zweifel entgangen wären. Wenn auch jene Aeußerungen selbst zu unwidersprechlich sind, als daß sie leicht umgestoßen oder geläugnet werden könnten: so suchte man sie doch der menschlichen Natur zu entreißen und dem Zufalle Preis zu geben, der den Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt unter so manches andere, und auch unter dieses Joch hinabgebeugt habe. So wären dann alle Anlagen zur Moralität nichts Ursprüngliches, der menschlichen Natur wesentlich Eigenes, sondern nur etwas, das der Fortgang der Zeit, in Verbindung mit den äußern Umständen und der Gewalt der Einbildungskraft, in ihn hineingebildet hätte, ein unnatürlicher Zwang, den er sich selbst anlegt, und von dem sich der freyere Geist nicht bald genug los machen kann.

Es ist dieses eine Denkungsart, die zu sehr das Interesse der eigennützigen Triebe auf sich hin-

hinleitet, um nicht ein ausgebreitetes Glück zu machen. Der Gedanke, jede Fessel von sich abzuschütteln, ist auffallend und glänzend, und das ist hinreichend, den feurigen Köpfen und Kraftgenie's unsers Zeitalters annehmlich zu werden; aber dadurch wird er schon an sich selbst zum Verräther, daß er doch etwas als groß und edel gelten läßt, nämlich frey zu seyn.

Diese Behauptung verdient aber eben deßwegen, weil sie so viel Blendendes hat, und ihr Einfluß auf des Menschen ganzes Verhalten, auf seine Würde, Bestimmung und Hoffnung so groß ist, eine nähere Ansicht und Prüfung.

Man beruft sich hier vorzüglich auf die vielen Abweichungen der Menschen von einander in ihren sittlichen Urtheilen, die nicht bloß im Allgemeinen bey verschiedenen Völkern, sondern auch bey einzelnen Subjecten äußerst verschieden sind, und zwar so auffallend, daß oft dieselbe Sache, die bey dem einen den Character der Ehrlosigkeit trägt, von dem andern als die höchste Tugend erhoben wird. „Während man hier das „Selbstdenken für dringende Pflicht, das würdigste Ziel aller Bildung der Verstandeskräfte „hält; sucht man dort die Köpfe zu verfinstern, „und jedes Bestreben, weiter zu dringen und mit „eigenen Augen zu sehen, ist Hochverrath. Während man hier Vergebung dem Beleidiger, Achtung auch dem Feinde noch fordert; ist es dort „schimpfliche Kränkung der National-Ehre, „dem Ueberwundenen das Leben zu schenken. „Während hier nur Redlichkeit und Treue geachtet werden; ist es dort recht, zu nehmen, wozu

„man kommen kann. Während hier Schonung „für Menschenleben befohlen wird, opfert man „dort Menschen den Göttern. Und die Maxi„men der großen Welt, ihre Urtheile über mo„ralischen Wehrt oder Unwehrt, wie verschieden „sind sie unter sich, wie verschieden von den Ur„theilen und Maximen der Menge! Was diesen „Tugend und Rechtschaffenheit heißt, ist jenen „oft Niederträchtigkeit; was von diesen als Edel„muth gepriesen wird, ist jenen oft entehrende „Wegwerfung; was diese als Pflichtwidrigkeit „und Sünde verabscheuen, ist jenen oft Geistes„größe, Bildung, Feinheit, Delicatesse, Ge„schmack, Lebensart. Ueberall scheinen Politik „und Staatsverfassung den Urtheilen über mo„ralischen Wehrt fast allein ihre Richtung, und „vielleicht gar den Ursprung gegeben zu haben. „Die Vereinigung mehrerer Menschen unter ein „gebietendes Oberhaupt, ihre Verbindung unter „sich, ihre äußere und innere Consistenz machte ge„wisse Beschränkungen eigennütziger Triebe, ein„engende Bedingungen ihrer Wirksamkeit, gänz„liche Hingabe mancher eigenen Zwecke an den „Zweck eines andern oder an das gemeine Beste „nothwendig, um dem Ganzen oder auch nur der „hergebrachten Form des Ganzen Haltung und „Festigkeit zu geben. Je mehr der Einzelne auf„opferte, desto besser; aber alles durfte er nicht „hingeben, denn an sein Daseyn und an seine „Wirksamkeit war das Bestehen aller, mithin „auch ihres Repräsentanten, innigst geknüpft. „Diese Einschränkung und Freylassung der natür„lichen Neigungen mußten als Gesetze, und zwar

„als

„als heilige, unverbrüchliche Geſetze aufgeſtellt „werden. Durch Zwang ließ ſich nicht alles aus„richten; deßwegen nahm man die Phantaſie in „Anſpruch, ſuchte dunkle und geheimnißvolle Ge„fühle wegen der bekannten Gewalt, womit ſie „auf das Herz wirken, rege zu machen, um „durch dieſes Blendwerk die öffentlichen Verfü„gungen innerlich zu ſanctioniren. So entſtan„den Götter, Gewiſſen, Pflichten und Rechte, „moraliſches und religiöſes Gefühl; ſie ſind ins„geſammt Kinder der Einbildungskraft, die ſie „auch in der Geſtalt, die ſie einmal empfangen „hatten, fortbildete. Die Erziehung verpflanzte „ſie weiter, entwickelte ſie immer mehr, und gab „ihnen durch die Macht früher Eindrücke ein ehr„würdigeres Anſehen, größere Kraft, auf den „Willen zu wirken. Der Schrecken von oben „herab nährte und ſchützte ſie, und erhielt dieſes „maſchinirte Werk des Zufalles oder der Will„kühr in einförmiger, geſetzmäßiger Bewe„gung."

„Dies ſcheint durch die Erfahrung noch mehr „beſtätiget zu werden, nach welcher die verſchie„denen ſittlichen Begriffe und Urtheile einzelner „Menſchen und ganzer Völker von den Eigen„thümlichkeiten der Landesverfaſſung, des Cli„ma's, der Umſtände, der herrſchenden Beſchäf„tigung, des Temperamentes, des Geſchlechtes, „des Alters und der Erziehung ihre Form, nähere „Beſtimmungen und Abweichungen erhielten."

Sollte dieſes vornehme Räſonnement, das hier in ſeinem vortheilhafteſten Lichte dargeſtellt wurde, wahr ſeyn: ſo ſähe es in der That mit

der Menschheit, ihrer Würde und dem, was sie für ihr höchstes und edelstes Heiligthum hält, sehr traurig aus; dann wäre an keine moralische Natur, an keine Einstimmung mit sich selbst, keine Characterbildung und Charactergröße zu denken. Ihre Bestimmung, immerwährend fortzuschreiten und sich zu veredeln, wäre ein glänzendes Phantom, das für Augenblicke unsere Bewunderung erregt, aber so bald verschwindet, als es näher beleuchtet wird. Rechte, Aussichten, Hoffnung eines bessern Zustandes sind süße Träume, die man nährt, um sich in müßigen Stunden daran zu ergötzen, aber nur nicht näher untersuchen darf. Der Mensch ist das unbeholfenste, am meisten verwahrlos'te Geschöpf des Zufalles, während andre seiner Werke doch noch die Vollendung erhielten, deren sie ihrer Natur nach fähig waren, hat Anlagen und Fähigkeiten zu etwas Großem, feurigen Wunsch darnach, das doch selbst nichts ist. Die Moral, die sich auf diese Grundsätze bauen ließe, würde, wenn sie nur noch einen Schein von Ehrbarkeit behaupten, wenn sie nicht gänzliche Zügellosigkeit, unumschränkte Freyheit, jedes Joch von sich abzuschütteln, predigen, und alles in Verwirrung setzen wollte, ohngefähr auf folgende Maximen hinauslaufen: „mache dich glücklich, aber bleibe „beym Alten; verlass' die Heerstraße nicht; gehe „nicht weiter, als deine Väter auch gingen; stehe nicht weiter, als es der Staat oder die Verfassung, in der du lebst, gestatten; fliehe die „Aufklärung als eine Pest; thue keinem Menschen Gutes, der nicht dein Landesgenosse ist

„und

„und es die wieder vergelten kann, oder es die „durch die Wohlfahrt des Ganzen doppelt zurück „gibt.“ Das einzige Motiv, womit diese Gebote unterstützt sind, sind die bürgerlichen Strafen, die Schreckniſſe, die die Mächtigen der Erde aus ihrem dunkeln Nimbus um ſich her verbreiten. Wer Muth genug hat, ihnen zu trotzen, der kann es kühn auf ſein Gewiſſen nehmen, Thronen umzuſtürzen und Völker zu verwirren; für ihn gibt es keine Sittlichkeit, als nur etwa, ſo lange er ſeinen Vortheil dabey findet, oder ſich noch nicht von ſeiner Feigheit ermannt hat.

Doch dieſe Folgen, ſo traurig und demüthigend ſie auch ſeyn mögen, dürfen uns nicht abhalten, die Behauptung näher ins Auge zu faſſen und zu unterſuchen. Und hier dringt ſich uns gleich Anfangs die Bemerkung auf, daß nicht alles für Abweichung in ſittlichen Urtheilen gehalten werden dürfe, was wohl den Anſchein davon haben möchte. Es könnte doch wohl ſeyn, und bey vielen iſt es offenbar der Fall, daß dieſe Urtheile in einer ganz andern, als in ſittlicher Rückſicht gefällt wären, und mit richtigen moraliſchen Grundſätzen, ohne Widerſpruch, in einem und demſelben Menſchen beſtänden. Weil die Maximen eigennütziger Neigungen öfterer und lebhafter bey ihm zur Sprache kommen, mehr Einfluß auf ſeine Handlungen haben, und ihm deßwegen auch in Gedanken geläufiger geworden ſind, vernehmlicher zu ihm reden, als die beſſere Stimme des Herzens und die lautern Ausſprüche deſſelben entweder unterdrücken oder verdrehen; ſo wird er ſich oft ſelbſt täuſchen und von manchen

Handlungen glauben, ſein Gewiſſen habe ſie für recht erklärt, da er ſie doch nur ſeinen Wünſchen angemeſſen fand. So iſt es mit den Modegrundſätzen der ſogenannten feinen Welt, nach denen z. B. die Verführung der Unſchuld eine Kleinigkeit, eine zum guten Tone gehörige Galanterie und raffinirte Falſchheit, vernünftige Lebensweisheit heißt. Sollten dieſe Urtheile wohl von der Art ſeyn, die man gewöhnlich dem moraliſchen Gefühle zuſchreibt? oder ſind es nicht vielmehr Maximen der Luſt und des Eigennutzes, die zwar der Pflicht entgegen ſind, aber durch die Gewohnheit mehr Stärke erhielten, ſich im Geiſte mehr feſtſetzten und andere Rückſichten daraus verdrängten, ſo daß der, der nach ihnen handelt, ſelbſt das Unwürdige und Unedele darin fühlen, ſich ihrer als einer Niederträchtigkeit ſchämen würde; wenn das reinere Gefühl nicht in den Hintergrund der Seele zurückgedrängt, und durch die Gewalt der Leidenſchaft immer fort verhindert würde, ſich erheben? Es iſt wenigſtens nicht wahrſcheinlich, daß ein Menſch ſo unvernünftig ſeyn könne, dieſes für ein ſittliches Urtheil nur im gewöhnlichen Sinne des Wortes, in welchem es allgemein anerkannt wird, auszugeben; aber eine Verkehrtheit und Verwilderung des Characters, die für das Moraliſche allen Sinn verloren hat, iſt begreiflich genug.

Viele dieſer von einander abweichenden ſittlichen Urtheile ſind auch in der That ſo verſchieden nicht, als ſie zu ſeyn ſcheinen. Sie gehen zuletzt doch von denſelben Grundſätzen nur in verſchiedenen Richtungen aus, und die Abweichung

chung liegt allein in der Anwendung auf einzelne Fälle, die der Einsicht und den Fähigkeiten eines jeden überlassen bleibt, welche sie dann in dem einem so, in dem andern anderst modificiren, bald die eine, bald die andere Seite mehr hervorziehen; wobey freylich auch die mannigfaltigen eigennützigen Triebe großen Einfluß haben. So gehen die beyden Vorschriften, von denen die eine Menschenschonung, die andere Menschenopfer gebeut, von ganz richtigen und einstimmigen Grundsätzen aus; die eine von dem, der Heilighaltung der Menschheit, um ihrer selbst willen, die andere von der Verehrung eines höhern Wesens, und vereinigen sich zuletzt in einem gemeinschaftlichen. Bey der letztern liegt der Fehler nur in der verkehrten Anwendung, in der falschen und abergläubischen Beurtheilung der Mittel, wodurch ein solches Wesen verehrt werden könne. Wer sich an seinem Feinde rächt, und wer seinem Beleidiger vergibt, glauben beyde die Rechte der Menschheit zu ehren, der erste nur in seiner eigenen Person, der zweyte auch zugleich mit Rücksicht auf andre; nur verhinderte jenen sein Eigennutz, die Gränzen zu bemerken, die das eigene Recht und die Pflicht der Güte von einander scheiden.

Wenn wir dies nun einmal von den vorhin aufgeführten Verschiedenheiten, in den sittlichen Urtheilen der Menschen, absondern: wie auffallend muß es dann seyn, daß die Politik bey den mannigfaltigen Gehalten, die sie in verschiedenen Verfassungen und unter verschiedenen Himmels-

ſtrichen angenommen hat, in dem, was für moraliſch gehalten wird, ſich überall ſo gleich bleiben konnte, daß die Unterſchiede, gegen die Uebereinſtimmung gerechnet, faſt unmerklich ſind, immer eine bey weitem überwiegende Mehrheit der Stimmen gegen ſich haben, und ſich außerdem auf eine Art erklären laſſen, wobey die moraliſche Natur des Menſchen ihre Rechte behauptet. Edelmuth, Standhaftigkeit und Größe des Geiſtes im Unglücke, Aufopferung für fremdes Wohl haben überall ihren Werth, werden überall als etwas Würdiges und Edles anerkannt, ohne Rückſicht auf die jedesmalige Verfaſſung und ihr zufälliges Intereſſe. Und wenn das wahre Intereſſe der Menſchheit überhaupt und der einzelnen Staatsformen insbeſondere ſich auch wirklich in dieſen Grundſätzen vereinigt hätte, welches doch wohl wegen der auffallenden Verſchiedenheit und dem unaufhörlichen Antagonism der letztern ſchwerlich der Fall ſeyn kann: wie viele Menſchen gibt es nicht immer, die ihr wahres Intereſſe verkennen? wie viele werden durch Vorurtheile davon zurückgehalten, und erblicken es nur, in dem Nimbus des Aberglaubens und eines täuſchenden Scheines eingehüllt? Es wäre doch eine eigene Erſcheinung, wenn ſie, die ſonſt in ihrer Denkungsart, auch über unbedeutende Dinge, ſo weit aus einander gehen, hier alle gleich richtig geſehen, das Wahre vom Scheinbaren gleich ſcharf unterſchieden hätten. Die Meynung eines Einzelnen würde ſich wohl nie ſo weit verbreitet, ſo allgemeinen Beyfall gefunden haben; und auf eine urſprüngliche Verabredung unter den Geſetzgebern

setzgebern der Menschheit wird man sich noch weniger berufen können.

Nicht viel weiter kommen wir mit der Voraussetzung eines gemeinschaftlichen Ursprunges aller Staatsverfassungen, und mithin auch der moralischen Grundsätze, die, als unverbrüchliche Maximen aller künftigen Gesetzgebungen, aus jener Urquelle hergeflossen wären, und sich durch das heilige Ansehen, das man ihnen zu geben wußte, bis auf wenige Puncte, ganz unverändert erhalten hätten. Wie auffallend würde es mit der Cultur des höchsten Alterthumes, wohin doch jener gemeinschaftliche Ursprung gesetzt werden müßte, contrastiren. Begriffe, die gar nicht in der menschlichen Natur gegründet seyn sollen, und doch oft, fest und mannigfaltiger, in das Gewebe der feinsten Politik verschlungen sind, mit so vieler Schärfe zu entwickeln, und gleichsam, als die allgemeinsten Formen, für alle möglichen Combinationen, selbst der aufgeklärtesten Jahrhunderte, in die Archive der Zeit nieder zu legen!

Wir finden wirklich unter den ältesten Denkmälern des menschlichen Geistes verschiedener Völker heilige Sagen, die auf einen gemeinschaftlichen Ursprung hinweisen. Aber, noch nicht weit von ihrer Quelle entfernt, sind sie schon so zersetzt, so viele Züge verwischt, ist der Einfluß des Clima's, des Bodens, der frühern Bildung, der Staatsverfassung und der National-Vorurtheile so sichtbar, daß in vielen der Hauptgedanke kaum noch durchschimmert, nur der roheste Umriß unser scharfsinniges Zeitalter auf ihren gemein-

schaftlichen Ursprung aufmerksam machen, und von da aus auch einige Verbindung in den einzelnen Zügen und Schattirungen andeuten konnte. Ist es mit den moralischen Begriffen auch so? Oder wußte man jenen Sagen nicht eben das ehrwürdige Ansehen, und wegen des Religiösen und Geheimnißvollen, das man hineinlegte, noch einen größern Schein von Heiligkeit zu geben, wodurch sie sich rein und unverfälscht hätten erhalten können?

Ferner, wie viele Vorurtheile der Religion und Politik, die den Menschen auch ehrwürdig waren, haben sie im Laufe der Zeit abgelegt und wegräsonnirt? wie viele moralische Meynungen selbst, die auf einer unrichtigen Anwendung der Grundsätze beruhten, hat man nachher eben deßwegen, weil man sie für unmoralisch hielt, verworfen oder nach jenen Grundsätzen berichtiget! Nur die Grundsätze selbst, die immer das Interesse mächtiger verbündeten, aller übrigen Triebe der menschlichen Natur gegen sich hatten, sind als unzerstörbares, unverletzliches Heiligthum der Menschheit, als ehrwürdiges Denkmal der Zeit, unter allen ihren Zerstörungen stehen geblieben. Was kann sich so unveränderlich gleich bleiben, wenn es nicht wahre wesentliche Menschennatur ist, oder tief in ihr gegründet liegt?

Nichts könnte die Erziehung vermocht haben, diese Grundsätze, wenn es lediglich ihre, von der Staatsverfassung herabgeerbten Maximen wären, so fest und unangetastet vom prüfenden Räsonnement zu erhalten. Es ist wahr, die

Jugendeindrücke wirken viel, und dauern noch lange fort, wann sich der Mensch schon von ihnen losgerissen zu haben glaubt; aber endlich gelingt es uns doch, über sie Meister zu werden, sie aus der Reihe unsrer Ueberzeugungen zu verdrängen, und ihnen durch deutliche Begriffe, wenn gleich nicht allen, doch den größten Einfluß zu benehmen. So ist es mit dem moralischen Gefühle nicht; es läßt sich durch lange Angewöhnung an das Böse wohl abstumpfen, die Fertigkeit des sittlichen Urtheils kann vermindert, das lebendige Bewußtseyn unterdrückt werden, indem andere Handlungsweisen mächtiger und geschwinder hervortreten, — und auch dann wird man das öftere Wiedererwachen desselben und einen plötzlichen Einfluß auf das Herz nicht verhindern können; nie aber läßt es sich, wie andre Jugendeindrücke, durch vernünftige Gründe gänzlich aufheben. Wenn auf der einen Seite Luxus und übertriebene sinnliche Cultur es schwächen, so wird es auf der andern bey weiterer Ausbildung der höhern Seelenkräfte deutlicher, vernehmlicher und achtungswürdiger sprechen. Wie viele Menschen sollte auch wohl das Glück einer rein moralischen Erziehung zu Theil geworden seyn? Wo sonst Frömmeley und ein leerer theologischer Wortkram das sittliche Gefühl des Kindes mehr unterdrückte als hervorhob, da sucht jetzt der Modeton jedem Erwachen desselben vorzubeugen, und es so früh als möglich zu ersticken. Nichts destoweniger sind und bleiben sich die Menschen ihrer moralischen Bestimmung, des Edeln und Achtungswürdigen in ihren Handlungen lebhaft

bewußt. Das hat doch wohl die Erziehung nicht gethan.

Was nun die Verschiedenheit der sittlichen Urtheile, und die Verbindung, worin diese mit der Staatsverfassung und Erziehung zu stehen scheint, angeht: so kann sie dem, der mit der menschlichen Natur und ihren Bildungsgesetzen bekannt ist, gar nicht auffallend seyn. Alle Vermögen und Kräfte des Menschen sind an und für sich nichts als bloße Anlagen, Fähigkeiten zu gewissen Aeußerungen, die aber erst der Aufregung und anderweitiger Veranlassungen bedürfen, um sich wirksam zu beweisen, und auch dann noch weise und glücklich geleitet werden müssen, wenn sie keine verkehrte Richtung nehmen sollen. Es ist deßwegen nicht zu läugnen, daß die Erziehung großen Antheil an der Dunkelheit oder Klarheit, so wie an der übrigen Beschaffenheit des moralischen Urtheils habe. Das Kind bringt die Anlagen zu diesem letzteren mit auf die Welt, so wie es im Verstande die Anlage zu Begriffen besitzt; aber so wie es diese nicht brauchen kann, wenn es ihm an Gegenständen fehlt, die ihm den Stoff zur Uebung seiner Kraft darbieten: so muß es auch erst in Lagen kommen, wo es gewisse Handlungen unter sittliche Urtheile bringen kann, und diese findet es nur da, wo sein Denkvermögen schon genug entwickelt ist, um im geselligen Leben etwas mit Besonnenheit und Ueberlegung zu unternehmen. Es muß diese Urtheile oft im Kleinen und an einfachern Fällen versucht haben, ehe es zum Größern und Verwickeltern übergehen kann. Gewöhnt man es da an schiefe

Ans

Ansichten, stellt man ihm die Gegenstände von einer falschen Seite oder im unrichtigen Verhältnisse zu moralischen Grundsätzen dar, lehrt man es die Begriffe von Ehre und Schande mit unsittlichen Handlungen verbinden: so wird entweder die gänzliche Unterdrückung oder eine verkehrte Richtung des moralischen Gefühles daraus hervor gehen.

Was die Erziehung für den einzelnen Menschen ist, das ist die Staatsverfassung für die Menschheit im Ganzen. Daß sich in und mit ihr die sittliche Anlage erst entwickelt, von ihr, in Verbindung mit dem Clima, dem Wohnlande und der Lebensart, viele eigene Bestimmungen und Wendungen bekommen hat, ist offenbar; ob sie gleich auf manches keinen Einfluß äußern konnte, und es deßwegen unverändert lassen mußte, weil es als ursprüngliches Eigenthum der Menschheit von ihr ganz unabhängig war.

So lange der Mensch noch im Naturstande oder im ersten Anfange der Geselligkeit lebte, stand er in einer zu losen Beziehung auf andre, als daß sich ihm viele Fälle hätten darbieten können, die einer moralischen Beurtheilung fähig waren; und für manche, die sich ihm darboten, befand er sich auf einer zu niedrigen Stufe der Cultur, um sie von dieser Seite zu bearbeiten. Nur die Gesellschaft, die genaue Verbindung menschlicher Kräfte zu einem Ganzen, im Staate, konnte ihn bis dahin erheben, wo er von Selbstveredelung einen Begriff erhielt. Der Staat also war es, der den rohen Sohn der Natur zu-

erst

erst in seine Pflege nahm, um aus ihm einen Menschen heraus zu bilden, und seine hohen Anlagen bemerkbar zu machen. Er gab ihm die ersten bedeutenden Gegenstände zur Beurtheilung; aber sein Interesse war noch zu eigennützig, und lag der Erhaltung seines zufälligen Mechanismus zu nahe, als daß es die Urtheile des noch ungebildeten Menschen nicht oft hätte bestechen und ihnen eine verkehrte Richtung geben müssen. Den Maximen der Politik opferte er schon frühe, oft aus Schwachheit, oft aus Unverstand, die Stimme seines Herzens auf. Jeder Stoß, den der Zufall diesem kunstvollen Gebäude gab, jedes Clima, jede eigenthümliche Lebensart und National-Bildung weckten ihre eigenen Bedürfnisse, und gaben dem einen oder dem andern Triebe eine hervorstechende Stärke, wodurch er oft über das moralische Gefühl den Sieg davon trug; und diese Handlungsweise schlich sich nach und nach in seine Denkart über moralische Gegenstände ein. Außerdem hängt das sittliche Urtheil in den einzelnen Fällen größtentheils von dem Verhältnisse ab, worin diese letztern zu den höhern und allgemeinern Grundsätzen betrachtet werden. Bey aller Einstimmung in diesen Grundsätzen könnte also doch wohl im Einzelnen durch fehlerhaften Verstandesgebrauch, der wieder in der Stärke sinnlicher Triebe oder in mehrern andern Dingen seinen Grund hätte, eine Verschiedenheit entstehen.

Wie gleich sich, im Ganzen genommen, die Menschen in diesen allgemeinen Grundsätzen sind, erhellet daraus, daß sie sich durch nähere Bestim-

mung ihrer Begriffe, durch gegenseitige Erklärung und Prüfung ihrer einzelnen sittlichen Meynungen, durch Aufsuchung der richtigen Gesichtspuncte und eine detaillirtere Darstellung ihres Verhältnisses zu höhern Gesetzen, einander immer mehr nähern und größere Gleichförmigkeit in ihre Urtheile bringen können.

Unter diesen Umständen und bey dieser Ansicht der Dinge wäre es offenbar das größte Wunder des Zufalles gewesen, das sich denken läßt, wenn in den menschlichen Behauptungen über die Moralität bestimmter Handlungen sich nie eine Verschiedenheit gezeigt hätte. Wer wird nun daraus schließen wollen, daß sie dem Menschen nicht wesentlich angehöre, nicht Naturanlage bey ihm sey? — Woher käme es dann, daß gerade über diejenigen Pflichten die meiste Einigkeit herrscht, die mit Erziehung und Staatsverfassung am wenigsten in Verbindung stehen? — Wird man auch die Regeln der Logik bezweifeln, weil oft in ihrer Anwendung gefehlt wird, und die Menschen in ihrem Gebrauche selten einstimmig sind? —

Nicht selten erhebt sich der Mensch über seine Erziehung, sie und die Grundsätze, die ihm durch sie eingeprägt wurden, dem Tadel zu unterwerfen. Daß ihm noch etwas heiliger sey als sie, daß es noch einen höhern und achtungswürdigern Zweck gäbe, den auch sie befördern müsse, kann nicht nachdrücklicher anerkannt werden, als es in der Wärme und Lebhaftigkeit, womit in unsern Tagen darüber gesprochen wird, wirklich

ge-

geschieht. Man verwirfe manche Erziehungs-Methoden deßwegen, weil sie wahre Moralität und die Bildung des Herzens zu derselben zu sehr aus dem Auge verlieren. Und hat nicht dieser Tadel durchgängig das Hergebrachte getroffen, das doch, nach jener Angabe, der einzig richtige Maaßstab dessen seyn müßte, was sittlich gut genannt werden sollte. Man machte ihr Vorwürfe, wenn sie, statt auf reine pflichtmäßige Gesinnung zu dringen, auf ein leeres moralisches Gepränge, auf eitle Frömmeley und eine bloß scheinbare Tugend hinwirkte. Man sprach von Engherzigkeit, finsterer Mönchs-Moral und sittlicher Empfindeley. Wie konnte man diese Unterschiede machen; wie wäre auch nur der Gedanke daran möglich gewesen, wenn die Erziehung allein die Grundsätze aller moralischen Beurtheilung aufgestellt hätte, wenn nur das Tugend wäre, was sie heiligte, das Laster, dem sie das Gepräge der Verabscheuungswürdigkeit aufdrückte? Wie wäre es möglich, practische Meynungen zu verwerfen, als Vorurtheile abzulegen, die doch die Erziehung eingegeben hatte, und zwar deßwegen abzulegen, weil sie der wahren und reinen Sittlichkeit widersprechen; wenn es nicht noch etwas Höheres gäbe, wornach diese beurtheilt werden könnte? Woher jene wahre und reine Sittlichkeit, die die Vorurtheile verdrängen sollte? Welches sind die Grundsätze, nach denen man über moralische Erziehung zu räsonniren, ihren Wehrt oder Unwehrt, ihr Wesentliches und Zufälliges, dasjenige, was in der menschlichen Natur mehr hervor gehoben oder

gemä-

gemäßigt, eingeschränkt und zurückgestellt werden müsse, zu bestimmen sich erkühnte?

Aber vielleicht sind diese Grundsätze von der Politik und dem Interesse des Staatsbürgers entlehnt? Auch über dieses erhebt sich der Mensch. Er kann die Frage aufwerfen, und hat sie oft aufgeworfen, welche unter allen möglichen Staatsformen die sittlich beste, der Moralität und dem auf ihr beruhenden Menschenrechte am angemessensten sey? Selbst da, wo der Despotismus dem lauten Sprechen darüber vorgebeugt hat, und wo er sich selbst als Bürger ein heiliges und ehrfurchtsvolles Schweigen auflegt, fühlt er sich nicht nur befugt, sondern auch innerlich verpflichtet, darüber zu denken, als über der Menschheit wichtigste Angelegenheiten, als über etwas, das in ihr Wesen innigst und unzertrennlich verflochten ist. Er sieht sogar das Bewußtseyn seines Rechtes, auf die moralische Freyheit seiner Person gegründet, als die Grundfeste des Bürgervertrags, als die Bedingung an, ohne welche kein Staat möglich seyn würde. Er spricht von Gränzen der gesetzlichen Gewalt, von Kränkungen, die sie sich, ohne Verletzung der Menschheit, nicht erlauben könne, von der Moralität gewisser öffentlicher Maximen, deren Gedanke nicht einmal möglich seyn würde, wenn alles doch zuletzt wieder vom Staate abhinge.

Und woher kommen die moralischen Verhältnisse der einzelnen Gesellschaften? Ist es Verabredung oder stillschweigende Convenienz, durch den gegenseitigen Vortheil hervorgebracht und ge-

kantiet? Aber vom ersten Entstehen der bürgerlichen Verfassung bis auf unsre Zeiten gab es ja immer mächtige Völker, die dieses ihrem Vortheile entgegen finden mußten, die, auf sich selbst und ihre Größe gestützt, nirgends etwas zu fürchten hatten, die es auch mit der That bewiesen, daß sie ihrem Vortheil entgegen sehen, und gleichwohl die moralische Nichtswürdigkeit aller, ihnen entgegenlaufenden Unternehmungen, wider ihren Willen anerkennen mußten.

Und was sind endlich nach diesem Systeme die Pflichten des Weltbürgers, in denen sich der Mensch, von allen politischen Beziehungen abgesehen, in seinem Verhältnisse zum Menschen betrachtet, die Achtung, die Schonung und das Wohlwollen, wozu er sich durch ein inneres Pflichtgebot auch gegen den aufgefordert fühlt, womit er nichts weiter gemein hat, als die Menschenwürde? Man wird vielleicht antworten: ein Product der Phantasie, die, da sie einmal die Vorstellung der politischen Nutzbarkeit in den dunklern, und eben deßwegen heiligern, Begriff der Pflicht verwandelt hatte, diesen nun auch bis dahin zu erweitern wußte, wo sich nur eine scheinbare Aehnlichkeit auffinden ließ, welches ihr um so leichter werden mußte, da sie einmal eine gewisse Neigung nach der Seite hin erhalten hatte, wo die Aehnlichkeit am größten war. Aber ein jeder ist es sich doch lebhaft bewußt, daß der Mensch ihm ehrwürdiger sey, als der Staatsbürger, daß die Pflichten gegen den erstern ihm wesentlicher und unverletzlicher bleiben als die gegen den letztern, daß er jene nicht,

nicht, ohne Wegwerfung ſeiner menſchlichen Würde und ſeiner menſchlichen Rechte, vernachläſſigen dürfe, während er durch die Uebertretung dieſer nur ſeine bürgerlichen Rechte verwirke, die in jenen erſtern allein gegründet und aus ihnen hergeleitet ſind. Er fühlt es, daß er, wenn er ſich auch von aller politiſchen Verbindlichkeit losſagte, doch ſeine Verbindlichkeit, die er bloß als vernünftiges Weſen hat, nicht verläugnen könne. Der Menſch iſt eher als der Staat, dieſer iſt erſt um jenes willen da, ihm durch die Sicherſtellung ſeiner Rechte den Fortgang in ſeiner Veredelung möglich zu machen und zu erleichtern.

Der Menſch erkennt auch da noch ſeine Pflicht, wo Erziehung und bürgerliche Verfaſſung ſie ihm gänzlich aus den Augen gerückt haben. Das moraliſche Gefühl erwacht, wenn es auch durch die modiſche Erziehung des Zeitalters unter den Maximen des Eigennutzes, der feinen Lebensart und der raffinirten Sinnlichkeit Anfangs erdrückt zu werden ſchien. Auch in denjenigen Staaten wird Bildung des Verſtandes und Aufklärung von den Weiſern für heilige Pflicht des Menſchen gegen ſich ſelbſt gehalten, wo die Verfinſterung der Köpfe, als herrſchende Maxime, in das politiſche Syſtem verwebt, und das eigene Denken und weitere Verbreiten des Gedachten durch öffentliche Geſetze von allen Seiten eingeſchränkt iſt; ſelbſt im Ganzen der vereinigten Kräfte zeigt ſich da, der Tendenz der höchſten Gewalt entgegen, ein zwar aufgehaltenes, aber im Verborgenen noch immer reges Streben nach Veredelung: ein

Beweis, daß etwas im Menschen sey, das über den Staat eine innere Macht habe.

Eben darum ist auch schon dem practischen gemeinen Menschenverstande der Unterschied zwischen positiven Gesetzen, äußern Observanzen und öffentlich declarirtem Zwange, die nur eine willenlose Unterwürfigkeit, gleichviel aus welchen Gründen, fordern, und zwischen sittlichen Geboten, die allein wahre Tugend begründen, einleuchtend. Die erstern sind an des Menschen natürliche Bedürfnisse unmittelbar angeknüpft, seine ganze Glückseligkeit, ja die Erhaltung seiner gegenwärtigen Existenz ist darin niedergelegt, so daß er jene nicht verletzt, um diese nicht zu verlieren. Sie nehmen deßwegen auch nur den sinnlichen Theil seiner Natur in Anspruch. Hingegen die sittlichen Erscheinungen am Menschen sind diesen durchaus entgegengesetzt, sie entrücken ihn seiner irrdischen Sphäre, und offenbaren ihm eine neue, von jener wesentlich verschiedene, Seite seiner Natur, die nur gekannt, nur empfunden werden darf, um sich in ihrer Erhabenheit und Würde darzustellen und Achtung einzuflößen. Der Begriff der Uneigennützigkeit, den wahre Tugend, zum Unterschiede vom bürgerlichen Gehorsam, in sich schließt, ist ein erhabener Fremdling in der Sinnenwelt; so daß sein bloßes Daseyn uns schon unbegreiflich seyn müßte, wenn das Bewußtseyn jedes Menschen, der auf die Stimme seines Herzens achten gelernt hat, ihn demselben nicht wahr und unbezweifelt vorhielte.

Dem

Dem Staate kann es gleichgültig seyn, welche Triebfedern die Unterwerfung unter seine Gesetze bewirkten, und wie vielen Antheil der Eigennutz an der Befolgung derselben hatte; ihm genügt es, daß die Maschine im Gange gehalten werde. Nur von Seiten der National-Ehre, in wie fern er der schönste Lobspruch ist, der einem Volke wiederfahren kann, und ihm die Achtung und humane Behandlung aller andern sichert, könnte ihn der aufopfernde Edelmuth interessiren; aber dann muß dieser Edelmuth durch ein höheres Gesetz schon als pflichtmäßige, ehrwürdige Gesinnung dargestellt seyn. Mit Sittlichkeit und Tugend aber hängt der Begriff der uneigennützigen Wehrtschätzung so genau zusammen, daß durch jede Rücksicht auf eigenen Vortheil eine gemeinnützige und edle Handlung immer mehr von der Achtung verliert, die sie sonst erwecken würde. Woher dieser Unterschied? woher dieser durchaus fremdartige Gedanke, wenn die Natur ihn nicht selbst eingeleitet hat? —

Es ist daher auch ein ganz eigenes Gefühl, welches das Bewußtseyn unsrer Pflicht und den Anblick einer ihr angewessenen Handlung begleitet. Es ist so einzig in seiner Art, von allen andern so wesentlich verschieden, und ihnen so durchaus entgegengesetzt, daß es sich nicht einsehen läßt, wie es je durch eine Zusammensetzung und Vermischung derselben habe entstehen können. In diesem Falle müßten doch noch einige von seinen ursprünglichen Bestandtheilen kennt-

lich seyn; die Stücke, woraus es zusammengesetzt wäre, müßten sich, durch sorgfältige Beobachtung und Zergliederung, wieder absondern lassen; es müßte in verschiedenen Menschen sich verschieden äußern, je nachdem diese oder jene Empfindung dazu mehr oder weniger mitgewirkt hätte, darin mehr oder weniger lebhaft und hervorstechend wäre.

Alle andre Arten des Gefühles sind durch ein genaues und festes Band mit einander verbunden, und haben, wenn es auch weiter nichts wäre, ein gemeinschaftliches Interesse, wodurch sie die menschlichen Kräfte in Bewegung setzen, und auf welches sie alle Bestrebungen hin richten. Das sittliche Gefühl kennt kein solches Band und kein solches Interesse; seine Bestrebungen gehen mit jenen so weit aus einander, daß es nothwendig auf eine ganz neue Seite der menschlichen Natur hinleiten muß, die mit jener erstern ein, zwar sinnliches, aber der Moralität fähiges Wesen darstellt. Jene ketten den Menschen an die Sinnenwelt, und machen ihn durch die Triebe, die sie in ihm aufregen, zu ihrem willenlosen Sclaven; dieses ist Gefühl der Erhabenheit über alles, der freyen Wirksamkeit des Menschen aus sich selbst heraus, wodurch er der Macht der Naturnothwendigkeit gänzlich entrückt wird, selbst bilden, selbst den Dingen eine neue und schönere Gestalt geben kann. Kunst und Zufall können mit vorhandenen Gefühlen wohl neue Mischungen vornehmen, und sie unter andern Formen und Beziehungen

vor das Bewußtseyn bringen; aber solche, die ganz und durchaus neu wären und mit allen andern contrastiren, kann nur die Natur angelegt haben, müssen heiliges Eigenthum des Menschen seyn, eher und erhabener als Politik und Erziehung.

Endlich wäre bey der vorhin dargestellten Behauptung von dem zufälligen Ursprunge des sittlichen Gefühles auch das noch auffallend, wie es dem Staate, denn dieser muß doch der Erziehung erst vorgearbeitet haben, gelungen seyn möge, denjenigen Pflichten Ansehen und gesetzliche Kraft zu erschleichen, für die sich kein äußerer Zwang auch nur denken läßt. Gerechtigkeit und alle Staatsbürgerpflichten konnten bürgerliche Strafen erzwingen, und ihnen durch Furcht nach und nach für die Phantasie einen Schein von Heiligkeit geben; allein Menschenliebe, Edelmuth, Selbstveredelung, woher konnte der Staat, wenn er diese Eigenschaften auch seinem Interesse zuträglich fand, die Motive dazu nehmen? wodurch vermogte er es, ihnen die Autorität unverletzlicher Pflichten zu verschaffen, da er in keinem einzigen Falle im Stande war, mit Gewalt dazu anzuhalten? — Etwa durch Ehrgefühl, durch die Achtung, die er mit ihrer Beobachtung, die Schande, die er mit ihrer Vernachläßigung zu verbinden wußte? Aber da ist wiederum nicht einzusehen, wie das, was ehrwürdig seyn soll, sich so einseitig und willkührlich gebieten lasse. Die Ehre, als bürgerliche Achtung, kann aus einem doppelten Gesichtspunete angesehen werden. Entweder

sie richtet sich nach der öffentlichen Meynung, und diese muß sich von selbst bilden, sie nimmt ihren eigenen freyen Gang und duldet keine Vorschriften, sie ist ihre eigene Gesetzgeberinn, und an ihr vermag kein Fürst etwas zu verändern; ob er sie gleich durch Beförderung der Cultur und Aufklärung allmählig berichtigen und veredeln kann. Aber dann muß schon wieder Veredelung etwas seyn, dem der Mensch als Pflicht schon aus einem innern Grunde huldigt. Eben so unwirksam wird sein Gebot bleiben, wenn er, der öffentlichen Meynung entgegen, etwas für Achtungswehrt zu halten befiehlt. Was haben z. B. alle Verfügungen von oben herab gegen den Duell, alle Declarationen des Staates zur näheren Bestimmung des Begriffes von Ehre in diesem Puncte gefruchtet? Oder die Ehre ist eine moralische; und dann richtet sie sich nach wahren und geläuterten Begriffen von Größe und Vollkommenheit, ohne daß sich auch hier wieder etwas verändern ließe, wenn es nicht durch die eigene Ueberzeugung des Menschen geschieht. Die genannten Tugenden müßten also schon in sich ehrwürdig und durch die menschliche Natur geadelt seyn, wenn sie der Staat mit Erfolg dafür erklären sollte, und setzen also, auch in dieser Rücksicht, wieder moralische Grundsätze voraus.

Aus diesem allem scheint das wirkliche und ursprüngliche Vorhandenseyn der sittlichen Anlage im Menschen deutlich und und unwidersprechlich hervorzugehen und die Behauptung bewahrheitet zu seyn, daß sich da irgendwo eine Grundlage

finden

finden müsse, worauf sich alle jene Erscheinungen zurückführen, aus der sie sich alle erklären und die verschiedenen Urtheile berichtigen ließen.

Außerdem, wie verstümmelt, wie unvollständig und regellos würde die menschliche Natur da stehen, wenn es nicht etwas gäbe, das alle ihre übrigen Anlagen in ein Ganzes vereinigte, ihnen einen Zweck vorlegte, zu dem sie hinaufgebildet werden müßten, eine Regel, nach der das Unbestimmte und Ungeordnete Haltung und Uebereinstimmung bekäme! Dann wäre der Mensch mit allen seinen herrlichen Kräften doch nur ein verwahrlos'tes und unvollendetes Werk der Natur, vom Zufalle hingeworfen und seinen Launen Preis gegeben; alle Politik und Erziehung würde nichts Vollendetes und Geordnetes aus ihm zu bilden im Stande seyn.

## Zweyter Abschnitt.

## Von der Vernunft, der moralischen Gesetzgeberinn des Menschen.

Wenn sich die sittlichen Erscheinungen im Menschen jedem Unbefangenen wirklich als wahres und unläugbares Eigenthum seiner Natur offenbaren: so kommt es darauf an, ihnen dort näher nachzusuchen, ihre gemeinschaftliche Quelle und Entstehungsart zu entdecken und sie von dem Räthselhaften zu entkleiden, das sie allerdings für den gemeinen Menschenverstand, der sich noch nicht bis zu ihrem ersten und ehrwürdigen Ursprunge erheben konnte, behalten müssen.

Eine Untersuchung, die schon, wegen der Wichtigkeit ihres Gegenstandes, für jeden nicht ganz undenkenden und gefühllosen Menschen ungemein viel Interesse hat; da sie nicht bloß den Menschen, sondern die Menschheit in seiner Person, den edelsten Theil seines Wesens, die Vollendung in sich schließt, der er entgegen streben soll, und ihm die entzückende Aussicht auf eine

ehren-

ehrenvolle und ewige Bestimmung darbietet. Wer könnte sich nur in etwas über die alltäglichen Beschäftigungen des Lebens zum Gefühle seines geistigen Daseyns, oder welches einerley ist, seiner Menschenwürde, aufgeschwungen haben, ohne ein lebhaftes Bedürfniß zu empfinden, nähere Auskunft über jene laute und entscheidende Stimme seines Herzens zu erlangen, die in alle seine Urtheile und Handlungen, in seine natürliche und geistige Bildung einen so ununterbrochenen Einfluß beweiset; eine so geheimnißvolle und erhabene Seite, als er hier an seiner Natur entdeckt, näher ins Auge zu fassen; sich selbst besser zu verstehen, das Göttliche in seiner Brust lauterer und wärmer zu empfinden!

Die Untersuchung über den letzten Grund aller moralischen Erscheinungen, über das höchste Gesetz aller Sittlichkeit wird dazu dienen, unsre Begriffe und Urtheile in dieser Rücksicht zu berichtigen, und vor den vielen traurigen Verirrungen zu bewahren, in denen die Menschheit, aus mißverstandenem oder gemißdeutetem Pflichtgefühle, sich so oft selbst schändete und tief unter ihre Würde herab erniedrigte. Sie wird uns einen Leitfaden an die Hand geben, jedesmal wahr und richtig über menschliche Handlungen und menschlichen Wehrt zu urtheilen, und redliche Pflichttreue, uneigennützigen Tugendeifer vor dem tugendähnlichen Gepränge und dem glänzenden Laster, das sich so gern hinter einen frömmelnden Schein verbirgt, und damit nicht selten, zum Verderben der Menschheit, sein Glück macht, zu unterscheiden, das, was in jedem Falle

Pflicht

Pflicht ſey, deutlich zu erkennen, und Sittlichkeit in ihrer einfachen, reinen und dadurch rührenden Geſtalt aufzufaſſen.

Die moraliſchen Ausſprüche des Herzens, ſo wie ſie ſich dem Bewußtſeyn jedes nicht ganz Verdorbenen offenbaren, werden uns dabey, wenn wir ſie nur immer vor Augen behalten, den ohnehin nicht leicht zu verfehlenden Weg zeigen. Ihre innere Natur und Beſchaffenheit gibt uns deutliche Winke, die über ihren wahren Urſprung nicht lange zweifelhaft laſſen, und nur da täuſchen können, wo der Blick, in den Labyrinthen der Speculation oder des eigenen Intereſſes verloren, durch die Verſpiegelungen der Sinnlichkeit irre geleitet, ſich von dem, was wahre Menſchennatur iſt, zu weit entfernt hat.

In den Urtheilen des gemeinen Verſtandes über Pflicht und Recht, Tugend und Laſter, zeigt ſich ſelbſt in den verſchiedenſten Fällen eine gewiſſe Gleichförmigkeit und Zuſammenſtimmung in Anſehung ihrer Form, die ihr gemeinſchaftliches Begründetſeyn in höhern Grundſätzen deutlich genug andeuten, und auf ein höchſtes Geſetz des Verhaltens hinweiſen, worin des Menſchen ganze Beſtimmung niedergelegt iſt.

Ein jeder iſt es ſich lebhaft bewußt, daß er das, was er für ſeine Pflicht hält, auch in allen Umſtänden ſeines Lebens als Pflicht anerkennen müſſe, ſeine Stimmung, ſeine Lebensweiſe und ſeine Wünſche mögen ſich geändert haben, wie ſie nur wollen, auch da noch als Pflicht anerkennen müſſe, wo es mit dem Intereſſe

tereſſe ſeiner übrigen Neigungen noch ſo weit aus einander geht, wo er es ſich mit Beſchämung bewußt iſt, dawider gehandelt zu haben. Er weiß, daß er es gegen alle anderweitigen Verhältniſſe, die ſich ihm entgegen drängen, gegen alle Schwierigkeiten und Hinderniſſe, gegen alle Macht, die die Natur wider ihn aufbieten möchte, durchſetzen ſolle und könne. Er weiß aber auch, daß dasjenige, was er ſich ſelbſt als Pflicht verſchreibt, zugleich heiliges und unverbrüchliches Geſetz für alle Menſchen ſey, daß, bey allen Vorkehrungen, die ihnen ihr Schickſal abnöthigen, die ihnen die Umſtände aufdringen, doch dieſes die oberſte Richtſchnur ihres Verhaltens bleiben müſſe, die ſie, ohne ſich ſelbſt untreu und verächtlich zu werden, keiner andern Maxime der Klugheit und des Lebensgenuſſes aufopfern dürfen. Die Pflicht iſt ewig und unveränderlich, was für den einen gilt, dazu iſt der andere auch verbunden. Es iſt ein allgemeines, allgebietendes und unerſchütterliches, über alle ſinnlichen Verhältniſſe erhabenes Geſetz, worauf den Menſchen ſein moraliſches Bewußtſeyn hinweiſet.

Und worin könnte dieſes anders beſchloſſen liegen, als in der Vernunft, dem edelſten Vorzuge der Menſchheit, die, ſo wie ſie beym Denken Geſetzgeberinn der Wahrheit iſt, und die Erkenntniſſe des Menſchen zur Vollendung bringt, auch im Practiſchen allein über ſeine höchſte Angelegenheit, das Sittlichgute, entſcheiden kann; die eben ſo, wie ſie dort für jedes denkende Weſen gültige Geſetze aufſtellt, auch hier für jedes

handelnde heilige und unumstößliche Grundsätze festsetzt; eben so, wie sie dort den niedern Denkkräften, und dem, was durch sie erkannt wurde, Einstimmung zu einem Ganzen gibt, nach einer sich immer gleich bleibenden Weise auch hier die Neigungen und ihre Wirksamkeit ordnet und zu einem Zwecke hinleitet. Nur die Vernunft kann über alle übrige Kraftäußerungen des Menschen gebieten, Gesetze geben, denen sich jeder zu unterwerfen von selbst gedrungen fühlt. Nur sie kann eine so erhabene Beziehung begründen, als im moralischen Gefühle ausgedrückt ist. Sie ist leitendes und bildendes Vermögen, unterscheidendes Merkmal der Menschheit, über ihr gibt es kein höheres Warum, und alle weitere Appellation ist Unsinn, Entsagung seiner Menschenwürde und seines Menschen-Characters, willenlose Hingabe an die Knechtschaft der Natur, die gänzliche Anarchie der Sitten bewirken muß.

Und hieraus gehet dann von selbst das oberste Gebot aller Pflicht und Tugendhaftigkeit hervor: „Handle so, wie es die Vernunft „der Menschheit angemessen findet, „wie sie nach ihren ewigen und „unveränderlichen Gesetzen, an die „sie in allen ihren Operationen „gebunden ist, es allein billigen „kann.“

Es ist dieses indeß noch kein für alle Fälle entscheidendes Gesetz, sondern nur eine unbestimmte Formel, die die allgemeinste Tendenz aller Sittlichkeit ausdrückt, die Huldigung, die

der

der Menſch der Vernunft, als ſeiner höchſten Gebieterinn, darzubringen durch ſeine innere Natur ſich genöthiget ſieht, die Unterwerfung, womit er ſie betrachtet, und wornach er die Art, wie ſie ſelbſt handelt und ſich menſchliche Handlungen denken muß, wenn ſie vor ihrem Richterſtuhle gültig ſeyn ſollen, als unverbrüchliche Regeln ſeines eigenen Verhaltens ehrt. Es kommt nun darauf an, dieſe Vorſtellungsart der Vernunft, die ſie auch auf menſchliche Geſinnungen und menſchliches Thun ausdehnt, ihrem eigentlichen Character nach darzuſtellen, ſo daß man ſie nur zu betrachten braucht, um nicht allein ſeine Beſtimmung zur Sittlichkeit anzuerkennen, ſondern auch, was in jedem Falle Pflicht ſey, mit Klarheit und Ueberzeugung einzuſehen. Durch die Darſtellung und Rechtfertigung dieſer Vorſtellungsart, in Beziehung auf das Thun des Menſchen, würde ſich alſo auch die unläugbare Gewißheit der moraliſchen Anlage in der menſchlichen Natur von neuem beſtätigen.

Sinnlichkeit und Verſtand liefern dem Menſchen die erſten Bruchſtücke ſeiner Erkenntniß. Die erſtere bietet ihm bloß einen rohen Stoff dar, den der letztere zu Begriffen entwickelt, die gemeinſamen Merkmale davon abſondert und zum deutlichen Bewußtſeyn bringt. Auf dieſem Wege entſtehen ihm allgemeine Vorſtellungen von Gegenſtänden der Natur und denjenigen Regeln, die ſie durchgehends in ihren Schöpfungen und Umgeſtaltungen befolgt, und die ihr als Vorſchriften anders wo her aufgedrungen zu ſeyn ſcheinen. Indeß ſtehen dann doch dieſe Begriffe

und Regeln nach isolirt, ohne innern Zusammenhang, Einstimmung und Haltung da. So lange der Mensch auf dieser Stufe verweilt, hat er wohl gedacht, aber sich noch nicht bis zu den gegenseitigen Beziehungen des Gedachten und seinem Verhältnisse zu ihm selbst erhoben. Seine Vorstellungen sind zwar, dem äußern Umrisse nach, geistig und intellektuell, aber, ihrem Gehalte und ihren wesentlichen Bestandtheilen nach, durchaus sinnlich. Der Verstand hat ihnen eine gewisse Form gegeben, aber einseitig; ohne daß dadurch ein wesentlicher Vorzug der menschlichen Natur begründet würde; ohne alle Hinweisung auf ein Ganzes und Vollendetes, welches den eigentlichen Character der menschlichen Erkenntniß ausmacht. Sogar der Begriff einer Welt, als eines allbefassenden Ganzen der Erscheinungen, bleibt dem Verstande fremd.

Ihn von hier noch höher zu erheben, ihn zum bestimmten, zusammenhängenden und in sich übereinstimmenden Wissen auszubilden, und ihm Wahrheit, als edles Kleinod seiner Natur, zuzueignen, war der Vernunft vorbehalten. Sie ist es, die die Bestandtheile, die in einzelnen Begriffen, die Grundzüge, die in einzelnen Regeln zerstreut liegen, sammelt, ihre Verhältnisse gegen einander ausgleicht, dasjenige, worin sich alles vereinigt, fest hält, dasjenige, was noch einige Unterschiede, Abweichungen und Diversionen begründet, und gar nicht zur Einstimmung gebracht werden kann, fahren läßt, und nur das, worin gar kein Widerstreit mehr denkbar ist, als ihr Eigenthum anerkennt und zu

einer

einer Vorſtellung bildet, die das Getrennte in ſich zuſammenfaßt, und woraus ſich daſſelbe wieder durch nähere Beſtimmungen und Einſchränkungen herleiten läßt, die eben deßwegen Vernunftvorſtellung, Idee iſt, und den höchſten Grad von Vollendung, Ausdehnung und Kraft hat, der nur möglich iſt.

Die Vernunft befolgt dabey ein Geſetz ihrer Natur, das ihr ſchon, vor allen ihren Aeußerungen, zum Grunde liegt, und wodurch ſie Vernunft, des Menſchen ehrwürdige Führerinn zur Wahrheit, wird. Durch ihr inneres Weſen, ihren urſprünglichen Character iſt ſie genöthigt, vom Verſchiedenen zu dem, worin es übereinſtimmt, vom Zufälligen und Veränderlichen zum Nothwendigen und Unveränderlichen, vom Eingeſchränkten zum Unbegränzten, vom Bedingten zu dem, was keine Bedingung mehr über ſich hat, ſondern ſelbſt die Bedingung von allem andern iſt, aufzuſteigen, und ſo die höchſten Begriffe des menſchlichen Geiſtes, die letzten Geſetze der Natur und des Denkens darzuſtellen, wovon die einzelnen nur als eben ſo viele aus einander gehende Modificationen anzuſehen ſind. Allgemeinheit und höchſte Einſtimmung ſind die Grundanlagen, worauf alle ihre Kraftäußerungen hinaus laufen, die ſie, als ihr unverrückbares Ziel, immer vor Augen behält, und wodurch ſie, mit Hülfe der Phantaſie, zu Idealen gelangt.

Die Vernunftvorſtellung wird aber, eben um dieſer Allgemeinheit und Erhabenheit willen, die ſie auszeichnet, in einer einzelnen Erfahrung nie

die in ihrer ganzen Vollkommenheit anzutreffen seyn, sondern ihre Bestandtheile müssen aus dem gesammten Inbegriffe aller gemachten und noch zu machenden bloß denkbaren Erfahrung zusammen getragen, das Abweichende und Widersprechende weggewischt, und das noch übrig bleibende Allgemeine und Wesentliche in einen idealischen Gedanken niedergelegt werden. Wenn dieser nun auch über alle Erfahrung und sinnliche Darstellung hinaus geht: so kann er uns doch zum Maaßstabe dienen, die letztern darnach zu prüfen, ihren Wehrt und ihre Annäherung zur Vernünftigkeit zu bestimmen.

Die Handlungsweise der Vernunft beym Erkennen ist also die: das Verschiedene und Widerstreitende in der Natur und im Denken zur Einstimmung zu bringen, und nur dasjenige vor ihrem Richterstuhle gelten zu lassen, was mit dem Gepräge der Harmonie gezeichnet ist; alles in Beziehung auf ihre Ideale zu betrachten und zu würdigen. Das Gesetz, das sie dabey befolgt, ist:

„Alles, was sich zur Einstimmung bringen, in einen höchsten Begriff oder zu einem letzten Zwecke vereinigen läßt, ist vernünftig."

So ist die Vernunft Gesetzgeberinn des menschlichen Denkens.

Der

Der Mensch ist aber nicht bloß denkendes; er ist auch handelndes Wesen. Er hat nicht bloß die Fähigkeit von der Sinnenwelt, die ihn umgibt, Begriffe einzusammeln und sie zu trennen oder zu verbinden; diese Begriffe sollen ihm auch dazu dienen, daß er durch eigene Kraft in ihr wirke. Er kann nicht bloß ihre Formen und Beziehungen auf ihn selbst auffassen, sondern auch diese Formen umbilden und ihre Beziehungen verändern. Alles, was er von außen her empfänget, gibt er tausendfach umgestaltet wieder zurück. Es steht daher zu erwarten, daß die Vernunft sich auch hier thätig beweisen, seine Handlungen, in Ansehung ihrer Zusammenstimmung zu einem idealen Ganzen, betrachten, darnach ihren Wehrt oder Unwehrt bestimmen und Regeln für das Verhalten entwerfen werde.

Der rohe Sohn der Natur folgt bey allem seinem Thun bloß einem Instincte, als dem wohlthätigen Bande, woran seine gute Mutter ihn leitet. Seine Kenntnisse von der Welt und ihren Schätzen sind eben so gering, als die Bedürfnisse, die er in sich fühlt, und die er, da er sich nur mit Wenigen darin zu theilen hat, leicht befriedigt. Seine weise Vormünderinn wird daher ohne große Mühe seine Begierden in den Schranken der Mäßigkeit halten, und Verwirrungen und Unordnungen verhüten.

Die etwas weiter gehende Bildung weckt auch in ihm mannigfaltigere und feinere sinnliche Empfindungen, die seinen Bestrebungen größere und vielseitigere Ausbreitung geben: wie sie die bloßen regellosen Eindrücke in bestimmte Vorstellun-

gen verwandelt, die gleichwohl immer noch sinnlich bleiben. Die Erfahrungen, die er bis hieher gesammelt hat, bilden auch seinen Wünschen und Absichten einen weitern Kreis. Er kann nun dem Instinete nicht mehr folgen. Bestimmte Begierden sind in ihm erwacht, die ihn gewaltsam bald hier bald dorthin reißen. Seine Gefühle sind lebhafter und stärker. Er sieht sich durch seine verschiedenartigen Zwecke in einen immerwährenden Kampf versetzt, wobey sein ganzes Interesse aufgeregt ist, und nur der Zufall das Uebergewicht geben kann, der ihn dann nicht selten zum traurigsten Widerspruche mit sich selbst, zum bemitleidenswürdigen Opfer der Thorheit und der Muthlosigkeit macht.

Hier ist es, wo der Verstand in ihm erwacht, der, so wie er die einzelnen sinnlichen Eindrücke ordnet, auch den einzelnen sinnlichen Bestrebungen des Menschen mehr Festigkeit, Bestimmtheit, Planmäßigkeit und feinere Richtungen gibt. Jetzt wird er mit Ueberlegung und Nachdenken seine ihm von der Sinnlichkeit aufgegebenen Absichten verfolgen; er wird sich das Ziel, nach dem er strebt, deutlicher vorstellen, seine eigene Natur genauer kennen lernen, bey der Wahl der Mittel kaltblütiger zu Werke gehen, und den Genuß, den er jetzt einem Triebe verschaffen könnte, gegen die Folgen, die vielleicht in der Zukunft weit schmerzlicher und empfindlicher daraus hervorgehen würden, abmessen; er wird nach Begriffen und Regeln handeln.

Mit wie vieler Klugheit er indeß auch das Interesse seiner einzelnen Triebe besorge: so wird er doch noch oft in einen demüthigenden

Wider-

Widerſtreit mit ſich ſelbſt gerathen; da ſeine Triebe und Beſtrebungen noch nicht unter ſich geordnet und in ein richtiges Verhältniß gebracht ſind, in welchem erſt ihrer geſammten Befriedigung, ſo viel als möglich, froh werden könnte. Er folgt in der Hitze der Ueberraſchung, in der Aufwallung ſeines Blutes, oft einem Wunſche, an dem ihm weniger gelegen war, als an einem andern, der dadurch aller Ausſichten auf eine weit ſchönere, dauerhaftere und genußvollere Befriedigung gänzlich beraubt wurde.

Hier hat er nun noch einen Schritt zu thun, um zum Gebrauche ſeiner Vernunft zu gelangen, die ihn die Summe ſeiner Wünſche im Ganzen betrachten, ihre Stärke und ihre Schwäche, ihren Beytrag zu ſeiner Wohlfahrt, ihren Einfluß auf Lebensgenuß und Lebensverſchönerung erwägen, ſie darnach erweitern oder einſchränken, und ſo feſte und beſtimmte Regeln bilden lehrt, in deren Befolgung die Ruhe und das Glück ſeines Lebens niedergelegt ſind. Er hat jetzt den vernünftigen Begriff von Glückſeligkeit gefaßt, den er auch im Auge behält; er handelt nach Grundſätzen, die ganz das Gepräge ſeines Temperamentes, ſeiner Denk- und Empfindungsweiſe, ſeiner eigenthümlichen Wünſche und Abſichten tragen, hieraus allein herfloſſen, und deßwegen nur für ihn gültig ſind. Es ſind keine ſittlichen Vorſchriften, die er auf dieſem Wege erhält; denn von dieſen ſind wir uns bewußt, daß wir ſie auf jedes vernünftige Weſen anwenden können. Jene rührten zwar von der Vernunft her, aber die Sinnlichkeit hatte doch den größten Antheil

daran, indem ſie die Thätigkeit der erſtern aufregte, und ihr die Richtung auf diejenigen Triebe vorſchrieb, die in der Natur des einzelnen Menſchen hervorſtechend ſind. Sie ſind alſo nicht ihr reines Eigenthum, gehen nicht aus ihrer weſentlichen Anlage hervor, und haben ſich noch nicht zu dem Ziele aufgeſchwungen, das ihr überall vorſchwebt: höchſte Allgemeinheit und Uebereinſtimmung des Verſchiedenen. Sie haben den Standpunct noch nicht erreicht, von welchem aus Handlungen und Gedanken allein richtig geprüft und nach ihrem vernünftigen Werthe beurtheilt werden können.

Die Regeln, die er ſich hier für ſein Verhalten bildete, mögen noch ſo genau und künſtlich auf ſein ganzes Glück berechnet ſeyn: ſo war es doch nicht zu verhüten, daß ſie nicht oft mit dem Intereſſe andrer Vernünftigen in Widerſpruch kämen, und dieſes eben ſo ſehr hinderten, als ſie das ſeinige befördern. Hier iſt alſo noch nicht die Harmonie, die die Vernunft fordert.

Der Menſch darf ſich, als handelndes Weſen, nie bloß für ſich ſelbſt betrachten, ſondern er muß ſich in Beziehung zu Menſchen denken, mit denen er in der genaueſten Verbindung lebt, gemeinſchaftlich handelt, die dieſelben Anlagen und Kräfte haben, dieſelbe Aeußerungen beweiſen, auf die er in mannigfaltiger Rückſicht wirken, und deren Zuſtand er wie den ſeinigen verändern, verbeſſern oder verſchlimmern kann. Zu dieſer Anſicht führt ihn die Vernunft, ſie behandelt ihn als Weltbürger, als Mitglied einer gro-

gen Menschengesellschaft. Der Begriff der Menschheit ist es, woran sie ihn festhält, der Gesichtspunct, woraus sie ihn seine Handlungen beurtheilen lehrt. Vor ihr verschwindet jeder einseitige Wunsch, jede individuelle Rücksicht, jede, nur auf eigenes Wohl angelegte Klugheitsregel in den allgemeinen Angelegenheiten aller, die nun die vernünftige und nothwendige Angelegenheit jedes Einzelnen werden. Sie entwirft einen idealischen Begriff der Menschheit, als eines organischen Ganzen, wo alle Theile aufs innigste verbunden sind, und das Interesse des Einen auch das Interesse aller übrigen ist, weil seine Zerstörung die Auflösung der andern herbeyführen würde; wo alle Vereinigten auf den Zweck des Ganzen hinwirken, und das Ganze wieder den Zweck aller Einzelnen in sich darstellt. Die Menschheit ist Eine moralische Person; jeder Mensch ist Glied von ihr.

Die Vernunft fordert ihn also auf, sich bey jeder Handlung so zu betrachten, als ob er im Namen aller handelte, zu ihrem Repräsentanten erwählt wäre, und ihr gemeinschaftliches Interesse in sich vereinigte, welches in dieser Zusammenfassung ein großes, allgemeines Menschen-Interesse, die Würde der gesammten Menschheit darstellte. Je mehr er aus diesem Gesichtspuncte handelt und darauf hinwirkt, desto mehr ist er selbst vor der Vernunft ein vollendeter und würdiger Mensch.

So wie sie beym Denken die Begriffe und Gesetze, die der Verstand bloß an und für sich selbst aufstellte, in Beziehung auf andere Be-

griffe und Geſetze betrachtete, das Verſchiedene und Widerſtreitende davon abſonderte, und nur das Allgemeine und Einſtimmige feſt hielt: ſo vergleicht ſie auch hier die Abſichten des einzelnen Menſchen, und die Regeln, die er ſich dafür entwirft, mit den ähnlichen Abſichten andrer, verwirft diejenigen Handlungen als unvernünftig, die, indem ſie die erſtern durchſetzten, die andern aufhöben und dadurch in Widerſtreit mit ſich ſelbſt kämen, nur dann gelten könnten, wenn jeder andre ſeinen Abſichten gänzlich entſagte, und billigt diejenigen, in denen die ganze Menſchheit, wenn ſie wirklich zuſammenträte, ſich vereinigen könnte, ohne ihren gemeinſchaftlichen Zweck zu verletzen. Jeder Vernünftige denkt ſich den Fall, und muß ihn denken, weil er Vernunft hat, als ob andre nun auch nach dieſen Regeln ihre Abſichten gegen ihn beförderten, und ſo den ſeinigen entgegen wirkten. Die Einſtimmung oder der Widerſtreit, die daraus alsdann hervor gehen, beſtimmen ihn, ſeine Handlungen für vernünftig oder unvernünftig zu halten. Ich habe z. B. die Abſicht, mein Leben zu erhalten; andre haben ſie auch. Ergreife ich ein Mittel, wodurch ihnen dieſes unmöglich gemacht, oder ſie daran gehindert würden: ſo ſind unſre Abſichten in Widerſtreit, und dieſes Mittel muß wegfallen, wenn ſie ſich zu einem Ganzen ſollen vereinigen laſſen. Die Vernunft nimmt hier zu meinem Intereſſe noch das Fremde hinzu, und was ſich von beyden zuſammen faſſen läßt, iſt *recht*; was disharmonirt, das eine nicht befördert, ohne das andre zu zerſtören, iſt *pflichtwidrig*.

Vor

Vor ihrem Richterstuhle ist die Menschheit eine einzige und unzertrennliche, die nur in verschiedenen sinnlichen Wesen wohnt, und von diesen in ihrer Einheit und Unzertrennlichkeit geehrt werden muß. Die Absichten der Menschen sollen neben einander bestehen und durch einander befördert werden, als ob alle nur Eins ausmachten und auf Eins hinwirkten.

So wie beym Denken ist auch hier das, was sich als Resultat der Vernunftthätigkeit ergibt, ein Ideal, aber ein ehrwürdiges, heiliges Ideal, das der Mensch nicht ohne Erhebung des Geistes, nicht ohne das Gefühl einer gänzlichen Unterwerfung denken kann. Er ist es sich bewußt, daß er nach demselben nicht bloß seine Handlungen, ihren moralischen Wehrt oder Unwehrt beurtheilen müsse; sondern daß es auch Pflicht für ihn sey, es tief in sein Herz zu schließen, nach immer größerer Annäherung zu ihm, als zu der Menschheit heiligstem Eigenthume, zu streben.

Der Mensch braucht sich also nur als ein handelndes und mit Vernunft begabtes Wesen zu kennen, um sich von seiner moralischen Natur und seiner hohen Bestimmung, Ordnung und Einigkeit in all' sein Thun zu bringen, überzeugt zu haben.

Vergleichen wir nun damit die Gesinnungen und Handlungen, die von dem moralischen Gefühle, in jedes Menschen Bewußtseyn, gebilligt oder verworfen werden: so kann es uns nicht entgehen, daß ihre Einstimmung mit der Art, wie die Vernunft sich eine menschliche Handlung,

die wahrhaft menschlich seyn soll, vorstellen muß, oder die Abweichung davon immer dieser Billigung oder Mißbilligung zum Grunde liege, daß sich alle moralische Erscheinungen am Menschen leicht hierunter vereinigen, und daß also der Character der reinen Sittlichkeit in einer Handlung der sey, daß sie sich als Handlung der ganzen Menschheit gegen sich selbst und gegen jeden Einzelnen müsse denken lassen. Einige Beyspiele werden uns nicht bloß davon überzeugen, sondern auch zugleich zur nähern Aufhellung der vorhergehenden Darstellung dienen, und die Dunkelheiten vollends zerstreuen, die vielleicht noch darauf ruhen möchten.

Die Lüge, als vorsetzliche Entstellung der Wahrheit, trägt in jedes Menschen moralischem Bewußtseyn das Zeichen der Verabscheuungswürdigkeit, und verdient, wenn sie in Lügenhaftigkeit oder die fortdauernde Neigung, anders zu sprechen, als man denkt und es der Wahrheit gemäß hält, übergeht, den Namen eines schändlichen und entehrenden Lasters (Ehrlosigkeit, sagt Kant, begleitet den Lügner wie sein Schatten). Halten wir nun die Handlungsweise des Lügners gegen die Vorstellungsart der Vernunft: so zeigt es sich, daß er nur auf sich selbst Rücksicht nehme, daß er eine Handlung gegen die Menschheit begehe, die er ihr, wenn sie gegen ihn selbst unternommen wäre, sehr verübeln würde, die von der Uebereinstimmung mit den Handlungen, die wir andern zumuthen, abweicht, und deßwegen unvernünftig und unsittlich ist. Die Frage, die die prüfende Vernunft hier aufwirft,

wirft, iſt die: Kann die ganze Menſchheit — kann jeder einzelne Menſch ſich ſelbſt belügen wollen? Oder iſt dies nicht vielmehr ein Widerſpruch; und iſt dieſer Widerſpruch dann nicht auch jeden Lügner?

Die Verletzung fremder Ehre oder fremden Eigenthumes wird vom moraliſchen Gefühle als ſtrafwürdige Entheiligung eines weſentlichen Rechtes dargeſtellt. Fragen wir uns nun, wie wir, durch die Vernunft genöthiget, fragen müſſen, würde ich es dem andern erlauben können, mir durch Gewalt oder Liſt das Meinige zu nehmen? würden alle ſich gegen ſich ſelbſt vereinigen können, ſich unter einander zu läſtern oder zu betrügen? ſo leuchtet die Vernunftwidrigkeit davon gleich ein, indem alsdann die Menſchheit ſich ſelbſt berauben, ihre eigene Ehre, ihr eigenes Vermögen vernichten würde.

Die wohllüſtige Selbſtſchändung ſchwächt die natürlichen Kräfte, lähmt und ertödtet die geiſtige Wirkſamkeit, iſt dem Zwecke der Natur entgegen, gänzliche Wegwerfung der Vernünftigkeit zum thieriſchen Genuſſe. Ein lebhafter Abſcheu vor allen Handlungen dieſer Art iſt deßwegen auch ſchon dem ſittlichen Gefühle eingeprägt; ein Menſch, der etwas moraliſche Empfindung hat, würde ſich ſelbſt dabey verachten müſſen. Die Vernunft betrachtet hier wieder den Menſchen in Beziehung auf die Menſchheit; ſie ſtellt die Frage in den Geſichtspunct, wo er als Repräſentant ſeines ganzen Geſchlechts auftritt, in deſſen Namen er, nach ihrer Vorſtellungsart, immer handelt. Und nun

bedarf

bedarf es wohl keiner weitläuftigen Untersuchungen, um es widersinnig zu finden, daß die Menschheit ihre eigene Kraft lähmen, ihre eigene Consistenz und Erhaltung (denn so muß sie die Fortpflanzung ansehen) aufgeben, ihre Würde schänden und sich zur Thierheit herab erniedrigen sollte.

Eben so verhält es sich auch mit den Tugenden, die, in jedes Menschen sittlichem Bewußtseyn, als groß und ehrwürdig erscheinen.

Das Verfahren, wornach er seine natürlichen und geistigen Kräfte bloß zur Beförderung seines eigenen Genusses, zur Erhöhung und Verschönerung der Annehmlichkeiten des Lebens verwenden wollte, characterisirt sich dadurch als verwerflich und unedel, weil der Mensch sich nach der Vernunft in andern wieder finden, wieder erkennen, sich mit ihnen als eine Menschheit ansehen muß, die ihn, wie jeden andern, zur Beförderung ihrer Wohlfahrt, zur Vermehrung des gemeinen Bestens feyerlich aufgerufen hat.

Edelmuth, als Aufopferung für andre, freywillige Entsagung eigenen Genusses und eigener Bequemlichkeit, die Hindernisse der geistigen Wirksamkeit bey ihnen zu entfernen, die Mittel derselben zu vervielfältigen, ist Gesinnung des Menschen gegen die Menschheit, Hingebung an den Zweck der Menschennatur im Ganzen, Einstimmung in Handlungen, die für alle gelten können, und deßwegen die erhabenste Denkungsart, deren bloßer Anblick uns mit einer Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt, die unsre ganze moralische Existenz ins Dunkele stellen würde,

wenn

wenn wir uns nicht zu ähnlichen Handlungen fähig fühlten.

Diese wenigen Beyspiele, die sich noch leicht sehr vermehren ließen, sind schon hinreichend, die Anwendung der vernünftigen Denkungsart auf einzelne Fälle zu zeigen und den Geist sittlicher Handlungen darzustellen.

Dasjenige, was die handelnden Kräfte des Menschen zuerst in Bewegung setzt, sind Neigungen und Triebe, die aus seiner sinnlichen Natur hervorgehen. Ehe noch das Gefühl seiner Vernünftigkeit und moralischen Bestimmung bey ihm erwacht, haben sich diese schon fest gesetzt, gewisse Richtungen begründet, zu allgemeinen Grundsätzen und Handlungsweisen Veranlassung gegeben, die auf ihre Befriedigung berechnet sind, und die er so lange befolgt, als seine Bestrebungen selbst sich noch nicht geändert haben. Diese Handlungsweisen, die der Mensch sich so eigen macht, heißen Maximen, und aus ihnen gehen alle besondere Verrichtungen, die er mit Besonnenheit unternimmt, hervor. Mit diesen hat es also die Vernunft vorzüglich in der Bestimmung alles moralischen Wehrtes zu thun; an diesen äußert sie zunächst ihr Geschäft, das Widerstreitende zur Einstimmung zu bringen, das Zufällige und Einzelne zum Allgemeinen zu erhöhen.

Die meisten Maximen, die sich die Menschen bilden, haben bloß ihren eigenen Vortheil oder eine augenblickliche angenehme Empfindung zum Zweckt, den sie auf alle mögliche Weise zu be-

befördern ſuchen, und daher mit den Maximen derjenigen in Widerſtreit gerathen, die eben dieſes beabſichtigen und es wiederum auf alle mögliche Weiſe zu erreichen bedacht ſind. Wenn beyde gebilligt würden, ſo könnte nichts anders als die traurigſte Verwirrung unter den Menſchen die Folge davon ſeyn. Die Vernunft ſucht ſie dadurch zu vereinigen, daß ſie dasjenige an ihnen tadelt oder wegläßt, was nur mit der Zerſtörung des Ganzen von jedem gewollt werden könnte, und dasjenige für erlaubt und pflichtmäßig erklärt, was als Grundlage einer Geſetzgebung für alle Vernünftigen gedacht werden kann. Es iſt alſo kein beſtimmtes Geſetz, das die Vernunft unmittelbar ins Herz geſchrieben hätte, ſondern vielmehr ein dunkles Ideal, woran ſie jede Maxime hält, um ihren Wehrt oder Unwehrt zu prüfen, — eine Verrichtung, die ſie, ihrer Natur und den Geſetzen derſelben zu Folge, daran vornehmen muß, und wodurch einige moraliſch geheiliget und als Grundſätze der Pflicht aufgeſtellt, andre mit dem Gepräge der Verabſcheuungswürdigkeit gezeichnet und als unſittlich verworfen werden, — eine Vorſtellungsart derſelben, welcher jede Maxime angemeſſen ſeyn muß, die für vernünftig gehalten werden ſoll. Wenn wir nun dieſe Verrichtung und Vorſtellungsart näher ins Auge faſſen, das Weſentliche derſelben in Gedanken ſammeln und ſie gewiſſermaßen in eine beſtimmte Vorſtellung überſetzen wollen: ſo erlangen wir ein höchſtes Sittengeſetz der Vernunft, welches ſich etwa durch folgende Formeln ausdrücken ließe, die aber nur

Dar-

Darstellungen eines und desselben Gedankens nach verschiedenen Ansichten sind:

„Handle so, daß die Maxime, „die du dabey befolgst, all„gemein menschlich sey, von al„len gebilligt und befolgt wer„den könne."

„Handle nach Maximen, die „als Prinzipien gedacht wer„den können, worauf eine all„gemeine Gesetzgebung für die „Menschheit ruht."

„Handle nach solchen Maxi„men, die, als Naturgesetze für „jeden menschlichen Willen ge„dacht, sich selbst nicht wider„sprechen würden."

„Betrachte dich in jeder Maxi„me, wornach du handeln möch„test, als Repräsentant der „Menschheit, die dich, in ih„rem Namen zu handeln, auf„gerufen, und damit auch ihr „ganzes Interesse in dein Herz „niedergelegt habe."

„Wähle deine Maximen als „Mensch, und nicht als Indi„viduum, in Beziehung auf „deine individuellen Wünsche."

„Handle gegen alle und ge„gen dich selbst, wie alle ge„gen

„gen alle handeln müſſen, „wenn ihr gemeinſchaftliches „Intereſſe neben einander be„ſtehen ſoll.“

„Denke dich in allem deinen „Thun als Mitglied einer gro„ßen weltbürgerlichen Geſell„ſchaft, mit der du ein orga„niſches Ganze ausmachſt.“

In dieſer Abſtraction, worin es hier aufgeſtellt wurde, kommt das Sittengeſetz nie zum Bewußtſeyn des Menſchen; es iſt vielmehr nur der Commentar einer Operation, die die Vernunft bey allen menſchlichen Maximen, die mit Beſonnenheit gewählt werden, vornimmt. Sie ſchreibt deßwegen auch keine beſondere Handlungen vor, die der Menſch begehen oder unterlaſſen ſolle; ſondern gibt nur die Form an, die jeder Handlungsweiſe die Würde des Sittlichguten allein ertheilen kann, nämlich ihre Gültigkeit für alle Menſchen. Ob ein einzelner Fall ihr angemeſſen ſey oder nicht, hat die Urtheilskraft zu beſtimmen.

Eben darin beſteht auch der Unterſchied der reinen Sittlichkeit von dem Intereſſe der Politik und Staatsverfaſſung, daß die erſtere lediglich in der Vernunft gegründet iſt, und ſich nur nach dieſer, ohne Rückſicht auf die Folgen, richtet, die letzteren aber allein von der Willkühr des Geſetzgebers oder des Volkes, das ſich freywillig eine Verfaſſung wählt, abhangen, allein durch die öffentliche Wohlfahrt beſtimmt werden,

und nur auf dieſelbe berechnet ſind, wenn ſie auch übrigens andere Völker noch ſo hart behandelten. Die Vernunft betrachtet nur den Menſchen; für den Einzelnen oder für das einzelne Volk mag daraus hervorgehen, was da will: ihre Denkart iſt weltbürgerlich.

Ob nun gleich das Sittengeſetz nie dem Menſchen ganz lichtvoll vorſchwebt, ja ſelbſt von Philoſophen nicht immer beſtimmt erkannt und aufgefaßt wurde: ſo kann uns doch eine geringe Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt und andre leicht belehren, daß ſich das Verfahren der Vernunft, worauf es ſich gründet, in allen ſittlichen Urtheilen wiederfinde. Es iſt damit eben ſo, wie mit dem Verſtande und andern geiſtigen Vermögen des Menſchen, die ſich ſchon lange nach beſtimmten Geſetzen wirkſam bewieſen, ehe man noch auf ſie ſelbſt reflectirte, ihre Natur und Geſetze ſich deutlich dachte. Aber ſo, wie nur beſtimmte Begriffe über den Verſtand und ſeine Wirkungsart in der Logik uns vor Fehlern im Denken und Schließen bewahren, und ſie uns, wo wir ſie begingen, leicht entdecken helfen: ſo kann auch nur die Entwickelung des höchſten Sittengeſetzes aus der Natur der Vernunft und ſeine lichtvolle Darſtellung unſre moraliſchen Urtheile ſicher leiten, und uns zu einer untrüglichen Erkenntniß unſrer Pflichten behülflich ſeyn.

Bey jeder Handlung, über deren Moralität oder Immoralität der Menſch urtheilt, ſieht er zunächſt auf die Zuſammenſtimmung der Maxime zu einer allgemeinen Geſetzgebung, ſtellt ſich in den Geſichtspunct der ganzen Menſchheit, und

denkt sie sich so, als ob er in ihrem Namen handelte, als ob sich alle nach ihm richteten, und er diese Maxime also auch gegen sich selbst anwendete.

„Wie würde ich es aufnehmen, wenn andre so gegen mich handelten? — was würde „daraus werden, wenn alle, die es doch eben so „wohl könnten als ich, nach eben diesen Grundsätzen verführen?" Das sind Fragen, die jeder Vernünftige hier aufwirft, von deren Beantwortung Billigung oder Mißbilligung abhängt. „Was dem einen recht ist, ist dem andern billig; „wie ich wünsche behandelt zu werden, muß ich „sie auch behandeln; was ihr wollt, daß euch „die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen:" das sind Gemeinsprüche des practischen gesunden Menschenverstandes, auf denen alle sittliche Beurtheilung ruht. Der redendste Beweis, daß die moralische Natur des Menschen in seiner Vernünftigkeit bestehe, und die gegebene Darstellung von dem Gesetze der Sittlichkeit die wahrste und sicherste sey, mit welcher Moralität stehen oder fallen muß.

Dies wird noch deutlicher erhellen, wenn wir auf einem andern Wege und durch eine ganz verschiedene Ansicht auf eben denselben Gedanken wieder zurückkommen sollten.

Bisher betrachteten wir die Beschaffenheit, die eine Maxime haben müsse, wenn sie auf den Namen einer moralischen Anspruch machen will; und daraus ergaben sich von selbst die Gegenstände und Zwecke, die Billigung oder Verwerfung verdienten. Wir

können

können aber auch zuerst mit dem Gegenstande der moralisch guten Gesinnung, den jede sittliche Maxime umschließen, dem Zwecke, worauf sie gerichtet seyn muß, anfangen, und von da zu den Gesetzen für die Beschaffenheit derselben zurückgehen.

Der Mensch hat bey jeder Handlung, die er unternimmt, einen Zweck, dessen er sich bald mehr, bald weniger deutlich bewußt ist. Die Vorstellung eines Gegenstandes und der Lust, die seine innige Vereinigung mit dem fühlenden Wesen begleitet, ist es, die seine Bestrebungen aufregt und ihnen ihre Richtung gibt.

So lange er noch bloß am Sinnlichen klebt, und sich noch nicht zur Cultur seiner höhern Anlagen aufgeschwungen hat, wird er von flüchtigen Eindrücken geleitet; seine Zwecke widerstreiten sich oft, er wird bald hierhin, bald dorthin gerissen, und zerstört das oft in einem Augenblicke wieder, was er vorher lange und mühsam errungen hatte. Der Verständige weiß seine Zwecke schon besser zu ordnen, seiner einzuleiten und in ein richtigeres Verhältniß zu bringen. Indeß sind es noch immer die Triebe seiner sinnlichen Natur, denen er hierbey nachgeht, und darum kann es ihm auch nicht gelingen, vollkommene Uebereinstimmung in sie hinein zu bilden. Erst die Vernunft nöthigt ihn, durch ihre innere Natur seine Zwecke näher an einander anzurücken, sie gegenseitig genauer zu bestimmen, unter einen höchsten Zweck, der mithin Zweck der gesammten Menschheit wäre, zusammenzufassen und darnach ihren Werth zu beurtheilen.

Und welches könnte dieser höchste Zweck, der durch alles andre erreicht, worauf jede Bestrebung des Menschen hingeleitet werden soll, anders seyn, als die Vernunft oder die vernünftige Natur selbst? Oft wird sie sich freylich den sinnlichen Absichten des Menschen zur Dienerinn hingeben, sie zu vereinigen und aus ihnen ein Ganzes zu bilden. Aber dies kann sie doch nur dann, wann sie ihre eigene Würde aus den Augen verloren, wann sie aufgehört hat, sich als Vernunft zu fühlen. So bald sie sich als dasjenige Vermögen erkennt, welches über alle menschlichen Kräfte die Herrschaft ausübt und ihnen Gesetze vorschreibt, wodurch der Mensch sich überhaupt erst Zwecke entwirft, muß sie sich auch zugleich als das Höchste und Letzte ansehen, worauf alle seine andern Bemühungen gerichtet seyn, dessen Zweck sie befördern sollen.

Durch die Vernunft hat der Mensch Selbstständigkeit und eine Würde, ist erhaben über jedes Werk der Natur, steht als gebietender Herr an ihrer Spitze, tritt als freyes, bildendes Wesen auf ihren Schauplatz hin, um ihn nach Willkühr und beliebig entworfenen Zwecken zu bearbeiten. Vernunft ist Gemeingut der Menschheit, durch sie ist die letztere mit geheiligt, als etwas Unverletzliches, Unantastbares dargestellt, das durch sich selbst Achtung gebiete, und diese Achtung, als ihr unveräußerliches Eigenthum, nie verlieren könne, selbst durch das Laster nie ganz, so lange nur noch die Anlage zur Vernünftigkeit übrig bleibt. Ueberall, wo ich Vernunft, das ist, Menschheit finde, habe und erkenne ich

Pflich-

Pflichten, und an mich ergeht das Gebot, ihr alle meine besondern und zufälligen Absichten unter zu ordnen, alles in Beziehung auf sie zu verrichten, ihre Veredelung, und was damit zusammenhängt, mir zur wichtigsten Angelegenheit zu machen, ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von allem Sinnlichen und von allen äußern Beschränkungen zu befördern, ihre Würde zu erhöhen. Hieraus gehen dann die Vorschriften hervor:

„Ehre in allem deinem Thun „in dir und in andern die „Menschheit."

„Alles, was du thust, verletze damit in dir und in andern die Menschheit nicht; „suche vielmehr ihre Zwecke, so „viel an dir ist, zu befördern."

„Alle zufälligen Zwecke, die „du dir vorsetzen magst, müssen dem letzten und höchsten „Zwecke der Menschheit, der „vernünftigen Natur, aufgeopfert werden."

„Brauche dich selbst und jeden andern Menschen nie als „Mittel deines sinnlichen Genusses, sondern jederzeit als „etwas, das an und für sich „selbst eine Würde hat."

„Erhalte, bilde und verede„le in dir und in jedem ver„nünftigen Weſen die Menſch„heit.“

„Schränke alle deine Triebe „und Wünſche ein, durch die „Würde der menſchlichen Na„tur.“

Alles alſo, wodurch ich die Menſchheit an mir ſelbſt und an andern zum Mittel eines bloß ſinnlichen Genuſſes, mit Herabſetzung ihrer eigenen Zwecke, hingebe, den höhern Theil dem niedern unterwerfe, iſt ſchändlich, unwürdig und entehrend. Ich ſelbſt und jeder andre ſind, als Sinnenweſen, Werkzeuge der Vernunft, einer höchſten Würde der Menſchheit und ihrem Dienſte geheiligt. Sie zu befördern iſt unſre Ehre, unſer Stolz, unſre Sittlichkeit.

Ein höherer Grund, warum die Vernunft heilig ſey und durch ſie die Menſchheit geheiligt werde, und warum der einzelne Menſch alles, mit Beziehung auf ſie, unternehmen müſſe, läßt ſich nicht angeben. Das Bewußtſeyn von ihr ſchließt das Bewußtſeyn der höchſten Würde mit in ſich, wie ein jeder an ſich ſelbſt empfindet. Eine weitere Frage darnach würde ſo viel heißen, als, warum iſt Vernunft Vernunft? und Gleichgültigkeit gegen dieſe hohe Eigenſchaft verrathen, mithin ſchon Wegwerfung der Menſchheit in ſeiner Perſon ſeyn. Achte die Menſchheit um ihrer ſelbſt willen, iſt deßwegen Gebot der Pflicht.

Soll ich aber an mir die vernünftige Menschheit als dasjenige ehren, worin alle Zwecke sich allein vereinigen können, worin meine ganze Würde niedergelegt ist: so werde ich eben diese Gesinnung auch gegen jedes vernünftige Wesen beweisen müssen, weil die Vernunft vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Beschränkten zum Unbeschränkten aufsteigt, den Menschen nur als Mitglied einer großen weltbürgerlichen Gesellschaft betrachten kann. Deßwegen ließen sich die letztern Formeln, mit den erstern vereinigt, auch so ausdrücken:

„Handle nach solchen Maximen, die du als allgemeiner „Gesetzgeber für ein Reich vernünftiger Wesen, worin jeder Selbstzweck sey, wollen „kannst."

„Befördre deine Zwecke mit „den Zwecken andrer harmonisch."

„Bilde jede deiner Maximen mit Hinsicht auf die „gleiche Menschenwürde aller „vernünftigen Wesen."

„Handle gegen dich und gegen jeden, als ob du in allen vernünftigen Namen handelteſt, die zum Schutz und „zur Beförderung ihrer Ge-

„sammtvernunft und ihrer ge„meinschaftlichen Selbstständig„keit verbunden sind.“

Die ganze Menschheit erscheint uns hier als ein Reich freyer Geister, unter einem gemeinschaftlichen Zwecke verbunden, als eine Gemeine der Heiligen, zum Kampfe für ein großes Gut, das ihnen allen in gleichem Maße angehört, aufgerufen. Die Vernunft soll herrschen; gleichviel in welchem. Dafür soll ich arbeiten, und wenn ich auch selbst unter der Arbeit erliege, wenn auch alle Kräfte, über die die Sinnenwelt Macht hat, aufgerieben werden. Sie waren ohnehin dem Dienste der Sittlichkeit ausschließend geheiligt — ich brachte sie ihr dar; was habe ich mehr gethan als meine ehrenvolle Pflicht? Mein Zweck ist doch erreicht: denn er ging nur auf Vernunft, als Gemeingut der Menschheit, nicht als Privateigenthum meiner Person. Wenn sie nur siegt; sey es in andern oder in mir, jetzt oder erst lange nach mir, ich habe doch daran Antheil; Menschenwürde ist auch meine Würde, ihre Vollendung auch meine Vollendung: wir sind alle eins. Eine vernünftige Moral ist der Tod des Egoismus.

Achtung und Heilighaltung der Menschenwürde um ihrer selbst willen ist also der eigentliche Character aller Sittlichkeit, der Weg zur Veredelung, das Ziel, zu dem der Mensch sich emporschwingen soll, wo er alle Bestrebungen seiner Natur, geläutert, gebildet und in die Bestrebungen

gen

gen aller verſchlungen, wieder findet; wo er alle eigennützige Abſichten, die mit dem Intereſſe des Ganzen ſich nicht vereinigen konnten, in dieſem hohen Intereſſe verſchwinden ſieht. Die Vernunft iſt die erhabene Geſetzgeberinn, die ihn dazu auffordert, ihn bey ihr ſelbſt und bey ſeiner Menſchenwürde beſchwört, edel und gut zu ſeyn. Die Tugend iſt Ordnung, Schönheit, Harmonie aller menſchlichen Handlungen.

## Dritter Abschnitt.

## Von dem moralischen Gefühle.

So sehr sich der Mensch durch seine Bestimmung, ein vernünftiges Wesen zu seyn, erhoben fühlt: so kann er es sich doch, bey dieser ehrenvollen Aussicht, nicht verläugnen, daß er zugleich eine sinnliche Natur habe; so schlägt ihn doch oft, in den Augenblicken der höchsten Begeisterung über seine moralische Würde, der Gedanke danieder, daß die Neigungen und Bestrebungen, die aus der letztern hervorgehen, ihn wieder so tief herabdrücken, ihn so fest an den Boden ketten und zu Verwirrungen fortreißen, in denen seine höhere Anlage kaum noch hervor leuchtet. Das hohe Gebot seiner Pflicht erkennt er wohl, er fühlt sein Gewicht und ehrt in ihm den göttlichen Theil seines Wesens. Es würde aber einen lächerlichen Eigendünkel verrathen, aus dem er doch, früh oder spät, auf eine für ihn traurige Weise heraus gerissen werden müßte; wenn er damit schon glaubte, der vollendete Mensch zu seyn, der er werden kann und soll; wenn er

es

es ſich verbergen wollte, daß er nur durch Ueberwindung mannigfaltiger Verſuchungen, mächtiger Antriebe und gefährlicher Reizungen zur Pflichttreue, die ſeine Sinnlichkeit ihm entgegen ſtellt, Herr über ſich ſelbſt, weiſe und vernünftig werden könne. Das Geſetz ſeiner Vernunft gibt ihm eine hohe Verheißung, aber damit iſt es noch nicht in ſein Inneres übergegangen, Bilderinn ſeiner Geſinnungen und Handlungen geworden. Durch Kampf und Aufopferung muß das hervorgehen, was er ſeyn ſoll.

Hätte er nichts als dieſes Geſetz, in ſeine Vernunft gelegt, in ſeine Bruſt niedergeſchrieben: ſo würde er ſich zwar noch immer verbunden fühlen, darnach zu handeln und ſeine Vorſchriften in Erfüllung zu bringen, weil er doch die Vernunft, als den edelſten Theil ſeiner Natur, als die Menſchheit in ihm, ſchätzen müßte. Aber wie wäre dann alles ſo kalt und ſo troſtlos! Was hätte er dann der Verſuchung entgegen zu ſtellen, den Sinn für die großen Aufopferungen, oft ſeiner feurigſten und geliebteſten Wünſche, zu beleben? — Was ſollte jenem Geſetze Einfluß auf den Willen verſchaffen, Hinderniſſe und entgegenſtehende Antriebe überwinden helfen? —

Wir mögen uns den Menſchen vorſtellen, wie wir wollen; immer ſind es doch Gefühle, die ſeine handelnden Kräfte in Bewegung ſetzen. Ohne die Fähigkeit des Gefühles wäre er eine lebende Maſchine, die nur diejenigen dürftigen Aeußerungen wieder von ſich gäbe, die ihm vorher ſelbſt aufgedrungen und nun durch eine unwiderſtehliche Kraft abgenöthiget wurden. Das

Gefühl

Gefühl ist es, das den Vorstellungen, die sich durch äußern Reiz und innere Thätigkeit in ihm entwickelten, Leben, Fruchtbarkeit, Richtung und Wirksamkeit gibt, und ihnen dadurch einen ausgebreiteten Einfluß auf die Umgestaltung dessen, was er thut und genießet, verschaft. Gefühle sind es, aus denen sich der erste leise Wunsch des Herzens entfaltet, durch die sich Triebe, Neigungen und Begierden in ihm festsetzen und seine Handlungen leiten. Gefühle sind es endlich, die in das Feuer der Leidenschaft aufflammen, sich nach allen Seiten hin ergießen und alles vor sich her niederreißen. Mannigfaltig werden sie zwar in ihren Richtungen und Einflüssen durch den Verstand verfeinert, berichtiget, umgestaltet, auf bestimmtere Puncte zurückgeführt und zur sicherern Erreichung ihres Zweckes hingeleitet; aber zuletzt bleiben sie doch immer selbst die innere Triebfeder alles menschlichen Thuns.

Alles, was den Menschen näher gebracht werden und sein Interesse gewinnen soll, muß deßwegen in einer angenehmen oder widrigen Beziehung auf seinen Zustand stehen, und kann nur dadurch auf Herz und Leben wirken, daß es mit dem Gefühle der Lust oder Unlust in Verbindung gesetzt wird, eines von beyden als Folge herbey führt, und dadurch die Kräfte des Menschen anregt, entweder das Gefürchtete, Verabscheute zu entfernen, oder das Gewünschte, Ersehnte herbey zu führen und mit sich zu vereinigen.

So ist es auch mit der Vernunft und dem Gesetze des Rechts und der Pflicht, das in ihr

beſchloſſen liegt. Wäre es eigentliches Naturgeſetz des menſchlichen Willens, das nur da zu ſeyn brauchte, um zugleich alles das zu wirken, was es wirken kann, das dadurch, daß man es anerkennte, auch zugleich befolgt würde: dann bedürfte es zwar keiner nähern Anpreiſung zur Aufnahme in die Geſinnung, durch das Gefühl, — es würde ſich ſelbſt befolgen; aber dann ginge auch die vorzüglichſte Seite der menſchlichen Natur, die ſchöne und erhebende Ausſicht, durch ſich ſelbſt gut und vernünftig zu werden, verloren.

Soll die Vernunft und ihr Geſetz ſich am Menſchen, der zugleich ſinnlich iſt, verherrlichen, auf ſeine Geſinnungen und Handlungen einfließen: dann muß ſie aus der Dunkelheit, worin ſie mit unſichtbarer, übermenſchlicher Majeſtät herrſcht, heraus treten, auf das Gefühlsvermögen wirken, und dadurch den ſanften Character der Humanität annehmen, um dem menſchlichen Herzen auf eine menſchliche Weiſe näher zu kommen. Sie darf nichts von ihrer erſten Würde verlieren; aber ihr Anſehen müßte milder, dem Auge des Menſchen angeformter, durch das Getriebe ſeines Herzens feſter geſchlungen, in ſein Intereſſe inniger verwebt ſich darſtellen. Sie müßte ein Gefühl in Anſpruch nehmen, das, als Gefühl, als Veränderung unſers innern Zuſtandes, zwar immer ſinnlich bliebe, woran aber doch ſein hoher Urſprung aus der Vernunft unverkennbar wäre, das zwar wie jedes andre Gefühl wirkte und Handlungen hervorbrächte, ohne jedoch in den Mechanismus des

Eigennutzes einzugreifen. Ein Gefühl, das d
ganzen Character der Sittlichkeit, den Wehrt, d
ſie an ſich ſelbſt hat, ausdrückte, und auch
den Beſtrebungen, die es herbey führte, d
Uneigennützigkeit und Erhabenheit über all
Sinnliche, die das Sittlichgute und ſeine Quel
die Vernunft, auszeichnen, nicht verläugne
Ein Gefühl, das ſich mit keinem andern in V
gleichung bringen ließe, ſondern von allen eb
ſo verſchieden wäre, als Vernunft und Sin
lichkeit verſchieden ſind; das aber gleichwo
Stärke genug hätte, um den erſtern das Glei
gewicht zu halten, und den Willen in die Unb
fangenheit und Freyheit zu ſeiner Selbſtbeſti
mung verſetzte, worin es allein von ihm abhing
was er werden wolle.

So zeigt es ſich auch in der That. So
wir bey der ernſten Betrachtung der ſittlichen A
lagen in uns, des großen Geſetzes der Pflic
und der Handlungen, die dadurch geheiliget sin
mit Aufmerkſamkeit verweilen, ſind wir uns ein
gewiſſen geheimnißvollen Gefühles unbegränzt
Achtung bewußt, das uns über die ganze ſin
liche Natur erhebt und uns in eine Sphäre v
ſetzt, die uns, als Mittelglied zwiſchen zwey
Welten, ſo fremd und doch auch ſo eigen zu ſe
ſcheint, worin ſich uns unſre Würde ſo frey u
groß offenbart, daß ſie immer mehr mit Bewu
derung feſſelt und uns nie anders als mit Unw
len und Beſchämung die Schwachheit fühl
läßt, die uns von dieſer Betrachtung losreiß
will.

D

Die Vernunft selbst ist es, die durch ihre practische Thätigkeit dieses Gefühl in uns aufregt und dadurch ihre Größe und Majestät dem sinnlichen Menschen enthüllt, seine eingeschränkten und an dem Boden gefesselten Bestrebungen erweitert und auf sich hin richtet. Sein eigentliches wahres Seyn tritt hier aus dem blendenden Glanze, der es umgab, hervor, stellt sich gemildert, aber doch kraftvoll dem menschlichen Auge dar, und fordert sein ganzes Vermögen auf, jenes hohe Ziel der Sittlichkeit zu erringen. Eben dieses ist auch der Fall bey dem lebendigen Interesse, womit Beyspiele des Edelmuthes, der Geistesgröße, der Resignation, der Menschenliebe und des festen Ausdauerns unter dem stärksten Drucke der Beschwerden uns erfüllen. Wir fühlen da gleichsam unser eigenes moralisches Daseyn in sie hinein, wir erblicken in ihnen die Menschheit in einer Größe, die für uns selbst ehrenvoll ist, das Bewußtseyn unsrer eigenen Stärke erweckt, die Kraft und Hoheit unsrer Vernunft zum lebendigen Empfinden bringt. Die Phantasie versetzt uns in den eigenen freyen Aufschwung des moralischen Lebens. Nirgends zeigt sich das aber deutlicher, als wo wir uns selbst einer edeln Handlung oder eines in unser Herz hinein gebildeten großen Zuges bewußt werden. Hier ist wahre, lebendige Wirksamkeit der practischen Vernunft, die wir empfinden, nicht mehr bloße Vorstellung oder Bild der Einbildungskraft, nun sind wir selbst die freyen, würdigen und großen Wesen, und in dem Augenblicke, wo wir es lebhaft genug fühlen, erhaben

über

über jede Beschwerde und jedes Lebensungemach; Wesen, die in sich die Quelle ihres Genusses haben. Diese Achtung geht endlich in stille Selbstzufriedenheit, in das feste Ruhen auf seiner Würde und in die hingebende Resignation auf alle Freuden des Schicksals, auf alles, was nicht Sittlichkeit ist, über, die des Weisen schönster Lohn sind.

Dieses alles ist Aeußerung des moralischen Gefühles, nach verschiedenen Seiten hin und bey verschiedenen Veranlassungen. Hier haben wir es vorzüglich in der erstern Rücksicht, in wiefern es die Vorstellung des Sittengesetzes und der daraus für uns herfließenden Pflicht angeht, und ihr die Wirksamkeit auf das Herz vorbereiten soll, zu betrachten. Es kommt hierbey hauptsächlich auf seinen wesentlichen Unterschied von allen sinnlichen und eigennützigen Gefühlen und auf die Stärke an, wodurch es ihnen das Gegengewicht zu halten im Stande seyn könnte: weil es von dieser Seite das hellste Licht auf die höhere Natur des Menschen wirft.

Jedes Gefühl, von welcher Art es auch sey, beruht auf einem Bedürfnisse der Lebenskraft, die, gereizt oder geschwächt, befördert oder aufgehalten, eine angenehme oder unangenehme Veränderung des Gemüthszustandes hervorbringt. So verschieden die Anlagen im Menschen sind, so verschieden sind auch die Lebensbedürfnisse und Lebenskräfte, die in ihm sich regen; und sein Leben ist zum Theil ein *natürliches*, zum Theil ein *moralisches*. Zu dem erstern gehören alle Fähigkeiten der Sinnlichkeit, der Einbil-

dungs-

dungskraft und des Verstandes; denn ob der letztere gleich schon geistiger Verrichtungen fähig ist: so gränzt er doch noch zu nahe an das Sinnliche, als daß er nicht, in practischer Hinsicht, mit zur niedern Natur des Menschen sollte gerechnet werden. Die Vernunft ist hier allein höheres, göttliches Wesen, und begründet das moralische Leben.

Aus den natürlichen Lebensbedürfnissen entspringen alle Gefühle, die sich auf sinnliches Vergnügen und sinnlichen Schmerz beziehen, und bald gröberer, bald feinerer Art sind; je nachdem das Bildende oder Leidende mehr Antheil daran hat. Die Wünsche und Bestrebungen, die sich aus diesen entwickeln, sind daher auch alle Geschöpfe eines gröbern oder feinern Eigennutzes; alle Verhaltungsregeln, die sich der Mensch aus ihnen zieht, gehen nur auf einen, so viel als möglich, angenehmen Lebensgenuß. Er würde sie fahren lassen, wenn das Gefühl nicht mit dieser oder jener Mischung seiner lebenden, empfindenden und denkenden Kräfte verbunden wäre. Hiervon sind selbst die Freuden der Verstandeserweiterung und der befriedigten Wißbegierde nicht ausgenommen; Lust oder Unlust ist ihr herrschender Character.

Ganz anders ist es mit dem sittlichen Gefühle: es geht zwar ebenfalls aus dem Bedürfnisse der Lebenskraft, aber der höhern, moralischen hervor, zu der die natürliche immer mehr hinauf gebildet werden soll. Es ist, eben so wie jene, mit einer Vorschrift für das Verhalten, mit einem Triebe und einer auf denselben gegründeten

Maxime verbunden, die aber nicht, wie dort, von dem Gefühle, ſondern von der das Gefühl ſelbſt erſt abhängt. Sie iſt, allem andern vorher, in der Seele da; mit ihr die Anerkennung des Menſchen, ſie als Pflicht ehren und befolgen zu müſſen. Er würde ſich für verpflichtet halten, wenn er auch gar nicht des erhebenden Gefühles ihrer Größe fähig wäre. Dieſes iſt es nur, was ſeiner Schwachheit aufhilft und ihm die wirkliche Aufnahme der Vernunftvorſchrift in ſeine Geſinnung und in ſeine Handlungsweiſe erleichtert. Jede ernſte Erwägung ſeiner Pflicht, jede aufmerkſame Betrachtung des Geſetzes in ſeiner Bruſt, verſtärkt und belebt die Wirkſamkeit der Vernunft, die dieſes Geſetz gibt, ihm ſeine Pflicht verkündigt; jeder Gedanke, der an ihr Gebot erinnert, wird ihr Veranlaſſung, ihre Thätigkeit zu beweiſen, ſich zu jenem großen Ideale der Menſchheit zu erweitern, und befördert alſo die ſittliche Lebenskraft, ſetzt ſie in ihre Rechte, aus denen ſie von den mannigfaltigen ſinnlichen Wünſchen und eigennützigen Abſichten des Menſchen war verdrängt worden, wieder ein. Und dieſes neue Lebensgefühl iſt gleichſam die Wiedergeburt der Sinnesart, die ihn von ſelbſt auf das Moraliſche, als ſeine wahre Natur, hinleitet. Aber dadurch wird Sittlichkeit weder erſt hervorgebracht, noch ihr ihre Würde verliehen. Sie iſt in der Vernunft des Menſchen da, ſie ruht ganz und allein auf ſich ſelbſt; nur bringt das Gefühl ſie dem Herzen näher. Es iſt deßwegen auch ein uneigennütziges Gefühl, das bloß durch das Machtgebot der Vernunft, welches allein

von

von ihr, ohne Rückſicht auf Selbſtliebe und Vergnügen, ausgeht, bewirkt wurde, und jener wieder der Wirkſamkeit zurück ertheilt. Es iſt um ſo ſtärker, anhaltender und rührender, je mehr die Vorſchrift, die wir betrachten, der Character, der uns beſchäftigt, die Handlung, die wir verrichteten, dem Vernunftgeſetze und der reinen ſittlichen Würde angemeſſen iſt, und, frey von allen eigennützigen Abſichten, allein auf jene ſich gründet. Das Verhältniß des natürlichen oder ſinnlichen zum ſittlichen Gefühle iſt eben daſſelbe, worin der frohe Lebensgenuß zu einem, feſt und beharrlich, für das Gute entſchloſſenen Character ſteht.

Es läßt ſich, wegen dieſer auffallenden Verſchiedenheit des moraliſchen Gefühles von jedem andern, auch nicht leicht ſagen, ob es mehr zu den angenehmen oder unangenehmen gerechnet werden müſſe. Es ſcheint vielmehr aus einer Miſchung höchſt verſchiedener Beſtandtheile entſtanden zu ſeyn, und dürfte in ſeinen weſentlichen Grundzügen ſchon deßwegen eine ganz eigene, jenen in aller Rückſicht entgegengeſetzte Art ausmachen: da es allein aus der innern Natur des Menſchen, aus ſeinem höheren, in ſich ſelbſt beſtimmten, und von allen Seiten ſcharf begränzten Weſen hervor geht, und nur in ſo fern mit den übrigen Theilen ſeines Ichs ein Ganzes ausmacht, als alle natürlichen und geiſtigen Kräfte in ihm zu einem Leben vereinigt und durch das Band eines Gefühles verbunden ſind.

Die Reflexion auf unsre innern Erscheinungen wird uns mit dieser Beschaffenheit noch näher bekannt machen.

So oft sich nämlich der Mensch das moralische Gesetz oder eine Forderung desselben in ihrer ganzen Würde und Majestät vorstellt: so geschieht dies entweder da, wo irgend ein Wunsch ihn zu einer pflichtwidrigen Handlung auffordert, die ihm aber durch diesen Widerspruch, worin sie mit dem Gesetze der Vernunft steht, das letztere wieder ins Andenken bringt; oder es war ein Augenblick der ernsten und ruhigen Contemplation, wo der noch nicht ganz verdorbene Mensch, aus wahrem Bedürfniß, auf sich selbst und vorzüglich auf sein Gewissen einen aufmerksamen Blick richtet, um sich mit ihm in sittlicher Hinsicht zu vergleichen und seinen Zustand zu würdigen. Da können ihm dann die mannigfaltigen Vergehungen, die er sich zu Schulden kommen ließ, nicht lange verborgen bleiben. Diese führen ihn in die Tiefen seines Herzens und auf die Gestalt zurück, die dieses angenommen hat. Er lernt da die ursprünglichen Begierden seiner Natur als eine, zwar an sich gute und zweckmäßige Anlage, aber auch als eine Quelle vieler Pflichtwidrigkeiten, als eine Beschaffenheit kennen, die oft mit dem hohen und heiligen Gesetze seiner Vernunft in Widerspruch steht, durch deren Bekämpfung und weise Lenkung er sich allein den Weg zur moralischen Würde bahnen könne. Diese Entdeckung muß ihn um so mehr betroffen machen, je ausgemachter es ist, daß jeder Mensch seine durch Erziehung, Temperament und andre Umstände eingepflanz-

gepflanzten und verstärkten Lieblingsneigungen habe, die ihm unendlich theuer geworden sind, die er so gerne befriedigen möchte, und die ihn doch am meisten zur Untreue gegen seine Pflicht verleiten. Noch mehr: auf diese Lieblingsneigungen ist gewöhnlich das ganze System der Lebens-Philosophie gebaut, die sich jeder Mensch, bald mehr, bald weniger deutlich, in seinem Kopfe bildet, die er als den Gegenstand seines innigsten Interesses in seinem Herzen umher trägt, und nach welcher er handelt, so oft er kann. Welch' ein trauriger Gedanke, dies alles der Tugend hingeben, alle seine bisherigen Grundsätze und Maximen, alle Hoffnungen, auf die sie hinwiesen, größtentheils zerstören, sie mit andern, die zwar mehr gebietenden, Ehrfurcht erweckenden Ernst, aber weniger Einladendes und Genußvolles haben, vertauschen zu müssen, um seiner Pflicht ganz huldigen zu können! Es ist hier nicht von der Entsagung eines einzelnen Wunsches die Rede, in wie fern er sich in der größern und dauerhaftern Befriedigung andrer dafür schadlos halten könnte; — und doch wird diese oft schon so schmerzlich; seine Resignation soll sich auf alles erstrecken, was an dem, das er in seinem vergangenen Leben liebte, pflichtwidrig war, was ihn zu Pflichtwidrigkeiten verleitete, und nicht allein das, auf alles, was vielleicht die Tugend in Zukunft noch weit härteres von ihm fordern, auf alles, was vielleicht in Zukunft seinem Herzen gefährlich werden könnte.

In der That sind das demüthigende Betrachtungen, die sich gleichwohl einem jeden, bey

ernsthaftem Nachdenken über das Gesetz und seine sittliche Bestimmung, aufdrängen, und oft, auch ohne daß er sich absichtlich damit beschäftige, so schnell vor seiner Seele vorübergehen, daß er ihrer nur in ihren Folgen, einer niederschlagenden Empfindung, einer finstern, schwermüthigen Gemüthsstimmung, inne wird. Daher der Ernst, den man der Tugend so oft anschuldigt, und um welches willen man sie als eine Feindinn des frohen Lebens flieht. Und es ist nicht zu läugnen, daß dies der erste und wesentlichste Bestandtheil des moralischen Gefühles sey, und dasselbe sich, in dieser Hinsicht, mehr denen der unangenehmen, als der angenehmen Art, nähere.

Bey dieser Betrachtung aber, sie mag nun durch eine einzelne eben aufgeregte Lust veranlaßt, oder die Folge eines angelegentlichern Nachdenkens seyn, kann der Mensch, der sich seiner moralischen Natur bewußt ist, nicht ausschließend verweilen. Die Forderungen, die ihn so traurig machten, werden ihn auf die innere Kraft des Gesetzes zurückführen, das jene an ihn richtete. Und hier eröfnet sich ihm eine neue Aussicht. Er entdeckt eben in jenen Aussprüchen, die seiner sinnlichen Natur schmerzlich waren, die Quelle eines höhern und geistigen Lebens, er sieht nunmehr sich selbst von einer Seite an, die immer erhabener, unerforschlicher, unbegränzter und ehrenvoller wird, je mehr er sie festzuhalten und ihre Gränzen zu bezeichnen strebt. Hier zeigt sich für seine Thätigkeit ein unermeßlicher Spielraum. Jede Wirksamkeit, worin die Vernunft versetzt wird, ist etwas mehr als Angenehmes, etwas

Hohes

Hohes und Entzückendes; aber die unabsehbare Größe der sich vor ihm ausbreitenden Sphäre läßt das alles noch weit hinter sich. Er fühlt, daß er etwas seyn könne, was er nur in einer Unendlichkeit erreichen wird. Die Vernunft hat das Ziel gesetzt; die Phantasie strebt es aufzufassen, bleibt aber immer zurück, kann immer noch weiter gehen. Nun erwacht Achtung des vernünftigen Wesens gegen sich selbst, die das erste unangenehme und drückende Gefühl wieder zurück drängt und zuletzt ganz in sich verschlingt. Ein Gefühl, das sich mit nichts anders vergleichen läßt, und von dem alle Schätzung des Großen und Ehrwürdigen abhängt.

Daß dieses Gefühl, da, wo wir uns wirklich bewußt sind, eine edle That verübt, eine Maxime mehr verbessert zu haben, noch lebhafter wirkt, und endlich in jene ruhige Selbstzufriedenheit übergeht, die uns zur Noth über des Lebens Freuden und Leiden alle hinweg zu zaubern vermag, erklärt sich daher, daß alsdann die entgegenstehenden Neigungen schon wirklich überwunden sind, dieser Sieg selbst sie mehr in ein gehässiges Licht gestellt und ihnen den täuschenden Schein benommen hat, womit sie sonst wohl unser Herz fesselten, und uns auch in Zukunft die Aufopferungen lange so schwer nicht werden können, weil eines Theils das Gute schon größere Gewalt in unserm Herzen errungen, und andern Theils die Neigungen selbst an der Macht der Gewohnheit eine beträchtliche Verstärkung verloren haben. Daher kommt es, daß wir uns beym Andenken an die Aufopferungen, mit denen

der Sieg erkauft wurde, lebhafter den Heldenmuth des Siegers als das Vergnügen, vergegenwärtigen, das er willig dahin gab.

Indeß ist doch nicht zu läugnen, daß selbst der Mensch, der schon einen hohen Grad moralischer Güte erreicht hat, doch bey einer ruhigen Selbstprüfung es oft bemerken werde, daß dieser oder jener Wunsch in einer schwachen Stunde zur heissen Begierde aufloderte, sich der weniger bewachten Seiten seines Herzens zu bemächtigen, und so den Sieg über das moralische Gefühl davon zu tragen wußte. In dieser Lage ist es, wo dieses Gefühl wieder eine neue Art der Wirksamkeit beweiset. Die hohe und selige Empfindung, die das Bewußtseyn der Rechtlichkeit einer Handlung oder des Characters erweckte, wird nun in eine tiefe Demüthigung, in Beschämung oder gar in Selbstverachtung, und wenn die Reihe der Verschuldungen groß ist, in moralische Verzweiflung übergehen. So natürlich aber auch diese Aeußerung ist: so ist sie doch nicht im Stande, den Menschen, wenn er anders nicht durch Vorurtheile irre geleitet wurde, ganz sinken zu lassen, und ihm allen Glauben an sich selbst zu benehmen. Eben diese Beschämung und Verwirrung werden ihn bald auf ihre Ursachen, seine noch immer fortdaurende moralische Natur, zurückführen, sie werden ihm nicht bloß das vorhalten, wozu die Anlage in ihm da ist, und was er, ohnerachtet seines Fehltrittes, doch noch werden kann; sie werden ihm auch darin, daß er sich selbst noch Vorwürfe zu machen vermag, einen Beweis geben, daß er noch moralisches Leben in

sich

ſich habe, das nun durch die Achtung und das Zutrauen, die er gegen ſich ſelbſt fühlt, noch mehr entflammt wird, und das Bewußtſeyn der Menſchheit in ihm wieder herſtellt.

Nicht viel anders iſt es mit den Wirkungen des moraliſchen Gefühles, wenn wir die böſen oder guten Handlungen andrer Menſchen beobachten. Bey den erſtern fühlen wir, ſo viel Erheiterndes auch die Vorſtellung des frohen Lebensgenuſſes, deſſen der laſterhafte bey der Verwerflichkeit ſeiner Geſinnung ſich freut, haben mag, doch eine Verachtung, die in Verachtung der Menſchheit ſelbſt übergehen würde, wenn nicht das Bewußtſeyn der moraliſchen Anlagen in uns uns aufrichtete und die Achtung gegen ſie wieder herſtellte.

Bey guten und edeln Handlungen, die wir an andern bemerken, iſt freylich die Vergleichung mit unſern eigenen Mängeln ſehr niederſchlagend, welches noch durch die Erinnerung vermehrt wird, wie viel wir aufopfern müſſen, um ihnen gleich zu kommen. Aber der Gedanke, daß wir es können, daß wir vielleicht ſchon auf dem Wege ſind, es zu werden, überwindet alles, die Wirkſamkeit der Vernunft iſt wieder hergeſtellt, die ſittliche Lebenskraft befördert, und wir erblicken in der moraliſchen Größe andrer Menſchen unſre eigene Würde; daher das Gefühl der Achtung, das ihre Betrachtung begleitet.

Was nun den weſentlichen Unterſchied des moraliſchen Gefühles von allen andern und ſeinen hohen

hohen Vorzug begründet, ist, daß es durchaus ein Werk unsrer innern Anlagen und der unveränderlichen Gesetze unsrer Menschennatur ist, unabhängig von äußern Gegenständen, die so oder anders auf dasselbe wirken mögen; da hingegen alle übrigen von außen in den Menschen hineingetragen, durch die Sinnenwelt und ihr Verhältniß zu ihm gebildet werden, und gar nicht da seyn würden, wenn nicht diese oder jene Gegenstände da wären, die der Lebenskraft diese oder jene Modificatien ertheilten. Sie stehen und fallen mit diesen Gegenständen, und sind eben so veränderlich als die Lebensbedürfnisse, die fast mit jedem Augenblicke eine neue Gestalt annehmen. Deßwegen dürfen wir auch die Vergnügungen, die aus der Beschäftigung des Verstandes und der Einbildungskraft entspringen, allein zu den sinnlichen Gefühlen rechnen: weil wir doch in ihnen nur die Gegenstände und Begriffe und ihre Verhältnisse ausgedrückt finden, mit denen wir uns beschäftigen, und uns, je nachdem wir gerade zum Denken oder Phantasiren aufgelegt sind, bald das eine, bald das andere angenehm ist. Das moralische Gefühl ruht auf dem Pflichtgebote, auf dem, was seyn *soll*; wenn es auch nirgends wirklich wäre; wenn ihm auch keine Erfahrung entspräche. Es wird zwar zuerst durch sinnliche Gegenstände aufgeweckt, da die Vernunft sich nur an diesen wirksam beweisen kann; aber es hängt nicht von ihnen ab. Sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen: es bleibt immer dasselbe; es ist ewig, unveränderlich,

lich, überall sich selbst gleich, wie die Vernunft, aus deren Handlungsweise es hervor geht.

Hierin liegt der Grund, der den ästhetischen und dem Wahrheitsgefühle einen so entschiedenen Vorzug gibt, weßwegen sie aus der Classe der sinnlichen Gefühle herausgenommen zu werden verdienen; indem sie entweder vom sinnlichen zum moralischen den Uebergang machen, wie das Schönheitsgefühl, oder mit dem letztern selbst nahe verwandt, und nur eine besondere Modification desselben sind, wie das Gefühl des Wahren und des Erhabenen.

Die Schönheit geht hervor aus der Form und äußern Gestalt der Dinge und ihrem harmonischen zweckmäßigen Verhältnisse. Die bildende Sinnlichkeit ist es, die ihnen diese Formen und Gestalten, nach den Gesetzen ihrer eigenen Natur, aufdrückt. Daher kommt es, daß Menschen von feinem und richtigem Geschmacke in ihren ästhetischen Urtheilen eben so sehr übereinstimmen, als Menschen, die ein gebildetes moralisches Gefühl haben, in ihren sittlichen. Es ist also die innere Einrichtung unsrer Natur und die Uebereinstimmung, worin die äußern Dinge mit ihr stehen, die Gefälligkeit, womit sie sich an sie anschließen und gleichsam in sie hinein formen, was wir am Schönen empfinden und was das nie zu sättigende Wohlgefallen an ihm hervorbringt; eben so wie im moralischen Gefühle die Uebereinstimmung unsrer Handlungen und Gesinnungen mit dem Gesetze der Vernunft uns Achtung einflößt. Nur mit dem Unterschiede,

daß

daß es dort bloß aufs Erkennen, hier aber aufs Handeln ankommt, und daß deßwegen das letztere auch nicht das Daseyn ihm entsprechender Gegenstände voraussetzt, sondern sich gewissermaßen seinen Gegenstand selbst bildet, und aus einer bloßen Forderung der Vernunft und der Thätigkeit, die sie in derselben beweiset, entspringt. In beyden aber ist es etwas Inneres, was der Mensch aus sich selbst heraus empfindet; während bey sinnlichen Gefühlen allein die zufälligen Beschaffenheiten und Eindrücke der Gegenstände das Vergnügen erregen. In beyden ist Uneigennützigkeit des Wohlgefallens an der Form, ohne Rücksicht auf materiellen Genuß.

Noch näher tritt das Erhabene dem moralischen Gefühle. Die großen, schauderhaften und furchtbaren Gegenstände der Natur schlagen den Geist, der sie zu fassen, die Kraft, die sie zu überwinden strebt, tief darnieder, wie den moralischen Menschen die Gewalt seiner Neigungen tief niederschlägt. Aber das macht dann wieder auf der andern Seite die höhern Kräfte der Vernunft in der Sittlichkeit rege, wodurch wir allem widerstehen, alles fassen und jeder Macht trotzen können. Diese Belebung des moralischen Geistes ist es, die im Gefühle des Erhabenen, wie des Sittlichguten, Achtung, Erstaunen und Bewunderung erweckt.

Das Wahrheitsgefühl schließt sich zunächst an das sittliche an. Es ist Wohlgefallen an der Einstimmung und dem harmonischen Zusammenwirken aller denkenden Kräfte, die eben so, wie die Harmonie der Neigungen und Handlungen,

lungen, durch die Vernunft erkannt wird. Es ſcheint deßwegen auch nur eine Art des letztern zu ſeyn, oder vielmehr nur eine Anwendung deſſelben auf das Erkenntnißvermögen; woraus es begreiflich wird, daß es nicht vor der vollendeten Ausbildung aller geiſtigen Fähigkeiten und dem Vorhandenſeyn eines ihm entſprechenden Gegenſtandes Statt finden könne, während das moraliſche, da es aufs Handeln geht, und dieſem Geſetze vorſchreibt, die ſchon in der Vernunft beſtimmt liegen, urſprünglich aus ſich ſelbſt heraus wirkt.

So weiſe hat die Natur des Menſchen Beſtimmung angelegt, daß eine Kraft durch die andre vorbereitet, die eine an alle übrigen feſt angekettet, und ſo mit ihnen zu einem ſchönen Ganzen verbunden würde.

Das moraliſche Gefühl iſt es alſo, welches dem ſinnlichen und den daraus erwachſenden Beſtrebungen das Gegengewicht halten, das Geſetz dem menſchlichen Herzen näher bringen, ſeine Wirkſamkeit befördern ſoll. Die Verbindlichkeit dieſes Geſetzes, die Nothwendigkeit, ihm zu gehorchen, und alle ſeine anderweitigen Wünſche und Abſichten ihm aufzuopfern, liegt in ihm ſelbſt und in der Natur eines vernünftigen Weſens, das es nie für weiſe und zweckmäßig halten kann, ſeiner Vernunft entgegen zu handeln. Aber ſein Einfluß auf unſern Willen, die wirkliche Anerkennung deſſelben im Leben und Thun, hängt von andern Umſtänden ab, findet mannigfaltigen Widerſtand, und bedarf daher wohl der Verſtärkung,

kung, die ihm die, von der Natur eingepflanzte, und nur mit Mühe zu überwindende Achtung gegen das Sittlichgute darreicht. Das moraliſche Gefühl iſt daher Triebfeder des menſchlichen Willens, dasjenige, was ſeine Kraft auf Pflicht und Tugend richtet.

Sie iſt aber auch einzige, alleinige Triebfeder alles moraliſchen Handelns, mit der ſein Wehrt ſtehen und fallen muß. Die Vernunft und ihr Geſetz, das ſie, frey von allen andern Rückſichten, bloß durch ſich ſelbſt gab und durch ſich ſelbſt heiligte, begründen erſt die moraliſche Natur des Menſchen, und geben den Geſichtspunct an, woraus alle andre Anlagen ihr erſt angehören. Ohne ſie würde es gar keine Moralität geben; was alſo dieſen Namen tragen ſoll, muß allein durch ſie gewirkt, und auf das Gefühl, wodurch ſie unſer Herz in Anſpruch nimmt, gegründet ſeyn. Achtung gegen die Menſchheit und ihr heiliges Geſetz iſt die Quelle, woraus alle reine Güte herfließt, und worauach ſich ihr Character und ihre Würde allein beurtheilen, und von allem, was nicht wahrhaft ſittlich iſt, unterſcheiden laſſen. Alle andre Triebfedern, zu denen Eigennutz und anderweitige Abſichten mitwirkten, wenn ſie auch zufälliger Weiſe noch ſo viele Uebereinſtimmung mit dem Geſetz hervorbrachten, auch noch ſo ſehr den Schein des Wohlwollens und der Menſchlichkeit für ſich hatten, ſind doch nur leeres Blendwerk, eine glänzende Einfaſſung, die innere Verderbniß des Herzens zu verbergen.

Hiervon sind aber diejenigen auszunehmen, die mit dem moralischen Gefühle in genauer und unzertrennlicher Verbindung stehen, und vielleicht gar dieses Gefühl selbst, in einer veränderten Gestalt, sind. So gibt es einen gewissen moralischen Ehrtrieb, der das Urtheil der Menschen über unsern sittlichen Wehrt oder Unwehrt zu seinem unmittelbarsten Gegenstande hat, ohne Rücksicht auf den Vortheil, den es uns bringen möchte. Das Interesse, das wir in diesem Falle an den Meynungen andrer nehmen, geht tief aus unsrer Natur hervor, und ist im Grunde das sittliche Gefühl selbst, nur etwas anders modificirt. Ihre Urtheile über uns, und besonders über unsern Character, sind uns wichtig: denn sie sind, in wie fern sie von richtigen Grundsätzen ausgehen, Urtheile der Vernunft, der Menschheit, die auch in uns wohnt; wir werden uns durch sie dieser Menschheit so viel kräftiger, inniger und lebendiger bewußt. Sie sind Sprache unsers eigenen Herzens, die dadurch nur vernehmlicher und gewisser ward, daß sie von andern gleichfalls moralischen Wesen zu uns gelangte. Es gibt einen unmittelbaren, rein sittlichen Trieb, seinen Wehrt in den Augen andrer zu behaupten, so gewiß als es ein Pflichtgefühl gibt, und jede Handlung, die aus dem erstern in seiner ganzen Reinheit entsprang, ist so gut, als wenn sie von dem letztern erzeugt wäre. Die Achtung, die wir gegen das Vernunftgesetz schon von Natur fühlen, wird durch die Achtung, die uns andre erweisen, wenn wir es in irgend einer edeln Handlung erfüllten, noch verstärkt, und ihm beym sinnlichen

Wes-

Menſchen der Sieg über Luſt und Leidenſchaft erleichtert, ohne daß ſie deßwegen einen unlautern Zuſatz bekäme. Dies Letztere aber iſt ſofort der Fall, wenn uns nicht mehr bloß die Meynung der Menſchen, als ſolche betrachtet, intereſſirt, ſondern ein dunkles Gefühl des Vortheiles, den ſie uns für Sinnengenuß gewähren könnte, mit einfließt, oder wenn es nur eine durch Erziehung eingeflößte Ehrliebe war, die ſich hernach mechaniſch weiter bildete und immer von dem Wechſel menſchlicher Gedanken über den Werth der Dinge abhängig bleibt, während die moraliſche nur auf das Achtungswürdige geht.

Es gibt überhaupt in der Moral wenige ſo delicate Sachen, als den Ehrtrieb, in wie fern er Motiv zu ſittlich guten Handlungen ſeyn kann, wegen der verſchiedenen Quellen, aus denen er entſpringt, und der mannigfaltigen oft ſo trüglichen Geſtalten, die er annehmen kann. So leicht ſich auch im Allgemeinen etwas darüber feſtſetzen läßt, ſo bedenklich und zweifelhaft möchte doch oft die Anwendung davon bleiben, die man allerdings der Selbſtbeobachtung und dem Urtheile eines jeden überlaſſen muß. Die Maxime des Eigennutzes verbirgt ſich ſo leicht und gerne hinter einen tugendähnlichen Schein, den es oft ſchwer hält zu zerſtreuen.

Darf ich um der Ehre willen meine Pflicht thun, ohne den Character der Tugendhaftigkeit zu verläugnen? Verdienen Edelmuth, Standhaftigkeit, Menſchenliebe ꝛc. dieſen Namen noch, wenn ſie

aus

aus dieser Quelle fliessen? — Willst du die Achtung andrer, bloß in wie fern sie mit dir zu einer Menschheit gehören, wie du vernünftige und moralische Wesen sind, hat ihre Beystimmung, an und für sich genommen, ohne Rücksicht auf ihre Folgen, keinen Wehrt, indem du dich selbst in ihnen wiederfindest, deine Ueberzeugung von der Würde einer pflichtmäßigen Gesinnung verstärkt fühlst, deine eigene Charaktergüte inniger geniessen kannst, die reine Selbstzufriedenheit, die allein aus dem Herzen hervorgeht, und die nichts anders auf der Welt geben kann, lebhafter empfindest, einen Wehrt, der auch dann noch ungeschwächt übrig bleibt, wenn du dir alle Beziehungen andrer auf die Beförderung oder Störung deines Wohlseyns wegdenkst: dann wirst du an diesem gewaltigen Triebe einen sichern Führer im Kampfe gegen dich selbst, eine mächtige Stütze deiner Tugend und Pflichttreue haben, eine siegreiche Aufforderung mehr, ein wahrhaft edler und würdiger Mensch zu werden; ohne daß du dabey nöthig hättest, der Stimme des Eigennutzes dein Herz zu öffnen. Jede andre Rücksicht ist ein Beweis, daß du noch tief auf der Stufenleiter moralischer Wesen stehest.

Der Ehrtrieb von dieser Seite, wo er sittliches Gefühl ist oder aus demselben entspringt, hat mehr und moralisch-lauterer gewirkt, als man wohl je glaubte, als man ihm, besonders seit der richtigern Würdigung der Sittlichkeit, zuzutrauen das Herz hatte. Aus ihm sind die meisten Handlungen geflossen, in denen die

Menſchheit ſich verherrlichte, bey denen unſer, aus dem Schlummer der Einſeitigkeit, der Parthenlichkeit und des Vorurtheiles aufgewachtes, Zeitalter bewundernd ſtille ſteht, und mit einem erhöhten Gefühle ſeiner Würde zugleich einen freyern Aufſchwung empfängt, auch groß und herrlich zu werden in ſeinem Thun.

# Vierter Abſchnitt.

## Von der Freyheit des Willens.

Die moraliſche Natur und Beſtimmung des Menſchen iſt nicht allein durch das Geſetz, das aus ſeiner Vernunft hervor geht, und eine gewiſſe Beſchaffenheit und Form ſeiner Maximen, als die allein pflichtmäßige ankündigt, ſie iſt auch zugleich durch ein unmittelbares und hohes Gefühl der Achtung begründet, die das vernünftige Weſen gegen ſich ſelbſt empfindet, in wie fern es der ſittlichen Güte fähig iſt und eine Aufforderung der Pflicht in ſich wahrnimmt, noch mehr aber, wenn es dieſer Aufforderung wirklich Genüge leiſtet.

Durch dieſes Gefühl wird dem gewöhnlichen Menſchen, der ſich nicht bis zu den höhern Betrachtungen über die Natur der Sittlichkeit erheben kann, die Wahrheit des Geſetzes verbürgt und es ihm über alles gewiß gemacht, daß ihm ein höchſter Zweck durch die Vernunft aufgeſtellt ſey, dem er alle ſeine Abſichten und Wünſche unter zu ordnen gehalten iſt, daß er gut

seyn und handeln, sich veredeln und zu einer Würde anstreben solle. Die Ueberzeugung erhält durch dasselbe bey ihm einen Grad von Festigkeit und unmittelbar gefühlter Evidenz, die durch kein Räsonnement erschüttert, nur durch ein verderbtes und von der Leidenschaft aufgewiegeltes Herz verdunkelt werden kann. Bey jedem Zweifel an seiner moralischen Natur fühlt er sich gedemüthiget, und fühlt sich erhoben, so oft der Glaube an sich selbst gestärkt wird. Er mag es sich nicht gestehen, daß er gezweifelt habe. Er müßte sich selbst verachten — das Unerträglichste und Peinlichste, was sich denken läßt, wobey unsre Existenz aufhört einigen Wehrt zu haben — wenn er sie aufgeben oder verläugnen wollte. Es sind zarte, aber feste Bande, womit der Mensch an Moralität, als den edelsten Theil seines Wesens, gebunden ist. Dieses Gefühl ist es dabey auch, was das Gesetz der Sittlichkeit von der unfruchtbaren Trockenheit und der so wenig einladenden und menschlichen Gestalt, worin die Vernunft es darstellt, entkleidet, und es mit Licht, Leben und Wärme umströmt, ihm die wohlthätige und sanfte Humanität verleiht, worin es sich dem Herzen nähert, sein verrücktes Getriebe in Ordnung bringt, und die moralisch erstorbenen Kräfte wieder in Bewegung setzt. Ohne dieses Gefühl würde es zwar in seinen Anforderungen erkannt, aber als etwas unsrer Natur durchaus Fremdes, das mit ihr auf keine Weise in Verbindung zu setzen sey, und sich nirgends an sie anschließe, dahin gestellt bleiben.

Mit ihm ist indeß die ganze moralische Natur des Menschen noch nicht vollendet, und der Mensch damit, daß er sittliches Gefühl hat, noch kein wirklich guter Mensch. Es ist die herrlichste Ausstattung der Natur, die sie ihrem begünstigten Sohne, ihrem einzigen Liebling, mitgeben konnte; aber was sie wirken, was aus ihr werden wird, bleibt dem Zufalle, oder was das uns bis jetzt noch Unbekannte sonst seyn mag, überlassen. Wäre diese Kraft es allein, die auf den Menschen wirkte und eine unumschränkte Herrschaft über ihn ausübte: so würden alle von Natur gut und edel seyn; das Gefühl selbst wäre ihre Güte. Aber so wie es erwacht, findet es eine Menge andrer Triebe schon vorhanden, die durch ein gemeinschaftliches Interesse verbunden sind; diesen entgegen zu arbeiten, sie zu leiten und ihnen eine, dem Gesetze angemessene Richtung zu geben, dazu ist es bestimmt. Seine Wirkungen in dieser Rücksicht sind sich nicht immer gleich. Bald steht es in seiner ganzen Stärke dem Menschen zur Seite, und befeuert ihn mit einem edeln Enthusiasmus für das Gute, bald ist es gemäßigter, und oft so schwach, daß nur eine leise Empfindung davon am Herzen anschlägt; während die Sinnlichkeit es mit ihrer ganzen regellosen und hinreißenden Gewalt eingenommen hat. Gleichwohl, so lautet der Wille der Vernunft, soll es überall siegen.

Wir finden also im Menschen einen Kampf zwischen zweyen durchaus verschiedenen Kräften. Die Sinnlichkeit, im Bunde mit dem eigennützigen Triebe, ist es, die dem Gesetze der Pflicht,

das vom moralischen Gefühl unterstützt wird, die Herrschaft über ihn streitig macht. Er selbst ist der Preis, um den gerungen wird. Sein Schicksal, im vollesten Sinne des Wortes, — ob er Mensch oder Thier seyn solle, hängt davon ab. Ein Kampf, der, der Erfahrung nach, unaufhörlich beendigt und wieder angefangen wird, bis der Mensch selbst von dem Schauplatze dieses Lebens verschwindet.

Es entstehet hier nun die Frage: Was ist es, das in diesem Kampfe entscheidet, dem einen das Uebergewicht oder den Sieg über das andre gibt, und so des Menschen Schicksal bestimmt? Wovon hängt es ab, daß der Mensch wirklich alle seine Triebe dem Gesetze unterwerfe und sie nur um des Gesetzes willen befriedige oder verwerfe? daß er das hohe und vollendete Wesen werde, das er werden kann und soll? Ist es dem Zufalle überlassen, welcher von beyden Trieben mehr Stärke gewinnen und den andern unterjochen werde? oder ist der Grad der Moralität, den er erreicht, durch eine ewige, über alle seine Angelegenheiten waltende und unerbittliche Nothwendigkeit bestimmt, und in alle Ewigkeit hin für jedes kommende Individuum anfänglich festgesetzt? oder ist er es endlich selbst, ein verborgenes Etwas in ihm, was diesen Kampf leitet und durch seinen allmächtigen Ausspruch, nach Belieben, für den einen oder andern den Sieg herbey führt? — Erreicht er seine Bestimmung durch sich selbst oder nicht?

Ist der Mensch frey? ist er oder dasjenige, was er ausspricht, wann er sein Ich nennt, der

Ur-

Urheber seines sittlichen Characters und des daran geketteten Schicksales? Eine Frage, die in der Moral von der äußersten Wichtigkeit ist, mit der der Menschheit ganze Würde, das Fundament, worauf ihre großen Hoffnungen alle ruhen, ihr Schicksal theilen, stehen oder zusammen stürzen.

Ist der Mensch müssiger Zuschauer, da, wo von zweyen entgegengesetzten Kräften über ihn gestritten wird: so ist er auch nicht mehr das große moralische Wesen, das auf die ganze Natur Rechte hat, und als ihr höchster Zweck, ihr gebietender Herr über ihr steht; so ist sein vermeynter, hierauf gegründeter Vorzug entweder ein Mißverständniß oder ein Geschöpf seiner Einbildungskraft. Jene Frage ist es also, von der das ganze Heil des Menschen abhängt, ohne welches er nichts ist und nichts hat. Gegen sie gleichgültig seyn, hieße seine Würde nicht achten, sich selbst wegwerfen und den vernunftlosen Geschöpfen der Natur gleich setzen. Sie nicht beantworten können (oder so weit nicht beantworten können, als es der beschränkte Blick des Menschen in seine geistige Natur zuläßt), müßte den, der es fühlt, daß er sich selbst etwas wehrt ist, zur Verzweiflung bringen. Sie verneinen, hieße das Verdammungsurtheil über die ganze Menschheit, da, wo sie am edelsten erscheint, über alle ihre Fortschritte zur Cultur und Veredelung aussprechen und sie auf ewig von der Bahn zurück stoßen, die der erhabene Fremdling in ihrer Brust ihr so ehrenvoll vorzeichnete. Aufmunterung genug, sich durch die feinen Zergliederungen,

die auf dem Wege ihrer Beantwortung liegen möchten, nicht abschrecken zu lassen, hinter ihr ein edles Kleinod zu suchen.

Wir können den Sinn dieser Frage, um ihre bestimmtere Bedeutung vorzubereiten und ihn nachher desto anschaulicher darlegen zu können, zuvörderst im Allgemeinen so fassen: kann das Sittengesetz jemals in Wirklichkeit bey dem Menschen übergehen? — ist es einer practischen Darstellung im Handeln fähig? — kann es thätigen Einfluß auf die Denkungsart und das Thun des Vernünftigen beweisen, ihm bloß durch sich selbst und die Achtung, die es ihm einflößt, eine eigenthümliche moralische Gestalt geben; denn darin besteht doch das eigentliche Wesen der Moralität? — kurz: ist menschliche Tugend, im edlern Sinne des Wortes, Würde der Gesinnung möglich? oder ist nicht vielmehr alles Denken und Thun des Erdensohnes ein Product des Eigennutzes, Weisheit auf Selbstliebe gegründet, Instinct, durch Verstand und Klugheit geleitet und gemildert, — das Gesetz, dessen er sich bewußt zu seyn glaubt, zwar ein hoher und edler Gedanke, aber doch, wo es aufs Handeln ankommt, nichts weiter als ein glänzendes, nie erreichbares Ideal, eine Täuschung der Einbildungskraft, die man ihm nur darum läßt, weil sie doch da, wo er sich oft so tief niedergedrückt fühlt, etwas Erhebendes hat, — das moralische Gefühl zwar ein begeisternder Antrieb, der aber ewig unwirksam bleibt, nie aus dem Herzen ins Leben heraustritt? Es käme also hier darauf an, ob der Mensch ganz abhängig von der Natur und ihren

Trie

Trieben sey, oder ob es gewisse Puncte in ihm gebe, in denen die Gewalt der Natur aufhört, um einer andern und höhern, die aus ihm selbst heraus wirkt, ihre Stelle anzubieten.

Aber damit ist die Angelegenheit, so wie sie uns als moralische Wesen interessirt, noch nicht erschöpft. Sollte es sich zeigen, daß das Gesetz in manchen Stücken über den Menschen Gewalt haben könne: so entsteht nun die Frage: was entscheidet in diesem Streite der Vernunft und der Sinnlichkeit? Das gemeine Bewußtseyn des gesunden Menschenverstandes lehrt uns schon das Gebot der Pflicht als etwas kennen, das zwar von der Vernunft herrührt, und in so fern uns angehört, als wir vernünftige Wesen sind; aber wir sind auch sinnlicher Art, und die Sinnlichkeit mit ihren Trieben gehört uns auch an. Beydes ist Anlage, etwas, das in des Menschen Natur als ihr ursprüngliches Eigenthum liegt, und wovon er sich nicht als den eigentlichen Urheber ansehen kann. Das Gewissen ist sein Gewissen, der Naturtrieb sein Trieb, beydes nicht er selbst. Nur das ist er selbst, was sich in ihm für oder gegen das Gesetz entschließen kann. Wenn er hiervon spricht, sagt er nicht mehr, mein Wille will, sondern ich will. Soll daher der Mensch, im eigentlichen Sinne des Wortes, frey seyn: so muß er ein innerliches Etwas besitzen, das von Natur noch nichts ist, weder gut noch böse, das zwischen beyden so lange in der Mitte schwebt, bis er aus sich selbst heraus, aus freyer Entschließung, das eine oder das andre ergreift, sich selbst zu etwas macht, sich

ſeinen Standpunct in der moraliſchen Welt durch ſich ſelbſt beſtimmt. Dies iſt ſein Wille, der demnach mit der Freyheit einerley iſt, den Menſchen, wenn er ihm wirklich angehörte, dem blinden Mechanismus ſeiner Kräfte entreißen, und ihn zu einem ſelbſtſtändigen, und nach immer größerer Selbſtſtändigkeit ſtrebenden Weſen machen würde. Erſt darin beſteht das eigentliche Ich (wenn dieſes nicht gar ſelbſt Täuſchung iſt), das, unabhängig von aller Natur, ſich ſelbſt ſeinen Character gibt oder ſich wegwirft, und zum willenloſen Sclaven ſeiner Lüſte erniedrigt. Ohne Freyheit, in dieſer Bedeutung, würde er auch dann noch ein Spiel des Zufalles oder blinder Nothwendigkeit bleiben, wenn die höhere moraliſche Anlage noch ſo oft in die Wirklichkeit des Thuns übergehen ſollte; er hätte es alsdann nicht ſelbſt gethan, ſondern ein ohngefähres, oder nach unveränderlichen Geſetzen nothwendiges Zuſammentreffen der Umſtände, hätte ihn fortgeriſſen.

Das moraliſche Gefühl offenbart es auch deutlich genug, daß der Menſch, wenn er irgend etwas wehrt ſeyn ſoll, in dieſem Sinne frey ſeyn müſſe. Wir achten den weiſen und tugendhaften Mann nur in ſo fern, als in ihm ſelbſt die Quelle ſeiner Weisheit und Tugend zu liegen ſcheint; und jede Entdeckung irgend eines Umſtandes, der, ohne ſeinen freyen Entſchluß, etwas zur Bildung ſeines Characters beytrug, läßt ihn in unſrer Achtung ſchon einen Grad tiefer ſinken. Wenn die Handlung auch übrigens noch ſo groß war, noch ſo ſehr das äußere Gepräge der Moralität trug: wir beurtheilen ſie doch nach dem Antheile,

den

den der handelnde Menſch ſelbſt an ihr hatte, ohne uns durch einen blendenden Glanz täuſchen zu laſſen. Eine neidiſche Gemüthsart, die im Nachſinnen und Erforſchen ſolcher Umſtände nicht leicht ermüdet, führt daher auch gewöhnlich zur gänzlichen Vernichtung alles Glaubens an die Menſchheit. Wir würden dieſes auch immer an uns ſelbſt bemerken können, wenn uns die Selbſtliebe nicht ſo oft bethörte, und über das, was unſre Handlungen hervor brachte, in einer ſtolzen Einbildung gefangen hielte. Den moraliſch Denkenden kann die öfters gemachte Entdeckung von dem geringen Antheile, den er ſelbſt an ſeinen beſten Thaten hatte, zur tiefſten Selbſtverachtung, ja bis zum muthloſen Verzweifeln an der Erreichbarkeit ſeiner Beſtimmung hinab ſtürzen. Der Menſch iſt nur das, wozu er ſich macht; nur eine freye, ſelbſtgebildete Würde iſt wahre Würde. Was er ſonſt noch werden könnte, intereſſirt ihn von Seiten ſeiner Menſchheit gar nicht.

So lange wir für das Moraliſche im Menſchen keine beſondere Anlage, keine eigene und höhere Natur annehmen, die auf der Vernunft ruht, und mit allen ſeinen übrigen Neigungen und Trieben nichts gemein hat; ſo lange es keinen uneigennützigen Menſchentrieb, im Gegenſatze mit dem eigennützigen Naturtriebe, gibt: hat die Frage, ‘ iſt der Menſch frey? weder Intereſſe noch Bedeutung, daher ſie auch nothwendig in denjenigen Moral-Syſtemen, die Pflicht und pflichtmäßige Geſinnung aus der Natur oder den ſinnlichen Beſtrebungen ableiten, wegfallen muß. Ich ſoll nach dieſen dasjenige thun, was

ich

ich nach bester Ueberzeugung am zuträglichsten für meine Glückseligkeit oder der Natur am angemessensten finde, mein Thun hängt ab von meiner Ueberzeugung in Ansehung meines Wohlseyns, diese wieder von meinen natürlichen Trieben. Alles ist in einem ewigen Zusammenhange, — nirgends eine Lücke, wo ich selbst eingreifen könnte. Mein Interesse ist einseitig, und in dieser Einseitigkeit ganz von außen her bestimmt. Jede Handlung, die gute wie die nicht gute, ist mir eingegeben; jene durch richtiges Denken, diese durch Wahn und Vorurtheil. Was bleibt mir nun noch zu wählen übrig? Ich mag nehmen, was ich will: ich treibe mich ewig in demselben Kreise umher, der zuletzt meine ganze Persönlichkeit verschlingt. Ich will nicht; die Natur will durch mich. Ich bestimme mich nicht selbst; die Natur bestimmt mich durch meine Ueberzeugung, die Vernunft ist in ihre Dienste getreten. Frey handeln würde hier so viel heißen, als seiner Ueberzeugung von dem, was das Beste ist, entgegen handeln. Bleibe ich ihr treu, dann wandle ich am Leitbande der Natur. Alle menschliche Handlungen sind von selbst gut; denn niemand ist doch so thöricht, etwas zu thun, was er nicht, in gewisser Rücksicht, für nützlich hielte, seiner Glückseligkeit zuträglich fände, was nicht nach seiner gegenwärtigen Ueberzeugung das Beste wäre; alles menschliche Thun ist nothwendig. Diese Denkart ist der Determinismus, und wird dann, wann man diese Nothwendigkeit als etwas Ewiges, für sich Bestehendes, und die endlose Reihe der Erscheinungen durch sich selbst Bestim-

ſtimmendes (wie das Fatum der Alten) anſieht; Fatalismus. Beyde ſind der Freyheit entgegen, und dieſe letztere findet nicht Statt, weil der Menſch nach ihrer Anſicht keine moraliſche Natur hat.

Eine höhere Art des Fatalismus iſt die, wornach zwar, eine von der Sinnlichkeit durchaus verſchiedene Anlage, ein Geſetz der Vernunft auf die Geſinnungen und Handlungen des Menſchen Einfluß hat; aber wieder nach einer vorher beſtimmten unabänderlichen Ordnung, ohne Zuthun eines freyen Ichs. Das Geſetz ſtreitet mit dem Naturtriebe; der Menſch iſt dabey bloß Zuſchauer, und erwartet kaltblütig ſein Schickſal. Wer Sieger wird, herrſcht über ihn, und er ſteht auch hier unter dem Scepter einer allgebietenden Nothwendigkeit.

Dieſer höhere Fatalismus kömmt indeß der Freyheit ſchon näher, dadurch daß er zwey verſchiedene Naturen im Menſchen annimmt, und macht deßwegen vom Determinismus zu ihr den Uebergang. Hier erhält die Frage: iſt der Menſch frey? doch wenigſtens eine Bedeutung. Ihre Möglichkeit wird einleuchtend, es läßt ſich begreifen, daß er frey und vernünftig zugleich handle; während der Determinismus die Vernünftigkeit nur zum Theile und auf Koſten der Freyheit feſt halten konnte. Der Menſch ſtehe nun zwiſchen zweyen Gütern in der Mitte, von denen jedes ſein eigenes Intereſſe und vor dem Verſtande keins vor dem andern einen Vorzug hat. Die Entſcheidung iſt einem höhern Richterſtuhle übertragen, die Natur hat hier keine Stim-

me

me mehr. Freyheit iſt, nach den Begriffen einer reinen Moral, von denen dieſer Fatalismus ausgeht, etwas, das in der menſchlichen Natur ſich vorfinden könnte, deſſen Gedanke aus dem Bewußtſeyn des Geſetzes und des entgegen ſtehenden eigennützigen Triebes hervor geht. Er denkt ſich dann ſchon im voraus zwey mögliche Fälle ihres gegenſeitigen Verhältniſſes, daß ſie ſich nämlich entweder nach einer innern, aber nothwendigen Tendenz durch einander gegenſeitig beſtimmten, und ſiegten oder beſiegt würden, je nachdem gerade das eine oder der andre größere Stärke bey ihm erhielte, oder daß ein Drittes, die Perſon ſelbſt, darüber entſchiede. Nur der letztere Fall gibt Freyheit des moraliſchen Weſens.

Es kommt nun darauf an, welche dieſer beyden Denkarten die richtige ſey, aus der ſittlichen Natur des Menſchen am deutlichſten hervorgehe, mit ſeinen Anlagen am meiſten zuſammenſtimme, und zugleich ſein Weſen am wahrſten und lebendigſten darſtelle. Iſt Freyheit etwas Wirkliches, iſt es vernünftig, ſie zu glauben? —

Befragen wir den gemeinen Menſchenverſtand, ſo entſcheidet nicht nur ſeine ausdrückliche Antwort dafür, welches ſchon viel iſt, wenn man auf die mannigfaltigen und ſinnreichen Künſteleyen ſieht, durch die das menſchliche Herz den beſchwerlichen Forderungen der Pflicht zu entgehen ſucht; ſondern auch alle Urtheile, die man im gemeinen Leben über ſittliche Handlungen und Situationen fällen hört, ſind auf die unauslöſchliche Ueberzeugung gebaut, daß ſie, bey

übrigens völlig gleichen Umständen, auch hätten anders seyn können, daß es in des Menschen Macht stand, dieses zu thun oder auch zu unterlassen; welches bey Naturbegebenheiten durchaus nicht der Fall ist, bey denen gleiche Umstände auch gleichen Erfolg nothwendig hervor bringen. Diese Urtheile sind auch immer dieselben, sie mögen andre oder uns selbst zum Gegenstande haben; ohngeachtet des innern Vorwurfes, der im letztern Falle damit oft verbunden ist. Was die Selbstliebe etwa daran beschönigen möchte, läßt sich auch ohne viele Schwierigkeiten, als unächter Zusatz, davon absondern. Der gewöhnliche Mensch von gesunder Beurtheilungskraft wird den Deterministen auslachen, der ihm zu beweisen sucht, daß er nicht thun könne, was er wolle, bloß weil er will. Und wenn zur Zeit vom Determinismus viel Gerede gemacht wird: so kann es dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß man sich nur in dem Worte oder in der Paradoxie des Gedankens gefalle, der jedoch der innern Ueberzeugung sichtbaren Zwang anthut.

Indeß scheint es, als ob man dem Urtheile des gemeinen Verstandes in dieser Rücksicht nicht viel zu trauen habe, indem die natürliche Ansicht, wie mehrere Beyspiele beweisen, oft sehr von der Wahrheit abweicht und auf einer leeren Täuschung beruht. Auch hier bleibt es möglich, daß die vermeynte Freyheit des gemeinen Menschenverstandes, wenn man sie näher betrachtete, ein bloßer Schein, und im Grunde nichts anders wäre, als das Vermögen, durch Naturtindrücke

nicht

nicht unwiderstehlich fortgerissen zu werden, nach Begriffen und mit Ueberlegung zu handeln, womit der Determinismus sehr wohl bestehen könnte: da Begriff und Ueberlegung doch zuletzt wieder von der Natur abhangen, die dem Menschen das auferingt, was er für gut und nützlich halten soll.

Es ist also zu untersuchen, ob sich für die gemeine Ueberzeugung von der Freyheit des Willens eine innere Erscheinung der menschlichen Natur aufweisen lasse, aus der jene hervor ginge, und die so untrüglich wäre, daß alle Täuschung dabey von selbst wegfiele; und ob nicht die moralische Anlage in ihm, die er nicht zu verläugnen im Stande ist, auf ein solches Vermögen hinweise, ohne welches sie mit sich selbst im Widerspruche seyn würde.

Das Erste und Letzte, und in gewissem Sinne auch das Höchste, was der Mensch denken kann, ist er selbst. Auf das Ich, das jeden Gedanken und jede Kraftäußerung begleitet, muß alles gebaut werden, was für ihn etwas seyn soll. Weil er diese Vorstellung hat, sich selbst als etwas, das sich bey allem Wechsel der Dinge und seiner eigenen Beschaffenheiten, immer gleich bleibt, denken kann, ist er eine Person, ein Wesen, das, aus der Reihe der Naturdinge heraus gerückt, selbstständige Würde hat, und durch Moralität eine höchste Bestimmung erreichen kann, dessen Wehrt für sich besteht, sich mit nichts anders vergleichen läßt, und wornach jedes andere geschätzt werden muß. Ohne dieselbe würde kein Gedanken und keine Kraftäußerung

ihm

ihm angehören, alles, wie ein Schatten an der Wand, vor seiner Seele vorüber gehen.

Was denkt aber der Mensch, indem er sich selbst oder seine Persönlichkeit denkt? — Offenbar nichts anders als Freyheit, die allem, was in ihn übergeht und mit ihm in Verbindung tritt, zum Grunde liegt. Verstand, Gefühl, Vernunft, Gewissen und selbst das Sittengesetz sind nicht er selbst, sondern Eigenschaften von ihm. Er findet nur da, und in so fern sich, wo und in wie fern er aus sich selbst heraus mit freyer Kraft wirkt, bloß weil er wirken will, und das durch jene Eigenschaften in der That zu seinen eigenen macht. Der Mensch ist er selbst, und für ihn ist eine Welt nur darum, weil er einen Willen hat, der an sich nichts ist, aber alles, was er wird, durch sich selbst wird; nur in so fern hat er eine sittliche Anlage, ein Gesetz der Vernunft, das nichts weiter als ein Anhang dieses Willens ist, ob es gleich im Laufe der Erfahrung eher als seine Freyheit vor dem Bewußtseyn erscheint, weil er sie ohne dasselbe nicht begreifen könnte. So gewiß sich also der Mensch seiner selbst bewußt ist; so gewiß hat er auch freyen Willen; er ist mit seiner Persönlichkeit, mit der Vernunftwürde einerley; wer ihn läugnet und consequent bleiben will, hebt sich selbst auf.

Zu dieser Ueberzeugung von der menschlichen Freyheit können wir auch noch auf einem andern Wege gelangen, wenn wir von dem Bewußtseyn des Gesetzes und des Zweckes, den es für den Menschen aufstellt, ausgehen. Dieses Gesetz näm-

nämlich ist der menschlichen Natur unauslöschlich eingegraben. Es ist ein Heiligthum in seiner Brust, das er nicht aufgeben kann und mag, weil er sich dann selbst schänden müßte. Alle Sophistereyen vermögen nichts dagegen auszurichten; und so lange er sich auch gegen dasselbe verblendet, so wird es doch mit der Zeit mit überwältigender Stärke aus seinem Herzen hervorgehen, und alles niederschlagen, was den Glauben daran stören könnte. Es hat ihm seine Bestimmung vorgeschrieben, die sein höchstes Gut ist, und ohne welches es nichts wahrhaft Wünschenswehrtes für ihn gibt. Soll ihm nicht der Glaube an dieses Gesetz entschwinden, und er fühle, daß er es nicht dürfe; soll er nicht mit sich selbst in seiner höchsten Angelegenheit in Widerspruch kommen: dann muß er auch annehmen, daß dieses Gut und diese Bestimmung erreichbar seyen, daß er das Gesetz lebendig in seinen Handlungen darstellen könne, daß er deßwegen nicht ganz der Gewalt der Natur und ihren Mißhandlungen Preis gegeben sey, daß der hohe Abkömmling, der in ihm wohnt, ihn über sie zu erheben vermöge.

Das Gesetz kündigt sich an als Befehl an den Menschen. Du sollst, sagt die Pflicht; und ohne dieses characteristische Merkmal läßt sich keine Pflicht denken. Was nicht damit gezeichnet ist, ist bloßer Wunsch, wohlgemeynter Rath, und geht die sittliche Natur nicht an. Was seyn soll, muß auch seyn können; was nothwendig ist, ist möglich. Was ich nur wünsche, dem können unwiderstehliche Hindernisse im

Wege

Wege liegen; sie sind mir ein Wink, daß ich der Natur gehorchen und meinen Wunsch aufgeben müsse. Was ich aber soll, so gewiß soll, als ich Mensch bin, was mir auf meine Würde gelegt, bey meinem geistigen Daseyn anbefohlen ist, das muß ich auch können, oder ich bin nicht, was ich bin, weggestoßen von der ehrenvollen Stelle, auf die meine Natur mich gesetzt hatte.

Dieses Sollen drückt eine innere Nothwendigkeit dessen aus, was darum noch nicht immer geschieht, im Gegensatze der äußern Nothwendigkeit, der die Natur unterworfen ist, die immer befolgt wird. Bey dem erstern wird voraus gesetzt, daß es zwar so seyn müßte, wenn alles in der Ordnung wäre, daß es aber doch auch anders seyn könne. Diese Voraussetzung ist sein wesentlicher Character, mit dem es steht oder fällt. Es ist Befehl, der von dem einen an den andern ergeht, und nicht ergehen würde, wenn der andre nicht Befolgung und Uebertretung in seiner Gewalt hätte. Das Gesetz befiehlt: Du sollst; wer ist es nun, dem befohlen wird? — Ist das Gesetz sein eigner Executor: dann ist es ja Unsinn, zu befehlen, es wird vor selbst sein Interesse besorgen, und es bleibt ewig unbegreiflich, wie eine gute Handlung, die es fordert, je unterbleiben könne. Es hätte in diesem Falle sich selbst zerstört. Oder geht dieser Befehl an den Naturtrieb? Dieser ist einem Gesetze der Nothwendigkeit unterworfen, und bey ihm ist alles Befehlen vergeblich. So gewiß wir uns also eines innern Sollens, das aus der Vernunft

hervor geht, bewußt sind: so gewiß muß auch in uns eine Kraft seyn, an die das Gebot gerichtet ist, die es durch sich selbst befolgen oder unterlassen kann.

Hierauf gründet sich noch eine andere Erscheinung im Menschen, die auf Freyheit der Entschließung hinweiset: nämlich, die Zurechnung (Imputation vor dem Gewissen).

Durch diese fühlt der Mensch sich gedrungen, gewisse Handlungen, die er mit Besonnenheit verrichtete, zum Unterschiede von andern, woran Umstände, Gewohnheit, Mangel an Ueberlegung und Geistesgegenwart mehr Antheil hatten, für die seinigen zu erklären. Er erscheint sich dabey als eigener Urheber, von dessen Willen es abhing, so oder anders zu handeln. War seine Handlung mit dem Gesetze übereinstimmend, so schreibt er sich Verdienst, im Gegentheile Schuld zu. Mit dem erstern ist auch immer der Begriff der Würdigkeit, ein gewünschtes Gut zu erreichen, so wie mit dem letztern der Unwürdigkeit und der Verwerflichkeit verbunden. Im erstern Falle entspringt daraus das Gefühl der Billigung, der Selbstzufriedenheit und der Freude, das Ruhen des tugendhaften Mannes auf seiner eigenen Würde. Er weiß, daß er handelte, wie er sollte, daß er anders handeln konnte, und durch sich selbst der Pflicht Genüge that. Im letztern Falle folgt Reue und Schaam, Mißbilligung der Handlung und der Maxime, die ihr zum Grunde lag, Demüthigung vor sich selbst, bitterer Vorwurf und Wunsch, daß es nicht geschehen seyn möchte: welches alles nicht

seyn

seyn könnte; wenn es ihm nicht auch möglich gewesen wäre; wenn er nicht selbst zwischen zweyen Entgegengesetzten mit Bewußtseyn gewählt hätte; wenn nicht die ganze sittliche Natur des Menschen auf der Freyheit des Willens, als auf ihrer Grundlage, ruhte.

Daß die Freyheit kein dem Menschen im eigentlichen Sinne angebornes Gut, sondern vielmehr nur Anlage sey, die einen gewissen Grad der Cultur und der geistigen Entwickelung voraussetze, um sich als freye Kraft zu zeigen, und daß man deßwegen auch gewisse Schranken der Freyheit behaupten könne, ist aus der ganzen Darstellung sichtbar.

Die ersten Stufen der Ausbildung, die noch an Thierheit gränzen, sind für den einzelnen Menschen, wie für die ganze Gattung, ohne Freyheit, ohne Entschließung und Selbstkraft. Es sind da noch kein Streit feindseliger Neigungen unter einander, keine Ansprüche, keine Absichten, keine Vergleichung, die, als die ersten und nothwendigsten Bedingungen, derselben voran gehen. Der rohe Naturmensch, wie das Kind in der Wiege, leitet sich nicht, er wird geleitet von einem eingeschränkten, durch keine künstlichen Bedürfnissen exaltirten, und deßwegen auch weniger gefährlichen und wohlgeordneten Instincte. Er kennt noch keine Vergleichung thierischer Antriebe, und folgt nur dem gegenwärtigsten, dringendsten und lebhaftesten. Die Natur hat ihn in ihre Vormundschaft genommen, und behandelt ihren schwachen Sohn auch mit mütterlicher Zärtlichkeit, bis er ihrer Aufsicht entwachsen,

die Besorgung seiner Angelegenheiten selbst übernehmen kann. Er thut weder Gutes noch Böses, und lebt in einem Stande harmloser Unschuld, in den er sich oft in wehmüthiger Rückerinnerung, wie der Jüngling in seine Kindheitsjahre, zurück sehnen würde; wenn nicht die Aussicht auf höhere Würde, gleich einem Cherub mit flammendem Schwerte, ihm die Rückkehr verschlossen hätte.

Mit der weitern Ausbildung des Verstandes erweitert sich auch der Kreis seiner Wünsche und Bedürfnisse. Erfindungen, die zuerst durch die dringendste Nothwendigkeit aufgeregt waren, geben seiner Sinnlichkeit mehr Nahrung, Stärke, Ausbreitung und raffinirtere Genüsse. Der sanfte Andrang der Natur wird feurige Begierde des Jünglings. Das demüthigende Gefühl, sich oft durch zu rasche und unumschränkte Befriedigung der einen Neigung, für eine andere bitteres Entsagen, schmerzlichen Verlust bereitet, und sich so seine schönsten Freuden verdorben zu haben, weckt in ihm das Vermögen, die erwachten Kräfte des Verstandes auch für sein Herz fruchtbar zu machen. Er lernt über seine Absichten, Neigungen und Wünsche reflectiren, ihr gegenseitiges Interesse abwägen, das Nützliche vom Angenehmen, das Gute vom Bessern unterscheiden, und darnach wählen. Er wird nun nicht mehr blindlings getrieben, sondern handelt mit Ueberlegung; er hat **Willkühr**, aber noch keine **Freyheit**. Die Natur leitet ihn nicht mehr, sein Verstand leitet ihn, aber so wie er selbst erst geleitet wurde. Er hat nun schon ei-

nen

nen Schritt weiter gethan in der Ausbildung zum Menschen. Der Ausgang aus der Herrschaft des Instinctes ist zwar in gewisser Rücksicht für ihn Verschlimmerung geworden, da an die Stelle seiner wohlthätigen Ordnung wilde Regellosigkeit und Anarchie der Begierden trat; aber dadurch ist er der Entwickelung der moralischen Anlagen, die im ersten Zustande nicht möglich war, näher gekommen.

Er wird sich unvermeidlich manche Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen lassen, und, so fein er auch die Befriedigung seiner Begierden auf sein Vergnügen berechnet haben mag, sich doch oft in einen traurigen Widerspruch mit sich selbst und mit einer dunkel geahndeten Menschenbestimmung versetzt sehen. Seine Unternehmungen werden, wenn sie auch unter sich noch so sehr zusammenstimmen, sich doch mit den Wünschen und Absichten andrer in einen unaufhörlichen Kampf verwickelt finden, der eben darum, weil er so hitzig und erbittert ist, das moralische Gefühl in ihm zur Wirksamkeit bringt, die Unterscheidung von Recht und Unrecht, von Wehrt und Unwehrt in seinem Inneren entwickelt, und das Bewußtseyn von dem, was seyn sollte, erweckt. Kunst und Schönheitsgefühl haben ihn nun auch in ihre Pflege genommen, und bis zu dem Grade veredelt, wo die Empfänglichkeit für sittliche Begriffe anhebt. Nun hat er sich gänzlich losgewunden von der Gewalt der Natur, steht wählend zwischen zweyen Entgegengesetzten in der Mitte, und ist ein freyer Mensch. Nun kann er, mit unbeschränkter, gebietender Macht,

über sich selbst herrschen, mit unabhängiger Entschließung handeln, und, aus sich heraus, sich seinen Standpunct in der moralischen Welt bestimmen. Obgleich der Naturtrieb bis hierhin allein Gewalt über ihn hatte, so vermag er es doch jetzt, ihm zu entsagen und sich bloß, weil er will, dem Gesetze zu unterwerfen. Das Bewußtseyn dieses Gesetzes ist es allein, was das Gefühl seiner Freyheit in ihm hervor bringt, und er wird erst frey, wann er sich zu ihm erhoben hat; bis dahin ist er gebunden, ein Sclave der Natur und der Sinnlichkeit. Ein Wesen, das der Moralität unfähig ist, ist auch unfähig des freyen Handelns.

So fest indeß die Annahme der Willensfreyheit auf der moralischen Anlage ruht, so genau und unzertrennlich sie mit dieser zusammenhängt, und so unwidersprechlich sie für den Sittlichguten ist: so scheint ihr doch die Erfahrung entgegen zu seyn. Nach dieser letztern ist alles, was je ihr Gegenstand werden kann, und also auch der Mensch, seinem sinnlichen und irrdischen Daseyn nach, der Natur und ihren Gesetzen unterworfen. Alles erfolgt da nothwendig aus einer vorhergehenden Ursache, und ist völlig durch sie bestimmt; nirgends eine Abweichung davon, nirgends eine fremde Kraft, die da eingriffe, das endlose Gewebe zerrisse, und, ohne etwas über sich zu haben, isolirt wirkte, wie die Freyheit doch soll. Wenn es also auch scheint, als ob einige Handlungen aus ihm selbst, als ihrem letzten Prinzip, hervor gingen; so müßten wir uns doch diese Richtung seiner Selbstkraft wieder an-

ders

ders woher erklären; eine äußere Ursache muß ihn auf diesen Punct getrieben haben. In den gewöhnlichen Beurtheilungen menschlicher Handlungen pflegt man auch die Gründe derselben, gleich als ob er nur eine verständige Maschine wäre, im Temperamente, in der Erziehung, den frühern Eindrücken, herrschenden Meynungen und Vorurtheilen, und den Umständen, die sie begleiteten, zu suchen, ja sogar darüber als über etwas Räthselhaftes zu erstaunen, wenn sich hier nichts findet, das eine vollkommne Aufklärung zu geben vermöchte, immer aber voraus zu setzen, daß doch nothwendig etwas da seyn müsse, was diesen Entschluß des Willens bewirkte. Der Menschenkenner, der irgend einen Character fleißig beobachtete, glaubt auch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit das Verhalten in gewissen Fällen daraus schließen zu können, welches doch unmöglich wäre, wenn alles von einem unbedingten Machtgebote des Willens herrührete. So widersprechend und unvereinbar dies mit einer Freyheit zu seyn scheint, die mehr als verständige Willkühr wäre: so hat es doch für den, der mit der moralischen Natur des Menschen, in ihrem ganzen Umfang und in ihrer höchsten Begründung, bekannt ist, keine Schwierigkeiten, und dient vielmehr dazu, ihre wahre Beschaffenheit noch näher aufzuklären.

Der Mensch, als Sinnenwesen, als Gegenstand der Erfahrung, ist freylich der Natur und ihren Gesetzen unterworfen, und in dieser Rücksicht erfolgt an ihm und durch ihn alles mit

eben der Nothwendigkeit, wie bey jedem andern Gegenſtande der Natur. Aber der Menſch iſt nicht allein Sinnenweſen; durch das moraliſche Geſetz, und was damit in Verbindung ſteht, reicht er weit über ſeinen beſchränkten Geſichtskreis hinaus, gehört er in eine andre und höhere Ordnung der Dinge, und hat Gewalt über alles, was Natur iſt. Er iſt überſinnliches Weſen und als ſolches handelt er, entſchließt ſich ſein Wille, bildet er ſeine Maximen. Hier iſt Freyheit, die eigenthümliche Sphäre des moraliſchen Menſchen, das Mittel zweyer Welten. Alle Erſcheinungen in der Sinnenwelt, alle Handlungen, die er in ihr vollbringt, ſchließen ſich hieran an, als an ihren höchſten Beſtimmungsgrund. Erſt da, wo ſie aus dieſer eigenthümlichen Sphäre heraus treten und ins wirkliche Leben hinüber gehn, hangen ſie von der Naturnothwendigkeit ab — einer fremden Gewalt, die zwar die äußere Form darum ſchließt, aber am wahren weſentlichen Gehalte nichts ändern kann; der gehöret dem Menſchen an, und iſt über die Natur.

Bis dahin reicht zwar ſein Blick, dringt ſein Verſtand nicht; aber ein inniges Gefühl, unmittelbares Selbſtbewußtſeyn, lebendiger, unbezweifelter Glaube, der höher iſt als alles Wiſſen, erhebt ihn zu jenem unbegreiflichen Daſeyn unter den Geiſtern. Der Menſch iſt es, der ſich den Character gibt; er gibt ihn ſich durch freye Entſchließung, er ſtellt ſich auf den Standpunct ſeiner höhern Natur, und will, entweder

weder daß die Luſt über ihn herrſche, oder daß er ſelbſt durch die Pflicht herrſche über die Luſt. Hier hebt ſeine ſittliche Güte oder Unwürdigkeit an, und wird fortgeſetzt durch fortgeſetzte Erhebung zum Gefühle ſeiner Freyheit. Was nun aus dieſem Character hervor geht, die einzelnen Handlungen, erfolgen aus demſelben mit Nothwendigkeit, und werden nur um des Characters willen, aus dem ſie gefloſſen ſind, dem Menſchen zugerechnet. Die ſittliche Denkungsart iſt es, worin ſich der Menſchheit Kraft in ihrer ganzen Fülle ergießt; hierin fühlt der freye Mann ſeine Würde, das Uebrige übergibt er der Natur.

Die unmittelbarſte Wirkung der Freyheit iſt alſo der menſchliche Character, und alles andre gehört ihr nur in ſo fern an, als es aus dieſem Character entſpringt oder mit ihm unzertrennlich verbunden iſt. Die Bildung dieſes Characters, ſo wie ſie uns die Beobachtung darlegt, geſchieht nicht auf einmal, ſondern iſt vielmehr continuirliches Fortſchreiten, und dieſes Fortſchreiten ſelbſt iſt an Naturgeſetze gebunden; aber die Grundlage iſt frey. Er iſt zuſammengeſetzt aus Maximen, die alle aus einer erſten und unverbrüchlichen Hauptmaxime, dem Geſetze, um ſeiner ſelbſt willen zu gehorchen, hervor gegangen und durch dieſelbe frey gemacht worden ſind. Sie hebt an von einem ernſthaften Achten auf den Befehl dieſes Geſetzes, von einem Hinkehren des Blickes in ſich ſelbſt, in ſein moraliſches Weſen, von einem freyen Verweilen bey dem,

was in jedem Falle Pflicht iſt. Hierzu muß ſich der Menſch ſelbſt entſchließen, und darin beſteht das Fundament ſeiner ſittlichen Güte. Das moraliſche Gefühl legt die Erinnerung bey ihm an, und empfängt von ihr ſelbſt wieder neue Stärke. Jede Wiederholung dieſer freyen Erhebung des Geiſtes zum Befehle des Geſetzes, jede neue Erinnerung daran iſt dadurch begründet, und die fortlaufende Reihe aller ſeiner Handlungen als durch ihr erſtes und höchſtes Glied beſtimmt. Die Naturgeſetze, die ihn nun in ihre Gewalt bekommen, müſſen ſich ſelbſt darnach richten. Damit iſt nun auch der Wille verbunden, kein Hülfsmittel ſeiner Veredelung unbenutzt zu laſſen. Er wählt dieſe zwar ſo, wie es Natur und Verſtand ihm eingeben; aber daß er wählt, mit Gewiſſenhaftigkeit wählt, hängt von ſeiner Entſchließung ab, gut zu ſeyn. Was ſie zu ſeiner Veredelung beytragen, bleibt immer ſein eigenes Werk, ſein gebeſſerter Character bedient ſich ihrer nur, ſich ſelbſt innerlich zu verſtärken, und äußerlich in That und Leben darzuſtellen: es iſt alles in der That nur Ein fortlaufender Act der Freyheit. So oft er ſich von neuem der ſittlichen Ernſthaftigkeit, der Reflexion auf ſeine höhere Natur hingibt, ſo oft handelt er frey; aber der Grund liegt doch in der Richtung, die der Character durch den erſten Entſchluß angenommen hat. Je nachdem die urſprüngliche Annahme der guten Maxime ſtark und lebendig war, je nachdem wird auch die fernere Bildung des Characters muthig fortſchreiten, feſt ausdauren, über Hinder-

niſſe

niſſe ſiegen, und aus dem Kampfe mit dem eigennützigen Triebe, durch die weiſe Benutzung jedes Hülfsmittels, ein edler und würdiger Menſch hervorgehen. Eben ſo iſt auch das ſittliche Verderben des Herzens in ſo fern frey und vorſetzlich, als ſich der Menſch aus Trägheit noch nicht zu einer deutlichen und ſiegreichen Vorſtellung des Geſetzes aufſchwingen, oder mit anhaltender Aufmerkſamkeit dabey verweilen mochte.

So lehrt es uns auch die Beobachtung. Was iſt es, was im gewaltigen Kampfe der Pflicht und der Leidenſchaft unſer Herz rettet? — Was anders, als die ernſte Erinnerung an die Majeſtät des Geſetzes, die von allem allein in unſre Gewalt gethan iſt, die gänzliche Hingebung des Gemüthes an ſeinen Gedanken, der unbegränzte Achtung, ehrfurchtsvolles Erſtaunen bewirkt, wodurch uns das Entgegengeſetzte von ſelbſt als verachtungswürdig erſcheint, und der Vorſatz feſt ſteht, nichts unbenutzt zu laſſen, was uns dieſe Herrſchaft erhalten und uns in Zukunft gegen Ueberraſchung und Betäubung ſicher ſtellen könnte! Es gibt keinen Zuſtand, der in dieſer Rückſicht belebender, und der freyen Erhebung zur Vorſtellung der Pflicht günſtiger wäre, als der Zuſtand des moraliſchen Schmerzens, der tiefen Demüthigung über ein Vergehen, zu dem wir uns, gegen die ſonſt behauptete Würde unſers Charakters, fortreißen ließen. Hier iſt ſelbſt die Verirrung Fortſchreiten zu höherer und reinerer Güte.

Bis zum gänzlichen Verzweifeln an ſich ſelbſt kann es mit dem nicht kommen, der den Glauben an ſeine moraliſche Anlage, womit der Glaube an Freyheit unzertrennlich verbunden iſt, noch nicht aufgegeben hat.

So bald alſo der Menſch diejenige Stufe der Cultur erſtieg, wo er ſeiner ſittlichen Natur inne wird, hat er ſich losgewunden von der Herrſchaft des Triebes, iſt und handelt frey. Was er nun thut, das hat er im eigentlichen Sinne ſelbſt gethan; er ſelbſt iſt gut oder böſe, moraliſch würdig oder verwerflich. Er kann die Natur nicht mehr beſchuldigen, daß ſie ihn verdorben, die Erziehung, daß ſie ihn verwahrloſet, ſeine Neigungen und Leidenſchaften, daß ſie ihm zu heftig entgegen gewirkt, die Umſtände, daß ſie ihm in ſeiner Pflichtergebenheit unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg gelegt haben. An ihn erging das Gebot, auszugehen von der Natur und ſich ſelbſt zu beherrſchen, ſich über ſeine Erziehung zu erheben, ſeine Neigungen und Leidenſchaften durch eigene Kraft zu leiten, die Hinderniſſe zu beſiegen und ſich ſelbſt einen Character zu geben. Weil es ihm geboten iſt, darum muß er es auch können; mit dieſem Glauben muß der Glaube an ſich ſelbſt ſtehen oder fallen. Leichtſinnige Hingabe an den Naturtrieb und ſeine Forderungen iſt Characterloſigkeit: das Härteſte mit, was ſich in moraliſcher Hinſicht ſagen läßt. Eine mit freywilliger Entſchließung gethane Entſagung auf den Gebrauch der Freyheit, die das höhere und göttliche unſers

Wesens, die Kraft der Menschheit ist, bleibt die gröſste Niederträchtigkeit, Entwürdigung des Lebenden und Vernünftigen zum Leblosen und Unvernünftigen. Unter allen Kindern der Natur, so weit sie uns bekannt ist, war der Mensch, als ihr weisester Sohn, allein bestimmt, ihrer Herrschaft einmal zu entwachsen, und sie durch freye Würde unter seine Gewalt zu bringen.

# Fünfter Abſchnitt.

## Von der Beſtimmung des Menſchen, und den Vorausſetzungen, unter denen ſie allein gedacht werden kann.

## Moraliſche Religion.

### I.

Von der unendlichen Wirkſamkeit des Geſetzes oder der moraliſchen Unſterblichkeit.

Der Menſch iſt frey, ſo gewiß als er Menſch iſt, als ihm der Character der Vernünftigkeit angehört. Dadurch wird es begreiflich, daß er Pflichten haben und erfüllen, daß er ſich als Urheber ſeiner Handlungen anſehen und eine ſelbſterrungene Würde beylegen könne. Er hat Vermögen zu dem, was er ſoll. Dieſe Freyheit geht aber nicht ſo wohl auf die Handlungen, als vielmehr auf die Grundſätze, die Geſinnung und

den

den Character, woraus ſie her floſſen. Dieſe hat er ſich ſelbſt gegeben, und durch ſie kann ſein Thun ihm zugerechnet werden. Durch die Natur der Freyheit iſt alſo ſchon Moralität ſeinem äußern Thun, das ſo oft leerer Schein und immer der Gewalt der Natur hingegeben iſt, entriſſen und in ſein Herz, als deſſen edelſte und ſchönſte Frucht, niedergelegt.

Auch die Vernunft, von der das hohe Gebot der Pflicht herrührt, bezieht ſich zwar zunächſt auf äußere Handlungen, weil ihre Vorſchrift an dieſen ſinnlicher, vernehmbarer und deutlicher zu dem Menſchen reden kann; aber eigentlich iſt es doch die innere Geſtalt des Herzens, die Würde der Denkungsart, was ſie damit beabſichtiget. Der eigennützige Trieb, in ſeinen mannigfaltigen Aeußerungen, ſoll geläutert, in Ordnung gebracht und veredelt werden, daß der Menſch daran nicht mehr die Natur, ſondern ſein reines geiſtiges Selbſt wieder finde. Sie begnügt ſich darum auch nicht mit dem Glanze eines bloßen Tugendſcheines und der äußerlichen Ehrbarkeit; ſie dringt tief in das Innere der Menſchen, fordert lebendige Achtung für das Gute, immer gleiche Hochſchätzung ihres Gebotes, daß der Menſch alles, was er thut, nur um der Pflicht willen thue, ſich nie an die Natur hingebe, als wo jene ſie geheiliget hat, wo ſie ſelbſt ihn dazu auffordert. Seine natürlichen Neigungen ſollen nicht ausgerottet, aus ihnen ſoll der würdige Menſch heraus gebildet werden. Sittliche Güte, über ſein ganzes Weſen ausgegoſſen, in jeder Regung, in jeder Triebfeder ſeines Herzens wirkſam,

ist das Ziel, zu dem er anstreben soll; und selbst seine Verirrungen in äußern Handlungen haben in so fern Wehrt für ihn, als sie aus einem guten Willen hervor gingen, als sein innerer Mensch dadurch gewinnt und sein Character im Ganzen gebildet und veredelt wird.

So angesehen, erscheint Sittlichkeit als ein Gut, und zwar als ein unvergleichbares und höchstes Gut des Menschen, und er erblickt vor sich eine Bestimmung, nicht allein etwas zu thun, sondern auch, vermittelst dieses Thuns, durch freye Kraft etwas zu werden — einen letzten Zweck seines Daseyns, den er immer näher kommen, dessen er immer würdiger werden soll.

Das Gesetz der Vernunft ließ sich, so wie es aus ihrer Natur entwickelt wurde, zuvörderst so ausdrücken: „Handle nicht als dieser oder jener, sondern als Mensch und nach menschlichen „Maximen, als ein solcher, der alle Bedürfnisse der übrigen vernünftigen Wesen mit in sein „Interesse vereinigt sähe; handle, als ob du im „Namen aller zu handeln aufgerufen wärest, als „ob ihr Schicksal mit dem deinigen eins sey:" so denkt die Vernunft den Menschen, wenn sie ihn als handelndes Wesen betrachtet. Nach dieser Darstellung des allgemeinsten Pflichtgesetzes wäre es also höchste Bestimmung des Menschen, seine Neigungen, Wünsche und Bestrebungen mit den Neigungen, Wünschen und Bestrebungen andrer Menschen immer mehr in Harmonie zu bringen, sie durch jene zu beschränken oder zu erweitern, und ihnen edlere Richtungen zu geben, seinen individuellen Character, den die

Thier-

Thierheit noch anklebt, zu einem allgemeinen und reinen Menſchen-Character zu erhöhen, daß die Menſchheit endlich, aller unvermeidlich verſchiedenen Fähigkeiten, Anſichten und Bedürfniſſe ihrer einzelnen Glieder ohngeachtet, dennoch in ihnen eins werde, und, jenem hohen Ideale gemäß, als ein feſt durch einander geſchlungenes Ganze da ſtehe.

Der Menſch, als vernünftiges und der Moralität fähiges Weſen, fühlt ſich ferner gedrungen, ſich als den letzten Zweck der Natur, ihren Herrn und Gebieter anzuſehen. Er hat ſchon eine eigenthümliche Würde, indem er durch Sittlichkeit zur gänzlichen Unabhängigkeit von jener, zur Selbſtſtändigkeit und zum Selbſtgenuſſe ſeines Herzens zu gelangen, und alles andre ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen, die Weiſung erhielt, und nur an das ewige und unveränderliche Geſetz ſeines eigenen Willens gebunden iſt. Mit Freyheit auf die Sinnenwelt zu wirken, ihre Gegenwirkungen nur in ſo fern anzunehmen, als Humanität es ſelbſt ihm zur Pflicht macht, ſie zu ſich hinauf zu ziehen, ſeine Zwecke in ihr darzuſtellen, was ſie für ihn ſeyn ſoll, zu beſtimmen und ihren Einfluß nach Begriffen zu leiten: das iſt Character der Menſchheit, das Göttliche und eben darum Unbegreifliche in ihm, was dem Vernünftigen die Würde eines Zweckes an ſich ſelbſt gibt. Hieraus entſpringt ihm der Gedanke von einer Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Menſchheit in ihren einzelnen Gliedern. Er ſelbſt und jeder Mitgenoſſe der ſittlichen Natur iſt, um der in ihm wohnenden Freyheit willen, ein Gegen-

stand der höchsten Achtung, gehört zu einem unsichtbaren Reiche der Geister, unter denen vollkommne Gleichheit der Theilnahme an diesem edeln Gute herrscht.

Diese Würde der Menschheit ist indeß erst in der Anlage da. Daher ergeht an ihn das Gebot, sie in sich selbst und in jedem andern heilig zu halten, die Freyheit und ihr erhabenes Gesetz, worauf jene ruht, und alles, was damit in Verbindung steht, in sich und in andern zu achten, zu schonen und zu befördern; damit die Naturanlage in Wirklichkeit übergehe, und alle dieser höchsten Würde in ihrer ganzen Reinheit theilhaftig werden, die Menschheit in ihrer Größe sich offenbare. Seine Bestimmung in dieser Rücksicht ist also: durch Vervollkommnung aller seiner natürlichen und sittlichen Kräfte, durch gegenseitiges Bilden und Gebildetwerden zur Unabhängigkeit von der Natur und ihren Trieben zu gelangen, im Besitze dieser Vollkommenheit sich selbst genug zu seyn, und diejenigen Puncte, in denen er noch immer mit andern, und also auch gewissermaßen mit der Natur zusammen hängt, so fein, so zart und so menschlich zu machen, daß sie doch zuletzt als durch ihn selbst geschaffen angesehen werden können. Es soll eine höhere Ordnung der Dinge, ein unermeßliches Ganze sittlicher Wesen seyn, das für sich selbst besteht, und sich Freyheit von allem, was nicht es selbst ist, errungen hat, und immer mehr erringt, sich dem Unendlichen ohne Aufhören nähert. So ist es die Bestimmung unsers Geschlechtes, — reine Moralität mit Menschlich-

lichkeit im schönsten Bunde, als Mittel zum Besitze der höchsten Würde und der ungestörtesten Zufriedenheit.

Der Mensch hat demnach erst seine Bestimmung erreicht, wo seine Tugend in jeder Versuchung bewährt, in jedem Kampfe siegreich, sich über jede Neigung empor geschwungen hat, durch keine Begierde mehr geschwächt, durch keinen sinnlichen Wunsch mehr verunstaltet, durch keinen, auch den feinsten Eigennutz, mehr getrübt, in ihrer sinnlichen Lauterkeit unwandelbar fest steht und nichts weiter zu ihrer Consistenz bedarf, als Selbstgefühl und Achtung gegen das Gesetz, worauf sie ruht; wo er nur nach allgemein gültigen Maximen handelt, nichts thut, ohne von Ehrfurcht gegen die großen Anlagen der Menschheit, in sich und in andern, geleitet zu werden, und dadurch auch, in Gemeinschaft mit andern, das höchste Gut, Freyheit und Würde, die einzig mögliche Gleichheit, die über allen Unterschied der Stände erhaben ist, errungen hat. Seine Bestimmung ist an die Bestimmung der übrigen fest angekettet; er erreicht sie nicht, ohne daß jene zum Theil sie mit erreichten, weil er nur dann sich und seine Würde, als reines Eigenthum, besitzt, wenn alle nach derselben Idee einer allgemeinen Gesetzgebung handeln, zu der er sein Thun hinauf leitet, und seine Rechte achten, wie er die ihrigen achtet. Sein Zweck kann nicht Privatzweck seyn, er ist Gesammtzweck der Menschheit, und nur als solcher einer lebendigen Darstellung fähig.

Freyheit und Gleichheit iſt alſo allerdings Beſtimmung des Menſchen, aber nicht eine politiſche, die nur am Aeußern klebt; — damit gibt es ſich hernach von ſelbſt; ſondern eine moraliſche, eine ſolche, die die höhere Natur angeht, worin ſein eigentliches Menſchſeyn begründet iſt. So lange dieſe noch nicht da iſt, iſt die erſtere ein Unding, ſo lange müſſen bürgerliche Unterſchiede, die nur den ſinnlichen Menſchen betreffen, und mit ſeinem wahren Character nichts gemein haben, jenes wohlthätige Reiben der Kräfte hervor bringen, wodurch Menſchen, auch ohne ihren Willen, dasjenige an einander zu thun, geleitet werden, was ſie freylich mit freyer Entſchließung thun ſollten, aber leider! zum Beweiſe, daß ihnen ihre Beſtimmung noch weit aus den Augen liege, nicht thun mögen: ſich ſelbſt veredeln, gegenſeitige Aufklärung, äſthetiſche und moraliſche Cultur befördern, und dadurch denjenigen Zuſtand herbey führen, wo die Menſchen in der That alle gleich ſind, weil ſich, in der alleinigen und vollkommnen Wehrſchätzung des höchſten Gutes, die äußeren Verhältniſſe, die an ſich wohl immer bleiben werden, gänzlich aus dem Geſichtskreiſe des Sittlichdenkenden verlieren. Die Herbeyführung dieſes Zuſtandes, der zur Zeit noch durchaus idealiſch iſt, und es gewiß lange bleiben wird, wird mit der Moralität immer gleichen Schritt halten müſſen: denn der Staat, als phyſiſche Macht, iſt immer zu ſchwach, ihn zu realiſiren. Eine geheime Tendenz zu der angedeuteten hohen Beziehung dieſer Begriffe ſcheint mit dazu beygetragen zu haben, ſie zu den

Lieb-

Lieblingsgegenſtänden unſers Zeitalters zu machen. Wie viel wäre gewonnen, wenn man darüber zur vollkommnen Selbſtverſtändigung käme!

Dieſe Beſtimmung des Menſchen, die ihm durch ſeine ſittliche Natur aufgegeben iſt, und die er nicht verläugnen kann, ohne ſich, als einen Nichtswürdigen, vor ſich ſelbſt wegzuwerfen, nimmt alle ſeine Kräfte in Anſpruch. Er ſoll ihr nachſtreben ſein ganzes Leben hindurch, mit Aufopferung ſeiner liebſten Wünſche, in allem ſeinem Thun zu ihr hinſchreiten, ſich an ihr annähern, nie eine Neigung befriedigen, ohne ſie auf das wahre Intereſſe der Menſchheit in ſeiner eigenen und in der Perſon jedes andern bezogen zu haben. Sie hat eine ſo ausgebreitete Tendenz, und muß deßwegen auch ſo ganz jeden Augenblick ſeines Lebens ausfüllen, daß jede Klage über Geſchäftsloſigkeit und lange Weile als ein Beweis anzuſehen iſt, daß man ſich ſelbſt noch nicht gefaßt, ſeine Beſtimmung noch nicht begriffen, oder ihr wohl gar allen Gehorſam aufgekündigt habe.

Die Erweiterung der moraliſchen Natur des Menſchen bis zum Gedanken einer Beſtimmung iſt ungemein erhebend, und kann ſehr viel dazu beytragen, die Achtung gegen das Pflichtgeſetz zu verſtärken, ihr mehr innere Energie und vielſeitigere Richtung nach außen zu verſchaffen. Schwierigkeiten, die mit dem Beſitze eines gewünſchten Gutes verbunden ſind, Hinderniſſe, die ihm im Wege liegen, ein großer Aufwand von Kräften, der dazu erfordert wird, pflegen

immer die Empfindung seines Wehrtes zu beleben und das Streben darnach feuriger zu machen. So ist es auch hier; der Begriff einer großen, von der Vernunft aufgegebenen Bestimmung stellt die mannigfaltigen Beziehungen des Gesetzes auf den Menschen, die vielfältigen Puncte, in denen es seine Thätigkeit berührt, die großen Anforderungen, die es an ihn thut, die gewaltsamen Anstrengungen, die es für seine Befolgung fordert, die Hindernisse, die dabey zu überwinden sind, sinnlicher dar, und erhebt dadurch, mit Hülfe der Einbildungskraft, das Gemüth zum lebendigern Empfinden seines Wehrtes.

Mit dem Gesetze, das er übertrat, denkt sich der Mensch vielleicht, wie denn die Täuschungen eines verderbten und irre geleiteten Herzens mannigfaltig sind, auf eine andre Weise wieder abzufinden, und dadurch die verlorene Achtung gegen sich selbst wieder herzustellen. Gegen seine Bestimmung aber, in der er durch jede Pflichtwidrigkeit unwiederbringlich zurück gesetzt wird, kann er unmöglich gleichgültig seyn; es sey dann, daß er in der Betäubung der Leidenschaft schon seine ganze sittliche Natur an das Laster verkauft habe. Die Erinnerung an sie gibt jeder Handlung, die er unternimmt, jeder Entschließung, die er mit Besonnenheit faßt, eine größere Wichtigkeit, richtet ihn auf, wann er wankt, und erhält ihn seiner Würde getreu, wann sein Herz schon anfängt ihn zu verlassen.

Der Mensch soll seiner Bestimmung in ihrem ganzen Umfange nachkommen. Der ganze sichtbare Kreis, der seiner Wirksamkeit hierzu eröfnet

öfnet ist, sind die wenigen Jahre dieses irrdischen Lebens. Ob es ihm in diesem gelingen werde, ist eine Frage, die sich von selbst verneinend beantwortet. Einen großen Theil seiner Zeit hat schon die Sorgfalt für die Erhaltung und Pflege seines Daseyns und denjenigen Grad von Bequemlichkeit, der zur heitern und unverdrossenen Pflichterfüllung erforderlich ist, hinweg genommen. Nur geringe ist die Anzahl der Lieblinge des Glückes, die es selbst dieser Sorge überhob; eine bey weitem größere Menge scheint zum unaufhörlichen Kampfe mit der Natur und dem Schicksale verdammt zu seyn, und vermag kaum das Wenige, was ihm an edlerer Kraft zur freyen Disposition übrig bleibt, dem Nachdenken über seine Bestimmung, dasjenige, was sie von ihm fordert, und die Art, wie er sie erreichen möge, zu widmen; bis er müde von Arbeiten und Beschwerden, unter der Last seiner Bürden erdrückt, dahin sinkt, ohne für seine höhere Bedürfnisse etwas Bedeutendes gethan zu haben. Und dann, die äußere Lage des Menschen aufs günstigste genommen, wie viele Hindernisse setzen sich seiner Tugend entgegen? — Ist nicht all' seine Güte, die er hier erringt, nur ein besser oder schlechter geführter Kampf gegen Eigennutz und Naturtrieb? — Ist nicht oft ein geringer Mangel an ernster Achtsamkeit auf sich selbst schon der Tod seiner Tugend? — Ist nicht fast jedes Vergnügen, das er selbst im Dienste der Pflicht genießt, eine Versuchung für ihn? — Und wie viele Reizungen bekommt das Laster durch die blendenden Freuden, die es dem vorspiegelt, der ihm huldi-

gen will! — Wie leicht betört es das Herz unter dem Scheine arglofer Unſchuld und ſtiller Unbefangenheit! — Wie leicht verwöhnt ihn das Beyſpiel, betäubt ihn die prächtige Stimme der Verführung, verhätet ihn der Lauf der Welt, dezüthigt ihn ſein Schickſal, bringen Vertrauungen ihn zum Verzweifeln an ſich ſelbſt!

Und wie ſteht es um die Würde, die er durch Sittlichkeit erreichen ſoll? — Was er für ſich ſelbſt thut, iſt wenig, weniger noch, was andere für ihn thun, in der Erhaltung ſeiner Rechte, der Beförderung ſeiner ſittlichen Wohlfahrt, Aufklärung und Selbſtzufriedenheit. Traurige Ausſichten für die Beſtimmung, die er ſich ſo ehrenvoll dachte, frey von der Herrſchaft der Natur und ganz Menſch zu ſeyn; wenn ſeine Bemühungen allein auf dieſes Leben eingeſchränkt ſind! Kaum wird er hier die erſten Anfänge der Humanität erreichen.

Vielleicht ſollte aber dieſe Beſtimmung, ſo wie der Menſch ſie ſich denken muß, nur ein Ideal ſeyn, das ſich in ſeiner ganzen Größe vor ihn hin ſtellt, um durch den Gedanken, wie weit er noch vom Ziele entfernt ſey, ſeine Kräfte zu beleben, ſeinen Eifer anzufeuren und ſeinen Muth rege zu erhalten. So könnte er ſie aber nicht anſehen, wenn ſie ihm nur wenige Jahre zu ihrem Dienſte vergönnte. Er würde vielmehr Scharfſinnigkeit genug beſitzen, um darin eine heimliche Liſt ſeiner Vernunft zu entdecken, ihn um ſeine Kräfte zu betrügen, die er doch viel beſſer zum angenehmen Lebensgenuſſe, wozu ſie ohne das nur kärglich hinreichen, verwendet hätte, und

ſie

ſie in ſeinem Herzen verabſcheuen; wenn ihre Forderungen nicht ſo ſtark und dringend wären, wenn ſie ſich nicht durch unſer inneres Weſen als wahr und gewiß beſtätigte, und jeder Verſuch, ſie für Täuſchung zu erklären, durch ſich ſelbſt beſchämt würde. Außerdem wäre auch der Gedanke ſehr natürlich, daß eine nicht einmal halb erreichbare Beſtimmung, die den mit vieler Anſtrengung und Aufopferung gebildeten Character doch nur als Fragment zurück ließe, kaum der Mühe verlohne, daß man eine Hand um ſie rege. Ein Wehrt, der es nur auf wenige Jahre iſt, iſt gar kein Werth. Entweder iſt Sittlichkeit nichts, oder ich muß ſie in ihrer ganzen Größe umſchließen können.

Mit der innern Achtung und dem Selbſtgenuſſe, den Sittlichkeit darbietet, iſt es, bey dem geringen Grade derſelben, zu dem er ſich unter dieſen Umſtänden nur aufſchwingen kann, auch ſchlecht beſtellt. Weit öfterer werden ihn ſeine Fehltritte zum Unmuthe und Mißvergnügen fortreißen, von denen ihn nur das Zutrauen, daß er, durch die Ausſicht auf einen endloſen Wirkungskreis begeiſtert, zu ſich ſelbſt faßt, heilen kann.

Ein gänzliches Erſchlaffen ſeiner ſittlichen Kräfte, ein muthloſes Aufgeben aller edlern Beſtrebungen würde die unvermeidliche Folge davon ſeyn, wenn der Menſch zwar ſein Ziel ſo hoch aufgeſteckt, aber doch nirgends erreichbar fände, wenn ſein gegenwärtiges, enge begränztes Daſeyn allein ihm zu ſeiner Veredelung dargeboten wäre, und am Ende deſſelben der hier errungene geringe

Wehrt auf immer wieder der Vernichtung dahin gegeben würde. Er würde sich im ewigen Widerspruche mit sich selbst finden, wenn seine Vernunft ihm etwas, als Grundlage aller Pflicht, als Bedingung seines höhern Wesens, als letzten Zweck seiner Natur vorhielte, das er doch nie in sich aufnehmen, nie mit sich vereinigen könnte, das ihm die Zeit seines Aufenthaltes auf dieser Erde kaum zu beginnen verstattete, und von dem er, wann er ihm, so viel als möglich, nahe gekommen wäre, doch noch in unermeßlicher Entfernung zurück gehalten würde. Verließe ihn hier das Gefühl seiner Würde nicht, wäre er nicht zu fest von der Unvergleichbarkeit jenes Zweckes überzeugt und durchdrungen, als daß ihn jene Hoffnungslosigkeit, in Ansehung der Zukunft, für die Gegenwart in seiner Ueberzeugung irre machen und zur Untreue gegen seine Pflicht verleiten könnte: so würde ihm jener Widerspruch nur noch auffallender und kränkender werden, ihm seinen weiten Abstand von der Größe, deren Gedanke so seelenvoll sein Herz erfüllt, noch fühlbarer machen, und ihn zum gänzlichen Irrewerden an sich selbst leiten; je mehr er die Würde des Gesetzes und der in ihm wohnenden moralischen Anlage zu schätzen weiß.

Soll der Mensch nicht an sich selbst und an seiner ihm durch Vernunft heilig aufgegebenen Bestimmung irre werden; soll nicht in allen seinen Anlagen, selbst in dem besten und edelsten Theile seines Wesens, die traurigste und unauflöslichste Verwirrung herrschen: so muß er seine sittlichen Bemühungen als ein unaufhörliches

Fort-

Fortschreiten, als Tendenz seiner Kräfte ins Unendliche, zu jenem Ziele hin denken, und in diesem Gedanken hohe, unwidersprechliche Wahrheit finden. Soll er Muth behalten, bey den vielen Hindernissen, die sich seiner Bestimmung entgegen drängen, sie dennoch mit unverwandtem Blicke, mit nie ermüdendem Aufbieten seines ganzen Vermögens zu verfolgen: so muß eine ihm gegebene Unendlichkeit das allein würdige Ziel seiner Bestrebungen darstellen, ihm die Möglichkeit zeigen, das einmal ganz zu werden, was er, seinen Anlagen gemäß, werden kann und nach dem heiligen Gebote der Pflicht werden soll. Nur der feste Glaube an Unsterblichkeit kann ihn zur Einigkeit mit sich selbst bringen, seinem Eifer eine ausdaurende Richtung, seinem Herzen innere Consistenz und seinen Hoffnungen die lichtvolle Klarheit geben, die dem moralischen Character zum Grunde liegen, die freudigste Anerkennung des Gesetzes, das reinste Interesse an ihm, und seine thätige Befolgung herbey führen.

Ohne diesen Glauben ist der Mensch sich selbst ein Räthsel, Verstand und Gewissen, Kopf und Herz im immerwährenden Streite; seine sittlichen Hoffnungen, selbst sein Werth, so sehr er auch durch seinen innern Gehalt entzückte, doch in Ansehung dessen, worauf es vorzüglich bey ihm ankommt, in tiefe Dunkelheit begraben; seine Sittlichkeit, die sich durch Vernunft und Gefühl so glanzvoll und so ehrwürdig ankündigt, die er selbst für sein höchstes Gut erkennt, die in den Augenblicken der geistigen Nüchternheit der Gegenstand seiner feurigsten Liebe, seiner innigsten

ſten Wehrſchätzung iſt, die er als die Bedingung ſeines wahrhaft menſchlichen Denkens, Empfindens und Handelns, als die Stütze ſeiner Freyheit und ſeiner unveräußerlichen Rechte ehrt, — höchſtens ein Ideal, dazu geeignet, ihm unter dem Drucke des Lebens einen freyern Aufſchwung, bey dem Erwatten ſeiner Kräfte eine neue Triebfeder, bey der Leerheit des Herzens eine genußreiche und erhebende Beſchäftigung zu geben, eine entkörperte Lichtgeſtalt, die dann und wann auf ſeinem Lebenswege vor ihn hin tritt, daß er nicht ganz an dem Boden ſich feſſeln laſſe, daß ſeine edlere Menſchheit nicht ganz in thieriſcher Sinnlichkeit erſäuft werde.

So kann der nicht denken, deſſen ſittliches Gefühl noch rege iſt, der über Menſchenwehrt und Menſchengröße, über das, was die wichtigſte Angelegenheit ſeines Geſchlechts ausmacht, je mit Ernſt nachgedacht und eine ungeheuchelte Theilnehmung daran empfunden hat. Dieſes ſittliche Gefühl, dieſe innige Theilnahme geht in ihm über in lebendigen Glauben an Unſterblichkeit.

Das moraliſche Geſetz im Menſchen, das ſich im Gewiſſen mit ſo vieler Majeſtät und Klarheit ankündigt, die Beſtimmung, die darin für ihn begründet liegt, ſich ſelbſt unaufhörlich zu veredeln, die Würde eines freyen, vom Zwange der Natur entfeſſelten Weſens rein empfinden und genießen, ſich ſeines Menſchſeyns ganz freuen zu können, ſind ihm eine Weiſung auf ewiges Leben. Sie ſind es, die ſeinen Beſtrebungen eine Unendlichkeit eröffnen, ſich immer mehr zu rei-

nigen und zu vervollkommnen, zu immer höherer Selbstständigkeit des Geistes hinan zu bilden. Sie geben ihm die entzückende Verheißung, daß, so wenig er auch in diesem irrdischen Leben für seine wahren Bedürfnisse habe thun können, dieses wenige doch nicht umsonst gethan; daß es das erste Glied einer großen Kette sey, die in die Ewigkeit reicht; daß er, so frühe er auch von dem Schauplatze seines gegenwärtigen Handelns abtrete, so sehr ihn auch der Kampf mit der Natur und mit seinem Schicksale, die Sorgfalt für die Erhaltung und Pflege seines sinnlichen Daseyns hingehalten, und jeden Versuch zur moralischen Geistesbildung unterdrückt, so oft ihn auch eigene Schwachheit gedemüthigt, der falsche Glanz des Lasters geblendet, die Gewalt des Naturtriebes fortgerissen und auf der Bahn zu seiner Bestimmung zurück gedrängt habe, er doch nicht ganz für sie verloren sey; daß das gegenwärtige Leben nur das erste Beginnen eines großen, endlosen Daseyns enthalte, und, so sehr auch die Welt seine Ansprüche niederschlagen, so schändlich auch seine Begierden ihn mißhandeln, die Gewalt der Menschen seine Rechte beugen, seine Freyheit einschränken, seinen Selbstgenuß zerstören und den freyen Besitz seines Herzens aufheben mögen, er doch einmal, durch unaufhörliches Weitergehen, zum vollen Besitze dieser Güter gelangen werde, die die wahrsten und edelsten für den Menschen sind.

Er ist darauf hingewiesen durch die lauteste Stimme seines Herzens, die ihn nicht verläßt, wenn ihn auch alles andere verließe, so lange

er

er sich selbst nur getreu bleibt, darauf hingewiesen, etwas sehr Großes zu werden, und er weiß, daß er es werden kann und es gewiß werden wird, wenn er guten Willen hat. Der Mensch, der Gefühl für seine Bestimmung hat, trägt das Unterpfand seiner Hoffnung im Herzen, er gehört der Welt, auf der er wandelt, nur zu einem sehr kleinen Theile an; das Gesetz in seiner Brust erhebt ihn über sie und ihre Veränderungen hinaus; die Unendlichkeit ist sein wahres Eigenthum. Er ist, mit der Anerkennung seiner Pflicht, in eine höhere Ordnung der Dinge, in eine große Gesellschaft der Unsterblichen getreten; er hat den Glauben an eine ewige Zukunft, als der Menschheit heiligstes Erbe, übernommen, und ehrt diesen Glauben, so gewiß als er sich selbst ehrt. Nur durch Unsittlichkeit kann er ihn schwächen, durch eine gänzliche Verirrung der Speculation vom Interesse seines Herzens ihn einbüßen, durch das Feuer der Leidenschaft erhitzt, ihn selbst aufgeben und gegen thierischen Genuß verkaufen, nur dadurch, daß er seine Würde verläugnet, seine höchsten Ueberzeugungen verdunkeln, sich der Natur und ihren Zerstörungen hingeben, sein Denken, Empfinden und Handeln in den kurzen Zeitraum weniger Jahre zusammen drängen. Ueber den Sittlichguten hat sie keine Gewalt, er herrscht über sie, braucht und bildet sie für sein ewiges Daseyn, der Strom ihrer Veränderungen reißt ihn nicht fort, betäubt ihn nicht und betriegt ihn nicht um seine Ruhe. Nur in so fern fesselt er ihn, als er ihn für sein unvergängliches Leben und Wirken benutzen kann.

Man kann auch nicht ſagen, daß, wenn man die Sache vernünftig anſehen wolle, das Geſetz und ſeine Verpflichtung nicht weiter gehe, als das Vermögen, daſſelbe zu erfüllen, erkannt wird, daß die vollendete Sittlichkeit, die es fordert, freylich ein unendliches Annähern in ſich ſchließe, aber eben deßwegen nur unter der Bedingung Gültigkeit habe, daß die ewige Fortdauer des menſchlichen Geiſtes ſchon anders woher erwieſen ſey, und als gewiß vorausgeſetzt werden könne, und daß, auf den Fall, daß ſich dieſe nicht erweiſen ließe, auch nichts mehr gefordert werde, als ſich ſo weit auszubilden, als es die beſchränkte menſchliche Kraft und die engen Gränzen dieſes Lebens erlauben wollen, und das Uebrige dem Zufalle zu überlaſſen. Auf dieſe Weiſe wäre es freylich ungereimt, den Glauben an Unſterblichkeit auf die moraliſchen Anlagen und die Beſtimmung des Menſchen gründen zu wollen, da dieſe erſt durch jenen Glauben vollkommne Gewißheit erhielten, und es würde eins der weſentlichſten Erforderniſſe wahrer Lebensweisheit ſeyn, ſich, bey ſeinem feurigen Intereſſe für Moralität, nie bis zu demjenigen Enthuſiasmus fortreißen zu laſſen, der die Entſcheidung der Zukunft nicht mehr ruhig abwarten kann.

So wenig ſich indeß auch ſonſt von dem Vorhandenſeyn eines Befehles oder von der Heftigkeit eines Wunſches auf die Möglichkeit und Gewißheit ihrer Ausführung ſchließen läßt, und feſte Hoffnungen darauf gegründet werden dürfen: ſo muß man doch das Weſen des Moraliſchen

ſchen im Menſchen nur halb begriffen, die ſchlichten Ausſprüche des Gewiſſens, die unnachlaßliche und unbedingte Nothwendigkeit, mit der ſie vollendete Tugend fordern, falſch und einſeitig verſtanden haben, um ſich durch dieſe Einwendungen in ſeiner Ueberzeugung beunruhigt zu fühlen, um nicht vielmehr einzuſehen, daß hier ein ganz andrer, mit keinem im menſchlichen Leben in Vergleichung zu bringender, Fall ſey.

Beſchränkte ſich das Sittengeſetz allein darauf, den Menſchen zu pflichtmäßigen Handlungen zu leiten; wären ſeine Forderungen bloß auf das Geſchehen und die äußern Folgen davon berechnet, ohne einen Gewinn zu beabſichtigen, den unſer Herz, unſre innere Geſinnung, unſer perſönlicher Werth dadurch erhielten, mit einem Worte, wäre dem Menſchen keine Beſtimmung dadurch angewieſen, ſondern nur Rechtthun vorgeſchrieben: dann würde man allerdings ſeine Hoffnungen über das Gegenwärtige nicht weiter ausdehnen dürfen, als anderweitige Gründe dazu berechtigen; dann würde ſelbſt der Mangel dieſer Gründe, die Verzichtleiſtung auf eine fernere Fortdauer außerhalb den Gränzen unſers irrdiſchen Lebens, uns nicht mit uns ſelbſt, in Anſehung unſrer wichtigſten Angelegenheit, in Widerſpruch bringen; die Pflicht hörte auf, wo das Können nicht mehr eingeſehen würde. Aber ſchon der geſunde Menſchenverſtand muß es anerkennen, daß es dem Geſetze der Sittlichkeit nicht darum zu thun iſt, daß etwas geſchehe, ſondern daß vielmehr ſeine ganze Heiligkeit darauf beruht, daß der Menſch dadurch veredelt werde,

daß

daß er ſich, durch immer weiteres Fortgehen in ſeiner Befolgung, durch immer ſtärkere Achtung, reinere Liebe und treuere Anhänglichkeit an ſeine Befehle, als ein Weſen von der höchſten Würde, als letzten Zweck der Natur darſtelle, und in ſeiner ganzen Unabhängigkeit von ihr freudig erkenne. Hiermit verträgt ſich nicht, daß er zu irgend einer Zeit, bey irgend einem erreichten Grade der Vollkommenheit, von dem ſichtbaren Schauplatze ſeines Handelns abtreten könne, ohne in demſelben Augenblicke auf einen andern hinzutreten, und die Bahn ſeiner Beſtimmung, unter veränderten Umſtänden, weiter zu bewandeln. Es iſt ſelbſt unſittlich und Gleichgültigkeit gegen das Geſetz, das uns unſre Beſtimmung verkündigt, ſeine Erwartungen in dieſer Rückſicht dem Zufalle zu überlaſſen, und durch die Einſicht ihrer Ungewißheit und Zweifelhaftigkeit nicht beunruhigt zu werden.

Die Forderung einer vollendeten Sittlichkeit iſt auch kein frommer Wunſch, kein von außen her aufgedrungener Befehl, wo es allerdings von den Umſtänden abhinge, ob dieſer Wunſch je befriedigt werden, ob wir dieſen Befehl je zu vollbringen im Stande ſeyn würden. Sie iſt Grundtrieb der Menſchheit, die Bedingung alles menſchlichen Selbſtbewußtſeyns, etwas, das unmöglich von Umſtänden abhängen kann, was über alle Gewalt erhaben iſt, und alles ſeiner Herrſchaft unterwirft. Sie iſt die höhere Natur des Menſchen ſelbſt, deren Befehle und Ausſprüche durch keine Erſcheinungen der niedern, ſelbſt durch die auffallendſten und deutlichſten Er-

fahrungen nicht können geschwächt und vernichtet werden. Vor ihr muß die ganze Sinnenwelt ehrfurchtsvoll sich beugen. Alles, was diese vermag, sie kann und darf uns nicht in den Verheißungen irre machen, die jene uns darreicht. Sie ist ein Sollen, unbedingt und ohne Einschränkung, aus dem Innersten unsers Herzens gesprochen, auf die Würde der menschlichen Natur gegründet. Die Ueberzeugung von der Heiligkeit unsrer Bestimmung und der damit verbundenen unendlichen Fortdauer unsers Geistes ist darum auch innerer Glaube des Herzens, der über jeden Zweifel und jede Einwendung erhaben, unerschütterlich fest steht, die Quelle alles andern Wissens ist, und weder durch Vernunft- noch Erfahrungsgründe umgestoßen werden kann. Jeder Zeuge, der dagegen auftritt, wird von ihr Lügen gestraft; und selbst die Erscheinungen des Sterbens und Vergehens in der sichtbaren Welt werden, in Ansehung des Göttlichen unsrer Natur, für täuschenden Schein erklärt. Ein Gebot, das Menschen geben, kann die Möglichkeit der Ausführung gegen sich haben, und deßwegen widersinnig und unvernünftig seyn; aber ein Befehl der Vernunft ist immer ausführbar, nie widersinnig, oder sie ist selbst nicht vernünftig, und es gibt überall nichts Vernünftiges. So gewiß er an sich selbst glaubt; so gewiß muß der Mensch auch an Unsterblichkeit glauben.

Ließen sich aus der Natur der Seele auch keine haltbaren Gründe für diese Ueberzeugung führen: wer hat dann je einen dagegen geführt? — Wer hat es je bewiesen, daß der

Mensch

Mensch nicht fortdauern, nicht unsterblich seyn könne? — Was berechtiget uns, das Hinfallen unsers irrdischen Körpers für gänzliche Zerstörung, das Aufhören unsers sichtbaren Lebens und Wirkens für gänzliches Austreten aus der Bahn unsrer Bestimmung, das Entrücktwerden aus dem menschlichen Gesichtskreise für gänzliches Verschwinden, das Ablegen dessen, was der gesunde Verstand, allen Hypothesen und Speculationen des Materialismus zum Trotz, als äussere Bekleidung von unserm eigentlichen und wahren Selbst unterscheidet, für etwas mehr als eine Veränderung dieses eigentlichen Selbstes zu halten? — Lehrt uns nicht ein untrügliches Selbstbewußtseyn alle Schicksale unsrer sinnlichen Natur als bloße Erscheinungen ansehen, die flüchtig vor unserm wahren Wesen vorüber rauschen und nur in so fern uns interessiren, als sie auf die Erhöhung und Veredelung dieses Wesens thätigen Einfluß haben?

Lehrt uns nicht eben dieses Selbstbewußtseyn unser Ich als etwas kennen, das im gewaltsamsten Strome der Veränderung nie mit fortgerissen wird, immer unveränderlich dasselbe bleibt? — Stellt es uns nicht das Gesetz der Sittlichkeit, das aus ihm herfließt, den freyen Entschluß, den moralischen Character als etwas dar, worüber Natur und Schicksal keine Gewalt haben? Offenbart es uns nicht den Werth des Menschen als dasjenige, das allem äußern Einflusse entnommen, auf sich selbst ruht, durch nichts außer ihm zerstört werden, das er nur

durch freye Kraft sich geben und nehmen kann? Was kann dann der Tod dem, der an diesen Wehrt und an die Pflicht glaubt, ihn zu erhöhen, der mithin entschlossenen Muthes eine Bahn bewandelt, die ihm zu seiner Bestimmung, in die Unendlichkeit hinein, vorgezeichnet ist, anders seyn, als das Abstreifen einer äußern Hülle, ein zufälliger Umstand, der ihm auf dieser Bahn begegnet, aber ihn nicht aus ihr hinaus stößt.

Der Wehrt sittlicher Güte ist unvergleichbar. Wer sie nur zum Theil errungen hat, der besitzt in ihr schon ein Kleinod, dem kein Erdengut gleich kommt, das durch keinen Preis zu erkaufen, durch keinen Lebensgenuß zu ersetzen ist, und das hohe Gefühl davon verläßt ihn nicht. Er ist über die Natur so weit erhaben, als Vernunft über Sinnlichkeit. Wie widersprechend wäre es, ihn von der Willkühr des Zufalles abhängig zu machen, ihn der Gewalt der Natur und ihren Veränderungen wieder Preis zu geben, es nur für möglich zu halten, daß er durch sie je aufhören könne zu seyn, was er ist. Was seinen Wehrt erst vom Zufalle und dem Nutzen, den es uns unter gewissen Umständen verschafte, erhielt, das muß auch, in Ansehung dieses Wehrtes, von Zufall und Umständen abhängig bleiben. Was aber diesen Wehrt ganz und allein in sich selbst hat, und die Bewunderung von seinen ausgebreiteten Folgen immer auf seine innere Vortrefflichkeit wieder zurück führt, das ist unverlierbares, ewiges Gut der Menschheit, oder es ist gar nichts, das kann allein durch die Freyheit,

heit, die es herbey führte, wieder zerstört wer-
den, oder der Gedanke daran ist schon ein Wi-
derspruch.

Die Hoffnungen und Verheißungen also, die das moralische Gesetz dem Menschen für seine Bestimmung gibt, weit entfernt, durch Erfah-
rung und Vernunftschlüsse widerlegt zu werden, finden in einer unbefangenen Ansicht der Natur, in den Ueberzeugungen und Gefühlen des gemei-
nen Verstandes, die nachdrücklichste Unterstü-
tzung, die schönste Bestätigung. Sie stellen den Menschen dar als einen Unsterblichen, und for-
dern ihn auf, sich als einen solchen zu ehren.

Blicken wir nun auf die Anlagen des Gei-
stes und Herzens hin, die die sittliche Natur des Menschen begründen, und die selbst wieder durch Sittlichkeit gebildet, und dem Dienste der Ver-
nunft, als ihr ausschließendes Eigenthum, ge-
weiht werden sollen: so finden wir bald, daß sie einer unendlichen Vervollkommnung fähig und wehrt sind. Der Aufklärung seines Verstandes, der Erweiterung und Berichtigung seiner Ein-
sichten ist kein Ziel gesetzt, das er nicht über-
schreiten dürfte und könnte. Bey jeder errunge-
nen Wahrheit fühlt er von neuem das Bedürf-
niß, sie noch deutlicher zu erkennen, entdecken sich ihm dunkle Seiten, die er gerne noch mehr erleuchtet sähe, verborgene Fäden, wodurch sie mit andern zusammen hangen, und für seine wich-
tigsten Angelegenheiten noch folgerungsreicher werden. Wenn seine Erkenntniß noch so gewiß, noch so ausgebreitet und begründet war: so em-
pfindet er doch, daß sie noch gewisser, richtiger

und begründeter seyn könne. Aus dem unübe
sehbaren Reiche des Wissenswürdigen drängen sic
seiner rastlosen Geistesthätigkeit immer neue Stof
zum Verarbeiten entgegen. Je mehr er weiß
desto deutlicher und beunruhigender fühlt er, da
er noch wenig wisse, noch unendlich mehr wisse
noch unendlich mehr große und wichtige Wah
heiten sich zum Eigenthume erstreben könne. De
Greis, der das höchste Alter erreichte, und sei
ganzes Leben dem Nachdenken über der Mensch
heit wichtigste Angelegenheiten bis in die spät
sten Tage mit stets verjüngten Kräften widmete
wird es gerne gestehen, daß er das nicht gan
erreichte, was er so sehnlich zu erreichen wünsch
te, und bey einem längern Leben erreichen konnte
daß er mit jedem Augenblicke immer mehr einseh
wie weit er noch davon zurück sey. Er wird i
der Stunde seines Abschiedes nichts mehr beklagen
als daß er so frühe in seiner Arbeit unterbrochen
von einem unerbittlichen Schicksale so grausam
vom Ziele seiner Bemühungen hinweg gestoße
wurde; wie vielmehr der, den der Tod in de
Blüthe seiner Jahre, in der Fülle seiner emvo
strebenden Kraft, mit allen seinen herrlichen An
lagen dahin raffte.

Die Geistesstimmung und Empfindungs
weise, auch des gebildetesten Menschen, könne
immer noch mehr entwickelt, geläutert und ver
feinert, zur richtigen Darstellung des Schönen
Großen und Guten, zu einem wirksamen Beför
derungsmittel reiner Sittlichkeit und eines unge
störten Selbstgenusses geeignet, zum harmonischen
Zusammenstimmen geleitet werden.

So groß auch die Gewalt ist, die sich der Mensch über sein Herz, über Leidenschaft und Naturtrieb erwarb: so wird sich doch auch der Weiseste, nach dem Kampfe so vieler Lebensjahre, noch oft von ihnen fortgerissen und gedemüthigt sehen, wo er sich des Geständnisses nicht erwehren kann, daß er durch weiteres Fortgehen auf der angetretenen Bahn, endlich dahin gekommen wäre, seine Freyheit über ihren Einfluß ganz zu erheben, mit edlem Stolze über sie zu siegen, und sie selbst der Herrschaft der Vernunft zu unterwerfen.

So sehr er auch alle seine Kräfte entwickelt, und dem Dienste des Pflichtgebotes angeeignet hat: so muß er doch einsehen, daß sie noch mehr erhöht, noch mehr Werkzeug der Sittlichkeit werden, eine noch festere Richtung auf das Eine, was Noth ist, erhalten können. So wie Erfahrung, Selbstbeobachtung und Gefühl den Menschen sich und seine Anlagen kennen lehren, kann er sich keinen Punct denken, über welchen hinaus sie nicht noch immer Perfectibilität behielten, nicht immer noch mehr der Pflicht geweiht zu werden vermöchten.

Und fürwahr, sie sind es wehrt, diese Anlagen, wenn wir auch von ihrem Einflusse auf die ganze Bestimmung des Menschen absehen, durch ihre innere Natur sind sie es wehrt, diese Vollkommenheit zu erreichen, zu der ihre Natur sie fähig macht. Sie sind viel zu groß und edel, als daß sie ihm nur zu Gefährten auf der kurzen Reise durchs Leben, nur dazu verliehen seyn könnten, ihm für die wenigen Tage seines Hierseyns die Schrecken der Natur bekämpfen, ihre

Segnungen vervielfältigen und reiner genießen zu helfen: da er sie ohnehin in diesem Zeitraume kaum dazu auszubilden vermag, oft wieder abtritt, ehe er sie im geringsten dazu verwenden konnte. Bloß für dieses Leben war der Aufwand so vieler Kräfte und Vorzüge offenbar zwecklos, und dem weisen Gesetze der Sparsamkeit, das die Natur in allen ihren Werken und Erscheinungen befolgt, zuwider. Sie haben aber nicht allein an und für sich einen Wehrt; dieser wird durch ihre Beziehung auf Sittlichkeit noch mehr geheiligt und zur Würde erhoben. Sie geben nicht bloß durch sich selbst die wahrscheinliche Hoffnung, zu einer unendlichen Ausbildung bestimmt zu seyn; die Vernunft tritt jedem Zweifel mit ihrem erhabenen, unwiderruflichen Befehle entgegen, daß der ins Unendliche bildsame Mensch sich auch ins Unendliche bilden solle, und diese natürliche Bildsamkeit dient nur dazu, die Möglichkeit dieses Befehles gegen jede Einwendung der Speculation einleuchtender zu machen.

Der Glaube an das moralische Gesetz in seinem Herzen gibt also dem Menschen die ehrenvollste Aussicht in die Ewigkeit. Er ist es, der ihn diesen Begriff erst denken, mit fester Ueberzeugung, mit feuriger Liebe und mit Ehrfurcht gegen sich selbst umfassen lehrt. Er gibt ihm eine Hoffnung, die derjenige nicht versteht, der sein moralisches Gefühl ertödtet, die Stimme seines Gewissens übertäubt hat, die aber demjenigen unendlich theuer ist, der sich selbst noch achten kann. Er führt ihn auf dem schönsten Wege zum Glauben an seine Bestimmung, zum

Glau-

Glauben an Unsterblichkeit. Je mehr der Mensch sich selbst veredelt, je mehr er auf die Stimme seines Gewissens hört, auf seine zartesten Aussprüche achtet, desto ehrwürdiger, theurer und unwidersprechlicher wird ihm auch diese Ueberzeugung, desto fester hängt er an ihr, desto innniger schließt er sich an sie an, desto mehr Aufrichtung findet er in ihr, wo die Gewalt der Natur ihn über seinen moralischen Wehrt demüthigt, mit desto entschlossenerm Muthe wandelt er auf der Bahn, die ihm zu seiner Bestimmung vorgezeichnet ist.

Fortleben, Fortwirken, immer höher und höher Emporstreben ist ihm so gewiß, als der Unterschied zwischen Recht und Unrecht, als das Vorhandenseyn seines Gewissens ihm gewiß ist. Dies ist aber auch das erste und wichtigste Moment seines Glaubens; nur allein in dieser Beziehung, als ewiges Handeln gedacht, kann er ihn fassen und fest halten; nur wenn er ihn als unaufhörliches Weitergehen in seiner sittlichen Veredlung betrachtet, hat er Wehrt für ihn, kann er ihn für vernünftig und begründet halten. Er will nicht ewig leben, um ewig zu genießen; er will ewig leben, um ewig zu wirken, ewig seiner Pflicht treu zu seyn. Nur in so fern verlangt er Glückseligkeit, als er ihrer wehrt ist, sie sich durch Sittlichkeit errungen hat. Eine Unsterblichkeit, die den Menschen beseligt, ohne ihn allmählig durch Kraftanstrengung weiter zu führen, die ihn ganz den Eindrücken eines auch noch so günstigen Schicksales hingibt, die ihn zu einem bloß empfindenden, wenn auch noch so froh und selig

empfin-

empfindenden, Wesen herabwürdigt, kennt er nicht, glaubt er nicht, ist für ihn wehrlos, hält er für Erniedrigung eines zur Sittlichkeit berufenen Wesens. Entweder dunkle Ungewißheit für die Zukunft oder immerwährendes Hinanrücken zu der Höhe seiner Bestimmung: das ist die Losung seiner Weisheit.

So angesehen gewinnt diese Ueberzeugung für ihn lebendiges Interesse, thätigen Einfluß auf sein Handeln. Sie weiß seine Theilnahme von ihrer reizbarsten Seite, von Seiten seiner edelsten und dringendsten Bedürfnisse zu fesseln. Bey jeder Pflichtwidrigkeit, die er sich zu Schulden kommen läßt, überwirft er sich nun nicht allein mit sich selbst, bringt sich nicht allein um die Achtung seines Herzens, um den Frieden mit seinem Gewissen; er setzt sich dadurch auch unwiederbringlich zurück auf dem Wege zu seiner ewigen Bestimmung, stößt sich selbst aus der Bahn heraus, die ihn dahin führen sollte; er hat sich selbst ein Hinderniß mehr in den Weg gelegt, durch das er sich nur mit Mühe wieder hindurch kämpfen kann; er wird so viel später ankommen am Ziele, wenn nicht gar jene Uebertretung der Anfang schrecklicher Laster, einer unabsehlichen Verirrung, eines ewigen Zurückbleibens hinter ihr ist. Was er verliert, hat er nun für eine Ewigkeit verloren; die Schuld, womit er sich belastet, ist eine Bürde mehr, auf seinem mühvollen Wege nachzuschleppen. Bey jeder gelungenen guten That, bey jedem neuen edeln Zuge, den er seinem Herzen anbildete, wird nicht bloß der Friede mit sich selbst, die Achtung seines Herzens, das Gefühl seiner Würde erhöht

und

und verſtärkt; er iſt auch ſeiner groſſen, ewigen Beſtimmung einen Schritt näher gerückt, ſeiner Unſterblichkeit ſo viel würdiger geworden, der Gewinn davon iſt für ſeine höchſten und freudigſten Hoffnungen berechnet. Sein Glaube ſtärkt ihn, wo er mit Beſchämung ſeine Schwachheit fühlt, wo die Empfindung eines Vergehens gegen die Pflicht ihn demüthigt, eine ſchreckliche Anklage des Gewiſſens ihn mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt macht, richtet ihn wieder auf, wann er gefallen iſt, und gibt ihm Entſchloſſenheit, dasjenige durch verſtärkten Eifer wieder zu gewinnen, was er durch Nachläſſigkeit verloren hat.

# Sechster Abschnitt.

## Von der Bestimmung des Menschen und den Voraussetzungen, unter denen sie allein gedacht werden kann.

## Moralische Religion.

### II.

Verhältniß der Welt zu der Bestimmung und den sittlichen Zwecken des Menschen. — Moralische Weltordnung und moralischer Weltregierer.

Die Bestimmung des Menschen, so wie sie ihm durch das Gesetz aufgegeben ist, ist nur durch unendliches Fortschreiten in ihrem ganzen Umfange erreichbar; sie setzt Unsterblichkeit des Geistes voraus, gibt dem Menschen die gewisse Verheißung davon, und verpflichtet ihn durch den Glauben an sein Gewissen auch zum Glauben an diese. Aber damit ist das System

des

des moraliſchen Glaubens noch nicht geſchloſſen, die Möglichkeit, daß der Unſterbliche, in Verbindung mit der Natur und andern Unſterblichen, in deren Geſellſchaft er getreten iſt, ſeine ganze Beſtimmung erreiche, beruht auch auf einer gewiſſen, durch keine Erfahrung erkannten, unſichtbaren Verkettung ſeiner äußern Umſtände und Lebensereigniſſe, die jenem Glauben eine noch gröſſere Ausdehnung gibt. Soll er dieſe Möglichkeit, und mit ihr auch alle ſeine ſittlichen Beſtrebungen, ohngeachtet ſeiner endloſen Hoffnung, nicht aufgeben: ſo muß er ſich noch einer groſſen Wahrheit verſichern, die eben ſo deutlich und gewiß, wie die erſtere, aus ſeiner ſittlichen Natur hervor geht.

Alles, was der Menſch in moraliſcher Rückſicht werden ſoll, muß er allerdings durch Freyheit, durch die Stärke ſeiner eigenen innern Entſchlieſſung werden, und ſein ganzer Werth hängt davon ab, daß es ſo ſey. Aber deſſen ungeachtet iſt es auch nicht zu läugnen, ſchon ein flüchtiger Blick auf uns ſelbſt belehrt uns davon, daß er mit der Natur, die ihn umgibt, doch in genauem Verhältniſſe ſtehe, daß ſie mannigfaltig auf ihn wirke, und daß er eben ſo mannigfaltig auf ſie zurück wirken könne, daß er von ihr Eindrücke empfange, und von ſeiner Pflicht angewieſen ſey, ihr wieder eine gewiſſe Geſtalt zu geben, und ſie zur Uebereinſtimmung mit einem Entwurfe, den er in ſeinem Herzen trägt, zu bilden. Eben ſo genau und faſt noch genauer iſt ſeine Verbindung mit andern Menſchen, mit denen ihm ein gemeinſchaftlicher Wohnplatz und

eine

eine gemeinsame Bestimmung angewiesen wurde, mit denen er gleiche Anlagen, gleiche Freyheit und gleiche Rechte empfing, um sich mit ihnen gemeinschaftlich zu veredeln, an die dasselbe Gebot der Vernunft ergeht, die er schon mit in seinen Gedanken einschließt, wenn er Sittlichkeit denkt, die durch ihre Handlungen, wie er, auf die Sinnenwelt wirken, und durch die Folgen derselben auf seine Moralität bedeutenden Einfluß bekommen, und, in wie fern diese Folgen zu Natur gehören, ihn von dieser letztern noch abhängiger machen.

Von der Natur empfängt der Mensch die ersten Eindrücke, die ersten, und gewöhnlich auch die dauerhaftesten Richtungen seines Geistes, die er nie ganz verwischen kann, und die auch dann, wann er sich schon durch Freyheit von ihrer Herrschaft losgerissen und dem Gesetze der Sittlichkeit unterworfen hat, den Grund zu seinem individuellen Character, zu seinen physischen und moralischen Eigenthümlichkeiten legen. Ihr gehört seine körperliche und geistige Constitution, sein Temperament, die Mischung seiner Lebenskräfte und die daraus entspringende Beschaffenheit seiner Triebe und Neigungen an. Sie bildet seinen Verstand und seine Gefühle, weckt, entwickelt und leitet diejenigen Empfindungen und Begriffe, die zum Rechthandeln vorausgesetzt werden. Von ihr hängt das Maaß der Aufklärung oder des Aberglaubens und der Schwärmerey ab, die sich zu seinem guten oder bösen Willen gesellen, und dadurch für Sittlichkeit bedeutend werden. Sie führt ihm die Umstände entgegen, in denen er

seine

ſeine Güte erweiſen ſoll, und die ihr bald mehr, bald weniger günſtig ſind. Er kann und ſoll ſie auf die mannigfaltigſte Art benutzen, und zur Beförderung ſeiner ſittlichen Zwecke verwenden, der Erfolg ſeiner Bemühungen hängt größtentheils von ihr ab. Sie und die Menſchen können ſeinen äußern Wirkungskreis einſchränken oder erweitern, durch die heitere oder niedergedrückte Stimmung des Herzens, die ſie ihm einflößen, ſeinem Pflichteifer und ſeiner Pflichttreue eine andre Beſchaffenheit und Richtung geben.

Der Menſch ſoll, ſeiner Beſtimmung nach, nicht bloß etwas thun; er ſoll auch etwas werden, zum Beſitze höher und würdiger Güter, zur Selbſtſtändigkeit und Humanität ſeines Weſens, zur gänzlichen Unabhängigkeit von der Natur und ihren Einflüſſen auf ſeinen Willen, zum reinſten und vollendeten Genuſſe ſeines ſittlichen Wehrtes und dadurch auch zur höchſten Seligkeit gelangen. Und hier iſt er offenbar wiederum, von mehreren Seiten, abhängig von der Natur und den Menſchen um ihn her, die zwar nicht ſeinen innern Wehrt, aber doch die Anerkennung deſſelben und ſeinen äußern Beſitz verringern und herab ſetzen, ihn zwar nie in ſeinem Vorſatze recht zu thun, aber oft in der äußern Ausführung dieſes Vorſatzes, nie in der Achtung gegen das Geſetz, aber oft verhindern können, dieſer Achtung froh zu werden, und die Selbſtzufriedenheit des Tugendhaften zu empfinden. Sie können ihn zwar nicht zwingen, die Vernunft dem Sinnlichen zu unterwerfen, aber ſie können

es ihm doch erſchweren, durch jene über dieſes zu herrſchen.

Die Erreichung der menſchlichen Beſtimmung iſt alſo zum Theile mit in die Gewalt der Natur gegeben; ſie muß ihn begünſtigen und unterſtützen, wenn er ſich nicht bloß in der Geſinnung, ſondern in der That über ſie erheben ſoll. Daß ſie dieſes von ſelbſt thun werde, dürfte kaum zu erwarten ſeyn: denn die Geſetze ihres Laufes ſind von den Geſetzen der Sittlichkeit weſentlich verſchieden, und werden auch ſchon durch den eigenthümlichen Namen der Naturgeſetze in dieſer Verſchiedenheit dargeſtellt; es wird alſo dem Zufalle überlaſſen bleiben, ob die Erziehung und der Einfluß der Natur ſowohl den ſittlichen Bedürfniſſen der Menſchheit im Allgemeinen, als auch im Beſondern, den ſo äußerſt verſchiedenen Bedürfniſſen der Einzelnen angemeſſen ſeyn werden. Die Erfahrung lehrt uns an ihnen nirgends eine ſonderlich hervorſtechende ſittliche Beziehung kennen, und es wäre wirklich ein ganz eigener Zufall, der das Intereſſe beyder vereinigt und zur Beförderung eines gemeinſchaftlichen Zweckes in einander geſchlungen hätte.

Eine troſtloſe Entdeckung, die ſich wieder mit einem gänzlichen Verzweifeln des Menſchen an der Möglichkeit, ſeine Beſtimmung zu erreichen, endigen müßte, wenn ihn ein hoher Glaube an ſich ſelbſt nicht über ſie erhöbe.

Eben ſo wenig werden wir auch von den Menſchen erwarten dürfen, daß ſie immer unſer Intereſſe begünſtigen, unſre Freyheit nicht beeinträchtigen, unſre Rechte heilig halten, und unſre

ſittliche Wohlfahrt befördern, daß alle nach der Idee handeln werden, die die Vernunft als Regulativ für jede Maxime entwirft, und durch deren wirkliche Darſtellung der höchſte Zweck der Menſchheit allein herbey geführt wird, und die vernünftige Denkungsart Conſequenz, Grund und Boden erhält. Dies wird immer ihrer ſittlichen Beſchaffenheit, mithin ihrem freyen Willen, überlaſſen bleiben, und es iſt hiermit noch mißlicher beſtellt, wie mit den Wirkungen der Natur, die doch wenigſtens nicht abſichtlich unſerm Intereſſe entgegen arbeiten wird, welches bey Menſchen, die ſo vieles mit uns gemein haben, ſehr oft der Fall iſt.

Doch der Einfluß, den die Natur auf das Thun und die Beſtimmung des Menſchen äußert, mag ausſchlagen, wohin er will: er iſt einmal da, und darum ergeht von der Vernunft aus mit eben der Nothwendigkeit, womit ſie ihr Geſetz verkündigt, auch die Forderung, daß über ihr ein ewiger, unabänderlicher, weisheitsvoller, aber verborgener Plan walte, der alles zur Beförderung der Sittlichkeit unter den Vernünftigen leite, jedes Individuum befaſſe und zu ſeinem Ziele hinreiße: ein Plan, den unſer Auge nicht ſieht, den Beobachtung nicht wahrnimmt, den die Weisheit der Schulen nicht ahndet, über den die Speculation nicht belehrt, den aber das Herz aus innerm Bedürfniſſe freudig umfaßt, und mit ſtillem Glauben ehrt; weil es ohne ihn ſich ſelbſt nicht begreifen, ſeinen vernünftigſten und feurigſten Wunſch für Thorheit erklären müßte. Es muß, neben der natürlichen und über ihr, noch

eine moraliſche Ordnung in der Welt herrſchen, der alle Erſcheinungen und Begebenheiten der erſtern untergeordnet ſind, der alle ihre Geſetze willig ſich unterwerfen, ihre Befehle abzuwarten, und von ihr ihre Richtung zu empfangen. Die Natur muß ſich die Herbeyführung einer großen Reihe von Zwecken vorgeſetzt haben, deren letzter und höchſter die Würde vernünftiger Weſen iſt; eine Stimme aus dem Innerſten unſers Herzens fordert uns laut zu dieſem Glauben auf, der darum über jede Täuſchung und jeden Zweifel erhaben iſt. Wo der äußere Sinn nichts als Unordnung und Verwirrung, und höchſtens ein blindes Zuſammenſtimmen nach den Geſetzen einer ewigen, troſtlos auf ſich ſelbſt ruhenden Nothwendigkeit erblickt, da ehrt der innere Menſch, der moraliſche Glaube, verborgene und unerforſchliche Weisheit, die ſein Gewiſſen ihm offenbart. Um ſeiner Beſtimmung willen, die ihm über alles gewiß iſt, und doch ohne das ein ewig unauflösliches Räthſel bleiben würde, erkennt der Vernünftige in der Natur das Werk und die fortdauernde Wirkſamkeit des Sittengeſetzes, in ſeiner Unendlichkeit gedacht, das iſt, eines unbegreiflich heiligen, mächtigen und gütigen Weſens; er glaubt an einen allgegenwärtigen Regierer der Welt und menſchlicher Dinge.

---

Der Zuſammenhang und die Verkettung aller Begebenheiten des menſchlichen Lebens, in ſo fern ſie von der Natur abhängen und auf ſein Wohl- oder Uebelbefinden, beſonders aber auf ſeine Beſtimmung Einfluß haben, iſt das Schickſal des Menſchen. In dieſem Schickſale ſoll Ordnung herrſchen, es ſoll mit ſeinem ſittlichen Verhalten in der genaueſten und zweckmäßigſten Verbindung ſtehen, mit ſeinen menſchlichen Bedürfniſſen harmoniren und ſo beſchaffen ſeyn, wie er es ſich ſelbſt vor ſeinem Gewiſſen, als unpartheyiſcher Richter, zuerkennen und für ſeine Beſtimmung einrichten müßte, — daß er ſich, bey aller ſeiner Abhängigkeit von der Natur, doch als den Schöpfer deſſelben durch Freyheit betrachten könne. So iſt der Grundriß einer moraliſchen Weltordnung von der Vernunft vorgezeichnet und in das innere Heiligthum ſeines Herzens niedergelegt. Hiernach beurtheilt er jedes Ereigniß, das ihm begegnet, er glaubt, daß es ſo ſey, ob er es gleich nicht immer zu erkennen vermag: denn es liegt, ſeinem ganzen Umfange nach, außerhalb der Sphäre des Erkennbaren; und ſeine Ueberzeugung wird ein moraliſcher Glaube an Gottes Daſeyn, der, in Verbindung mit dem Glauben an Unſterblichkeit, Religion begründet.

Wir können das Schickſal des Menſchen in zwiefacher Rückſicht betrachten; einmal, in wie fern es in dem durch Vernunft für nothwendig erkannten, aber durch Natur zu bewirkenden Erfolg ſeiner ſittlichen Bemühungen, oder in demjenigen beſteht, was er zu werden hoffen darf,

wenn er thut, was er soll; und dann, in wie fern es in derjenigen Verkettung seiner Lebensereignisse enthalten ist, wodurch er erst zu jenem Ziele soll geführet werden, in den Naturbegebenheiten und Naturerscheinungen, die die Sittlichkeit befördern oder hindern. In beyder Rücksicht ist es Forderung der moralischen Vernunft, daß das Schicksal des Menschen mit Weisheit und Güte nach einem sittlichen Entwurfe eingerichtet sey, seinen Bedürfnissen und seiner Würdigkeit vollkommen entspreche.

Der Mensch ist zwar zunächst und vorzüglich zum Thun, aber durch dieses Thun auch zum Genießen bestimmt; auf beydes weisen seine Anlagen hin; beydes ist in den Begriff der vollendeten Menschheit niedergelegt. Einigkeit der Menschheit mit sich selbst in ihrer Verherrlichung ist das Ziel, worauf der Einzelne für das Ganze hinwirken, und wozu vom Ganzen auf den Einzelnen zurück gewirkt werden soll. Das moralische Gesetz ist freylich das Erste und Vornehmste, und kündigt sich in dieser Majestät durch das Gewissen an. Ihm ist zu seiner Vermenschlichung, zu seiner Annäherung an menschliche Natur und menschliche Bedürfnisse, das Gefühl der Ehre, des Mitleides, des Schönen, des Erhabenen, des Wahren und des Guten beygesellt, und der Mensch, als geistiges Wesen, dadurch an den Menschen, als Sinnenwesen, fest angeknüpft. Beydes ist in ihm unzertrennlich, beydes soll zu gleicher Vollkommenheit reifen.

Der

Der Trieb, glücklich zu seyn, gehöret der menschlichen Natur, weil sie eine menschliche ist, wahrhaft und wesentlich an. Ob er gleich dem Streben nach Sittlichkeit durch das Machtgebot der Vernunft immer untergeordnet bleibt: so folgt daraus doch nichts weiter, als daß der Vernünftige ihn da, wo er der Pflicht widerstreitet, dieser zwar zu unterwerfen gehalten sey, daß er ihn aber gleichwohl nie ganz aufopfern könne, ohne Ersatz dafür zu erwarten, sich für berechtigt zu halten. Denn selbst seine Moralität soll nicht die Moralität eines reinen Geistes, sondern eine menschliche seyn, die neben ihrer höhern Natur auch noch den Character unsrer Gattung, aber durch das Vernunftgesetz gebildet und geläutert, in seiner Eigenthümlichkeit darstellte. Wenn es auch unter der Würde des vernünftigen Wesens seyn sollte, die Befriedigung gröberer sinnlicher Begierden mit in seine Bestimmung aufzunehmen, und sie nicht vielmehr als etwas, das durchaus durch Moralität veredelt und ihr im Nothfalle ganz aufgeopfert werden müsse, anzusehen; wenn auch für den moralischen Menschen eine Glückseligkeit, die mit seiner sittlichen Natur in keiner Verbindung stehe, gar keinen Werth haben kann: so gehören doch manche Empfindungen und Wünsche so wesentlich zu seinem menschlichen Daseyn, daß ohne sie Moralität selbst, in sinnlichen Wesen, nicht denkbar seyn würde. Das Streben nach ungetheiltem Besitze seines Herzens und seiner unveräußerlichen Rechte nach Zufriedenheit mit seinem Zustande ist ihm so natürlich, daß er, wenn

die Pflicht seine Hingebung verlangte, es ihr zwar willig darbringen, aber sich eben dadurch auch zu der gewissen Hoffnung irgend eines Ersatzes berechtiget fühlen wird. Durch das Zusammenwirken der wesentlichen und innigst verbundenen Theile seiner menschlichen Natur bildet sich also der Mensch ein Ideal von Sittlichkeit und Seligkeit, die ihm in ihrer unzertrennlichen Verbindung als das letzte Ziel seiner Bestrebungen aufgegeben sind, und sein vollendetes höchstes Gut ausmachen. In diesem Bestreben ist er einig mit sich selbst; er darf keins von diesen beyden Stücken weglassen, wenn er diese Einigkeit nicht verlieren, mit seinem Kopfe oder Herzen zerfallen, und sich in eine endlose Reihe der unauflöslichsten Widersprüche verwickeln will. Sich einen frohen Lebensgenuß wünschen, und dasjenige hingeben, was jedes andere erst zu einem Gute erheben und den schrecklichen Mißbräuchen vorbeugen kann, denen es sonst ausgesetzt wäre; glücklich werden wollen, ohne vorher gut geworden zu seyn, oder das Erstere in einem höhern Maaße wollen, als man das Letztere geworden ist, oder gar seinem physischen Wohl die moralische Güte seines Herzens Preis geben, wäre Unverstand, hieße seine Würde verläugnen, seinen Adel in den Staub treten. Sittlichkeit zum alleinigen Zwecke der menschlichen Natur machen und eine heitere Lebensempfindung ganz davon ausschließen, wäre Trennung dessen, was in der Natur auf das innigste verbunden ist, und nur in dieser Verbindung Sinn und Bedeutung erhält. Der Mensch muß beydes, wenn

er

er mit sich selbst einig bleiben will, zugleich befördern, durch eine harmonische Anwendung seiner Kräfte seine ganze Bestimmung erreichen können. Sittlichkeit ist ewig sein erstes und heiligstes Gut, aber gleichwohl muß es sich denken lassen, muß um der Vernunft willen vorausgesetzt werden, daß die Natur ihm, neben jener oder durch sie, die Befriedigung seines feurigen Verlangens nach Glückseligkeit darbiete.

Selbst durch die moralischen Anlagen seines Herzens hat der Mensch die Weisung erhalten, zu einem gewissen geistigen Wohlseyn zu gelangen. Mit dem Gesetze der Vernunft und Freyheit in seiner Brust steht er in der todten Natur als ihr gebietender Herr, als ihr letzter und höchster Zweck, die deßwegen nur in so fern Werth hat, als sie ihn vom freyen Menschen empfängt, und sich seinen Zwecken unterwirft. Er hat Freyheit und Persönlichkeit, mit diesen die Anlage, durch sich selbst zu handeln und für sich selbst etwas zu seyn, worin das Wesen seiner Natur sich rein und unverfälscht ausdrückte, ohne durch fremden Einfluß entstellt zu werden: darin besteht seine Würde. Diese Würde in sich und in andern zu ehren, ist seine Pflicht; sich von der Natur und ihrer Herrschaft immer mehr loszuarbeiten, in seinem Denken, Empfinden und Thun von ihr immer unabhängiger zu werden, seine Bestimmung. Vollkommne Selbstständigkeit, ungestörter Besitz und Genuß seiner selbst, als eines moralischen Wesens, ist das Ziel, wornach er strebt, und in so fern er es nicht ganz durch Sittlichkeit erstreben kann, die Hoff-

nung, zu der ihn seine practische Vernunft
hebt, und die ihm bey jedem neuen Zuge, d
er in sein Herz hinein bildet, immer gewiss
beruhigender und aufmunternder wird. Se
Thun und sein Empfinden sind in seiner Nat
fest in einander verschlungen, sie sind Anla
zur Humanität; in beyden soll sich seine Wür
verherrlichen: keins kann er verwischen oder
Schatten stellen, ohne seiner Natur und B-stim
mung ungetreu zu werden. Es gehört mit
den Plan seiner Bildung, so wie er in seine
Herzen entworfen liegt, daß er in eben de
Maaße, als er sich selbst bildet, auch in jed
Hinsicht sich selbst genug sey, daß jeder Schrit
den er im Dienste der Sittlichkeit thut, ihn auc
der Selbstzufriedenheit näher bringe, daß jed
scheinbare Aufopferung eines Genusses diese
Genuß nur mehr in ihn selbst zurück dränge, un
ihn denselben da stärker, veredelter und seiner wür
diger wieder finden zu lassen. Er soll glückli
werden, nicht durch das, was die Natur fü
ihn thut, durch das, was sie nie ganz für ih
thun kann, dadurch, daß er sich von ihr losreißt,
nur er selbst ist, für sich selbst wahre Würd
besitzt und sie durch Rechthun in sich darstelle.
In wie weit er sich zu dem macht, was er seyn
soll, muß er etwas werden, was er zu seyn
wünscht, und wozu sein Herz ihm die Verhei
ßung gab. Zur Harmonie des Willens und der
Gefühle hat die Natur ihn bestimmt, und nur
bey ihr kann er, als dem letzten Ziele seiner ver
nünftigen Bemühungen, ausruhen.

Sehen

Sehen wir uns nun darnach um, ob es dem Menſchen auch möglich ſeyn werde, dieſe Beſtimmung in ihrem ganzen Umfange, ſo wie die Vernunft ſie ihm vorgezeichnet hat, zu erreichen: ſo entdecken ſich bald Schwierigkeiten, die unſre Ausſicht ſehr traurig und niederſchlagend machen. Gut zu ſeyn hängt freylich von dem Menſchen ſelbſt ab, und wenn auch nicht immer die Ausführung, doch wenigſtens der Entſchluß, der innere Werth ſeiner Geſinnung: er kann hier, was er will. Keine Macht der Natur iſt im Stande, ihn im Beſitze des Gutes zu ſtören, das er ſich durch eigene Kraft errungen hat, und nur mit freyem Vorſatze wieder aufzugeben vermag. Aber daß er dieſes Gutes auch froh werde, daß ihm ſittlich wohl ſey und er diejenige Zufriedenheit erlange, deren ihn ſeine moraliſche Anlage, und noch mehr die wirkliche Güte ſeines Herzens fähig macht, dies hängt nicht ganz von ihm, ſondern vielmehr größtentheils von der Natur außer ihm, und von den Menſchen um ihn her, ab. So vernunftmäßig und feurig auch ſeine Wünſche ſeyn mögen: ſo iſt hier doch die Gewalt, die ſich ihm entgegen ſetzt, unwiderſtehlich; ſo ſieht er ſich doch oft wieder in ſeinem Frieden geſtört, wenn er ihn eben erreicht zu haben glaubte. So mannigfaltig die Bande ſind, die ihn mit der Sinnenwelt und Weſen ſeiner Art verknüpfen: ſo mannigfaltig ſind auch die Wege, auf denen ſie auf ihn wirken, ſein Glück befördern oder aufhalten, und ihm nur zu oft dasjenige rauben, worauf er durch ſein Herz die gerechteſten Anſprüche hatte. Seine Freyheit fühlt

ſich

ſich hier beſchränkt; je weiter er um ſich her blickt, deſto mehr demüthigende Bemerkungen drängen ſich ihm entgegen. Von jedem Verſuche, ſich glücklich zu machen, kehrt er gewöhnlich, durch fehlgeſchlagene oder nur halb gelungene Unternehmungen gebeugt und muthlos gemacht, wieder zurück. Er kann die Natur in ihren geheimſten Gängen belauſchen, er kann durch Schaden gewitzigt, durch Beobachtung belehrt, durch Erfahrung weiſer gemacht, ſich endlich in den Stand ſetzen, ihren verderblichen Einfluß auf ſeine Ruhe ſelbſt mit zu leiten und zu verbeſſern, ihre traurigen Wirkungen zu ſchwächen und ſie für ſeine Wohlfahrt weniger ſchädlich zu machen; aber ihren Lauf kann er nicht aufhalten, ihre ewigen Geſetze nicht faſſen und beherrſchen. All' ſeine Kenntniß und Klugheit wird doch oft an ihren geheimen Machinationen, an ihrer überlegenen Stärke ſcheitern. So lange er auch ihren Strom hemmen mag: endlich wird er doch durchbrechen, das ganze Gebäude ſeiner geprieſenen Glückſeligkeit zerſtören, und ihn vielleicht ſelbſt unter den Trümmern deſſelben begraben. Er kann ſein Herz gegen die Unglücksfälle waffnen, mit denen ſie ihn bedroht, er kann ſich gewöhnen, manches, was ſie ihm wohl rauben könnte, nicht mit zu den Erforderniſſen ſeiner Zufriedenheit zu rechnen, an manchem geliebten Gegenſtande die dunklere Seite hervor heben, um ihn weniger wünſchenswehrt zu finden, und durch ſeinen Verluſt nicht zu ſtark erſchüttert zu werden. Aber werden ſich ihm nicht oft unwillkührlich die Lichtſeiten davon darſtellen, und durch den Contraſt

ſeinen

ſeinen Wunſch noch mehr beleben, noch feuriger, noch beunruhigender machen? — Wird ſie ihm nicht manches nehmen, oft in den Augenblicken des ſüßeſten Genuſſes aus den Armen reißen, was zu ſehr in ſein moraliſches Leben, Wirken und Empfinden verſchlungen iſt, als daß er je aufhören könnte, es für Bedingung ſeines Wohlſeyns und ſeiner Selbſtſtändigkeit zu halten? Er kann ſich, durch Beruhigungsgründe oder philoſophiſche Gleichmüthigkeit, bis zu einer gewiſſen freudigen Reſignation erheben; aber iſt das alles, wornach er dürſtet? — die Glückſeligkeit ganz, die er wünſcht? — Wird er ſich nicht oft aus dieſer Gleichmüthigkeit heraus geriſſen, durch die grauſame Gewalt des Schickſales, alle Stärke vernünftiger Beruhigungsgründe vernichtet ſehen? — Und welches iſt der Zeitpunct, in dem der Menſch zu derjenigen Weisheit hinan gereift wäre, durch die er dieſes alles vermöchte? — Durch wie manche Plage muß er ſich erſt hindurch gekämpft haben, ehe er ſo viele Erfahrungen ſammelte, und gar keine neuen von ſchmerzlicher Art mehr zu ſammeln braucht, um ſich in ſeinem Glücke zu erhalten? — Gewöhnlich hat der Kampf, in dem er jene Belehrungen erbeutete, ſeinen Geiſt ſchon zerdrückt, ehe er noch im Stande war, ſie zu benutzen; gewöhnlich iſt der erſte Augenblick ſeiner Weisheit eben derſelbe, wo das Schauſpiel ſeines Lebens ausgeſpielt iſt, und der Vorhang niederrauſcht.

Traurige Hoffnung für den Menſchen, dieſen Theil ſeiner Beſtimmung zu erreichen, wenn

er ihm auch übrigens alle seine Kräfte und Bestrebungen widmen könnte, die aber außerdem schon seine Pflicht, die doch immer die erste und wichtigste Sorge des Menschen bleibt, wo nicht ausschließend, doch größtentheils in Anspruch genommen hat!

Alle Schwierigkeiten, die in dieser Rücksicht unsre Aussichten verdunkeln, würden indeß bald verschwinden, wenn es sich denken ließe, daß das Lebensglück des Menschen ganz von seinen sittlichen Bemühungen abhinge, mit diesen eine zusammenhangende, harmonische Richtung unsrer Kräfte ausmachte, und eine nothwendige Folge unsrer moralischen Denkungsart wäre, nach einem ewigen Gesetze der Natur mit ihr gepaart ginge, und wir also durch Moralität, als unser höheres Wesen, das erreichten, was dem Vermögen des niedern unmöglich bliebe. Aber auch dazu ist, so weit wir die Welt und ihr Verhältniß zum Menschen kennen, wenig oder gar keine Hoffnung vorhanden. Erfahrung und Speculation zeigen uns nirgends eine Spur von einer besondern Einrichtung der Natur, die auf Einstimmung der Güte und des Wohlseyns vernünftiger Wesen berechnet wäre, vermöge welcher jede gute That in ihren Folgen sich selbst ganz belohnte, und ihm so vielen Frieden gäbe, als er durch den innern Werth seines Herzens verdiente. Jene belehren uns vielmehr, daß die Natur eine ganz andre, für sich bestehende, und von der Sittlichkeit wesentlich verschiedene Gesetzgebung habe, der sie blindlings folgt, ohne auf die Ansprüche des Menschen Rücksicht zu nehmen. Dort ist

Noth-

Nothwendigkeit, hier Freyheit; jene geht mechanisch den ihr vorgezeichneten Gang, ohne sich von den veränderlichen Maximen dieser im mindesten stören oder verwirren zu lassen. Die Austheilung ihrer Güter erfolgt nach ihren eigenen Gesetzen, ohne daß es auch nur den Schein hätte, als ob sie den Menschen in sittlicher Hinsicht begünstigen wolle; oft scheint sie es vielmehr auf seinen Druck und seine Beängstigung angelegt zu haben, und sich gerade am wenigsten nach der Würdigkeit, die er sich durch Rechtthun erworben haben möchte, zu richten. Wir brauchen sie freylich nur flüchtig anzusehen, um von einer weisen Einrichtung ihrer Producte und Begebenheiten überzeugt, durch ihre Ordnung und Zweckmäßigkeit gerührt zu werden; aber durch bloße Speculation und Beobachtung ihres Laufes, die Harmonie der Tugend und Glückseligkeit vernünftiger Wesen als ihren letzten Zweck erkennen und vertheidigen zu können, möchte schwer halten. Eben die Ordnung und Regelmäßigkeit ihrer Erscheinungen scheint dagegen zu sprechen, indem diese, wo nicht ganz, wegfallen, doch vieles einbüßen müßte, wenn sie von den so äußerst wandelbaren Denkungsarten, Empfindungsweisen, Gesinnungen und Handlungen der Menschen abhinge. Natur und Sittlichkeit könnten nur durch das größte Wunder des Zufalles, oder durch die Hand eines weisen und allmächtigen Regierers der Welt zum harmonischen Zusammenwirken verbunden seyn.

Ueber das richtige oder fehlerhafte Verhältniß zwischen den Schicksalen und dem Wohlverhalten

halten des Menschen, zwischen dem, was er thut, und dem, was er genießt, kann uns die Erfahrung eigentlich gar nicht belehren; indem nur ein höheres Wesen im Stande seyn würde, seinen eigenthümlichen Wehrt und den ihm deßwegen zukommenden Grad der Glückseligkeit zu bestimmen. Wäre dieses dem Menschen möglich, so müßte es ihm am ersten mit sich selbst gelingen; aber die Natur der Sache lehrt es schon, daß er eher alles andre wissen, als über die Güte seines Characters zuverläßig urtheilen könne. Nicht einmal zu gedenken, wie leicht Partheylichkeit, Temperamentsstimmung, Vorurtheile, Laune und Eigenheiten der Empfindungsweise ihn zur Einseitigkeit im Beobachten verleiten: so müßte er nicht allein hierbey sein ganzes Verhalten, in bedenklichen und unbedenklichen, in wichtigen und weniger bedeutenden Fällen, in Anschlag bringen; er müßte jeden aufsteigenden Wunsch, jede sich noch leise regende Empfindung, und die Art, wie sein Herz sie aufnimmt, belauschen; — denn gerade hierin liegen oft die wichtigsten Momente zur richtigen Characterschätzung; er müßte sich auch über seine Absichten, den Antheil, den vielleicht natürliche Weichherzigkeit, leichte Reizbarkeit des Gefühles, Phantasie, Ehrsucht, Eigennutz und oft auch Eigensinn daran hatten, jedesmal zur strengsten Rechenschaft fordern, und ihn sorgfältig von dem unterscheiden, was Achtung gegen das Gesetz und innige Wehrtschätzung seiner Pflicht hierbey thaten. Und wie fein sind nicht oft die Triebfedern unsrer Handlungen nüancirt, wie mannigfaltig in einander ver-

verſchlungen, wie leiſe die Uebergänge, wie ſtätig das Zuſammenfließen des einen in das andre, wie zart die Fäden, die ſie mit einander verknüpfen, ſo daß ſie oft bis zur Täuſchung bey all' ihrer Verſchiedenartigkeit doch ein reines unvermiſchtes Ganze zu ſeyn ſcheinen, und uns da eine lautere Quelle unſrer Handlungen zeigen, wo ſie doch höchſt trübe war?

Wenn es uns aber ſchon nicht möglich iſt, zu einer vollkommen richtigen Würdigung unſers eigenen Characters und ſeines Wehrtes zu gelangen: wie viel weniger werden wir dieſes bey andern vermögen! Auch hier machen uns ſchwaches Wohlwollen, Freundſchaft, Liebe, Neid und Eigennutz ſo oft partheyiſch und einſeitig, wir haben ſo wenig Gelegenheit, ſie und ihre Handlungen zu beobachten, wir treffen ſie ſo oft bey äußerſt verſchiedenen, und nur dann in ihrem Zuſammenhang begreiflichen Maximen an, wenn uns das ganze Syſtem ihrer Grundſätze und Handlungsweiſen bekannt wäre. Wie wenig wiſſen wir von dem Guten, und wie noch weniger von dem Böſen, das ſie thun! Wie unzuverläßig iſt der Schluß von den Handlungen auf die Abſicht, aus der ſie floſſen, von dem Aeußern auf das Innere, von dem Scheine auf das Herz! Wie viele Triebfedern können dazu mitgewirkt haben, die wir nicht einmal ahnden! Nie werden wir alſo im Stande ſeyn, mit Gewißheit zu beſtimmen, was ein Menſch wehrt ſey, und ob das Maaß der Glückſeligkeit, das er, der Erfahrung zu Folge, genießt, ſich für ſein ſittliches Verhalten eigene, ob er ſein Schickſal

ſal verdiene oder nicht! Denn auch die Schickſale der Menſchen ſind uns in ihrem ganzen Umfange zu wenig bekannt, werden zu verſchieden geſchätzt, es komme dabey zu viel auf die Stimmung und Empfindungsweiſe des Einzelnen an, als daß wir wiſſen könnten, wie glücklich oder wie unglücklich er ſich ſchätze.

Indeß iſt doch bey vielen die Güte oder Verderbtheit des Herzens, Verdienſt oder Schuld einleuchtend genug, um zwiſchen ihnen und ihrem günſtigen oder ungünſtigen Schickſale einen richtigen Zuſammenhang zu vermiſſen. Die Erfahrung wird uns daher eher ein Mißverhältniß zwiſchen dem, was der Menſch genießt und was er wehrt iſt, als vollkommne Einſtimmung offenbaren. Es gibt Menſchen, deren ſittliche Güte aus Reden, Handlungen und Mienen ſo unverkennbar hervorleuchtet, daß auch das Laſter in ruhigen Augenblicken ihnen nie ganz ſeine Hochachtung verſagen kann. Gleichwohl ſcheint es ihr Schickſal darauf angelegt zu haben, ſie auf das ſchrecklichſte zu mißhandeln, alle ihre Wünſche zu zerſtören, ohne ihnen auch nur einen geringen Erſatz für dasjenige anzubieten, was ſie erduldeten und aufopferten, um gut zu ſeyn. Eben ſo gibt es Menſchen, deren Handlungen ſo ganz das Gepräge der verworfenſten Geſinnungen tragen, aus denen ſie hervor gingen, daß auch das gelindeſte Urtheil ihnen wenigſtens alles Verdienſt abſprechen muß. Und dennoch ſind ſie die Lieblinge des Glückes, von ihm auf alle nur erdenkliche Weiſe geehrt und begünſtigt; es überſtrömt ſie mit der Fülle ſeiner Segnungen,

und

und auch der kleinste Wunsch, der sich in ihnen regt, ist nicht verloren. Wie oft empört uns der Anblick der gekränkten, zurückgesetzten, gedemüthigten, geschändeten und tief niedergedrückten Tugend, des geachteten, hervorgezogenen, hocherhabenen und überall glücklichen Lasters! Wie oft sieht das letztere seine nichtswürdigen Unternehmungen mit inniger Freude gelingen! Wie oft erndtet es den Beyfall der Welt, wo es Schande hätte treffen sollen! Wie oft werden seine niederträchtigsten Handlungen beschönigt, in ein vortheilhafteres Licht gestellt oder wohl gar gepriesen und bewundert; während die letztere ihre wohlgemeyntesten, edelsten und reinsten Absichten mit tiefer Betrübniß mißlingen, ihre schönsten Hoffnungen fehl schlagen, sich selbst verachtet, gelästert und den härtesten Urtheilen Preis gegeben, ihre besten Handlungen mit Undank belohnt sieht! Und was könnte für ein edles Herz drückender seyn, als Gutes wollen und nicht können; überall durch mächtige Hinderniss in seinen schönen Bemühungen zurückgedrängt zu werden, und den höhnenden Triumph des feigen Lasters erdulden zu müssen! Die Erfahrung lehrt uns keine Harmonie zwischen Sittlichkeit und Wohlseyn; was sie uns lehrt, ist traurig es, demüthigendes Mißverhältniß. Sie befriedigt nicht den dringendsten Wunsch unsers Herzens, der mehr als Wunsch — der unnachlaßliche Anforderung unsrer ewigen Bestimmung ist.

Noch mehr: Sittlichkeit, weit entfernt, das Interesse des Menschen in dieser Hinsicht zu be-

günſtigen, und ihm den Genuß deſſen zu gewähren, worauf er durch ſie ſelbſt Anſprüche hat, erlaubt ihm nicht einmal ganz, nach dem Lebensglücke zu ſtreben, das er ſonſt noch wohl bey allem Zwange, den die Natur ihm anthut, bey allen Hinderniſſen, die ſie ihm in den Weg legt, durch Kunſt und Geſchicklichkeit erreicht haben möchte. Sie hat nicht allein ſchon alle Kräfte in Anſpruch genommen, die er dieſem Beſtreben widmen könnte, ſo daß er ſich ſchon deßwegen mit dem begnügen muß, was ſie ihm zuführt; ſie gebiethet ihm auch, manchen Wunſch zu verläugnen, den er ſo gern befriedigt ſähe, in deſſen künftiger Befriedigung er ſich ſchon voraus ſo glücklich fühlte; ſie fordert ihn auf, Güter hinzugeben, die auf das innigſte in ſeine Zufriedenheit verwebt ſind; ſie verlangt von ihm willige Reſignation auf alles, was er nicht behalten kann, ohne ſeiner Pflicht treulos zu werden, wenn es ihm auch übrigens noch ſo theuer wäre. Sie führt ihn in Umſtände, wo er ſeinen angenehmſten Verbindungen entſagen, die feſteſten und beglückendſten Bande zerreißen, die ſüßeſten Empfindungen unterdrücken, die geliebteſten Gegenſtände auf immer vergeſſen, ſein heißeſtes Verlangen, ſeine Bequemlichkeit, ſeine Ruhe, und ſelbſt die Bedingung alles Genuſſes dieſſeits des Grabes — ſein Leben aufopfern muß, wenn er nicht den Beyfall ſeines Herzens verlieren, ſich mit drückender Schuld belaſten, ſich ſelbſt widerſprechen und ſeine ganze Würde hingeben will. Wem es um das Rechtthun je ein wahrer Ernſt geweſen iſt, der muß es auch erfahren haben,

wie oft Wunsch und Pflicht, das Verlangen der Sinnlichkeit und das Gebot der Vernunft, der Trieb, glücklich zu seyn, und die Nothwendigkeit, edel und gut zu handeln, mit einander ins Gedränge kamen, fürchterlich mit einander kämpften um die Herrschaft über sein Herz, wie oft er das Erstere, nicht ohne bittern Schmerz, dem letztern aufopfern mußte.

Und was wird dem Menschen für diese Aufopferung? — Es ist wahr, unermüdete Pflichttreue gibt ihm eine Erhebung des Geistes, einen so unermeßlich hohen Wehrt, der den glänzendsten und ausgesuchtesten Genuß, den die Natur ihm anbieten könnte, weit überstrahlt, eine Achtung gegen sich selbst und einen edeln Stolz auf seine sittliche Größe, die durch nichts verdunkelt, durch kein Entbehren und kein Unglück ihm je entrissen werden können, und die um so viel größer sind, je mehr es ihm kostete, gut zu seyn. Je mehr er sich durch Hindernissen hindurch kämpfen, geliebte Wünsche verläugnen, große Aufopferungen darbringen mußte: desto mehr findet er in sich selbst, desto mehr wird er sich der Stärke seiner freyen Natur bewußt; desto mehr lernt er, auf seiner eigenen Kraft ruhend, allen Stürmen des Schicksales Trotz bieten; desto mehr entwickelt sich in ihm jene stille, geräuschlose, und darum genußvolle Selbstzufriedenheit, die allein das Eigenthum, aber das köstlichste, edelste Eigenthum, des sittlich guten Menschen ist. Er gelangt allmählig zu dem Gefühl jener seligen Unabhängigkeit von der Natur und ihren Ereignissen, wo sein Schicksal nicht

mehr in ihrer Gewalt ſteht, wo er ihren Mißhandlungen nicht mehr Preis gegeben iſt, ſondern in der Güte ſeines Herzens ſeiner ſelbſt froh wird, und ſich das Uebrige ſo zu tragen und zu behandlen gewöhnt, daß auch aus dem Traurigen und Widrigen reicher Gewinn für ſein Lebensglück hervorgehe. Und dann iſt auch ſittliche Selbſtgenügſamkeit, die aus dem Bewußtſeyn des Rechtwollens und Rechthandelns entſpringt, eine Glückſeligkeit, die des vernünftigen Menſchen am meiſten würdig iſt, worauf ihn ſeine ſittliche Natur am nachdrücklichſten hinweiſet.

Indeß lehret doch bey dieſem allem eine geringe Aufmerkſamkeit auf den Lauf der Welt und ihre Begebenheiten, daß auch dieſe Art von Wohlſeyn nicht immer in der Gewalt des Menſchen ſtehe, und mit ſeinem ſittlichen Wehrte gleichen Schritt halte; daß ſie im Gegentheil wieder in ſehr vielen Stücken vom Schickſale, von der Natur und dem guten oder böſen Willen andrer Menſchen, von ihrer Kurzſichtigkeit und von ihren gutmüthigen Thorheiten abhänge. Der Beſte iſt hier oft am unzufriedenſten mit ſich ſelbſt; er fühlt die Heiligkeit des Geſetzes und die Größe ſeiner Forderungen weit ſtärker und lebhafter als derjenige, dem ſeine moraliſche Beſtimmung weniger am Herzen liegt. Seine Fehler und Schwachheiten kränken ihn um ſo viel empfindlicher, je feſter ſein Vorſatz war, und je mehr er es für ſeine Ehre hielt, gut zu ſeyn, je mehr er von dem hohen Wehrte einer ſittlichen Denkungsart ſich durchdrungen fühlte. Sein

moraliſches Gefühl iſt reizbarer, ſein Gewiſſen zarter und enger; das Bewußtſeyn eines geringen Vergehens wird ihm mehr an ſeiner Ruhe koſten, als einem andern, den ſein Leichtſinn weniger empfänglich für Gefühle dieſer Art machte. Er wird ſich oft über eine Handlung anklagen, wobey andre mit zufriedener Billigung verweilen; vielleicht gar, je weiter er fortgeht in ſeiner ſittlichen Veredelung, auch um ſo viel mehr Urſache finden, über ſich ſelbſt mißvergnügt zu ſeyn, und an einem heitern Genuſſe ſeines geiſtigen Lebens einbüßen. Und wie viel kömmt nicht bey unſrer moraliſchen Zufriedenheit auf die Lebhaftigkeit oder Schwäche des Temperamentes, die hervorſtechende natürliche Empfindungsweiſe der Seele, die größere Reizbarkeit für Eindrücke einer gewiſſen Art, und die herrſchende Stimmung an, die der Geiſt in frühern Jahren empfing! Wie oft wird dadurch unſre Gewiſſensruhe der Abhängigkeit von unſerm moraliſchen Wehrte entriſſen und einer fremden Gewalt unterworfen! — Wie oft beurtheilen wir uns ſelbſt unrecht, täuſchen uns über die Natur unſrer Abſichten, von denen doch alles abhängt! und wie vielen Einfluß haben dieſe falſchen Urtheile nicht wieder auf unſre Gefühle und Freuden!

Und überdem, wenn auch ein thieriſcher Genuß des moraliſchen Menſchen ganz unwürdig wäre; wenn auch der Beſitz oder Verluſt ſinnlicher Güter derjenigen Glückſeligkeit nichts verſchlüge, zu der ihn die Erkenntniß und Schätzung der vernünftigen Natur einladet; wenn er vielmehr aufgefordert iſt, ſich davon immer mehr los-

loszureißen, und selbst in dem, was er genießt, über die Herrschaft der Natur und des Schicksales zu erheben: so werden doch, durch eben dasselbe Gebot der Pflicht, das ihn hierzu auffordert, auch diejenigen Wünsche und Empfindungen in Schutz genommen, die seiner Moralität den Character der Humanität aufdrücken, und sie von der überspannten und unnatürlichen Denkungsart schwärmerischer Weltüberwinder unterscheiden. Es befiehlt ihm sogar, sie auszubilden, zu erhöhen und zu veredeln, und gibt ihm damit die Verheißung, nach Maaßgabe seines sittlichen Gehaltes, auch zu jener wahrhaft menschlichen Glückseligkeit zu gelangen, die zwar jetzt in den meisten Stücken von seinem Schicksale abhängt, aber doch nicht nothwendig, — daß es gar nicht anders seyn könnte. Wer möchte z. B. die Empfindungen der Freundschaft und Liebe von der menschlichen Glückseligkeit ausschließen! — Wer möchte auf ihre Ausrottung oder Verläugnung gern mit vermessenem Trotze sein Lebensglück aufbauen, so lange er seine Menschlichkeit noch nicht abgelegt hat, oder in träumendem Wahne zu einem Ziele hinan strebt, das für ihn nicht erreichbar ist! — Wer möchte es läugnen, daß diese Empfindungen mit dem moralischen Gefühle, so wie es in der menschlichen Natur sich offenbart, auf das genaueste zusammenhängen, und oft nichts weiter als eine neue Modification, eine hellere und vermenschlichte Ansicht davon, eine sanftere und innigere Mischung von Vernunft und Sinnlichkeit sind! Und gleichwohl ist ihre Befriedigung nicht immer unausbleibliche Folge

unsrer

unſerer ſittlichen Bemühungen und der edlern Bildung, die wir ihnen zu geben wußten. Wie oft bleiben unſre feurigſten Empfindungen unerwiedert! — Wie oft ſucht unſer dringendſtes Bedürfniß vergebens einen Gegenſtand ſeines nähern Anſchließens, wie oft unſer nach Mittheilung dürſtendes Herz vergebens ein anderes, das es ganz verſtehe, mit ihm in gleichem Schwunge ſich erhebe, und gleich ruhig dahin fließe, in das es ſeine heiligſte Geheimniſſe niederlegen könnte! Wie oft ſtößt unſer ſanftes und heitres Gefühl auf rauhe Härten, ohne ihnen ausweichen zu können! — Wie ſelten iſt es der Fall, daß unſre Empfindungen nur einen Theil des Genuſſes finden, den wir ſo ſehnlich wünſchten, wie oft legen uns nicht vielmehr die Verbindungen, in denen wir alles zu erlangen hoften, den empfindlichſten Zwang an! Wie oft ſehen wir, wenn uns einmal zufällig der große Wurf gelungen war, unſer Lebensglück an unerwarteten Umſtänden ſcheitern; ohne daß der Wehrt unſres Herzens das Geringſte zu ſeiner Rettung thun könnte! Wie oft findet unſre Ruhe bey denen ihr Grab, von denen wir glaubten, daß ſie uns dieſelbe vermehrt und verſchönert wiedergeben würden! Nicht ſelten fordert auch hier die Pflicht gewaltſame Aufopferungen.

Es bleibt alſo ausgemacht, die Erfahrung zeigt uns keine Möglichkeit, unſre Beſtimmung, ſo wie wir ſie vorhin erkannten, ganz zu erreichen. Tugend und Glückſeligkeit können kein getheiltes Beſtreben des Menſchen ausmachen, ſo daß er beyden ſeine Kräfte widmete; denn dieſe ſind

sind alle dem Dienste der Sittlichkeit geheiligt. Sie sind auch nicht so verbunden, daß die eine durch die andre mit herbey geführt würde: denn eines Theils kommen sie oft in eine solche Collision, wo sie ganz unvereinbar sind, so daß das Bestreben, glücklich zu werden, wenn er sich ihm ganz hingeben wollte, ihn nothwendig zu grossen Uebertretungen des Pflichtgesetzes verleiten müßte; andern Theils hängt auch das Glück des Menschen nicht immer von seinem sittlichen Verhalten, sondern dabey noch von sehr vielen Umständen ab, die sich schwerlich von selbst zur Harmonie mit der vernünftigen Natur fügen werden. Es ist einer andern Gesetzgebung unterworfen, an der uns Erfahrung und Speculation nirgends die Endpuncte zeigen, wo es mit dem Zwecke der Vernunft zusammenhinge, worin es ihn auch nur berührte. Sie geben uns also keine befriedigende, sondern vielmehr äußerst beunruhigende Aufschlüsse über unsre ganze Bestimmung; was sie uns offenbaren können, das sind die traurigsten Mißverhältnisse, gänzlicher Mangel der Angemessenheit der Natur zu dem Plane, den die Vernunft ihr vorzeichnet.

Aber nichts desto weniger ist dieser Plan so tief in unser Innerstes niedergelegt, so ganz die reine Sprache des gesunden Verstandes, wie der ausgebildetesten Weisheit, daß wir ihn unmöglich aufgeben können, daß wir ihn auch da festhalten müssen, wo wir noch so viele Widersprüche und Abweichungen davon entdecken, auch da noch eine verborgene Angemessenheit verlangen

und

und glauben. Es ist nicht bloß ein süßer Wunsch, den unser Herz mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit hegt, und den man ihm lassen muß, weil es sich darin so glücklich träumt, bis es sich endlich selbst betrogen sieht. Es ist Vorschrift der Vernunft, durch die Heiligkeit der Pflicht verbürgt; es ist unbedingte, unabweichliche Anforderung unsrer höhern Natur, die auf eben demselben Prinzip ruht, worauf der Glaube an uns selbst gegründet ist: es soll Harmonie seyn in der Welt zwischen Tugend und Glückseligkeit. Sittlichkeit ist der höchste und ehrenvollste Gedanke des Menschen, ihr muß alles aufgeopfert werden, was gegen sie streitet, und wenn es auch das ganze Glück unsers Lebens wäre. Aber das letztere ist durch die erstere als Menschenbestimmung zugleich mit aufgestellt, und muß durch sie erlangt werden können. Moralische Güte schließt in sich die Würdigkeit, glücklich zu seyn; die Vernunft erklärt dieses mit eben dem entscheidenden Ansehen, womit sie jene selbst gebietet, und wenn wir sie auch nie dieses Ziel erreichen sähen. Es soll Ordnung im Weltall seyn, wozu der Grundriß von dem Gesetze der Pflicht, das mit ehrwürdiger Majestät in unsrer Brust befiehlt, entworfen ist; und wenn auch jeder Blick um und her uns nichts als Verwirrung und Unordnung zeigte. Ist dieses nicht, dann bin ich mir selbst, mit allen meinen großen Anlagen, ein ewiger Widerspruch, ein unauflösliches Räthsel.

So gewiß ich also meine Pflicht für wirklich halte, so gewiß ich an meine Bestimmung,

d. h. an meine Persönlichkeit und Würde glaube, woran zu glauben ich nie aufhören darf: so gewiß muß ich auch an die Möglichkeit dieser Bestimmung, an die endliche Harmonie zwischen Sittlichkeit und Wohlseyn, die Vollendung meiner würdigsten Bestrebungen, die Vereinigung der beyden Bestandtheile meines geistigen Daseyns, an eine höhere, sittliche Ordnung der Dinge glauben, die von einer mächtigen, weisen, heiligen und gütigen Gottheit geleitet, über der sichtbaren unsichtbar schwebt. Ich bin verpflichtet zu glauben um des Gesetzes willen, daß die Reihe der Welterscheinungen von einer ewigen und unerforschlichen Weisheit zur Beförderung sittlicher Zwecke geordnet sey, und daß es mir nur darum an Beweisen aus der Erfahrung hiefür mangele, daß diese nur darum oft zu widersprechen scheine, weil ich zu kurzsichtig bin, ihre Begebenheiten zu verstehen und zu deuten, ihren ganzen Zusammenhang zu verfolgen, ihren hohen, in dunkle Hieroglyphen gehüllten, Sinn zu fassen und zu begreifen, oder weil das verwickelte Schauspiel menschlicher Handlungen und Schicksale noch nicht ausgespielt, weil der Zeitpunct noch nicht heran gerückt ist, wo der Knoten sich auflösen, das Räthselhafte sich enträthseln, und das Ganze in seiner Harmonie sich darstellen kann. Hier ist es, wo der Glaube an Gott und Unsterblichkeit sich friedlich umarmen, und dem sittlichen Gefühle in ihrer höchsten Würde und in ihrer lieblichsten Klarheit darstellen. Ich bin überzeugt, weil ich von meiner Menschenwürde überzeugt bin, daß das Sittengesetz

da,

da, wo es mir meine Bemühungen für mein Wohl erschwert, oder ihnen unwiderstehliche Hindernisse in den Weg legt, oder wo die Gewalt der Natur sie vergeblich macht, in einem höchsten Wesen, von dem es selbst nur ein Ausfluß ist, das es in meinem Herzen repräsentirt, diese Sorgfalt für mein Wohl wieder übernommen habe, und sie in dem Maaße sich angelegen seyn lassen werde, als ich selbst dessen mich würdig mache, selbst mich seinem Befehle und seiner Leitung hingebe. Voll Vertrauen auf seine Allgenugsamkeit opfere ich ihm alles freudig auf, was es von mir fordern könnte. Ich glaube an einen heiligen Executor des Gesetzes, an einen Vergelter des Guten und Bösen in diesem und einem zukünftigen Leben. Was hier dem Lohne der Tugend und der Bestrafung des Lasters entsteht, wird da, wo der Vorhang vor der gegenwärtigen Periode niedersinkt, vollkommen ausgeglichen werden. Ich glaube an einen Gott, der sich in seiner unaussprechlichen Größe, in seiner sittlichen Majestät meinem Herzen offenbart. Er ist der ewige und unendliche Regierer der Welt und menschlicher Schicksale.

---

Man kann die Bestimmung und die Schicksale des Menschen noch an einem andern Ende auffassen, um dadurch zum Glauben an eine moralische Weltordnung und an einen moralischen Weltregierer geleitet zu werden, um das Bedürf-

niß

niß dieſes Glaubens, für die Erreichbarkeit d
Vernunftzweckes, zu empfinden; wenn wir nä
lich auf den Einfluß ſehen, den die Natur u
die natürlichen Schickſale auf das ſittliche V
halten des Menſchen und ſeine Veredelung
weiſen, und die Anforderungen erwägen,
die Vernunft in dieſer Rückſicht an ihre Einri
tung thut, wenn er das werden ſoll, was er
werden beſtimmt iſt. Denn ſie ſind nicht b
für das wichtig, was der Menſch genießt o
zu genießen hoffen darf, ſondern auch für d
was er an der Bildung ſeines Geiſtes und H
zens thun kann und ſoll.

Der Menſch hat eine innere und ä
ßere Freyheit. Die erſtere iſt das Vermög
unabhängig von ſeinen Neigungen und allen
thigenden Beweggründen, einen Entſchluß
faſſen, ſich ſelbſt für gewiſſe Grundſätze
Maximen, durch bloßen Willen, zu beſtimm
durch die andre führen wir den Entſchluß wirk
aus, ſtellen jene Grundſätze und Maximen h
delnd in der Sinnenwelt dar. Die innere F
heit des Menſchen iſt unumſchränkt; er kann h
was er will. Sein ſittlicher Wehrt iſt ganz
ſeine Hände gegeben; es ſteht in ſeiner M
gut zu ſeyn, und, bey allen Aufforderungen
Verſuchungen zur Treuloſigkeit gegen ſeine Pfl
auszuharren. Nicht ſo die äußere; das Ver
gen, dasjenige, was wir wollen, wozu wir
entſchloſſen haben, zu thun, iſt mannigfaltig
ſchränkt durch Lage, Umſtände und ſelbſt d
das organiſche Werkzeug des Geiſtes, den K
per. Wir können in dieſer Rückſicht nicht a

was wir wohl wollten. Der Stoff, den wir zu behandeln haben, entzieht sich oft der Bildung, die wir ihm zu geben dachten, unsre besten Vorsätze scheitern oft an einem Zufalle, werden durch unvorhergesehene Hindernisse aufgehalten, zurück gedrängt und auf immer fruchtlos gemacht, wir bedürfen zu ihrer Ausführung mannigfaltiger Mittel, die nicht immer in unsrer Gewalt sind.

Es ist allerdings wahr, daß die innere Freyheit den sittlichen Character des Menschen bestimme. Die Güte seiner Gesinnung hängt von der Stärke des ersten, sich immer gleich bleibenden Vorsatzes ab. Wenn auch seine Ausführung immer gehindert würde: so verschlägt das doch seinem wahren Werthe nichts. Der herrschende, auf Achtung gegen das Gesetz gegründete gute Wille, der immer das Gesetz erfüllen würde, wenn es ihm immer möglich wäre, ist es, was sein Herz adelt; dadurch erlangt er Würde und erreicht seine Bestimmung, er ist, was er ist, an und für sich betrachtet, lediglich durch sich selbst, und alle Gewalt der Natur ist nicht im Stande, ihm das Kleinod seines Herzens, reine Sittlichkeit, zu rauben, oder ihm das Streben darnach unmöglich zu machen, auch nur zu erschweren. Es läßt sich ein hoher Grad von moralischer Güte denken, bey einer gänzlichen Vernachläßigung des physischen Menschen, von Seiten seines Schicksales, selbst ohne Aufklärung des Verstandes; wenn er nur zu demjenigen Gebrauche seiner Vernunft hinan gereift ist, wo er die Stimme des Gewissens vernimmt.

Aber gleichwohl ist es doch von der größern Wichtigkeit für ihn, daß er seinen innern Werth auch äußerlich darstelle, seine Entschließungen in Handlungen offenbare, seinen guten Willen durch treue Pflichtbeobachtung erweise, so lange er Mensch ist und aus seiner menschlichen Sphäre nicht hinaus kann. Dadurch allein wird er fähig, sich selbst richtig zu erkennen, die Güte seines Herzens, seine Stärke oder Schwäche, in sittlicher Rücksicht beurtheilen, dasjenige, was blos frommer Wunsch war, und sich nie in den Kampf mit den entgegenstehenden Neigungen gewagt haben würde, von dem festen, unüberwindlichen Vorsatze, immer, auch unter den hartnäckigsten Versuchungen, rechtschaffen zu seyn und zu handeln, unterscheiden zu können. Wahre Sittlichkeit ist nicht allein der Darstellung im Leben fähig; es liegt auch in ihrer Natur, wirklich dargestellt zu werden, ohne das würde sie ihren wesentlichen Character verlieren; daher sie sich auch dem Menschen durch das Gewissen in bestimmten Vorschriften für sein Verhalten, in einzelnen Fällen, ankündigt. Sie wird für ihr nur dadurch eine Quelle des Genusses, daß er durch sie im Stande ist, die Gestalt der Dinge und seine äußern Verhältnisse zu verschönern und zu veredeln, und dadurch dem vernunftlosen den Geist der Vernünftigkeit mitzutheilen. Der Gedanke, etwas Gutes ernstlich gewollt zu haben, aber von seinem Vermögen dazu verlassen worden zu seyn, muß ihn unaussprechlich kränken, und ihn wohl gar mißtrauisch gegen sich selbst und seine Kraft zum moralischen Handeln machen.

Nur durch Handeln und den wirklichen Erfolg dieses Handelns kommt er dem Unendlichen näher, das sich ihm, als feurigster Wunsch seines höhern Wesens, in jedem Ausspruche des Gewissens ankündigt. Nur durch die vereinigten wirksamen Bemühungen aller und ihr Gelingen ist die Selbstständigkeit und Humanität für ihn erreichbar, die ihm als sein eigener und als Zweck jedes andern aufgegeben ist. Nur durch die Ueberzeugung von der Möglichkeit dieses Handelns und dieser Vereinigung aller vernünftigen zu demselben kann er Glauben an seine Vernunft und ihr erhabenes Ideal behalten.

Was nun diese thätige Erweisung seiner sittlichen Denkungsart betrifft: so ist es offenbar, daß er darin seine Freyheit sehr beschränkt sieht durch die Gewalt der Natur, daß sein Schicksal ihn darin sehr begünstigen, aber auch schrecklich vernachläßigen, ihm einen kühnen Aufschwung geben, aber ihn auch tief niederdrücken könne. Von diesem hängt es ab, welch ein Grad von Aufklärung des Verstandes, von Schärfe der Urtheilskraft und von Lebhaftigkeit der Phantasie ihn bey seiner Pflichterfüllung leiten, ihn dasjenige, was sie überall von ihm fordert, richtig erkennen und leicht überschauen lassen, ihm in verwickelten Fällen zweckmäßige Mittel an die Hand geben, und ihn über Hindernisse mit raschem Muthe weg leiten werde. Sein Schicksal führt ihn auf den Schauplatz, auf dem er seine Rolle spielen soll; es bietet ihm die Gelegenheiten dar, seine Großmuth, seinen unerschrockenen Geist, seinen Edelsinn und seine

Selbstverläugnung zu beweisen. Es entscheidet über die Summe der Kräfte und des äußern Vermögens, die ihm zur Ausführung seiner wohlwollenden Unternehmungen behülflich seyn sollen, über die Lebensereignisse, die sie ihm bald leicht, bald schwer machen, die bald alle seine Neigungen und Wünsche mit in das Interesse der Pflicht hinein ziehen, bald sie auf das heftigste dagegen entflammen. Mannigfaltig können die äußerlichen Umstände auch dazu beytragen, das eingeschlafene sittliche Gefühl zu wecken und zu schärfen, die Stimme des Gewissens zur Sprache zu bringen, und durch einen wohlthätigen Anstoß diejenige Besonnenheit und die Reflexion auf das Gesetz zu erleichtern, von der der freye Entschluß für dasselbe ausgehe, und worauf er bey jeder Handlung zurück kehrt, aber auch die Begierde noch mehr zu empören, die Leidenschaft noch mehr aufzuwiegeln, das Gewissen in immer tiefern Schlummer zu wiegen. Und dann ist es auch nicht zu läugnen, daß manche Schicksale und Lebensereignisse in der Hand dessen, der die Achtung für das Gesetz schon in seine Maxime aufgenommen hat, ein wirksames Mittel werden können, diese Gesinnung, wenigstens äußerlich, zu stärken, zu befestigen und gegen Verfälschungen sicher zu stellen: so wie manche ihn darin leicht wankend machen und ihm seinen mühsam errungenen Wehrt wieder entreißen. Wie viel thun nicht hier Erziehung, Beyspiel, Umgang, Aufmunterung oder Verführung, Beschäftigung und Lectüre!

Die Natur hat also an der Sittlichkeit der Menschen und der Erreichung ihrer Bestimmung, ihrer innern Freyheit unbeschadet, sehr grossen Antheil. Weder Vernunftgründe noch Erfahrung und Beobachtung belehren uns davon, daß sie Veranstaltungen getroffen habe, ihn in dieser Rücksicht zu begünstigen und seine Erziehung zur Humanität zu befördern; eben so wenig wie im vorhergehenden Falle, wo es auf Harmonie der Tugend und Glückseligkeit ankam. Sie überrascht allerdings auch den wenig aufmerksamen Beobachter durch eine weise und kunstvolle Einrichtung und ein ordnungsmäßiges Zusammenstimmen ihrer meisten Werke zur Herbeyführung gewisser Absichten, oft sogar durch einen tief durchdachten Plan, eine weit eingreifende Verbindung ihrer Begebenheiten, eine stark hervorstechende Tendenz des Verschiedenartigsten zu einem und demselben Ziele, und da, wo es auf die Bearbeitung ankommt, die der Mensch ihr geben kann, durch eine auffallende Brauchbarkeit für seine Zwecke eine leichte Empfänglichkeit, jede Gestalt anzunehmen, sich an jede Form anzuschmiegen, die er in sie hinein bilden möchte. Gewisse Erscheinungen in ihr lassen sich aus bloßen Naturursachen und dem nothwendigen Zusammenhange der Dinge so wenig vollkommen erklären, daß sie uns nur dann begreiflich werden, wenn wir sie als Darstellungen vorgefaßter Begriffe, als Mittel zur Erreichung eines Zweckes, denken, in dessen Dienst auch die Naturgesetze, die bey ihnen wirksam waren, getreten sind.

Indeß läßt ſich durch die angeſtrengteſten Betrachtungen dieſer Art nie ein eigentlicher Haupt- oder Endzweck entdecken, um den ſich zuletzt alles concentrirte, in deſſen Beförderung alle beſondere Zwecke, als eben ſo viele Mittel, zuſammen flöſſen, und auf den die Natur alle ihre Begebenheiten hinleitete; und das iſt doch der erſte und wichtigſte Punct, worauf alles ankommt, wenn über den Einfluß der Natur auf die Sittlichkeit des Menſchen befriedigende Aufſchlüſſe gegeben werden ſollen. Das ernſthafteſte und angelegentlichſte Nachdenken offenbart uns an manchen Gegenſtänden gar nichts, was wir nur einigermaßen mit Wahrſcheinlichkeit als ihren Zweck anſehen, vielweniger mit Gewißheit beſtimmen dürften; oft ſcheinen ſie vielmehr ganz abſichtslos hingeworfen zu ſeyn, und noch öfterer ſich äußerſt verſchiedene und ſich unter einander widerſprechende Zwecke vorgeſetzt zu haben; das eine reißt oft das wieder nieder, was das andere mit vieler Mühe aufgebauet hatte; das eine zerſtört die Glückſeligkeit wieder, die das andere beförderte; das eine bringt Dunkelheit in die Gegend zurück, die das andre erſt eben mit dem Lichte der Aufklärung erhellt hatte. Ja eine und dieſelbe Begebenheit, ein und derſelbe Umſtand iſt oft eben ſo geſchickt, unſre Wünſche zu befriedigen, als ſie aller Ausſicht auf Befriedigung zu berauben, eben ſo geſchickt, das Wahre und Gute zu vermehren, als es zu vermindern, je nachdem der Zufall ihm dieſe oder jene Richtung gibt; und es läßt ſich gar nicht ſagen, daß er das eine oder andre zu bewirken ſich vorgeſetzt

habe. Am wenigſten dürfte man in der Betrachtung der Natur, wenn man ihren Gang auch noch ſo regelmäßig findet, Veranlaſſung zu der Behauptung entdecken, daß ſie die ſittlichen Anlagen des Menſchen in ihren Schutz genommen und die Beförderung ſeiner Beſtimmung zu ihrem letzten Zwecke gemacht habe. Nicht allein, daß, nach menſchlicher Anſicht zu urtheilen, das Schickſal oft den Einzelnen in dieſer Rückſicht ſchrecklich verwahrloſet, durch alle Umſtände und Ereigniſſe ſeines Lebens darauf hinwirkt, ihm ſeine Bildung zu erſchweren und ihn von dem Ziele zurück zu drängen, zu dem er anſtrebte, daß ſich oft alles vereinigt, von der früheſten Jugend an jeden freyen Aufſchwung des Geiſtes zu hemmen und zu unterdrücken, und ſeinen edlern Bemühungen faſt unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg zu legen, ſeine ſchwache Tugend in ſolche Verſuchungen zu führen, in denen ſie auf immer erliegt; ſelbſt im Ganzen genommen ſcheint die Natur der Sittlichkeit unendlich mehr entgegen zu arbeiten, als ſie zu befördern, wenn ſich nicht die freye Kraft des Menſchen oft ihrer Tyranney entzöge und allein durch ſich ſelbſt über ſie herrſchte. Außerdem dürfte es auch unrecht ſeyn, ihr irgend eine Abſicht aufdringen zu wollen; — da ihr Mechanismus ſeine eigenen Geſetze hat und grade das Gegentheil von allem Handeln nach Abſichten darſtellt; ſo lange wir uns nicht durch einen moraliſchen Glauben in eine höhere Sphäre erhoben haben, wo die Gewalt der Natur einer andern und gröſſern, ihre blinde Nothwendigkeit einer, mit uns

endlicher Weisheit zu ſittlichen Zwecken wirkenden, Macht unterworfen iſt. Und zu dieſem Glauben beſeelt uns unſre moraliſche Natur.

Wenn uns auch die Erfahrung keine ſolche Einrichtung unſrer Schickſale, wodurch Sittlichkeit befördert würde, anzunehmen berechtigte: ſo bleibt es doch eine unabweisliche Forderung der practiſchen Vernunft, daß es ſo ſeyn ſolle. Sie will und ſetzt voraus, nicht allein, daß die Natur den ſittlichen Bemühungen des Menſchen keine Hinderniſſe in den Weg lege; ſie ſoll auch wirklich darauf ausgehen, dieſe zu befördern. Sie findet es ſogar widerſprechend, daß ſie gar keinen Zweck habe und nur nach den Geſetzen mechaniſcher Nothwendigkeit wirke; ſie ſoll die Angelegenheiten vernünftiger Weſen auch zu den ihrigen machen, und Sittlichkeit als dasjenige behandeln, was, über alle Vergleichung erhaben, in ſich ſelbſt den höchſten Wehrt habe.

Das heilige Geſetz der Pflicht, das der Menſch nie verläugnen kann, ohne ſich ſelbſt, ſein wahrſtes Weſen zu verläugnen, fordert ihn auf, nicht bloß nach Heiligkeit der Geſinnung, ſondern auch des Wandels zu ſtreben, dieſe ſeine Pflicht nicht bloß innerlich zu ehren, ſondern auch äußerlich darzuſtellen, nach dem Ausſpruche des Gewiſſens auch die Welt und ihr Verhältniß zu ihm zu bearbeiten. Dieſes Gebot iſt unbedingt und unwiederruflich; es iſt, der Anlage nach, eher in ihm, als er die Natur kennt; es iſt dasjenige, ohne welches die letztere gar nicht für ihn ſeyn würde. Er glaubt an die Erreichbarkeit der ihm dadurch aufgegebenen Beſtimmung,

mung, und wenn auch alle Erfahrung dagegen ſtritte, laut das Gegentheil predigte: denn ſie iſt Befehl des Göttlichen in ſeiner Natur, dem die Erfahrung dienſtbar ſeyn muß, und worin ſie ihn nur vermittelſt ſeiner Kurzſichtigkeit irre machen kann. Um dieſes Gebotes willen glaubt er dann auch an eine Herrſchaft des Sittengeſetzes über die Natur, an eine höhere Macht, die ihre Erſcheinungen unſichtbar und auf eine für den Sterblichen unerforſchliche Weiſe zur Beförderung des moraliſchen Weltbeſten leite, und findet in der eben dargeſtellten Regelmäßigkeit ihrer Formen und Begebenheiten die ſchönſte Beſtätigung davon. Nun ſind ihm auch die Zweifel aufgelößt, die die Speculation noch übrig ließ, die Widerſprüche, worin ſie ihn verwickelte. Er ſetzt nun dieſes alles auf die Rechnung ſeines eingeſchränkten Verſtandes, der einen ſo hoch angelegten, ſo mannigfaltig durch einander geſchlungenen und tief durchdachten Plan, als der zur Herbeyführung der höchſten möglichen Sittlichkeit vernünftiger Weſen nothwendig ſeyn muß, nicht zu überſchauen vermag. Er glaubt an ein unſichtbares Reich der Zwecke in und über der Natur, worin er ſelbſt vermöge ſeiner ſittlichen Anlagen oben an ſteht. Er glaubt, daß das Sittengeſetz, wenn er nur treu ihm huldigt, auch da für ihn ſorge, wo er ſelbſt nichts thun kann; daß es in der Perſon eines heiligen und allmächtigen Regierers der Welt alle Umſtände, ſeinen ſittlichen Beſtrebungen angemeſſen, leite; daß da, wo es ihm ſelbſt nicht möglich iſt, ſich von der Herrſchaft der Natur, ſeiner Beſtimmung ge-

mäß, loszukämpfen, eine höhere Macht sie ihm unterwerfen und jedes Hinderniß seiner freyen Bemühungen in ein Beförderungsmittel derselben verwandeln werde, daß, wenn er alles thut, was er kann, seine Würde zu schützen und zu erhöhen, und, beydes im Genießen und Handeln, ein selbstständiges Wesen zu werden, jene Macht, ihm die Schwierigkeiten, unter denen er sonst erliegen würde, besiegen helfen und ihn zu einem glücklichen Gelingen führen werde.

Er glaubt, daß moralische Ordnung in der Welt sey, so wie der Plan dazu in sein Herz niedergelegt ist, daß alle Umstände, in denen er sich befindet, die Erziehung, die er genoß, das Maaß von Glücksgütern, das ihm zu Theil wurde, die Leiden, die ihn trafen, die mannigfaltigen Verbindungen, in die ihn der Verlauf seines Lebens führte, und die Bildung, die er sich da erringen konnte, die Erleichterungsmittel, die er da fand, die Aufopferungen, die er übernehmen, die Wünsche, die er verläugnen mußte, daß das Zeitalter, in dem er geboren wurde, die Aufklärung oder der Aberglaube, die Sittenverfeinerung oder Stupidität, der Luxus, die herrschende Laster und die Frivolität, oder die Nüchternheit und der Biedersinn, die dasselbe characterisiren, die Verfassung des Staates, in welchem er lebt, das Clima, worin die Natur ihn niedersetzte, die häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse, in denen er steht, alle mit Weisheit auf seine sittliche Veredelung berechnet und so gewählt seyen, wie er sie selbst hätte wählen müssen, wenn er Einsicht

und

und guten Willen genug gehabt hätte, durch die Natur sein moralisches Interesse zu besorgen.

Er glaubt an eine solche Einrichtung der Weltbegebenheiten, wodurch das Gute, Aufklärung und sittliche Veredelung, der freye Genuß der Menschenrechte und die freye Beförderung der höhern Zwecke der Menschheit immer mehr hervor gehoben und herbey geführt wird. Er glaubt an einen continuellen Fortschritt des menschlichen Geschlechtes vom Schlechtern zum moralisch Bessern, er betrachtet dasselbe als eine Summe harmonisch vereinigter, nach Veredelung strebender Kräfte, die sich dem Ziele ihrer Vollendung immer mehr nähern, um einmal das ganz zu seyn, was jetzt nur noch in einem innigst verehrten Ideale ihrer Einbildungskraft vorschwebt, aber in dem unendlichen Urbilde moralischer Vollkommenheit, in Gott, wirklich ist; wo das Einzelne im Ganzen sich verliert und in dasselbe immer fester verschlungen wird; wo der Mensch nur so weit reicht, als die Menschheit in ihm, und diese Menschheit alles in allem ist.

So führet uns der moralische Glaube wieder auf den Punct hin, von dem das Gesetz, worauf er selbst ruht, ausging, nemlich auf jene Idee der Vernunft, nach welcher der Mensch in allem seinem Thun, als Mitgenosse der Menschheit, als Repräsentant der ganzen geadelten Gattung betrachtet werden muß; nur mit dem Unterschiede, daß das, was dort nur als Regulativ für das Handeln aufgestellt wurde, wobey es dahin gestellt blieb, ob die andern diese Repräsen-

ſentation auch anerkennen, nach denſelben allgemeingültigen Geſetzen handeln, ſich mit ihm zu einer moraliſchen Menſchheit fügen, und dadurch jener Idee Realität verſchaffen würden, nun als ein, durch den freyen Willen des Einzelnen erreichbares und wirklich zu erreichendes Ziel der Gattung, ſowohl in den fortſchreitenden Generationen, als auch in den künftigen Perioden der Exiſtenz jedes ſittlichen Weſens — als ein Ziel erſcheint, das im heiligen Beherrſcher des Weltalls ſchon realiſirt iſt, und durch dieſen in den Einzelnen immer mehr realiſirt wird. Der Menſchheit iſt ihr Fortgang zur Selbſtſtändigkeit und Würde ins Unendliche hin von einer höhern Hand vorgezeichnet, und von einer höhern Hand wird dieſer Gang mit ewiger Weisheit und Güte geleitet. Sie harrt auf einen Tag der Vollendung, ſowohl als Ganzes betrachtet, als auch in ihren einzelnen Gliedern; und alle Maximen der politiſchen und geiſtigen Unterdrückung, alle Gewalt des Aberglaubens, des Fanatismus und des Laſters, alle Hinderniſſe, die die Natur ihr in den Weg wälzt, vermögen ſie nicht in ihrem Laufe aufzuhalten, in ihrer Erhebung niederzudrücken, müſſen ſie vielmehr gegen ihren Willen noch ſchneller ihrer Beſtimmung entgegen reißen. Es iſt ein großer Gedanke, den das Geſetz der Vernunft andeutet, auf den der Glaube des Herzens hinweiſet: ich bin Bürger in einem unermeßlichen Reiche ſelbſtſtändiger Weſen, wovon jedes ſich ſelbſt und andern letzter Zweck, mit dem Bilde des Unendlichen gezeichnet, und die ſchwachen Züge dieſes Bildes immer ausdrucksvoller

und reiner darzustellen bestimmt ist; ich vereinige in mir das Interesse aller, und alle in sich das meinige, und so wandeln wir im hohen, durch das Göttliche unsrer Natur geschlossenen Bunde, in Einigkeit des Sinnes stille unsern Pfad, kämpfen muthvoll unsern Kampf, und sehen freudig der Stunde entgegen, wo wir es werden erreicht haben, was unsers Herzens innigster, sehnsuchtsvollster Wunsch ist. Sittlichkeit, so lehrt es unsre moralische Anlage, ist der unendliche, namenlose Geist, der das Universum erfüllt, alles beseelt und in allem waltet, jede Kraft treibt und lenkt, Leben und Wirksamkeit in die todte Natur gießt, und das rastlose Getriebe in ewiger Bewegung in beständigem Anrücken zum Ziele hält, — das Prinzip aller Ordnung und alles Handelns in der sinnlichen und übersinnlichen Welt, die Quelle jener unerschöpflichen Harmonie sichtbarer und unsichtbarer Kräfte, der Natur und unsers Herzens. Ehrfurchtsvoll erblickt der Mensch über sich Gott, dessen Gedanke in seinem Innern wohnt, der ihn zur Aehnlichkeit mit sich durch Natur, Schicksal und Freyheit bildet, der allein Unsterblichkeit und Selbstständigkeit aus der Fülle seiner Allgenugsamkeit gibt.

---

Endlich läßt sich der Glaube an eine höhere Ordnung der Dinge, an ein über alles mächtiges, weises und heiliges Wesen auch noch von einer dritten Seite an die sittlichen Bedürfnisse

des

des Menschen anknüpfen, wo er ebenfalls aus der Einrichtung unsrer moralischen Natur so klar und deutlich hervorgeht, daß er mit dem Glauben an diese Natur eins zu seyn scheint.

Es gibt nämlich Fälle, wo die Pflicht selbst dem Menschen gebietet, sich seinem Schicksale und der Natur hinzugeben; das Freye dem Nothwendigen, das Vernünftige dem Seelenlosen zu unterwerfen; und zwar nicht bloß in Ansehung dessen, was er genießt, sondern auch in Ansehung dessen, was er thut und mit Freyheit thun könnte, sogar in Ansehung dessen, was die Bedingung alles freyen Wirkens ist, — seines Lebens. Er kann in Umstände kommen, wo er, um ein höheres Gut herbeyzuführen, das ihm von seiner Pflicht aufgegeben ist, sich einer ihn bedrohenden Gefahr nicht entziehen darf, wenn er nicht seiner Würde treulos werden will. Sein Eifer für Wahrheit und Recht, Vaterland und Freundschaft können ihn auffordern, eine Handlung zu unternehmen, die nicht allein für sein Glück, die selbst für seine Existenz ein trauriges Ende gewinnen, wo all' seine Kraft unter einer fremden Gewalt, einem feindseligen Schicksale erliegen könnte. Er thut hier, was er soll, wozu er sich selbst verpflichtet, er handelt als freyes Wesen seiner Würde gemäß; aber er gibt sich doch auch hin an die Natur, daß sie über ihn entscheide, er entsagt einem Rechte, das er doch eben so wenig aufgeben darf, dem Rechte auf sich selbst; er verkehrt die Ordnung der Dinge, da er das Vernünftige dem Zufalle, das Freye dem mechanischen Laufe der Welt unterwirft.

wirft. Ein unauflöslicher Widerspruch, worin er sich selbst zum traurigsten Räthsel wird, so lange er in der Natur bloß eine fremde, von blinder Nothwendigkeit geleitete, Gewalt erblickt. Aber der Widerspruch verschwindet, das Räthsel ist aufgelöst, der Mensch wieder einig mit sich selbst, so bald er die Natur und ihre Gesetze der Herrschaft des Sittengesetzes unterworfen denkt, so bald er in ihrer Einrichtung und in ihren Entscheidungen die Anordnung eines höhern Wesens ehrt, das mit der vollkommensten Heiligkeit des Willens auch die höchste Weisheit und eine gränzenlose Macht besitzt, diesen Willen geltend zu machen. Er unterwirft sich dann nicht der Natur, sondern dem ihm unbekannten Willen des Gesetzes selbst, dem Unbegreiflichen, der im Verborgenen heilig und weise seine Gerichte ausführt. Zum sittlichen Handeln gehört nothwendig die Ueberzeugung, daß auch da, wo wir selbst nichts thun können, die Forderung des Gesetzes, durch einen allgegenwärtigen Repräsentanten aller Vernünftigen, erfüllt wird.

Es lassen sich noch weit mehrere Fälle denken, und wem das Rechthandeln eine wichtige Angelegenheit ist, der stößt oft auf mehrere, wo eine gewisse Resignation in Ansehung der Folgen unserer Handlungen, und auch der Handlungen selbst, uns zur Pflicht wird, weil die vollkommenen Entscheidungsgründe für die letztern in dem innern Heiligthume der Natur verborgen liegen, wohin kein sterbliches Auge dringt. Das Interesse zweyer sittlicher Wesen kann in eine solche Colli-

Colliſion kommen, wo die Rettung des einen gegenſeitig unvermeidlicher Untergang des andern wäre. Was ſoll ich hier thun? Ein jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte, ſpricht der Egoismus. Aber dieſer hat da keine Stimme, wo es aufs pflichtmäßige Handeln ankommt. Wer den größten moraliſchen Werth habe, oder an weſſen Exiſtenz der Welt mehr gelegen ſey, liegt außerhalb der Sphäre menſchlicher Erforſchung; auch die größte Wahrſcheinlichkeit trägt hier nicht ſelten. Ich muß es dem Schickſale überlaſſen, welchen es in Schutz nehmen, oder ob es uns beyde werde laſſen umkommen. Aber kann ich das, ſo lange ich das Schickſal als blinde Nothwendigkeit anſehe, ohne mich ſelbſt zu entehren, und die Anſprüche meiner freyen Natur aufzugeben? — Widerſpreche ich mir nicht in dieſer Handlung, die doch die einzig pflichtmäßige in dieſem Falle bleibt? Nur dann kann ich es, nur dann widerſpreche ich mir nicht, wenn ich im Willen des Schickſales den Willen des Sittengeſetzes ſelbſt vernehme, dem es durch höhere Verfügung unterworfen iſt, wenn ich weiß, daß auch da, wo ich mich leidend verhalten muß, dennoch geſchieht, was geſchehen ſoll, der Character eines freyen und vernünftigen Weſens behauptet wird.

Ja noch mehr, bey jeder Handlung, die ich unternehme, muß ich einen Theil davon, die Folgen gewiß, den Umſtänden überlaſſen, und, in wie fern jede Handlung meiner Freyheit, als meinem eigentlichſten Weſen, angehört, mich ſelbſt zum Theile hingeben. Wenn ich thue, was ich

kann,

kann, muß ich abwarten, was daraus werden wird. Aber auch das kann ich nicht ohne Verläugnung meiner Würde, ohne ein Recht aufzuopfern, worüber ich keine Gewalt habe. Werde ich mich in dieser Rücksicht nicht aufgefordert sehen, gar nicht zu handeln, meine Pflicht nicht zu thun, um nicht dasjenige zu verletzen, worauf alle Pflicht ruht! Gleichwohl soll ich es doch, und vermag es nur, wenn mich der Glaube beseelt, daß auch hier meine Freyheit nicht verloren gehe, daß ich auch hier meine Vernunft nicht dem Unvernünftigen aufopfere; daß ich mir nur der höchsten Freyheit hingebe, die die selbstständige Vernunft selbst ist, und ewig durch sie geleitet wird.

---

Wir mögen also unsre sittliche Natur von einer Seite betrachten, von welcher wir wollen: überall drängt sich uns der Glaube an eine höhere moralische Ordnung der Dinge, die über der natürlichen waltet, unwiderstehlich auf; überall kommen wir auf ein Wesen zurück, das unsre Angelegenheiten besorgt, wo wir es selbst nicht vermögen, das unsre Schicksale lenkt, wie es für unsre höhern Bedürfnisse am zweckmäßigsten ist, und das, was wir genießen, mit dem, was wir gethan haben, in vollkommne Einstimmung bringt, auf einen hohen Regierer menschlicher Dinge, der auf alle mögliche Weise Sittlichkeit und Wohlseyn der Vernünftigen beför-

dert,

dert, auf einen gerechten Vergelter des Guten und Bösen.

Nun erhält jene Selbstständigkeit, zu der ich streben soll, zu der ich die Anlage in mir finde und als meine Würde ehre, erst Sinn und Bedeutung. Sie ist der Unendliche, der Namenlose, die höchste Vernunft, die Gottheit, die sich meinem Selbstbewußtseyn im Sittengesetz offenbaret, die mein Herz ahndungsvoll umfaßte, ehe ich sie deutlich erkannte, die mein Verstand nicht begreift, vor der aber mein Geist sich ehrfurchtsvoll beugt, von der der erhabene Fremdling in meiner Brust der Ausfluß der Abglanz ist, die unaufhörlich durch die Stimme meines Herzens und die moralische Weltordnung zu mir redet, und durch diese letztere mich samt allen andern zu sich hinauf zieht.

In Gott finde ich jene bloße Idee der Vernunft von einem selbstständigen Zwecke der verbundenen Menschheit wieder; er stellt sie lebendig und realisirt in sich dar; er ist Oberhaupt und Herr der Vernünftigen, ein Vater vieler tausend Kinder, der hohe Geist, der meine Brust und das Weltall erfüllet. Nun hört meine Moral auf, Egoismus, ein Dienst zu seyn, den ich mir selbst erweise, wozu sie die Speculation erniedrigt; sie wird Verehrung des ewigen Wesens, des Unendlichen, Hocherhabenen und Unermeßlichen, der mich immerfort frey macht, und durch den mein Wille allein Freyheit hat. Ich erkenne ihn, ehe ich mich selbst erkenne, ich vernehme ihn aus meinem Herzen heraus durch sein heiliges Gesetz; durch die Betrachtung dieses

Gese-

Gesetzes lerne ich erst, wer er ist, der Ewige, der alles regiert, der Geber der Unsterblichkeit. Ich glaube an ihn, aber dieser Glaube ist mir unter allem, was ich weiß, das Gewisseste. Was ich endlich bin, das ist er unendlich; was ich in meinem Berufe wirke, das wirkt er im Universum mit unwiderstehlicher Macht. Alles, was sittlich ist in mir, kommt von Gott; er ist das ursprüngliche Sittengesetz, in seiner Allvermögenheit; mein Geist ist das Begränzte vom Unbegränzten, weiset mich auf dieses zurück, wird mir nur durch seine Quelle begreiflich.

Nun weiß ich, was ich soll, wann mir geboten wird, die Würde der Menschheit heilig zu halten und zu erhöhen, ich soll mich mit ihm vereinigen, zu ihm anstreben, durch unendliches Fortschreiten ihm näher kommen, ohne ihn je ganz zu erreichen. Ich soll nach allgemein gültigen Gesetzen handeln, so wie der Unendliche alle seine Kinder liebt; er ist Urbild meines Handelns, Repräsentant der Menschheit, an dessen Stelle ich mich in Gedanken setze, wann ich meine Maximen, nach ihrer Tauglichkeit zu einer allgemeinen Gesetzgebung, würdige. Die Idee einer für alle handelnden Menschheit, die jedem Ausspruche meines Gewissens gegenwärtig vorschwebt, hat nun Realität, wenn auch keiner darnach handelte; Gott ist es selbst, der sie, mit dem endlosen Fortschritte des menschlichen Geschlechtes im Guten zugleich, in sich darstellt, der jenen Plan einer sittlichen Ordnung in unser Herz schrieb und sich uns dadurch zu erkennen gibt. Nur durch den Unendlichen über mir finde ich mich

ſelbſt als freyes und beſtimmtes endliches Weſen, ohne ihn bin ich mir ewig unerklärbar.

In ſeiner Unbegränztheit wird Gott nicht begriffen, aber durch die Weltordnung und durch das Gewiſſen wird er — nicht ſeiner Natur nach, ſondern menſchlich — gedacht. In ſo fern müſſen wir ihn uns denken als den, der das Sittengeſetz nicht bloß als höchſte Vernunft beſitzt, ſondern daſſelbe auch in ſeinem Umfange und in ſeiner ganzen Lauterkeit wirklich in ſich darſtellt, als Ideal ſittlicher Vollkommenheit, als Inbegriff aller gedenkbaren Güte, von dem alles moraliſche Weſen ausfließt, durch den die Menſchheit beſteht und zur Vollendung hinſtrebt. Gott iſt heilig.

Wir müſſen ihn uns denken als einen ſolchen, in dem nicht allein die moraliſche Natur ausſchließend wirkſam iſt, ſondern der auch durch ſeinen Verſtand der Dinge Weſen anſchaut, alles weiß und alles ſieht, die Gedanken erforſcht und die innerſten Geſinnungen durchblickt, den Wehrt der Menſchen nicht bloß allein richtig beurtheilt, ſondern auch die Natur der Dinge genau genug kennt und die Umſtände ſo zu verketten weiß, daß dadurch die Sittlichkeit, die er als Endzweck will, am ſicherſten, am leichteſten und vollkommenſten erreicht werde. Gott iſt allwiſſend und weiſe.

Wir müſſen ihn uns denken als ein Weſen, das das Wohlſeyn der moraliſch Denkenden will, den Beruf dazu in ihre Natur niedergelegt und ihnen damit die Verheißung gegeben hat, einmal glücklich zu ſeyn, durch jedes Gute,

was ihnen im Leben wiederfährt, diese Verheißung bestätigt, und ihnen dessen auch hier so viel wiederfahren läßt, als es für ihre moralische Bildung zweckmäßig ist, und sie durch alle Umstände zu ihrem Besten leitet. **Gott ist allgütig.**

Wir müssen ihn uns denken als ein Wesen, das aber nur diese Glückseligkeit in Verbindung mit Sittlichkeit will, dem Menschen nichts zutheilt, als dessen er sich, durch Treue gegen seine Pflicht, würdig gemacht hat, und einmal dasjenige ausgleicht, was hier, um andrer Zwecke willen, der vollkommnen Harmonie noch abging, das ihn nicht bloß nach seinem Wehrte beurtheilt, sondern auch behandelt, und, von allen Rücksichten unabhängig, nach diesem Wehrte allein beurtheilen und behandeln kann, ohne sich durch den Schein tugendähnlicher Handlungen blenden zu lassen, das mit der Tugend Zufriedenheit und mit dem Laster Elend verbindet, belohnt und bestraft. **Gott ist gerecht.**

Wir müssen ihn uns denken als den, der neben dem Willen auch das Vermögen besitzt, den sittlichen Endzweck in der Welt wirklich zu machen, der die ewigen Gesetze der Natur in seiner Hand hat, und sie leitet, wie er will, der eben deßwegen auch als Urheber dieser Gesetze und der Natur selbst angesehen werden muß, dessen physisches Vermögen über alles erhaben ist, und die Umstände und Lebensereignisse auch so anordnen, und diese Anordnungen so realisiren kann, wie es seinen besondern moralischen Ab-

ſichten angemeſſen iſt. Gott iſt allmächtiger Schöpfer des Weltalls und des Menſchen.

Wir müſſen Ihn uns denken als ein Weſen, von dem alle ſittliche Güte von jeher, als aus ihrer Urquelle, ausfloß, das als ſelbſtſtändiges Geſetz der Moralität ſchon da war, ehe noch eine moraliſche Empfindung, ein moraliſcher Trieb außer ihm ſich regte, das nicht bloß die Weltordnung in ihrem Beſtehen, durch alle Zeitalter hindurch, aufrecht erhält, und ſie zur Hervorbringung des höchſtmöglichſten Guten leitet, über ihr unaufhörliches Fortſchreiten zum Beſſern die Aufſicht führt, und alſo da iſt, ſo lange die Welt dauert, ſondern auch jedem vernünftigen Weſen die Bahn zu ſeiner endloſen Beſtimmung vorgezeichnet hat, es auf dieſer Bahn führt und ihm ſeine Schickſale beſtimmt, deſſen Schutz ſich über ſein gränzenloſes Daſeyn erſtreckt, ſo weit wir zurück und ſo weit wir vor uns hin denken — und beydes Denken hat keine Schranken —, müſſen wir Gott denken, ſelbſt wenn die Unendlichkeit etwas wäre, das begriffen, in einen Gedanken, ſeinem ganzen Umfange nach, aufgefaßt werden, wenn es irgend einen Punct gäbe, bey dem der Rückblick oder die Ausſicht, als dem letzten Ziel der Vollendung, ſtill ſtehen könnte: ſo müßten wir uns vor dieſem Puncte und hinter ihm Gott als das Begränzende denken, das ſelbſt nicht begränzt iſt, als das Anfangende und Beſchließende, das ſelbſt keinen Anfang und kein Ende hat. Gott

iſt

ist ewig, er ist Herr der Unsterblichkeit und der menschlichen Schicksale.

Gott ist ein sittlich und physisch vollendetes Wesen; das letztere folgt aus dem Ersteren, in wie fern wir es in Beziehung auf die Regierung einer moralischen Welt denken. Nur in der Welt beschränkt sich Gott, und darum kann sie nicht ewig seyn. Jede äußere und innere Einschränkung fällt bey ihm weg. Die menschliche Natur ist begränzt, — innerlich durch moralische Unvollkommenheit, durch die Verbindung des uneigennützigen Triebes mit dem eigennützigen, durch die Hindernisse, die die Sinnenwelt seiner Pflichtvollbringung in den Weg legt. Reine Moralität der Gesinnung, absolute Vollkommenheit, wie sie also in Gott ist, kann sich der Mensch nur als Ideal, nur dadurch denken, daß er alles Einschränkende ausschließt. Die menschliche Natur ist äußerlich beschränkt durch den Ort, worin sie sich befindet, durch die Puncte der gränzenlosen Zeit, die sie allein die ihrige nennen kann; das sittlich und physisch vollendete Wesen ist erhaben über alle Einschränkungen der Zeit und des Ortes. Es ist nirgends bestimmt und ausschließend; seine Aeußerungen und Handlungen fallen in keine geschlossene Perioden: wieder eine neue Unbegreiflichkeit für den Menschen, eine idealische Vorstellung, die er nie an dem, was in ihr liegt, sondern nur an dem, was er aus ihr entfernte, fest halten kann. Gott ist unendlich, allgegenwärtig, unbegreiflich, unermeßlich, unvergleichbar; kein Verstand erfaßt ihn, kein Ge-

danke erreicht ihn, er wohnt in einem Lichte, zu welchen niemand kommen kann.

So müssen wir uns den Herrn und Regierer unsrer Schicksale denken. So ist der Glaube bestimmt, zu dem die moralische Natur den Menschen leitet, von dessen Gegenstande sie ihm die stärkste und tröstlichste Versicherung gibt, stärker, trostvoller und practischer, als keine Speculation, kein Wissen und keine Vernunftgründe sie ihm geben können. Es ist hier alles an sein innigstes Wesen angeknüpft, aus That und Leben hervor gegangen, und kehrt in That und Leben wieder zurück.

Wenden wir uns mit diesem Glauben an die Natur, so finden wir überall die schönste Bestätigung davon. Wir sind schon im voraus im Besitze der Ueberzeugung, die sie uns nur äußerst mangelhaft und verstümmelt, nie ganz und rein darstellen kann. Wir haben uns schon, von einem höhern Standpuncte aus, über die Bedenklichkeiten erhoben, die aus ihrer bloßen Betrachtung eben so zahlreich und mächtig, als die Glaubensgründe hervorgehen, und uns unschlüssig lassen, zu welcher Parthey wir uns schlagen sollen. Jetzt ist unsre Parthey ergriffen, die Pflicht bahnt uns den Weg, kein Zweifel schlägt uns mehr zu Boden; die Einwendungen dagegen bekümmern uns eben so wenig, als die Gründe auf der andern Seite, da wir in beyden nur das Resultat menschlicher Kurzsichtigkeit erblicken, die den unendlichen Plan nicht zu überschauen vermag. Unser Glaube ruht auf dem, was unter

allem

allem Gewiſſen das Gewiſſeſte iſt. Die Ueberzeugung, die wir beſitzen, iſt ganz und vollſtändig, ſie ſtellt den religiöſen Gegenſtand in ſeiner Klarheit und Vollendung dar, wo die Betrachtung der Natur auch in demjenigen, was ſie geben konnte, noch gewaltige Lücken übrig ließ.

Die Zweckmäßigkeit ihrer Geſtalten und Erſcheinungen iſt uns jetzt Anordnung zu einem höhern Zwecke, wenn dieſer auch nirgends hervor ſcheinen ſollte. Wir haben ihn aus dem innern Heiligthume unſers Herzens genommen und an die Spitze der Natur geſtellt, und entdecken nun, ſo weit es uns unſre Kurzſichtigkeit erlaubt, überall den ſchönſten Zuſammenhang, die lieblichſte Harmonie, das weiſeſte Zuſammenwirken. Unſer Glaube verwandelt ſich in lichtvolles Schauen; wo der Weg vom Schauen zum Glauben höchſt unſicher geweſen ſeyn würde. Die Spuren einer höhern Macht, Weisheit und Güte in der Natur und im menſchlichen Leben werden uns nun rührende Denkmale von der Größe des Ewigen, zu dem ſich unſer Glaube ſchon freudig hinan geſchwungen hat, da ſie uns ohne dieſen Glauben nur in einem ſehr zweydeutigen Lichte erſchienen, wo ſo manche Auftritte des Elendes und der Regelloſigkeit uns unaufhörlich ängſtigten. Das große Räthſel der Weltgeſchichte iſt aufgelöſet, wir haben den Faden gefunden, an den wir alle ihre ſonſt unbegreiflichen Erſcheinungen anreihen können; das Licht iſt aufgegangen, in dem wir alle ihre Begebenheiten in der ſchönſten Einſtimmung erblicken, wo ſonſt nichts als Verwirrung und Dunkelheit herrſchte. Wir ſehen das Ziel

vor uns, zu dem die Menschheit im Fortschreiten begriffen ist, und ohne welches auch dem größten Denker ihre Geschichte ein blindes Umhertreiben, ein stets wandelbares Emporheben und Niedersinken, Fortgang und Rückfall, ein großes Gemählde in der seltsamsten Mischung von Licht und Schatten, ohne Einheit, Tendenz und Haltung wäre. Wir finden diesen voraus begründeten Glauben des Herzens nun wirklich bestätigt; sie ist wirklich im Fortschreiten begriffen; alle Maximen der Unterdrückung des geistlichen und weltlichen Despotismus, alle gewaltsamen Erschütterungen und Evolutionen, durch physische und moralische Kräfte bewirkt, alle Stürme des Schicksales zeigen uns doch einige Puncte, worin sie mit dem großen Ganzen zusammen hangen, auf ein gemeinschaftliches erhabenes Ziel mit einander hinwirken.

Wir erkennen in Gott das heiligste und gerechteste Wesen, wie die Natur ihn uns nie würde gezeigt haben, finden aber auch jetzt in ihr wieder Spuren dieser Heiligkeit und dieses Rechtes, und unser Glaube kehrt versinnlicht und gestärkt von ihr zurück. Das Daseyn des natürlichen und sittlichen Uebels in der Welt bekümmert uns nicht mehr: denn unsre moralische Natur erhebt uns zur Ueberzeugung von einer verborgenen und unbegreiflichen Einrichtung unsrer Schicksale zur Beförderung sittlicher Güte, zu der auch alle scheinbare Unvollkommenheiten mitwirken müssen, die eben deßwegen auch nur scheinbar sind, wenn wir dieses auch nie vollkommen einsehen, wie es doch oft der Fall ist.

Gott und Unſterblichkeit ſind die beyden großen Gegenſtände, worauf unſre Beſtimmung ruht, und worauf dieſe Beſtimmung uns hinweiſt, die Grundwahrheiten der Religion, die aus dem Gewiſſen hervorgehen, die Bedingung der Möglichkeit, das zu werden, was wir werden ſollen; und der ſittliche Menſch umfaßt ſie mit gerührtem Glauben als die Stützen ſeines Selbſtvertrauens, ſeiner moraliſchen Beruhigung und ſeiner Würde.

## Siebenter Abschnitt.

## Vom Geiste der Religion und ihrem Verhältnisse zur Moral.

Unsre sittliche Natur fordert uns auf, über der sichtbaren Ordnung der Dinge noch eine höhere und unsichtbare, die die vollendete sittliche Güte und eine derselben entsprechende Glückseligkeit des vernünftigen Wesen beabsichtige, außer den engen Gränzen des gegenwärtigen Lebens noch ein zukünftiges, jenseits des vergänglichen Daseyns noch ein unvergängliches und ewiges anzunehmen. Aus ihr gehet hervor der Glaube an einen allmächtigen, weisen und heiligen Regierer des Weltalls, der auch Urheber und Executor des Sittengesetzes ist, der Glaube an Unsterblichkeit, als die Bestimmung des Menschen, zu der er durch die Schicksäle dieser Erde soll geführt werden. Ohne diesen Glauben, ohne die gewisse Voraussetzung dieser Gegenstände, kann er sich selbst nicht begreifen, findet er sich, in Ansetzung seiner höhern Natur, seines wahren Wesens, mit sich selbst im traurig-

ste

ſten und unauflöslichſten Widerſpruche. Bey aller Stärke ſeiner ſittlichen Vorſätze würde er doch jedes Beſtreben, ſie wirklich auszuführen, als vergeblich aufgeben müſſen: wenn er nicht ſo heilig und ſo feſt durch die Pflicht an ſie gebunden wäre, und alſo auch ſeine Ueberzeugung in dieſer Rückſicht durch ſie ein unerſchütterliches Fundament in ſeiner Menſchenwürde erhielte.

Dieſer Glaube an Unſterblichkeit und ein höheres Weſen, welches das Geſetz der Pflicht in unſre Bruſt ſchrieb und darüber wacht, daß ſeine Entwürfe in der Welt wirklich werden, daß die Natur ſich ihm unterwerfe, das feſte Vertrauen, das deßwegen der Sittlichgute für das Gelingen ſeiner Bemühungen aus der Fülle ſeines Herzens ſchöpft, und das ihn in allem ſeinem Thun beſeelt, die Ruhe, mit der er um ſich herblickt, die ſtille Zuverſicht des Gläubigen zu ſich ſelbſt und zu der Natur, die der belebende Geiſt ſeines Wirkens im Kreiſe ſeiner Beſtimmung iſt, alle Folgerungen des Verſtandes, alle Züge des Characters, alle Ueberzeugungen des Geiſtes und Stimmungen des Herzens, alle Hoffnungen und Ausſichten, die daraus hervor gehen, ſind Religion.

Sie iſt Ueberzeugung von der Erreichbarkeit unſrer Beſtimmung in dieſer und einer zukünftigen Welt, vermittelt durch ein höchſtes Ideal ſittlicher Reinheit und Güte und die darauf gegründete Maxime, in ſeinen moraliſchen Beſtrebungen, ohngeachtet aller Schwierigkeiten und Hinderniſſe, zuverſichtsvoll und unverdroſſen zu ſeyn, ihrer endlichen Vollendung gewiß.

Sie

Sie ist ein Theil der moralischen Anlagen des Menschen, das Sittengesetz in seiner Beziehung auf den Lauf und die Erscheinungen der Sinnenwelt betrachtet. Sie erweitert den Begriff der Pflicht zum Gedanken eines unaufhörlichen Fortschreitens in der Veredelung, einer sittlichen Bestimmung des Menschen. Sie stellt ihm den Befehl des Gesetzes, als Befehl und Aussicht ins Unendliche zugleich, dasjenige, was er thun, als etwas, wodurch zugleich dasjenige erkungen werden soll, was der Menschheit heiligstes Eigenthum und Erbe ist, dar. Sie drängt seine Pflichten auf einen steyn, unwandelbaren Punct, die Bildung des ganzen Charakters, den wahren Adel seiner Natur, zusammen, erhebt ihn auf den Standpunct, wo dieses Ziel in lichtvoller Klarheit ihm vor Augen schwebt, wo sein Herz sich gestärkt fühlt, mit nie ermüdendem Eifer darnach zu ringen, und bringt dadurch den Menschen zu der hohen und seligen Einigkeit mit sich selbst, zu der allein wahre Weisheit ihn führen kann.

Wahre Religion ist keine Lehre, kein System, läßt sich in keine bestimmte Formeln hinein zwingen, und in keiner Gestalt dem Gewissen oder dem Verstande der Menschen aufdringen. Sie ist innige Ueberzeugung, das Werk einer freyen, moralischen Geistesthätigkeit, und kann überhaupt nicht gelehrt werden. Auch der so genannte Religionslehrer soll sie nicht lehren, nicht als Wissenschaft oder Kunst vortragen und behandeln; er soll nur dazu beytragen, den Glauben an sie aus seiner Natur zu entwickeln und zu

ſtärken, die Hinderniſſe deſſelben, in herrſchenden Vorurtheilen, geiſtiger Verbildung, falſcher Cultur und Verwilderung der Sitten, zu entfernen, ihr moraliſches Fundament hervor zu heben, das ſittliche Gefühl als ihre Hauptſtütze zu ſchärfen, die im menſchlichen Herzen gelegenen Data dazu aufzuzeigen und in dasjenige Licht zu ſtellen, wo der Uebergang von ihnen zur religiöſen Ueberzeugung von ſelbſt erfolgt. Er ſoll den Gang dieſer Ueberzeugung entwerfen, durch Beyſpiele vorzeichnen, und ſo ſeine Zuhörer zum eignen lebendigen Gefühle deſſen erwecken, was tief in ihrer Bruſt verſchloſſen liegt, und endlich auf die Folgerungen daraus, die nähern Beſtimmungen und die Anwendung auf das Herz und Leben aufmerkſam machen, die in ihr beſchloſſen liegen, ihre vielſeitigen Beziehungen andeuten. So allein kann ihr wahrer Geiſt erhalten werden, den das Kleben am Buchſtaben wie jede kunſt- und maſchinenmäßige Behandlung erſticke und ertödtet.

Sie iſt durchaus Sache des Herzens, eines reinen, und von unverſtimmtem Pflichtgefühle geleiteten Herzens, gleich weit entfernt von kalter Speculation und erhitzter Schwärmerey, die ſchönſte Frucht einer heitern und von hoher Güte belebten Gemüthsſtimmung, eine zarte Blüthe, die nur auf dem Boden eines geſunden, von Wahn und Vorurtheilen geläuterten Verſtandes ſproßt. Ihr wahres Weſen muß um ſo mehr verkannt werden, je mehr man ſich von dieſem einfachen Herzensglauben auf der einen Seite zu trocknen Beſtimmungen und Formeln,

auf

auf der andern zu dunkeln, schwebenden Gefü
len und überspannten Erzeugnissen der Phanta
hinneigt. Sie läßt sich nicht demonstriren; u
alle eure Beweise, die ihr, von hinten und v
vornen, für das Daseyn eines höhern Wese
führt, alle fein gesponnene Gründe, die ihr a
der Natur des menschlichen Geistes für seine Im
materialität und Incoruptibilität herleitet, mög
noch so überzeugend seyn, den Atheisten und M
terialisten in ihren geheimsten Schlupfwinke
aufsuchen, und mit ihren eignen Waffen siegrei
zu Boden schlagen: sie werden vielleicht überze
gen, sie werden vielleicht Gewißheit der Gege
stände hervor bringen; — aber was ist es doc
was ihr mit all' euerm Aufwande von Kraft
rungen habt? — Meynt ihr Religion? Nich
weniger als das. Ihr habt jene großen Gege
stände gerade an dem Ende aufgefaßt, wo sie f
das Herz unfruchtbar bleiben, und aus der Sph
re religiöser Wahrheiten und Ueberzeugungen h
aus treten. Ihr habt künstliche Gebäude v
hoher Weisheit, die aber nach dem Plane, d
ihr für sie entworfen habt, niemand interessi
als euch selbst, darin euern Scharfsinn und e
Geisteskraft glänzen zu lassen; das eine, w
Noth ist, sieht man durch all' eure Demonst
tionen nicht einmal hindurch schimmern. D
ligion soll mehr als ein dürres Gerippe oder e
geistvolle Theorie, soll für den Menschen, a
menschlich seyn, und tief in die moralis
Natur eingreifen. In ihr gibt es eben so we
Demonstrationen und stolzes Wissen, als schul
rechte Bestimmungen, seine Subtilitäten u
kün

künſtliche Zerlegungen der Begriffe. Sie iſt Geiſt und Leben oder gar nichts. Je mehr ihr auf jenem Wege fortgeht, deſto weiter entfernt ihr euch vom Ziele; je tiefſinniger eure Weisheit wird, je höher eure Speculationen ſich verſteigen, deſto mehr verliert ihr euch vom wahren Wege, deſto mehr verkennt und überhört ihr die Stimme, die laut in euerm Herzen beruhigenden Glauben verkündigt. Was ſollen eure Synoden und Concilien, auf denen ihr die großen Angelegenheiten des menſchlichen Geſchlechtes zu beſorgen wähnt, indem ihr Artikel des allein ſeligmachenden Glaubens feſt ſetzt, und den lebendigen Geiſt in den todten Buchſtaben einer Bekenntniß-Formel hineindrängt? — Sind ſie nicht ein trauriger Beweis, daß ihr jene großen Angelegenheiten noch nicht einmal begriffen, daß ihr noch nicht einmal eine Ahndung davon habt? Ja, es gibt eine allein ſeligmachende Kirche, die durch das ganze menſchliche Geſchlecht verſammelt iſt; aber ſie iſt nicht die, die ihr ſucht, ſie hat keinen ſichtbaren Repräſentanten, keine geweihten Diener, ſie wohnt im Herzen des Menſchen, da hat ſie ihren einfachen majeſtätsvollen Thron aufgeſchlagen. Wer, frey von Vorurtheilen und der Bethörung erhitzter Leidenſchaft, frey von Ehrgeiz und Eigennutz, Wahn und dem Zwange menſchlicher Syſteme, da ſie ſucht, da ihr huldigt, der iſt allein ihr gläubiger Jünger, und hat durch ſie die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens.

Glaube des Herzens iſt es, der ſeinen
lornen Sohn, wann er ſich lange genug d
mühſame Theorieen hindurch kämpfte, mit
fruchtbaren Meynungen umher trieb, und
den troſtloſen Speculationen alle Ruhe ſe
Herzens einbüßte, freundlich in ſeine A
ſchließt, und ihn, wenn er nur nicht da ſ
das Gefühl der Pflicht verloren hat, ins in
Heiligthum der wahren Religion führt, ihm ſ
Ruhe wieder gibt, die Würde ſeiner Natur
der herſtellt.

Nicht der Gelehrte, der Speculant,
Allwiſſer — der Sittlichbeſte iſt auch immer
Gläubigſte, hat die meiſte Religion: denn er
ſet und verſteht die lebendige Schrift in ſe
Bruſt. Aber nicht umgekehrt; nicht immer
der Gläubigſte auch der Sittlichbeſte: denn
gibt auch einen Wahnglauben, der freylich in
wiſſer Rückſicht Wehrt und Wahrheit haben ka
aber nie Religion iſt. Es gibt eine Innigkeit
moraliſchen Sinnes, die, in Verbindung
andern Umſtänden und ſpeculativen Grundſä
nothwendig zu einer faſt unerſchütterlichen Ue
zeugung von der Gewißheit religiöſer Gegenſtä
führt, und doch als Naturanlage auch dem g
ten Böſewicht eigen ſeyn kann, und darum ni
weniger als Sittlichkeit der Geſinnung iſt.
berdem muß auch ſchon ein geringer Grad
Bildung des moraliſchen Gefühles, wenn
Menſch nur eben ſeine hohe Bedeutung au
faßt hat, zum religiöſen Glauben führen.

Nirgends ist die Entfernung der wahren Religion von Schwärmerey und den trocknen Subtilitäten der Speculation deutlicher, lichtvoller, schöner und überzeugender, nirgends sie selbst so ganz als Sache des Herzens und des practischen Glaubens dargestellt, als in dem Evangelium des reinen Herzens, das Christus verkündigte, in der Ruhe und unbefangenen Heiterkeit des Geistes, die darin herrscht, nirgends ihr Geist fühlbarer niedergelegt, als in die Worte: **Selig sind, die reines Herzens sind: denn sie sollen Gott schauen.** Alle seine Lehren sind durchaus kunstlose, ungeschmückte Einfalt des sittlichen Gefühles, seine ganze Weisheit ist das ihm aufgedrückte Gepräge einer lautern Denkungsart. Und doch, was seine angeblichen Verehrer dafür ausgaben, waren es nicht meistentheils die kunstvollsten Theorieen — ausgeschmückte Gebäude von glänzenden Sophismen!

Religion entspringt nothwendig aus einem lebendigen Anerkennen unsrer moralischen Natur, aus dem Bewußtseyn der Hauptmomente derselben. Sie ist nichts weiter, als eine fortgesetzte und durch sich selbst modificirte Ansicht jener Natur, eine Vereinigung dieser sich ursprünglich entgegengesetzten Momente mit sich selbst, also ein Punct, auf den das Gewissen einen jeden, der seine Sprache versteht, unvermeidlich hindrängt. Er kann nun Religion nicht mehr aufgeben, ohne mit sich selbst uneins zu werden, und sich gewissermaßen aller seiner Verbindlichkeiten zu entledigen: welches entweder eine gänzliche Verschro-

benheit des Kopfes, oder einen hohen Grad von Verderbniß des Herzens voraus-ſetzt. Es iſt deßwegen auch nicht bloß rathſam und vernünftig, ſondern es gibt für denjenigen, der zu dem gehörigen Grade von Beſonnenheit hinan gereift iſt, eine wirkliche Pflicht, Religion zu haben, weil ihm ohne ſie alle andern Pflichten unbegreiflich ſeyn würden. Er ſoll Glauben haben an eine moraliſche Weltordnung zur Veredlung der Unſterblichen: das iſt das erſte Gebot des Geſetzes, das ihm ſo heilig ſeyn muß, als das ganze Geſetz ſelbſt, weil dieſes ſonſt zwar nicht ſeine Verbindlichkeit, aber wohl ſeine Conſequenz verlöre.

Freylich, etwas für wahr zu halten, kann es eigentlich keine Pflicht geben; die Ueberzeugung erfolgt nach den nothwendigen Denkgeſetzen des menſchlichen Geiſtes, den unabänderlichen Regeln des Begreifens, Urtheilens und Schließens, in Verbindung mit andern Umſtänden, die darauf einfließen. Etwas willkührlich daran verändern, etwas für wahr halten wollen, was ihnen entgegen wäre, und für falſch, was damit übereinſtimmte, wäre ſelbſt unſittlich und widerſpräche dem hohen Gebote der Pflicht, unparteyiſch nach Wahrheit zu ſtreben, unbekümmert um die Reſultate und Folgen, die daraus hervorgehen möchten. Aber hier iſt es ja auch nicht um eine Meynung, um ein Fürwahrhalten, das auf ſpeculativen Gründen beruhte, ſondern um eine Maxime zu thun, die nothwendig in ihrem Fortgange auf dieſen Glauben ſtößt, ohne ihn ſich gehemmt ſieht und doch nicht aufgehalten werden darf. Es iſt kein deſpotiſcher Glaubens-

zwang; eben dieser wird durch die pflichtmäßige Religion gänzlich aufgehoben und zerstört. Es ist ein Gesetz, das sich die Freyheit eben so unverbrüchlich gibt, als sie die Denkgesetze der Vernunft anerkennt, ja dem noch vor jenen, in Ansehung seiner Wirkungen, der Vorzug gebührt: weil es aus demjenigen Theile unsrer Natur hervor geht, der selbst die Bedingung alles Wissens und aller Denkgesetze ist. Die Ueberzeugung ist auch ganz eigener Art, sie kann nicht als aufgedrungen, als eine lästige Insinuation an die Vernunft ohne Gründe angesehen werden, weil hier etwas seyn soll, das allein das Herz, den freyen Entschluß angeht, das keine Vernunftgründe geben können, das von allem Fürwahrhalten durch Vernunftgründe wesentlich verschieden ist. Sie ist mit dem sittlichen Willen Eins, fällt unmittelbar in seine Sphäre hinein; und sie von sich ablehnen, heißt, wenn man anders dabey seine höhern Angelegenheiten recht versteht, sich gegen dieses Wollen selbst empören oder es als unvernünftig darstellen.

Wahre Religion hat mit Meynungen gar nichts zu thun, dasjenige, in Ansehung dessen es bloße Meynungen gibt, worüber noch gestritten werden kann, gehört ihr nicht an. Mag es auch übrigens mit dem Interesse des Menschen noch so genau zusammen hangen; von dieser Seite berührt es dasselbe nicht. Ihre Wahrheiten sind Aussprüche des reinen Herzens, und stehen deßwegen auch, bey aller Wandelbarkeit menschlicher Meynungen, unerschütterlich fest. Sie

ſind eben ſo unveränderlich als die menſchliche Natur ſelbſt, und bewähren dadurch ihre Erhabenheit und Würde. Jede Erſchütterung veralteter Behauptungen, die einmal zum Geiſte der Zeit gehörten und mit dieſem verſchwinden, bekräftigt, läutert und erhellt jene nur noch mehr, macht ſie immer ehrwürdiger und gereinigter von fremdartigen Zuſätzen. Der Geiſt der Zeit und der Strom der Veränderungen haben über ſie keine Gewalt, die Verſchiedenheiten menſchlicher Denkungsart greifen in ihr Weſen nicht ein; und worüber jene Gewalt haben und worin dieſe eingreifen, das iſt eben darum nicht Religion, ſondern Nebenwerk, Menſchenſatzung, Deuteley, wo alle vernünftige Deutung aufhört. Etwas für Religion ausgeben, worüber je der Machtſpruch einer furchtbaren Kirchenverſammlung die Köpfe vereinigen, oder eine Eintrachtsformel die Streitſüchtigen zur Ruhe bringen wollte, worüber je Verſchiedenheit der Denkungsart vernünftiger Weiſe möglich war, heißt ihren Wehrt und ihr Weſen verkennen. Selbſt Wahrheiten, die ſonſt zu ihr gehören, ſind da, wo der menſchliche Scharfſinn anfängt, ſich an ihnen zu üben, von ihr ausgeſchloſſen.

Ihr Geiſt iſt ein Geiſt der Einigkeit: denn ſie gründet ſich auf die ewige moraliſche Menſchennatur, worin alle einig ſind. Sie iſt allgemein erkennbar, und deßwegen unbezweifelt gewiß, die nimmer wankende Stütze menſchlicher Tugend und Beruhigung. Ihrer Natur iſt es ſchlechterdings entgegen, Meynungen das Prädikat zur ewigen Seligkeit zu geben, oder

als Losung der ewigen Verdammniß aufzustellen, sie in bestimmte Formeln zu bringen und auf sie zu verpflichten; und eben darin liegt der characteristische Grund, warum der Mensch auf sie selbst verpflichtet werden könne, und durch seine ganze moralische Natur wirklich auf sie verpflichtet werde. Irreligion und Unglaube sind unsittlich, pflichtwidrig: weil Religion nicht Meynung, nicht Gegenstand des Wissens, sondern Sache des Herzens, einer vom Pflichtgefühle durchdrungenen Gemüthsstimmung ist. Hiermit streitet indeß nicht, daß eine wirkliche Aufklärung in religiösen Angelegenheiten möglich sey, daß ihre Begriffe, durch Reflexion auf die sittliche Natur und das Gefühl, immer richtiger bestimmt, deutlicher entwickelt, lichtvoller dargestellt und von fremden Zusätzen geläutert werden können: denn eines Theils werden dazu keine künstlichen Verstandes-Operationen erfordert; andern Theils geht die Verpflichtung auch nur auf Religion überhaupt, in ihrer Verbindung mit der menschlichen Natur, nicht auf ihre besondern Lehren und Wahrheiten; endlich ist ja auch eben das das Eigenthümliche dieser Aufklärung, die wahre Religion immer mehr von Meynungen zu sondern; und das, was als Meynung außerhalb ihren Gränzen liegt, zu kennen, kann doch in mancher Rücksicht nützlich und für sie selbst von beträchtlichem Gewinne seyn.

Dieses Hervorgehen der Religion aus der moralischen Natur ist ihr wesentlicher Character, dasjenige, wodurch sie Religion, eine erhabene

Angelegenheit des Menſchen wird, und ohne welches ſie dieſes nie ſeyn könnte. Daß man dieſes ſo oft verkannte, daran liegt es, daß ihr Geiſt noch ſo wenig aufgefaßt, noch ſo oft vom todten Buchſtaben erſtickt wird, daß man ſie noch ſo oft mit menſchlichen Meynungen verwechſelt, die doch gar nichts mit ihr gemein haben. Nicht ihr Inhalt, ihre Wahrheiten ſelbſt, ſondern ihre Beziehungen auf das menſchliche Herz, ihr Anſchließen an ein lebendig erkanntes und empfundenes Bedürfniß, ihre höhere, auf die moraliſche Natur gerichtete, Tendenz macht ihr wahres Weſen aus.

Sie iſt Religion, denn ſie knüpft den Menſchen an ſeine ſittliche Beſtimmung und damit an ein höheres Weſen, und die Sinnenwelt an ihn ſelbſt an. Ihre Wahrheiten offenbaren ſich deßwegen auch ſchon ſehr frühe dem in etwa gebildeten und aus der Rohheit einer bloßen Naturanlage heraus entwickelten Gefühle, ehe der Menſch ſich noch ſo weit ſelbſt verſtanden hat, daß er ihre Verbindung mit den Grundſätzen der Sittlichkeit und mit ſeinem Herzen einſehen könnte. Der Glaube des Herzens eilt der Cultur der Vernunft vor; dieſe letztere, wann ſie endlich nun auch erwacht, und er zum Gefühle ihrer Kräfte gelangt, ſucht ihn näher zu begründen und ſeinen Urſprung zu erforſchen. Da er aber von ihm mehr eine dunkle und feurige Ahndung, als deutliche Begriffe hat, und oft nur erſt ſpät zur reifern Selbſterkenntniß gelangt, ſo iſt es ſehr natürlich, daß er bemüht ſeyn werde, das durch Speculation zu beweiſen, was doch eigentlich kein

nes Beweiſes fähig iſt, durch jeden neuen, auch noch ſo überzeugenden, Beweis um ſo viel mehr von ſeiner wahren Natur verlieren muß.

Die großen Gegenſtände des religiöſen Glaubens laſſen mehrere Anſichten zu, und gerade da, wo in ihnen das Religiöſe aufhört, greifen ſie in die Sphäre der Speculation ein, und dieſe Seite iſt darum, weil ſie dem Verſtande die meiſte Beſchäftigung gibt, immer die lichtvollſte, diejenige, die ſich der Unterſuchung am erſten entgegen drängt. Hier werden ſie nun, ſo lange die Vernunft noch nicht zur deutlichen Erkenntniß ihrer moraliſchen Kräfte gelangt iſt, am erſten aufgefaßt; und über dem Bemühen, ſie wiſſenſchaftlich zu begründen und gegen Zweifel ſicher zu ſtellen, verliert man ihren Zuſammenhang mit den ſittlichen Bedürfniſſen des Herzens immer mehr aus den Augen. Durch jeden neuen Verſuch der Speculation, für ſich etwas zu gewinnen, wird das moraliſche Intereſſe immer mehr geſchwächt, durch jeden neuen Aufwand von Scharfſinn geht natürlich immer mehr von der edeln Simplicität verloren, die die moraliſche Religion des Herzens ſo ehrwürdig und ſo einnehmend macht. Religion iſt nun etwas für ſich Beſtehendes, das mit der menſchlichen Natur keine Verbindung hat; und wenn ſich uns nachher dieſe Verbindung, durch eine innere Stimme aufgeweckt, doch nicht verbergen kann, wenn das Gefühl ſie uns unwiderſtehlich aufdringt: ſo macht man die Moral ganz abhängig von der Religion, die alsdann freylich ein leeres geiſtloſes Gerippe wird, ein Gewebe von kunſtvollen

Begriffen; auf einen höchsten gegründet; ohne unserm Herzen auf irgend einem wesentlichen Puncte zu begegnen, und sich zu einer Angelegenheit desselben empor schwingen zu können.

Religion geht aus der Moral hervor; beyde sind innigst mit einander verbunden, die eine schließt sich nothwendig an die andre an, nur daß die erstere durch die letztere allein deutlich erkannt und begriffen wird. Die Umkehrung dieses Verhältnisses, wornach man die Moral einer anderswo her erkannten oder ergrübelten Religionslehre unterwirft, — und die gänzliche Trennung beyder von einander führen zum Religionswahne in seinen verschiedenen Gestalten.

Die Moral gänzlich auf Religion zu gründen, ohne einen höhern gemeinschaftlichen Ursprung beyder aus der Natur des Menschen, ein Erkennen derselben durch das sittliche Gefühl anzunehmen, hat eines Theils eine gänzliche Verderbniß der moralischen Gesinnung zur Folge, und würdiget auch andern Theils die Religion selbst von ihrer sittlichen Würde zu einem Inbegriffe willkührlicher Statute herab, die nichts für sich haben, als die Autorität eines, in seine Schrecken gehüllten und mit Macht gebietenden Oberherrn. Sie ist dann samt der ihr angehängten Moral nichts mehr und nichts weniger, als der Wille dieses Oberherrn, der uns von außen her durch Schlüsse oder Offenbarung bekannt gemacht wird, ohne uns durch unsre Natur angedrungen zu werden, ohne daß sich irgend ein moralisches Bedürfniß zeigte, das sie freudig

umfaßte. Es gibt keine vernünftige Verpflichtung, diesem Willen zu gehorchen, und keine andre Bewegungsgründe, als Furcht und Hoffnung, Pflicht ist etwas uns durchaus noch Unbekanntes, nicht einmal ein vorbereitender Begriff, ein verwandtes Gefühl, woran sie sich anschließen, und wodurch sie in uns übergehen könnte. Die moralische Natur dieses höchsten Wesens bleibt uns selbst unbegreiflich, und kann durch keine Erfahrung, durch keine Vergleichung, und selbst durch keine unmittelbare Mittheilung desselben erklärt werden, wenn unser Herz nicht Dollmetscher davon ist. Alles, was wir aus jenen Quellen zu schöpfen vermöchten, sind Begriffe aus einer höhern Region, die für uns, da es uns an allem fehlt, wodurch wir sie uns deuten und versinnlichen könnten, ewig leere Worte bleiben müßten. Und blieben sie es auch nicht, was sollte uns ihre Heiligkeit verbürgen? — Weder die Achtung, mit der wir sie auffassen und auffassen müssen, wenn sie auf unser Handeln Einfluß haben sollen, die doch allein in unsrer Natur beschlossen liegen kann, und die Empfänglichkeit derselben für die Pflicht ausmacht. Der Furchtsamste ist alsdann der Gläubigste, die reizbarste Phantasie der religiöseste Sinn, wer seinen Eigennutz am schlauesten zu berechnen weiß, der Sittlichbeste. Moralität ist nicht allein zur selbstsüchtigen Klugheit, zur blinden Unterwerfung unter den Willen eines machthabenden Gebieters, dessen Natur uns unerreichbar und unbegreiflich, der weiter keine Rechte über uns hat, als seine größere Macht, herab gesunken; sie ist

dabey ſchlechterdings abhängig vom Temperamente und den natürlichen Anlagen des Menſchen, dadurch wird er, was er wird. Freyheit der Entſchließung, ſelbſterrungene Güte iſt eine leere Einbildung. Oder ſoll etwa Dankbarkeit und Liebe uns zu ihm hinziehen und zur Befolgung ſeiner Gebote geneigt machen? Von moraliſchen Empfindungen dieſer Art kann hier wohl nicht die Rede ſeyn, da dieſe erſt eben durch das Geſetz, deſſen Verpflichtungsgründe noch geſucht werden, in den Menſchen hinein gebildet werden ſollen, und alſo wieder auf ein ſittliches Fundament im menſchlichen Herzen, auf das die Religion erſt gebaut, und das ſelbſt nicht durch Religion hervorgebracht würde, hinweiſen. Alſo kämen wir wieder auf eine phyſiſch-pathologiſche Empfindung, die, als blinde, ihm angeborne Kraft, den Menſchen in ſeinen pflichtmäßigen Handlungen leitete, ohne daß er ſelbſt das Geringſte dazu beytrüge, zurück; ſeine Verſchuldungen ſind Verſchuldungen oder Verwahrloſungen der Natur; hätte ſie ihm ein ſanfteres Temperament, eine religiöſere natürliche Gemüthsſtimmung, mehr Abhängigkeit von Verſtand und Einbildungskraft, und ein weicheres Mitgefühl gegeben, ſo würde er auch beſſer geworden ſeyn.

Der Supernaturaliſt, der auch dieſer Denkart ergeben iſt, aber ſeine religiöſe Moral, die der Naturaliſt aus Gotteserkenntniß durch Weltbetrachtung ſchöpft, durch unmittelbare und übernatürliche Mittheilung des höchſten Weſens erhalten zu haben vermeynt, bleibt dabey, wenigſtens dem Scheine nach, ſeiner ſittlichen Natur

am meiſten getreu, entfernt ſich am wenigſten von dem wahren Weſen der Moralität, die immer als etwas Göttliches im Menſchen gedacht werden muß, und von einer geſunden Auslegung des moraliſchen Sinnes. Nach ſeiner Anſicht läßt es ſich auch noch am eheſten begreifen, wie die erkannte Pflicht, ohne ihren Character zu verläugnen, in die Geſinnung übergehe, wie ſie für das vernünftige Weſen Anſehen und Verbindlichkeit erhalte. Was dem Naturaliſten Natur iſt, iſt ihm Gnade; ein und dieſelbe Kraft, die ihm, im Willen der Gottheit, das höchſte Geſetz ſeiner Handlungen offenbart, wirkt auch die demſelben angemeſſenen Maximen. Gottesgefühl, Inſpiration, inneres Licht ſind die Erkenntnißgründe und zugleich auch die Motive ſeiner Sittlichkeit. Die Frage: warum ſoll ich? iſt gänzlich abgeſchnitten; weil mit dem Gefühle dieſes Sollens auch zugleich das Thun erfolgt. Es liegt darin freylich eine hohe Ahndung von dem ehrwürdigen und erhabenen Geiſte moraliſcher Güte; aber dafür, daß der Supernaturaliſt mehr ahndet als begreift, und von dem genauen Zuſammenhange, der zwiſchen Moral und Religion Statt findet, nur das eine Ende auffaßt und das andre um ſo viel mehr verkennt, wird er nun ſelbſt ein Spiel ſeiner Einbildungskraft und der verſchiedenartigſten Empfindungen, die der Zufall in Eins verſchmolzen hat, die aber doch nichts weiter als Natur, und zum Theile Sinnlichkeit und grober Eigennutz ſind. Auch er kennt keine Freyheit, und mithin auch keine eigentliche Moralität. Seine religiöſe Geſinnung, die auch ſeine Moralität iſt, und

deren

deren Vorhandenseyn er sich durch den Einfluß eines höhern Wesens erklärt, ist Temperament, mit dem moralischen vermischter Naturtrieb, und von der größern oder geringern Güte desselben hängt auch ihre größere oder geringere Angemessenheit zum Gesetze, ihre äußere Nützlichkeit oder Verderblichkeit ab.

Fast noch bedenklicher dürfte es seyn, Religion und Moral ganz von einander zu trennen, und die erstere, als etwas für sich Bestehendes, von der letztern Unabhängiges, und weder als Grund noch als Folge mit ihr Verbundenes zu betrachten. Es entspringt daraus entweder trostloser Unglaube oder sittenverderblicher Aberglaube; je nachdem man so oder anders seinen Standpunct nimmt, von diesen oder jenen Begriffen und Grundsätzen ausgeht, und entweder die Moral auf Unkosten der Religion, oder umgekehrt, Religion auf Unkosten der Moral erhebt, oder endlich beyden in gewisser Rücksicht Wehrt oder Unwehrt beylegt.

Man kann Religion und Moral zuförderst so von einander trennen, daß man die Rechte der moralischen Natur zwar anerkennt, an eine moralische Bestimmung des Menschen glaubt, aber ihre Verbindung mit der Religion läugnet. Man mag alsdann der letztern noch so vielen Wehrt zugestehen: sie ist weiter nichts, als eine Speculation für die müßigen Köpfe, oder ein schlau erdachtes Mittel der Politik, den zügellosen Haufen mit den Schrecknissen seiner eigenen Phantasie zu ängstigen, und der Unbändigkeit seiner Wünsche heilige Schranken entgegen zu setzen,

hen, oder einen gewiſſen, nun einmal im Staate privilegirten und ihn in manchen Fällen unentbehrlichen, Stand zu unterhalten und ſein Anſehen zu ſchützen. Der Weiſe wird ihr als Staatsreligion huldigen, ihr als Bürger die Achtung erweiſen, die er ihr als Menſch verſagt. Wahres Intereſſe gibt es für ſie nicht; es ſey denn das Bedürfniß der Vernunft, gewiſſe Aufgaben, die aber nur dem Speculanten wichtig ſind, in ihr beantwortet zu ſehen. Moraliſcher Glaube, verbunden mit religiöſem Unglauben oder Indifferentismus, iſt der Character dieſer Denkungsart, die gewöhnlich die Denkungsart der Weiſen iſt, die ſich durch Nüchternheit des Geiſtes und Innigkeit des moraliſchen Sinnes über ihr durch Aberglauben, Luxus und Laſterhaftigkeit entnervtes Zeitalter emporhoben. So war es eines Theils mit den Philoſophen aus Zeno's Schule, die den religiöſen Glauben ausſchließend als eine von den vielen Fragen behandelten, die die Philoſophie aufwerfen und ſie auch allein beantworten kann, andern Theils mit den Gebildetern Rom's zu den Zeiten des Verfalles dieſes großen Univerſal-Staates. Traurige Reſultate für die, die gewohnt ſind, in der Religion practiſche Weisheit zur Beruhigung über ihre ſittlichen Angelegenheiten zu ſuchen.

Man iſt oft in der Scheidung der Religion von der Moral noch weiter gegangen, indem man neben jenem religiöſen Indifferentismus auch alle moraliſche Verbindlichkeit läugnete. Religion iſt alsdann eine bloße, aber öffentlich

fentlich authoriſirte Meynung, die man innerlich nach Belieben beybehält oder fahren läßt; in Anſehung deren man aber doch wohl thut, ſich äußerlich zu ihr zu bekennen, und ihre Statute, die übrigens in dieſem Falle voll Aberglaubens und empörenden Unſinnes ſind, mit zu beobachten, um ſich auf den Fall, daß es ein ſolches Weſen gäbe, als die Religion lehrt, doch wenigſtens ſeiner Gunſt zu verſichern. Dies iſt die Denkungsart des vornehmſten-Pöbels aus allen Zeitaltern, der, durch verfeinerte Sinnlichkeit, körperliche und geiſtige Schwelgerey, geſchwächten Geiſteskraft, die am zuverläßigſten an einer äußerſt ſonderbaren Miſchung von Unglauben und Aberglauben, in ein und demſelben Subjecte, erkannt wird. Bey religiöſer Bigotterie iſt man in der Moral entſchloſſener Freygeiſt, man betet mit der einen Hand ſeinen Roſenkranz ab, und greift mit der andern in den Buſen des Freudenmädchens; ſingt in dem einen Augenblicke mit hochgeſpannter, glühender Andacht ſein Ave, und ſpottet in dem andern über die ehrwürdigſten Wahrheiten der Menſchenbeſtimmung und Sittlichkeit. Man hat nicht Kraft genug, die furchtbare Stimme des Geſetzes zu hören, aber auch nicht Reſignation genug, um den Schreckniſſen bezweifelter Lehren, auf die bloße Wahrſcheinlichkeit hin, zu trotzen, und ſucht deßwegen auf den möglichen Fall den Mangel innerer Güte durch einen äußern Dienſt zu erſetzen.

Die Trennung der Religion von der Moral kann auch aus dem Geſichtspuncte vorgenommen werden, von welchem aus man die erſtere

ſtere für etwas, die letztere aber für nichts, jene für heiliges Wort Gottes, dieſe für eine ſtolze Erfindung eingebildeter Weisheit hält. Die Religion iſt alsdann nichts als ein grober ſinnlicher Dienſt, den man dem höchſten Weſen, das man ſich ganz nach menſchlichen Begriffen, mit menſchlichen Schwachheiten und Leidenſchaften vorſtellt, zu erweiſen meynt. Zur allein ſeligmachenden Kirche gehören, an ihre Satzungen blindlings glauben, ſeine Vernunft gefangen nehmen, den äußern Cultus gewiſſenhaft beobachten, die Geiſtlichen beſchenken und die Ketzer mit Feuer und Schwerdt vertilgen helfen, es übrigens aber mit ſich ſelbſt und mit ſeinem Nebenmenſchen halten, wie man es für gut findet: das ſind die Pflichten und Rechte der Gläubigen; außer dieſen gibt es keine Verbindlichkeit. Die Prieſter ſind Gottes Diener und Stellvertreter, die infallibeln Ausleger ſeines Willens. Die Schlüſſe dieſes ehrwürdigen Körpers muß man ehren, die Formalitäten, die ſie vorſchreiben, heilig halten, denn ſie ſind der Wille eines mächtigen und auf ſeine Rechte eiferſüchtigen Weſens: das ſind die Glaubensartikel, auf die nothwendig eine gänzliche Trennung der Religion von der Moral, in der jetzt beſchriebenen Geſtalt, hinführt; das Fundament, worauf die Hierarchie mit allen ihren Schreckniſſen, Inquiſitionen, Glaubens-Tribunalen, Kreuzzügen, Bannſtrahlen und geiſtlichen Blutgerichten, in furchtbarer Größe, ruht. **Religiöſer Aberglaube, der den moraliſchen Glauben gänzlich verſchlungen hat.**

Um

Um etwas weniger verderblich für die sittlichen Angelegenheiten des Herzens erscheint die Absonderung der Religion von der Moral in der Denkungsart derer, die zwar die letztere noch neben der erstern und von ihr unabhängig bestehen lassen, aber nur so fern sie nicht mit dem Interesse derselben streitet, und ihre Gränzen um so viel einengen, als sich jenes Interesse erweitert. Natürlich ist dieses, da es nicht durch die moralische Natur des Menschen bestimmt ist, kein anderes, als das Interesse der Priester, die entweder als Inspirirte und Vertraute der Gottheit, unter der Authorität der Religion, selbst Macht haben, Pflichten aufzulegen und von Pflichten zu dispensiren, oder als untrügliche Dollmetscher eines einmal geoffenbarten göttlichen Willens, durch die Kunstgriffe einer schlauen Auslegungskunst, willkührlich fest setzen, was für Tugend gehalten werden solle oder nicht, und dabey ihre Herrschsucht und übrigen Leidenschaften nicht leer ausgehen lassen. „Die Welt liegt im Argen; der Mensch ist frey, das Böse, aber nicht frey, das Gute zu wollen; der Verstand ist verfinstert, in ihm lag allerdings die Fähigkeit, seine Pflicht zu erkennen, aber sie ist durch die Gewalt der Sinnlichkeit verdunkelt, die natürlichen und fehlerhaften Aussprüche des Gewissens müssen daher aus einer unmittelbaren göttlichen Belehrung berichtigt werden, und diese Berichtigung geht gerade so weit, als es die Inspirirten oder Schriftgelehrten für gut finden; die Kirche oder ihr sichtbares Oberhaupt hat Gewalt über die Gewissen; auch die gröbsten Verbrechen

lassen

laſſen ſich bey ihm abkaufen; die Pflichten der Religion gehen allen andern vor; die Ehre Gottes zu befördern muß man Menſchenliebe vergeſſen; ein heiliges Land zu gewinnen, darf man ganze Gegenden verheeren und das Blut von Tauſenden vergießen; den rechten Glauben aufrecht zu erhalten, iſt jeder Kunſtgriff erlaubt, wenn er auch übrigens noch ſo niederträchtig wäre:" das ſind die conſequenten Folgerungen aus dieſer Denkungsart, die Maximen des Pfaffenthumes und des Fanatismus.

Wer erkennt in dieſem ſcheuslichen Gemählde noch wohl eine Spur von dem hehen und heitern Geiſte der wahren Religion des Herzens! Ihre Begriffe ſind größtentheils da, aber zur ſchrecklichen Carricatur verzerrt, dadurch, daß man ſie von der moraliſchen Anlage des Menſchen abſonderte, und entweder die letztere erſt aus ihr herleitete, oder beyde als ganz verſchiedene Dinge betrachtete.

Moral kann in gewiſſer Rückſicht, nämlich in Anſehung ihrer höchſten Prinzipien, aber nicht in ihrer ganzen Vollendung, nicht in der Geſtalt, zu welcher der Grundriß in unſrer Natur beſchloſſen liegt, ohne Religion beſtehen. Sie hat ihren letzten Grund in ſich ſelbſt, hängt von nichts ab als von der freyen Vernunftthätigkeit; aber eben ſo nothwendig führt ſie auch zum ſittlichen Glauben an Unſterblichkeit und eine moraliſche Weltordnung. Der letztere greift unmittelbar in ihre Sphäre ein, iſt eine nothwendige Folge ihrer Grundſätze, und ertheilt ihren Lehren Haltung und Conſiſtenz. Oft kann ſich dem

Menſchen indeß dieſe genaue Verbindung, vermittelſt welcher die Religion aus der Moral nothwendig hervor geht, verbergen, und nur nach dieſer einſeitigen Anſicht, und ſo lange ſie fortdauert, läßt ſich Moral ohne Religion bey ihm denken.

Je mehr nämlich das Sittengeſetz ſelbſt uns heilig iſt und Lebhaftigkeit des Gefühles hervorbringt, mit je größerer Achtung wir es auffaſſen und ehren; deſto weniger werden wir über daſſelbe hinaus, auf ſeine äußerliche Beziehungen, hinblicken; deſto weniger werden ſich uns die Widerſprüche enthüllen, in die es ſich da verwickelt ſieht. Der bloße Gedanke der Pflicht erfüllt dann das Gemüth mit einer Bewunderung, über der jene, ihrer ganzen Bedeutung nach, uns ſelbſt dunkel bleibt, und nur in der Empfindung — nie im Begriffe zur Sprache kommt. Oft iſt es auch Schwäche der übrigen Geiſteskräfte, die uns verhindert, die Winke, die in unſrer ſittlichen Natur, für eine ewige Beſtimmung und eine ihr angemeſſene moraliſche Ordnung der Welt, beſchloſſen liegen, zu verſtehen und die Puncte aufzufaſſen, in denen Religion ſich mit dem ſittlichen Wollen unmittelbar vereinigt und mit ihm ein Ganzes ausmacht. Ein, aus dem Gefühle höherer Kraft hervorgehender, Trotz gegen die Schwierigkeiten, die ſich von außen der Erreichbarkeit unſrer Beſtimmung entgegen drängen, das lebendigere Empfinden der Erhabenheit unſrer moraliſchen Natur, von einer feurigen Einbildungskraft unterſtützt, ſtellen uns auch oft alles, was nicht wir ſelbſt ſind, oder uns ſelbſt angehört,

hört, als entbehrlich zu unſrer Selbſtſtändigkeit und Selbſtzufriedenheit, ja ſelbſt den Wunſch darnach, als unſittlich vor. Bey dieſer Dunkelheit der Begriffe, bey dieſer Hitze der Phantaſie, kann allerdings Achtung gegen das Geſetz ohne religiöſen Glauben ſehr wohl gedacht werden. Das Bewußtſeyn ſeiner ſittlichen Natur verläßt den Menſchen nicht, ſo lange er ſich ſelbſt nicht verläßt, wenn auch ſeine Begriffe noch ſo mangelhaft und einſeitig wären, wenn auch geiſtige Ueberſpannung ihm ſein wahres Intereſſe von dieſer Seite noch ſo tief verbergen ſollte; und warum ſollte es dann nicht auch der Freyheit möglich ſeyn, darnach zu handeln? Freylich läßt ſich unter dieſen Umſtänden ein hoher Grad von ſittlicher Güte nur kaum von denen erwarten, denen ein gewiſſes Genie zur Tugend gleichſam angeboren ward. Den großen Haufen werden ſeine fehlgeſchlagenen Wünſche und die geforderten gewaltſamen Aufopferungen bald genug abſchrecken; er wird nie leicht etwas mehr als den äußern Buchſtaben des Geſetzes, und auch dieſen nur höchſt dürftig und unvollkommen, zu erfüllen im Stande ſeyn, aber ſich eben dadurch deſto eher auf den Standpunct verſetzt ſehen, wo das Bedürfniß der Religion klar und hinreißend aus ſeinem Herzen hervor geht. Indeß auch jener vorzüglichere Menſch, der ihrer nicht zu ſeiner Entſchließung für das Gute und zur beharrlichen Ausführung derſelben bedarf, hat doch das widerſtreitende Intereſſe ſeines Kopfes und Herzens noch nicht zur Einſtimmung gebracht, und dieſer Widerſtreit muß ihm mit der Zeit um ſo fühlba-

rer werden, je weiter er fortgeht in der sittlichen Veredelung, je mehr seine Begriffe sich deutlich entwickeln, ihre Einseitigkeit durch die Gesinnung selbst aufgehoben wird und das jugendliche Feuer verraucht, in dem er sich so viel zutraute.

Es kann mehrere Umstände geben, die dem Menschen diejenige Seite seiner Natur verbergen, wo Religion sie berührt. Erziehung, Staatsverfassung, herrschende Vorurtheile, verdorbene Landes-Religion und schiefe Richtungen der Speculationen des Zeitalters wirken hier vorzüglich mit, und können sie vielleicht den Augen des Edeldenkenden auf immer entrücken. Ich würde es für eine strafbare Lästerung, für Hochverrath an der Menschheit halten, den moralischen Wehrt derjenigen Weisen des Alterthumes und der neuern Zeit zu bezweifeln, die unter diesen Umständen das Bedürfniß der Religion nicht fühlten oder gar verkannten; aber von dem Vorwurfe einer auch in etwa selbstverschuldeten Inconsequenz wüßte ich sie nicht zu retten. Die Weisesten unter ihnen haben sich durch Nüchternheit des Geistes und ruhige Selbstbeobachtung demohngeachtet empor geschwungen, und einen beseligenden Glauben des Herzens, als das köstlichste Kleinod ihrer sittlichen Natur, davon getragen. Socrates steht hier oben an. Sein Genius — jene Nüchternheit des Geistes in Verbindung mit einem lebhaften moralischen Gefühle — leitete und erhob ihn. Und die Zahl derer, die ohne Religion gut waren, und es im Gedränge widriger Ereignisse blieben, ist sehr gering gegen die Menge derer, die das Bedürfniß derselben erkannten; so häufig

auch

auch jene verderblichen Einflüsse in der Menschengeschichte sich zeigten: ein offenbarer Beweis, daß es fast immer von der Freyheit und dem festen Vorsatze, seiner Pflicht treu zu seyn, abhänge, ob er nothwendig zur Religion solle getrieben werden. Denn jene vorhin bemerkten Umstände, die die Entwickelung des sittlichen Gefühles zum religiösen Glauben verhinderten, hören mit der Zeit auf wirksam zu seyn. Die Bewunderung, worin das Gesetz den Menschen bey seinen ersten Regungen versetzte, verwandelt sich in ruhigere Betrachtung. Die Dunkelheit der Vorstellungen, die Anfangs dem Handeln nichts verschlägt, muß sich doch, wo die Fälle verwickelter werden, in deutlichere Begriffe auflösen. Die Vorurtheile, die ihn gefangen hielten, verschwinden vor dem reinen Lichte moralischer Wahrheit. Die fehlerhafte Speculation wird durch die schlichte Ueberzeugung des Herzens berichtigt. Ueber die Gewalt der Erziehung, der Staatsverfassung und der abergläubischen Volksreligion erhebt er sich durch Gewissenhaftigkeit und gesunden praktischen Verstand. Auch die schwächere Geisteskraft, die sich nicht über das Gesetz zu den durch dasselbe eröffneten Aussichten aufzuschwingen vermochte, geht allmählig, durch öftere Vergegenwärtigung sittlicher Begriffe und vertrautere Bekanntschaft mit ihnen, auch dazu über, und lernt darin ein wesentliches Bedürfniß seines Herzens kennen. Das hohe Kraftgefühl der jugendlich erhitzten Einbildungskraft wird mit den Jahren gedämpft, spannt sich an den wegzuräumenden Hindernissen ab, ermüdet an den vielen Schwierigkei-

zigkeiten, die mit dem wirklichen Handeln verbunden sind, und verwandelt sich in bedächtigen Ernst. Religion liegt auf dem Wege, den der Mensch zu seiner Bestimmung zu wandeln hat. So bald er zu demjenigen Grade der Entwickelung gelangt ist — und es hängt zum Theile von seiner Freyheit ab, wie bald er dahin gelangen solle — der für sie empfänglich macht, muß er nothwendig bey ihr ankommen. Hier ist sie mit dem guten Willen eins, und es bleibt bey der vorigen Behauptung: es gibt eine Pflicht, Religion zu haben. Moral kann ohne Religion durch Kurzsichtigkeit oder Verbildung eine Zeitlang bestehen; aber jene Kurzsichtigkeit oder Verbildung sollen selbst durch pflichtmäßiges Handeln aufgehoben und entfernt, und ihnen das durch ihre innige Verbindung gesichert werden. Sie kann nicht ohne die letztere in ihrem ganzen Zusammenhange gedacht werden, und ist ohne sie äußerst trostlos.

Hieraus ist auch einleuchtend, daß Religion nicht so sehr zum Entschlusse, als vielmehr zur Ausführung des Entschlusses, Bedürfniß sey. Achtung gegen das Gesetz in seinen Willen aufzunehmen, den Vorsatz zu fassen, sich darnach allein zu richten und ihn auch wirklich in einzelnen Handlungen geltend zu machen, dazu wird nichts weiter erfordert, als Kenntniß des Gesetzes und dessen, was es vom Menschen verlangt. Die Verbindlichkeit dazu ist dem vernünftigen Wesen, eben darum, weil es vernünftig ist, zugleich mit gegeben. Es fordert Gehorsam von ihm schlechthin, ohne Rücksicht auf die möglichen Folgen, auf

das,

das, was sich daraus für seine Bestimmung ergeben möchte. Und hierin liegt für den freyen Menschen ein hinreichender Grund, sich ihm zu unterwerfen. Die nothwendige Achtung, womit ein ihm natürliches Gefühl dieses Gesetz ankündigt, unterstützt diesen Grund und gibt ihm Gültigkeit und wirkende Kraft. Er ist innerlich frey, und hat also das Vermögen, ihm gemäß und entgegen zu handeln. Weiter braucht er nichts, um sich auch innerlich für dasselbe zu entschließen; er kann, weil er soll. Alles Fragen wozu? und warum? ist ihm dadurch abgeschnitten, daß das Pflichtgebot die Bedingung seiner Vernünftigkeit enthält.

Indeß gewinnt doch auch schon dieser Entschluß Leben, Innigkeit und Stärke, die Aufnahme des Gesetzes wird ungemein erleichtert und befördert, wenn er an eine unendliche Fortdauer seines Wesens und an eine weise Leitung seiner Schicksale zur Beförderung des moralischen Endzweckes seiner Natur glaubt, wenn er Religion hat. Aber zur Ausführung dieses Entschlusses bedarf er des Selbstvertrauens und freudiger Aussichten in die Zukunft. Er wird da nothwendig auf die Frage geführt: wird durch die Befolgung des Gesetzes, wenn auch nicht mein sinnliches, doch mein moralisches Interesse gewinnen? — Wird durch Rechtthun auch mein Character Consistenz und Würde erhalten? Wird mein Wehrt auch ein bleibender seyn, wie das Gesetz ihn mir andeutet? Wandle ich einer grossen Bestimmung entgegen, und darf ich für die Wünsche, die aus meiner Natur hervor gehen,

Befriedigung hoffen? Wird es mir auch gelingen, werde ich es ausführen, was mein feurigster Entschluß sich so heilig und unverbrüchlich vorsetzt? Wird meine äußere Freyheit auch in der Welt und an mir selbst das darstellen, was ich mit meiner innern, der Pflicht gemäß, wähle? Wird die Natur sich an die vernünftige Bildung, die ich ihr geben soll, anschmiegen? Wird sie durch mein Schicksal und meine Lebensereignisse meine Absichten befördern, oder oft gewaltsam und mit Einem entscheidenden Schlage zerstören, was ich so mühsam errungen, niederwerfen, was ich mit so vieler Arbeit aufgebaut habe, und mich auf ewig zurückstoßen auf der ruhmvollen Bahn meiner Pflicht? Werde ich Stärke genug haben, allen Hindernissen zu widerstehen? Wird mich die Natur da, wo ich mich ihr um der Pflicht willen hingeben muß, auch tyrannisch beherrschen, und mir Sittlichkeit, als den letzten Zweck meines Strebens, unmöglich machen? oder darf ich glauben, daß ich mich auch da der Vernunft in einem höchsten Wesen hingebe, und meine Angelegenheiten eben so sichet befördere, als ich sie anderweitig befördert haben würde? Ohne die bejahende Beantwortung dieser Fragen, mithin ohne Religion, ohne moralischen Glauben, ist zwar guter Wille, aber keine dauerhafte und siegreiche Ausführung seiner Entschließungen möglich.

Das Resultat unsrer bisherigen Untersuchung ist also folgendes:

„Religion geht aus der moralischen Natur des Menschen hervor, ist von ihr unzer-

trennlich, der Verfolg des sittlichen Selbstbewußtseyns führt nothwendig auf sie hin, und ohne aus dieser Quelle entsprungen zu seyn, gibt es keine Religion. Aber eben so gewiß wirkt sie auch auf Moralität wieder zurück, ist dazu bestimmt, durch die Beruhigung, die sie dem Menschen über seine wichtigsten Angelegenheiten gibt, seine sittlichen Kräfte zu verstärken, sie durch Auflösung ängstigender Zweifel nicht allein einig mit sich selbst zu machen und ihre harmonische Wirksamkeit wieder herzustellen, sondern sie auch, durch die Gewißheit des Gelingens, mit Zuversicht, Muth und Freudigkeit zu erfüllen, sich freyer und kühner zu erheben, und sich entschlossener alles zu unterwerfen, was ihnen entgegen steht, über jedes Hinderniß den Sieg davon zu tragen."

Hierbey, nämlich bey der neuen Ansicht, die uns die Religion von der sittlichen Natur des Menschen gibt, bey dem Einflusse, den sie auf Moralität der Gesinnung und der äußern Handlungen beweiset, ist es der Mühe wehrt, noch etwas zu verweilen; weil davon eben so sehr und fast noch mehr, als von den vorhergehenden Puncten ihr Verhältniß zur Moral, und, was daraus fließt, eine richtige Schätzung ihres Wehrtes abhängt.

Welches ist nun der Gewinn, den wir uns in dieser Rücksicht von der Religion zu versprechen haben? —

Zuvörderſt — welches das Wichtigſte und ganz dazu geeignet iſt, ihre ſchönſte Empfehlung für unſer Zeitalter zu ſeyn —: die Moral betrachtet den Menſchen bloß von der einen Seite ſeiner Natur, die zwar die höchſte und edelſte, aber für ein ſinnliches Weſen auch die fremdartigſte iſt, weil ſie über alles Sinnliche und ſinnlich Erkennbare weit hinaus liegt, von Seiten ſeiner Vernunft und Freyheit. Religion umſchließt den ganzen Menſchen, ſie faßt ihn auf, wie ſie ihn findet, nimmt ſeine Natur mit allen ihren Anlagen, und bildet daraus einen Menſchen, im edelſten Sinne des Wortes, wo es die erſtere auf ein Weſen höherer Art angelegt hat. Die Moral fordert Ueberwindung alles deſſen, was nicht vernünftig iſt. Ungemein viel Erhebendes liegt zwar in dieſem Gedanken, er iſt die Bedingung, unter der der Menſch ſich allein achten kann; aber ſie entzweyt ſich eben hierin mit ſich ſelbſt. Religion führt ihn, ohne jene gewaltſamen Operationen, zu eben dieſem Ziele hin, ſie lehrt ihn auch überwinden, aber verſpricht dabey reichen Erſatz, und erzieht ihn ſo durch Sittlichkeit zur vollkommnen Einigkeit mit ſich ſelbſt. Sie unterwirft ſeine Triebe der Vernunft und befördert zugleich ſeine ſehnlichſten Wünſche.

Die Empfindungen, die ſie erweckt, ſind eben ſo erhebend, wie die, die das Geſetz der Pflicht hervorbringt, Empfindungen des Erhabenen und Unermeßlichen, aber dabey in das Gewand der Menſchlichkeit gekleidet, ſanft und genußvoll. Der blendende Glanz, der jene umgibt, iſt in ein milderes Licht verwandelt. Die Moral

will

will den Menschen zum Gotte erheben; Religion zieht das Göttliche, ohne seiner Würde etwas zu nehmen, zum Menschlichen herab, zaubert das himmlische Ideal in seine Hütte hernieder, und macht es so dem Sterblichen näher verwandt, seinem Herzen liebenswürdiger. Moral stellt ein ehrwürdiges Gesetz in gebietender Strenge auf; Religion mildert diese ernste Würde durch die liebliche Klarheit des Gefühles. Moral fordert hohe Güte der Gesinnung, unverbrüchliche Treue gegen das Pflichtgebot; Religion führt ihm jene in Verbindung mit seinen übrigen Verhältnissen, Fähigkeiten, Empfindungen und Begriffen, so wie mit den Einschränkungen, die seiner Menschennatur ankleben, entgegen. Sie läßt keine Kraft in ihm unentwickelt, bildet sie alle harmonisch aus, vereinigt sie alle unter das Gesetz. Sie benutzt jedes Gefühl und jeden Wunsch, die mit der moralischen Anlage, ohne ihr zu widersprechen, verbunden sind, ihn zu einem vollendeten Ganzen zu machen. Sie paart das Gute mit dem Schönen, das Edle mit dem Gefälligen, das Pflichtmäßige mit dem Anmuthigen und Schicklichen, und führt ihn auf dem Wege des Geschmackes zum innern Heiligthume der Vernunft. Sie vereinigt Kopf und Herz, und erzieht ihn zur Humanität, zu einem menschlich-moralischen Wesen.

Religion lehrt keine neue Pflichten, wohl aber gibt sie der pflichtmäßigen Gesinnung neue Richtungen, legt ihr neue Gegenstände unter, die sie zu bearbeiten hat und worauf sie anwendbar ist. Sie selbst entspringt aus dem Bewußt-

wußtseyn des Gesetzes, mithin aller unsrer Pflichten in ihrem ganzen Umfange. Müßten einige Pflichten erst aus ihr entstehen oder durch sie erwiesen werden: so hätte sie selbst nicht da seyn können. Sie entwickelt sich aus der moralischen Natur, und kann darum nicht mehr geben als sie empfangen hat. Sie kündigt sich im Gewissen an, und findet nur in der Fülle seiner gesammten Aussprüche den einzigen Schlüssel ihrer richtigen Auslegung. Vor dem Gewissen her ist für den Menschen kein Gott: denn er offenbart sich ihm zuerst durch dieses, und aus der Deutung seines hohen Sinnes muß alle richtige und fruchtbare Gotteserkenntniß geschöpft werden. Wäre das Gewissen mit allen in ihm beschlossen liegenden Pflichten nicht: so gäbe es keine Religion; sie kann also unmöglich das Gewissen ergänzen wollen, da sie immerfort aus ihm ergänzt und berichtigt werden muß.

Alles, was der Mensch thun soll, dazu muß er einen Grund der Verbindlichkeit haben, und dieser ist allein in dem Gesetze der Vernunft und der Achtung, die dadurch in ihm, weil er selbst ein vernünftiges Wesen ist, gewirkt wird, enthalten; er ehret Gott, weil er die höchste Vernunft und selbstständige Sittlichkeit ist, und seine eigene Vernunft ihn dazu verpflichtet. Dieses Gesetz muß also alles vollkommen bestimmen, was er je zu thun hat, und was dieses Gesetz nicht bestimmt, dazu fühlt er auch keine Verbindlichkeit; die Frage: warum soll ich? bleibt dabey immer unbeantwortet. Der Gedanke: dies ist Gottes Wille, geht nicht weiter, als der: dies

ist Vorschrift der Vernunft. Alle Begriffe, die wir in dieses Ideal zusammen fassen, sind sittliche Begriffe; freylich von allen Einschränkungen befreyt, in ihrer höchsten Vollkommenheit gedacht; aber die ersten Grundzüge sind immer Eigenthum der moralischen Natur. Blinde Willkühr in der Festsetzung ihrer Gebote würde dieser Vernunft widersprechen, den ewigen Gesetzen sittlicher Güte entgegen seyn. Religiöse Statute und Observanzen als etwas zu denken, das dem Menschen an und für sich schon in den Augen des höchsten Wesens Werth geben könnte, ist widersinnig und entehrend für dieses Wesen. Hiermit streitet indeß nicht die Behauptung, daß die Religion gewisse äußerliche feyerliche Gebräuche vorschreiben könne, die einen natürlichen Einfluß auf die Beförderung und Belebung des moralisch-religiösen Sinnes haben; aber diese sind alsdann nicht unmittelbar durch Religion, sondern durch das Gesetz der Pflicht selbst geboten, welches alles zu thun befiehlt, was auf Sittlichkeit einen wohlthätigen Einfluß beweiset. Sie werden in eben dem Augenblicke Pflicht für ihn, als sich ihm ihre moralische Beziehung offenbart; die Religion war nur die Veranlassung dazu.

Eben so verhält es sich auch mit den pflichtmäßigen Gesinnungen des Menschen gegen ein höheres Wesen. Sie werden nicht erst durch Religion dem Menschen aufgelegt; denn sie sind schon bestimmt in andern Forderungen des Gesetzes enthalten, jene gibt ihnen nur die Beziehung auf bisher unbekannte Gegenstände. Das Gesetz nämlich stellt nur die allgemeinen Grundsätze

auf, nach denen gehandelt werden soll, die Fälle, worauf sie angewandt werden, müssen anderswoher gegeben seyn; aber damit wird das Gesetz selbst nicht erst gegeben, die moralische Natur empfängt keine Bestimmungen, die sie vorher nicht hatte. So ist es ein allgemeines Gebot der Pflicht, Achtung zu haben gegen vernünftige Wesen. Kännte ich noch keine Wesen dieser Art, so würde die Pflicht zwar fortdauern, aber von mir nicht anerkannt werden können; die Verbindlichkeit wäre da; aber sie bliebe so lange dunkel, bis mir der Gegenstand aufstieße, auf den sie sich bezieht. In dem Augenblicke, wo mir ein vernünftiges Wesen erscheint, tritt die Pflicht auch vor mein deutliches Bewußtseyn, und ich fühle mich gedrungen, es zu achten; meine schon vorhandene pflichtmäßige Gesinnung richtet sich darauf hin. In eben dieser durch das Gesetz geheiligten Maxime liegt nun auch die Aufforderung zur unbegränzten Ehrfurcht, zur gänzlichen Hingebung meines Wesens an die höchste und vollendete Vernunft. Wird mir eine solche als etwas wirklich Vorhandenes bekannt: so bin ich mir auch dieser Aufforderung bewußt. Religion lehrt es mich in dem moralischen Regierer der Welt kennen, und führt dadurch meine schon durch das Gesetz vorhandene Gesinnung zu ihrer nähern Entwickelung. Das Vertrauen, womit ich ihn ehre, auf meine Bestimmung und den Lauf der Welt hinblicke, ist keine Gesinnung, die durch den bloßen Gedanken an ihn oder seinen Befehl erzeugt wird. Es entspringt mit dem Glauben an ihn zugleich aus meiner höhern Natur,

tur, und iſt darum Pflicht, weil Religion ſelbſt Pflicht iſt.

Religion verſtärkt auch keine moraliſche Verbindlichkeit, die allein durch die Geſetzmäßigkeit einer Handlung gegeben und beſtimmt werden kann, ſondern ſie hebt nur die Zweifel, die einer ſchon erkannten Verbindlichkeit entgegen ſtehen möchten. Eine Pflicht wird darum nicht an und für ſich heiliger, weil ſie als Gottes Wille erſcheint; denn ſie iſt dieſes nur dadurch, und kann nur deßwegen ſo angeſehen werden, weil ſie aus der Vernunft, als der moraliſchen Geſetzgeberinn, hervor geht; ja wir legen Gott nur Heiligkeit bey, in wie fern er als Ideal der durch das Geſetz geforderten Sittlichkeit gedacht wird. Etwas um Gottes Willen thun, und weil es die Vernunft gebietet, iſt im Grunde einerley, durch das eine wird der Menſch nicht größer und moraliſch beſſer als durch das andre, es iſt nur eine veränderte Anſicht eines und deſſelben Geſetzes. Religions-Pflicht und Gewiſſenspflicht ſind nicht weſentlich verſchieden; daß ich etwas um Gottes Willen thun ſolle, wird mir durch das Gewiſſen vorgeſchrieben. Die entgegen geſetzte Meynung müßte offenbar zur Irreligion und Immoralität führen. Aus ihr würde folgen, daß das Sittengeſetz für ſich noch nicht ſo feſt begründet ſey, um nicht noch einer äußern Legitimation zu bedürfen; aber alsdann würde auch Religion nicht darauf gegründet werden können; die Pflicht wäre ſelbſt nichts, und es gäbe auch keine Religion, der Glaube an ein moraliſches Ober-

haupt

haupt der Vernünftigen fiele zugleich mit ihr weg, wenn sie durch ihn erst befestiget werden müßte.

Damit wird aber nicht geläugnet, daß das Gefühl der Verbindlichkeit für den Menschen verstärkt, ihre Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit ihm sinnlicher und lebhafter dargestellt, der Begriff einer moralischen Nöthigung ihm einleuchtender werde, wenn er sich noch über dem Gesetze einen heiligen Gebieter, ein sittlich vollendetes Wesen denkt, das zugleich der allgegenwärtige Zeuge seiner Handlungen ist. Daher muß auch das feste Vertrauen, daß es ihm immer möglich seyn werde, gut zu seyn und recht zu handeln, die Gewißheit, sein Ziel durch guten Willen erreichen zu können, die die Religion dem Menschen einflößt, ihn eines Theils mit neuer Ehrfurcht gegen sich selbst und seine Pflicht erfüllen, andern Theils die Zweifel, die der Eigennutz so laut gegen das Gesetz erhebt, auflösen, die verdunkelte Einsicht von der Nothwendigkeit, ihm in allen Stücken Genüge zu leisten, wieder ins Licht stellen, und dadurch auch diese Einsicht selbst stärker und lebendiger machen.

Eben so vergeblich würde es auch seyn, einige Pflichten deßwegen für heiliger zu erklären, und ihnen eine größere Verbindlichkeit beyzulegen, weil sie etwa in einer nähern Beziehung zum religiösen Glauben und seinem Gegenstande stehen, oder die Erweisung der pflichtmäßigen Gesinnung gegen ein höheres Wesen für vorzüglicher zu halten als jede andre, und jede andre ihr unterwerfen zu wollen: denn alle unsre Pflich-

ten

ten stehen in gleichem Verhältnisse zu ihm, sie müssen, vom religiösen Gesichtspuncte aus, alle als seine Gebote betrachtet und aus Ehrfurcht gegen dasselbe erfüllt werden. Deßwegen können auch Handlungen der Pflicht gegen uns selbst und andre nie mit der pflichtmäßigen Gesinnung gegen Gott in Collision kommen: denn sie sind nichts anders als die Erweisung derselben, und eine unmittelbarere gibt es nicht. Aeußere Gebräuche, Andachten, Gebete und öffentliche Gottesverehrungen sind nicht als Pflichten gegen Gott, sondern als Erweckungs- und Beförderungsmittel einer thätigen Tugendübung zu betrachten, und müssen deßwegen der letztern, wie die Mittel dem Zwecke, nachgesetzt werden. Der Wahn, als ob Religion die Verbindlichkeit gewisser Pflichten, zum Nachtheile der übrigen, verstärke, führt zur Hierarchie und zum Pfaffenthume; aus ihr folgen Sectengeist und Intoleranz; Bigotterie und Andächteley treten an die Stelle der Sittlichkeit, und stürzen die letztere von ihrem ehrwürdigen Throne herab, um sich selbst mit dem glänzenden Gepränge eines äußerlichen Cultus darauf zu brüsten.

Religion verändert auch die Triebfedern der Sittlichkeit nicht — das wäre wieder Zerstörung aller wahren Moralität —; aber sie verstärkt sie, macht sie anschaulicher und eindringlicher für den fühlenden Menschen durch die neue Ansicht, die sie ihm von seiner Bestimmung, von seiner Freyheit, von den Beziehungen seines moralischen Wesens und von der Natur um ihn her gibt. Wo die Moral bloß aus Achtung ge-

gen das Gesetz gebietet, seine Pflicht zu thun, da unterstützt Religion diese Anforderung durch Hinweisung auf die ewige Bestimmung des Menschen, macht dadurch dem Willen Gewissenhaftigkeit, auch in den kleinsten Fällen, mit Aufopferung seiner süßesten Wünsche, leichter, und lehrt ihn diejenige Nüchternheit des Geistes, die ihn allein im Gedränge großer Versuchungen und aufgewiegelter Leidenschaften seiner Pflicht treu erhält. Das bloße Gebot der Vernunft, du sollst, über welches die Moral nicht hinaus geht, hat eben in dieser entscheidenden Kürze, womit es sich der widerstrebenden Neigung entgegen drängt, ungemein viel Großes und Rührendes; aber noch lebhafter stellt sich mir dieses Große und Rührende dar, wenn ich mich durch das Gesetz bis zu derjenigen Unendlichkeit erhebe, von der es die Verheißung umschließt. Ich stehe dann mit staunender Ehrfurcht vor mir selbst da, erblicke in mir bewundrungsvoll den Unsterblichen, und wenn ich das ganze Gewicht dieses Gedankens fühle, dann ist kein Wunsch so süß, keine Begierde so schmeichelhaft, keine Leidenschaft so heiß und mächtig, die ich nicht willig aufopferte, um nur meiner hohen Bestimmung wehrt zu seyn. Ich betrachte alle meine Handlungen als eine fortlaufende Reihe, die ich auf der Bahn zu meinem großen Ziele zu durchwandeln habe; jedes Ausweichen, sey's auch nur, um eine Blume am Wege zu pflücken, wird mir unaussprechlich wichtig, vielleicht entfernt es mich auf immer von meinem Ziele, oder führt mich nur erst spät durch tausend Abwege und Irrungen, durch die

ich mich mühsam hindurch kämpfen muß, zu ihr hin. Jede schlechte That drückt meinem Character vielleicht auf immer das Gepräge der Schande und Nichtswürdigkeit auf, verdammt mich vielleicht, nie jene Reinheit und Güte zu erreichen, die doch ewig das heiß-ste Verlangen meines bessern Selbstes bleibt. In jeder guten Unternehmung habe ich nicht bloß würdig und mit mir selbst einstimmig gehandelt; ich habe mich veredelt zu dem, was für mich ewige Seligkeit ist. Wie ein waltender Genius schwebt dieser Gedanke allmächtig und schützend über der wenig befestigten Tugend des Menschen.

Da, wo die Moral Rechthun aus Achtung gegen ein Gesetz fordert, das allein aus unsrer Brust redet, dem der Mensch erst eine sinnliche Hülle umwerfen muß, um es ganz zu begreifen und mit Interesse zu umfassen: stellt uns Religion dieses Gesetz als den Willen des heiligsten Wesens dar, dessen Gedanke das ganze Gemüth mit tiefer Ehrfurcht durchdringt, der durch die Natur, durch jedes Schicksal und durch jede Lebensveränderung zu unserm Herzen redet und uns laut zuruft: seyd heilig, rein und gut, wie ich ewig und unvergleichbar heilig, rein und gut bin. Es gehöret schon eine gewisse geistige Consistenz, eine Abstractions-Gabe, die durch Philosophie gebildet seyn muß, dazu, um das Gewicht der moralischen Selbstachtung und Selbstverachtung empfinden zu können. Der gewöhnliche Mensch kann sich selten dahin erheben — und wenn ihn seine Natur auch erhebt, so stürzen ihn speculatives Räsonne-

ment und die Klügeleyen des Eigennutzes wiede
nieder —, das moraliſche Geſetz als etwas, vo
ſeiner ſinnlichen Natur ganz Abgeſondertes, un
ihm doch ſo weſentlich Angehöriges zu betrachten
Der Gedanke zweyer verſchiedener und doch ſ
innigſt verbundener Weſen iſt ihm ein unauflösli
ches Räthſel, und eine natürliche Trägheit ſtimm
ihn bald dazu, ſich gegen ſeine Anlage zur Mo
ralität gleichgültig zu zeigen. Er iſt ſo seh
daran gewöhnt, nur in ſeinen ſinnlichen Empfin
dungen und Neigungen ſich ſelbſt zu fühlen, da
ihm das Gebot der Pflicht als eine leere Abſtrac
tion, als eine Eigenſchaft ohne Subject, dem ſi
anklebe, erſcheint. Und wenn er es auch noc
mit zu ſeinem Selbſte rechnet, ſo glaubt er doc
durch Uebertretung deſſelben ſich nicht ungetre
zu werden; indem er einem Triebe ſeiner Natu
folge, der ihm ja auch angehöre, und die abg
hende Achtung gegen ſich ſelbſt, durch anderwe
tige angenehme Empfindungen, erſetze. Ich bi
ja mein eigener Richter, ſo philoſophirt er, un
werde es alſo auch ſo genau nicht mit mir neh
men. Ganz anders wird ſeine Anſicht, wen
die Stimme des Geſetzes auf ein von ihm ver
ſchiedenes, und mit der höchſten Sittlichkeit auc
die höchſte Macht vereinigendes Weſen übertra
gen wird, und dadurch gleichſam ein ſichere
Fundament bekömmt, auf der ſie ruhe. Di
moraliſche Empfindung, die immer noch in ih
iſt, ſichert ihm den Ehrfurcht gebietenden Ein
fluß des Gedankens an jenes Weſen auf ſei
Herz. Er hat das Geſetz nun an etwas außer
ihm geheftet, wodurch ſeine Würde noch ein

leuchtender, seine Authorität noch entscheidender wird, wodurch es gleichsam die Aufsicht über sein ganzes sittliches Thun und Wirken erhält. Das Gewissen wird ihm nun göttlicher Theil seiner Natur, das Gebot der Pflicht hoher Befehl des Unendlichen, das Gesetz der Vernunft Offenbarung der Gottheit, deren Gedanken er allgegenwärtig in seinem Herzen umherträgt. Die Erinnerung, daß wir den zum unsichtbaren und immer nahen Zeugen haben, dessen Beyfall und Achtung unser höchstes Gut, dessen Abscheu das schrecklichste Uebel ist, wirkt auch da noch wohl mit Gewalt, wo wir uns über das einfache Gebot der Pflicht hinweg geklügelt haben, facht den noch glimmenden Funken des sittlichen Gefühles zur hellen Flamme an, erweitert das Herz zu einer unbedingten Wehrtschätzung des Guten, zu einem unermüdeten Eifer in demselben, und macht uns den Gedanken der Uebertretung schon fürchterlich.

Die Moral gebietet: ich soll mich in allem meinem Thun so einrichten, als ob ich im Namen der ganzen Menschheit handelte, als ob ich ihr Interesse und ihr Thun in mir vereinigte, sie lehrt mich nach Einigkeit der Menschheit in ihren Individuen streben; was den Weg zu dieser Einigkeit bezeichnet, ist Pflicht. Aber ob diese Einigkeit je etwas wirkliches seyn werde, ob sie je werde errungen werden, das hängt von der Freyheit der übrigen und der Stärke ihrer Pflichttreue ab, wozu ich freylich wohl durch Beyspiele und Lehre etwas beytragen, was ich aber doch nicht ganz herbey führen kann. Ob die allgemein gültigen

Geſetze, nach denen ich meine Grundſätze bilde, weil jeder ſich die ſeinigen nach ihnen bilden ſollte, auch allgemein geltend, und ſo die Menſchheit je ein vollendetes Ganze ſeyn werde, oder ob dieſes eine bloße Idee ſey, an die ich freylich als Regulativ meiner Maximen gebunden bin, weil ſie aus meinem Innerſten hervor geht, deren Realität aber dahin geſtellt bleibt, kann ſie nicht entſcheiden, und dadurch verliert ihr Geſetz an Anſehen und Conſequenz, obgleich die Verbindlichkeit noch immer bleibt. Religion iſt es, die dieſe Lücke ausfüllt, ſie ſtellt uns die Menſchheit als ein Ganzes dar, im gemeinſamen Streben nach Veredelung unter der Aufſicht eines höhern Weſens begriffen, durch deſſen Vermittelung im Fortgange der Zeit, je mehr ich mein eigenes Intereſſe unter das allgemeine füge, auch jeder andre das ſeinige darunter fügen und es ihm willig aufopfern wird. Freylich liegen auf der endloſen Bahn dieſes Strebens noch viele Erſchütterungen, die die Speculation irre machen, aber der Glaube ruht doch zuverſichtsvoll bey dieſem Ziele aus. Er ſchlingt dadurch die Bande feſter, die den Menſchen an Menſchen knüpfen, er vereiniget ſie williger unter ihr höchſtes Intereſſe, er ſtellt wirklich das ganze Geſchlecht als ein großes Reich der Zwecke, das ſich ſelbſt zum letzten Zwecke hat, dar. Die ſinnlichen Abſichten des Einzelnen erſcheinen da geringfügiger und unbedeutender, des ernſten Strebens kaum wehrt. Der Eifer wird durch gegenſeitiges näheres Anſchließen angefeuert, muthvoller, ſtandhafter, freudiger: denn was jetzt nur noch bloß

ſier, von der Pflicht entworfener, Gedanke iſt, ſoll einſt ganz wirklich ſeyn; was ich thue, iſt nicht vergeblich.

Und ſo verändert ſich auch unter den Händen, vom Standpuncte der Religion aus, die Anſicht der Natur. Das Todte wird leben, das Geiſtloſe, mechaniſch Getriebene, blind Nothwendige wird ſeelenvoll, frey und von der höchſten Vernunft, von einem allgemeinen Geiſte der Sittlichkeit erfüllt und geleitet. Ihre ſcheinbare Regelloſigkeit iſt hohe Ordnung, unſichtbar zwar, aber ſie offenbart ſich in einer erhabenen Ahndung. Sie hat ſittliche Zwecke zu befördern, und befördert ſie in allen ihren Geſtalten und Erſcheinungen. Unſer Schickſal iſt mit Freyheit entworfen, hat eine unerforſchliche Tendenz zur Moralität. Die Natur iſt bildſam für jede Form, die ich ihr aufdrücken, für jedes Ideal, das ich in ihr darſtellen will; ich finde durch Religion in ihr meine Würde wieder, die ſie mir zu entreißen drohte, ihre Anſicht erhebt meinen Geiſt, erfüllt mein Herz mit tief durchdringender Wärme. Ich kann ſie anwenden zu meiner Bildung, ſpricht der Glaube, und ich ſollte es nicht! Ich kann ihren Einfluß leiten nach einem ſelbſtgegebenen Geſetze, und ich ſollte mich ihr hingeben! Alles, was ich in ihr erblicke, verkündigt mir laut die Größe und Majeſtät des Ewigen und des Geſetzes der Sittlichkeit, wodurch er der Ewige iſt, das auch in meiner Bruſt wohnt. Von jeder Betrachtung kehre ich voll Rührung und Erſtaunen zurück, fühle mich unausſprechlich ſelig in meinem Verhältniſſe zu ihm, edler Stolz beſeelt

mich über die hohe Stufe, die ich unter den Lebendigen einnehme; und ich sollte diese Würde verläugnen, dieses vorzugsvollen Ranges selbst mich unwürdig machen! Das Gemüth verliert sich in Bewundrung über der moralischen Weltbetrachtung, wozu es an der Hand der Religion geleitet wird, und diese Bewundrung geht über in einen frommen Enthusiasmus, die Weisheit, die wir außer uns finden, auch in unserm Herzen darzustellen; sie ist verjüngtes und befördertes sittliches Leben.

Endlich gebietet die Moral, alle Neigungen, die dem Gesetze widerstreben, durch eigene Kraft, ohne Rücksicht auf den zu erwartenden Genuß, niederzuschlagen; sie gibt ihm nichts als die Achtung, die in seiner Natur für das Gesetz liegt, und raubt ihm dagegen oft, in Verbindung mit feindseligen Umständen, die Ruhe und Zufriedenheit wieder, die das einzige Gut ist, dessen der edle Mensch sich noch mit Zuversicht erfreuen könnte, und verpflichtet ihn zu einer, vielleicht ewigen trostlosen Resignation. Eben hierin liegt auch der nicht zu verläugnende Character wahrer Sittlichkeit. Eine Neigung der andern hingeben, um diese desto dauerhafter befriedigt zu sehen, ist keine Tugend, ist Unlauterkeit, wo nicht gar innere Verderbtheit der Gesinnung, und jede eigennützige Rücksicht benimmt unserm Rechthun eben so viel an Werth, als sie selbst bey uns vermocht hat. Religion mildert diese harte Forderung, welches sie allerdings auch für den sinnlichen Menschen bedarf, ohne jedoch dadurch die Lauterkeit der pflichtmäßigen Denkungsart zu zerstören.

Sie

Sie ſichert ihm für die Zukunft einen moraliſchen Selbſtgenuß, eine Zufriedenheit und Seligkeit, die ſeiner allein würdig ſind, und ihn, in dem Maaße ſeiner frey errungenen Güte, belohnen ſollen. Sie ſchwächt dadurch im voraus die gar zu große Lebhaftigkeit des ſinnlichen Gefühles, und erleichtert die Reſignation durch Ausſicht auf edlere Befriedigung, ohne eben dadurch bewegen oder aufmuntern zu wollen, ſchlägt die betäubende Neigungen nieder, die den Menſchen ſelten zu demjenigen Grade der Beſonnenheit kommen laſſen, wo er ſich des moraliſchen Geſetzes lebhaft bewußt wäre, und wovon alle freye Entſchließung ausgeht. Sie ſtellt das Gleichgewicht wieder her, das offenbar durch die gar zu große Uebermacht auf der einen Seite unterbrochen war, und unterſtützt uns durch freudige Hoffnungen im ernſten Kampfe für die Pflicht. Der Sittliche ſtrebt nach Tugend um ihrer ſelbſt willen, der Religiöſe nach Tugend und Wohlſeyn in harmoniſcher Verbindung, um der Tugend willen.

Durch alle dieſe neuen Anſichten, die die Religion dem Menſchen von ſeiner ſittlichen Beſtimmung gibt, wird nun auch ein eigenes Gefühl in dem Herzen hervor gebracht, das eines Theils mit dem moraliſchen ſehr nahe verwandt iſt, andern Theile aber auch verſchiedene neue Miſchungen und Zuſätze, durch die verſchiedenen Rückſichten und Beziehungen, in denen die moraliſche Natur hier betrachtet wird, erhalten hat, und dem religiöſen Glauben denſelben Einfluß gibt, den das Geſetz durch das ſittliche Gefühl offenbart. Der Gedanke an Gott, den

unendlich Heiligen, der im Gewiſſen ſeinen Willen ankündigt, und den moraliſchen Regierer der Welt, der ihre ewige Ordnung bewirkt und aufrecht hält, die Tugend der Vernünftigen befördert, mit unwiderſtehlicher Macht alles auf das Sittliche hinlenkt, mit hoher unerforſchlicher Weisheit unſre Schickſale leitet, deſſen Geſinnung das unerreichbare Urbild alles menſchlichen Beſtrebens iſt, erhebt das Gemüth gleichſam über ſich ſelbſt, reißt es von allem Sinnlichen los zum reinſten und höchſten Gedanken, den es zu denken vermag, den es in der genaueſten Beziehung zu ſich ſelbſt denkt, und erwecke das Gefühl der Ehrfurcht gegen das höchſte Weſen und ſein heiliges Geſetz. In wie fern der Menſch darin ſeine Würde erkennt, gereicht ihm jene Unterwerfung ſelbſt zur Ehre, und es entſpringt daraus Achtung gegen ſeine eigene moraliſche Natur. In dieſer Rückſicht iſt das religiöſe Gefühl vom ſittlichen nur durch ſeinen Gegenſtand unterſchieden; der Menſch würde dieſe Achtung und Ehrfurcht nicht empfinden, wenn er ſich nicht in dieſem Gedanken ſeiner eignen moraliſchen Kräfte und ſeines höhern geiſtigen Lebens, aus dem der Stoff dazu hergenommen iſt, bewußt würde. Rüſtiger Muth; er begleitet den Entſchluß.

Der religiöſe Glaube, in wie fern er uns die Gewißheit unſrer ewigen Beſtimmung und ihre vollendete Erreichbarkeit verbürgt, verwandelt die Achtung und Ehrfurcht, die immer mit einem gewiſſen Gefühle des Widerſtandes verbunden ſind, und daher ihren herrſchenden Character nehmen, in Zuverſicht, Vertrauen und Freude,

die

die durch die Gewißheit des Gelingens, beym Bewußtſeyn eines ſtandhaft guten Willens, hervor gebracht werden, und den edel denkenden Gläubigen bey allen ſeinen Unternehmungen beſeelen. Getroſter Muth; er begleitet die Ausführung und beharrliche Durchſetzung des Entſchluſſes, entwickelt ſich da unvermeidlich, und gibt Unerſchrockenheit des Geiſtes.

Endlich beruhigt auch die religiöſe Ueberzeugung den Tugendhaften im Unglücke, das er im Dienſte ſeiner Pflicht erduldet, in den Beſchwerden, die er ihm auflegt, und den mannigfaltigen Aufopferungen, die er darbringen ſoll. Sie verſpricht ihm reichen Erſatz in der ſeligen Zufriedenheit, die der theuer errungene, aber ſüße Lohn ſeiner edlen Bemühungen iſt. Kein Entſagen wird ihm ſo ſchwer, über das er nicht, voll vom Gedanken an ſeine Pflicht und an ihre großen Verheißungen, hinweg ſähe. Die ſchönen Hoffnungen der Zukunft ſind zwar nicht die Triebfedern ſeines Rechthandelns, aber ſie laſſen ihn doch deſſen in allen traurigen Umſtänden froh werden, und mit dem Glauben an ſich ſelbſt in ſeinem Herzen heiter um ſich her blicken. Ruhige Ergebung und freudige Ausſicht ſind die Stimmung dieſes angenehmen Gefühles. Froher Muth; er begleitet uns in den Kampf mit unſrer eigenen ſinnlichen Natur.

Dieſes alles zuſammen genommen entſteht aus dem Glauben an Gott und Unſterblichkeit. Erhebende Fröhlichkeit, ſtiller, würdiger Ernſt, mit dem zarten Ausdrucke eines ſanften, heitern und unbefangenen Geiſtes zeichnen den Mann

aus,

aus, deſſen ſittliches Gefühl vom moraliſchen Herzensglauben geleitet, unterſtützt und belebt wird, und ſich dadurch in ſeinem Beſtreben, gut zu ſeyn und beſſer zu werden, ungemein geſtärkt und befördert ſieht.

Religion haben heißt demnach, ſich, durch das Bewußtſeyn der Pflicht und des ſittlichen Geſetzes, unvermeidlich zum Glauben an Gott und Unſterblichkeit getrieben fühlen, die Hinweiſung ſeiner Natur auf dieſe beyden großen Gegenſtände mit Energie des Geiſtes auffaſſen, das Geſetz als Gebot des höchſten Weſens, und dieſes Weſen ſelbſt als den Herrn der Natur, den allgegenwärtigen Regierer menſchlicher Dinge, ehren, alle die Regungen in ſich empfinden, die dadurch im Herzen wieder aufgeweckt werden. Weiſer, ruhiger und froher Sinn, lebendiges Gefühl ſeiner Pflicht, das ſich im ganzen Weſen durch eine gewiſſe ſtille und feyerliche Würde verherrlichet, ſind der Character des Religiöſen.

Religion haben iſt die Ehre des Menſchen. Sie iſt wahres Bedürfniß ſeiner höhern Natur, das ihm auf derjenigen Stufe ſeiner Cultur, wo er ſich bis zu ihm entwickelt hat, gewiß fühlbar werden muß, wenn nicht Sinnlichkeit alle ſeine Wünſche verſchreiben und herab gewürdigt, verirrte Speculationen oder Stumpfheit des Geiſtes ihn ſich ſelbſt fremde gemacht haben. Er iſt zu ihr beſtimmt und lernt durch ſie ſeine Beſtimmung kennen, richtiger begreifen und die Zweifel zerſtreuen, die ſie umgaben. In ihr erheben ſich Verſtand und Herz zum Höchſten, was er denken, wozu ſich ſein Gefühl aufſchwingen kann, in deſ-

ſen

ſen Gedanken er über ſich ſelbſt hinaus reicht. In ihr offenbart ſich ihm ſeine Würde in einer Reinheit und Erhabenheit, die er ohne ſie nicht einmal ahnden könnte, und doch dabey in einem ſo gefälligen, ſanften und menſchlichen Glanze, der ſie dem Manne von gebildetem und humanem Gefühle ſchon deßwegen empfehlen muß, wenn er auch kein höheres Intereſſe an ihr zu nehmen wüßte: weil er in ihr ſich ſelbſt ſo harmoniſch wieder findet. Aber ſie hat ein noch weit edleres, moraliſches Intereſſe, ſie macht das Herz ruhig, groß, muthig, ſtandhaft, entſchloſſen und unerſchrocken, in allen Umſtänden ſeine Pflicht zu thun, und ſich dabey durch keine Hinderniſſe ſchrecken, durch keinen Preis in der Welt abhalten zu laſſen.

## Achter Abſchnitt.

# Von der Natur und dem hohen Wehrte einer ſittlichen Denkungsart.

Sittlich wird überhaupt etwas durch die Beziehung, worin es auf unſre höhere Natur ſteht; ſey es als Mittel, ihre Zwecke zu befö-dern; oder als vorbereitende Anlage, ſie zum Bewußtſeyn und mit unſerm ganzen übrigen Weſen in Einſtimmung zu bringen; oder als Folge, die daraus für den handelnden und empfindenden Menſchen hervor geht; oder als Grund, worauf ſie ſelbſt ruht. Jede mögliche Beziehung auf jenes Hohe und Göttliche erhebt den Gedanken, das Gefühl, das Bedürfniß oder den Wunſch zum Character des Sittlichen, und gibt ihnen dadurch eigenthümliche Würde, macht ſie zu einem der edelſten Vorzüge des Weſens, dem ſie verliehen wurden.

In einem beſondern Sinne aber wird Sittlichkeit denjenigen Handlungen und Kraftäuſſerungen zugeſchrieben, die einer Beurtheilung nach dem Geſetze fähig, alſo durch Freyheit gewirkt

wirkt ſind, und darum entweder als gut oder als böſe erkannt werden. Sie ſtehen entgegen den Nichtſittlichen.

Gewöhnlich indeß verſteht man unter der Sittlichkeit einer Handlung oder eines Vorſatzes, und beſonders, wenn von ihrer Quelle der Geſinnung die Rede iſt, ihre moraliſche Güte, ihre Angemeſſenheit zu dem Geſetze, ihren ſittlich vernünftigen Character und ihr Beſtehen ſchlechthin um jenes Geſetzes und dieſes Characters willen, ihr Gewirktſeyn aus Achtung gegen die Pflicht. Sie ſteht in dieſer Hinſicht der Unſittlichkeit oder moraliſchen Verkehrtheit entgegen.

Die Denkungsart des Menſchen iſt das Syſtem ſeiner practiſchen Ueberzeugungen, ſeiner davon abhängigen Gefühle, Neigungen und Entſchließungen, in wie fern ſie aufs Thun Einfluß haben, die Grundſätze, die der Wille als ſeine höchſten angenommen, für ſein ganzes Verhalten feſt geſetzt und durch freye Kraft ſanctionirt hat. Hier iſt der eigentliche Punct, wo Sittlichkeit im Menſchen anhebt, und wo er ſich ſelbſt ein Gegenſtand der Beurtheilung nach moraliſchen Geſetzen ſeyn kann. Seine theoretiſchen Einſichten und Ueberzeugungen erfolgen nach nothwendigen Regeln, die in der urſprünglichen Natur des Verſtandes liegen; bey ihnen kann ihre Wahrheit und Richtigkeit, nie aber ihre ſittliche Güte in Anſpruch genommen werden; als nur eines Theils, in wie fern Neigungen und herrſchende Wünſche oft auf das Denken Einfluß haben und die Einſicht des Wahren erſchweren,

die

die durch eine Entledigung von allem Intereſſe, durch die Behauptung einer gewiſſen Unpartheylichkeit und Unbefangenheit des Geiſtes, eine ruhige Reſignation, in Anſehung des Reſultates unſrer Unterſuchung, herbey geführt worden ſeyn würde, und wo alſo die Pflicht Wahrheitsliebe gebietet; andern Theils, in wie fern die Richtung, die wir unſern Forſchungen geben, der letzte Zweck, den wir dabey beabſichtigen, allerdings mit Freyheit gewählt wird, wo das Geſetz befiehlt, nicht um des Genuſſes, ſondern um der Pflicht willen zu forſchen, und ihre gewiſſenhaftere Erfüllung — nicht geiſtige Schwelgerey, Speculationsſucht, Ehrbegierde ꝛc. zur Triebfeder aller unſrer wiſſenſchaftlichen Bemühungen zu machen.

Sittlich iſt demnach unſre Denkungsart, wenn unſre Gefühle, in wie fern ſie die Beſtimmungsgründe zu Handlungen enthalten, unſre Wünſche, Neigungen und Beſtrebungen durch das Geſetz veredelt und nach ſeinen Vorſchriften geordnet ſind, wenn ſie nicht mehr um ihrer ſelbſt, ſondern um der Vernunft willen, und nur unter den von ihr feſtgeſetzten Einſchränkungen unſern Willen leiten, wenn das Naturgefühl dem ſittlichen unterworfen, die ſinnliche Begierde durch vernünftige Grundſätze beſtimmt iſt, wenn ſelbſt all' unſer Denken und Begreifen von einem ſittlichen Intereſſe belebt wird, und das Einige, wahrhaft Große, über allen Wehrt des bloßen Wiſſens Erhabene, immer im Auge behält. Sittlichkeit der Denkungsart iſt alſo hohe Einigkeit der geſammten natürlichen

und

und geiſtigen, ſich ſonſt widerſtreitenden, Kräfte der Menſchen, nicht durch Unterwerfung der einen unter die andre, nach einem Prinzip des größern Wohlbefindens; ſondern allein durch Vernunft und ihr heiliges Geſetz bewirkt. Sie iſt veredelte und vollendete Menſchheit im Menſchen, die reinſte Darſtellung deſſen, was er nach der Weiſung ſeines Herzens werden ſoll, welches zu denken ſchon ſo erhebend und ſo ehrenvoll für ihn iſt, herrſchende Geſinnung, unverbrüchlicher, ſiegreicher, durch religiöſen Glauben geſtärkter und ausſichtsvoller Entſchluß, ſtets zu thun, was die Pflicht will, ſchlechthin weil ſie es will, was auch immer die Folgen davon ſeyn mögen.

Der Menſch iſt zunächſt ein ſinnliches Weſen, als eines ſolchen wird er ſich ſeiner am früheſten bewußt. Seine ſinnlichen Empfindungen bleiben deßwegen auch ſein ganzes Leben die lebhafteſten und mächtigſten. Sie ſind es, die ihn an die Welt um ihn her anknüpfen, durch die er zuerſt in Verbindung mit Menſchen ſeiner Art tritt, denen er ſich wohl, im Fortgange ſeiner Bildung, auf eine geiſtigere und edlere Weiſe nähert und mittheilt, aber dabey doch immer wieder auf ſein ſinnliches Seyn und ſeine ſinnlichen Bedürfniſſe zurück geführt wird. Sinnliche Neigungen und Triebe, die aus der Beziehung der äußern Natur auf ſeine Gefühle entſpringen, ſind darum auch die nächſten Quellen ſeiner Handlungen. Nicht allein, daß ſein Thun, ſo lange er ſich des moraliſchen Geſetzes noch nicht bewußt iſt, durch ſie allein beſtimmt wird; ſie eröffnen auch ſelbſt ſeinem pflichtmäßigen Handeln den Ue-

bergang in die wirkliche Welt, reichen ihm den Stoff dar, den es bearbeiten, dem es seine höhere Form aufdrücken soll. Ohne sie würde sein ganzer Character ewig ein bloßer schwebender Entschluß bleiben, dem es an Festigkeit und innerer Haltung fehlte, den er deßwegen auch nie auf bestimmte Begriffe zurück führen könnte.

Von diesen geht also alle Veredlung aus; auf sie und in ihnen äußert sich zunächst die sittliche Denkungsart, die nichts anders ist, als die Heiligung der natürlichen Triebe und Bestrebungen des Menschen durch das Gesetz der Pflicht. Der moralisch Denkende nimmt sie darum nicht an und für sich, nicht unumschränkt, sondern nur in so fern, als das Gesetz sie und die in ihnen beschlossen liegenden Kraftäußerungen billigt, oder als Pflicht fordert, in seine practischen Grundsätze auf. Selbst den Wunsch, die geheime Neigung, die ihnen angehören, unterdrückt er, wenn er diese Billigung oder Forderung nicht in seinem Gewissen vernimmt; die Gränzen dieser Billigung überschreiten sie bey ihm nicht, und darum ist Harmonie in der Seele des Sittlichguten. Selbst in denjenigen Puncten, in denen sie mit dem Gesetze zusammen fallen, sind sie nicht um ihrer selbst und um der Lust willen, die sie darbieten, sondern nur um des Gesetzes und seines erhabenen Befehles willen, wirksam; jenes ist das belebende Prinzip, das sie in Bewegung setzt, und ohne welches sie ewig todte Kräfte blieben.

Der Unsittliche gibt sich ihnen unbedingt hin, er handelt nicht durch sie, er läßt sich von ihnen fortreißen zum Handeln, er verfolgt die

Zwecke,

Zwecke, die sie ihm vorschreiben, um des Vergnügens willen, das er von ihnen erwartet, er opfert den einen dem andern auf, weil er sich größern Genuß davon verspricht, oder er gibt sich demjenigen hin, was sich ihm in jedem Augenblicke als das Annehmlichste und Wünschenswehrteste darstellt, was am stärksten und lebhaftesten auf ihn wirkt, und ist stets uneins mit sich selbst, hat entweder gar keine oder immer wandelbare Grundsätze; in seinem Herzen ist ein ewiger Kampf wilder, regelloser Naturkräfte. Er ist Sclave seiner Lüste, bald mit, bald ohne Verstand. Der Sittlichgute bringt das Interesse seiner verschiedenartigsten Bestrebungen zur Einstimmung, indem er sie alle einem höchsten unterwirft; er hat einen Endpunct erreicht, woran sie sich alle friedlich anschließen. Die höchste Stufe seiner Bildung ist errungen.

Deutlicher wird die Natur der Sittlichkeit, wenn wir noch einen Blick auf das Gesetz werfen, wornach und wodurch sie gebildet ist.

Die Vernunft will Einheit aller menschlichen Individuen in ihren Maximen, und mithin auch in den natürlichen Bestrebungen, woraus sie hervor gehen. Jeder gehört nach ihrer Vorstellungsart zum Ganzen, und soll sich nur in Beziehung auf das Ganze betrachten. Daher das Gebot: sey in deiner Denkungsart und in denjenigen Neigungen, deren Befriedigung dein Wille sich vorsetzt, einig mit dir selbst, in wie fern du Mensch, d. h. mit allen andern ein und derselbe, und wie gegen sie, so auch gegen dich

gesinnt bist; deine Gesinnungen und Maximen seyen menschlich, so wie sie seyn müßten, wenn sie als Gesinnungen und Maximen aller gedacht, ohne sich zu zerstören, neben einander bestehen sollen. Der Sittlichgute befolgt diese Vorschrift, ohne auf die Forderungen des Eigennutzes zu hören, er stellt in sich selbst das Interesse der Vernünftigkeit, welches das Interesse der Menschheit überhaupt ist, dar, und opfert ihm jeden Wunsch, jede Absicht und jeden Grundsatz auf, der damit nicht bestehen kann, der ihn als ein nur für sich eingenommenes, der Menschheit widerstrebendes und von ihr abgesondertes Wesen characterisiren würde. Er ist vereinigt mit allen unter einen Gesammtzweck, und auf diesen ist alles in ihm zurück geführt. Jeder dagegen sich regende Wunsch, jede mächtige Leidenschaft werden in ihrem Aufkommen, durch die Gewalt des Gesetzes, niedergeschlagen und ihm allein untergeordnet. Er handelt deßwegen auch immer nach solchen Grundsätzen, die allgemein gültig sind und allgemein geltend seyn können, die er befolgen würde, wenn er die Menschheit selbst, jeder Einzelne sein Glied wäre, und er, bey allem seinem Thun, etwas, das zu ihm gehörte, behandelte.

Die Vernunft stellt sich und ihr Interesse, die Selbstständigkeit der höhern Natur als letzten Zweck auf, worauf alles Handeln bezogen werden muß, und um dessen willen es allein unternommen werden darf. Sie ist selbst jenes Gemeingut der Menschheit, unter dem sie alle vereinigt sind. Der Sittlichgute hat daher jeden Zug seines Herzens so gebildet, daß die Würde der menschlichen

Natur

Natur überhaupt, als die lehte Tendenz alles seines Empfindens, Denkens und Thuns hervor leuchtet. Es ist nicht bloß alles in ihm, wie es das Gesetz will; es ist auch nur darum so, weil dadurch die höchste gemeinschaftliche Angelegenheit aller, das Ideal der vollendeten Menschheit herbey geführt wird. Diesen Zweck in sich und in andern zu befördern ist die Seele, so wohl seiner Denkungsart als seiner Handlungen, und alles, was er thut, wird so gethan, weil, wenn alle so handelten, die Selbstständigkeit und Herrschaft des Göttlichen im Menschen befördert würde. Dadurch werden selbst seine natürlichen Triebe geheiligt und zur Würde der Vernünftigkeit erhoben; dies ist ihr heiligender Geist, ohne den sie immer unrein und entehrend seyn würden. Er genießt nicht, um zu genießen, nicht um der Lust willen, sondern nur, um sich zu einem taugslichern Werkzeuge der höchsten gemeinschaftlichen Angelegenheit zu machen; und jeder Genuß, der nicht darum gewählt wird, dazu nichts beyträgt, ist ihm unsittlich thierisch, und darum verwerflich. Er befördert den Genuß und das Vergnügen andrer nicht bloß, daß ihnen wohl sey, weil er sich dieses selbst etwa wünscht, und es darum auch für vernünftig und pflichtmäßig hält, andern dazu so viel möglich zu verhelfen; er würde sie entehren, indem er sie zu beglücken dächte. Er thut es nur darum und in so fern, weil und in wie fern sie dadurch zur freyen Wirksamkeit in der Sinnenwelt, zum unverdrossenen Arbeiten am sittlichen Vernunftzwecke geschickter werden, und ihnen selbst durch das Gesetz eine moralische Zufrie-

friedenheit verheißen iſt, und er alſo, durch die Beförderung derſelben, ein Mitarbeiter an der moraliſchen Weltordnung wird. Er genießt mit Vernunft und befördert auch fremden Genuß mit Vernunft, beydes nur um der Vernunft willen und mit den Einſchränkungen, die ſie dabey vorſchreibt.

Der ſittliche Character iſt demnach ein allgemeiner Menſchen Character, Darſtellung der vernünftigen Menſchheit in ſich ſelbſt, eine ſolche Bildung und Richtung der natürlichen Neigungen und Maximen, aus Achtung gegen das Geſetz der Menſchenwürde, wodurch ſie nicht allein mit ſich ſelbſt, ſondern auch mit den Neigungen und Maximen andrer Vernünftigen zu einem Syſteme harmoniſch verbundener Menſchenkräfte, in Beziehung auf ein höchſtes Intereſſe, zuſammen ſtimmten. Eine ſolche Denkungsart iſt, auf ſich ſelbſt und dem Gefühle ihrer Größe ruhende, Conſiſtenz des Herzens, und führt, unter dem Schutze des Glaubens, zu unſrer Beſtimmung, zur Vollendung unſrer Natur.

Gleichwohl gibt es eine gewiſſe, durch die Natur ſelbſt beſtimmte, Individualität der Charactere, die keine Vorſchriften kennt, über die ſich keine moraliſche Geſetze ausbreiten, und die ſie nicht zerſtören dürfen, wenn der Menſch ein vollendetes, humanes, aus ſich ſelbſt heraus gebildetes Weſen, und nicht vielmehr ein verkrüppeltes Machwerk falſch geleiteter Kunſt, pedantiſcher Engherzigkeit und Nachahmungsſucht werden ſoll. Dadurch, daß man den Menſchen ganz vergeiſtigen wollte, ſein Ziel in ein bloßes Ideal

der

der reinen Vernunft ſetzte, und die Beſtandtheile, die in ſeinen natürlichen Anlagen und Beſchaffenheiten zu dem liegen, was er werden ſoll, überſah, dachte man ihn über ſich ſelbſt zu erheben, und ſtieß ihn tief unter ſich herab; man wollte alles aus ihm machen, und er wurde nichts — auch das nicht, was er, ſich ſelbſt überlaſſen, noch hätte werden können.

Jeder Menſch hat ſeine Individualität, ſo gewiß, als er beſtimmtes Selbſtbewußtſeyn hat. Durch ſie behauptet er ſeinen Standpunct in der Sinnenwelt und in einem großen unermeßlichen Reiche vernünftiger Weſen. Ihm dieſe Individualität nehmen, heißt, ihn von der Stelle wegdrängen, die Natur und Vernunft ihm anwieſen, ihn gewaltſam aus der Bahn fortſtoßen, die ſie ihm zu ſeiner Beſtimmung vorzeichneten. Ihm diejenigen Eigenthümlichkeiten entreißen, worauf es die Natur ſelbſt bey ihm anlegte, heißt, ihm dasjenige rauben, wodurch er eine beſtimmte Perſönlichkeit hat, und woran ſeine Menſchheit, ſeine ganze geiſtige Exiſtenz geknüpft iſt. Bloß formelle, nach reinen Vernunftbegriffen entworfene Bildung iſt nothwendig Verbildung, und bringt Verſchrobenheit des Herzens und ſolche Menſchen hervor, die zwiſchen Sinnlichkeit und Vernunft immerfort unentſchloſſen in der Mitte ſchweben, ohne dieſe beyden Extreme in der Natur an irgend einem Ende an einander knüpfen zu können, die der letztern ſich gerne ganz hingeben möchten, aber, von den Schranken ihrer Natur aufgehalten, zuletzt in verdroſſene Trägheit dahin

sinken, und nur desto unvermeidlicher ein trauriges Opfer der erstern werden.

Anlagen, Empfindungsweise, Verbindungen mit der Sinnenwelt, Ansichten von ihr und von sich selbst, Temperament, Neigungen, Urtheilskraft, Phantasie, Vernunft, Mitgefühl, ästhetischer Sinn, und das Verhältniß der beyden letztern zum moralischen Gefühle, sind in jedem Menschen in besondern und ihm eigenthümlichen Mischungen vorhanden. Alle diese Stücke hat das Schicksal schon für ihn ausgewählt, ehe er noch handeln konnte, ehe er sich seiner sittlichen Natur noch bewußt war. Hierauf soll die moralische Denkungsart gleichsam gepfropft werden; sie sind die Grundlage des ganzen Characters, die nur näher bestimmt, gereinigt und veredelt werden müssen. Ohne sie ist keine Sittlichkeit möglich; sie können also auch durch die letztere nicht aufgehoben und zerstört werden. Jeder nimmt sie, wie er sie findet, und bildet das mit freyer Kraft, was die Natur regellos hingeworfen hatte. Bey aller, durch das Gesetz bestimmten Allgemeinheit der moralischen Grundsätze und Maximen, wird sich dennoch durch die Verschiedenheit der Situationen, worin diese ihre Anwendung erhalten, und der Köpfe, durch welche sie angewandt werden, durch die gemäßigte oder erhitzte Stimmung, die Sanftheit oder Heftigkeit der Herzen, die trotzige Unbiegsamkeit oder weiche Nachgiebigkeit der Temperamente, durch die mildere oder rohere Empfindungsweise, durch die schärfere oder stumpfere Urtheilskraft, womit der Wille des Gesetzes in einzelnen Fällen erkannt,

durch

durch die größere Stärke des selbstischen oder des Mitgefühles, womit er ausgeführt wird, durch die größere oder geringere Empfänglichkeit für die Empfindungen des Schönen und Erhabenen, die gewöhnlich der Uebergang vom natürlichen zum moralischen Triebe sind, und dem letztern bald eine ernstere, bald eine fröhlichere und gefälligere Gestalt geben, und endlich auch durch das Verhältniß, worin Stand und Beruf den Einzelnen zu allen andern setzen, so wie durch die genauern Verbindungen des Lebens, Liebe und Freundschaft, eine auffallende Verschiedenheit der Charactere entwickeln, wodurch die Menschheit nicht bloß ein für sich bestehendes Ganze, sondern auch ein Ganzes von Einzelnen ausmacht, die gleichwohl durch ein gemeinschaftliches Band mit einander verbunden sind. Die Sittlichkeit, nach der der Mensch strebt und streben soll, ist Sittlichkeit im Verhältnisse zu den unterscheidenden Naturanlagen unsers Geschlechtes und jedes Einzelnen insbesondere, Humanität. Jeder soll, unter der Herrschaft allgemein gültiger Maximen, aus sich selbst heraus handeln, sie auf seine besondern Bedürfnisse anwenden, seinen eigenen Character haben. Je größer und ungewöhnlicher die natürlichen Anlagen des Kopfes und des Herzens in Verbindung mit einem lebhaften moralischen Gefühle sind, desto größer und origineller ist auch der Character, desto weniger kann er von gewöhnlichen Menschen gefaßt und begriffen werden. Der wahrhaft große Mann ist über alle Beurtheilung erhaben; der gemeine lieset nur den Buchstaben seiner Handlungen, ihren Geist erreicht

reicht er nicht. Seine Grundsätze sind zu fein gedacht, zu tief aus den Eigenthümlichkeiten seiner Natur heraus geholt, als daß jene die hohe Bedeutung seiner Entschließungen und Handlungen ganz zu verstehen vermöchten, daß sein höchster Edelmuth ihnen nicht oft Laster, seine stärkste Seite bemitleidenswehrte Schwäche, und seine überlegtesten Unternehmungen ihnen nicht fast immer paradox und räthselhaft scheinen sollten; er ist durch sich selbst vollendeter Mensch.

Daß indeß die Bemühungen, den Character zu individualisiren, auch nicht zu weit getrieben werden könne, daß die Sucht, durch Originalität zu glänzen, manchen Kopf und manches Herz zu hoch spanne, und dadurch nicht allein für Sittlichkeit der Denkungsart und des Thuns, sondern auch für die ruhige Bildung des Geistes zur Weisheit, äußerst verderblich werde, und jene hohen Kraftmenschen hervor bringe, die weder mit sich selbst noch mit der Welt eins sind, ist einleuchtend. Deßwegen gibt es, durch das Gesetz der Pflicht bestimmte, Gränzpuncte, über welche hinaus vollkommne Gleichheit seyn soll, ja wodurch diese Gleichheit selbst höchste Bestimmung des Menschen wird. Wenn es daher auch die Natur durch die heterogensten Anlagen und die eigenthümlichen Mischungen derselben, besonders bey Menschen von feurigem Temperamente, glänzendem Witze und leichter Fassungsgabe, auf gewisse Paradoxieen angelegt zu haben scheint: so kann es ihr doch nicht zur Last fallen, wenn sie in ihrer Bildung so oft verunglücken, ganz aus dem Kreise der Menschheit hinaus treten und bloße

Ge-

Gefühls- und Phantasie-Menschen werden. Die Schuld dieses Verunglückens liegt an ihnen selbst; die Natur beabsichtigte jene Ungleichheit, um ihren höhern moralischen Kräften einen glänzendern Spielraum zu eröffnen, daß sie sie durch allgemein gültige Maximen zur Einstimmung brächten, und so in jeder Rücksicht wahrhaft große und ausgezeichnete Menschen würden. Daß sie diesen Wink übersahen, die Leitung und Mäßigung ihrer Naturanlagen durch moralische Grundsätze vernachlässigten, über alles und über sich selbst hinaus wollten, dafür konnte sie nicht. Die beyden entgegen gesetzten Endpuncte der sittlichen Denkungsart, Allgemeinheit und Individualität des Characters, führen, so wie der eine von ihnen ausschließend Gegenstand unsers Bestrebens wird, zu Einem Ziele, nämlich der Ueberspannung, und machen beyde gleich unfähig für das Einige, Große. Das Gesetz gibt die Grundsätze zum Denken, Empfinden und Handeln; diese sind allgemein und müssen durch die Natur des Einzelnen näher bestimmt und angewandt werden. In diesen Grundsätzen sollen sich alle vereinigen, wo sie aufhören oder unbestimmt sind, da erst kann die besondere Natur des Individuums bestimmen.

Wahre Moralität muß lediglich aus Achtung gegen das Gesetz und die Würde, die dadurch dem Vernünftigen verliehen wird, hervor gehen. Denn nur dadurch ist der Mensch frey und der Moralität fähig, daß in ihm eine höhere und niedere, die vernünftige und sinnliche, die göttliche und menschliche Natur unterschieden,

und die letztere der erstern, als dasjenige, was durch sie gebildet werden soll, entgegen gesetzt wird; und er hat nur dadurch wahren Wehrt, daß er jene, in ihrem hohen und heiligen Gesetze, mit freudiger Achtung umfaßt und durch sie sein ganzes Herz, alle seine Gedanken, Empfindungen, Wünsche und Bestrebungen läutert und heiligt. Die letztere, in wie fern der Wille sie aufgenommen, zur herrschenden Stimmung des Herzens, zur Quelle seiner Handlungen erhoben hat, ist unlauter und unheilig, so sehr sie auch dem Buchstaben des Gesetzes angemessen, so glänzend auch der äußere Schein ist, in den sie sich hüllen mag.

Eine natürliche, wohlgeordnete Mischung von Eigennutz und Mitgefühl kann, besonders in Verbindung mit einer gesunden Urtheilskraft, Maximen des Wohlwollens hervor bringen, die sonst nur dem, dem Gesetze ergebenen Character eigen sind, kann die natürliche Heftigkeit der selbstsüchtigen Begierden mäßigen, und Harmonie aller Bestrebungen, die sich sonst widerstreiten würden, wirken; aber die Denkungsart bleibt doch natürlich, und mithin unmoralisch: weil sie nicht aus der allein lautern Quelle floß; weil nicht Freyheit, unter der Herrschaft des Gesetzes, sie herbey führte. Eben so gibt es auch eine gewisse natürliche Sanftheit, Arglosigkeit, Offenheit und Redlichkeit des Herzens, Großmuth, Mäßigkeit, Beharrlichkeit und Unerschrockenheit des Characters, die nichts weniger als sittliche Gesinnung sind, weil sie entweder vom Temperamente oder von der Stärke einer besondern

Nei-

Neigung herrührten, die zufälliger Weiſe mit dem Geſetze zuſammen ſtimmte, ſich alle andern unterwarf, und ſo Ordnung ins Herz bildete, ſeinen heterogenen Zügen eine edlere und vereinigende Form aufdrückte. Wir bewundern das dann wohl als ein ſchönes Product der Natur, worin ſich ihre bildende Kraft, bey aller ihrer ſonſtigen Regelloſigkeit, doch als kunſtvoll, weiſe und zweckmäßig zeigte. Aber Hochachtung ergreift uns beym Anblicke der durch freye Menſchenkraft errungenen Güte, erhebend und ausſichtsvoll drängt ſich uns da der Gedanke ans Herz: ſiehe, da iſt Menſchheit, da iſt mehr, als alle Natur je vermag. Das Machtgebot des Willens, ſittliche Denkungsart, ruht ganz und allein auf der Würde unſrer Natur und des Geſetzes, das uns jene darſtellt. Sie geht hervor aus des Menſchen eigner Bruſt, und drückt ſich allem auf, was in ihm iſt, nach dem Urbilde, das da beſchloſſen liegt. So wie ſie einem andern Triebe unter oder auch nur neben geordnet wird: verſchwindet jene hohe Lauterkeit, die ihr wahrſtes Weſen iſt, mithin ſie ſelbſt; ſinkt der Menſch zurück unter die Gewalt des blinden Mechanismus der Natur. Und alles, was wir etwa an ihr bewundern mögen, iſt nichts mehr als ein glänzender Nimbus, der vor dem Sonnenlichte des prüfenden Gewiſſens bald zerſtreut wird, und uns die ganze Armſeligkeit unſrer geiſtigen Exiſtenz offenbart.

Aus der Denkungsart gehen Handlungen hervor, durch dieſe wird ſie allein erkannt; die geſetzmäßige Richtung und Bildung unſrer Neigun-

gungen und natürlichen Triebe zeigt sich an unsern Wirkungen in der Sinnenwelt, und von diesen gilt also eben dasselbe, was oben von jenen gesagt wurde, sie müssen aus einer lautern Gesinnung entsprungen, nicht bloß dem Gesetze gemäß, sondern auch allein und in jeder Rücksicht durch das Gesetz bestimmt seyn. Nicht genug, daß wir unsre Pflicht thun, wir sollen sie auch thun um der Pflicht willen; das Recht soll seyn, weil es Recht ist, und wenn auch nichts von allem, was wir wünschen, daraus würde, wenn auch die ganze Welt darüber zu Grunde ginge. Das Erstere gibt allein Legalität des äußerlichen Thuns, und nur das Letztere Moralität der Gesinnung, die die Würde und höchste Ehre des Menschen ist. Der edle sittlich denkende Mensch handelt nicht gut für den Vortheil, der ihm daraus erwachsen möchte; er handelt gut, weil es so seyn soll, nach einem hohen Befehle der Vernunft, weil er sich durch seine Pflicht dazu aufgerufen sieht. Er umfaßt freudig und achtungsvoll das Gesetz in der Majestät, mit welcher es sich ihm aufdringt, ohne erst nach den Folgen zu fragen, die es ihm für seine Treue verspricht; sein Herz ist zu voll von seiner Größe und Hoheit, als daß er nur daran denken könnte. Er will nichts als das Gute, und verblendet sich absichtlich gegen das Interesse, das sein Ehrgeiz, sein Eigennutz, und selbst seine regsame Empfänglichkeit für fremdes Wohl und Wehe dabey finden möchten; wenn nur einigermaßen zu besorgen steht, daß die Lauterkeit seiner Pflichterweisung dabey Abbruch erlitte. Alles, was er aus

Tem-

Temperaments-Neigung, um des zu hoffenden Gewinnes, und selbst um des Lohnes der Zukunft willen, diesen letztern auch noch so geistig gedacht, unternahm, rechnet er sich nicht zur Tugend an, sondern er erkennt darin beschämt und demuthsvoll seine Schwachheit. Er thut, was die Pflicht will, und wenn er auch seine süßesten Wünsche aufopfern, sein heißestes Verlangen verläugnen, seine seligsten Verbindungen zerreißen, ja alles, was sein Herz liebt, hingeben müßte.

Vollkommne Sittlichkeit dieser Art, die nie das Gesetz überträte, die stets nach allgemein gültigen Maximen aus dem Gesichtspuncte der Menschheit handelte, und ihren höchsten Zweck immer um seiner selbst und des Gesetzes willen wollte, ist indeß nicht im Menschen; sie ist das Ziel, zu dem der Gute, in dem Sinne, wie es der Mensch seyn kann, *anstrebt*; und in eben diesem *Bestreben* besteht die *menschliche* Sittlichkeit. Durchaus reine und dem Gesetze in allen seinen Forderungen angemessene Moralität wäre *Heiligkeit*; sie ist über jede widerstrebende Neigung erhaben, ihre practischen Grundsätze liegen lediglich in ihr selbst, sie hat keine Hindernisse zu entfernen, und ist in jeder Rücksicht unbeschränkt und vollendet. Niemand ist heilig, als das Gesetz und sein großer Urheber, *Gott der unendlich Gute*. Menschliche Moralität offenbart sich nur im Kampfe mit Naturtrieben, die durch sie gebildet und veredelt werden sollen, aber dieser Bildung und Veredlung widerstreben, und sich selbst zur Herrschaft über

den

den Willen empor zu schwingen trachten. Sie ist fortgesetzte Tendenz, den Naturtrieb zu überwinden, und die, nach dem Befehle des Gesetzes, gefaßte Entschließung gegen jenen durchzusetzen. Die Stärke oder Schwäche, die er dazu in sich findet, hängt ab von der Stärke oder Schwäche des ersten Vorsatzes, der freyen Reflexion auf das Gesetz und des dadurch begründeten Charakters. Auch der Sittlichbeste unter den Sterblichen wird sich, bey aller Güte der Gesinnung, die er errungen haben mag, doch noch oft zu unlautern und pflichtwidrigen Handlungen fortgerissen sehen. Seine Sittlichkeit ist mannigfaltigen Prüfungen ausgesetzt, die die Lebhaftigkeit eines sinnlichen Schmerzens oder das Reizende einer geliebten Lust, die, besonders in unbewachten Stunden, noch stärker sind als das moralische Gefühl und der moralische Vorsatz, herbey führen. Kehrt er nun nach jeder Verirrung in sich selbst zurück, würdiget er die Stimme des Gewissens einer ernsten Aufmerksamkeit, welches wieder von der Stärke seiner Gesinnung abhängt: so trägt er den Sieg davon, aber nicht ohne Kampf, Aufopferung und schmerzliche Hingabe. Ueberwältigt ihn das sinnliche Gefühl, wie es auch den Guten oft überwältigen wird, ohne daß es ihm im heißen Drange des Affectes möglich wäre, auf die Stimme der Pflicht mit Freyheit zu achten: so handelt er, wo nicht gegen die Pflicht, doch auch nicht um der Pflicht willen, der Gedanke an sie entschwindet ihm, und er fühlt mit Beschämung, daß er noch keine vollkommne Sittlichkeit besitze.

Menſchliche Sittlichkeit beweiſet ſich daher nur als Tugend; und Tugend iſt das ernſte, auf feſte Vorſätze gegründete Beſtreben, überall ſeine Pflicht zu thun, in wie fern es noch manchen Verſuchungen ausgeſetzt, im Kampfe mit dem eigennützigen Triebe begriffen iſt. Nach Sittlichkeit ſtrebt der Menſch, und darin beſteht ſeine Tugend. Jene würde ihn über Natur und Schickſal erheben; durch dieſe benutzt er beyde für ihre Zwecke und macht ſie dadurch allmählig ſich unterthan.

Menſchliche Sittlichkeit oder Tugend bedarf alſo gar ſehr der Unterſtützung des religiöſen Glaubens, durch den ſie von der Möglichkeit des Gelingens ihrer Unternehmungen, ihres endlichen Sieges, bey einem ſtandhaft guten Willen überzeugt wird. Er gibt dem Menſchen höhere Kraft, muthvoll, feſt und unerſchrocken zu ſeyn, vergegenwärtiget ihm den Heiligen als den ewigen Zeugen ſeiner Handlungen, der mit ſtillem, belohnendem Beyfalle oder mit ernſtlichem Abſcheue auf ihn hernieder ſieht. Er lehrt ihn vertrauensvoll nichts für unüberwindlich halten, was die Pflicht zu überwinden gebietet, und beſeelt ihn mit einem edeln und entſchloſſenen Enthuſiasmus. Er zeigt ihm Ordnung um ihn her, und fordert ihn auf, Ordnung in ſeinem Herzen zu bewirken. Er weiſet ihn hin auf eine Unendlichkeit, die vor ihm da liegt, und die er als ſein Eigenthum anſehen, worin er dem Heiligen, durch immer näheres Anrücken, immer ähnlicher werden kann. Er gibt ihm die frohe Verheißung, mit dem Wachsthum im Guten auch immer mehr an Selbſt-

genuß und an Selbſtzufriedenheit zu gewinnen, und ſchlägt dadurch nieder die empor ſtrebende Gewalt aufgewiegelter Leidenſchaften. Von menſchlicher Sittlichkeit iſt Religioſität unzertrennlich, ſie erweckt das Zuverſichtsvolle, das der Geiſt jeder ſittlichen Bemühung iſt, und wird beym moraliſch Guten freudige Rückſicht und Ausſicht.

Hiernach läßt ſich nun auch beſtimmen, ob es Grade der Sittlichkeit gebe: eine Frage, die, durch die Verrückung des rechten Geſichtspunctes oder die Verwechſelung der verſchiedenen Seiten, von denen man ſie anſehen kann, ſo oft verwirrt, und daher bald bejahend, bald verneinend beantwortet iſt, und doch ſowohl für die Natur der Sittlichkeit und das richtige Auffaſſen ihres Geiſtes, als auch für die moraliſche Beurtheilung eines jeden Menſchen, von der äußerſten Wichtigkeit bleibt.

Betrachtet man zuvörderſt Sittlichkeit als etwas für ſich Beſtehendes, durch das Geſetz ſchlechthin Aufgegebenes und in jeder Rückſicht Beſtimmtes: ſo iſt es einleuchtend, daß es keine Grade der Sittlichkeit gebe. Sittlichkeit iſt nur das, was jenem hohen Ideale vollkommen angemeſſen iſt und um deſſen willen gewollt wird, ein feſter, überall ſiegreicher Entſchluß des Willens, der auf ſich ſelbſt ruht. Sie iſt, da hier von den Einſchränkungen, die der menſchlichen Natur durch widerſtrebende Neigungen angelegt werden, gänzlich weg geſehen wird, ſich überall gleich, freudiges Umfaſſen des Geſetzes, in dem ganzen Umfange ſeiner Forderungen, und was

ſich

ſich hier nicht gleich iſt, iſt keine Sittlichkeit, bloße Legalität des Handelns, die durch den Naturtrieb oder auch durch Vernunft, im Dienſte der letztern, bewirkt wird, oder eine ſolche natürliche Bildung, wornach man zwar nicht mehr von blinden Trieben und augenblicklichen Eindrücken fortgeriſſen wird, ſondern ſich auch von geiſtigern Begriffen, die aber doch in der That von jenen abgezogen ſind, leiten läßt. Sie als einen niedern Grad der Sittlichkeit anſehen, iſt Verdunkelung und Verfälſchung der moraliſchen Geſinnung.

Sehen wir auf die einzelnen Handlungen: ſo ſind dieſe entweder ſittlich oder unſittlich, und auch hier giebt es keine Grade. Eine Handlung iſt nie zum Theil gut, ſondern entweder ganz oder gar nicht. Beſtünde die Sittlichkeit allein in äußerlicher Geſetzmäßigkeit: dann könnte man die größere oder geringere Annäherung einzelner Handlungen zu der Forderung des Geſetzes als eben ſo viele Grade der Moralität anſehen. Aber auch die vollkommenſte Einſtimmung mit dem Geſetze der Pflicht, die durchgängigſte Angemeſſenheit zu demſelben iſt noch nicht ſittlich, wenn ſie nicht aus Achtung gegen die Pflicht hervor ging und durch ſie allein bewirkt wurde; und dieſe Achtung iſt immer eine und dieſelbe, ſie beſtimmt den moraliſchen Wehrt unſers Thuns, und iſt etwas durchaus einfaches, worin ſich keine Unterſchiede machen laſſen. Freylich leuchtet aus der einen Handlung mehr Stärke des guten Willens hervor, weil ſie etwa gegen größere Hinderniſſe durchgeſetzt, mit ſtärkerer Aufopferung unternom-

men war, als eine andre, die unter günstigern Umständen vollbracht wurde; aber das verschlägt ihr doch an und für sich nichts; entweder war sie durch die günstigen und aufmunternden Umstände allein hervor gebracht, und dann war sie nicht sittlich; oder sie war ebenfalls aus Achtung gegen das Gesetz unternommen, und dann war sie, bloß als Handlung betrachtet, der ersten an Wehrte gleich.

Ich sage, bloß als Handlung betrachtet, um dadurch einer Einwendung vorzubeugen: denn es bleibt immer möglich, daß sie unter jenen ungünstigern Umständen nicht erfolgt wäre; und dies käme dann auf Rechnung der Gesinnung, aus der sie floß. Sie als einzelne, um ihrer selbst willen vollbrachte Pflichterfüllung, behielte ihren Wehrt. Und dies führt uns auf den dritten Gesichtspunct, aus dem die oben aufgestellte Frage angesehen und beantwortet werden kann. Gibt es Grade der pflichtmäßigen Gesinnung? Dies muß allerdings in einer gewissen Rücksicht, die sich uns jetzt näher offenbaren wird, behauptet werden. Wir betrachteten nämlich im Vorhergehenden Sittlichkeit als etwas Reines und für sich Bestehendes, wie sie etwa in einem Wesen Statt fände, das, ohne Einschränkungen der Sinnlichkeit, durchaus moralisch wäre, und dessen guter Wille auch augenblicklich dargestellt würde, ohne an einen allmähligen Fortgang in der Zeit und an einen immerwährenden Kampf mit Versuchungen und Naturtrieben gebunden zu seyn, das mit dem bloßen Vorsatze auch zugleich seine wirkliche Erfüllung verbände.

bände. So ist aber nicht der Mensch; sein Vorsatz wird nur nach und nach ausgeführt, und hat immer neue Schwierigkeiten zu bekämpfen, die ihn oft überwältigen. Wenn daher auch sein erster Entschluß, gut zu seyn, die freye Aufmerksamkeit, die er auf das Gewissen heftet, das Gesetz in seinem ganzen Umfange umfaßt und nothwendig umfassen muß, wenn er wahrhaft moralisch seyn soll: so ist es damit deßwegen noch nicht in dieser Vollendung in seine wirkliche Gesinnung, in sein handelndes Leben übergegangen. Wenn auch Sittlichkeit innerlich, als Richtung des Willens, unumschränkt in ihm herrscht: so ist sie doch äußerlich wieder mannigfaltig beschränkt; so wie er sie in Handlungen auffassen will, entschwindet sie ihm vor der größern Gewalt seiner sinnlichen Begierden, die diese Herrschaft oft unterbrechen und ihn zu Vergehungen und Fehltritten verleiten lassen. In dieser Rücksicht ist Moralität der Denkungsart zwar ganz in ihm, wird aber nur, in verschiedenen Momenten nach einander, und in keinen dieser Momente ganz und vollständig, sondern immer nur zum Theile, und von andern Bestimmungsgründen oft unterbrochen, wirksam. Sie liegt, in Ansehung ihrer Vollendung, noch in zarten Keimen verschlossen, die sich allmählig zur wirksamen Güte entwickeln, und an deren Entwickelung der Mensch selbst durch Freyheit mitarbeiten soll; welches dann geschieht, wenn er dem äußern Andrange zu Pflichtwidrigkeiten widersteht, oder nach einem begangenen Fehltritte in sich selbst zurück kehrt und den Befehl des Gewissens lebendig vor's Bewußtseyn bringt.

Daher gibt es zuvörderst eine größere oder geri
gere sittliche Stärke des Willens, je nachdem
hierin mehr oder weniger glücklich ist, welche
doch eigentlich dem ersten Vorsatze, wodurch d
Character bestimmt wurde, anheim fällt.
größer nun diese Stärke ist, je mehr Keime d
an sich einigen und untheilbaren Sittlichkeit si
entwickelt haben, je mehr der Entschluß in wir
liche Pflichttreue überging, desto mehr Momen
wird die innere Güte auch äußerlich ausfüllen
Diese Momente aber hangen unter einander, un
mit denen, in welchen noch der Naturtrieb sein
Gewalt äußert, an so zarten Fäden zusammen
der Uebergang von dem einen zum andern ist
leise und stätig, daß sie in der gemeinen Beobach
tung gar nicht unterschieden werden, sonder
gleichsam zu einem Ganzen zusammenfließen, un
in dieser Verschmelzung gewisse Grade der Sit
lichkeit zu begründen scheinen: da doch im Grund
Sittlichkeit immer dieselbe, und nur der Wil
bald stärker, bald schwächer ist, sie bald in me
reren, bald in wenigern Puncten darstellt. In
eigentlichsten Sinne gibt es deßwegen auch nu
Grade der Tugend, und nicht der Moralität
durch die erstere nähert sich der Mensch der letztere
immer mehr an, und je näher er ihr gekommen
ist, je mehr sich sein Vorsatz realisirt, einen dest
höhern Grad hat er erreicht. Je geringer abe
sich seine Kraft zeigt, je weniger er noch das Ge
setz gegen den Naturtrieb durchzusetzen vermag, j
öfterer er sich noch hinreißen läßt, desto niedrige
ist die Stufe, auf der er steht.

Nach dieſer Anſicht laſſen ſich Grade der Tugend, in verſchiedener Rückſicht unterſcheiden, und zwar:

Zuvörderſt in Anſehung der Lauterkeit der Beweggründe; je nachdem dieſe mehr oder weniger entweder von der Pflicht allein, oder auch von anderweitigen, eigennützigen Rückſichten beſtimmt ſind. Zwar gibt es keine eigentliche Verſchmelzung derſelben, wodurch ſie zum Theil lauter, zum Theil unlauter würden; ſondern dieſer Schein rührt wieder, wie ſchon vorher bemerkt wurde, daher, daß nur in verſchiedenen Momenten entweder die ſittliche oder die ſinnliche Triebfeder allein wirkſam wird, und ſie daher in der Erfahrung als eine Compoſition aus beyden angeſehen werden, die um ſo viel edler oder unedler iſt, je nachdem die eine oder die andre mehr Antheil daran hatte. Im eigentlichen Sinne iſt Lauterkeit weſentlich eine, und wo ſie wirkt, iſt ſie ganz und vollendet; aber ſie wirkt nicht überall, oft tritt der Eigennutz wieder an ihre Stelle, und hier hebt Unlauterkeit an. Außerdem kann auch der gute Wille, aus Achtung gegen das Geſetz, den letztern etwas gemildert und verfeinert hervor rufen, um ihn gegen ſich ſelbſt zu gebrauchen, die Gewalt pflichtwidriger Neigungen dadurch zu ſchwächen und eine äußere Zuſammenſtimmung mit dem Geſetze zu befördern; und dies würde wieder nur eine zum Theile lautere Tugend geben. Endlich kann auch ein gewiſſes Naturgefühl, z. B. Mitleid, Handlungen hervor bringen, die das Geſetz auch würde hervorgebracht haben, wenn es nicht dadurch gewiſſer-

maßen ſchon ſeine Stelle vertreten gefunden hätte; und es nun für zweckmäßiger hielte, ſich mit andern noch mehr widerſtrebenden Neigungen zu beſchäftigen, und ſie nach der Vorſchrift des Geſetzes zu veredeln; und auch hier bliebe Unlauterkeit, die wieder ihre eigenthümlichen Grade bildete. Der Wille ſoll die Maxime des Mitleids, als Quelle wohlthätiger Handlungen, mit den Einſchränkungen und nähern Beſtimmungen des Geſetzes, und um des Geſetzes willen, aufnehmen. Der höchſte Grad der Lauterkeit iſt Reinheit des Herzens, unabhängig von allen Beſtimmungsgründen außer der Pflicht.

Zweytens laſſen ſich auch Grade der ſittlichen Kraft denken, welche größtentheils von jenen der Lauterkeit abhangen, und ſich in dem größern oder geringern Widerſtande zeigen, den der gute Wille, bloß vom Gedanken der Pflicht geleitet, den Hinderniſſen entgegen ſetzt, und wodurch er zu leichtern oder ſchmerzlichern Aufopferungen fähig, oft überwindet, oft auch überwunden wird, je nachdem die reine Sittlichkeit ſchon einen weiten oder noch nur einen engen Raum in ſeinem Herzen genommen hat, durch die Stärke des Vorſatzes und oft wiederholte Achtung auf das Geſetz. Der höchſte Grad ſittlicher Kraft iſt Seelenſtärke, die jede Aufopferung übernimmt, jeder Gefahr trotzt, jedes Hinderniß beſiegt, die unüberwindliche Feſtigkeit des Willens, gut zu ſeyn, und wenn auch alles darüber verloren ginge.

Hiervon hängt drittens wiederum ab die gröſsere oder geringere Ausbreitung der Tugend. Je nachdem das Geſetz mehrere oder wenigere Puncte in unſerm Herzen eingenommen hat: je nachdem wird ſich die vernünftige Wirkſamkeit nach demſelben auch über mehrere oder wenigere Handlungen, Verhältniſſe und Beziehungen des Menſchen ausbreiten, mehr oder weniger Züge ſeines Herzens jenem hohen Urbilde gleichförmig machen, mehr oder weniger davon in ſeiner Verbindung mit Menſchen und der Sinnenwelt darſtellen, und dieſe Verbindung ſelbſt mehr oder weniger veredeln. Ausgebreitet iſt die Tugend, die das ganze Herz einnimmt, alle ſeine Triebfedern der höchſten und reinſten der des Geſetzes unterwirft, in allem ihrem Thun ſich darnach richtet, ohne auf die Eingebungen des Eigennutzes und einer falſchen Weisheit zu hören, ganz und allein dem Gebote der Pflicht huldigt, und durch daſſelbe alle Regungen, Wünſche, Begierden und Handlungen des Menſchen zur Einſtimmung bringt. Harmonie des Herzens, der Ueberzeugungen und der practiſchen Grundſätze iſt der höchſte Grad der Ausbreitung.

Endlich laſſen ſich auch noch Grade der Dauer und der Feſtigkeit bey der Tugend bemerken. Auch die umfaſſendſte, ſtärkſte und lauterſte Güte kann, durch das öftere Wiederkehren der Hinderniſſe, den erneuerten Angriff der Sinnlichkeit und widerſtrebender Lüſte, überwunden werden, oder ſich wenigſtens einmal hingeben, worauf dann leicht noch mehrere Fehltritte folgen. Auch dies wird ſich wieder darnach rich-

ten, ob Sittlichkeit in einige oder mehrere Puncte seines Herzens und Handelns falle. Mögen die einzelnen entgegen stehenden Triebe noch so stark seyn: durch ein freyes und kühnes Zusammenfassen ihrer einzelnen und zerstreuten Kräfte wird sie mehr oder weniger im Stande seyn, sie zu besiegen, und sie, so oft sie auch wiederkehren, mit erneuerter Stärke wiederkehren, dennoch abzuweisen. Der höchste Grad dieser moralischen Dauer und Festigkeit ist Unerschrockenheit und Größe des Geistes.

Durch alle diese Rücksichten ist die höchste für Menschen erreichbare Sittlichkeit bestimmt; sie vereinigt in sich Reinheit und Harmonie des Herzens, Stärke und Größe des Geistes. Man kann diese die vier Cardinal-Tugenden nennen, weil auf ihnen alle andre beruhen. Je mehr der Mensch sie erreicht hat, je standhafter und unverdrossener er strebt, sie immer vollkommner zu besitzen, sie immer inniger mit seinem Character zu vereinigen: desto edler ist er, desto mehr Gutes wird er vollbringen und sich einer wahrhaft sittlichen Denkungsart annähern. —

---

Hieraus muß nun schon gewissermaßen der hohe Wehrt einer sittlichen Denkungsart einleuchtend geworden seyn. Denn eben darin bestehet seine Natur, daß er mehr selbst empfunden als beschrieben werden kann, daß er, über jede Schil-

derung erhaben, die Fessel der Sprache verschmäht, indem er etwas Göttliches, Uebersinnliches und Unerforschliches, — unsre Sprache im Geistigen aber nur auf Vergleichung mit dem Sinnlichen berechnet ist. Er muß deßwegen auch in jeder Beschreibung verlieren; der hohe Geist verschwindet, wenn der Buchstabe ihn aufzufassen strebt, und noch mehr, wenn er ihn, rein darstellen zu können, sich einbildet: denn er ist ein einfacher und heiliger Geist. Es läßt sich hier nichts weiter thun, als auf die Puncte aufmerksam machen, von denen dieser unbeschreibliche Wehrt ausgeht, ihn, durch Vergleichung mit dem Sinnlichen und dem, was nur für die niedere Natur ein Gut ist, von den Einschränkungen der letztern befreyen, und auf seine Erhabenheit hinweisen; durch Andeutungen und Winke zum eigenen lebendigen Gefühle desselben einladen.

Sittlichkeit hat zuvörderst einen unbedingten und unvergleichbaren Wehrt; man kann deßwegen auch nicht eigentlich sagen, daß sie zu etwas gut sey, weil sie selbst das letzte und höchste ist, um dessen willen irgend etwas gut seyn kann. Jedes andre nur ist gut und wahrhaft nützlich, in wie fern es Beziehung auf sie, eine Tendenz zu ihrer Beförderung, äußert, und von dieser nähern oder entferntern Beziehung hängt auch die Größe seines Wehrtes ab. Wer den Wehrt der Sittlichkeit läugnet, dem kann er nicht bewiesen werden, wie man den Wehrt der Aufklärung erweisen kann, die nur für etwas anders da ist und für dieses allein Wehrt hat. Sittlichkeit ist um ihrer selbst willen da, sie ist etwas für sich Beste-

hendes, in der Reihe menſchlicher Beſtrebungen ſchlechterdings das Erſte und Würdigſte, von dem die groſſe Reihenordnung, vor dem Richterſtuhle der Vernunft, anhebt, und wovon ſie in der Erfahrung anheben ſollte. Daher kommt es, daß ſie mit nichts verglichen, ihr Wehrt durch nichts deutlich gemacht werden darf. Wer ſich nicht ſelbſt durch eigene moraliſche Kraft zum Gefühle deſſelben erheben kann, dem iſt nicht zu helfen, die ſchönſte Darſtellung der Pflicht wird ihn nicht hinreißen, er hat keinen Sinn dafür, und ſie bleibt immer hinter ihrem Gegenſtande zurück. Wer durch dieſen ſelbſt nicht gerührt wird, wird es durch jene gewiß nicht; es fehlt ihm an einem feſten haltenden Puncte, wo ſie bey ihm eingreifen könnte. Ihr Wehrt iſt kein Kauf- und kein Affections-Preis, ſondern das Höchſte, was man ſagen kann, Würde. Sie iſt es im groſſen Reiche der Dinge allein, was Würde hat und Würde gibt:

Denn ſie ruht zweytens auf dem wahren und innigſten Weſen des Menſchen. Sie geht hervor aus der Entwickelung ſeines Selbſtbewußtſeyns und ſeiner Perſönlichkeit, ohne welche für ihn die Welt, und alles, was ſie Gutes und Schönes umſchließt, nichts ſeyn würde. Sie iſt lebendiger Ausdruck des höchſten Vorzuges im Menſchen, wodurch er ſich am weiteſten über das Thier erhebt, wodurch er allein Menſch iſt und Menſchenrechte beſitzt, der ihm ſein geiſtiges Daſeyn, ſein hohes Bürgerrecht unter den Vernünftigen, in einer Gemeine der Heiligen verbürgt. Sie iſt

Erfül-

Erfüllung eines Gebotes, dem in der ganzen Natur nichts an Würde und Majestät gleicht, eines Gebotes der Vernunft, die unter allen sichtbaren Wesen ihn allein adelt, ihm allein, als Unterpfand seiner Herrscherrechte über sie, mitgetheilt ward. Sie ist versiegelt durch ein erhabenes Gefühl der Achtung, das auf sie allein Anwendung findet, und sie dadurch als etwas unbeschreiblich Großes darstellt. Vor Titel und Rang bückt sich der Körper; nur vor Rechtschaffenheit und Güte neigt sich ehrfurchtsvoll unser Geist. Witz, Verstand, Genie und Kunst bewundern wir; aber der Tugend allein zollen wir unsre Achtung. Vermögen, Ansehen, äußerer Glanz sind die Gegenstände von tausend Wünschen, von tausend sich durchkreuzenden Bestrebungen. Nach ihnen ringen unsre Kräfte, über den Mitteln, sie zu erreichen, brütet unablässig unser Geist; aber wer hat sie je ehrwürdig genannt? — Wer verachtet sich nicht vielmehr selbst über dem Gedanken, ihnen die Pflicht aufgeopfert, durch List und Ränke auf unerlaubten Wegen nach ihnen gestrebt zu haben? Den Glücklichen beneiden wir, wir möchten selbst gerne seyn, was er ist, und weil wir es nicht können, gönnen wir ihm sein Glück nicht; aber den Tugendhaften, wer beneidet den! Gerade von dieser Seite steht er als etwas Heiliges und Unverletzliches da, an dem es Verbrechen und Hochverrath ist, sich auch nur in Gedanken zu vergreifen. Er flößt Achtung ein und mit ihr Beschämung darüber, daß wir selbst nicht geworden sind, was wir doch werden konnten, und vielleicht auch Eifer, ihm nachzustreben.

Je-

Jeder Spott, der ihn trifft, iſt verzweifelndes Gefühl der Unwürdigkeit des Spottenden.

Sittlichkeit iſt deßwegen auch in jeder Rückſicht gut, weil ſie die Bedingung aller andern menſchlichen Güter enthält; ihr Werth iſt unveränderlich. Bey allem andern, was Menſchen ſich wünſchen und deſſen Beſitz ſie zu ihrer Wohlfahrt rechnen, wenn es auch noch ſo unſchuldig und ſo zweckmäßig gewählt wäre, noch ſo genau mit ihrem wahren Glücke zuſammenhinge: kommt es doch immer auf die Umſtände, unter denen wir es beſitzen, und auf den Gebrauch, den wir davon machen, an, ob es ſeinen Werth behalten oder nicht vielmehr verderblich werden ſolle. Verſtand und Klugheit ſind ein ſehr ſchätzbares Gut für die ganze Einrichtung unſers Lebens; ſie bewahren vor Uebereilungen, Fehltritten und Thorheiten; ſie lehren mit Beſonnenheit handeln, das Ziel unſrer Bemühungen immer im Auge behalten, und die Mittel recht wählen, wodurch wir dieſes Ziel am wenigſten verfehlen können. Aber können ſie nicht zum Stolze und Eigendünkel erheben, dadurch gegen die richtigen Maaßregeln verblenden und in Verlegenheiten mancher Art ſtürzen? Können ſie nicht, in der Hand des regelloſen Eigennutzes und der Leidenſchaft, dazu dienen, uns von unſrer Beſtimmung immer weiter zu entfernen, der ſie uns doch entgegen führen ſollten! Können ſie ohne guten Willen, der die Herrſchaft über ſie ausübt, nicht oft auf mehr als eine Weiſe das Verderben der Welt mit Raffinerie und feiner Kunſt befördern! Muth und Entſchloſſenheit verdienen Bewunderung, ſie

ſind

ſind ein unſchätzbares Gut für den, der ſeinen Zweck auf gefahrvollen Wegen durch Schwierigkeiten und Hinderniſſe hindurch zu verfolgen hat, und dadurch auch für das menſchliche Geſchlecht im Ganzen ungemein wohlthätig geworden. Wie mancher hat durch ſie ſein Glück begründet! Wie viel Gutes in der Welt wäre ohne ſie ewig ungeſchehen geblieben! Wie viel weiter würden die Menſchen zurück ſeyn in der Cultur aller ihrer Anlagen, in der Verfeinerung ihrer Verbindungen und Lebensbedürfniſſe, in der Erkenntniß der Wahrheit und der Pflicht; wenn nicht oft der Feuergeiſt glühender Köpfe dem Fortgange zum Beſſern durch Gefahren den Weg gebahnt hätte! Aber haben ſie nicht auch oft die Menſchen auf Unternehmungen geleitet, die ihrer ganz unwerth waren, Kräfte an Kleinigkeiten verſchwendet, die fähig waren, große Triebwerke des Ganzen zu ſeyn! Haben ſie nicht oft den kühnen Unternehmer unter den Trümmern ſeiner geſcheiterten Plane begraben! Waren es nicht Muth und Entſchloſſenheit, die die Welt unterjochten, freye Völker unter drückende Sclaverey hinab beugten, der Menſchheit ihre Rechte und Hoffnungen entriſſen und ſich in Unmenſchlichkeiten jeder Art verewigten! Und iſt es nicht ſo mit allem, deſſen die Menſchen ſich freuen, mit Glücksgütern, Ehre, Anſehen, und ſelbſt mit den köſtlichſten Gaben des Herzens; wenn ſie nicht von einer ſittlichen Denkungsart gepflegt und geleitet werden! Nur Moralität der Geſinnung iſt allein unveränderlich, kann nicht gemißbraucht, und unter keinen Umſtänden ſchädlich werden. Unter ihrer Zucht gedeiht

beihe jedes Gute wohl, reife jede Blüthe zur herrlichſten Frucht.

Durch ſie kommen alle andre Anlagen der menſchlichen Natur zur Einſtimmung, die, in Anſehung ihres Zweckes und ihres Zuſammenſtimmens, uns ſonſt unbegreiflich ſeyn würden. Herrlich ſind die Gaben des Verſtandes, hoher Vorzug der menſchlichen Natur; aber was ſind ſie ohne Richtung auf ein beſtimmtes, ewiges und unveränderliches Ziel, wohl mehr als ein ſchönes Spielwerk in der Hand des Kindes, das es zu allem und zu nichts brauchen kann, ein Inſtrument, trockne Begriffe mechaniſch zu ſammeln, in ihre feinſten Theile zu zerlegen und haarkleine Diſtinctionen zu machen, ohne daß man doch eigentlich abſähe, wozu dieſes alles dienen ſolle, außer etwa müſſige Köpfe zu beluſtigen, den Streitſüchtigen einen Zankapfel hinzuwerfen, um ſie von andern Dingen, worin ſie leicht gefährlich werden könnten, abzulenken! Wie oft wirft ſich die Einbildungskraft zur Herrſcherinn über ihn auf, und ſtürzt ihn in Aberglauben und Schwärmerey, oder erhebt ihn zu enthuſiaſtiſchen Flügen, zu begeiſternden Idealen, über denen er allen Sinn für Wirklichkeit verliert! Wie oft maßt er ſich ſelbſt die Herrſchaft an über jede andre Kraft im Menſchen, wie oft verwildert das Herz, gehen die beſten Gefühle verloren, verſchwindet aller Sinn für das Schöne und Große unter ſeinen müſſigen Speculationen! Und wer möchte ſie darin des Uebermuthes bezüchtigen, ſo lange er nicht Sittlichkeit als den höchſten Zweck des Menſchen erkannt hat, auf den

Wer-

Verſtand und Einbildungskraft harmoniſch hinwirken ſollen. Sinnlichkeit, Phantaſie, Urtheilskraft, Vernunft, Thätigkeitstrieb, Ehrgefühl, Liebe, Freundſchaft, Sympathie ꝛc., wie viele rege und bildſame Kräfte des Menſchen! Welch ein verſchiedenes Intereſſe, das ſie ſich vorſetzen! Wer lehrt ſie ruhig bilden? wer zeigt das Ziel, zu dem ſie hingeleitet werden ſollen? wer vereinigt die verſchiedenen Zwecke unter einen höchſten? wer löſet die vielen Unbegreiflichkeiten und Paradoxieen? wer ſtellt uns den Menſchen als ein Ganzes dar, und zeigt, wie er es in der That werden könne? Nur Sittlichkeit der Denkungsart bringt Einſtimmung in das Verſchiedenartige, macht den Menſchen mit ſich ſelbſt einig, löſet ihm das groſſe Räthſel von der Beſtimmung ſeiner Anlagen; durch ſie wird ihm ſeine Natur begreiflich, und er erſcheint ſich als etwas Zuſammenſtimmendes unter einer höhern Tendenz.

Von der Sittlichkeit des Herzens empfängt jede andre menſchliche Angelegenheit erſt ihren Werth und ihre Bedeutung, die ſonſt alle in unbeſtimmten Gränzen umher ſchweifen würden, ohne ein wahres Intereſſe des Menſchen zu befördern, ohne auch nur ein ſolches Intereſſe zu ahnden, deſſen Beförderung ſie ſich zum Zwecke machen könnten. Die Wiſſenſchaft iſt oft ne ſie ein ſchulgerechtes Gebäude trockner Lehrſätze, ohne Bedeutung und wirkſamen Einfluß, ohne Beziehung auf ein letztes Ziel. Ihre Beſorgung bleibt der Willkühr und Neigung ihrer Handhaber oder dem Zufalle überlaſſen, wohin er gerade ihre Speculationen richten will. Sitt-

lichkeit weiſet ihr eine bleibende und würdige Bestimmung an, das Heil der Welt durch Aufklärung über moraliſche Gegenſtände zu befördern, und dem guten Willen Kraft und Fähigkeit zu ſeiner thätigen Erweiſung zu geben, ſeiner Bearbeitung der Sinnenwelt einen weitern Kreis zu eröffnen.

Die Kunſt ohne Sittlichkeit iſt entweder verfeinerte Befriedigung bloßer thieriſcher Bedürfniſſe, oder höchſtens Darſtellung ſchöner Geſtalten, denen aber der beſeelende Geiſt, Leben und Anmuth, fehlt, eine gefallende Form ohne intereſſanten Gehalt, eine unbeſtimmte Tendenz zu etwas, das hinter ihr verborgen liegen könnte, wovon ſie nur die äußere Hülle iſt, und was man kennen muß, um ſie ganz zu verſtehen und zu genießen, ohne es doch aufweiſen, ohne nur entſcheidend darauf hindeuten zu können. Und daher bleibt ſie auch den Veränderungen der Mode, der Denkungsart und alles deſſen, was auf den Geſchmack Einfluß haben und ihn verderben kann, bis zur ſcheuslichſten Verzerrung, Preis gegeben. Der Künſtler zeigt uns aufſtrebendes, aber zurückgedrängtes und überwältigtes Genie, glühende Kraft, die ſich ins Unbeſtimmte verliert und da in ſich ſelbſt verzehrt. Sittlichkeit iſt es, die jenen beſeelenden Geiſt beſitzt, jenen göttlichen Genius herbey führt, der ihren todten Geſtalten Leben einhaucht, die das Höhere in ſich ſchließt, wornach die Kunſt ſtreben ſoll, und was ſie ſelbſt, unter allen Verderbniſſen des Geſchmackes, aufrecht erhält, ihre ewigen Regeln geltend macht und ihnen Sinn und Bedeutung mittheilt.

Ein

Ein Staat ohne Sittlichkeit, die für ihn die Grundbegriffe entwirft, was iſt er anders, als ein Syſtem von Menſchenkräften, die der Zufall zuſammen drängte, oder deren ſich die Klugheit und Herrſchſucht eines Einzelnen zu bewächtigen wußten, ſie nach ſeinen Abſichten zu lenken; ein organiſches Ganze, durch das Recht des Stärkern in Bewegung geſetzt, durch Deſpotismus geheiligt und mit der Maſke des Bürgerwohls geſchmückt, durch Hoffnung und Schrecken aufrecht erhalten; ein Joch, das jeder, der ſich kühn genug fühlt, Kräfte genug dazu beſitzt und ſich die Fähigkeit zutraut, das Volk allenfalls eben ſo glücklich zu machen, wie ſein jetziger Lenker, von ſich abſchütteln kann; ein Gebäude, das jeder umſtürzen darf, der auf ſeinen Trümmern ein eben ſo gutes oder vielleicht gar ein beſſeres aufzuführen meynt! Durch Sittlichkeit allein werden die Bande der bürgerlichen Geſellſchaft unauflöslich für die Ewigkeit feſt geknüpft, der Menſchheit Rechte zugeſichert, die jeder in ſich ſelbſt und andern heilig hält, deren Heiligbaltung erzwungen werden kann. Durch ſie iſt der Staat freye Conföderation, unverbrüchlicher Vertrag zum Schutze dieſer Rechte. Ein jeder, der ſeine Menſchenwürde kennt iſt gehalten, ſich unter dieſen Schutz zu begeben und ihn thätig zu ehren; jedes Vergehen gegen ihn und ſeine Geſetze iſt ein Verbrechen, an der Menſchheit ſelbſt begangen.

Religion ohne Sittlichkeit iſt ein Gewebe von Meynungen, fähig, alle Geſtalten anzunehmen, wie jede menſchliche Meynung, veränderlich und abhängig vom Geiſte der Zeit,

der darüber zu bestimmen hat, was sie seyn und ob sie überhaupt seyn solle, ein System leerer Glaubenssätze, durch die Grübeleyen scharfsinniger Köpfe oder die Machtsprüche der Synoden und Concilien authorisirt, ohne ein festes unverrückbares Ziel, ohne Leben und Wirksamkeit, ohne einen haltbaren Punct, vermittelst dessen sie sich an ein anerkanntes, hohes Menschen-Interesse knüpfen liesse. Durch Sittlichkeit der Denkungsart wird sie ihm etwas Ehrwürdiges und Heiliges, greift in die geistige und ewige Natur des Menschen ein, übernimmt die Besorgung seiner höchsten Angelegenheiten, und reißt seinen Geist hin auf die wichtigsten und größten Gegenstände, Gott und Unsterblichkeit, in denen er wieder eine ehrenvolle Beziehung seiner Natur erblickt.

Der Beruf des Einzelnen, was ist er ohne Sittlichkeit? Ein bestimmter Punct in der unermeßlichen Sinnenwelt, auf den ihn der Zufall hingeworfen oder eigne Wahl gesetzt hat, und worauf ihn jetzt sein Vortheil wohl stehen bleiben und fleißig wirken lehrt. Die Verbindungen, worin er dadurch mit der Welt tritt, das Gute, das er darin wirken kann, bekümmern ihn wenig; mit der Treue und Gewissenhaftigkeit kann er's halten, wie es ihm gut dünkt, und wie seine, auf den größten Gewinn berechnete, Klugheit ihn anweiset. Traurige Verwirrung, schreckliche Regellosigkeit, die daraus hervor gehen und in alle Stände eindringen würde! Sittlichkeit eröffnet auch hier eine weit schönere und zusam-

menſtimmendere Anſicht. Nach ihr iſt der Beruf eine Stelle in der Sinnenwelt, die jeder aus Pflicht ſich wählt, um darauf an ſeinem Theile die große Angelegenheit des menſchlichen Geſchlechtes zu beſorgen, die nicht ſo gut beſorgt werden könnte, wenn alle nur ins Große und Unbeſtimmte hinein wirken wollten. Er ſoll einen Beruf haben, wenn es auch ſein Intereſſe nicht ſo mit ſich brächte, wenn er auch ohne ihn weit glücklicher lebte; denn er gehört zum Reiche der Vernünftigen, und ſoll alſo auch einen Theil der Arbeit übernehmen, wodurch der gemeinſchaftliche Endzweck erreicht wird. Die Erreichung dieſes gemeinſchaftlichen Endzweckes iſt es, was ihn bey allen Beſtrebungen leitet, ihn im Namen der Menſchheit zur Treue und Gemeinnützigkeit, ſelbſt mit großen Entſagungen, aufruft.

Was iſt endlich menſchliche Glückſeligkeit, ſo lange ſie nicht von der Sittlichkeit ihre Grundſätze empfängt, durch ſie gebildet und veredelt wird? Ein nie befriedigtes Streben nach dieſem und jenem, eine raſtloſe Thätigkeit, wobey doch nichts gewirkt wird, ein unbeſtimmtes Umhertreiben vom einen zum andern, ohne je zu finden, was man ſucht, ein an ſich Reißen und Wegſtoßen, ein Wünſchen und Verabſcheuen, ein Lieben und Haſſen, ohne je etwas zu erringen, bey dem uns menſchlich wohl wäre, ohne vom Leben etwas erbeutet zu haben, als etwa am Ende der mühvollen Laufbahn, wenn alle Kräfte verzehrt ſind, das traurige Gefühl eigener Verwerflichkeit, gänzliche Leerheit des Herzens nach den

wohlüſtigſten Genüſſen. Sittlichkeit allein ſetzt dieſem Streben Ziel und Schranken, ſie richtet es auf ein Groſſes und Feſtes hin, der Glückſeligkeit wehrt zu ſeyn. Sie ſchreibt den Weg vor, auf welchem man dieſes erreichen könne, worauf keine Bemühung vergeblich iſt, und gibt, durch religiöſen Glauben, die gewiſſe Verheißung dazu.

Sittlichkeit der Denkungsart ſichert deßwegen auch am beſten die Wohlfahrt des Ganzen, wie die Zufriedenheit des Einzelnen. Sie ſchützt vor Verbrechen, über die der Staat nicht wachen, die er nicht beſtrafen kann. Sie macht den feſtgeſetzten gemeinſamen öffentlichen Willen zu einem allgemein gültigen, der Menſchenrecht als etwas Heiliges und Unverbrüchliches anerkennt, und auf den Schutz deſſelben immer mehr hinarbeitet. Sie verſtopft die innere Quelle der Vergehungen gegen die Geſellſchaft, die oft äuſſerlich nur ſchlecht gehindert würden. Sie wirkt Gemeingeiſt aus Pflicht, und knüpft die Menſchen und ihr Intereſſe durch die genaueſten und feſteſten Bande an einander, macht das Intereſſe des einen zum Intereſſe des andern; denn Vernunft iſt ihr heilig, wo ſie ſie findet. Wo der Staat nur Gerechtigkeit fordern kann, da gebietet ſie Güte, die des Geſetzes Erfüllung iſt. Sie ſichert auch gegen Beeinträchtigungen durch Liſt, Ränke und geheime Kunſtgriffe, die außerhalb den Gränzen der bürgerlichen Gewalt liegen. Wo ſie iſt, wird der Argloſe und Unbefangene nicht verführt, leidet der Bedürftige keine Noth,

bleibt

bleibt der Leidende nicht ungetröſtet, der Unwiſſende nicht unbelehrt, werden Verträge gehalten und ohne Berückung des Einfältigen geſchloſſen, achten die Fürſten Menſchenrecht und erkennen ihre Abhängigkeit vom Geſetze; und die Unterthanen betrachten ſie wieder als Repräſentanten des gemeinſamen Willens, als Handhaber und Vollſtrecker des öffentlichen Rechtes. Und wie wohlthätig und erfreulich muß es ſeyn bey aller Ungewißheit menſchlicher Beſtrebungen, bey allem Mißlingen ihrer Unternehmungen, bey allem Fehlſchlagen ihrer Wünſche, bey allem Scheitern ihrer durchdachteſten Plane, bey aller Treuloſigkeit des Glückes, bey allen vergeblichen Bemühungen, ſich durch Klugheit und phyſiſche Kraft von der Herrſchaft der Natur loszureißen und einen ungeſtörten Lebensgenuß zu erringen, durch Sittlichkeit jene Zufriedenheit geſichert zu ſehen, die über jeden Schmerz und jedes Vergnügen der Erde hoch empor hebt; durch ſie unſre Angelegenheiten befriedigender und beſſer beſorgt zu wiſſen, als wir ſie ſelbſt beſorgen könnten, indem ſie das Schrecklichſte unter allen Uebeln, das uns auch beym Beſitze der glänzendſten Güter das Leben unerträglich machen würde, nämlich Selbſtverachtung und Verzweifelung an unſerm ſittlichen Werthe von uns entfernt.

Sittlichkeit iſt darum auch unter allen das einzige unveränderliche Gut, was dem nie entriſſen werden kann, der es nicht ſelbſt freywillig aufgibt. Alle eure ſo heiß gewünſchten, ſo innig geliebten Güter, Ehre, Witz, Verſtand,

Genie und Reichthum, was ſind ſie? — wem habt ihr ſie zu verdanken? Allein der Natur, die ſie nach Belieben austheilt und ſie zurück fordert, wann es ihr gefällt, ohne daß ihr dagegen auch nur etwas einwenden könntet. Was ihr dazu beygetragen habt, iſt wenig, und eben ſo wenig könnt ihr thun, euch in ihrem Beſitze zu ſichern. Was vermögt ihr gegen jene Gewalt, mit der der Strom der Veränderung alles Aeußere mit ſich fortreißt, ohne euch um eure Zuſtimmung zu fragen, und wenn auch eure ſüßeſten Hoffnungen unter ſeinen Wogen mit begraben würden. Kein Augenblick bürgt für den andern; der jetzt geachtete Liebling ſeines Zeitalters, den es nicht laut genug preiſen, an den es ſeine Ehrenbezeugungen nicht reich genug verſchwenden kann, iſt vielleicht im nächſten geſchändet, verachtet, in den Staub getreten, und dem öffentlichen Spotte Preis gegeben. Der jetzt Beneidete, glücklich Geprieſene und Bewunderte iſt vielleicht bald ein trauriger Gegenſtand des Mitleides. Der Reiche, der jetzt im Beſitze ſeines Vermögens ſich brüſtet, und die ganze Welt durch ſeine Schätze bezwingen zu können glaubt, iſt vielleicht bald ein Bettler, der auch nach den nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens ſchmachtet. Unſer Herz, unſre Denkungsart, unſer ſittlicher Werth iſt allein in unſrer Gewalt; wird uns nicht treulos, wenn wir uns nicht ſelbſt treulos werden, verläßt uns nicht, wenn wir uns nicht ſelbſt verlaſſen, hält uns aufrecht bey allen Erſchütterungen des Glückes, bey allen gewaltſamen Verfügungen des Schickſales. Sittlichkeit

keit iſt das wahrſte und eigenſte Eigenthum der Menſchheit, und bleibt ihr, ſo lange ſie es behalten will, ſo lange ſie ſich ſelbſt und ihr wahres Intereſſe kennt. Sie wird nur durch Freyheit errungen, und gibt uns deßwegen auch eine Kraft, gegen die alle Gewalt der Natur unbedeutend klein iſt, die immer ſiegt und nie beſiegt wird, die, von Schickſal und Glück unabhängig, auf ſich ſelbſt beruht und durch ſich ſelbſt beſteht.

Denn ſie iſt das wahrhaft geiſtige Leben des Menſchen, der kräftigſte Ausdruck ſeines Weſens und Beſtehens, dasjenige, worin er ſich ſelbſt ganz fühlt, — ſeine Beſtimmung. Alles andre nennt er allenfalls ſein, und unterſcheidet es dadurch von ſich ſelbſt; das Sittliche aber in ihm iſt er ſelbſt, ſein eigentliches Ich, und deßwegen auch das Größte und Erhabenſte, was er denken kann. Die moraliſche Würde ſeiner Denkungsart erhebt ihn zu dem kühnſten und ehrenvollſten Gedanken, deſſen er fähig iſt, zum Gedanken an Gott. Durch ſie fühlt er ſich überall in der heiligen Nähe eines allgegenwärtigen und unendlichen Regierers der Welt. Durch ſie ſtrebt er, den Unbegreiflichen zu begreifen, und denkt ſich freudig in dem genaueſten Verhältniſſe zu ihm; durch Pflichttreue nähert ſich ihm ehrfurchtsvoll ſein Herz, und ehrt ihn als höchſten Wohlthäter, Vater und Freund. Sie führt ihn vom Sichtbaren zum Unſichtbaren, von der ſinnlichen zur überſinnlichen Ordnung der Dinge, und erweckt dadurch ein Gefühl, das allein durch etwas Hö-

heres und Göttliches in unſrer Natur erweckt werden kann, das Gefühl des Erhabenen. Durch ſie wird er ſeines Beyfalles, ſeines Schutzes und ſeiner Wehrtſchätzung gewiß, und lernt ſich von neuem höher achten: da er in den Augen des Allerhöchſten ſo hoch geachtet iſt. Er fühlt in ſich neue Kraft, immer ſittlicher, reiner und beſſer zu werden und die Welt zu überwinden, über die er ſich durch ſeine ſittliche Natur ſo hoch hinauf ſchwingen kann.

Endlich gibt Sittlichkeit der Denkungsart auch allein dem Menſchen die ehrende und freudige Ausſicht ins Unendliche; ſie iſt die Bedingung aller ſeiner Hoffnungen, Rechte und Erwartungen. Durch ſie iſt er ein Unſterblicher und ein Mitbürger der Unſterblichen. Die Zerſtörung hat an ihm keine Gewalt: denn was in ihm wohnt, iſt ewig, die Quelle eines ewigen Lebens. Alles Vergehen in der Natur, und ſelbſt die Hinfälligkeit ſeines eigenen Körpers, erhebt ihn zu dem frohen Gedanken, daß doch Eins nicht vergehe, daß er ſelbſt mehr ſey als das Vergängliche. Er wandelt muthvoll unter den Verheerungen der Zeit: da ſein Herz ihm die Verſicherung gibt, daß ſie über ihn nichts vermögen. Das Hinſterben der Natur erinnert ihn an ſeine Beſtimmung, in einer Geſellſchaft unſterblicher Geiſter immer weiter fortzuſchreiten in der Weisheit und ſittlichen Veredlung, die ihm nichts offenbaren könnte, wenn ſie nicht aus ſeiner Bruſt lebendig, ſtark und unerſchütterlich hervor ginge.

So liefert Sittlichkeit den Schlußſtein zur Natur des Menſchen, wodurch er als ein vollendetes Ganze dargeſtellt, aufhört ſich ſelbſt ein Räthſel zu ſeyn, und, mit der ſanften Bürde der Pflicht beladen, voll froher Hoffnungen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft an ſich reißt.

## Neunter Abſchnitt.

## Von den verſchiedenen Verhältniſſen des Menſchen zu ſeiner ſittlichen Beſtimmung,

oder

## Umriß der vornehmſten moraliſchen Charactere.

Bey der faſt unendlichen Verſchiedenheit, die uns ſchon der erſte Anblick in den menſchlichen Characteren zeigt, und die von der Natur ſelbſt zu einem für die ſittliche Bildung wohlthätigen Zwecke beabſichtiget zu ſeyn ſcheint: muß es nicht nur ſehr intereſſant ſeyn, ein allgemeines Gemählde menſchlicher Characteren, und damit eine Ueberſicht der vornehmſten Abweichungen derſelben zu beſitzen; ſondern ein ſyſtematiſches Verzeichniß ihrer Arten und Unterſchiede und der Verhältniſſe, worin ſie einander neben oder unter geordnet ſind, iſt auch für Selbſtbeobachtung

und

und Menschen-Studium, für Cultur des Geistes und Lebensklugheit von der äußersten Wichtigkeit.

Eine solche Characteristik kann in einer zweyfachen, in physischer und in geistiger, Rücksicht unternomen werden. Die erstere behandelt den natürlichen Character, d. i. Denkungsart, wie sie durch natürliche Anlagen, Neigungen und Temperament bestimmt ist, ohne auf den Einfluß sittlicher Grundsätze zu achten. Sie hat es damit zu thun, die ursprünglichen Verschiedenheiten unter allgemeine Begriffe zu fassen, gewisse Haupt-Unterscheidungsmerkmale, in denen sich mehrere einzelne vereinigen, fest zu setzen, die entweder von dem Temperamente, oder von den verschiedenen Neigungen und angebornen Trieben, in Verbindung mit den übrigen Geisteskräften des Menschen, oder von beyden zugleich, in ihrer Verknüpfung, hergenommen sind. Es würden diesem nach so viele allgemeine menschliche Charactere geben, als es ursprüngliche Triebe und Arten ihrer Zusammensetzung gibt, wo ihre Verbindung mit Temperaments-Eigenschaften die Stärke oder Schwäche der Verstandes- und Gefühlsfähigkeit besondere Unterarten machten, die sich wieder ins Unendliche fort nach andern zufälligen Umständen unterscheiden ließen. Einem jeden besondern Character würde also seine Art und sein Verhältniß zu allen übrigen angewiesen, woraus er sich, bey seiner Beobachtung und Beurtheilung, orientiren und dadurch die allgemeine Characteristik wieder berichtigen und vollständiger machen könnte. Ein ungemein schwieriges Un-

ter-

ternehmen, das eines Theils eine vollständige und ſyſtematiſche Ueberſicht aller menſchlichen Neigungen, ihrer verſchiedenen Modificationen durch einander und ihrer Verbindungsarten mit einander, andern Theils aber auch eine unendliche Erfahrung voraus ſetzte, indem jede Bereicherung und jeder Zuwachs immer neue, bisher überſehene, Beſtimmungen herbey führen, und ſie alſo immer nur etwas Fragmentariſches bleiben würde.

Noch weit intereſſanter iſt die moraliſche Characteriſtik, wovon hier die Grundzüge entworfen werden ſollen, die ſich damit beſchäftigt, die verſchiedenen Verhältniſſe des natürlichen Characters zum ſittlichen, vom niedrigſten Grade thieriſcher Rohheit bis zum höchſten der geiſtigen Veredelung, durch alle Stufen der intellectuellen Ausbildung hindurch, in ihrem allgemeinſten Umriſſe darzuſtellen. Sie dient dazu, über die Natur der Sittlichkeit, die ſich ſo ſchwer in Worte auffaſſen, und nur durch verſchiedene Anſichten, von verſchiedenen Geſichtspuncten aus, ganz begreifen läßt, ein helleres Licht zu verbreiten, ſie von bloßer Legalität und natürlicher Empfindungsweiſe, womit ſie noch ſo oft verwechſelt wird, ſchärfer zu unterſcheiden, das menſchliche Herz in ſeinen tiefſten Verborgenheiten zu erforſchen und auf diejenigen Puncte aufmerkſam zu machen, wo eigentliche Moralität anhebt. Sie gibt uns fruchtbare Winke darüber, welchen Gang die ſittliche Beſſerung nehmen müſſe, wenn ſie glücklich von Statten gehen, welche natürlichen Zuſtände ihr am günſtigſten ſeyen und wie dieſe Zuſtände ſelbſt benutzt werden müſſen, wenn ſie

mehr

mehr als einen bloßen Schein wirken ſollen, wie durch jeden dieſer Zuſtände der Uebergang zur Moralität näher beſtimmt werde, und welche Begriffe und Vorſtellungen hier die wirkſamſten ſeyen. Sie bietet uns endlich den Maaßſtab zu einer richtigen Würdigung unſers eigenen Charakters und zur ſittlichen Beurtheilung andrer dar, ohne welchen wir nie im Stande ſeyn würden, das Scheinbare vom Wahren zu unterſcheiden, zwiſchen denen doch oft eine ſo große Kluft befeſtigt iſt.

---

Wenn Moralität die Aufnahme des Geſetzes in die Maxime um ſeiner ſelbſt willen, die nach demſelben und durch daſſelbe veredelte Geſinnung iſt: ſo gibt es in dieſer Rückſicht nur zwey moraliſche Charactere, nämlich ſittliche Güte und ſittliche Verkehrtheit des Willens, und alle Unterſchiede, die man weiter machen könnte, müſſen in Beziehung auf dieſe Hauptarten gemacht werden. Moralität und Immoralität ſind ſich weſentlich entgegen geſetzt, und wo die letztere aufhört, fängt die erſtere an, im freyen Entſchluſſe, dem Geſetze aus Achtung zu gehorchen. Aber betrachten wir Sittlichkeit als etwas Menſchliches, das nach menſchlichen Begriffen im Kampfe mit menſchlichen Neigungen hervorgebracht und immer weiter ausgebildet werden ſoll; ſo zeigen ſich allerdings Unterſchiede und Grade, je nachdem die an ſich einige und unzertrennliche

Güte

Güte ſich reiner oder unlauterer im Menſchen darſtellt, mehr oder weniger Puncte ſeines Herzens ausfüllt. Sie ſind ſchon in der vorhergehenden Abtheilung, in Anſehung der Lauterkeit, Stärke, Ausbreitung und Feſtigkeit entwickelt. Eben ſo laſſen ſich auch bey der Immoralität einige Unterſchiede denken, je nachdem ſie mehr oder weniger Werk der Freyheit iſt, je nachdem die äußern Lebensumſtände mehr oder weniger Veranlaſſung, ſich ſeiner Pflicht lebhaft bewußt zu werden, ſtärkere oder ſchwächere Aufforderung zum freyen Entſchluſſe für dieſelbe bey ſich führten, und alſo Immoralität mehr einem vorſetzlichen Beharren, einer mit Freyheit angenommenen böſen Maxime gleicht, während es bey einem andern, der nicht ſo viel Aufmunterung und Unterſtützung hatte, mehr Trägheit, Schwäche und Unbeſonnenheit iſt, was ihn zurück hält.

In Anſehung der größern oder geringern Verdorbenheit gibt es alſo nur zwey weſentlich verſchiedene Charactere: vorſetzliche Böſewichter und träge Sclaven ihrer Lüſte. Bey den erſtern iſt wirkliche Billigung der Grundſätze, die ſie als böſe erkannt haben; freylich nicht um ihrer ſelbſt, ſondern nur um der Luſt willen, die ſie ſich davon verſprechen. Hierher gehören alle diejenigen, die bey einem einigermaßen entwickelten moraliſchen Gefühle dennoch unter der Herrſchaft ihrer Neigungen beharren, ſich mithin in gewiſſem Sinne frey für das Böſe entſchloſſen haben, deßwegen auch entſchloſſene Böſewichter heißen können; wenn auch übrigens ihre Geſinnung äußerlich noch ſo

legal,

legal, mit noch so vieler Geistesbildung verbunden wäre. Bey den letztern ist mehr Betäubtheit durch den Naturtrieb, die das Gefühl der Pflicht nicht so lebhaft vor das Bewußtseyn kommen läßt. Zu ihnen sind alle diejenigen zu rechnen, die aus Mangel an Besonnenheit, der freylich in einer gewissen Rücksicht immer selbstverschuldet ist, und nicht hätte seyn sollen, über welchen sich zu erheben und ihn durch eigene Kraft zu ersetzen sie aufgefordert sind, sich noch nicht bis zur deutlichen Vorstellung des Gesetzes aufgeschwungen, den Widerspruch ihrer Maximen damit noch nicht lebhaft empfunden, sie also auch noch nicht ausdrücklich gegen das Gesetz gebilligt haben; wenn auch übrigens ihre Neigungen noch so weit von aller geistigen Cultur entfernt wären, noch so nahe an thierische Lasterhaftigkeit gränzten.

Von dieser Seite aufgefaßt ist die Characteristik bald vollendet, aber auch etwas höchst Unbestimmtes und Allgemeines, wo fast alles der Anwendung überlassen bleibt, und der Gewinn, der sich von ihren Grundsätzen ziehen läßt, sehr geringe ist. Aber sie läßt sich nach einer andern Ansicht unternehmen, nach welcher sie uns eine weit größere Verschiedenheit der Charactere zeigt, und mehrere auffallende und zweifelhafte moralische Erscheinungen des menschlichen Herzens in einem Lichte darstellt, in dem sie von selbst ihre Auflösung und Beurtheilung finden.

Der sittlichen Menschenbeobachtung offenbaren sich nämlich bald verschiedene, durch die Natur und nachherige mechanische Erziehung, in je-

dem Falle ohne Freyheit, bestimmte Verhältnisse des Menschen zum sittlichen Gesetze und zu der Bestimmung, wozu er durch dasselbe berufen ist, die sich vornämlich auf die größere oder geringere Geistesbildung und ihren Einfluß auf die Gefühle und Neigungen des Menschen beziehen, und wodurch er eine niedere oder höhere Stufe einnimmt, je nachdem der Naturtrieb mehr roh oder schon durch Denkkraft geleitet ist und unter der Herrschaft des Begriffes steht, mehr oder weniger äußerlich gesetzmäßig wirkt, je nachdem seine Ausbrüche gewaltsamer und regelloser oder geordneter, harmonischer und eingeschränkter erfolgen; je nachdem er bloß durch selbstische Gefühle bestimmt oder auch durch Mitempfindung und Geschmack gebildet und verfeinert ist, oder das moralische Gefühl selbst einigermaßen Einfluß auf ihn bekommen hat, oder vielleicht gar, in einer dunkeln Vermischung mit Sympathie und andern feinern Empfindungen, herrschende Richtung des Begehrungsvermögens wurde. Man wird offenbar dem Menschen im letztern Falle einen höhern Grad von Cultur und Empfänglichkeit des Gemüthes für moralische Bildung zuschreiben müssen, ohne ihm jedoch einen höhern Grad von Moralität zuzugestehen. Diese größere oder geringere Bildung, die eben so auch bey wirklicher moralischer Güte einige Character-Unterschiede begründet, hält so wenig mit dem größern oder geringern sittlichen Gehalte gleichen Schritt, daß vielmehr umgekehrt derjenige, der die meiste Legalität äußert, oft der moralisch Verderbteste ist. Alles, was der Mensch in dieser Rücksicht ist, ist

er

er durch Natur; der thierisch lasterhafte, und der an feinern Genuß Gewöhnte und durch feinere Gefühle Gebildete, sind sich alle gleich, alle, nur der eine mehr, der andre weniger, arme Sünder, stehen alle unter der Herrschaft des bösen Prinzips, in einem, der Sittlichkeit gleich viel entgegen gesetzten Zustande, von dem sie ausgehen müssen, wenn sie wahren moralischen Werth erringen wollen; nur daß dem Gebildetern dieser Ausgang leichter gemacht, und daher sein Beharren mehr vorsetzlich und verschuldet ist.

Betrachten wir die menschlichen Charactere von dieser Seite: so stehen offenbar auf der untersten Stufe diejenigen, in denen der Naturtrieb sich noch in seiner ganzen Rohheit und mit einer regellosen Gewalt äußert, die nach der verschiedenen Beschaffenheit des Temperamentes, der größern oder geringern Lebhaftigkeit der sinnlichen Empfindungen, bald stärker, bald schwächer, bald mit einer gewissen natürlichen Mäßigung, bald aber auch mit einer Hitze und Unaufhaltsamkeit wirkt, die keine Schranken kennt. Hier ist noch keine Spur von eigentlich geistiger Bildung, von sanfterer Menschheit und von feinern, durch Begriffe geweckten und geleiteten Gefühlen; es ist vielmehr alles stürmischer Ausbruch thierischer Natur, und deßwegen unordentlich, zufällig und unbegränzt. Indeß ist es doch möglich, daß der Mensch auf diesem Standpuncte seiner moralischen Natur und der Forderungen derselben inne werde, und wenn die Aeußerungen derselben auch noch so dunkel und zweydeutig seyn sollten. Ist dieses der Fall, und beharrt er dennoch mit Besonnen-

heit in dieſem pflichtwidrigen Zuſtande, ohne auch nur in einem Stücke über ſeine incultivirte Natur zu herrſchen: ſo iſt dieſer Zuſtand Laſterhaftigkeit, die größer oder geringer iſt, wie das Bewußtſeyn des Rechts dabey mehr oder weniger aufgeregt war, und alſo der Entſchluß mehr oder weniger Antheil daran hatte. Es laſſen ſich hier wieder verſchiedene Zuſtände und Character-Unterſchiede bemerklich machen. Die natürlichen Triebe ſind nämlich entweder alle gleich wirkſam, ſo wie der eine oder andere zufällig erweckt wird, oder nur ein einziger beſitzt einen höhern Grad von Lebhaftigkeit und Stärke, und ordnet ſich die übrigen unter.

Das Erſtere gibt thieriſche Laſterhaftigkeit des Characters. Der Menſch, der ihr ergeben iſt, iſt gewöhnlich noch ein halbes Thier. Er hat keine Empfindungen, als die ſeines thieriſchen Lebens, keine Begriffe, als die ſich ganz unmittelbar auf ſie beziehen, geiſtige Genüſſe ſind ihm fremd. Die Zahl ſeiner Bedürfniſſe iſt deßwegen auch gering; Ruhe, Hunger, Durſt und Geſchlechtstrieb haben ſich ſeiner faſt ausſchließend bemächtigt. Aus ihnen entwickeln ſich Unmäßigkeit, Wohlluſt, unbedingter Freyheitsſinn und zuweilen auch Ehrbegierde, in wie fern ein dunkles Gefühl ihm die Furcht, die andre vor ihm zeigen, als Mittel, ſeinen Begierden eine ausgebreitetere Befriedigung zu verſchaffen, darſtellt. Eine Auswahl unter demjenigen zu treffen, was er genießen könnte, iſt ihm unmöglich. Ohne einem Andrange ſeiner körperlichen Natur widerſtehen zu können, gibt er ſich jedem hin, wie er

ſich

ſich in ihm regt. Die Maximen, die er im jetzigen Augenblicke befolgt, ſind denen im kurz vorhergehenden oft gerade widerſprechend, weil er noch zu wenig Cultur des Verſtandes hat, ſie gegen einander auszugleichen, weil ihn die Hitze und Heftigkeit derſelben zu ſehr betäubt, als daß vernünftige Ueberlegung in ihm aufkommen könnte, als daß er nicht jedem Eindrucke unwiderſtehlich folgen, mit Gewalt von ihm hingeriſſen werden ſollte. Er raffinirt nicht über ſeinen Zweck; — wenn man anders dasjenige, was er nur inſtinctmäßig anſtrebt, einen Zweck nennen kann; aber er ergreift alles, was ihn das Gefühl als Mittel kennen lehrt, was ſichtbar in ſeinem Wege liegt. Mit wildem Ungeſtüme treibt er jedes Hinderniß vor ſich weg, was ſich ihm entgegen ſtellt, ohne darauf zu ſehen, ob nicht die Befriedigung eines andern ſtärkern oder vielleicht gar mehrerer Triebe dadurch unmöglich werde; es ſey dann, daß eine natürliche, im Temperamente gegründete Freyheit ihn davon zurück ſchreckte, — denn eine durch Verweichligung erkünſtelte gibt es hier nicht. Er iſt deßwegen auch unmenſchlich, grauſam, rachſüchtig bis aufs Blut, und nimmt, wo er's bekommen kann. Von der größern oder geringern Annäherung zur Cultur, in der er ſich befindet, hängt übrigens der Grad der Stärke ab, mit der ſeine Leidenſchaften auf ihn wirken. Im geſellſchaftlichen Leben, wo dieſer Character überhaupt viel ſeltener iſt, als im Naturſtande, muß er deßwegen auch weit gemilderter vorkommen, mit allen den Einſchränkungen und Verfeinerungen, die der bürgerliche

Zwang, größere Geſelligkeit, gegenſeitige Mittheilung und die Entwickelung mehrerer Bedürfniſſe, mithin auch mehrerer Triebe, hervor bringen. Hier iſt auch ſchon mehr Beſonnenheit möglich, das moraliſche Gefühl hat ſich mehr entwickelt, und die größere Fähigkeit, das Recht und Unrecht zu unterſcheiden, macht dieſen Character der thieriſchen Laſterhaftigkeit mehr verſchuldet. Uebrigens aber bleibt ſein hervorſtechender Zug unbedingte Befriedigung jedes Triebes, der ſich ihm durch Luſt oder Unluſt ankündigt, ohne Rückſicht auf die daraus entſtehenden Folgen; daher Regelloſigkeit und Anarchie der Leidenſchaften.

Weit öfterer zeigt es ſich indeß, daß einer oder mehrere Triebe die übrigen ihrem Intereſſe unterwerfen, die dann nur da und in ſo fern befriedigt werden, wo und in wie fern ſie dieſes Intereſſe befördern. Dazu wird ſchon ein höherer Grad der Cultur erfordert, der dieſe Unterordnung möglich mache; wenn ſie auch auf eine mechaniſche Weiſe durch dunkle Empfindungen, ohne weit gehende Abſichten, bewerkſtelliget würde. In dieſem Falle ſind gewiſſe Neigungen und Wünſche, oft auch nur ein einzelner, hervorſtechend; dieſe ſetzen alle Kräfte des Menſchen in Bewegung. Ohne über ſein Ziel zu reflectiren, überläßt er ſich dem ganz, wozu ſie ihn hinreißen; und ſie wirken mit deſto größerer Gewalt, je mehr die, beym vorhin gezeichneten Character, noch getheilte Kraft hier auf einen Punct concentrirt wird. Die herrſchende Stimmung iſt unumſchränkte Selbſtſucht; aber der Kreis deſſen,

was

was er zu ihrer Befriedigung rechnet, hat sich schon erweitert, indem er auch dasjenige, was mehr entfernter Weise darauf einfließt, in seine Bestrebungen aufnimmt; und deßwegen entwickeln sich auch hier schon mehrere gesetzwidrige Aeußerungen. Sittliche Bildung ist indeß eher möglich, weil doch schon Unterordnung der Neigungen, und nicht mehr gänzliche Anarchie derselben da ist, und auch diese Neigungen selbst nicht mehr so ganz thierisch sind, sondern sich schon mit andern menschlichen verbunden haben. Man kann deßwegen diesen Character menschliche Lasterhaftigkeit nennen, wodurch er jedoch in moralischer Hinsicht nicht über den erstern erhoben wird; im Gegentheile scheint die Verantwortlichkeit größer zu seyn, weil sich hier mehr Veranlassung zeigte, des Rechtes und Unrechts in den Bestrebungen inne zu werden.

Oft aber sind Zweck und Mittel seiner durch einander bestimmt, mehr durch Denkkraft, wenn es auch nur sinnliches Abstractions-Vermögen wäre, modificirt; die Unterordnung der übrigen Triebe unter die Herrschaft eines einzigen oder mehrerer begünstigten, die aber noch immer von grober eigennütziger Art sind, geschieht mit Raffinement und Nachdenken, mit reiflicher Erwegung jeder unternommenen Handlung, von Seiten ihres Erfolgs und ihrer Verbindung mit dem Zwecke. Dazu wird aber eine gewisse Kaltblütigkeit, ein leidenschaftloses und ruhiges Betrachten des Triebes und seines mannigfaltigen Interesses erfordert, die natürlich die Einsicht der Pflichtwidrigkeit erwecken müssen und auch

wirklich erwecken, die aber bald wieder durch die Heftigkeit der Begierde unterdrückt wird. Deßwegen offenbart auch dieser Character einen hohen Grad von Verderbtheit des Willens, und führt den Namen der raffinirten, und wenn er einen gewissen Grad der Unnatürlichkeit erreicht und zu großen Verbrechen fortreißt, der teuflischen Lasterhaftigkeit.

Hier wird schon nach deutlich vorgestellten, und oft lange und reiflich durchdachten Maximen gehandelt, da im vorhergehenden Falle gar keine Maxime, sondern nur blinder Trieb war; auch wird schon sehr viele Bildung der Seelenkräfte zu diesen künstlichen Operationen erfordert, aber seine Entwickelungen, die mit humanen Gefühlen verbunden wären, zeigen sich noch wenig oder gar nicht. Ordnung ist zwar in diesem Character, aber nicht jene gleichförmige, wozu die Natur die Anlage machte und die die Vernunft gebietet. Die herrschenden Leidenschaften sind gewöhnlich Wohllust, Ehrgeiz und Gewinnsucht; diesen wird alles, Freundschaft, Liebe, Gerechtigkeit, die sanftesten und festesten Verbindungen aufgeopfert. Doch nimmt dieser Character, nach der Verschiedenheit der übrigen natürlichen Fähigkeiten des Menschen, verschiedene Gestalten an. Am auffallendsten sind seine Erscheinungen bey solchen, in denen sich ein feuriges Temperament und Lebhaftigkeit des Gefühles mit großen Geisteskräften verbindet. Ist das erste allein, so ist gewöhnlich Wohllust herrschender Trieb; und brennende Ehrbegierde, wenn sich nur die letztere im Menschen zeigt. Beyde zusammen bringen

eine

eine unbegränzte Herrschsucht hervor, alles genießen zu können, was man wünscht, alles zu unterjochen, und in jedem sich selbst wieder zu finden. Ueberall zeigten sich Fülle strebender, entschlossener, überwindender Kraft, weit eingreifende Plane und ein trotziges, nie ganz besiegtes und gedemüthigtes Verfolgen derselben, bey Befehlenden Eroberungssucht, schreckender Despotismus, Unterdrückung jeder Spur angeborner Freyheit, herrschender Grundsatz in Länderverwüstung und menschlichem Elende jeder Art seinen Namen zu verewigen, nichts für heilig zu halten, als sich selbst; bey Gehorchenden unumschränkter Freyheitssinn, Revolutions-Geist, kühne Versuche, sich empor zu schwingen, öffentliche Verbrechen, je fürchterlicher, desto besser, Grausamkeit und Gewaltthätigkeit gegen seines Gleichen.

Sehr verschieden sind die Urtheile über diese Charactere ausgefallen. Einige haben, von Bewunderung über die hohen Kräfte, die in ihnen sich zeigten, hingerissen, daraus schließen wollen, daß zur Ausführung großer Verbrechen eben so viel, wo nicht noch mehr, Stärke erfordert werde, als zur Vollbringung großer Tugenden; andre hingegen durch den Anblick dieser schrecklichen Gewaltthätigkeiten, und vielleicht auch durch das Gefühl dessen, was sie selbst darunter litten, empört, glaubten hierin einen Beweis zu finden, von einem absolut bösen Prinzip im Menschen, von einer eigentlich teuflischen Gesinnung, wornach er das Böse thue, weil es böse ist. Und es ist nicht zu läugnen, was die erste Meynung angeht, daß die

kalte Reſignation und der entſchloſſene Muth, womit Menſchen dieſer Art ihren Zweck verfolgen, viel Kraft und Größe zeigen, und daß ſie allerdings in Vergleich mit andern, die ihrem Zwecke nicht ſo viel aufopfern, ihn nicht mit ſo vieler Feſtigkeit und Energie des Geiſtes feſt halten, Bewunderung verdienen. Der Trieb, der in ihnen herrſchend iſt, zeigt ſchon etwas über das Gewöhnliche Erhabenes; indem er nicht ſo ganz unmittelbar auf ſinnlichen Genuß berechnet iſt. Seine Befriedigung erfordert ferner einen Aufwand von Geiſteskraft, und offenbart ihn auch wirklich; der eben daher, weil er ſo ſelten iſt, deſto mehr zum Erſtaunen hinreißt. Die Gleichmüthigkeit, womit man alles andre ihm unterwirft und ihn ſelbſt oft aufopfert, um ihn nachher deſto ſicherer befriedigen zu können, ſcheint dem Kurzſichtigen eine Leidenſchaftloſigkeit voraus zu ſetzen, die aus einer höhern Anlage hervor gehen müſſe, und ſelbſt etwas Freyes, gegen jeden Antrieb mit eigener Entſchließung Gewähltes und Durchgeſetztes zu ſeyn; obgleich auch hier der Menſchenkenner den wahren Character der gewaltſamſten Leidenſchaft, nämlich langſames und kaltblütiges Verfolgen ihres Zweckes, hindurch ſchimmern ſieht. Endlich ſcheint es auch, als ob freye Entſchließung gegen den ausdrücklichen Willen des Geſetzes, das doch jedem Menſchen heilig iſt, alſo Erhebung über alles Menſchliche etwas ſchauderhaft Großes, das in der ganzen Natur ſeines Gleichen nicht hat, enthalte.

Die

Die gepriesene Größe indeß verschwindet, wenn wir die Sache einer genauern Prüfung unterwerfen; alsdann zeigt es sich, daß allerdings große Kraft, nämlich der natürlichen Anlagen und der Heftigkeit des Temperamentes, die der Begierde jenen hohen Grad von Leidenschaftlichkeit gibt, hervor leuchtet, die aber auch in so fern nicht dem Menschen, sondern der Natur angehört. Und was ferner die Kühnheit betrifft, mit der der Mensch von einem solchen Character Gefahren entgegen geht, die Resignation, mit der er auf manche geschätzte Güter des Lebens hinsieht: so ist diese doch nichts weiter als eine Wirkung der Gewaltsamkeit des Triebes, den er sich selbst nicht gegeben hat, und, in wie fern dieser Trieb selbst der Pflicht sollte aufgeopfert werden, wozu noch weit mehr Stärke, als zu allen Aufopferungen, die er ihm darbringt, erfordert würde, nämlich Stärke des eigentlich geistigen Wesens, des freyen Willens, unter der Herrschaft des Gesetzes, wahre Schwäche. Denn bey wenigen wird die Verwerflichkeit der Gesinnung einen solchen, wahrhaft schauderhaften und zum Entsetzen furchtbaren Grad erreichen, daß sie mit völligem Bewußtseyn der Pflicht, und in Erwägung der großen Bewegungsgründe, durch die sie sich ankündigt, ihr dennoch ins Angesicht den Gehorsam aufsagten; wozu freylich eine Art von teuflisch großer Kraft erfordert würde. Fast immer wird eine größere oder geringere Dunkelheit des Pflichtgefühles, durch die Heftigkeit der Leidenschaft bewirkt, oder eine Art von Selbsttäuschung obwalten, wornach man im größten Verbrechen doch noch

etwas der Pflicht Gemäßes zu finden glaubt. Es iſt alſo mehr Schwäche, die das Geſetz nicht ausführen kann, als muthvolle Stärke, die ſich gegen daſſelbe auflehnt. Die heftigen Erſchütterungen und Bewegungen der Naturkräfte rühren her von geſchwächter und zerrütteter ſittlicher Menſchenkraft, und wenn ſich daher auch ein ſolcher, der Vernunft ſchlechthin Trotz bietender Wille denken ließe: ſo verdient doch nur die Stärke eines guten, ſich dem Geſetze ſey unterwerfenden und ihm alles, auch das Liebſte, hingebenden Willens den Namen der Seelenſtärke. „Große Verbrechen," ſagt Kant, „gleichen Paroxismen, deren Anblick den an der Seele geſunden Menſchen ſchaudern macht."

Eine merkwürdige Erſcheinung ſind hier noch diejenigen Menſchen, von denen man zu ſagen pflegt, daß ſie gleich groß in ihren Laſtern und in ihren Tugenden ſeyen, ſie deßwegen, mit einer gewiſſen Ehrfurcht, wohl gar über den wahrhaft tugendhaften und mit Entſchloſſenheit guten Mann erhebt, und ſo davon redet, als ob ihre Laſter aus ihren Tugenden entſprungen wären. Aber eine genauere Anſicht lehrt uns bald das Gegentheil, daß vielmehr ihre Tugenden aus ihren Laſtern entſprungen ſind, oder höchſtens zufällig neben ihnen beſtehen, und daher ſelbſt die erſtern nicht einmal als Werk der Freyheit angeſehen werden können, worin doch zuletzt der Character aller wahren Tugend beſteht.

Oft vereinigt ſich nämlich der Naturtrieb, von ohngefähr oder vermittelſt glücklicher Temperaments-Anlagen, mit einem Gebote der Sittlichkeit

lichkeit in der Tendenz zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, wie etwa die Ehrbegierde mit dem Bestreben, sein Jahrhundert aufzuklären oder sein Vaterland zu retten; der Zweck wird um des Ruhmes, nicht um der Pflicht willen gewollt, also auch nicht mit der Mäßigung, die die letztere vorschreibt, sondern mit der Einschränkung oder Unbegränztheit, die der Trieb verlangt. Durch diese überraschende Zusammenstimmung oder die begeisterte Bewunderung der kühnen Unternehmungen, die durch die Stärke der Leidenschaft hervor gebracht wurden, geblendet, wird man nun alle Verbrechen, zu denen jener Trieb verleitete, aus einer edeln Absicht herleiten und damit entschuldigen wollen: da doch ein wahrhaft guter Zweck, wenn er das Gemüth auch mit einem noch so hohen Enthusiasmus erfüllen sollte, nie bis zu derjenigen Unbesonnenheit fortreißt, worin man große Verbrechen verübt.

Oft bringt es auch das Interesse des Triebes selbst mit, in gewissen Tugenden zu glänzen, wie z. B. der Herrschsüchtige nicht selten schonende Großmuth seinem Zwecke angemessen findet, wobey er aber eben so gewiß die Gerechtigkeit verletzen wird, als er jene Großmuth beweiset, oder auch umgekehrt ein gewisser unbiegsamer Sinn den Ehrgeizigen auf strenges Halten über dem Rechte leitet, worüber dann alles Wohlwollen und alle Menschlichkeit verschwindet. Oft liegen auch in dem Wege, den der Mensch zu einem gewissen Ziele zu bewandeln hat, neben großen Verbrechen, Handlungen, die einen blendenden Schein hoher Tugend um sich her verbrei-

ten

ten, und durch den Muth, womit der Zweck verfolgt wird, einen Anſchein von Größe geben. Nicht ſelten ſcheint indeß zwiſchen den natürlichen Trieben und der edeln That gar keine Verbindung, wohl gar ein Widerſpruch Statt zu finden, und dann rührt der ſcheinbare Edelmuth, der ſich neben gewaltſamen Vergehungen zeigt, von einer urſprünglichen harmoniſchen Zuſammenſtimmung der natürlichen und ſittlichen Anlagen her, wornach das moraliſche Gefühl eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit erhielt, wodurch er dem Naturtriebe in vielen Stücken von ſelbſt das Gleichgewicht zu halten, oder gar über ihn zu herrſchen vermag, aber, von der begünſtigten Leidenſchaft überwältigt, ſich nur da äußert, wo jene aufhört, oder wo die veränderte Lage der Dinge ſeinen Streit mit der letztern aufhebt, und es dadurch in ſeine Rechte wieder einſetzt, ohne daß es eben mit Freyheit in die Maxime aufgenommen wäre, ſondern vielmehr ganz mechaniſch, wie jedes andre Naturgefühl, wirkt. Wo nämlich der begünſtigte Trieb aufhört, oder die Handlung nicht in einer unmittelbaren Beziehung zu ihm ſteht, da tritt das Pflichtgefühl hervor und äußert ſich um ſo viel nachdrücklicher, freyer und ungehinderter, je weniger es in andern Neigungen Widerſtand findet, die jetzt ſchon alle dem herrſchenden Triebe unterworfen ſind, und mit dieſem ihre Wirkſamkeit verlieren. Hieraus erklären ſich viele auffallende Paradoxieen der menſchlichen Natur, wie z. B. eine offenbar ungerechte Maxime, die als ſolche deutlich gedacht und durch eine Reihe raffinirter geſetzwidriger Handlungen verfolgt wird, mit

einem, an Unbiegsamkeit und Grausamkeit gränzenden Sinne für das Recht, in andern Fällen, bestehen könne, wie es oft bey den größten Bösewichtern gefunden wird. Eben so oft paaren sich Unmäßigkeit in der Befriedigung eines Triebes mit den strengsten Grundsätzen der Mäßigkeit, in Ansehung der übrigen unmenschliche Härte, wo der Trieb sich aufgehalten fühlt, mit Edelmuth und Weichherzigkeit, wo dieses nicht der Fall ist, thierische Wohllust mit feiner moralischer Empfindsamkeit.

Man würde allerdings den Werth solcher Charactere zu hoch anschlagen, wenn man sie, auch nur in Ansehung ihrer vorzüglichern Seiten, für Tugendgröße ausgeben wollte, wozu nothwendig Freyheit des Entschlusses gegen alle geliebten Neigungen erfordert wird. Etwas Moralisches ist freylich hier wirksam, aber nicht als selbstgewählter Grundsatz: denn alsdann müßte es herrschende Richtung des Geistes geworden seyn. Oft scheint auch ein Gefühl hoher Kraft, das schon mehr sittlich, aber noch ungeläutert und regellos ist, jeden Ausbruch der Natur zu begünstigen, worin diese Kraft sich im Kampfe mit dem Widerstande, nach Art der moralischen Selbstüberwindung, äußert, und deßwegen, unter einem ehrbaren Scheine, zu eben so großen Verbrechen als bewunderten Tugenden zu verleiten. Nur halte man dies nicht für eigentliche Seelenstärke; in Beziehung auf diese letztere ist es offenbar Schwäche: denn diese ist freye Bestimmung des Willens nach Grundsätzen der practischen Vernunft, wovon sich hier auch nicht

einmal eine Spur zeigt. Immer aber ſind ſolche Charactere dazu geeignet, uns mit der Menſchheit wieder auszuſöhnen, wenn uns der Anblick groſſer und furchtbarer Gräuel zu heftig gegen ſie empört. Sie bewähren mehr als alles andre ihre groſſen Anlagen zum Guten, ſie ſchützen gegen Menſchenverachtung, die zuletzt auch unvermeidlich zur Selbſtverachtung, und durch ſie zur Unſittlichkeit und Niederträchtigkeit führt. Sie zeigen uns, bey aller Verworfenheit des Geſchlechtes im Ganzen, doch hier und da noch hohe Züge des Achtungswehrten an unſrer Natur, die uns nie an ihrem Heile ganz verzweifeln laſſen, und von der traurigen Bemerkung deſſen, was die Menſchen ſind, unſern Blick wegkehren und ihn zu dem erheben, was ſie werden können. Es bleibt doch etwas Groſſes, ein Menſch zu ſeyn, bey allen gegründeten und ungegründeten Klagen, die man über das allgemeine Verderben geführt hat.

Hieraus leuchtet nun ſchon ein, wie falſch und verkehrt die Anſicht ſey, wornach man beym Anblicke der ſchauderhaften Gröſſe mancher Verbrechen, die aus der Herrſchaft eines gewaltſamen Triebes hervor gehen, und der Kraft, mit der ſie jedes Hinderniß vor ſich weg ſtoſſen, einen in ſich böſen Willen, der das Böſe wählt, weil es böſe iſt, ohne einen andern Beſtimmungsgrund dazu in ſich vorzufinden, glaubte behaupten zu dürfen. Es läßt ſich leicht angeben, woher dieſe Täuſchung rühre. Die lebhafte Empfindung des Uebels, das dadurch in der Welt angerichtet wurde, und die zum Theil daraus entſprang,

daß

daß wir selbst mit darunter litten oder die Reihe der verderblichen Folgen unübersehbar groß war, erzeugt in unserm Gemüthe eine Erbitterung, die nichts weiter als ein natürliches und eigennütziges Gefühl ist, von der wir uns aber doch gerne überreden möchten, daß ihr etwas rein Moralisches zum Grunde liege. In diesem Zustande verweilt unser Herz ausschließend beym Gefühle der Abscheulichkeit, und befindet sich selbst in einer Art von schauderhafter Betäubung, wo es nicht möglich ist, den wahren Ursachen seiner solchen Erhitzung des Gemüthes, die das Verbrechen zu erzeugen im Stande gewesen wäre, nachzuforschen; besonders wenn sie mit unsrer eigenen Gemüthsart zu sehr contrastirt, wo dann der Gedanke, daß im Verbrechen, durch die einleuchtende Verwerflichkeit und die Schrecklichkeit der Folgen seiner That, das Bewußtseyn des Gesetzes hätte angeregt werden müssen, uns zu der Vermuthung führt (die die Lebhaftigkeit unsers Unmuthes bald in Gewißheit verwandelt): daß er auf das Gesetz allerdings geachtet, und sich ihm dennoch freywillig entgegen bestimmt habe, bloß um ihm entgegen zu handeln. Das Erstere kann in einem gewissen Grade wahr seyn, ohne daß darum das Letztere daraus folgte: denn immer ist doch ein an sinnliche Lust geknüpfter Trieb vorhanden, der von der Natur herrührt, und den also der Mensch sich selbst nicht gegeben hat; ist dieser zu lebhaft, so wird sich das moralische Gefühl nicht zu der Deutlichkeit und Stärke entwickeln können, daß ihm der Widerspruch seiner Maximen gegen dasselbe so ganz klar würde. Und gesetzt, er entschlösse

ſchlöſſe ſich auch mit dem vollen Bewußtſeyn ſeiner Pflicht — welches immer nur in einem eingeſchränkten Sinne, nämlich als Abkehrung des Gemüthes vom Pflichtgebote, nicht als Empörung gegen daſſelbe, als Nachgiebigkeit gegen den Trieb, nie als directe Billigung der Maxime möglich iſt —: ſo thut er es doch nie, um dem Geſetze entgegen zu handeln, ſondern nur um das Vergnügen zu genießen; gerne würde er, wenn er nur könnte, Veranſtaltungen treffen, daß dieſes dem Geſetze nicht entgegen wäre, daß er es ohne Verletzung ſeiner Pflicht genießen könnte. Es iſt hier alſo zwar ein hoher Grad von Verderbtheit des Willens, aber doch keine abſolute Bosheit.

Vorzüglich ſcheint eine gewiſſe Art menſchenfeindlicher Charactere, die man mit ruhiger Kaltblütigkeit Verbrechen verüben ſieht, ohne daß ein anderweitiges, ſich auf Eigennutz beziehendes Intereſſe ſie dazu verleitete, die es nur thun, um es zu thun, weil es ihnen Freude macht, Gutes zu hindern, Verderben anzurichten und andre zu quälen, die Meynung, als ob es einen in ſich böſen Willen gäbe, veranlaßt zu haben. Aber eben dieſe Freude, die Luſt, die ſie dabey empfinden, iſt ein Beweis, daß ſie dennoch einem Naturtriebe folgen, und es nicht um ſeiner ſelbſt willen wollen: denn das bloße Wollen iſt kalte Wahl, worauf Luſt oder Unluſt, Vergnügen oder Schmerz gar keinen Einfluß haben.

Eine

Eine andre Frage iſt demnach die: gibt es dann, vom Willen als Entſchluß abgeſehen, eine natürliche Neigung des Menſchen zum Schaden, d. i. eine ſolche, die nothwendig in gewiſſen Characteren vorkommt, ſo lange der Menſch den Naturtrieb dem ſittlichen noch nicht unterworfen und ihn dadurch veredelt, oder ſich wohl gar für den erſtern ſelbſt beſtimmt hat?

So wie der Menſch auf die Welt kommt, ſcheint er in Anſehung ſeiner natürlichen Triebe — die immer vom Willen, als welchem als lein Moralität oder Immoralität zukommt, unterſchieden werden müſſen — mehr ein gutmüthiges als bösartiges Weſen, mehr dazu geeignet zu ſeyn, Zufriedenheit als Mißvergnügen um ſich her zu ſchaffen, außer in den Fällen, wo eigenes Intereſſe ihn auf andre Maximen leitet. Aber Beyſpiele, vermehrte Bedürfniſſe und erweitertes Raffinement, ſie zu befriedigen, ſchlechte Erziehung, regelloſe Einwirkungen äußerer Dinge, zufällige Angewöhnungen und Richtungen mancher an ſich unbeſtimmten Triebe, wie z. B. des Thätigkeitstriebes, entſtellen oft ganz die natürliche Anlage, die dann freylich verdorben wird. Dies geht aber den Willen noch nicht an; nur in wie fern dieſer die letztern dennoch aufnimmt, iſt er verantwortlicher und mithin auch verwerflicher und nichtswürdiger, als wenn er eine mehr mit dem Geſetze einſtimmige Neigung billigt.

Iſt ein einzelner herrſchender Trieb mit wenig er Lebhaftigkeit des Geiſtes und einem geringern Maaße von Verſtandes- oder Körperkraft verbunden: ſo wird er ſich zwar ſcheuen, groſſe und auffallende Verbrechen zu verüben, ins Oeffentliche hinein, den bürgerlichen Geſetzen und andern Gefahren zu troßen; aber deſto mehr wird er durch niedrige Kunſtgriffe, durch Falſchheit, Liſt und Verſtellung, deren auch der kleinſte Geiſt fähig iſt, auf Wegen, wo ihn das bürgerliche Geſetz nicht erreicht, ſeinen Zweck zu befördern ſuchen. Der Character erſcheint hier von Seiten der Moralität noch tadelnswürdiger als im vorigen Falle, weil jener durch ſtarke Leidenſchaften entflammte Ungeſtüm des Herzens nicht eintritt, und das Gefühl der Verwerflichkeit eher zur Sprache kommen kann, und überdem ſich auch hier nicht einmal ein Anſchein von Gröſſe, ſondern vielmehr alles ganz gewöhnlich zeigt. Wer ſich auch zu jenen künſtlichern Unternehmungen noch zu ſchwach fühlt, wird tückiſch, neidiſch, rachſüchtig und ſchadenfroh. Die Leidenſchaft iſt nicht ſtark genug, um zu kühnen Verſuchen zu ermuntern, aber doch auch nicht ſchwach genug, um das Aufgeben ihres Zweckes leicht zu machen, und der Wille nicht gut genug, auch das nicht ganz leichte und Bequeme zu übernehmen. Wegen der Leichtigkeit, womit hier das Gewiſſen ſeine Ausſprüche dem Herzen aufdringt, und der Ehrloſigkeit, die Laſtern dieſer Art, neben allen Zeichen der niedrigſten Schwäche, anklebt, verdient dieſer Character, als etwas der menſchlichen Natur Fremdes und ſie auf

das tiefſte Herabwürdigendes, raffinirte, unnatürliche, teufliſche Laſterhaftigkeit genannt zu werden.

An die Laſterhaftigkeit des Herzens, die ſich, in ihren verſchiedenen Geſtalten, bald als thieriſche, bald als menſchliche, bald als teufliſche darſtellt, gränzt zunächſt derjenige Character, den man, weil er ſich ohne Nachdenken und Ueberlegung gleich dem erſten Eindrucke hingibt, den moraliſchen Leichtſinn nennen könnte. Er unterſcheidet ſich von dem zuletzt aufgeführten dadurch, daß bey ihm kein einziger Trieb gerade ſonderlich hervor ſticht, und ſich die andern unterwirft, ſondern daß er vielmehr, gleich dem thieriſch laſterhaften, auf allſeitige Befriedigung ſeiner Triebe, je nachdem zufälliger Weiſe der eine oder andere zum Vorſchein kommt, mit größerer oder geringerer Heftigkeit auf das Gemüth wirkt, ausgeht. Nur mit dem Unterſchiede, daß ſich hier ſchon mehr Verſtandes-Cultur, mehr Entwickelung geiſtiger Gefühle und Verfeinerung der ſinnlichen Genüſſe, alſo geringere Stärke der Anforderung, mehr Einfluß der Begriffe zeigt, und die Triebe nicht ſo ganz mit Hitze des Affectes, ſondern zuweilen auch mit einigem Raffinement, in Anſehung der Mittel, befriedigt werden. Dadurch erhebt er ſich über den teufliſch laſterhaften Character, und geht mehr in das Gebiet der Menſchlichkeit über; ob er gleich jenem darin wieder nachſteht, daß hier nicht mehr nach vorher entworfenen Grundſätzen,

ſähen, ſondern nur nach augenblicklichen Empfindungen gehandelt wird.

Bey dieſer natürlichen Stimmung zeigt ſich weniger Hang zu großen Verbrechen, weil dazu mehr kaltblütiges Verfolgen einer einzelnen Leidenſchaft und tiefſinniges Brüten über den Mitteln ihrer Befriedigung erfordert wird, als ſich von der immer nur über der Oberfläche der Gegenſtände ſchwebenden Flüchtigkeit des Gemüthes erwarten läßt, das eines Theils nie ſo lebhafte Eindrücke empfängt, die alle andre zu überwältigen im Stande wären, und dem es andern Theils auch an Stätigkeit und Energie des Geiſtes zum freyen Ueberlegen fehlt. Aber deſto gewöhnlicher ſind hier diejenigen Ausſchweifungen, wobey keine bürgerlichen Geſetze übertreten werden, zu denen überhaupt jugendliches Feuer und Lebhaftigkeit der Phantaſie leicht verleiten, und mit deren Befriedigung weder große Anſtrengung noch Gefahren und Aufopferung verbunden ſind; denn nichts wird mehr verabſcheut als die letztern; wenn ſie auch für einen ganz nahe gelegenen Zweck unternommen werden müßten. Nirgends iſt deßwegen auch dieſer Character gewöhnlicher, als bey ſanguiniſchen Temperamenten, die mit einer großen Reizbarkeit des Gefühles einen hohen Grad der niedern Seelenkräfte, eine feurige Imagination und einen blühenden, an Ueppigkeit gränzenden Witz vereinigen, der immer nur an der äußern Hülle ſtreift, die Beziehungen, die ſich da offenbaren, leicht und glücklich auffaßt, aber eben darum auch unfähig iſt, ſich bis zu

den entferntern Folgen zu erheben und in die innere Natur der Dinge einzudringen.

Es zeigt ſich daher auch hier oft ein ziemlich hoher Grad von Geſetzmäßigkeit, die aber nichts weniger als beabſichtigt, nicht einmal vom Verſtande, ſondern lediglich vom Zufalle hervor gebracht iſt, und von der größern oder geringern Gutmüthigkeit des Temperamentes, von dem größern oder geringern Einfluſſe der Sympathie, die ungemein viel zur Bildung dieſes Characters beyträgt, abhängt. Am häufigſten ſind diejenigen Geſetzwidrigkeiten, die man etwas gelinde Thorheit und jugendliche Unbeſonnenheit zu nennen pflegt: weil ſie immer mit einer natürlichen Güte und Liberalität des Herzens gepaart gehen. Offenbare Ungerechtigkeiten wird der Leichtſinnige, wenn er ſich nicht ſchon mehr der thieriſchen Laſterhaftigkeit nähert, nicht leicht begehen. Der Trieb iſt zu ſchwach, das Gemüth zu ſehr verweichlicht, und auch das moraliſche Gefühl nicht ſelten auf jene, ſchon oben berührte, unwillkührliche und mechaniſche Art wirkſam. Eben ſo wenig wird er fähig ſeyn, ſich heftig und anhaltend zu rächen, oder, was noch ſchlimmer wäre, einen geheimen Groll in ſeinem Herzen nachzutragen; vielleicht wird er zwar, bey dem plötzlich aufflammenden Feuer ſeines Temperamentes, im erſten Augenblicke zu einer wilden Hitze gereizt, zu einer erſtaunlichen Bitterkeit getrieben werden, aber eben ſo bald auch dieſe Hitze bereuen und die offenherzigſte Verſöhnlichkeit zeigen: weil die Vorſtellung der erlittenen Beleidigung von einem

neuen Genuſſe verdrängt wird, der überhaupt das Gemüth milder macht, und dem Mitgefühl größere Wirkſamkeit geſtattet. Das unaufhörliche Schweben vom einen zum andern, die Abhängigkeit von momentanen Eindrücken, und die gänzliche Hingebung an das, wozu man fortgeriſſen wird, wird das Gemüth in einen beſtändigen Widerſpruch mit ſich ſelbſt verſetzen, eine immerwährende Veränderlichkeit der Maximen hervor bringen, wornach die des jetzigen Augenblicks ſchon der des zunächſt vorhergehenden entgegen iſt. Aber deſſen ungeachtet iſt hier doch eine größere Regelmäßigkeit in den Trieben ſelbſt, ein beſſer geordnetes neben einander Beſtehen, und eine mildere, menſchlichere Wirkſamkeit, als bey dem vorhergehenden Character, die dieſe Menſchen äußerſt liebenswürdig, aber darum nicht immer achtungswürdig machen.

Was die Moralität dieſes Characters betrifft: ſo werden freylich die größere Harmonie des Herzens und die minder auffallenden Abweichungen von dem Geſetze in den Handlungen das letztere nicht ſo leicht und ſtark aufregen; aber auf der andern Seite ſind auch die Verſuchungen zur Untreue gegen daſſelbe nicht ſo groß, weil der Trieb nicht ſo heftig und unnatürlich, und ſein Intereſſe mehr getheilt iſt. Es dürfte deßwegen auch ſchwer ſeyn, im Allgemeinen etwas Entſcheidendes darüber zu ſagen. Doch ſcheint die Verdorbenheit des Willens nicht ſo groß zu ſeyn, wie im vorigen Falle; denn die Lebhaftigkeit des Eindruckes, vermittelſt welcher die Handlung dem-

demſelben faſt auf dem Fuße ganz mechaniſch nachfolgt, ohne daß noch Zeit zur Ueberlegung übrig geblieben wäre, dürfte eine eben ſo gültige Entſchuldigung ſeyn, wie dort die Heftigkeit der Leidenſchaft.

So wie der jetzt in ſeinen Grundzügen entworfene Character der thieriſchen Laſterhaftigkeit, nur bey einem höhern Grade der Bildung, die gewiſſermaßen auch Veredlung iſt, die Parallele hält: ſo ſteht unter gleichen Umſtänden neben der raffinirten Laſterhaftigkeit ein andrer, den man den feinern Eigennutz nennen könnte, der aber immer noch, als herrſchende Maxime des Willens gedacht, zur gänzlichen Verkehrtheit gehört. Hier iſt nicht mehr gänzliche Abhängigkeit von jedem ſich regenden Triebe, blinde Folgſamkeit gegen den erſten Eindruck und eine Befriedigung, die in dem Grade unmäßig iſt, als jene es fordern; ſondern es zeigt ſich mehr künſtliches Raffinement, mehr feine und genaue Calculation der Genüſſe, mehr Tendenz, möglichſt lange und vielſeitig, auf eine angenehme Art, hingehalten, als durch die erſchütternde, aber bald betäubende und abſtumpfende Befriedigung eines einzelnen Triebes, ſtark und lebhaft vergnügt zu werden. Dies ſetzt einen Zuſtand höherer phyſiſcher Geiſtes-Cultur voraus, wodurch mehrere bisher ungekannte Bedürfniſſe aufgeweckt werden, deren Befriedigung neue Quellen des Genuſſes eröfnet, und wodurch dasjenige, was Anfangs bloß als Mittel zu einem Hauptbedürfniſſe angeſtrebt wurde, nun auch, wenn es

erreicht wird, ſelbſt wieder auf eine geiſtigere Weiſe vergnügt, und den lebhaften Wunſch ſeines vollern Beſitzes herbey führt. Ein höherer, geiſtiger Luxus iſt erwacht, der, mit dem natürlichen in Verbindung, mannigfaltige, nicht ſo ganz ſinnliche, Empfindungen entwickelt. Die Beſchäftigung der Sinne, der Einbildungskraft und des Verſtandes, die ſonſt ausſchließend im Dienſte der Begierden waren, wird ſelbſt zum Lebensgenuſſe gerechnet, und trägt faſt das Meiſte zu ſeiner dauerhaftern Verſchönerung bey. Geſellige, aus Sympathie entſprungene Gefühle vereinigen ſich mit den ſinnlichen, und geben dadurch den letztern einen feinern und edlerern Anſtrich. Wohlluſt iſt nicht mehr thieriſcher Trieb; Phantaſie erhöht ſie zur ſchwärmeriſchen Liebe, und macht dadurch ihren Genuß vielſeitiger und von der Veränderung weniger abhängig. Das Streben nach Ehre iſt nicht mehr Herrſchſucht, die ſich alles zu unterwerfen trachtet, ſondern ein Beſtreben, eine mehr ſanfte Gewalt über die Gemüther der Menſchen zu behaupten, zu einem humanen, geſelligen Zwecke, um ſie näher an ſich anzuſchließen, die Verbindung mit ihnen und die gegenſeitige Mittheilung von unſrer Willkühr abhängiger zu machen; indem man ſich zutraut, ſelbſt dieſe Verbindung länger unterhalten zu können, und ſie deßwegen auch mehr ſicher geſtellt glaubt, als wenn wir dieſes dem guten Willen andrer hätten überlaſſen müſſen. Reichthum und Vermögen ſind nicht mehr allein um des Beſitzes oder der Befriedigung thieriſcher Bedürfniſſe willen, alſo weder für den Geiz noch für die Schwelge-

rey

rey ausschließend, sondern auch für denjenigen Aufwand und die Prachtliebe, die mehr zu den feinern Sinnenvergnügungen gehören, und wovon andre mit genießen können und sollen, Gegenstände unsrer Wünsche. Kurz, es ist verfeinerte Sinnlichkeit, die hier die practischen Grundsätze des Menschen bildet und das Ziel seiner Bestrebungen aufstellt. Die gröbern Empfindungen und Triebe steigen in ihrer rohen Gestalt selten zur Stärke der Leidenschaft, und wenn sie Leidenschaft werden: so werden sie es nur in der Verfeinerung, die das Gemüth mehr dem Genusse anschmiegt, mehr in ihn hinein senkt und ihn, zwar nicht so lebhaft und stark, aber inniger, und was das Vorzüglichste ist, dauerhafter macht. Vom zufälligen Grade der Cultur hängt es zwar ab, ob das thierische oder feinere, und mehr an's Geistige gränzende Vergnügen hervorstechende Tendenz seyn solle; indeß wird es doch das erstere nur in so fern seyn können, als es Dauerhaftigkeit gestattet, und mit allen den Einschränkungen, die der größte mögliche Genuß und die Mitbefriedigung der feinern Sinnlichkeit nothwendig macht. Hierher gehört sowohl der Wohllüstling, der zuletzt alles auf körperliche Lust bezieht, als der, der den höchsten Genuß in die Einbildungskraft setzt, oder sich in sie und in die Freuden des Denkens theilt, und nicht weniger der, der diese letztern, und mit ihnen das Streben nach Erkenntniß, als eine Art von geistigem Luxus, zum Ziele seiner Bemühungen macht, und ihnen alles andre unterwirft. Ueberall aber zeigt sich mehr Einfluß des Verstandes, mehr

Herr-

Herrſchaft des Begriffes, als in allen vorhergehenden Fällen, überall wird das Geringere auf das Größere bezogen, überall nach einem feinen Syſteme von Lebensgenuß gehandelt.

Es zeigt ſich deßwegen auch in den Neigungen eine Uebereinſtimmung, in den Handlungen eine Conſequenz, wie ſie wenig ſichtbar iſt, und die uns allerdings zur Bewunderung auffordert. Bey einiger Wirkſamkeit des ſittlichen Gefühles oder religiöſer Begriffe, und der auf ihnen gegründeten Furcht oder Hoffnung, kann auch in ſolchen Characteren vollkommne äußere Legalität — es können ganz rechtliche und gemeinnützige Menſchen ſeyn, die aller Welt Gerechtigkeit und Güte wiederfahren laſſen, ohne daß es darum doch mit der innern Moralität ihrer Geſinnung im geringſten beſſer ſtünde. Immer iſt indeß, weil dieſer Character einen hohen Grad von geſelliger Cultur voraus ſetzt, ein gewiſſes Gefühl des Anſtändigen und Schicklichen hierbey aufgeregt, das in die Lebensphiloſophie dieſer Menſchen eine Art von gefälliger Eleganz bringt, und über alles, was ſie thun und genießen, das Gewand der Feinheit und Delicateſſe wirft, vermittelſt deren ſie ſich, wenn ſie auch noch ſo ſehr ihrer moraliſchen Würde vergäßen, doch wenigſtens nicht ganz zum Scandale machen und eine Decenz, die allerdings an das Sittliche gränzt, zu beobachten wiſſen, die ſie vor derjenigen Selbſtverachtung ſchützt, in welche ſie ihre Grundſätze, die doch eigentlich auf einer entehrenden Verweichlichung des Gemüthes beruhen, ſonſt ſtürzen müß-

müßten. Oft vereinigt ſich auch hiermit eine feine äſthetiſche Bildung, die ihrer Denkungsart und Empfindungsweiſe einen noch edlern Anſtrich gibt, ſie dem Moraliſchen noch näher bringt.

Von der Moralität dieſes Characters gilt ohngefähr eben das, was vom vorhergehenden geſagt wurde. Das Wohlgeordnete in den Neigungen und Handlungen täuſcht uns leicht über ihren ſittlichen Wehrt, läßt ihre Abweichung vom Geſetze der Pflicht nicht ſo leicht bemerken, da hingegen der höhere Grad von geiſtiger Bildung die Reflexion auf daſſelbe eher möglich macht, und deßwegen auch den freyen Entſchluß für daſſelbe, den Uebergang zu rein moraliſchen Maximen unterſtützt, und ihm gleichſam auf halbem Wege entgegen kommt. Ob daher gleich im Ganzen die Verſchuldung groß zu ſeyn ſcheint: ſo muß doch das Nähere der beſondern Beurtheilung des Einzelnen überlaſſen bleiben.

An den feinern Eigennutz gränzt zunächſt derjenige Character, den man moraliſche Empfindſamkeit nennen könnte, die, als eine leichte Empfänglichkeit des Gemüthes durch ſympathetiſche, äſthetiſche und ſittliche Gefühle gerührt zu werden, von der natürlichen unterſchieden werden muß, welche letztere immer neben den übrigen Grundſätzen des Menſchen, und von ihnen unabhängig, beſteht, während die erſtere, als herrſchende Stimmung des Herzens, auch in den Willen übergegangen iſt, und in dieſem zwiſchen dem eigennützigen und uneigennützigen

Triebe

Triebe in der Mitte liegt, aber gleichwohl, wie jedes andre Naturgefühl, mechaniſch, und ohne freye Aufnahme des Geſetzes in die Maxime, wirkt.

Das Unterſcheidende dieſes Characters iſt eine Miſchung ſinnlicher und ſittlicher Gefühle, wodurch ſich die letztern ganz in die erſtern verlieren und eine höhere Schwärmerey hervor bringen, die viele pflichtmäßige Handlungen bewirkt, aber, weil ſie mehr von dunkeln Empfindungen als von vernünftigen und ſelbſtgewählten Grundſätzen geleitet wird, neben vielem äußerlich und ſcheinbar Guten auch ſehr viel Verderbliches verrichtet. Handlungen der Wohlthätigkeit und der Güte gegen Nothleidende ſcheinen dem Empfindſamen inniges und dringendſtes Herzensbedürfniß zu ſeyn, da hingegen er auch von Selbſtüberwindung und Aufopferung im Dienſte der Tugend nichts hören mag, ja ſich wohl gar über ſie als über eine grämliche Ernſthaftigkeit und eine finſtere Strenge in der Sittenlehre beklagt, die wenig dazu geeignet ſey, dieſe den Menſchen liebenswürdig zu machen; indem er glaubt, alles gethan zu haben, was man von ihm fordern könnte, ohne daß es ihm doch ſonderlich ſchwer geworden ſey, da es mit den natürlichen Trieben ſeines Herzens ſo ganz zuſammen ſtimmte. Zu einem umfaſſendern Gemeingeiſte, zu Handlungen, die mehr ins Ganze greifen, deren Folgen in einer weiten Entfernung liegen und nicht ſo unmittelbar empfunden werden, iſt er am wenigſten geneigt. Es iſt eine Art feinerer Wohlluſt,

die

die ihn bey seinen Handlungen beseelt, sein Lob der Tugendfreuden so feurig, und ihn in denselben so enthusiastisch und selbstvergessend macht. Sein Sinn ist sanft und liebevoll; in seinem Wohlwollen möchte er gerne einen jeden mit fortreißen. Wenn er die ganze Welt glücklich machen, jede Spur von Elend aus ihr vertilgen, jede Thräne abertocknen, jeden Seufzer in Wonne verwandeln könnte: welche Seeligkeit für ihn! Sein Herz steht jedem offen, ist ganz zum Anschließen geeignet, fremd von erhebendem Stolze, außer etwa demjenigen, der von jeder Art des Egoismus, der, feiner und gebildeter, sich auch hier noch zeigt, unzertrennlich ist. Bitterkeit und Rache sind ihm fremde Gefühle, er kommt seinem Beleidiger schon auf halbem Wege mit offenen Armen entgegen. Die Tugend dieses Characters ist daher auch mehr von der sanften und schmelzenden, die sympathetische Gefühle überhaupt zu begleiten pflegt, als von der rüstigen und erhebenden Art, die das Gesetz fordert. Er handelt mehr aus pathologischer Liebe, als aus vernünftiger Achtung: denn die letztere, die freylich auch, bald mehr bald weniger, mit wirksam ist, löset sich größtentheils in die erstere auf.

Bey einer lebhaften Phantasie gehen die Tugenden des Empfindsamen ins Romanhafte über; hoch gespannte, schwärmerische Ideale, zu denen die Grundzüge aus jener innigen Vermischung seiner sinnlichen und moralischen Natur entlehnt sind, schweben seinem Geiste immer vor.

Das

Das, was man Unschuld und Herzensgüte nennt, ist ihm in einem hohen Grade eigen, ist, wenn nicht zufällige Umstände eine Verstimmung bewirkt haben, dasjenige, worin er sich am meisten gefällt, was ihm zwar keinen hohen Stolz, aber desto mehr stillen Genuß gibt, und deßwegen auch ein vorzügliches Ziel seiner Bestrebungen bleibt. Freundschaft, Liebe und Wohlwollen sind ihm die höchsten und edelsten Gedanken, deren die Menschheit in moralischer Rücksicht fähig ist, und zeichnen ihm den Kreis seiner liebsten und angelegentlichsten Beschäftigungen vor. Ein lebendiges und gebildetes Gefühl des Schönen ist in diesem Character, so wie im vorhergehenden das des Anständigen und Schicklichen, wirksam. Schönheit, Tugend und Menschenliebe fließen bey ihm in Eins zusammen, und setzen in dieser Vereinigung alle seine Kräfte in Bewegung. Seine sinnlichen Triebe sind bis zur höchsten, unnatürlichen Geistigkeit hinauf geläutert, woran freylich auch das moralische Gefühl, noch mehr aber die Einbildungskraft Antheil hat, die seinen Gedanken, Wünschen und Empfindungen den schwärmerischen Anstrich, den hohen idealischen Schwung gibt.

Wer erkennt nicht in diesen wenigen Zügen die hoch gepriesene Romanen-Tugend aus der empfindsamen Periode unsers Jahrhunderts, die man uns so oft für reine Moralität hat verkaufen wollen! Wer sieht aber auch nicht, daß dieser Character eigentlich nicht mehr sittlichen Wehrt habe, wie die vorhergehenden, das ist, gar

keinen

keinen (denn ſelbſt das Moraliſche, was offenbar mit einfließt, iſt Naturwirkung, nicht freyer Entſchluß), und daß alſo dieſe Denkungsart noch immer unſittlich ſey: weil der eigennützige Trieb herrſcht und der uneigennützige ihm untergeordnet bleibt. Er iſt indeß doch äußerlich dem Geſetze näher gerückt, indem das ſympathetiſche Gefühl, durch das ſittliche veredelt, nicht ſelten viele und auffallende legale Handlungen hervor bringt; freylich auch mit unter das letztere ſeinen eignen Wünſchen anformt, und daher diejenigen Fehler zeigt, die man nach einer ſehr verkehrten Denkungsart, die alle reine Begriffe von Sittlichkeit mit Füßen tritt, ſo gerne mit dem Namen von Schwachheiten entſchuldigt. Denn eigentlich iſt in den Tugenden dieſer Art gerade eben ſo viel Schwäche als in den Fehlern, ja der ganze Character iſt, beydes in phyſiſcher und moraliſcher Rückſicht, eine fortlaufende Schwachheit. In ſo fern ſteht er daher dem, zuletzt entworfenen, des feinern Eigennutzes nach, daß der Begriff hier nicht ſo viel Einfluß hat, und alſo auch die Pflichtvorſtellung, wegen ſeiner größern natürlichen Angemeſſenheit zum Geſetze, nicht ſo leicht zum Bewußtſeyn kommt und ihm Uebertretungen vorwirft. In dieſer Rückſicht dürfte dann auch die moraliſche Verkehrtheit um etwas geringer ſeyn.

Geſellt ſich zu der in dieſem Character aufs höchſte verfeinerten Sinnlichkeit Lebhaftigkeit der religiöſen Ueberzeugungen: ſo entſteht daraus der ſittlich-religiöſe Myſticismus, wel-

cher in einer aus Versinnlichung des religiösen Gegenstandes entsprungenen pathologischen Liebe gegen denselben besteht, woran das moralische Gefühl allerdings seinen Antheil hat, aber mit denjenigen natürlichen Neigungen und Trieben, die durch Phantasie einen höhern Anstrich von Geistigkeit erhielten, amalgamirt, ein verkörpertes Ideal mit einer Wärme umfaßt, in Ansehung derer man oft unschlüssig ist, ob man sie für feinere Wohllust oder für sittliche Empfindung halten soll. Offenbar tragen beyde dazu bey; die erstere, weil sie vorzüglich beym weiblichen Geschlechte sich häufig zeigt, wo Sanftheit und Fülle des Herzens, Stärke der sympathetischen Neigungen und der Phantasie, die oft die gröbern Empfindungen überwältigen und mit sich fortreißen, diese sinnliche Andächteley begreiflich machen; daß aber auch die letztere mitwirke, leuchtet daraus ein, daß der religiöse Gegenstand, auch noch so sinnlich gedacht, auch noch so sehr in die gröbste Vermenschlichung gehüllt, immer moralische Beziehungen genug enthält, die uns, wenn sie auch vom Verstande übersehen würden, doch das Herz offenbart. Die Gefühlsstimmung, die bey diesem Character hervorstechend ist, geht leicht in das Moralische über — es würde oft unnatürlich seyn, wenn sie es nicht thäte — und erzeugt alsdann Handlungen, die sich aus bloßen sinnlichen Gefühlen, selbst die sympathetischen nicht ausgenommen, nie ganz begreifen lassen, die vielmehr, ohne eine höhere sittliche Natur des Menschen, ewig unbegreiflich seyn würden,

und ſich daher bald als Wirkung der letztern darſtellen.

In ſeiner edelſten Art, wo das ſittliche Gefühl noch den meiſten Einfluß hat, bringt der Myſticismus diejenigen Characteere hervor, die man wohl liebenswürdige Schwärmer zu nennen pflegt: weil ſie mit einer gewiſſen natürlichen Gutmüthigkeit einen lebhaften Sinn für das Gute und einen regen Abſcheu gegen alles Unrecht verbinden, der freylich mehr Naturgefühl als reine moraliſche Willensbeſtimmung iſt. Ihre Religionsbegriffe ſind ein Gemiſche von Sinnlichkeit, Phantaſie und ſittlichen Ausſprüchen des Herzens, die aber ſchon ihre Lauterkeit verloren haben, und, in dieſer Verſchmelzung auf das höchſte Weſen übertragen, der Gegenſtand ihrer Bekehrung und feurigſten Liebe ſind. Solche Menſchen ſind dann gewöhnlich gute und, nach dem Maaße ihrer Kräfte, nützliche Bürger, rechtliche Leute, zeichnen ſich durch eine gewiſſe Ehrbarkeit aus, die gewiß nicht immer erheuchelt iſt, verüben viel Gutes, und beſonders große und glänzende Handlungen der Menſchenliebe, die aus jener Miſchung der Gefühle entſpringen, aber von ihnen für Wirkungen der Gnade, inneres Licht, Gottesoffenbarung und Gottesgefühl gehalten werden. Ruhe des Geiſtes, ſpielende Frömmeley, gänzliche Entſagung der Welt und ihrer rauſchenden Freuden, thatloſe Hingabe an das höchſte Weſen bleiben immer ihr Erſtes und Letztes; das Mehr oder Weniger hängt vom Temperamente, der Erziehung, der Cultur des

Geiſtes und der Bildung des Zeitalters ab. Nicht weniger rührt es daher, daß einige Schwärmer ſich von einer ununterbrochenen Heiterkeit beſeelt fühlen, während andre ewig über einer finſtern Schwermuth brüten, und nichts als Welt- und Lebensverachtung im Munde führen.

In der gröbſten Art iſt der Myſticismus bloß ſinnliches Gefühl, das, aus Mangel einer natürlichen Befriedigung, ſich mehr in ſtillen Phantaſie-Genuß verwandelt hat. Der religiöſe Gegenſtand verliert hier faſt alle moraliſche Beziehungen, wenigſtens verſchwinden ſie aus dem Bewußtſeyn, und werden etwas Idealiſch-Sinnliches, das ſich mit dem Menſchen, zur Stillung ſeines ſehnlichſten Verlangens, vereinigt. Weſſen Einbildungskraft ſolcher kühnen Aufſchwünge fähig iſt, das Sinnliche ganz zu vergeſſen, oder es vielmehr an ihre eigene Producte anzuknüpfen und damit gleichartig zu machen, iſt ein Erleuchteter, Begnadigter, Inſpirirter. Er thut nichts, es iſt ſein Grundſatz, nichts zu thun, als wozu ihn, nach ſeiner Meynung, das innere Licht, die Gottheit, der er ſich hingegeben hat, mit der er in Eins verſchmolzen, auf das Innigſte verbunden iſt, die er innerlich ſieht und fühlt, antreibt, das heißt in der gewöhnlichen Menſchenſprache, wozu ihn ſeine natürlichen Neigungen, die er ſich perſonificirt, als von ſich verſchieden und über ſich, und hernach wieder mit ſich vereinigt vorſtellt, blindlings leiten; wodurch dann freylich nicht ſelten große Verkehrtheiten und Unarten, zum wenigſten gewaltige Paradoxieen

dorieen hervor gebracht werden. Beym weiblichen Geſchlechte iſt es oft eine Art geiſtiger Selbſtbefleckung, eine wohllüſtige Schwelgerey der Phantaſie, die, durch Uebergenuß, der körperlichen Luſt müde, oder dazu weiter unfähig, oder auch aus drückendem Gefühle, nicht alles erhalten zu haben, was man wünſcht, ſich nun auf einen unſinnlichen Gegenſtand wirft, zu dem ſie ſo oft zurückkehren kann, als ſie nur will, um mit ihm in der innigſten Vereinigung jeden heißen Wunſch realiſirt zu finden.

Oft entſpringt auch der weibliche Myſticismus gröberer Art aus unbefriedigtem Naturtriebe in den Jahren, wo dieſer ſeine größten Anforderungen macht, der ſich dann in ſolchen Characteren, wo der Trieb weniger gewaltſam und mehr als Bedürfniß zu lieben wirkt, mit Hülfe der Einbildungskraft einen eigenen Gegenſtand bildet, mit dem er in einer Verbindung lebt, die man religiöſe Unzucht nennen könnte. Indeß hat auch beym männlichen Geſchlechte, beſonders in ſanftern Gemüthern, oft etwas Aehnliches Antheil an ihren myſtiſchen Schwärmereyen, das aber doch mehr an Sympathie und ſinnliche Freundſchaft gränzt.

Bey hitzigen Temperamenten geht der Myſticismus leicht in Verfolgungsſucht, Fanatismus und Mönchswuth über, und richtet im Namen Gottes alle die Verheerungen an, unter denen die Welt ſchon oft Jahrhunderte geſeufzt hat. Er berührt hier, wenn ſich noch Stolz

und Herrschsucht zu ihm gesellen, denjenigen Character, den wir vorher mit dem Namen der teufliſchen Lasterhaftigkeit bezeichnet haben, der die Hildebrande aus allen Zeitaltern beseelte und sich in Glaubens-Tribunalen und blutigen Kreuzzügen verewigte.

Mit der Moralität dieſes Characters ſteht es ohngefähr wie bey dem vorhergehenden; er iſt noch unter der Gewalt des eigennützigen Triebes, und deßwegen, auf das gelindeſte, Schwachheit; ſelbſt da, wo der uneigennützige mit einfließt, geſchieht es nicht nach einer freyen Selbſtbeſtimmung des Willens, ſondern nur um der Luſt willen, die ihm in jener Vermiſchung mit dem eigennützigen zum Grunde liegt, und nichts weniger als rein moraliſch iſt. Der Wahn des myſtiſchen Schwärmers, wornach er ſich einbildet, viel Gutes zu thun, und faſt immer nach einem göttlichen Antriebe, mithin recht, zu handeln, verdunkelt bey ihm das Pflichtgefühl, verfälſcht die Ausſprüche des Gewiſſens durch ſeine practiſchen Irrthümer, und macht es ſich dadurch faſt unmöglich, ſeiner Pflichtwidrigkeiten und Abweichungen vom Geſetze inne zu werden, und zu derjenigen Beſonnenheit zu gelangen, die zum unverbrüchlichen Rechthandeln voraus geſetzt wird. Weil aber dieſer Wahn bey ihm ſo ſtark und lebhaft iſt, indem er davon eine ſinnliche Gewißheit, die unmittelbarſte, auf Intuition gegründete, Ueberzeugung zu haben glaubt: ſo kann man ihm doch keinen ſehr hohen Grad von Verſchuldung und innerer Verkehrtheit zuſchreiben;

es ſey dann, weil ihm der Wahrheitsſinn mangelt, den die Pflicht fordert, und welchen zu erringen auch keinem ganz unmöglich ſeyn kann. Uebrigens iſt hier, wie auch bey der moraliſchen Empfindſamkeit, von der dieſer Character nur ein Nebenzweig iſt, weniger Herrſchaft des Begriffes, aber mehr Cultur der Gefühle, wie in einigen vorhergehenden Characteren.

Hierher gehören auch diejenigen Menſchen, die man gewöhnlich bey ihren Fehlern mit der Güte ihrer Abſicht entſchuldigt, und die erſtern deßwegen auf Rechnung des Verſtandes, der in der Beſtimmung ſeiner Pflichten, für die einzelnen Fälle, irrte, zu ſetzen pflegt. Man kann dieſe Entſchuldigung in ſo fern gelten laſſen, in wie fern damit gemeynt iſt, daß ſie nicht gerade die Abſicht hatten, ihrer Pflicht entgegen zu handeln; aber irrig iſt es, wenn man damit behaupten will, daß es ihr feſter Entſchluß war, ihre Pflicht um ihrer ſelbſt willen zu thun. Sie folgten vielmehr einem natürlichen, aus ſinnlichen, religiöſen und moraliſchen Empfindungen zuſammengeſetzten Triebe, der ſich ihnen unwiderſtehlich aufdrang, aus ihrer Natur heraus entwickelte. Dieſen zu befriedigen war ihre Abſicht, und in wie fern dieſes immer, in Vergleichung mit andern, rohern und unmenſchlichern Characteren, Gutmüthigkeit heißen kann: in ſo fern kann man auch hier von einer guten Abſicht reden, die ihnen entweder von ihrer myſtiſchen Gemüthsſtimmung oder von Furcht und Hoffnung eingegeben wurde. Moraliſche

Güte iſt hier nicht: denn wer ſeine Pflicht thut, weil ſie Pflicht iſt, aus reiner Achtung gegen dieſelbe, der wird wohl in einzelnen verwickelten Fällen irren können; aber doch nie etwas im Namen der Pflicht thun, was ihren erſten und dringendſten Forderungen widerſpricht, der wird ſelbſt dann, wenn ſeine fehlerhaften Religionsbegriffe ihn dazu verleiten könnten, gleich zur Beſonnenheit zurückkehren, ſeines Irrthumes inne werden und ihn aus der Fülle ſeines beſſern Herzens berichtigen. Ein ſolcher Irrthum ſcheint ſelbſt Mangel an Moralität voraus zu ſetzen, die da, wo ſie Statt findet, unaufhörlich auf das Ablegen practiſcher Vorurtheile und das Streben nach lauterer moraliſcher Wahrheit dringt. Und geſetzt auch, jene fehlerhaften Religionsbegriffe wären nicht verſchuldet, ſo wird doch der Gewiſſenhafte lieber ſeinen Glauben als ſeine Pflicht verläugnen, die ſich ihm aus dem Innerſten ſeines Herzens entgegen drängt; er muß es für unſittlich halten, jene der Furcht oder der Hoffnung aufzuopfern, ja er muß es wagen können, auf die Gefahr, ſeiner ewigen Seligkeit verluſtig zu werden, ſeiner Pflicht treu zu ſeyn, oder es iſt mit ſeiner Moralität noch ſchlecht beſtellt. Gewöhnlich ſind es auch Eingebungen verkehrter Neigungen, Künſteleyen und Schicanen, die ſich der Eigennutz gegen die Pflicht erlaubt, die den Menſchen zu ſolchen Schritten verleiten und den Irrthum unterhalten.

Paaren ſich Hoheit und lebendige Wirkſamkeit des moraliſchen Sinnes mit ſtarken Leidenſchaf-

ſchaften und großen Naturanlagen: ſo entſteht daraus ein eigener Character, den man phyſiſch-moraliſche Größe nennen könnte. Er gränzt zunächſt an denjenigen, der im Vorhergehenden als natürliche Geiſtesgröße aufgeführt wurde; nur mit dem Unterſchiede, daß hier mehr wie dort das moraliſche Gefühl belebendes Prinzip iſt, eine höhere Stelle im Herzen einnimmt, und alſo auch der Character, weil er ſich äußerlich der Moralität ungleich mehr genähert hat, einen erhabenern Rang behauptet. Von eigentlicher moraliſcher Güte unterſcheidet er ſich durch das Streben nach einer durchaus gleichförmigen Ausbildung ſeiner Natur, in welcher das Natürliche mit dem Sittlichen gleichen Wehrt erhält: da es dem Letztern unterworfen ſeyn ſollte, wozu, was hier noch fehlt, freyer Entſchluß, Aufnahme des Geſetzes in die Maxime, und Bildung aller übrigen Anlagen durch daſſelbe und um deſſelben willen erfordert wird. Er iſt mehr rüſtiger Art, wie der vorhergehende, und verabſcheut Empfindeley und Weichherzigkeit, — iſt gar nicht dazu geeignet, die Menſchen zu lieben, wohl aber, mit einer Art von Großmuth, ihnen Gutes zu thun. Gemeingeiſt kann ihn entflammen bis zum höchſten Enthuſiasmus; der öffentlichen Wohlfahrt kann er große Opfer darbringen, wenn auch der Nutze davon nicht ſogleich einleuchtete; vielmehr iſt es eine gewiſſe hohe Uneigennützigkeit, die ihn beſeelt, ſo lange ſeine begünſtigte Leidenſchaft damit nicht ins Gedränge kommt — dieſer opfert er alles auf. Vereinigt ſie ſich zufällig mit einem moraliſchen

Zwecke: ſo wird er ſich durch dieſen ehrbaren Schein vielleicht zu großen Verbrechen verleiten laſſen, wie er ſich ſelbſt beredet, um des Guten willen, aber im Grunde mußte doch dieſes Gute nur jenen überwältigenden Egoismus beſchönigen helfen. Daß das Recht herrſchend ſey in der Welt, wenn auch alles darüber zu Grunde ginge — nur müßte es ſich nicht in die Angelegenheiten ſeiner brennenden Leidenſchaft miſchen — iſt ihm ein begeiſternder Gedanke, und er arbeitet mit Entzücken daran, daß es ſo werden möge. Phyſiſches Wohlſeyn zu befördern hält er leicht für ein ſchwärmeriſches und engherziges Unternehmen, das man den Schwachen überlaſſen müſſe, die ohne das nichts Beſſers zu thun hätten. Er iſt auch gar nicht dazu aufgelegt, die Menſchen liebenswürdig zu finden: weil er ſie überall nach einem zu hohen Ideale von Vollkommenheit beurtheilt, und zwar nicht nach einem rein moraliſchen — denn da müßte ihn ſeine eigene Fehlerhaftigkeit bald beſchämen, ſeinen Stolz demüthigen und ihn mit den Schwachheiten der übrigen ausſöhnen —; ſondern nach einem ſolchen, wozu die Grundzüge aus ſeinen Leidenſchaften, Gefühlsſtimmungen, Geiſteskräften und dem moraliſchen Geſetze zuſammengetragen ſind, wo ihm natürlich, da dieſes alles ſeiner Individualität angehört, deren jeder ſeine eigene hat, nichts Genüge leiſtet. Das Gefühl eines erlittenen Unrechtes oder einer Beeinträchtigung ſeiner Leidenſchaft iſt aus mehreren, leicht einzuſehenden Urſachen bey dieſem Character weit leichter, wie bey allen andern: daher ſein Glaube

be an Menſchheit und Menſchenwehrt nicht ſehr groß ſeyn kann, Menſchenhaß und Menſchenverachtung ſich ſeiner oft bemächtigen, und ihn zu fürchterlichen Gewaltſamkeiten fortreißen, die ihn jedoch nicht hindern, in einzelnen Fällen ſtrenge auf das Recht zu halten, und es auch wirklich mit unbiegſamer Härte zu realiſiren.

Traurige Schickſale, große und anhaltende Leiden können bey einem feurigen Temperamente dieſelben Wirkungen hervorbringen, und dann wird ein gewiſſer wilder Schickſalstrotz, mit den ſchon bemerkten moraliſchen Zügen, die Stelle ſtarker Leidenſchaften vertreten. Immer aber gibt dieſe Denkungsart excentriſche Köpfe, feurige Kraftmänner, die überall anrennen, und alles, was ihnen im Wege ſteht, Obſervanzen, bürgerliche Verfaſſung, und ſelbſt Einrichtungen der Natur vor ſich niederreißen möchten, aber nicht ſelten unter dieſem Beſtreben ſelbſt erliegen und überwältigt werden.

Menſchen dieſer Art ſind der reinen moraliſchen Würde ſehr nahe, und es bedürfte nur noch eines feſten, ſchon durch die Natur erleichterten Entſchluſſes, um ſie über alle Uebergänge, die gemeine Menſchen zu machen haben, im kühnen Fluge hinweg zur höchſten Vollkommenheit zu heben. Sie könnten, wenn ſie wollten, wahre Tugendhelden, in jeder Rückſicht ausgezeichnete Menſchen, die Zierde ihres Geſchlechtes ſeyn; aber zwiſchen dem Können und Wollen iſt eine große Kluft befeſtigt. So haben ſie keinen

moraliſchen Wehrt, verdienen indeß wegen der thörigten Einbildungen, die ihnen die äußern Umſtände, in Anſehung ihrer ſittlichen Würdigkeit, unaufhörlich einflößen, und wodurch ſie eine gewiſſe unwillkührliche Selbſtgefälligkeit bey ihnen unterhalten, um ſo eher Entſchuldigung; aber freylich könnten und ſollten ſie ſich durch Vernunft und Freyheit über dieſe Einbildung erheben.

Etwas Aehnliches mit dieſem Character hat die Stoiſche Reſignation, die man gewiſſermaßen als eine eigene Modification deſſelben anſehen kann. Freylich ſcheint es, als ob hier wirklicher Entſchluß für die Pflicht zum Grunde läge; aber eine nähere Anſicht lehrt uns doch Menſchen dieſer Art als ſolche kennen, die ſich ſelbſt über die Pflicht erheben wollen, wozu natürlich ein höheres Prinzip erfordert würde, welches indeß, da es kein höheres als die Pflicht gibt, wieder ein verſteckter Egoismus ſeyn muß. Dieß leuchtet aus der Forderung ein, die ſie auch wirklich zu erfüllen ſtreben, nämlich ganz unabhängig von der Natur zu werden, jeden Trieb zu unterdrücken; da der moraliſch Gute nur über die Natur herrſcht, ſie nach ſeinem Zweckbegriffe leitet, und ſeine Neigungen oft auf das Geheiß, oft mit der Erlaubniß der Pflicht, aber immer mit den Einſchränkungen die dieſe nothwendig macht, befriedigt. Es iſt Mißverſtehn des Vernunftgebotes, wodurch ſich die Achtung, die es erwecken ſollte, in Stolz verwandelt, der als Leidenſchaft immer zur ſinnlichen Natur gehört.

Menſchen dieſer Art ſetzen uns nicht ſelten durch eine kalte Reſignation gegen alles, was nicht Pflicht iſt, in eine Verwunderung, über der wir es vergeſſen, daß die Quelle, woraus dieſe Reſignation floß, ſo verdächtig ſey. Oft ſcheint indeß auch hier das Unglück die natürlichen Gefühle abgeſtumpft, die daraus entſpringenden Triebe eingeſchränkt, oder gar unterdrückt und vernichtet, und ſo das Schickſal der Pflicht den Weg zur Herrſchaft über den Menſchen gebahnt zu haben; welches allerdings etwas Großes iſt, aber nicht, was ſeyn ſoll; nicht das Schickſal, ſondern der Menſch ſelbſt, ſoll durch Pflicht über ſich herrſchen.

Indeß iſt bey dieſem, ſo wie bey dem vorhergehenden verwandten, Character zu bemerken, daß ſie in einer Höhe und Erhabenheit über den menſchlichen Geſichtskreis liegen, vor der der weiſe Beobachter ſeinen Blick beſcheiden niederſenkt, und wo jedes entſcheidende Urtheil Vermeſſenheit und Verbrechen gegen die Menſchheit zu ſeyn ſcheint. Das Verhältniß einer herrſchenden Leidenſchaft zu einem Character von einem übrigens hohen moraliſchen Sinne iſt zu räthſelhaft und geheimnißvoll, als daß ſich im Allgemeinen viel darüber ſagen und mit Gewißheit beſtimmen ließe, wo hier Freyheit des Entſchluſſes, Aufnahme des Geſetzes um ſeiner ſelbſt willen anhebe, und das letztere aufhöre als Naturtrieb zu wirken. Selbſt bey einem, einmal mit Beſonnenheit des Geiſtes gefaßten Vorſatze, ſich nur von ſeiner Pflicht leiten zu laſſen, könnte

es immer möglich ſeyn, daß eine zu mächtige Leidenſchaft, ohne eben abſichtlich unterhalten zu werden, neben ihm herrſchte.

In den bisher betrachteten Characteren war, bey aller äußern Einſtimmung mit dem Geſetze, darum noch keine wahre ſittliche Güte, weil das moraliſche Gefühl ſich vor der Willensbeſtimmung mit dem Naturtriebe vermiſcht hatte, in dieſer Vermiſchung auch als Naturtrieb wirkte, und als ſolcher in die Maxime ausdrücklich aufgenommen, oder nur gebilligt, oder ſtillſchweigend, durch Unterlaſſung der Reflexion auf das Gewiſſen, geduldet wurde. Sollte ſittlicher Wehrt Statt finden, ſo mußte das Moraliſche vom Natürlichen geſchieden, eine freye Richtung des Geiſtes auf das erſtere bewirkt, dadurch das letztere ihm gänzlich unterworfen, und das Geſetz in ſeiner Reinheit in die Maxime aufgenommen werden. Jeder Menſch begeht ſittlich gute Handlungen, die auch aus einer lautern Quelle, nämlich aus Achtung gegen das Geſetz herfloſſen, die aber dadurch allen Wehrt verlieren, daß ſie nicht mit Freyheit gewählt, ſondern von der Natur, die die Anlagen bildete, herbey geführt ſind, und in ſo fern verdienen alle dieſe Characteere den Namen der Unlauterkeit und Gebrechlichkeit: weil neben dem Geſetze noch andre Triebfedern wirkſam waren und geſetzwidrige Handlungen erzeugten.

Indeß können Unlauterkeit und Gebrechlichkeit auch wirklich bey einer ſittlichen

Den

Denkungsart, bey dem herrschenden und mit Freyheit gefaßten Vorsatze, seine Pflicht stets um ihrer selbst willen zu thun, Statt finden. Güte des Willens, Moralität des Characters ist dann da, aber nur in den ersten Graden der Schwäche, und deßwegen werden diese Unlauterkeit und Gebrechlichkeit, im Gegensatze mit den vorhin angeführten, die natürlich waren, moralisch heißen müssen. Es ist nämlich, wie schon mehrmalen erinnert wurde, die Bestimmung des Menschen, sich, im unaufhörlichen Fortschritte, der moralischen Vollkommenheit allmählig zu nähern, und sie, im Kampfe mit sinnlichen Trieben und Neigungen, zu erreichen. In so fern hat Sittlichkeit in ihm Grade, sie füllt Anfangs nur wenige Puncte seines Herzens; die Erhebung des Geistes zum Gedanken der Pflicht, so fest sie auch vorgesetzt war, wird oft wieder durch das Naturgefühl aufgehalten, und so die Moralität verhindert, sich ganz in ihrer Lauterkeit darzustellen. Deßwegen werden zuerst, bey der wirklichen Güte der Gesinnung, noch viele anderweitige Triebfedern wirksam seyn, und oft die Pflicht dem angenehmen Genusse oder auch dem Schmerze aufgeopfert werden. Daher mannigfaltige Uebertretungen — die aber immer, durch Reue und Erneuerung der Pflichtvorstellung, das Gemüth in sich selbst verstärken. Dieß ist gewöhnlich alles, was der Mensch in seiner gegenwärtigen Bildungs-Periode erreicht. Indeß macht es doch einen großen Unterschied, ob diese Unlauterkeit und Gebrechlichkeit bey vorkommenden Gelegenheiten gebilligt und als Maxime für den

Willen festgesetzt werden; — wo also der W
selbst unlauter würde; oder ob der Mensch
Verirrung von der Pflicht mit geheimer Mis
ligung ansieht, die mit einem beständigen F
schritte verbunden ist, und nur Schwäche
Willens genannt zu werden verdient.

Treue gegen das Gesetz, die dadurch erle
tert wird, daß sich eben keine Veranlassung
großen Aufopferungen zeigt, keine starke Leid
schaften zu besiegen sind, und das Gefühl
sinnlichen Schmerzens auf keine harte Pro
gestellt wird, ist der Character der gemein
moralischen Güte. Er gibt indeß kein
höhern Wehrt, als wenn bey größern Ver
chungen die Gesinnung dem Gesetze der Pfli
noch nicht so ganz gemäß gewesen wäre. M
kann der größere Schein von Ehrbarkeit di
Benennung rechtfertigen, da im letztern Fa
zwar Unlauterkeit und Gebrechlichkeit seyn wür
aber dafür auch, durch den Kampf mit Hind
nissen, ein höherer Grad von moralischer Stä
möglich ist, wo jener nur auf einer niedrige
Stufe stehen bleibt. Es läßt sich deßwegen auc
bey der gemeinen sittlichen Güte, der Wer
und die Stärke der pflichtmäßigen Gesinnung i
Allgemeinen nicht bestimmen; die Erfahrung a
lein muß lehren, ob sie auch im Stande sey
werde, über größere Aufforderungen und Anrei
zur Untreue gegen die Pflicht zu siegen. Ind
finden sich doch in jedes Menschen Leben Prüfu
gen, die gewiß hart genug sind, einen hohen Gr
zu bewähren; wenn sich gleich immer größe

denken laſſen, ſo lange nur noch ein Wunſch übrig bleibt, deſſen Verläugnung von der Pflicht nicht gefordert wird, ſo lange ſie ſelbſt das Leben nicht aufzuopfern gebietet.

Daß auch hier die Verſchiedenheit der Neigungen im Aeußern des Characters noch immer gewiſſe Unterſchiede bilde, iſt ſchon deßwegen einleuchtend, weil dieſe nebſt den übrigen Geiſtesanlagen gleichſam der Stamm ſind, auf den die ſittliche Denkungsart gepfropft wird. Anders wird daher moraliſche Güte bey einem großen Geiſte, anders bey geringen Verſtandeskräften, anders bey einer leichtern Reizbarkeit der ſympathetiſchen, anders bey mehr eigennützigen Gefühlen, anders beym ſanguiniſchen und choleriſchen, anders beym melancholiſchen und phlegmatiſchen Temperamente ſich offenbaren.

Der Sittlichgute, der zuweilen der Verſuchung unterliegt, weil ſie bey ihm größer war, und er durch ihre Beſiegung einen ſehr hohen Grad von Sittlichkeit erreicht haben würde, iſt, wie der muthvolle Held, der beſiegt wird, auch überwunden noch groß; er wird nie Sclave; im Bewußtſeyn ſeiner Freyheit und unverlierbaren Würde hebt er ſich von neuem empor, iſt ihm ſelbſt ſein Fehltritt Aufregung ſeiner ſchlummernden Willenskräfte.

Bloß gemeine Güte zeigt ſich daher auch nur bey gemeinen Menſchen, die ſich weder durch außerordentliche Geiſtesanlagen, noch durch große weitgreifende und viel umfaſſende Leidenſchaften auszeichnen: denn dieſe ſind es, die dem Menſchen die meiſten Verſuchungen zur Treuloſigkeit

gegen seine Pflicht darbieten, seinen Wünschen und Bedürfnissen größere Ausbreitung geben, die Ehrbegierde auf das höchste entflammen, für den sinnlichen Schmerz, der mit der Selbstüberwindung verbunden ist, weit empfindlicher, und daher zu Uebertretungen geneigter machen; aber auch auf der andern Seite oft mit größerer Selbstkraft, mit mehr Gemüthe zur Tugend und mehr Lebhaftigkeit des sittlichen Gefühles verbunden sind. In ihnen entwickelt sich erst der höchste Grad von tugendhafter Gesinnung, die als moralische Geistesgröße der erhabenste Character ist, den der Mensch sich denken kann.

So lange der Wille diese hohe Kraft, über jedes Hinderniß zu siegen, bey diesen Umständen noch nicht errungen hat, wird er ohngefähr dieselbe Beschaffenheit haben, die vorhin als physisch-moralische Größe geschildert wurde; nur daß hier mehr eigentliche Stärke des Herzens, mehr Freyheit der Entschließung sich zeigt, und also der moralische Werth größer, das Sinnliche dem Sittlichen nicht bey-, sondern untergeordnet ist, und das erstere ganz die Farbe des letzteren trägt, nur dann und wann gewaltsam hervorbricht und jede Schranke überwältigt; aber auch diese Ausbrüche gleichen den Stürmen in der Natur, auf die, wenn sie die schädlichen Dünste vertrieben haben, bald wieder heiteres Wetter folgt, und die Sonne mit neuer Majestät glänzt.

Wahre sittliche Geistesgröße bleibt zwar für den Menschen nur immer ein Ideal, aber das höchste, würdigste und edelste, das er sich den-

fühlt, und welchem, als seinem edelsten Kleinode, nachzustreben er durch die Stimme seines Herzens aufgerufen ist. Sie wird sich deßwegen hier nie in ihrer ganzen Hoheit zeigen, aber auch ihr schwacher Abglanz, ihr nur halb getreues Nachbild ist schon unendlich ehrwürdig.

Sie äußert sich entweder als ernster Rigorismus, der bloß durch den Gedanken der Pflicht geweckt, gehalten, aufgemuntert, angefeuert und in Thätigkeit versetzt wird, ohne auf die Schwierigkeiten und Zweifel zu achten, die sich ihr von allen Seiten entgegen drängen; — hierzu aber wird eine außerordentliche Anlage der Natur erfordert, der nur wenige sich freuen dürfen; oder sie äußert sich als religiöse Moralität, die, durch den Glauben an Gott und Unsterblichkeit unterstützt, beseelt und geleitet, nach ihrem hohen Ziele ringt. Und so ist alle menschliche Geistesgröße, sie bedarf zu ihrer Unterstützung des religiösen Glaubens, und der Mensch ist nur dann groß, wenn er Religion hat. Nicht um durch ihre Schrecken oder Verheißungen, in Ansehung eines frohen Lebensgenusses, die Stärke der Leidenschaft zu bändigen: denn das würde Kleinheit des moralischen Characters geben, die selbst der natürlichen Größe nachstünde; sondern um der Möglichkeit, gut zu handeln, sein Ziel endlich einmal zu erreichen gewiß zu seyn, und an der Zweckmäßigkeit seiner Lebensumstände und Schicksale nicht zu verzweifeln, worauf alles Selbstvertrauen ruht. Wahre Größe des Characters, die es ohne Religion

neuer angeſehn, iſt ſie jener rauhe und finſtere Stoicismus, der, indem er über die Pflicht hinauszugehen denkt, deſto weiter hinter ihr zurückbleibt, und in ſeinem traurigen Ernſte noch dabey ſo viel Abſchreckendes hat. Da hingegen Geiſtesgröße, durch Religion unterſtützt, alles Rauhe, Finſtere und Unbiegſame verliert, das Gepräge ſanfter Ruhe, hoheitsvoller Heiterkeit und zarter Humanität annimmt, das Geſetz in ſeiner ganzen Lauterkeit darſtellt, und ſeinen Ehrfurcht erweckenden Ernſt mit frohem Lebensgenuſſe vereinigt, das Herz veredelt und verſchönert.

Sie kann allerdings auch bey mäßigen Anlagen erreicht werden; denn zu ihr wird mehr Conſiſtenz und innere Kraft des Willens, die ſich jeder ſelbſt geben kann, als äußere Naturkraft erfordert; die leztere gibt ihrer Darſtellung nur mehr Ausbreitung und Energie. Der Schwächere iſt alſo nicht von ihr zurück geſtoßen, ſondern es ergeht an ihn der ehrenvolle Ruf, ſeine Naturkraft zu bilden und zu erhöhen, wozu er allerdings das Vermögen beſitzt, und für welche Bemühung er auf ein endloſes Daſeyn von der Pflicht die Weiſung empfing.

## In der Meyerſchen Buchhandlung zu Lemgo ſind zur Oſter-Meſſe 1802 folgende neue Bücher herausgekommen:

Chriſtiani, C. neues kurzgefaßtes Taſchenwörterbuch, teutſch, engliſch und franzöſiſch, worin man vermittelſt einer kurzen und deutlichen Einleitung alle Worte finden wird, die in dem vollſtändigſten Wörterbuche enthalten ſind, 1ſter Th. gr. 8.

von Cölln, L. Fr. A. Chriſtliches Lehrbuch zum Gebrauch für die Jugend in Bürger- und Landſchulen, 12.

Ehrenberg, Fr. Geiſt der reinen Sittlichkeit, in Beziehung auf die Veredlung der menſchlichen Natur für die Aufgeklärtern und Gebildetern unſerer Zeit, gr. 8.

Häſeler, J. Fr. Anfangsgründe der Arithmetik, Algebra, Geometrie und Trigonometrie, zum eigenen Unterricht, vorzüglich für Hauslehrer und Gelehrte, welche dieſe Wiſſenſchaften nicht zur Hauptbeſchäftigung machen, 1ſter B. 3te Auflage, 8.

Köhler, Dr. Verſuch einer Darſtellung der allgemeinen phyſicaliſchen Geographie der Alten. Aus den Quellen unmittelbar gezogen, gr. 8.

Oſthoff, Dr. H. C. A. über das Selbſt-Stillen. Ein organonomiſch-mediciniſcher Verſuch. Zunächſt für angehende Heilkünſtler, 8.

Sallustius, C. C. sämtliche Werke nach der Recension der Zweybrücker Ausgabe, mit teutschen Anmerkungen und einem erklärenden und historischen Wörterbuche versehen, zum Gebrauch der Schulen von A. C. Meineke, 8.

Stockmeyer, J. C. k. biblische Grundlage eines christlichen Religions-Unterrichts, mit Liederversen erläutert, gr. 8. (In Commission)

Wienholt, Dr. Arnold, Heilkraft des thierischen Magnetismus, nach eigenen Beobachtungen. Erster Theil, gr. 8.

# Reden

über

# wichtige Gegenstände

der

# höhern Lebenskunst.

Von

Friedrich Ehrenberg,

reform. Prediger zu Iserlohn.

R 1943.

Leipzig 1804

bei Heinrich Büschler in Elberfeld.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Rede. Weſen und Wehrt der Aufklärung. . . . . | 1 |
| e Rede. Wann wird Aufklärung gefährlich? . . . . | 28 |
| Rede. Wie faſt man ſich und andere aufklären? . . . | 57 |
| Rede. Der Obſcurantismus. . | 89 |
| Rede. Das echte Verdienſt. . | 118 |
| e Rede. Die Ruhe. . . . | 152 |
| te Rede. Die Ideale. . . | 185 |
| ede. Die Einſamkeit. . . | 210 |
| Rede. Die Beſtimmung des Lebens. . . . . | 240 |
| Rede. Schätzung des Lebens. | 270 |

Elfte Rede. Die Würde der Freundschaft. . . . . 297
Zwölfte Rede. Die Seltenheit wahrer Freundschaft. . . . . 328

# Erſte Rede.

## ſen und Wehrt der Aufklä-rung.

…ger wird wohl kein Nahme im Munde des Zeit-…ehret, als der Nahme Aufklärung. Daß …weitem nicht immer daſſelbe dabey gedacht werde, …ißt zu verkennen. Wie könnte ſonſt unter recht- …d vernünftigen Menſchen, von denen ſich nicht …n läßt, daß ſie gegen die gute Sache ſeyen, …e Eine Stimme über ihren Wehrt und Segen …. Es iſt doch nicht ſo ſchwer, ſich über etwas …eigen, das jezt alle Köpfe beſchäftigt, alle Ge- …intereſſirt, ſich nach ſeiner innern Würde ſchen …ußſeyn, und dem rein menſchlichen Gefühle …en hinlänglich charakteriſirt, und deſſen Ein- …lle Angelegenheiten des Lebens eben ſo ent- …ſt, als er ſich leicht betrachten läßt. Aber da

vermischen sich enthusiastisches Lob und der bitterste Tadel, lautes Freudengeschrey über das schöne Licht und das herrliche Gedeihen, das von ihm über die Welt ausströmt, und würrische Klagen über Verblendung, Betrug und nahmenlose Gräuel, die, vom täuschenden Scheine begünstigt, alles Köstliche verwüsten. Ein besseres Geschlecht, heißt es hier, blühe, von der höhern Klarheit bestrahlt, in jugendlicher Fülle und Heiterkeit empor, während man dort trauert, daß die Menschheit überall in Verfall gerathe, Kraft und Gehalt immer mehr dahin schwinden. Die Aufklärung soll nach einigen, allem Vortreflichen näher führen, das Leben veredeln und erheben, nach andern den irdischen Sinn nähren, der neben unbegränztem Eigendünkel nur Gemeines und Schlechtes erzeugt. Damit kann unmöglich dasselbe gemeynt seyn; sonst müßte man sich wenigstens der Verständigung in etwa genähert haben.

Aeußerst verschieden sind auch die Bestrebungen, die den gemeinschaftlichen Nahmen der Aufklärung an der Stirne tragen. Es ist nicht einmal Ein Geist, der in allem herrschte, und noch weniger derselbe Zweck, auf welchen alle gerichtet wären. Eine jede hat ihre eigne Methode, ihre eignen Grundsatze, und bedient sich eigner Hülfsmittel. Es ist oft nicht anders, als wenn sie auf etwas Entgegengesetztes ausgingen. Selten wird der ganze Mensch gefaßt, oft bloß der sinnliche, oft ausschließend der höhere Theil seines Wesens, und

oft nur die Phantaſie in ein unterhaltendes Spiel geſetzt. Bald ſollen nur Kenntniſſe mitgetheilt, bald ſelbſtthätig aufgefaßt, bald nur Kräfte entwickelt werden; bald wird blindlings auf etwas hingewirkt, das man ſelbſt nicht deutlich denkt, bald ſind es einſeitige beliebte Meynungen, welchen alles huldigen ſoll.

Daher können nun auch die Früchte von dem, was man Aufklärung nennt nicht anders als ſehr verſchieden ſeyn, und zwar in dem Maße, daß ſie eben ſo oft zu jenem enthuſiaſtiſchen Lobe, als zu jenem bittern Tadel berechtigen. Bemühungen, die eine ſo verſchiedene Tendenz haben, müſſen bald Gutes, Erfreuliches, Allſeitiges und Vollendetes, bald Schlimmes, Beſchränktes, Unreifes und Verderbliches hervorbringen.

Wie ſollen wir nun über Aufklärung denken? Denken müſſen wir einmal darüber; denn in allen Geſtalten, in welchen ſie angeprieſen und herabgewürdigt wird, erſcheint ſie als wichtige Angelegenheit des Menſchen, als etwas, das jeden Vernünftigen in einem hohen Grade intereſſirt. Ueberdem iſt ſie zu ſehr das Geſpräch des Tages, und hat zu den bedeutendſten Ereigniſſen zu viel mitgewirkt, als daß es nicht ſchon ſchimpflich ſeyn müßte, nichts Eignes und Selbſtgedachtes von ihr zu ſagen zu haben.

Iſt überhaupt Aufklärung heilſam und nöthig? Welche der verſchiedenen Arten,

die dafür ausgegeben werden, ist die wahre? In welchem Maße, nach welchen Grundsätzen, und in welcher Richtung hat man sich um sie zu bemühen? Das sind Fragen, die jetzt vor allen unter den Gebildeten aufgeworfen werden, über deren Beantwortung sie sich unter einander zuerst verständigen sollten, da sie nur in so fern ihre Ansprüche auf Bildung rechtfertigen können, als sie auch zugleich aufgeklärt sind, und von ihnen die Erleuchtung der übrigen Welt ausgehen muß.

Um sie aber gnügend zu beantworten, ist es nöthig, tiefer in das Wesen der Sache einzugehen, und ihr bis zu ihrer ersten Aufgabe und Andeutung, in den Bedürfnissen, Fähigkeiten und Kräften des menschlichen Geistes nachzuforschen.

Zum Handeln ist der Mensch geboren; handelnd soll er seine Kräfte entwickeln, handelnd sein Ziel erreichen; und aller Genuß ist nur in sofern weise und seiner würdig, als er zugleich ein Handeln, oder doch die Frucht eines Handelns ist. Thätigkeit ist das Grundwesen im Menschen, und dieser um so reifer, besser und freyer, als das Prinzip der Thätigkeit sich seiner mehr bemächtigt, und alles andere überwältigt hat.

Im Thiere ist das Handeln blind, mechanisch und bewußtlos; im Menschen soll es ein bewußtes, besonnenes und überlegtes seyn, auf ein vorher ersehenes Ziel gehen, nach gedachten Regeln erfolgen. Sein

Handeln iſt entweder ein erfreuliches und nutzliches, wenn es für einen von ihm verſchiedenen Zweck geſchieht, der ihm dann ſeine Regel beſtimmt; oder ein ſchönes und würdiges, wenn die Regel ſelbſt der Zweck ihrer Darſtellung iſt. Die Werke des Menſchen ſind entweder Werke des Genuſſes, oder des Nutzens, oder der freyen Kunſt, oder der uneigennützigen Sittlichkeit.

Alles menſchliche Handeln ſetzt, weil es ein beſonnenes ſeyn ſoll, ein Erkennen und Denken voraus, und muß davon geleitet, erleuchtet und unterſtützt werden. Ohne das verfällt es ſofort ins Thieriſche. Es ſind gewiſſe Gegenſtände, welche behandelt werden. Dieſe müſſen nach ihrer Natur, ihren weſentlichen Eigenſchaften, ihren möglichen Formungen und ihrer Beſtimmung gekannt ſeyn, ehe ſie Stoff eines menſchlichen Handelns werden können. Es gibt ein mehr oder weniger beſchränktes, ſo oder anders beſtimmtes Vermögen zu handeln, Kräfte des Handelns, deren man ſich ebenfalls deutlich bewußt ſeyn muß, um ſie zum Handeln in Bewegung zu ſetzen. Die Gegenſtände ſtehen in einem doppelten Verhältniſſe; theils zum Willen und zu den Bedürfniſſen des Handelnden, wornach ſich ihr Wehrt oder Unwehrt richtet; theils zu den Kräften deſſelben, woraus die Mittel zu erſchließen ſind, deren man ſich zu bedienen hat. Dieſes doppelte Verhältniß gewährt die Form des Handelns, die

sich nur als eine erkennen und gedachte an demselben beweisen kann.

Durch alles dieses zusammen genommen stellt sich das menschliche Handeln als ein klares dar, und dasjenige, was das Handeln zu einem klaren macht ist Aufklärung im praktischen Sinne des Wortes.

Das Gebieth des Erkennens und Wissens, so weit diese zu einem Handeln tauglich, wo nicht gar nothwendige Bedingungen desselben sind, ist das Gebieth der Aufklärung. Es kann nur da klar werden, wo Licht auf eine dunkle Masse fällt. Es muß etwas da seyn, das der Erleuchtung bedarf, und fähig ist, und ein Andres, woher die Erleuchtung kommt. Die Anschauung der Welt außer und in uns liefert die Gegenstände der Aufklärung und ohne ein gewisses Maß von Erfahrung ist keine Aufklärung möglich. Selbst- Natur- und Menschenkenntniß, in wie fern sie auf bloßen Wahrnehmungen beruhen, sind die erste Grundlage, das düstre Feld, das erleuchtet werden soll, aber darum noch nicht die Aufklärung selbst. Man kann in sich und um sich her einen bedeutenden Reichthum von Empfindungen und Bildern aufgesammelt haben, und dabey sehr unaufgeklärt seyn. Oft ist es selbst der Ueberfluß und die Mannichfaltigkeit der Anschauungen, was das Eindringen des Lichtes aufhält, oder es hindert, dem Auge die einzelnen Punkte bemerkbar zu machen. Eine zu große Summe von Kenntnisse ver-

wirkt gemeiniglich die Klarheit. Nicht die größere oder geringere Menge deſſen, was jemand weiß; ſondern der Grad der Klarheit, womit das gedacht wird, was man weiß, iſt das Maß der Aufklärung. Je mehr zu erleuchten iſt, eine deſto größere Stärke des Lichts wird dazu erfodert.

Vom Denken geht alle Erleuchtung aus; das Denken verbreitet Licht über die Anſchauungen. Ihre Dunkelheit iſt die ordnungloſe Verwirrung, das bunte Gemiſche, worin ſie zuerſt vor das Gemüth treten. In dieſer Geſtalt ſind ſie ganz unfähig, dem Handeln die geringſte Unterſtützung zu geben. Der Verſtand bemächtigt ſich ihrer, vergleicht ſie unter einander, verbindet das Aehnliche, trennt das Verſchiedene, und bildet Begriffe. Dieſe ſind die erſte Klarheit, die über der Welt der Anſchauungen aufgeht. Er ſondert ſodann gemeinſame Beſchaffenheiten aus, ergründet ihre ſo wie des Einzelnen Urſachen und Zwecke, und gewinnt Zuſammenhang in den Erſcheinungen. So entſteht der zweyte Grad der Klarheit, der das, was bisher noch dunkel war in die Beleuchtung des Hellen mit hinein zieht. Nun erwacht die Vernunft, um dieſen Zuſammenhang über das Ganze zu erweitern, allem die höchſte Begründung zu geben, höchſte Geſetze, letzte Urſachen und Zwecke zu erforſchen, alles in Einem darzuſtellen, aus dieſem Einem die große Regel der Harmonie für alles zu entwickeln, in dieſem Einen ſich

einen sichern und ruhigen Standpunkt zur Uebersicht des gesammten Wissens und Glaubens aufzumitteln. Einigung ist das Ziel der wahren Aufklärung, ihr höchstes Bestreben, alles zur Vernunft zu bringen, damit die Vernunft in allem menschlichen Thun herrsche, ihr Maximum die unzertrennliche Verknüpfung der äußern und innern Welt.

Je mehr, heller und richtiger jemand denkt; je geschickter er Gegenstände auf und unter Begriffe zu bringen weiß; je einleuchtender ihm die Verbindung der Erscheinungen und Ideen ist; je besser er Gründe, Zwecke und Mittel zu beurtheilen, je consequenter er sie unter sich, und mit dem was in jeder Rücksicht das höchste ist zusammen zu stellen versteht; je inniger die äußere und innere Welt in ihm in einander gehen; je schöner sich ihm alles zur vollständigen Uebersicht darlegt; desto aufgeklärter ist er. Im selbstthätigen Ordnen und Bilden der Denkkraft erweiset sich wahre Aufklärung.

Es giebt indeß noch eine andre Seite, von welcher sie erwogen werden muß. Sie hat es nähmlich nicht bloß mit der ordnungslosen Menge der sinnlichen Anschauungen zu thun, in diese Licht und Uebereinstimmung zu bringen. Weit öfter muß sie den Zauber einer falschen Beleuchtung zerstören, der sich jener schon früher bemächtigt hatte. In kultivirten Zeiten werden die wenigsten Begriffe aus ihrem ursprünglichen

Stoffe unmittelbar gebildet, ſo daß die Aufklärung nur in der natürlichen Richtung der Verſtandesentwickelung bleiben, und vom Beſondern zum Allgemeinen, vom Niedern zum Höhern aufſteigen dürfte. Die meiſten werden uns von andern mitgetheilt; wobey es darauf ankommt; zuvörderſt daß jene andern richtig gedacht haben; dann daß wir mit dem Worte gerade denſelben Begriff verbinden, den ſie damit verbanden. Das Erſte iſt bei weitem nicht immer der Fall; das Andre hat große Schwierigkeiten. Dieß veranlaßt viele und große Irthümer, die indeß auf Treue und Glauben angenommen werden. Man nennt ſie Vorurtheile, weil ſie dem eignen Urtheile voreilen. Vorurtheile ſind eine künſtliche Dunkelheit, welche weit ſchwerer zu zerſtreuen iſt als die natürliche, ungewöhnliche Bemühungen erfordert, und dem Geſchäfte der Aufklärung eine ganz beſondere Richtung gibt.

Hier muß der Verſtand ſich in Freiheit ſetzen, in dumpfer Sclaverey empfangen und geboren, muthig die Feſſeln zerbrechen, die ihn in der Dunkelheit eines aufgedrungenen Wahnes gefangen halten. Er darf nicht mehr abhangen von der blinden Angewöhnung, in welcher er ſo manches Einſeitige, Halbwahre und Ganzfalſche ſtillſchweigend vorausſetzt, von der Autorität, die ihm ſo oft Widerſprechendes aufzwingen möchte, von Worten, mit denen er ſtatt eines deutlichen Begriffes nur ein ahndendes Gefühl verbindet. Mit ei-

vom Vermögen was er sich der Natur ermächtigen, aus ihr von neuem sein Gedankensystem bilden, unter dem Vorrathe vorhandener Zeichen die passendsten wählen, darnach seine bisherigen Meynungen berichtigen, und so in sie und in seine Sprache Klarheit bringen.

Aufklärung ist in dieser Rücksicht die Fähigkeit und Maxime des freyen Selbstdenkens. Es versteht sich dabey von selbst, daß dieses Denken kein gesetzloses sey. Eben in seiner Gesetzmäßigkeit besteht seine Freyheit. Nur in so fern wird durch Denken etwas klar, als dieses Denken die angebornen Formen seiner Thätigkeit unverfälscht ausdrückt. Harmonie des Gedachten ist das Licht der Seele, und alle Operationen des Verstandes, die nicht zur absoluten Einstimmung führen dienen nur, die natürliche Dunkelheit der sinnlichen Eindrücke durch die künstliche falscher Begriffe zu vermehren.

Die praktische Aufklärung soll zum Handeln führen. Aber nur da ist rein menschliches Handeln möglich, wo die Natur und das Gemüth in Vereinigung treten. Ein aufgeklärter Gedanke ist nur der, welcher dem Menschen sagt, wie er die erstere sich theils aneignen, theils unterwerfen soll. Der Mensch denkt sich nothwendig als den Mittelpunkt des ihm erkennbaren Universums. Dieses wird ihm mit Interesse erkennbar nur dadurch, daß es mit ihm in Beziehung kömmt, und er selbst zu den Erkenntnissen die er empfängt, die For-

men hergibt. Daher muß alle Aufklärung bey ihm ſelbſt beginnen, und in ihm ſelbſt ſich vollenden: Aus ſeinem Innern muß das Licht hervorbrechen, das die Welt erleuchten ſoll, und ſeinen herrlichſten Glanz auf die Unendlichkeit ſeiner Natur zurückwerfen. An ſeinen Bedürfniſſen und Gefühlen lernt er das Fremde ſchätzen, nach ſeinen Kräften es anordnen, nach den Geſetzen ſeines Geiſtes ihm die höchſte Weihe und die edelſte Bildung geben. Der Genius in ſeinem Gemüthe führe ihn in die Welt der Erſcheinungen, ſtelle ihn auf die Höhe, wo klare Harmonie über allen Geſtalten und Bewegungen ſchwebt, alle ſich in Harmonie und Klarheit, die wieder ihr reinſtes Licht in ihm ſelbſt finden, aufzulöſen ſtreben, und bereichere ihn da mit ihren köſtlichen Schätzen. Die Seele des Aufgeklärten iſt ein zweytes Univerſum, welches zur reinen Geiſtigkeit, zum vollſtändigen Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt, und zur ſittlichen Ordnung verklärt, die Bilder der Wirklichkeit ungetrübt, und doch auch dem höchſten Ideale untergeordnet darſtellt.

---

Wir lernten eben die Aufklärung als dasjenige kennen, was dem Handeln die Würde des Menſchlichen ertheilt, und es zu einem Beſonnenen macht. Hieraus folgt, daß es ſo viele Arten der Aufklärung geben werde, als es Arten des menſchlichen Handelns gibt.

Das erfreuliche, auf Werke des Genuſſes gerichtete Handeln bedarf auch nichts weiter als

die Kenntniß der sinnlichen Bedürfnisse und derjenigen Kraft, welche diese Bedürfnisse am schnellsten, leichtesten, angenehmsten und dauerhaftesten befriedigen; wozu oben keine große Ausbildung des Verstandes nöthig ist, und auch Vorurtheile nur in so fern hinderlich sind, als sie das Vergnügen beeinträchtigen, in so fern aber selbst förderlich, als sie durch Täuschung der Phantasie das Vergnügen erhöhen helfen. Die Aufklärung, welche dieses Handeln zu begleiten pflegt ist eine durchaus sinnliche, und je nachdem das Verlangen auf gröbern oder feinern Genuß gestellt ist, eine gemein sinnliche oder empfindsame.

Zum nützlichen Handeln gehört schon ein tieferes Eingehen in die Natur der Dinge. Ihre Begriffe wollen schärfer bestimmt, ihre Eigenschaften, Ursachen, Wirkungen und Zwecke genauer erforscht, ihre mannichfaltigen Verhältnisse fleißiger erspäht seyn. Alles soll hier den größten Nutzen gewähren, zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen beytragen. Unerschöpflich ist die Fülle dessen, was aus dem Vorhandenen entsteht; darum auch unendlich das Fortschreiten des Denkens und Erkennens in diesem Gebiethe. Vorurtheile und wirkliche Irrungen sind dabey zwar unvermeidlich, aber auch sehr verderblich, und dürfen daher gar nicht geduldet werden. Auch dies fordert mannichfaltige und unaufhörliche Anstrengungen. Von einer andern Seite ist indeß diese auf den Nutzen

des Handelns gerichtete Aufklärung, welche man füglich die verständige oder ökonomische nennen könnte, doch wieder sehr beschränkt. Sie ist durchaus und ausschließend auf den Vortheil berechnet. Alles nicht nützliche Wissen wird von ihr verachtet. Bey jedem Gedanken ist der erste Frage nach dem sinnlichen Gewinne der dabei heraus kommen würde, wenn man ihn zu einer Maxime machte, oder in eine solche aufnähme. Das Große, Edle und Schöne ist ihr ohne Interesse. Eben was es zu einem Großen, Edeln und Schönen weihe, wird von den Händen einer aufgeklärten Barbarey verwüstet, damit es sich desto schicklicher verwüsten lasse. Jede freye Geisteserhebung, jeder genialische Gedanke, jedes herrliche Gefühl wird in der egoistischen Gemeinheit eines verengten Herzens erstickt oder als Schwärmerey verdammt. Das Licht mag helle glänzen, nur halte es sich an der Erde, und sey ohne Wärme, daß es da ein frostiges Geschlecht ergötze.

Freyer, umfassender und unbegränzt ist das Handeln, woraus die Werke der Kunst entstehen; darum muß es auch von höherm, reinerm, hellerm und weiter strahlendem Lichte beleuchtet seyn. Die ästhetische Aufklärung ist liberal; darum ohne Schranken, und duldet weder Vorurtheile noch irgend eine Knechtschaft. Sie umfaßt das gesammte Denken, um es in einer süßen und freundlichen Harmo-

sie [illegible]. Daß der Mensch sein Edelstes in der Natur abspiegele, und die Natur in ihm sich idealisire in ihr Selbst. Dies gelingt ihm aber nur dann, wenn er große und schöne Normen richtig anerkennt, wahrhaftig und mit frommer Liebe verehrt.

Das würdige Handeln verlangt moralische Aufklärung, welche nicht bloß in Beziehung auf ihre Gegenstände, sondern schon in ihrem eignen Wesen unendlich ist, ein Höchstes und Bestes nicht begreiflich macht, wodurch es eben aufhören müßte, ein Höchstes und Bestes zu seyn, sondern in seiner Unbegreiflichkeit darstellt, daß das Herz es heilig halte, und der Wille strebe, mit ihm eins zu werden. Sie verschmäht die Natur, führt ihn in das Heiligthum seiner ewigen Menschheit, daß er da die großen Ideen des Gesetzes, der Pflicht und des Rechts, der Freiheit, Gottheit und Unsterblichkeit ergreife, mit dem Lichte der übersinnlichen Welt zur sinnlichen zurück kehre, um die Schatten, die noch hier und da zwischen ihrer Beleuchtung schweben, ganz zu zerstreuen.

---

Die menschliche Denkkraft, von welcher alle Aufklärung ausgeht, theilt sich in Verstand und Vernunft. Der Verstand hält sich an der Erde. Sein Geschäft ist, in die Mannichfaltigkeit der Sinnlichkeit Einheit und Klarheit zu bringen. Er forscht dem Ueber

einstimmenden, Nützlichen und Zweckmäßigen, dem Ursprunge und den Wirkungen der Weltgegenstände und Welterscheinungen nach. Die Aufklärung, die er hervorbringt, ist eine gemeine im Dienste des Vortheils; dahin gehören die sinnliche und Verständige. Die Vernunft verläßt die Erde, um in ihrer eignen Form das Uebersinnliche, das höchste und ewige Wesen, die höchste und ewige Wahrheit, Schönheit und Güte anzuschauen, und damit dem Irrdischen seine Vollendung zu geben. Sie ist freye Thätigkeit und das Element der reinen Menschheit. Die Aufklärung, welche von ihr kommt, ist eine höhere, uneigennützige und vollständige. Zu ihr gehören die ästhetische und moralische.

Der Werth der gemeinen Aufklärung hängt von der Unterstützung ab, welche sie der menschlichen Thätigkeit leistet; auf das Ersprießliche ist bei ihr alles angelegt. Jene Thätigkeit selbst ist nur eine sinnliche, und ihre Triebfeder sinnliches Wohlseyn. Sie will das Leben erleichtern und verschönern, seine Vergnügungen verstärken und vervielfältigen, die Natur dem Menschen dienstbar machen, daß sie überall seinen Genuß befördre. In der That ist dies nicht gering zu achten, wenn wir den Menschen bloß als ein nach Glückseligkeit strebendes Naturwesen betrachten. Offenbar ist es doch,

daß es mit ihm in dieser Hinsicht um so viel besser stehen wird; je mehr er mit dem, was ihn umgibt, in Uebereinstimmung lebt, in je größerer Klarheit die Welt vor ihm liegt, je besser er sie in eine gefällige Ordnung bringt, je geschickter er sie für seine Zwecke verarbeiten kann; je zahlreichere Mittel ihm zu Gebothe stehen, womit über sie zu erlangen; je glänzender der Ueberfluß von Gegenständen des Genusses ihn umgiebt; je leichter er die Nebel zerstreut, die ihm so oft auch das Schöne verdunkeln.

Aber ganz anders erscheint uns die Sache, wenn wir den Menschen als ein Wesen betrachten, das, mit Vernunft und Freiheit begabt, zu höherer Würde berufen ist. Dann wird uns eine Aufklärung verächtlich, die nur sein sinnliches Leben zu schützen und zu verschönern strebt, seine Göttlichkeit so schändlich entweiht, seine Hoheit so tief ins Gemeine hinabzieht, seinen Verstand in so enge Fesseln schmiedet. Mag er auch so viel an Anmuth und Reichthum des Lebens gewinnen, er verliert an dem, was weit köstlicher ist, an Freyheit und Seelenadel. Die Erfahrung hat es gelehrt. In jedem Zeitalter, wo nur gemeine Aufklärung herrschte finden wir eine entehrte, verfallene und verkrüppelte Menschheit, die durch Weichlichkeit verdorben, durch Laster entkräftet, sich bald dem gröbsten Aberglauben wieder hingab, oder sich durch Luxus und zügellose Schwelgerey zu Grunde richtete.

Sollen wir nun die gemeine Aufklärung ganz verschmähen? Keinesweges; wir sollen sie vielmehr dadurch ihrer Gemeinheit entreißen, daß wir sie der höhern beygesellen und unterwerfen. Die Bedürfnisse des sinnlichen Menschen, die sie befriedigen soll, dauern fort so lange wir unsre Natur behalten; und selbst für das Gedeihen des bessern Lebens in und um uns ist sie unentbehrlich. Ohne sie würden wir die Aufgabe der Veredlung nie verstehen und auf unsre sinnliche Existenz anwenden lernen; ohne sie würden wir weder unsre Kräfte noch die Mittel kennen, durch deren Anwendung das muthige Fortschreiten gelingt. Sie bändigt die rohere Sinnlichkeit, und segnet uns ein zu höherer Vergeistigung. Sie kennt das Gesetz der Pflicht, und zeigt die Gegenstände an, deren Natur seinen Anforderungen genügt. Eine aufgeklärte Welt- und Menschenkenntniß kann uns allein lehren, wie der Zweck der Vernunft im physischen Leben zu erreichen ist. Um die Idee des Rechts zu realisiren, ist schlechterdings erforderlich, daß die Bedingungen des gesellschaftlichen Zusammenbestehens aus der Erfahrung richtig erforscht seyen. Die [illegible] Nothwendigkeit, womit die Vernunft darauf dringt, daß der Mensch sich veredle und ihr Wille in Pflicht und Recht geschehe, fordert sie auch sinnliche und verständige Aufklärung, wodurch dieses allein möglich wird.

Das ist es, welche unsere Aufklärung heiligt, und sie bey höhern in ehrenvolle Verbindung setzt, daß sie überall auf das Interesse der Vernunft hinsieht, zur Darstellung des Schönen und Wundervollen angewendet wird. Darin erweiset sich ihr rein menschlicher Werth, daß sie zwar das ersprießliche und nützliche Handeln erleichtert, aber sich vor allem die Ausführung bemühter Formen angelegen seyn läßt. Mag der Mensch auch genießen und froh seyn; nur vergißt und entweihe er darüber seine höhere Würde nicht. Wie das sinnliche Handeln dem vernünftigen; so muß auch das Wissen, welches jenes bezweckt, demjenigen Wissen welches auf dieses ausgeht, untergeordnet seyn.

---

Auch der Werth der höhern Aufklärung wird zum Theil durch ihren Nutzen bestimmt. Aber dieser Nutz ist ein ästhetischer und moralischer, ein solcher, der schon in sich Würde hat, keinem andern untergeordnet, und noch weniger aufgeopfert werden darf. Ihre Gegenstände sind die reinen Gestaltungen des an sich Schönen und Guten, ihr Product die ewige Wahrheit, welche nichts anders als den Reflex jenes Schönen und Guten, ihr intellectuelles Abbild im Gemüthe darstellt. Zu dem Besten — nicht, was ist, sondern was durch den Menschen werden soll, schafft sie die Ideale, oder entwickelt sie vielmehr aus dem Wesen

der Vernunft. Die sittliche Ordnung des Weltalls mit ihrer Anwendung auf die Menschen ist es, wovon sie ausgeht, und worauf sie überall zurückkommt. Aus ihr entstehen alle Regulative für Verstand und Herz, alle Normen für diejenige Thätigkeit, welche der letzte Zweck aller andern ist, für das ästhetische Bilden und moralische Handeln. Ohne sie ist es nicht möglich, daß die Befehle der Vernunft wahr und selbstständig ausgeführt werden, und so gewiß dieses Letztere geschehen soll, so gewiß soll auch höhere Aufklärung in der Welt herrschen. Denn sie allein entwickelt jene Befehle wahr und selbstständig, und befreyt sie von den falschen Zusätzen und dem steten Gepränge des menschlichen Wahnes. Durch sie werden die Vorurtheile zerstreut, die jene nicht selten zur Unvernunft machen, mit verderblichen Irrthümern verunstalten, und den hohen heitern Geist der Kunst und Tugend in die dunkle Gegenden eines verächtlichen Wesens hinabziehen.

Dadurch unterscheidet sich indeß vorzüglich die höhere Aufklärung von der gemeinen, daß sie, auch von diesem moralischen Nutzen abgesehen, in sich selbst Werth, das ist, absolute Würde hat, nähmlich die Würde der Wahrheit. Die Wahrheit, welche der Verstand in der Natur entdeckt, bleibt mit Recht dem Interesse der Sittlichkeit untergeordnet, und ist nur in dieser Unterordnung frey und edel. Die Wahrheit aber, welche die Vernunft im innersten Wesen

das Menschen [illegible], um mit ihrem Lichte in die [illegible] zu bringen, ist an sich frey und gleichen Ranges mit der Schönheit und Tugend. Sie entsteht mit diesen aus derselben Wirksamkeit der Vernunft. Harmonie ist überall das letzte Ziel; und diese [illegible] der Erkenntniß dargestellt Wahrheit, im Willen lebendig gewordene Tugend, in der Natur ausgedrückt Schönheit. Die höhere Aufklärung ist nicht allein der Unterstützung des Handelns geweiht, sie ist selbst eine Ansicht oder Bestimmung desjenigen Handelns, in welches sich jedes andre verlieren soll.

Das Interesse welches dieser höhern Aufklärung zum Grunde liegt, ist der Erkenntnißtrieb, welcher dem moralischen Triebe und der Begeisterung des Künstlers zur Seite steht, und mit diesen das Leben des übersinnlichen Charakters ausmacht. Wie diese vom sittliche Gefühle und dem Geschmacke; so wird jener vom Wahrheitssinne gepflegt, geleitet, und in die Schranken einer gesetzmäßigen Freyheit gewiesen. Wie die gemeine Aufklärung, um Würde zu erlangen, der Sittlichkeit dienstbar werden muß; so muß die höhere unter der Aufsicht und dem Schutze des Wahrheitssinnes stehen, wenn es mit ihr gedeihen und zur Vollendung kommen soll.

Der

Dasjenige reine Interesse, welches der höhern Aufklärung im Erkenntnißvermögen zum Grunde liegt, macht noch eine blos theoretische Aufklärung möglich, und zwar, da jenes Interesse sich auch dem Verstande mittheilt, so wohl eine höhere als auch eine gemeine. Die höhere praktische Aufklärung ist schon auf dem Wege, in theoretische überzugehen, und bleibt nur dadurch noch im Gebiethe der Praxis, daß sie die sittliche Natur des Menschen mit ihren religiösen Beziehungen unmittelbar und unbedingt auffaßt. Sie tritt in das Gebieth der Theorie, so bald dieses Auffassen Spekulation wird, und sich auf das Erklären, Begründen und Verbinden in den Zusammenhang des Ganzen richtet. Die höhere theoretische oder philosophische Aufklärung macht die Wahrheit zum Wissen, welche die praktische im Glauben ergreift. Die gemeine oder empirische Aufklärung beschäftigt sich mit der Natur und ihren mannichfaltigen Erscheinungen, ohne Rücksicht auf einen daher zu hoffenden Vortheil, weil diese Beschäftigung ihr selbst interessant ist. Daß diese letztere einen sehr bedingten, aber gleichwohl nicht zu verkennenden Werth habe, wenn sie sich in ihren Schranken hält, und der vernünftigen Wirksamkeit nicht in den Weeg tritt, ist leicht einzusehen. Sie muß der praktischen vorarbeiten, liefert ihr sittliche Materialien, und verhütet diejenige Einseitigkeit, welche da so leicht entsteht,

wo alles auf irgend einen Nutzen bezogen wird. Nie forscht und denkt der Mensch freyer und vielseitiger, als wo dieses Forschen und Denken in ihm ein eigenthümliches Interesse gewonnen hat.

---

Dem wahrhaft erleuchteten Manne ist von den bisher genannten Arten der Aufklärung, außer etwa der philosophischen, keine ganz fremd. Er kennt die Natur in ihrer Freiheit und Dienstbarkeit; sie liegt vor ihm in ihrer klaren Harmonie und in ihrer weisen Zweckmäßigkeit. Ihre Gesetze sind ihm offenbar, nicht bloß an sich; sondern in Beziehung auf seine eignen Verhältnisse und Bedürfnisse, vorzüglich auf seine Pflichten und sein höchstes Ziel. Dieses höchsten Zieles hat er sich in seinem Herzen ermächtigt, damit sein ganzes Wissen in Verbindung gebracht, darin den Lichtpunkt gefunden, der seine Klarheit über alles ergießt, was in ihm und um ihn ist. In dem erfreulichen Scheine der Wahrheit, Schönheit und Güte sieht er alle Räthsel des Universums sich in fröhliche Einstimmung auflösen.

Herrliche Höhe, zu der der aufgeklärte Mann sich emporgerungen hat! Hier stellen sich ihm die sinnliche und übersinnliche Welt in unbegreiflicher Vereinigung dar; Gottheit und Menschheit befreunden sich, das dunkle Leben wird vom Schimmer der Ewigkeit be-

freuht, das Irdiſche vermählt ſich in Liebe dem Göttlichen. Mit frohem Entzücken ſehen wir zu dir heran, und muthig richten unſre Kräfte ſich auf, dich zu erſtreben!

Wer unter uns könnte nach dieſem allem an dem Werthe der echten Aufklärung zweifeln, die eine Frucht unſrer herrlichſten Anlagen iſt, zu unſrer Beſtimmung ſo weſentlich gehört, unſre Menſchheit in ihrer heiligſten Glorie darſtellt, mit allem Würdigen und Erfreulichen ſo genau zuſammenhängt, und ſo viel zur Verherrlichung unſers Lebens, zu einer weiſen und muthigen Pflichterfüllung beyträgt. Wer die Aufklärung läſtert, der läſtert auch die Tugend, die überall nichts anders als aufgeklärtes Handeln iſt. Wer ſie verſpottet kann an nichts Heiliges glauben, nichts Göttliches verehren, vor keinem Verbrechen zittern. Profanität und Unwürde haben ihn durchdrungen; er iſt nicht mehr gehört zu werden. Ihn ſtrafe dieſe Verachtung — das Einzige deſſen er noch werth iſt.

Freylich mag der Nahme Aufklärung oft entweiht ſeyn, mag ſich mit ihm oft die Frechheit gebrüſtet, der Unglaube geſchmückt, mögen mit ihm frivole Gemeinheit, kaufmänniſche Gewinnſucht, und ökonomiſche Kleingeiſterey oft ihre Unbedeutendheit verſchönert, Einſeitigkeit und Einfalt ſich Anſehen erſchlichen, Wüſtlinge und Verbrecher ihre Entehrung und ihre Gräuel darunter verbergen, Schwindelköpfe

und [illegible] das unsinnigen Träume damit gestempelt haben. Wer soll uns das irre machen? War denn das Aufklärung, was jene so nannten? Darf uns der Mißbrauch eines ehrwürdigen Nahmens gegen eine noch ehrwürdigere Sache einnehmen? Mit welchem Rechte könnten wir uns dann noch Gebildete nennen? Sinnliche Kultur ohne die Energie eines veredelten Willens, ein geweckter Verstand ohne Erfahrung, Kenntnisse ohne Vernunft, Neuerungssucht und Revolutionswuth ohne Nachdenken, jugendlicher Ungestüm ohne weisen Ernst, Speculation ohne Geist, Wahrheitssinn und sittliches Gefühl, einseitiges Wissen ohne Zusammenhang mögen Verderben genug angerichtet, die Staaten verwirrt, die bürgerliche Ordnung zerstört, Thronen und Altäre umgestürzt, die Fackel des Aufruhres hoch geschwungen, das Heiligste geschändet, Sittenverderben und gränzenloses Elend verbreitet haben. Was hat aber Aufklärung mit diesen gemein? Sind sie nicht vielmehr ihre heftigsten Gegner? Stehen ihre Bemühungen nicht mit dem klaren, ruhigen und ernsten Geiste der Aufklärung im größten Widerspruche?

Es ist wahr, man ging zu weit in ihrem Lobe, wenn man von ihr allein die sittliche Veredlung des menschlichen Geschlechtes erwartete. Die höhere Aufklärung konnte damit nicht gemeynt seyn; denn diese ist mit dem guten Willen eins, oder dieser vielmehr

nicht anders als wahrhaft höhere Aufklärung. Der [illegible] haben sich viele unmoralische und schändliche Menschen rühmen können. Die Tugend ist Product der Vernunft und, muß im Willen gegründet werden. Wo es hieran fehlt, da ist alle Verstandesbildung vergebens, kann diese selbst nicht einmal zur Reife kommen, und in ihren Folgen nicht anders als verderblich seyn. Wäre es möglich, durch erweiterte und verbesserte Einsichten bessere Maximen hervorzubringen: so könnten diese doch nicht verdienstlich werden; denn nur das ist verdienstlich, was dem eignen Entschlusse angehört.

Aber deutlich [illegible] den guten Willen durch den aufgeklärten Verstand unterstützt, nachdrücklich erleichtert die erleuchtete Seele den Sieg über die rohe Begierde und den ungestümmen Affect. Ohne Aufklärung könnte überdem auch jener gute Wille nie vollkommene That werden. Der gute aber ungebildete Mensch wird immer fehl greifen. Zwar beruht der innere moralische Werth auf der Beschaffenheit der Gesinnung. Gewissenhaftigkeit heiligt auch da das Leben, wo sie von einer irrigen Ueberzeugung geleitet wird. Doch kann es dem Gewissenhaften nicht gleichgültig seyn, ob das, was er nach bester Einsicht thut, auch an sich recht sey. Ihm ist daran gelegen, daß die Vernunft in allem herrsche, ihre Ideale überall entgegendringe werden; darum fordert ihn seine Gewissenhaftigkeit auf, sich über die

Ideale seiner Bestimmung und die Gegenstände und Mittel ihrer Realisirung immer mehr aufzuklären. Ohne Aufklärung wird es nicht besser auf Erden, wird das Recht nicht siegen, die Freyheit ihre Ketten nicht zerbrechen, die Menschheit sich aus ihrer Schmach nicht erheben, ihr Wohl nicht aufsteigen aus dem nahmenlosen Elende, worunter sie jetzt schmachtet.

Oder woher soll die Gewalt des Menschen über die Natur kommen, wenn diese nicht bekannter wird, nicht aus der Nacht des Aberglaubens und der Vorurtheile ans Licht tritt? Wie soll er die feindseligen Kräfte, die ihn bekämpfen überwinden, wenn er in ihnen vor höhern, unbekannten und unerforschlichen Mächten zittert? Wie sollen die Quellen des Jammers verstopft werden, wo sie noch nicht entdeckt sind? Woher soll den Bedürfnissen genügendere Befriedigung werden, wenn sie ihnen der gereifte Verstand nicht anbiethet? Woher soll die Natur die reichern Schätze nehmen, die der Mensch ihr abfordert, wenn seine hellere Kunst nicht ihre Keime befruchtet? Woher soll der Gesellschaft die bessere Einrichtung entstehen, woher sollen ihre mannichfaltigen Verhältnisse sanfter, herzlicher und erfreulicher werden, wenn die Aufklärung nicht mit ihrem Lichte eindringt?

Licht ist das Element der Menschheit; im Dunkeln muß sie nothwendig verkrüppeln. Im Lichte bilden sich freudig ihre herrlichen Anlagen; im Dunkeln entstehen

die verrenkten Gestalten, die uns bald zum wehmüthigen Mitleid, bald zum heftigen Unwillen bewegen, die, nur für die Nacht gebohren, mit der Nacht dahinsterben. Licht wird es einmal und muß es werden. Es liegt in der Natur und den ewigen Gesetzen der Dinge; und wenn alle Kräfte der Finsterniß zusammen träten; sie würden es nicht aufhalten. Heil dem, den das Tagwerden freut, der mit heiterm Sinne die aufgehende Sonne begrüßt! Voll Segens, Friedens und Liebe wird ihm der Morgen anbrechen. Des Lichtes Freund sey auch unser Freund; und wer wahre Aufklärung ehrt und liebt, der trete mit in unsern Bund, und kämpfe für die gute Sache, kämpfe gegen die Nichtswürdigen, denen ihr Vortheil alles ist. Diesen wird und kann es nicht gelingen. Jenes ewige Wesen, das selbst im Dunkeln wohnt, ist für uns. Alle ihre Anstrengungen, dem Verfall der Menschheit, den sie gerne sehen, zu befördern, beschleunigen in der That nur ihre Schmach und ihren Untergang.

# Zweyte Rede.

## Wann wird Aufklärung gefährlich?

Sollte denn bey der Aufklärung so gar keine Gefahr, sollten alle die Klagen, die so laut und von so verschiedenen Seiten gegen sie geführt werden, ohne Grund seyn, nur von übel gesinnten Menschen, die auf den Untergang der andern ihr Glück bauen möchten, die in ihrer gewissenlosen Hab- und Herrschsucht, in ihrem groben Egoismus auf nichts als auf Verfinsterungsplane denken, herrühren? Waren nicht vielmehr unter ihnen meist, nüchterne und hochherzige Männer, die es mit der guten Sache redlich meynten und treu hielten, denen der Menschheit Wohl und Wehe am Herzen lag, die sich selbst einer hohen Erleuchtung freuten, und ohne eine aufgeklärte Denkungsart nie zu jenem harten Urtheil gekommen seyn würden, deren Parteylosigkeit und Unbefangenheit gar keinem Zweifel unter-

[illegible] seyn [illegible]? Haben sie nicht auf Thatsachen verwiesen, die allen vor Augen liegen, nicht Zeugnisse aus der Zeitgeschichte hergebracht, die jedermann bekannt sind, und deren Zusammenhang mit der Aufklärung des gegenwärtigen Geschlechtes gar nicht zu verkennen ist? Haben sie nicht auf Ereignisse hingedeutet, die uns alle mit Abscheu erfüllen, und die in keiner andern, als in einer aufgeklärten Zeit entstehen konnten? Läßt es sich läugnen, daß mancherley durchaus verkehrte Stimmungen den Geist derselben charakterisiren? So wird vielleicht mancher unter Ihnen am Schlusse der vorigen Rede, nicht ohne Unwillen gegen den, der Ihnen Aufklärung so unbedenklich und nachdrücklich anpries, und über ihre Feinde einen so harten Spruch fällte, gedacht haben.

Die Sache verdient es allerdings, daß wir sie in nähere Untersuchung nehmen. Dieser sey daher die gegenwärtige Stunde gewidmet.

---

[illegible] Aufklärung das ist, wofür wir sie letzthin erkannten, dann kann bei ihr unmöglich irgend einige Gefahr seyn, dann kann sie nie etwas anders als Segen, Frieden und Freude über das menschliche Geschlecht bringen. Und warum sollen wir einem andern den schönen Nahmen der Aufklärung beylegen, der doch auf etwas Lichtvolles, Geordnetes und Ersprießliches, den

[illegible] [illegible] Gedächtnissen Angereihtes hinderten, der schon da, wo er flüchtig vernommen wird, jeden Gedanken von Unheil und Verderben aus der Einbildungskraft entfernt? Jene Klagen können daher nur in so fern noch einigen Schein behalten, der ihnen doch auch wieder nicht zu benehmen ist; als dabey das Wort Aufklärung entweder schändlich mißbraucht, oder in einer andern Beziehung angewandt wird, als in welcher gewöhnlich die Rede davon ist.

Und so verhält es sich wirklich. Erscheinungen der Zeit sind es, welche die Klagen über die Aufklärung veranlaßt, und die Mißstimmung in Ansehung derselben erzeugt haben. Jene können nur dann gegründet, diese kann nur dann gerecht seyn; wenn unser Zeitalter im vollen Sinne des Wortes ein aufgeklärtes ist, und eben dieses Aufgeklärtseyn die angeführten Uebel verschuldet. Wer möchte aber das behaupten! Nur der gutmüthige Phantast und der unwissende Neuling im Denken können sich in begeisterte Lobsprüche über unser hocherleuchtetes Jahrhundert ergießen. Wer die Lage der Dinge und die Beschaffenheit der Menschen kaltblütig und unbefangen beobachtet hat, wer wahre Bildung des Verstandes unpartheyisch und gerecht zu würdigen weiß, der wird noch gar vieles vermissen, was uns berechtigen könnte, uns aufgeklärt zu nennen. Aber eben so wenig wird er leugnen mögen, daß das Streben sich aufzuklären jetzt mehr als je unter den Menschen rege

[illegible] Der [illegible] [illegible] uns volles Mittags-
[illegible]; aber der Vernünftige sieht den Morgen anbre-
[illegible]. Wir sind noch nicht aufgeklärt, aber im Begriff
[illegible] zu werden; mächtige Kräfte ringen nach Licht.

Was in den angeführten Vorwürfen wahr, und als
[illegible] durch die Geschichte des Zeitalters bestätigt ist,
[illegible] daher nur das Streben, nicht das wirklich er-
[illegible]ichte Ziel desselben treffen. Jenes kann verkehrte Rich-
[illegible]ungen nehmen, sich schlechter Mittel bedienen, von un-
[illegible]tern Triebfedern in Bewegung gesetzt, von fehler-
[illegible] Neigungen geleitet, auf die Befriedigung gewis-
[illegible] Bedürfnisse, die Entwickelung gewisser Kräfte, die
[illegible] gewisser Gegenstände und Verhältnisse, die
[illegible]orliebe für gewisse [illegible] einseitig beschränkt,
[illegible]reines, zweifelhaftes, falsches oder täuschendes Licht
[illegible]vorbringen, woraus denn ohne Zweifel viel Schlim-
[illegible] und Verderbliches entsteht, Kopf und Herz ver-
[illegible], die bürgerliche Gesellschaft verwirrt, die Har-
[illegible]nie des Lebens gestört, heftige Leidenschaften genährt,
[illegible]le und segensreiche Thätigkeit gehindert werden, und
[illegible] Schiefes, Verkrüppeltes, Unnatürliches und
[illegible]glückstiftendes hervorkommt. Wird dieses Streben
[illegible], wie es der Bildung des Wortes angemessener zu
[illegible] scheint, Aufklärung genannt*, dann hat aller-
[illegible] Aufklärung große Gefahren.

---

*) Aufgeklärtheit, Gebildetheit sollte man
[illegible] sagen, wenn man den Zustand des aufgeklärten und

Wenn und wie dieses geschehe verdient noch näher von uns untersucht zu werden; um so mehr, da es unser Zeitalter ist, das uns durch die traurigsten Beyspiele solcher Verirrungen, deren beklagenswehrte und schreckliche Folgen uns zum Theil schon getroffen haben, zum Theil noch zu treffen drohen, hierauf aufmerksam macht.

---

Aufklärung wird zuvörderst gefährlich, wenn sie anfängt bloß speculativ zu werden. Schönes und würdiges Handeln bleibt überall die Hauptsache; und nur nur da ist freye und große Harmonie des Lebens, volle Reife jeder Kraft, nur da herrliche Menschheit, wo alles hierauf bezogen und diesem untergeordnet wird. Wir dürfen nur etwas höher heben, etwas über das Interesse der Kunst und Pflicht hinausrücken; und wir sehen den Menschen mit sich selbst zerfallen, und auch das einzelne Köstliche, was noch an ihm ist mit einander in einen Streit gerathen, worin das eine

---

gebildeten Mannes bezeichnen will. Aufklärung und Bildung bedeuten, nach der Analogie, die Bemühungen, durch welche, und den Weg, auf welchem man ein aufgeklärter und gebildeter Mensch wird. Aufgeklärtheit ist nie gefährlich; aber in der Aufklärung kann sich der Mensch sehr verirren. Es gibt auch keine falsche Aufklärung, wenn man dieses Wort statt des erstern braucht, wohl aber in seinem wahren Sinne.

andern sich nicht vernichtet. Freylich hat das Wis-
, wo es die höchste Wahrheit bezweckt, die letzten
nigungspuncte der Menschheit erreicht, einen freyen,
beständigen, ewigen, und der Sittlichkeit gleichen
ehrt; indem es da selbst nur eine Erweisung derje-
en Thätigkeit ist, die als Geistesfreyheit und Gei-
würde das Edelste in unsrer Natur bleibt. Aber
hier darf es nicht ganz speculativ seyn; sondern
sich vielmehr durch reinen Wahrheitssinn der hö-
praktischen Aufklärung nähern. Diese gedeiht
nicht ohne eine eigne Höhe der moralischen Ge-
ung, eine eigne Energie des guten Willens. Ih-
sind daher nur wenige fähig, die, wie Genien
Tugend, über das übrige Geschlecht schützend em-
regen. Bey den andern muß auch das höhere
fen, die moralische und religiöse Aufklärung von
chen Zwecken ausgehen, immerfort auf diese zurück-
hrt, durch sie beschränkt und geregelt werden. Wo
ierem fehlt, können die Folgen der fortschreitenden
lärung nicht anders als für Geist und Herz gleich
chtlich seyn.

Nur wenige Menschen sind fähig, sich in dem freu-
fen Gebiethe der reinen Speculation lange zu be-
n. Das Interesse des Erkenntnißtriebes und des
rgleitenden Wahrheitssinnes, setzt eine ganz un-
nstliche Ausbildung des Verstandes voraus, um

fruchtbar zu werden, und das Nachdenken dau
leiten, und auch dann wird es nur im frohen
des harmonischen Incinandergreifens aller
kräfte, in ruhigen leidenschaftlosen Augenbl
vollen Wirksamkeit kommen. Wie oft wird
Gemüth, auch des Weisesten von unruhigen
bewegt, durch den Wiederspruch seines inner
gestört, von herrschenden Neigungen überwun
heftigen Begierden zerrüttet! Unvermeidlich
das Forschen unter die Gewalt, entweder de
oder der Leidenschaft.

Je nachdem die gegenwärtige Disposition
trüber oder heller, ernster oder leichter, traur
fröhlicher ist; je nachdem wird sie auch die Ge
wählen, die Gedanken fixiren, den Meinun
Beyfall geben, die dem einen oder andern
Alle Resultate des Denkens tragen die Farbe
maligen Zustandes, in welchem sie empfangen
bildet wurden. So entstehen entweder sch
oder gar falsche und wiedersprechende Meynu
keinen Fall aber etwas Ganzes und überall Z
stimmendes.

Noch schlimmer ist es, wenn sich Leidensch
Verstandes bemächtigen, wenn Partey- od
rungssucht, Unbiegsamkeit und Eigensinn, St
geitz und Eitelkeit den forschenden Sinn beweg
wird da immer nur das Schmeichelnde sehen,

wünſchte finden. Die Wahrheit wird ein Opfer des Egoismus, glänzende Irrthümer dringen überall ein, und verderbliche Grundſätze verbreiten ſich um ſo ſchneller, weiter und kräftiger, je allgemeiner und mächtiger die Leidenſchaften ſind, denen ſie ihren Urſprung verdanken, und die ſich wieder allenthalben durch ſie begünſtigt finden. So entſtehen Syſteme des Unglaubens und der raffinirten Laſterhaftigkeit.

Doch geſetzt es gelänge auch der bloß theoretiſchen Aufklärung, ſich von der Stimmung des Herzens und den herrſchenden Neigungen unabhängig zu erhalten; ſo iſt ſie darum nicht weniger gefährlich. Der Erkenntnißtrieb wird unnatürlich erweitert und verſtärkt, dem Wiſſen zum Nachtheile des Handelns ein Einfluß geſtattet, der mit der ganzen Einrichtung unſrer Natur im Widerſpruch ſteht, auf ſpeculative Bedürfniſſe alles bezieht, die praktiſchen zurückſtellt und mit der Zeit ganz vernichtet, während er die Denkkraft erhöht und den Willen ſchwächt, oder während auf jene allein die Aufmerkſamkeit und ganze Energie der Seele gerichtet iſt, dieſen von der Sinnlichkeit und ihren regelloſen Begierden ganz erfüllen und beherrſchen läßt. Auf das Wiſſen wird die Erziehung, auf das Wiſſen das ganze Studium des Lebens berechnet. So bildet ſich ein Geſchlecht, dem das Wirkliche eben ſo unbekannt als zuwieder iſt, das in der Welt nichts ausrichten kann und mag, nur in Idealen lebt, mit ſeinem äußern Zuſtande

[illegible] zur Verbesserung desselben [illegible], sich eben so unglücklich als unnütz macht, wo [illegible] gar, wenn ja irgendwo gemischt werden muß, unheilbare Verwirrung anrichtet.

Auch die Gränzen des Wissens werden leicht verkannt, wo das Streben nach Erleuchtung eine bloß theoretische Tendenz genommen hat. Der erwachte Denkgeist, der sich in sich selbst so jugendlich stark, und so männlich kräftig fühlt, der so muthig die Fesseln des Vorurtheils zerbrach und das Joch des Ansehens abschüttelte, dringt unaufhaltsam voran, läßt sich durch nichts mehr einschränken, jedes Hinderniß das ihm entgegen gesetzt wird, reizt ihn nur um so mehr, alle seine Kräfte aufzubiethen. Je größer die Schwierigkeit, desto lebendiger die Lust, sich an ihr zu versuchen. Voll Zutrauens zu dem Glück, das ihn bisher begleitete, schreckt ihn selbst die Ueberzeugung nicht, daß etwas über das Gebieth des menschlichen Wissens hinausliege. Wer ihm die Schranken zeigt, regt nur höhern Enthusiasmus in ihm an, dringere Begierde nach der Ehre, das zu erreichen, was noch keinem gelang, was alle für unmöglich hielten. Alles soll erforscht, erwiesen, begründet und aufgeklärt werden, selbst das, dessen Wesen in seiner Unbegreiflichkeit besteht. Bestrebungen von der Art aber müssen sich nothwendig entweder in rasende Schwärmerey, oder in schwankenden Scepticismus, oder gar in entschiedenen Unglauben endigen.

Einige Kinder bevölkern die unbekannte Gegend mit den Gebauten einer reichen, ausschweifenden und glühenden Phantasie, oder mit den Kindern eines ekzentrischen, schwebenden, ahndungsvollen Gefühles, gründen die Weisheit auf Unsinn, erheben die Producte der Narrheit zu ewigen Wahrheiten, und führen, wenn es ihnen gelingt, viele Jünger zu begeistern, bald die Nacht des rohesten Aberglaubens herauf.

Kaltherzige Menschen können es in jenen Gegenden, wo allein das Gefühl Nahrung findet, nicht lange aushalten. Fehlt es ihnen an Consistenz, Tiefe und Kraft des Geistes; so sehen sie sich überall in Widersprüche verwickelt, unter deren Auflösung sie erliegen müssen, und wiederhohlte vergebliche Versuche, diese zu heben bringen sie endlich dahin, das gesammte menschliche Wissen für unvereinbar, überall mit sich selbst streitend, und also durchaus unzuverläßig zu halten. So entsteht jener unbesiegbare alles erschütternde Zweifel, der nichts mit Sicherheit ergreifen, nichts als wahr annehmen kann, weil er an dem letzten Grunde des Wahren selbst irre geworden ist. Der feste durchdringende Geist geht noch weiter. Unbegreiflichkeit wird ihm zum Widerspruche, Unerreichbarkeit für den Verstand zur absoluten Unwahrheit, Unmöglich des Denkens zur Unmöglichkeit des Seyns. So bildet sich ein frostiger Unglaube, dem nichts gültig ist, als was seine Sinne fassen, und sein Ver-

sind auf Begriffe bringen kann; der nichts mehr kennt ausser der Grenze des Anschauens, der keinen Gott, keine Freyheit, keine Würde und keine Ewigkeit mehr hat.

Wohl nicht ganz, aber gewiß zu einem sehr bedeutenden Theile hat unzeitgemäße Speculationssucht den Unglauben geweckt und gezogen, der auch in unsern Tagen die Herzen der Menschen so sehr verengt, die heiligsten Güter so grausam zerstört, die frohesten Aussichten so dicht verhüllt, die Selbstsucht so mächtig unterstützt, und jenen feindseligen Geist so angelegentlich pflegt, dem nichts heilig ist, als Eigennutz und Sinnenlust.

Nur praktischer Sinn, nur frommes Tugendgefühl, warmes Interesse für Kunst und Sittlichkeit kann vor diesen Verirrungen bewahren. Wem diese das Herz bewegen, der tritt ehrfurchtsvoll vor dem heiligen Lande zurück, das die Speculation schon entweiht, wenn sie nur über seine äußerste Gränze tritt, der weiß, daß es ein Höchstes und Bestes gibt, was kein Verstand erreicht, aber jedes unverdorbene Gemüth mit tiefer Rührung anbethet.

Auch Eigendünkel und Anmassung pflegen von einer bloß theoretischen Aufklärung unzertrennlich zu seyn, und, wo sie schon vorhanden sind, durch sie genährt und gepflegt, zu einer gefährlichen Höhe zu steigen. Was könnte diese wohl leichter wecken, und ihnen

gebildetere Nahrung geben, als die Einbildung einer ungemeinen Geisteskultur, der Wahn, da noch etwas zu wissen, wo der Verstand der Uebrigen nicht mehr fort kann, in das Innerste der Geheimnisse gedrungen zu seyn, die für jeden andern eine dichte Umgebung verbirgt, und das Gefühl der Anstrengung, mit welcher man sich zu den Gegenden des höhern Lichtes hinaufgerungen hat. Rein theoretisches Denken ist eine der kräftigsten Entweihungen der Selbstthätigkeit; daher erzeugt es unvermeidlich ein lebendigeres Selbstgefühl, das sich über alles emporschwingt, auf alles, als auf etwas Gemeines herabsieht, seine Mängel verkennt, in jeder Hinsicht sich und der Welt zu genügen glaubt, und bald in heimliche oder laute Selbstvergötterung übergeht.

Die speculative Ueberschwänglichkeit findet allenthalben Widerstand; sie wohl in den Gegenständen und Ereignissen des Lebens, die in zu weiter Ferne unter ihren überirrdischen Flügen zurückbleiben, und sich gar nicht zu den Höhen ihres Ideales wollen hinaufziehen lassen, aber den Menschen, die ihr, weil ihr Beginnen überall nichts fruchtet, mit Spott oder Verachtung entgegen kommen, und ihre vermeynten Entdeckungen leere Träume schelten. Dies reizt sie, sich in sich selbst tiefer zurückzuziehen, aus Unzufriedenheit mit den Fremden sich auf sich selbst fester zu beschränken, um dem Drückenden der äußern Verkennung zu

enthalten, die Ueberzeugung von ihrem Werthe im Innern desto fester zu begründen. Was Anfangs thörichte Einbildung war, wächst jezt zur trotzigen Anmaßung und zum unerträglichen Uebermuthe heran. So erscheinen dann Aufseher des Menschengeschlechtes, die für dasselbe nie einen Finger regten, Triebwerke des Universums, die dasselbe nicht in seinen gemeinsten Momenten berühren; und es bildet sich nach und nach ein Egoismus aus, der vollends alle Kräfte verschlingt, alles seiner Verherrlichung dienstbar macht. Wie mancher Talent- und Kraftvolle Jüngling ward so von überströmender Fülle verzehrt, durch den unbegränzten Trieb nach bloß speculativem Wissen, durch die Fehlgriffe und Ausschweifungen eines über seine Gränzen dringenden Verstandes, für sich selbst und die Welt verdorben!

Nur da, wo das Licht nicht blos erleuchtet; sondern auch erwärmt, wird es wohlthätig. Nur diejenige Aufklärung ist vor der Gefahr des Eigendünkels und der Vermessenheit gesichert, die Thaten bezweckt, und sich selbst im edelmüthigen Wirken aufopfert und vergißt.

---

Aufklärung, als Streben des Verstandes betrachtet, wird zweytens dann gefährlich, wenn sie das Gemeine ganz verschmäht, um sich allein mit

dem Höhern zu beschäftigen, den Angelegenheiten des irrdischen Lebens vorbey gehe, um das Wesen der Gottheit und Zukunft, die höchsten Ideen der Moral und der Religion zu ergründen.

Das volle Licht strömt freylich nur aus den höhern Sphären der übersinnlichen Welt auf die niedere des sinnlichen Daseyns herab; aber es leuchtet in jenen doch nur dann, wenn es sich zuerst in diesen entzündet hat. An sich ist das Wesen der Gottheit, Ewigkeit und Tugend unbegreiflich; nur in seinen Beziehungen auf die Angelegenheiten des Lebens wird es verstanden. Diese müssen erst richtig, nach ihrer Natur, ihren Zwecken und Verhältnissen erkannt seyn; ehe es möglich wird, über jene vernünftig zu denken, und die Gränze, die beyde Welten von einander scheidet, unverrückt im Auge zu behalten. Das Zeitalter, das sich jenen höhern Speculationen selbst mit praktischem Geiste weiht, ist dem Aberglauben, der Schwärmerey und der Sophisterey gleich nahe. Je nachdem es mit seiner Praxis gestellt, und das Uebrige in seinem Charakter geartet ist, wird es sich dem einen oder andern, oder vielleicht allen in die Arme stürzen.

Wer denkt hier nicht mit innigem Bedauern an manche Erscheinungen unsrer Zeit, der man freylich nur in einzelnen Individuen ausschweifende Neigung zur höhern Speculation vorwerfen kann. Haben nicht

euch auf den Verstand in tiefer Entehrung gestehen, [illegible] auf seinen Begriffen, auf dem er sich nicht halten kann, spielend mit ungeheuern Hypothesen, sich abwürdigend zu den schlauesten Kunstgriffen der Täuschung, sein ganzes Vermögen aufbietend, über das was kein Mensch kennt, Unsinn vorzubringen? Haben nicht auch wir Behauptungen gehört, die, des finstersten Jahrhunderts würdig, nur an dem Firniß der feinern Kultur das Zeichen des unsrigen trugen? Hat man nicht auch unter uns Versuche gemacht, durch Wunderkräfte aus der übersinnlichen Welt, die Ordnung der sinnlichen zu verwirren? Sind die Phantasten selten, die die Dunkelheit ihrer unentwickelten Gefühle gerne über das ganze Leben ausgössen, und in jene zweifelhafte Beleuchtung sitzen, wo die Einbildungskraft freyes Spiel hat, und das vernünftige Denken sein Ende findet? Wer kennt nicht die ekzentrischen Köpfe, die aus dem Nimbus ihrer Göttlichkeit, verachtend auf den Verstand als etwas bloß menschliches herabsehen, die an die Realisirung ihrer überspannten Ideale, wenn es in ihrer Macht stände, das Heil der Welt wagten, und doch noch glaubten, ein herrliches Werk gethan, sich um die Menschheit unsterbliche Verdienste erworben zu haben, wenn sie diese zu Grunde gerichtet, und an jene verschwendet hätten?

Woher dieses alles? wenn nicht aus übertriebenem Enthusiasmus für höhere Aufklärung mit gänzlicher Verachtung der gemeinen?

Nicht weniger gefährlich und vielleicht noch gefährlicher ist es drittens, wenn auf die gemeine Aufklärung alles verwendet wird. Weit allgemeiner als der vorige charakterisirt dieser Fehler den Geist unsers Zeitalters und von ihm schreiben sich viele von den Vorwürfen her, mit welchen man die Aufklärung überhaupt belastet hat. Das ist die Stimmung der gebildeten Weltleute. „Alles muß dem Vortheile dienen. Das Heil der Welt beruht auf ökonomischer und technischer Industrie. Eine nützliche Erfindung ist mehr werth als hundert erhabene und geistvolle Wahrheiten. Nur der macht sich um die Menschheit verdient, und lehrt sie das Höchste erreichen, der sie lehrt die Erde besser anbauen, dem Boden reichere Producte abgewinnen, und diese Producte geschickter zu ihrer Bequemlichkeit und zu ihrem Vergnügen verwenden. Der Verstand ist nur da, um damit die Bedürfnisse des Sinnes zu befriedigen; er ist diesem nothwendig unterzuordnen und dieser der Maßstab seines vernünftigen Gebrauches.“ Das sind die Maximen der Aufklärung, die uns jetzt überall angepriesen werden, und nach welchen unzählbare Institute dieses Geschäft zu

treiben einzig dasjenige sind. Eine unmittelbare Folge hievon ist, daß die Weisheit um so sublimer werde, je näher sie dem Magen, dem Zentralpuncte aller Lebenszwecke kommt, und daß die allersublimste in den Kochbüchern stehe. Hierfür muß denn auch alles bearbeitet werden. Religion, Moral, Gesetzgebung und Erziehung sind um so vollkommner, je trefflicher und kräftiger der physische Wohlstand des menschlichen Geschlechtes durch sie gefördert wird, d. h. zuletzt, je besser sie zu essen und zu trinken geben. Wo sie dieses nicht berücksichtigen ist es mit ihnen eitel Schwärmerey. Wo der Genuß aufhört, ist es auch mit der Vernunft zu Ende.

Was daraus für eine Denk- und Sinnesart entstehen müsse, wenn eine Aufklärung dieser Art anfängt sich zu verbreiten, leuchtet schon ein, ohne daß man erst nöthig hätte das Zeugniß der Erfahrung aufzufordern. Der ganze Mensch wird Körper. Der Egoismus verschlingt alle andern Triebfedern seines Herzens. Frostiger Materialismus erstickt jede höhere Bestrebung. Zur tiefsten Gemeinheit des irrdischen Lebens sinkt der Geist hinab. Dunkle Schmach bedeckt die herrlichen Werke der Vernunft und des Genie's. Die Kunst wird eine feile Dienerinn des Luxus und des sinnlichen Vergnügens. Das Schöne gefällt nur noch in wiefern es zugleich die Sinne kitzelt, das Wahre wo es Vortheil bringt. Für das Erhabene, Edle und Kräftige fehlt

Gefühl. Die höhere Energie des Lebens erstirbt
chlaffer Weichlichkeit. Große Thaten geschehen nur
des Gewinnstes willen, und hören eben darum auf
zu seyn. Geistvolle Lehren werden nur für Lohn
kündigt, und ziehen ihren Geist mit in die ernie-
rende Knechtschaft ihrer Pfleger herunter. Aus dem
zum erhebt sich ein Unglaube, hartnäckiger und ver-
derblicher als ihn der wildeste Verstand hätte erzeugen
nen. Gott und Pflicht und Ewigkeit verschwinden
der Seele, die zu ohnmächtig ist, sie festzuhalten,
beschränkt und zu kalt, um den Gedanken daran mit
hrung, Ehrfurcht und Liebe zu nähren. Die theo-
schen Grundsätze der hocherleuchteten Zeit, nach de-
alles sinnlich, alles nur um des Nutzens willen da
alles gesehen und gefühlt werden muß, geben die-
Unglauben seine letzte Vollendung. So weiht sich
aufgeklärte Geschlecht dem Dienste der Erde, und
es zufrieden, einst in ihren Schoos begraben zu
rden. Kein Wunder. War es in seiner Gemein-
t wohl eines bessern wehrt? Ganz entwürdigt, wie
ist, bleibt ihm nichts, das ihm die Hoffnung der
kunft verbürgen könnte. Was kann daraus anders
rden als ein immer tieferes Versinken, immer schnö-
re Verhöhnung des Göttlichen, immer frevelhaftere
ntehrung aller Menschenwürde, immer gröbere Ver-
derung, immer größeres Sittenverderben, ein immer
ost- freuden- und hülfloserer Zustand der Menschheit?

Ihr, die Ihr Euch mit Recht Gebildete nennt, in denen sich noch ein besserer Genius regt, denen noch im Busen für das Gute das Herz schlägt, bewahrt Euer Heiligthum, hütet Euch, daß Ihr nicht auch ergriffen werdet von dem Strome der verkehrten Zeit. Duldet nicht die Schmach der Vernunft. Entlarvt, wo es Euch begegnet, das verdunkelnde Wesen, das jene unter dem Namen der Aufklärung treiben. Huldigt frey und öffentlich dem Geiste, den Ihr in seiner Majestät erkennt habt, daß Euer Beyspiel ihm Verehrer gewinnen, die Muth genug haben, ihn unter dem Spotte und der Verachtung der Welt zu bekennen.

---

Zum Wesen der wahren Aufklärung wird, wie ich schon in meiner vorigen Rede erinnerte, ein gewisses Maaß sowohl von Kenntnissen, als von Nachdenken erfordert. Sie wird deswegen viertens gefährlich, wenn es an dem einen von beyden entweder ganz oder doch im gehörigen Verhältnisse zum Andern fehlt.

Die Masse der Kenntnisse muß dem Grade der Kraft, die sie verarbeitet, angemessen seyn, wenn daraus vernünftige Einsichten und helle, selbstständige Ueberzeugungen entstehen sollen. Nur da, wo Wissen und Denken in fröhlicher Harmonie stehen, gedeiht wahre heilsame Aufklärung. Wer mehr Materialien besitzt als er

übersehen kann, sich in der That sehr übel berathen. Es wird entweder mit ihm nie zur Wahl kommen; oder er wird in unentschlossener, regelloser und unfruchtbarer Wirksamkeit, in unzuverlässigem Schwanken seine Kräfte verzehren, und sich dann noch am Ende genöthigt sehen, blindlings zuzugreifen, oder sich an das zu hangen, was ihm ein zufälliges und gewöhnlich sehr fremdartiges Interesse anpries. Daraus entsteht in dem einen Falle ein praktischer Skepticismus, der sich bald auch im Kopfe methodisch ausbildet, in Grundsätzen ausspricht, und endlich als vollendeter Indifferentismus da steht; in dem andern gränzenlose Willkühr des Meynens, unbedingte Herrschaft des Zeitgeistes und gänzliche Hingebung an das, was die Ansichten des Tages gerade Neues, Auffallendes oder Einschmeichelndes gebracht haben, so übel es sich auch zu einem übereinstimmenden Ganzen will verknüpfen lassen. Dies ist die Bildung jener ragen und bizarren Köpfe, die in der Offenbarung ihrer Ohnmacht ihre Freyheit zu verherrlichen glauben.

Das Schlimmste dabei ist der Einfluß, den das alles in das Herz gewinnt. Die intellectuelle Stimmung eignet sich die moralische an, und gewöhnlich ist die letztere nichts anders als das Nachbild der erstern. Wo soll bei einem schwankenden Verstande der Wille seine Grundsätze hernehmen? wie die mechanische Festigkeit nur behaupten, die er vielleicht als Geschenk der Na-

tur [illegible]? Wie ist Energie des Beschließens und Handelns möglich? wo das Denken so unzuverlässig geworden ist; wo es dem Wissen an allem Zusammenhange und an aller Haltung gebricht; wo entweder gar keine oder nur eine ganz phantastische Ueberzeugung Statt findet?

Darf man sich wundern über die Halbheit, Charakterlosigkeit und Verschrobenheit eines Zeitalters, das, von rasender Lesewuth ergriffen, alles mit gleichem Hunger verschlingt, was ihm gereicht wird, seine Bildung nach der Zahl der Bücher berechnet, die es durchblättert hat, dem Denken so viel heißt als erstaunen und niederfallen vor denen, welche die Bewunderung der Menge vergötterte, das vom Winde jeder neuen Lehre hin und her getrieben wird, weil es sich in dem Reichthume seiner Weisheit selbst nicht mehr kennt, für dessen Bildung seine Führer nicht besser zu sorgen wissen, als wenn sie es mit einer neuen und immer gefälligern Kenntnissen überschütten, damit es vor lauter Wissen nie zum Denken komme, vor der Menge erlernter Meynungen keine eigne habe?

Will man ja noch dieses rapsodische Wesen Aufklärung nennen; so wird man doch eingestehen müssen, daß es eine sehr schlimme und gefährliche Aufklärung sey, eine Aufklärung, die gewiß mehr Köpfe verwirrt als zurechtstellt, dem Menschen die Kräfte benimmt, die sie erhöhen, die weise und nützliche Thätigkeit hin-

heit, die sie beherrschen, zur dem Kreise der Wirksamkeit entfernt, in den sie ihn einweisen, ihm die Lage verleidet, die sie ihm erfreulich machen sollte, ihn mit sich selbst entzweyt, ihn in allen seinen Angelegenheiten desorientirt, ihm seine wichtigsten Zwecke und heiligsten Pflichten aus den Augen rückt, Unzufriedenheit mit sich selbst und mit der Welt einflößt, und alle Brauchbarkeit so raubt, daß ihm gar nicht mehr zu helfen, daß sein gänzliches Verkommen nicht mehr zu verhüten steht.

Wir haben diese Früchte selbst gesehen, und sehen sie noch täglich. Die Zahl der Unglücklichen, die durch eine Lesesucht, welche sich mit ihrer Lage und bürgerlichen Beschäftigung nicht verträgt, auf die sie entweder nicht hinlänglich vorbereitet sind, oder die ihnen zu mannichfaltigen Stoff darbiethet, als daß sie ihn hinlänglich verarbeiten könnten, verdorben werden, mehrt sich mit jedem Tage in allen Ständen; und die Klage, daß die Aufklärung so viele verbilde und überspanne, so viele unzufrieden, verdrossen und unthätig mache, Arbeitsscheue und Zügellosigkeit verbreite, nahmenloses Elend über ganze Familien bringe, ist bey dieser Richtung derselben nur zu sehr gegründet.

Aber auch an dem entgegen gesetzten Fehler liegt unser Zeitalter krank, und vielleicht noch mehr, als an dem jetzt berührten. Die Meynung daß man auch

oder seine Kenntnisse sehr aufgeklärt seyn könne, zählt viele Beyspiele; und warum sollte sie nicht, da sie so [illegible] ist, und alles so bequem macht? Die Gegenstände, welche der öffentliche Geist am lautesten in Anspruch genommen hat, sind von der Art, daß es keines ausgebreiteten Wissens; sondern nur eines gesunden und kräftigen Verstandes zu bedürfen scheint, um über sie mit sprechen zu können. Journal- und Romanen Lectüre, womit sich alles beschäftigt, wecken nicht selten zum eignen Denken über manches, worüber der Aufgeklärte selbst denken muß, ohne zugleich diejenigen Einsichten zu gewähren, die zu einer reifern Prüfung erforderlich sind. Wenn man einst glaubte, das Maß der Geistesbildung hänge von der Summe des Erlernten ab; so hält man sich jetzt durch die Barbarey, die daher über das Wissen und Leben der Menschen drang, für berechtigt, mit stolzer Verachtung auf jene Zeiten und den unseligen Geist, der sie regierte hinzusehen, die Fesseln des mühsamen Lernens von sich abzuwerfen, um sich desto freyer aus sich selbst zu entwickeln, und vergißt dabey, daß Gedanken ohne Inhalt leere Hirngespinste, Begriffe, die der Natur nicht abgelernt wurden, eitle Träume und Meynungen, die nicht an vielseitiger Erfahrung exprobt und berichtigt wurden, höchstens glückliche Einfälle sind, und daß auf diesem Wege wohl mit der Zeit eine weit größere und furchtbarere Barbarey als jene herbeigeführt werden möchte.

...ches ist natürlicher. In eine Masse naher Kennt-
...se kann durch einen guten Kopf noch einmal Licht
...mmen; und wirklich haben die historischen Vorarbei-
...n der vergangenen Zeit, den Denkgeist der unsrigen
...weckt. Aber auch der verständigste Mensch wird un-
...rmeidlich ein Phantast, wenn er die Zurechtweisun-
...n der Erfahrung verschmäht, und alles aus sich selbst
...öpfen will.

Woher die vielen ungereimten Meynungen, die
...herlichen Paradoxien, die jetzt ohne Zahl und Maß
...s allen Winkeln hervorströmen? Woher das über-
...te Urtheilen und vermessene Absprechen über solche
...inge, die einst die weisesten Menschen einer anhal-
...nden, weisen und reiflichen Untersuchung würdig ach-
...ten? Woher der anmaßende und wegwerfende Ton,
...rin jetzt über die heiligsten Angelegenheiten des
...enschen räsonnirt wird? Woher der revolutionäre
...eist, der im Feuer jugendlicher Begeisterung alles
...er einander wirft? Offenbar von nichts anderm,
...s von einem freien Gebrauche des Verstandes in einem
...lde, das für ihn gar noch nicht angebaut ist; von
...m ungezügelten Bestreben über solche Dinge eine
...gne Meynung zu haben, in Ansehung derer man
...enige oder gar keine Vorkenntnisse besitzt.

Religion und Politik haben vorzüglich die Miß-
...ndlungen dieses Unwesens erfahren müssen. Es ist
...cht zu läugnen, sie waren weit hinter der Kultur des

Zeitalters zurückgeblieben, und zwar in einer Gestalt, die für die Menschheit kaum entehrender seyn könnte. Nirgends war der freye Geist in engere Fesseln geschlagen, als hier; nirgends der Verstand tiefer unter die Gewalt des todten Buchstabens gebeugt. Aber eben deswegen hätte man auch nirgends vorsichtiger zu Werke gehen, bescheidener prüfen, reiflicher erwegen, und sich angelegentlicher um die nöthigen Vorkenntnisse bekümmern sollen. Auf der andern Seite war indeß auch hier die Veranlassung zum stürmen und gewaltsamen Niederreißen für den der sich einer höhern Bildung freute sehr groß; hier konnte der Verstand seine Freiheit, und das Herz seinen Muth so ehrenvoll versuchen. Die Versuchung siegte; alles eilte zur Umwälzung herbei; der Preis ward dem Kühnsten. Der Glaube ging in Zweifel, der Zweifel in Unglauben, der Unglaube in Spott, der Spott in freche Verhöhnung über, und das nannte man Aufklärung. Sind dabey nicht diejenigen immer die lautesten und verwegensten, die am wenigsten wissen wovon die Rede ist? Von welchen wird anmaßender über Religion und Staat gesprochen, als von solchen, die, außer einem schlechten Roman, noch kein Buch gelesen haben, und vielleicht nicht einmal jene Worte verstehen!

Besonnenheit ist es, was unser Zeitalter am meisten bedarf, und vor allem zu seinen weitern Fortschritten in der Aufklärung. Wer selbst noch nicht mit unter

n Bethörten iſt, der helfe hier durch Rath und Bey-
iel. Bald möchte es vielleicht zu ſpät ſeyn, die
erirrung wieder zurecht zu leiten. Die Gräuel einer
hwärmeriſchen Aufklärung drohen uns mit ſchreck-
chern Uebeln, als die Verbrechen des Aberglaubens
angerichtet haben. Die Würde der Menſchheit und
e Heiligkeit ihrer Beſtimmung durchdringe uns, und
bre uns mit Begeiſterung, Muth und Weisheit
irken.

---

Aufklärung wird ſünftens gefährlich, wenn es
r an Unbefangenheit und Selbſtſtändig-
it fehlt. Sie gedeiht nur unter dem Schutze
er edlen Geiſtesfreiheit, und der Pflege eines rei-
n Sinnes für Wahrheit und Sittlichkeit. Wo ir-
nd ein andres Intereſſe das forſchende Gemüth be-
gt, da kömmt nur Unlauteres, Einſeitiges und
lſches zum Vorſchein; und das Unlautere, Einſei-
e und Falſche iſt auch immer verderblich, greift
erall ſtörend und verwirrend in die menſchlichen
rhältniſſe ein, und erzeugt mit der traurigſten Un-
nnung die ſchrecklichſten Uebel. Ein ruhiger, feſter
d ungetrübter Blick in ſich und auf die Gegenſtände
her, iſt die Seele des Selbſtdenkens, und ohne
lbſtdenken giebt es überall keine heilſame Aufklä-
ng. Man kann ihr Freund nicht ſeyn, und es auch

nicht redlich mit der Sache der Menschen meynen; so lange man sich in seinen Ueberzeugungen und der weitern Ausbildung derselben von irgend etwas abhängig macht. Man verdammt vielmehr sich und andere zu der elendesten Sclaverei, und wirkt dazu mit, daß im Kampfe des Guten und Schlechten, dieses überall glorreiche Siege davon trage.

Was ist es auch wovon sich die Menschen in dieser Rücksicht wohl abhängig zu machen pflegen? Es sind glänzende oder allgemein beliebte Worte, denen um so mehr gehuldigt wird, je unbestimmter sie selbst; und je schiefer die Ansichten sind, die sie gewähren, je deutlicher sie die Stimmung des Zeitalters aussprechen, oder je mehr Raum ihre Leerheit der Phantasie für ihre regellosen Spiele übrig läßt. Diese Worte hört man in aller Munde; auf sie wird alles zurückgeführt; um sie geltend zu machen, wird überall gelesen und gedacht; sie im Gange zu halten sind alle Kräfte angestrengt; und auch das Einleuchtendste wird verworfen, so bald es sich nicht in die Gesichtspunkte fügen will, die ein solches Wort andeutet. Diese Sprache ist das Symbol aller Weisheit; nur wer sie führt ein Erleuchteter; wer sie zu bilden, anzuwenden und zu verschönern weiß, der größte Lehrer der Zeit. Die Sache wird darüber vergessen, der Streitsucht ein unendliches Feld geöffnet, und die Aufklärung wird

lächerlicher Schwindel; leere Aufgeblasenheit oder unsinnige Schwärmerey.

Nicht besser ist es mit der Abhängigkeit von Autoritäten. Weder Alterthum noch Neuheit, weder allgemeiner Glaube noch ein verehrter Nahme darf uns in unsrer Bildung leiten, in unser Forschen einfließen, und unsre Ueberzeugung bestimmen; sonst ist die Wahrheit verrathen und verkauft; Vorurtheile verbreiten und vererben sich ohne Aufhören; und fehlsame, kurzsichtige partepische oft selbstsüchtige und leidenschaftliche Menschen werden zu Repräsentanten des ganzen Geschlechtes in den wichtigsten Angelegenheiten erhoben. Große Männer haben auch immer neben großen Wahrheiten große Irrthümer gelehrt, und nicht selten haben diese mehr als jene zur Verherrlichung ihres Ansehens beygetragen. Nur wo der Geist reger Prüfung und des freyen Forschens wirkte, befand sich die Menschheit wohl, veredelte sich zwar langsam aber kräftig alle ihre Verhältnisse. Nichts hat im Gegentheile ihren Fortschritten mehr im Wege gestanden, als die Engherzigkeit, die nur die Jünger gepriesener Individuen auf geklärt nennen wollte.

Am allerschlimmsten aber möchte es wohl seyn, wenn das Herz sich des Verstandes bemächtigt, wenn Eitelkeit, Ruhmbegierde, Selbstsucht oder Lasterhaftigkeit der Gesinnungen das Nachdenken leiten, die Resultate desselben, wo nicht vorher bestimmen,

doch wenigstens dem Geiste nach andeuten. Da werden alle Gesichtspuncte verschoben, alle Ansichten verwirrt. Da ziehen sich trübe Nebel um die Gegenstände, die es der Phantasie frey lassen, alle mögliche Gestalten hineinzudichten. Da wird das Edelste am meisten mißhandelt, das Gemeinste am höchsten gehoben. Schändliche und gefährliche Irrthümer verbreiten sich mit einer Gewalt, der nichts mehr widerstehen kann.

Lasset uns hier unsre Freyheit behaupten, wo sie von so vielen zum unübersehbaren Nachtheil für alles Gute und erfreuliche, was die Menschen haben entehrt und verkauft wird. Kein Gebildeter darf Sclave eines Wortes, eines glänzenden Nahmens, und am wenigsten seiner eignen Wünsche seyn. Der Gedanke bilde das Wort, das reiflich Erwogene, vielseitig Geprüfte und voll Gewähr spreche sich frey und kräftig in seinem Zeichen aus. Ehrwürdig sey uns jeder weise Mensch; aber darin erweist sich unsre Achtung, worin sie sich erweisen kann, daß wir seine Lehre einer besonnenen Untersuchung wehrt achten, und dann das Beste behalten. Wahrheit sey uns über alles heilig, ihr gehorche das Herz, ihr huldige unsre Seele.

---

# Dritte Rede.

## Wie soll man sich und andere aufklären?

Die Bemerkung, m. g. H., wie leicht das Werk der Aufklärung irre geleitet werden, und die unglücklichsten Folgen nach sich ziehen kann, hat gewiß schon manchen redlichen Freund des Guten mit Wehmuth und traurigen Besorgnissen erfüllt. Woher könnte es wohl anders kommen, daß so viele die einen reinen und lebendigen Sinn für Wahrheit zeigen, die sich für alles Bessere warm interessiren, und denen das Wohl der Menschen nahe am Herzen liegt, kalt und bedenklich werden, wo sich Gelegenheiten hervor thun, die Forderungen jenes Sinnes zu befriedigen, jenem Interesse thätig zu folgen, und jenes Wohl der Menschen durch Bereicherung, Bildung und Erhebung ihres Verstandes zu befördern? Sie fürchten auf die Irrwege einer ungezügelten Specu-

lationssucht zu gerathen, sich mit ihrem Denken und Forschen über die Gränzen des heilsamen und beruhigenden Wissens zu verlieren, wo sich alles verdunkelt, was jetzt in schöner friedenvoller Klarheit vor ihrem Geiste steht, durch unauflösliche Zweifel verwirrt — wohl gar am Ende beklagenswerthe Opfer einer unsinnigen Schwärmerey oder eines trostlosen Unglaubens zu werden. Darum halten sie es für besser, nicht aus der Beschränktheit eines stillen genügsamen und ruhigen Gemüthes zu treten, in welcher man sich deßwegen so wohl befindet, weil man alles nimmt, wie es ist, an nichts große Forderungen macht, und an nichts viel auszusetzen weiß, wenig getäuscht wird, und immer noch viel Erfreuliches zu hoffen hat. Sie haben so oft den rohesten Egoismus, die frechste Anmaßung, die verderblichste Unzufriedenheit, den ausschweifendsten Luxus, frevelnden Uebermuth, rasenden Schwindelgeist und alle Gräuel wilder Gesetzlosigkeit in der Begleitung des Bestrebens, die Menschen zum freyen Selbstdenken zu wecken, und bessere Begriffe unter ihnen zu verbreiten gesehen. Sie mögen sich nicht gerne an ein Geschäft wagen, das einen so schrecklichen Ausgang nehmen kann. Es dünkt sie räthlicher zu seyn, man lasse einen jeden seinen Weg gehen, wie es ihm gefällt, und nach seinem Sinne sein Werk treiben, wobey denn doch alles in Ruhe und Ordnung bleibe.

Gedenken ist dies freilich wohl, aber wahrlich nicht recht und meist gedacht. Erweiterung und Veredlung des Verstandes ist eine zu ehrenvolle Aufgabe unsrer Natur und ein zu kostbares Gut, ihr Einfluß in die Verschönerung unsrer sämmtlichen Angelegenheiten zu wichtig, ihre Unterstützung zur Erreichung unsrer höchsten Bestimmung zu groß, als daß wir nicht alles an sie wagen dürften. Kein Preis kann theuer, und keine Gefahr drohend genug seyn, um sie dafür fahren zu lassen. Es ist und bleibt heilige Pflicht, sie auch bei andern zu befördern. Die Bemühungen, die dies bezwecken, werden immer zu den verdienstlichsten gehören, auch dann, wenn noch so viel dabei gewagt wird, selbst wenn sie verunglücken sollten.

Doch dies ist nicht so sehr zu besorgen als es scheint, wenn wir nur unsre Aufgabe recht ins Auge fassen, mit Vorsicht dabei zu Werke gehen, und sie ganz so behandeln, wie sie ihrer Natur nach behandelt seyn will. Mit Ernst und Weisheit begonnen, wird das Streben nach höherer Aufklärung und das Unternehmen, sie bei andern zu befördern, nicht fehlschlagen, nicht verderblich werden können, sondern überall treflich gedeihen, und dem verfallenen Zustande der Menschen kräftig aufhelfen. Das allein ist es, wozu die Bemerkung der Gefahren, welche mit einer mißleiteten Aufklärung verbunden sind, uns ermuntern soll.

Lassen Sie uns dieser wichtigen Angelegenheit auf einige Augenblicke unser Nachdenken widmen.

---

**In welcher Stimmung, nach welchen Grundsätzen und mit welchen Vorsichtigkeitsregeln sollen wir eigne Aufklärung bewirken, und dieselbe bei andern befördern?**

Die Stimmung sowohl dessen, der sich und andre aufklären will, als auch dessen, der durch unsre Bemühungen aufgeklärt werden soll, muß zuvörderst durchaus eine moralische seyn. Eine moralische Stimmung des Gemüthes ist die unerläßliche Bedingung aller Empfänglichkeit für wahre Aufklärung, und der Grad dieser Empfänglichkeit läßt sich nicht sicherer bestimmen, als nach dem Maße der Güte des Charakters. Nur bei dieser Güte des Characters ist der feine und hohe Sinn für Wahrheit möglich, der alle verderblichen Einflüsse der Eitelkeit und Leidenschaft abwehrt, allen Ausschweifungen und Verblendungen der Phantasie und allen Irreleitungen des Verstandes vorbeugt, der uns das Wahre vom Falschen, Scheinbaren und Glänzenden schnell und richtig unterscheiden, mit heiliger Ehrfurcht, frommer Liebe und edler Wärme auffassen, bewahren und behandeln lehrt.

Die Wahrheit iſt etwas ſo Geiſtighohes, daß ihr Beſitz demjenigen, der ſich nicht durch ſittliche Würde in eine ihr entſprechende und mit ihr harmonirende Seelenverfaſſung zu ſetzen wußte, nicht allein wenig nützt, ſondern ſo gar verderblich wird, und den Streit ſeines Innern unverſöhnlich, die Verwilderung ſeines Lebens rettungslos macht. Wie wollten wir von dem ein redliches Streben nach ihr, ein unverwandtes Verfolgen ihrer ſtillen Spur, ein freudiges Anerkennen und ein muthig ſtandhaftes Feſthalten derſelben verlangen, der noch nie eine rege Sehnſucht nach ihr empfand, noch nie die Stimme des göttlichen Geiſtes vernahm, der in einem frommen Gemüthe ihre Botſchaft verkündigt, dem die Beſchaffenheit ſeines Herzens, die Natur ſeiner angelegentlichen Wünſche ſo ſehr von ihr entfremdet. Wie ſollte der ſie willig ergreifen und weiſe gebrauchen, der mit ihr ſelbſt in dem ärgſten Widerſpruche ſteht, ſich überall zu den ſchiefſten und unwürdigſten Anwendungen, zum ſchändlichſten Mißbrauch derſelben aufgefodert fühlt. Nur ein göttlicher Sinn vernimmt die Bedeutung deſſen was Göttlich iſt, und verwendet es treu ſeinem Leben hohe Göttlichkeit anzubilden. Den andern iſt alles was aufwärts deutet ärgerlich, ſie verſtehen es nicht, und wenn ſie es verſtehen; ſo dient es ihnen nur dazu ſie in ihrem Unweſen noch mehr zu befeſtigen, und ihrer Verkehrtheit den Schein des Rechten zu geben.

Ich will damit indeß nicht sagen, daß eine vollendete moralische Bildung der Aufklärung vorher gehen müsse. Dann möchten alle Bemühungen, die auf diese verwendet werden noch wohl immer zu frühe kommen. Die Aufklärung selbst soll die moralische Bildung, wenn in einer besseren Stimmung des Herzens einmal der Grund zu ihr gelegt ist, fördern helfen, und ist zur Vollkommenheit derselben ein nothwendiges Mittel. Ein minderer Grad der Aufklärung muß durch Milderung der Sitten, durch Kultur der Leidenschaften und Schärfung des sittlichen Gefühles selbst der Verfeinerung vorarbeiten. Nur bleibt es bedenklich, sich ohne ein warmes Interesse für das Gute einem freieren und vielseitigen Nachdenken über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens hinzugeben. Gefühl für höchste Würde, und wenigstens das redliche Bestreben, sie überall heilig zu halten, muß in unserm Innern seyn; oder das Erforschen und Berichtigen derjenigen Begriffe, die sich auf diese Würde und was mit ihr zusammenhängt, beziehen, führt zu traurigen Verkennungen, zu unsittlichen Irrthümern und zu Ansichten, die eben so verwegen als der Ruhe des Gemüthes gefährlich sind.

Nie sollte man insbesondre andre, die sich bei einem angeerbten Glauben wohl befanden, zum eignen Denken über die Gegenstände desselben wecken, wenn man ihnen nicht auch zugleich eine freyere und edlere

Verfaſſung des Innern mittheilen kann. Jeder neue Begriff erfordert eine eigenthümliche Kraft der Seele, um ſich ſeiner ganz zu bemächtigen und ihn recht zu verarbeiten; und dieſe Kraft kann wieder nur aus einer eignen Erhöhung des Charakters entſpringen. Nur da können wir ganz verſichert ſeyn, daß unſre Mittheilungen nicht mehr verwirren als in Unordnung bringen, nicht mehr ſchaden als nützen werden, wo Wahrheitsliebe ſie auffaßt, Herzensgüte ſie pflegt, und ein reiner Sinn für Menſchenwürde ihnen die Stelle anweiſt, die ſie im Syſteme der Ueberzeugungen einzunehmen haben, wenn durch ſie der Verſtand wahrhaft erleuchtet werden ſoll. Leichtſinnige, egoiſtiſche oder wohl gar ruchloſe Menſchen aufklären, iſt nichts anders als ſie vollends zu Grunde richten. Menſchen, in denen alles ſittliche und religiöſe Gefühl erſtorben iſt, religiöſe Vorurtheile benehmen, heißt die letzte Feſſel zerbrechen, die ihren rohen Ungeſtüm einſchränkt, und vielleicht noch einmal zur Empfänglichkeit für höhere Bildung beſänftigt. Der Sclave wilder Begierden darf nicht frey ſeyn, oder er benutzt ſeine Freyheit nur, ſich und andre zu verderben.

Darum gehe jedes Beſtreben nach Aufklärung aus einem reinen, von der Würde der menſchlichen Natur und der Heiligkeit ihrer Beſtimmung durchdrungenen Herzen hervor. Wir wollen keinen in einem höhern Grade ſuchen verſtändig zu machen, als wir ihn, wenn

auch nicht lautere und bewährte Güte des Willens, doch wenigstens eine höhere Stimmung und einen edlern Sinn für das Gute mittheilen können.

---

Zweytens muß mit dem Bestreben uns selbst sowohl als andre aufzuklären Achtung und Schonung menschlicher Freyheit verknüpft seyn. Freyes Denken ist der Charakter der Aufklärung, und wo diese fehlt, da dient aller Wechsel der Meynungen nur dazu, das eine Vorurtheil an die Stelle des andern zu setzen, und die Sclaverey des Geistes, durch Veränderung ihrer äußern Formen, desto sicherer zu verewigen.

Unsrer eignen Freyheit sollen wir bei der Aufklärung unsers Verstandes eingedenk seyn; daß weder menschliches Ansehen, noch die öffentliche Denkungsart einen Einfluß bei uns erlangen, der das eigne Urtheil entweder ganz unterdrückt, oder doch irre leitet; daß sich uns nicht, durch Hülfe vorgefaßter Begriffe, besonderer Gefühlsstimmungen und geheimer Operationen der Einbildungskraft, allmählige Ueberzeugungen aufdringen, die wir, bei reiferer Prüfung unmöglich für wahr und für die unsrigen erkennen können. Auch der besonnenste Mensch läßt sich gerne leiten und gängeln, wird leicht durch zufällige Umstände die ihn gar nicht bestimmen sollten für oder gegen eine

Sache eingenommen, durch imponirende Autoritäten [illegible] gewonnen, daß fast zu allen seinen Ansichten etwas mitgewirkt hat, was ihnen nothwendig eben so viel als es zu ihnen beytrug an Klarheit und Bestimmtheit rauben mußte. Nur der Mann, der, voll vom Gefühle seiner Freyheit, sich schämt fremde Fesseln zu tragen, es für entehrend hält, andern Gesetzen zu gehorchen, als denen, welche die Vernunft gegeben hat, etwas anders gelten zu lassen, als was sich durch evidenten Zusammenhang mit ewigen Wahrheiten beweisen, dem kein Nahme und kein Gepräge heilig ist, als der Name und das Gepräge eines ordnungsvollen Verstandes, dringt durch die Täuschungen jeder blendenden Scheines vor zum unverfälschten Lichte. Keinem Lehrer dürfen wir uns unbedingt anvertrauen, keines Meisters gläubige Jünger dürfen wir seyn, wenn uns die Wahrheit noch theuer ist.

Aber eben so wenig als wir uns selbst fesseln lassen, fesseln wir auch andern unsere Meynungen aufdringen. Auch sie sind frey; und diese Freyheit fesseln wir vor allem da achten und schützen, wo wir Verfinsterung unter ihnen verbreiten würden. Nur das, was sie selbst eingesehen und nach eigner Prüfung wahrgefunden haben, kann sie erleuchten. Die Bemühungen, seine, vielleicht selbst irrigen oder fehlerhaften Ueberzeugungen allenthalben geltend zu

machen, streiten eben so sehr gegen die Würde und die Rechte der menschlichen Natur, als gegen den Begriff der Aufklärung.

Das Bestreben, Aufklärung zu befördern, darf überhaupt gar nicht auf das Einnehmen für bestimmte Meynungen gerichtet seyn; wenn diese auch entschieden ausgemacht wären. Bey dem, der noch nicht im Stande ist, oder nicht die gehörigen Kenntnisse besitzt, sie selbst in reifliche Erwägung zu ziehen, würden doch nur Vorurtheile daraus entstehen, und selbst die Mittheilung der Wahrheit würde hier Irreleitung seyn. Da wird Aufklärung wahrhaft gefördert, wo wir zum eignen Denken veranlassen, den nöthigen Stoff und die erforderlichen Reitze dazu geben, und dann die Entscheidung der unpartepischen Untersuchung eines jeden überlassen.

Es ist schon Unrecht und Verletzung ihrer Freyheit, wenn man andre sein geistiges Uebergewicht zu sehr fühlen läßt, sie mit seinem Ansehn zu sehr drückt, seine Gründe zu blendend vorträgt, über ihren Widerspruch entrüstet wird, ihre Einwendungen gewaltsam niederschlägt. Durch das alles ziehen wir nur feige Sclaven, denen ihre Selbstständigkeit um den geringsten Preis feil ist, fördern den Meynungs-Despotismus, bey dem der Menschheit nie wohl war, und hindern den Fortgang der wahren Aufklärung.

Drittens sollte man sich nie anders mit eigner oder fremder Aufklärung befassen, als in der Stimmung eines der Sache angemessenen Ernster. Wie könnte auch eine andre Stimmung sich für ein Geschäft eignen, das die höchsten und ehrenvollsten Beziehungen der menschlichen Natur hervorheben soll, das mit den heiligsten Angelegenheiten zusammen hängt, und in alles einfließt, was das Leben bildet, verschönert und ihm eine würdigere Bedeutung gibt. Aufklärung, in dem Sinne des Wortes, in welchem unter Gebildeten von ihr die Rede ist, steht immer mit moralischen und religiösen Ueberzeugungen in genauer Verbindung, und sollte auch da, wo sie zunächst profane Dinge betrifft, nie ohne moralische und religiöse Rücksichten seyn. Was ist aber dem Moralischen und Religiösen mehr entgegen, als eine leichte, unstäte, schwankende und unbesonnene Verfassung unsers Innern? Nur in einer ernsten, festen, würde- und andachtvollen Seele können Gedanken, die sich auf das Uebersinnliche beziehen, haften, eingreifen, richtig gefaßt, und ihrem hohen Geiste gemäß behandelt werden. Wo es hieran fehlt, müssen sie nothwendig verkannt, mißdeutet, entweihet werden, und Irrthümer herbey führen, die das innerste, heiligste und höchste Leben der Menschheit verwüsten; und alles bessere Streben und freudigere Hoffen vernichten.

Bei dem gedankenlosen Leichtsinne, bei dem gänzlichen Mangel an Absicht, Plan und Ueberlegung, womit gewöhnlich die Bedürfnisse des Verstandes besorgt werden, kann unmöglich irgend ein solider Gewinn an weiser Bildung desselben zu erlangen seyn. Wo man ohne Auswahl liest, ohne Zusammenhang denkt, ohne ein lebhaftes Gefühl ihrer Wichtigkeit die erhabensten Angelegenheiten behandelt, sich Eindrücken und Ansichten des Augenblickes hingibt, seine Begriffe von der veränderlichen Stimmung seines Gemüthes abhängig macht, mit gleicher Unbesonnenheit fremde Meynungen auffaßt, und eigene flüchtige Einfälle festhält und mittheilt, was kann da anders entstehen als ein regelloses Gemische reifer und unreifer, wahrer und falscher Gedanken und zuletzt eine Verwirrung des Geistes, aus der man sich gar nicht wieder herausfinden kann. Wie mancher würde, wenn er auf sich selbst reflectiren wollte und könnte, hierin die Geschichte und in jenem Mangel an Ernst und weiser Beherzigung den ersten Grund seiner Verbildung finden?

Nie werde daher ein Geschäft, bey dem es so leicht ist, fehlzugreifen, und wo jeder Fehlgriff so viele und traurige Verirrungen nach sich zieht, und das so viel Ueberlegung und eine so mannichfache Berücksichtigung erfordert, von uns anders als mit Würde betrieben. Bey jeder Bemühung, welche wir auf die Erweiterung und Berichtigung unsrer Einsichten verwenden, bey

ſicher veränderten Anſicht, die ſich uns darſtellt, bey jedem Zweifel, der ſich gegen eine alte, lange geglaubte und geſchätzte Meynung erhebt, bey jedem Grunde, der ſich uns für eine neue aufdringt, ſey uns die ganze Wichtigkeit dieſer Angelegenheit gegenwärtig, und unſer Nachdenken, Erwägen und Prüfen mit all dem Ernſte gepaart, mit welchem das Gefühl jener Wichtigkeit jedes geſetzte Gemüth von ſelbſt durchdringt.

Dieſelbe Stimmung ſoll uns beſeelen, wo wir andre zum eignen Denken leiten, oder ihnen unſre aufgeklärtere Einſicht mittheilen wollen. Jede andre wird bey dem verſtändigern Theile gerechten Verdacht gegen uns erwecken, und ihn wider das was wir vorbringen, einnehmen, ehe er gehört und geprüft hat. Die unverfänglichſten und unſchädlichſten Sachen werden, durch den Leichtſinn, den wir dabei verrathen einen Anſchein von Verwegenheit, Härte oder Verderblichkeit erlangen, den auch der nüchternſte Verſtand nicht davon zu trennen vermag. Man traut dem ſchwankenden, flüchtigen und charakterloſen Manne ſelten zu, daß er etwas Weiſes und Geprüftes zu ſagen habe, und noch ſeltener, daß er es damit ernſtlich meyne. Es iſt ſchwer, ſich zu überzeugen, daß derjenige ſich auf heilige Dinge verſtehe, und von ihnen erfüllt ſey, der überall ein unheiliges Gemüth zeigt. Der weniger verſtändige Theil wird unſre Meynungen mit demſelben Leichtſinne, womit wir ſie ausſprechen, er-

greifen und bearbeiten. Er wird die erhabenſten Wahrheiten zu Unterhaltungen für die Neugierde, oder zu Spielwerken für den Witz herabwürdigen; und kaum etwas mehr als die Gefälligkeit der Mittheilung und den an ſie verwendeten Scharfſinn bewundern. So verbreitet ſich eine unanſtändige Behandlung und ein ſchändlicher Mißbrauch deſſen, was an ſich ſelbſt ſo ehrwürdig, und für die Veredlung des Lebens ſo wichtig iſt immer weiter, und es bildet ſich nach und nach eine öffentliche Denkungsart, die ſich für Aufklärung des Verſtandes und moraliſche Willensgüte gleich unfähig zeigt.

Leichtſinnige Verbreitung veränderter Vorſtellungsarten, ſelbſt dann, wenn durch ſie an die Stelle ſchädlicher Irrthümer erhabene und heilſame Wahrheiten getreten ſind, iſt immer höchſt verderblich; ſie greift das ſittliche Gefühl in der Wurzel an, indem ſie allmählig gewöhnt, diejenigen Empfindungen von den Einſichten des Verſtandes zu trennen, vermittelſt welcher allein dieſe ihre Würde und Fruchtbarkeit behaupten können.

Wer Weisheit lehrt, ſollte auch zugleich ihren Geiſt mittheilen. Sie iſt freilich wohl heiter, und voll ſtiller Freude, aber nie leichtſinnig, nie ausſchweifend fröhlich. Ihr Gefährte iſt beſonnener Ernſt.

---

Dieſer Ernſt wird uns dann viertens von ſelbſt weiſe Vorſicht im Wegräumen einflößen. Und

dieſe iſt nicht weniger nothwendig, wenn es mit der Aufklärung etwas Geſundes, Heilſames und Erfreuliches werden ſoll. Dies wird wahrlich noch zu wenig beherzigt. Im menſchlichen Geiſte hängt alles genau zuſammen. Faſt jede Vorſtellung ſteht mit einer andern in Verbindung, wird durch ſie begründet oder zieht ſie als Folge nach ſich, empfängt von ihr eigenthümliche Beſtimmungen, Gehalt oder Gewicht, erleuchtet ſie oder wird von ihr erleuchtet. Die meiſten unſrer Begriffe würden anders oder gar nichts ſeyn, wenn nicht andre da wären, und mit ihnen in dieſem Verhältniſſe ſtänden. Es läßt ſich kein einziger wegnehmen, ohne daß dadurch viele andre mit erſchüttert, umgekehrt, in eine andre Ordnung gebracht, oder wohl gar aus der Reihe der Ueberzeugungen ausgetilgt würden. Manche würden eine totale Veränderung des Glaubens-Syſtems nach ſich ziehen. Dieſe Verknüpfung geht viel weiter, und iſt viel mannigfaltiger als der logiſche Zuſammenhang. Sie iſt in den meiſten Fällen Illuſion der Phantaſie, und oft jenem ganz entgegen; hat aber nichts deſto weniger für dieſes Individuum eine entſcheidende Wichtigkeit. Man müßte die ganze Richtung ſeines Geiſtes umändern, wenn man ſeine Ueberzeugungen in einen andern Ideengang leiten, und in conſequentere Verbindung bringen wollte.

Die Verkettung unsrer Meynungen, und die Wec
stwirkung derselben ist so wunderbar und eigen, d
sie immer die vorsichtigste Behandlung erfordert. D
hängt eine große Wahrheit an einem Irrthume so fe
daß es nicht möglich ist diesen zu zerstören, ohne je
mit anzugreifen; oft wird sie durch einen solchen
unterstützt, daß sie durch Wegräumung desselben a
Kraft und Fruchtbarkeit verlieren würde.

Dies darf nun freylich so nicht bleiben; die Wa
heit soll sich selbst halten, und auf ihrem eignen Grun
ruhen. Aber es wäre doch höchst unbesonnen, we
wir durch leichtsinniges und allzuraschos Niedereiß
auch das mit verderben wollten, was noch zu retten wä
Mit dem Wiederaufbauen hält es nachher schwer, u
und es kommt selten, oder nie dazu, wenn einm
alles verschüttet ist. Der weise Mensch wird eher d
Haltbare sicher stellen, ehe er das Schadhafte zusa
menstürzen läßt, daß jenes nicht mit diesem zu Grun
gehe. Er wird die Wahrheit sorgfältig vom Irrthu
abtrennen, ehe er diesen angreift, um jene nicht
gleich mit einzubüßen. Er wird zufällige Vorstellun
arten nicht eher berichtigen, als bis er mit dem, wa
zu seiner Ruhe und Veredlung nicht entbehren kann g
zur Richtigkeit gekommen ist, bis ihm die wesentli
Wahrheit unerschütterlich fest steht. Er wird alle M
nungen nicht eher beleuchten und reifer prüfen, als
er die Verbindung derselben mit dem, was er, o

seiner Bestimmung untreu zu werden, nicht verläugnen kann, zu seiner vollen Beruhigung untersucht hat.

Nicht anders wird er bey der Verbreitung seines Lichtes verfahren. Er wird kein Vorurtheil bestreiten, bevor er überzeugt ist, daß es, unbeschadet der übrigen bessern Einsicht, wohl wegfallen könne. Er wird sich keinem Irrthume entgegen setzen, ohne gewiß zu wissen, daß dieser Irrthum keine Wahrheit stützt, die sonst für den Irrenden ohne Stütze seyn würde. Er wird keinen Aberglauben verspotten, der den Keim besserer Begriffe enthält, und diesen bessern Begriffen zur Zeit noch als Hülle oder Introductionsmittel dienen muß.

Das directe Eindringen auf den Irrthum ist immer bedenklich, und erregt entweder hartnäckigen Widerstand, oder führt zum entgegengesetzten Extreme. Nur anderweitige feste Ueberzeugungen, hoher Sinn für Wahrheit und ein ernsthafter, bewährter Charakter nebst einem zarten moralischen Gefühle können die Gefahren entfernen, die sonst damit gepaart gehen. Immer aber ist es sicherer, zunächst auf das Bessere hinzuwirken, das Berichtigte, Vielgeprüfte in der Klarheit und Einfalt, worin es sich von selbst dem gesunden Verstande und dem unverdorbenen Herzen anpreißt, darzustellen, und dann die Wirkungen davon der Zeit und dem eignen Nachdenken zu überlassen. Hat das Licht erst Raum und Kräfte gewonnen; so wird es gewiß von selbst die noch übrige Dunkelheit zerstreuen.

Dieselbe Schonung verlangt das Herz. Mancher Irrthum ist tief in dasselbe hineingewachsen, und es würde durch die gewaltsame Vertilgung desselben unendlich viel leiden. Der Irrthum selbst kann freylich nur bei einer sehr fehlerhaften Disposition süß und tröstlich seyn. Aber es gibt wenige Irrthümer, die in jeder Rücksicht irrig wären; in den meisten ist ein starker Zusatz von Wahrheit, der sie den natürlichsten und edelsten Bedürfnissen aneignet. So lange Ihr den Menschen diese Wahrheit nicht in ihrer ganzen Würde und Lauterkeit geben könnt, wäre es ein Verbrechen, ihnen dasjenige zu nehmen, was ihnen bisher Ruhe gab, ihr jammervolles Leben erfreute, und wobey sie glücklich und gut waren. Wer aufklären will, der ehre doch ja jedes menschliche Gefühl; denn an ihm hängt der Friede des Daseyns.

---

Das Weitergehen und Weiterführen verlangt von dem, der sich und andre wahrhaft aufklären will, eine nicht geringere Vorsicht. Nicht jeder Gedanke ist zur ersten Mittheilung geeignet, nicht jede Thätigkeit des Verstandes geschickt, mit ihr anzufangen, nicht jede wahre Ueberzeugung die zweckmäßigste, deren Berichtigung und Erleuchtung man sich zunächst kann angelegen seyn lassen. Ohne vorbereitende Ideen kann manches gar nicht

verstanden, manches nicht hinlänglich begründet, manches nicht an seine rechte Stelle gebracht, und manches nicht angewendet werden. Es gibt viele Einsichten, die nur in Einer bestimmten Ordnung eingeleitet werden dürfen, wenn sie nicht Mißdeutung veranlassen sollen — viele Operationen des Geistes, die nothwendig zur Schwärmerey oder zum Skepticismus führen, wenn nicht andre ihr vorher und zur Seite gehen, um sie in das rechte Geleise des vernünftigen Denkens zu bringen. Dem menschlichen Verstande sind ursprüngliche und unveränderliche Gesetze seiner Entwickelung eingepflanzt, durch deren genaue Beobachtung allein Verirrungen vorgebeugt wird. Die menschlichen Begriffe stehen in einem wesentlichen Zusammenhange, wornach sie einander herbeiziehen, aufklären, bestätigen und ihr richtiges Verstehen und Anwenden erleichtern. Nur was in diesem Zusammenhange bleibt, hält und bewährt sich in jeder Rücksicht als ein Menschliches, Wahres und Segensvolles. Die Fassungskraft jedes Individuums ist auf eine eigne Weise beschränkt und bestimmt, und verlangt eine eigne Methode der Gedankenerweiterung, wenn alles sich zu einem schönen, lichtvollen Ganzen an einander fügen soll.

Dieß alles verdient die genaueste Beherzigung eines jeden, der sich die Erleuchtung des Verstandes bey sich oder andern angelegen seyn läßt. Und der Mangel dieser Beherzigung hat einen großen Theil der Gebrechen,

wenn der Verstand so vieler leidet, allein verschuldet. Was anders als die traurigsten Irrthümer und gänzliche Verbildung kann daraus entstehen, wenn man sich mit Ideen beschäftigt und Ideen mittheilt, wofür es dem, der sie auffassen und verarbeiten soll, noch an aller Empfänglichkeit fehlt, die mit der Richtung seines Geistes nicht stimmen, die auf seine übrigen Begriffe ein falsches Licht werfen, für welche es seiner Einbildungskraft noch an zweckmäßig darstellenden Bildern fehlt, die eine Anstrengung erfordern, deren er noch nicht fähig ist, oder auf einer Höhe liegen, welche er noch nicht erreichen kann. Nicht selten sind Ohnmacht und Zerrüttung die Folgen, womit die Natur eine solche frevelhafte Verletzung ihrer heiligen Ordnung rächt. Vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Verwickelten, vom Beschränkten zum Umfassendern, aus der gemeinen Sphäre in die höhere, das ist ihr weiser Stufengang, den wir besonders in der Bereicherung unsers Geistes vor Augen haben sollten, von dem es vorzüglich gilt, daß Regelmäßigkeit und Harmonie mehr werth sey als aller Ueberfluß.

So wollen wir es halten mit unsrer eignen Aufklärung. Nicht der Glanz, der uns blendend entgegen schimmert, die stille Spur des heiligen Lichtes ziehe uns an, das sich nach und nach aus der Dämmerung zur vollen Klarheit entwickelt. Nicht der Gedanke, der sich gewaltsam ankündigt und überall revoltirt,

der Gedanke fehle uns, der mit Besonnenheit weiter führt und mit Ruhe verbessert. Von den gemeinen Angelegenheiten des Lebens und einer weisen Würdigung seiner Verhältnisse erhebe sich unser geübter Blick zu den höhern Ideen, die über das Leben hinaus liegen, zu den heiligen Verbindungen, die unser Daseyn in der Geisterwelt umgeben.

So wollen wir es halten mit der Verbreitung unsrer bessern Begriffe. Beständige Rücksicht auf die Gesetze an die der Verstand gebunden ist, auf den Gedankenvorrath und die Fassungskraft dessen, den wir belehren wollen sollen uns den Weg zeigen, auf welchen allein heilsames Wissen bey ihm gefördert werden kann. Die stürmenden Reformatoren haben noch nie viel ausgerichtet, aber oft viel geschadet. Wer es überall auf das Höchste anlegt, erreicht selten auch nur das Gemeinste.

---

Mehr als alles sollte man aber in der Aufklärung Einseitigkeit zu verhüten suchen. Sie ist die Tochter der Verkehrtheit und die Mutter des Irrthumes. Ohne Einseitigkeit würde es gar keine falsche Meynungen mehr geben. Diese werden nicht dadurch, das etwas ohne alle Gründe; sondern dadurch, daß es aus solchen Gründen, die vielleicht allein erwogen, nicht ohne alles Gewicht sind,

aber in der Vergleichung mit den übrigen Verhältnissen der Sache ihre Haltbarkeit verlieren, geglaubt wird, erzeugt, unterhalten und verewigt. Die wesentlichen Bedürfnisse der menschlichen Natur stehen miteinander in genauer Verbindung, und bilden ein weisheitsvolles Ganzes. Was diese Bedürfnisse befriedigen soll, muß als harmonischer Theil in diesem Ganzen begriffen seyn, und mit der übrigen Natur desselben innigst zusammenstimmen. Der unveränderliche Charakter des Denkens und Begreifens ist vollkommene Einigung des Mannichfaltigen, das unsrer Betrachtung als Stoff dargeboten wird; und der Grad der Erleuchtung hängt vorzüglich von dem Grade der Vollkommenheit ab, welchen diese Einigung erlangt hat. Die aufgeklärte Meynung ist in jeder Rücksicht befestigt, von allen Seiten erwogen, mit allem in Beziehung gebracht, durch alles erläutert und bestimmt, was auf irgend eine Weise Berücksichtigung verdient. Sie ist nicht aus Einem Gesichtspuncte, nicht um Eines Bedürfnisses willen, nicht unter einer willkührlichen Annahme, sie ist durchaus und in sich selbst wahr, mit allen andern Ueberzeugungen des Verstandes, und allen Bedürfnissen des Herzens übereinstimmend. Nur das Licht, das alles mit gleicher Klarheit erleuchtet, allem gleiche Wärme mittheilt, und alles in schöner Harmonie darstellt, ist erfreulich und wohlthätig.

Und doch sind die Veranlassungen zur Einseitigkeit so mannichfaltig, und die Versuchungen dazu so groß. Schon die individuelle Richtung unsrer Geisteskräfte tritt uns in den Weg, wo etwas geprüft werden soll, zieht uns aus dem allgemeingeltenden Gesichtspuncte in den beschränkten unsrer Individualität zurück, und nöthigt uns alles so zu erwägen, wie wir gelehrt oder gewöhnt worden sind. In den meisten Fällen hindert uns diese Richtung schon, einen mitgetheilten Gedanken recht zu verstehen, fast überall aber, ihn aus dem Ideengange dessen, der ihn zuerst dachte zu deuten, und ihn in dem Zusammenhange, in welchem er ihn dachte zu prüfen. Dazu kommt noch die zufällige oder bleibende Stimmung unsers Gemüthes, und die so oft entscheidende Vorliebe für solche Meynungen, welche in unsern Ton stimmen, unsern Wünschen angemessen sind, und unsre Lebensgrundsätze bestätigen; endlich auch die Beschränktheit unsers Verstandes, welche uns so vieles übersehen läßt, und welcher es oft unmöglich wird, alles in Anschlag zu bringen, was zur richtigen Schätzung eines Gedankens beytragen muß.

Nicht geringer ist die Neigung, andre einseitig zu machen. Selten beabsichtigen die Versuche sie aufzuklären etwas anders, als sie für unsre Ansichten zu gewinnen. Wenn wir es auch eben nicht darauf anlegen, uns aus ihnen gläubige Jünger zu bilden; so wird der Eigenliebe doch nichts schwerer, als mit dem-

jenigen, deren wir viel verwendeten, was wir deutlich einsehen, und wovon wir fest überzeugt sind gegen andre eine weise Zurückhaltung zu beobachten. Noch schlimmer ist es mit dem, der selbst fremder Autorität gehuldigt hat; er kennt kein stärkeres Interesse, als das, sie auch andern aufzudringen.

Mit weiser Sorgfalt sollten wir deswegen stets über uns wachen, daß wir nie etwas annähmen, und verbreiteten, als das Vielgeprüfte und Allseitigbewährte. Ruhige Unbefangenheit und eine rein menschliche Stimmung sollten uns bey allem, was wir lesen und denken nie verlassen. Wenn wir uns nur des Ueberflüssigen entledigen, die unlautern Rücksichten entfernen, des zufällig Angebildeten entschlagen, und in der reinen Einfalt der Natur befestigen wollten, so würden wir es nicht so schwer finden, als es zu seyn scheint, überall parteylos und nüchtern zu urtheilen, alles würde uns von selbst in seinen wesentlichen Verhältnissen erscheinen und in den Beziehungen darstellen, die bey seiner Würdigung nicht übersehen werden dürfen. Die Wahrheit ist auch in ihren Umgebungen sehr einfach; aber wir machen sie selbst verwickelt, weil wir aus unserm verbildeten Gemüthe ihr so vieles anhangen, und so vieles in sie hineintragen, was uns selbst bey den angestrengtesten Bemühungen, nur ein unvollkommner Theil von ihr erkennen läßt.

Schon die Achtung, welche wir der Würde und dem Verstande anderer schuldig sind, verpflichtet uns auf das Heiligste, bey dem, was wir sie lehren, ihre gesammten Bedürfnisse vor Augen zu haben, und alle erforderlichen Rücksichten zu nehmen; wenn auch einseitige Meynungen in ihrer weitern Verbreitung nicht so verderblich wären, als sie wirklich sind, und keinen so nachtheiligen Einfluß in den Charakter hätten, als sie wirklich haben. Nicht daß gewisse Meynungen überall gelten, daß dem, was wir erfunden haben, oder was uns gefällt, überall Bewunderung und Ehre zu Theil werde — nein daß die Wahrheit siege, daß das reine Licht alle erleuchte; sey der heilige Zweck, der uns bey unsern Arbeiten für die Aufklärung immer vor Augen schwebe.

---

Auch das Gefühl hat seine unverlierbaren Rechte; denn es vermittelt den Einfluß des Erkannten in unsre Ruhe und Sittlichkeit. Diese Rechte zu schonen, ist eine der ersten Pflichten des Mannes, der an seiner Bildung arbeitet, und den ehrenvollen Beruf, andre zu erleuchten übernimmt. Das gesunde Gefühl weist oft den verwirrten Verstand zurecht, führt oft die überschwängliche Speculation in die Gränzen des vernünftigen Forschens zurück, gibt oft dem geängstigten

Zweifel eine glückliche Auskunft, und vermählt m
dem Wahren das Schöne und Gute. Gewiß verdie
das nicht Erleuchtung genannt zu werden, welches
glauben die Menschen elender oder schlechter mach
und gewiß ist der kein Freund der Weisheit, der dur
dieselbe Lehre, womit er den Verstand zu bereiche
denkt, das Herz tief verwundet, und die Ansprüc
der Empfindung auf eine empörende Art verletzt.

Was für die Vernunft wahr seyn soll, muß au
das Gefühl befriedigen, und den Forderungen ein
gebildeten ästhetischen und moralischen Sinnes Gnü
leisten. Das Licht ist nur dann wohlthätig, wenn
Wärme hat; und ordnungsvolle Begriffe sind nur dan
etwas wehrt, wenn sie ein geordnetes Gemüth bew
gen. Darum wollen wir mit Ernst dafür sorgen, d
nicht alles bei uns Gedanke werde, daß die Erweit
rung unsers Ideenkreises unsre Empfindungssphä
nicht verenge, und was klar begriffen wird, nicht oh
Rührung vorübergehe. Das Wort, das zur Bestre
tung eines Vorurtheils zu andern geredet wird, tre
auch immer das Herz, sey den bessern Regungen de
selben durchaus angemessen, und erfülle mit einer e
len Wärme; die erweiterte Aussicht gewähre auch Fre
heitsgefühl und Erhebung der Seele.

Bei dem allem dürfen wir endlich nie der Beschränktheit des menschlichen Verstandes vergessen. Diese ist aber eine doppelte, eine nothwendige, welcher wir durch die ursprüngliche Einrichtung unsers Geistes untgerworfen sind, und eine willkührliche, welcher wir uns um höherer Zwecke willen selbst unterwerfen sollen.

Schon oft fand sich in unsern vorhergehenden Betrachtungen Veranlassung, daran zu erinnern, daß unser Wissen nicht alles erreicht. Ein heiliger aber unvertilgbarer Glaube umfaßt ahndungsvoll manches, was wir weder zu erweisen, noch zu ergründen und zu begreifen im Stande sind, und auf welches gleichwohl unser Denken am Ende zurückgeführt werden muß, wenn es Fundament und Haltung haben soll. Ein andres Organ als der Verstand ist es, was unsre Verbindung hiermit vermittelt. Diesem ist die irrdische Existenz angewiesen; unser Leben in der Geisterwelt wird, in unserer gegenwärtigen Umgebung, nur durch heiliges Streben und Handeln verbürgt und behauptet. Unser Ursprung und Ziel liegt in einem unbekannten und herrlichen Lande, das durch jeden Blick, den wir in dasselbe werfen könnten, entweiht würde. Sittliche Güte des Willens bewacht die Gränze, und nur dem, der sie nie überschritt, bleibt das Licht, das ihm leuchtet, klar, tröstlich und friedevoll. Wer im frevelnden Uebermuthe seines Herzens über

sie hinaus zu bringen strebte, fand sich immer durch unauflösliche Verwirrung, grenzenlosen Zweifel oder kalten Unglauben bestraft. Auch mancher redliche Freund der Wahrheit ging wohl in seiner feurigen Liebe zum Lichte weiter als er sollte; aber keiner fand dabey Ruhe, keiner das höchste Interesse seines Lebens besorgt.

Darum wollen wir diese Einrichtung unsrer Natur ehren, im eignen Forschen und in der Leitung anderer, und da bescheiden zurück treten, da nicht eitle Hoffnungen nähren, und mit eben so vergeblichen als schädlichen Erwartungen täuschen, wo unser Wesen mit unsrer Bestimmung verändert werden müßte, wenn dort noch etwas für uns zu erbeuten seyn sollte. Die Schranken der Menschheit können wir nicht durchbrechen; wir müßten sie dann zertrümmern, und mit untergehen. Aber wir können sie durch sittliche Bildung des Herzens erweitern; und das ist sehr belohnend. Wir können mit keinem über das Maaß der Fassungskraft hinausgehen, das uns allen zugetheilt wurde. Aber lehren wir nur den, der sich unsrer Führung anvertraut, diese recht benutzen, und was jenseits liegt, durch ein frommes Wirken ehren; dann haben wir alles geleistet, was von uns gefodert wird. Das ist wahre Aufklärung, wenn das Herz mit unsterblicher Liebe am Ewigen hängt, und der Verstand das Zeitliche stäts nach demselben wägt und würdigt. Nie vermesse sich dieser, die Geheimnisse der unsicht

baren Welt und des ewigen Lebens zu enthüllen; aber jenes bewahre sie im frohen Glauben, und im edeln Bemühen.

Nicht weniger ehrwürdig ist diejenige Beschränktheit, welcher wir uns selbst, um unsrer höhern Zwecke willen, unterwerfen sollen. Das Leben ist mehr als das Wissen; und dieses wird nur so viel gelten, als es es entweder selbst Leben ist, oder zur Erleichterung, Erhebung und Verschönerung des Lebens beyträgt. Es ist darum nichts thörigter und naturwidriger, als das Leben mit seiner Wirksamkeit, seinen Gütern und Zwecken an das Wissen zu verschwenden, seine Kraft zum Leben dem Speculiren aufzuopfern, und nichts gewissenloser, als andern durch mühsames Grübeln den frohen Lebenssinn und die muthige Lebenthätigkeit zu rauben. Unser Zeitalter zählt der Unglücklichen viel denen nie befriedigter Forschungsgeist alle Ruhe nahm, jede Freude vergiftete, das gemeinnützige Wirken verleidete. Ihnen werde unser herzliches Bedauern; aber ihr Beyspiel sey uns auch eine ernste, warnende Lehre.

Keinem gelte die Befriedigung einer unfruchtbaren Wißbegierde mehr, als die Zwecke, welche er in der Welt auszuführen hat. Keiner lasse sich vom Wissen so übersättigen, daß er unfähig und unmuthig werde, etwas Nützliches ins Werk zu richten. Keiner versäume über dem Forschen seine Pflicht. Keiner arbeite so unabläßig am Anbau seines Verstandes, daß darü-

ver seine häuslichen Verhältnisse vernachlässigt werden, sein körperliches Daseyn zu Grunde, oder die Heiterkeit seines Gemüthes verloren gehe. Keiner überlasse sich der Neigung zum Speculiren in dem Maße, daß er darüber die Anordnung derjenigen Angelegenheiten verlerne, deren Einrichtung ihm vor allem aufgegeben ist. Keiner lehre den andern etwas was sich mit seiner Lage nicht verträgt, was er, bey der geringen Zeit und den wenigen Kräften, die ihm dazu übrig bleiben, entweder gar nicht, oder nur unvollkommen bearbeiten kann, was ihn abhalten möchte, zu thun was ihm obliegt, oder ihn hindern des Guten froh zu werden, was sein Leben ihm darbiethet, oder ihn unzufrieden machen könnte mit dem Stande, worin er doch nun einmal wirken muß.

Alles sey dahin gerichtet, daß der majestätsvolle Wille des Gesetzes geschehe, daß die Wahrheit sich in männlicher und heiterer Tugend verherrliche auf Erden und unser und aller Leben eine immer edlere, bedeutungs- und hoffnungsvollere Gestalt gewinne.

---

Sind unsre der Aufklärung gewidmeten Bemühungen so beschaffen; dann können wir dem Erfolge derselben muthig froh entgegen sehen. Was uns selbst betrifft; so ist nicht zu besorgen, daß dasjenige, was mit sittlichem Willen, mit Heilighaltung unsrer Frey-

und Würde, mit Ernst, Vorsicht und beständiger
ücksichtigung unsrer Beschränktheit begonnen ward,
lingen werde. Bey andern können vielleicht unsre
ühungen fehlschlagen, ihre Freyheit und das zu-
ge Eintreten widriger Ereignisse kann unser besse-
Werk an ihnen verderben. Dies dürfen wir in-
nur selten fürchten; und auch dann, wenn es
flich eintrifft, sichert uns das Bewußtseyn, alles
an zu haben, was die Weisheit forderte, und
u unsre Kräfte hinreichten, unsre Ruhe. Wir
den dann zwar mit gerechtem Schmerze auf unsre
ichtete Arbeit hinsehen, aber auch mit hoher Re-
ation und frommer Ergebung die unerforschlichen
ge dessen anbethen, der den Menschen, den er
Lichte rief, nicht zu ewiger Finsterniß verdam-
wird.

Doppelt nöthig wird es indeß in unsern Tagen,
uns so viele traurige Opfer einer falschen Auf-
ung, und so viele überspannte, und darum ver-
lückte Aufklärungsversuche darstellen, unsern Be-
ungen diese weisheitsvolle Einrichtung zu geben.
Gefahr, durch ein unvorsichtiges Benehmen zu
den ist viel bedeutender geworden. Eine große An-
von Menschen, die sonst mit blinder Anhänglich-
an ererbten Vorurtheilen hiengen, hat das Joch
schüttelt, und ist offen für jede Belehrung, aber
für jede Mißleitung. Die Umwälzung der Ideen

ist fast allgemein. Ein Uebelgesinnter könnte diese benutzen, und in ihrem Tumulte ein Unheil anrichten, das sich vielleicht so bald nicht wieder verbessern ließe. Der Funke des Lichtes hat gezündet; aber seine schwärmerischen Freunde laufen mit brennenden Fackeln umher, die ihn bald in eine verzehrende Gluth auflagen werden. Desto heiliger die Pflicht eines gesetzten Betragens für Euch, Ihr Besonnenen, die man so gerne hört; die durch Lehre und Beyspiel so viel wirken können.

Die Feinde des Lichtes toben im Stillen. Ihre Rache ist schrecklich gereizt. Sie dürfen gegen die gute Sache selbst nicht mehr auftreten, ohne sich vor aller Welt zu brandmarken. Aber sorgfältig lauern sie auf jedes Versehen, das in der Förderung des guten Werkes begangen wird, auf jeden Schaden, der zufällig oder aus Unvorsichtigkeit entsteht, und benutzen ihn zu den giftigsten Verläumdungen. Oder wodurch gewinnen die Beschuldigungen, die sie noch immer so laut und so gehäßig über das Unwesen und die Gräuel der Aufklärung führen, den Schein von Wahrheit, der nicht selten die gutmüthige Redlichkeit blendet, als durch die Fehlgriffe derer, die sich diesem Geschäfte gewidmet haben? Ihr Betragen ist empörend; aber wir wollen sie durch das unsrige entwaffnen. Die Sache die wir führen ist groß und gut. Die Vorsehung ist mit uns im Bunde. Laßt uns nur unverdrossen und weise seyn.

Vier-

# Vierte Rede.

## Der Obſcurantismus.

Je mehr, m. g. Z., eine bisher verkannte Sache an-
ngt nach ihrem wahren Werthe geschätzt zu werden:
ſto zahlreichere und mächtigere Schwierigkeiten pfle-
n auch dem Streben nach ihr, und den Bemühun-
en, vielen zu ihrem Beſitze nnd Genuſſe zu verhelfen
den Weg zu treten. Wer ſich jetzt mit andern ge-
einſchaftlich für ſie intereſſirt hat mit Hinderniſſen
nd widrigen Begegnungen zu kämpfen, die der, wel-
er ſie bisher im Stillen liebte nicht kannte. Mit dem
autwerden des Beifalles brechen immer neue feind-
che Gewalten hervor, um dem Wunſche ſeine Befrie-
igung ſtreitig zu machen.

Vorzüglich iſt dies da der Fall, wo die menſchliche
Willkühr hemmend oder befördernd eingreifen kann.
Es iſt eben viel Unheil davon zu beſorgen, wenn Men-
chen in dem, was ſie ſchätzen, zuſammentreffen, als

wenn ihre Begierden einander entgegen gesetzt, und auf ein ganz Verschiedenes gerichtet sind. Wo das Erste Statt findet, werden sie einander entweder den Besitz, wenn er nur ausschließend seyn kann, streitig machen, oder, wenn der Genuß des einen nicht nothwendig das Entbehren des andern nach sich zieht, es doch wenigstens einander zuvor thun wollen, welches nie ohne Entfremdungen und Befehdungen abgeht. Wo das Zweite eintritt, wird man sich deswegen hinderlich werden, weil keiner dem andern zugeben will, daß er recht habe. Schon die Verschiedenheit der Meynungen über die beste Art der Ausführung einer gemeinschaftlichen Angelegenheit, für welche die Vernunft entschieden hat, berührt das selbstsüchtige Interesse jedes Einzelnen an so vielen Stellen, und so empfindlich, daß daraus die hartnäckigsten Kämpfe entstehen müssen.

Das Letztere war, und ist noch immer die Geschichte der Aufklärung in unsern Tagen. Als die Freunde des Lichtes ihm noch im Stillen huldigten, hatten sie Frieden. Ihre Anzahl war zu gering, und ihr Ansehen zu schwach, als daß man sie hätte fürchten dürfen. Aber so wie ihre Anhänger sich mehrten, wie ihre Sprache freymüthiger, und ihre Bemühungen öffentlicher wurden, ward auch der Widerstand heftiger und erbitterter, den sie allenthalben erfuhren. Die Sclaven des Vorurtheiles gewannen in ihrer Entrüstung

th und Kräfte, die man bisher nicht an ihnen ge-
t hatte. Der Obscurantismus bildete sich zum Sy-
e aus; und gegen das neue Licht erhob sich ein fürch-
cher Vertilgungskrieg, der mit den verschiedensten
nicht selten mit vergifteten Waffen geführt wurde.
Glück entschied freylich für die gute Sache, und
Partey wird immer mehr die überlegene. Aber
m ist doch des Zusammenrottens und der verderb-
en Anschläge kein Ende. Die geschlagene Ohnmacht
nelt im Verborgenen wieder Kräfte, und was Stärke
vermochte, versucht jetzt tückische Verschlagenheit
vollständigen Siege werden noch manche blutige
pfe vorhergehen müssen.

ber nicht alle, die der Aufklärung entgegen arbei-
, waren dabei gleich feindlich gesinnt. Nicht alle,
er Verdunkelung sich als Werkzeuge hingaben, tha-
s mit gleicher Leidenschaft, und aus denselben schänd-
Absichten. Nicht alle verdienen dieselbe Begeg-
; und nicht gegen alle sind dieselben Maßregeln
näßig. Auch dem Schlechten darf kein Unrecht
hen; und am wenigsten darf der Schwache mit dem
aften verwechselt werden. Hierin wird oft ge-
Nicht selten ist das Betragen derer, welche die
ärung schätzen, und gerne gefördert sehen, gegen
igen, die den Irrthum in ihren Schutz genommen
, von der Art, daß es entweder ihre Erbitterung
höher treibt, ihre Hartnäckigkeit noch mehr befe-

ſigt, und ihnen ſelbſt die Waffen gegen ſie in die Hände gibt, oder doch dem Fortgange der Aufklärung durch unkluge Vorkehrungen ſchädlich wird.

Eine genauere Kenntniß des wahren Weſens des Obſcurantismus, ſeiner verſchiedenen Arten, Erſcheinungen und Triebfedern ſchien mir ſchon deswegen einem jeden, dem die Sache der Aufklärung am Herzen liegt, Bedürfniß zu ſeyn; wenn er auch nicht an ſich ſelbſt eine ſo merkwürdige und lehrreiche Erſcheinung in der menſchlichen Natur wäre.

Dieß — nicht aber Furcht, daß er auch unter uns etwa Freunde zählen möchte, beſtimmte mich, dieſen Gegenſtand hier zur Sprache zu bringen.

---

Im Allgemeinen verdient jede, der Aufklärung des menſchlichen Verſtandes entgegengeſetzte Maxime, jede zum Grundſatze gewordene Bemühung, das Selbſtdenken zu verhindern, Vorurtheile und die Anhänglichkeit an ſie zu befeſtigen, ſie bezwecke dieſes nun ausdrücklich, oder wirke nur beiläufig darauf hin, Obſcurantismus genannt zu werden. Aber das richtende Urtheil über denſelben hat immer auf den Geiſt, der jene Maximen leitet, auf die Abſicht, in welcher dieſe Bemühungen angewandt werden, Rückſicht zu nehmen.

Am allerschändlichsten ist wohl diejenige Art des Obscurantismus, die es direct auf die Unterjochung und Lähmung des menschlichen Verstandes anlegt, und sich die Verdunkelung der Köpfe an sich selbst zum Zwecke macht. Nach dem Willen dieser Menschen soll jeder nur so viel Verstand haben, als er nothwendig braucht, seine irrdischen Angelegenheiten und die Geschäfte seines Berufes nach hergebrachter Weise zu besorgen, den Vortheil seiner Gewalthaber zu befördern, die Ordnung der Dinge, die auf ihn mit berechnet ist, als blindes Werkzeug, aufrecht zu erhalten, zu glauben und zu gehorchen. Doch nein — er soll nicht glauben und gehorchen, weil er überzeugt ist, daß die Satzungen, an welche er glaubt, wahr, und die Gesetze, denen er gehorcht gut, oder auch nur das Gehorchen und Glauben rathsamer sey, als das Aufstehen und Widersprechen, sondern schlechthin, weil er soll und muß. Und ließe sich das Uebrige ohne Verstand besorgen; könnte man sich des Volkes etwa wie einer Maschine bedienen, mit der sich alles von selbst gibt: man würde auf nichts angelegentlicher sinnen, als dasselbe auf die leichteste und wohlfeilste Art vom Verstande zu bringen.

Keiner soll, so statuiren die furchtbaren Aufseher des Menschengeschlechtes, über den um ihn gezogenen Kreis heraustreten, keiner über etwas anders raisonniren,

als was sein Tagewerk mit sich bringt. Für das, was in Ansehung seiner bürgerlichen Verhältnisse und seiner geistigen Angelegenheiten zu schlichten ist, soll er seine Führer sorgen lassen, und sich ihren Vorschriften unbedingt unterwerfen; so stehe es um sein irrdisches Glück, und um seine Seele wohl. Wer zum arbeiten und dienen geboren sey, behaupten sie, dürfe nicht grübeln. Das Selbstdenken sey der gefährlichste Zunder für die Leidenschaften, die sich ohnehin durch gegenseitiges Reiben oft genug in Flammen setzen. Man lebe ruhiger, und wirke besser, wenn man sich in den Schranken eines kindlichen Glaubens halte. Das zu bezweifeln, was als heilige Norm declarirt, nach der Gerechtigkeit dessen zu fragen, was von oben herab im Namen Gottes verfügt ist, sey ein gleich grosses Verbrechen, das Lesen das verderblichste Uebel für Kirche, Staat und bürgerliche Wohlfahrt. Der verstehe die Menschen am besten zu regieren, der den eignen Gebrauch des Verstandes am geschicktesten zu verhüten, das Ansehen des Vorurtheiles am kräftigsten zu unterstützen wisse. Die Aufklärung untergrabe die Altäre, und stürze die Thronen um, lasse die freche Begierde frey, und wüthe mit der Fackel des Aufruhrs, störe den bürgerlichen und häuslichen Frieden, hindere alle nützliche Thätigkeit, und raube dem Menschen allen Trost im Leben und im Sterben.

ies sind die Grundsätze des eigentlichen und grö-
Obscurantismus, und ihnen getreu bietet er alles
was ihm zur Ausführung seiner schändlichen An-
ge dienlich seyn kann. Je größer die Verfinsterung
; desto herrlicher ist seine Lust. Bekleidet ihn po-
e oder geistliche Gewalt, so sind es Bücherver-
Beschränkung der Pressfreyheit, Entfernung der
n Köpfe, Besetzung der Lehrämter mit unfähigen
charakterlosen Menschen, eidliche Verpflichtungen
lle Satzungen, Verbreitung solcher Schriften un-
dem Volke, die im Geiste der Verdunkelung ge-
ben sind, physischer Druck, der ihm keine Zeit
keine Kraft zum Speculieren und Räsonniren
läßt, harte Bestrafung jeder freymüthigen Aeu-
ng, Besoldung ganzer Innungen, die sich die
irrung der Ideen, und Aufrechthaltung alles
glaubens angelegen seyn lassen, Glaubensgerichte
Bannflüche, was dem einreißenden Strome ein-
thun soll. Bey beschränkterm Ansehen nimmt er
häßigen Insinuationen, argliſtiger Späherey und
after Angeberey, schändlicher Verläumdung, wü-
er Verketzerung, pöbelhaften Schmähungen und
n Klagen über den Verfall worin die Religion,
die Gefahr, worin der Staat durch das verderb-
Aufklärungswesen gerathe, seine Zuflucht. Uber-
ber verräth er durch die niederträchtigen Mittel,
er sich bedient. Schändlichkeit seines Beginnes

wenn sie auch nicht schon durch die Tendenz derselben so klar wäre.

Hierin unterscheidet sich der Obscurantismus von weisen Vorkehrungen zur Verhütung unglücklicher Richtungen der Verstandeskultur, welche nicht selten von jenen unruhigen, leichtsinnigen und überspannten Kraftmenschen, die unter dem Schein der Aufklärung nur ihre Unbesonnenheit, ihren Ehrgeiz und ihre Selbstsucht verhüllen, und von nichts als Stürmen, Zerstören und Wegräumen wissen, mit diesem Nahmen entehrt werden, diese zu treffen, ist die Pflicht des Staates und jedes vernünftigen Mannes. Wo alles öffentlich gesagt, gedruckt und gelesen werden darf, was verschrobene Köpfe, oft nicht ohne Geräusch, Anpreisung und gefällige Einkleidung, zu Tage fördern; da steht es wahrlich um die öffentliche Sicherheit schlimm genug; da werden bald Schwindelgeist, Unvernunft und Absurditäten nicht bloß alle Aufklärung verdrängen; sondern auch unmöglich machen. Der große Hause ist zum eignen Urtheile noch nicht reif, und zieht gewöhnlich das Neue, Paradoxe und Glänzende dem Wahren und Erwiesenen vor. Der äußere Schimmer wirkt hinreißender auf ihn als die einleuchtendsten Gründe. Er soll freylich auch dazu reif werden. Aber bis dahin bedarf er wahrlich fremder Aufsicht und der Leitung nüchterner Menschen. Vernünftige Censurgesetze, und überdachte Vorschriften für den

Gang der Volksbildung und die Verbreitung neuer Meynungen bezwecken wahre Aufklärung und beschränken auf keine Weise die Rechte und die Freyheit des Menschen. Mehr als das aber verlangt und erlaubt sich keiner, dem es um Aufklärung zu thun ist, und alle gewaltsamen, arglistigen und entehrende Maßregeln kündigen in ihrer Unwürde den Geist des Obscurantismus an.

Dieser verdient indeß doch nicht immer ein gleich hartes Urtheil. Oft ist er eine Frucht geistiger Schwäche und Kurzsichtigkeit, wobey es wohl recht gut gemeynt seyn kann. Nichts ist natürlicher als daß blödsinnige Menschen von der Vermehrung der Einsichten und der Verstandeskultur viel Unheil fürchten. Geistesüberlegenheit ist ihnen vielleicht schon oft sehr drückend geworden. Sie haben vielleicht schon traurige Erfahrungen von dem Schaden gemacht, der durch unreife Ideen und unüberlegte Mittheilung besserer Meynungen gestiftet wird. In ihrer Beschränktheit verwechseln sie das mit ächter Aufklärung, und glauben wirklich für die Wohlfahrt andrer nicht gewissenhafter sorgen zu können, als wenn sie diese so weit als möglich von ihnen zu entfernen suchen. So werden denn freylich ihre Bemühungen verzeihlicher; aber alle Schuld kann damit doch nicht von ihnen abgewälzt werden. Ein Schwache der Art kann nur die Folge der traurigsten

Selbstverwahrlosung und Selbstverweichlichung ganz. Bey einem geraden Sinne und einem muthigen Charakter, welche die moralische Bildung hervorbringen soll, kann es bis dahin nicht kommen.

Oft entsteht der gröbere Obscurantismus aus Schwärmerey, und wohl nie zeigt er sich heftiger, wüthender, und verfolgungssüchtiger, als wo dieses der Fall ist. Der Schwärmer hat keinen ärgern Feind als den Aufgeklärten. Jener will träumen, dieser denken, jener fühlen, dieser einsehen, jener liebt die dunkeln Gegenden, dieser will alles helle machen. Aufklärung ist an sich selbst schon ein immerwährender Angriff gegen das, was ihm das Heiligste ist, und in dessen Besitze er sich so selig fühlt. Nicht bloß seine einzelnen Ueberzeugungen, seine ganze Stimmung steht mit dem Wesen der Aufklärung im schneidensten Contraste. Keiner glaubt auch fester, daß von seinen Meynungen das Heil der Welt abhange als der Schwärmer. Wie sollte er denn nicht alles anwenden, sie aufrecht zu erhalten, und den Verwüstungen zu steuern, welche ihm die der Aufklärung gewidmeten Bemühungen überall anrichten? Auch diese Art des Obscurantismus verdient einige Schonung. Sie aber von aller Immoralität freyzusprechen ist schon deßwegen unmöglich, weil die Schwärmerey selbst in ihrer Quelle nicht ohne Unsittlichkeit ist.

Nirgends aber ist der Obscurantismus verderblicher und strafbarer als wo er aus übermüthigem Stol-

te gränzenloſer Herrſchſucht und kalter
Miſanthropie entſpringt.

Der Stolze erhebt ſich über alles, darum muß er
ſies zertreten, hält ſich allein des Beſſern wehrt, dar-
m darf er nicht zugeben, daß es andern zu Theil wer-
. Er dünkt ſich allein empfänglich für höheres Licht,
rum glaubt er recht angelegentlich daran arbeiten zu
üſſen, daß die andern im Dunkeln bleiben. Seine
eisheit würde ſich weniger auszeichnen, wenn ſie ſo
mein wäre, wenn allen der Zugang zu ihr offen ſtün-
. Eben darin, daß er dieſen verwehren kann, fühlt
ſich ſo groß. Er kann ſeine Verachtung andrer nicht
er ausdrücken, als durch Verhöhnung der heiligſten
chte und der gegründetſten Anſprüche der menſchli-
n Natur. Wie ſollte er zugeben, daß diejenigen,
er ſo tief unter ſich ſieht, über die ſein Sinn ſo hoch
fährt, ſich eines ſchönen Gutes freuen, und zum
ſitze ihrer Menſchenwürde gelangen. Frevein iſt die
tur des Stolzes; und er zeigt ſich am muthigſten in
Beförderung des Aberglaubens und der Verbreitung
ndlicher Irrthümer.

Der Herrſchſüchtige will ſich alles unterwer-
, in allem ſeinen Willen ausführen. Ihm iſt nicht
l, wenn er ſich nicht von dienſtbaren Knechten, nie-
rächtigen Sclaven und blinden Werkzeugen ſeiner
ührr umgeben ſieht. Dieſe werden aber nur in der
ſelheit herrſchender Vorurtheile, und in der Barb-

barey eines verwirrten Verstandes gezogen. Der Aufgeklärte gehorcht nicht leicht ohne Gründe, und unterwirft sich nicht anders als aus Einsicht, läßt sich nicht ungestraft mißhandeln, und leidet es nicht, daß sein Recht gekränkt werde. Aber wem es an Verstande gebricht, der kann auch keinen Willen haben. Dienstbarkeit ist sein unvermeidliches Loos. Wer unbedingt herrschen will, darf es nicht geschehen lassen, daß die Menschen zur Einsicht kommen. Mehr als alles hat er das Selbstdenken zu fürchten, und in der Besorgung seines Interesses ist die Ausführung raffinirter Verfinsterungspläne das Wichtigste.

Misanthropie führt fast unvermeidlich zum Obscurantismus. Wer die Menschen geringschätzt, weil er die Würde ihrer Natur verkennt, weil sich ihm überall das Kleine und Verächtliche in ihrer Denkungsart und in ihrem Benehmen aufdringt, wird der Aufklärung entgegen arbeiten, indem er glaubt, sie passe nicht zu ihrer Gemeinheit. Wer sie um ihrer Schwäche Immoralität und freywilligen Selbsterniedrigung willen verachtet, wird sie in der Unwissenheit und im Irrthume zu erhalten suchen; denn er meynt, sie müssen die bessere Einsicht in der Verkehrtheit ihres Sinnes zu ihrem eignen und der Welt Verderben mißbrauchen, jenes sey das einzige Joch, unter welchem die Raserey ihrer Leidenschaften gebändigt werden können. Wer sie haßt, weil sie seinem Egoismus im

Wege stehen, weil er sich durch sie gedrückt und beschränkt fühlt oder von ihnen mißhandelt wurde, wird sich durch die Schmach des Aberglaubens an ihnen zu rächen suchen, und dafür halten, ihnen geschehe recht, wenn man sie so weit als möglich von allem Guten entferne, und die Ketten immer fester schmiede, die sie gefangen halten.

Menschenhaß und Menschenverachtung begleiten den Obscurantismus immer, und dadurch erlangt dieser jene scheußliche Gestalt, jene fanatische Wuth, und jene fürchterliche Wildheit, worin ihn die Geschichte schon oft verheerend auftreten sah; wenn er auch zuerst aus einem andern Samen entwickelt, eine Frucht der Schwäche, der Schwärmerey, des Stolzes oder der Herrschsucht war. Es ist nicht möglich, daß der, welcher dem Interesse der Menschheit, wenn auch anfangs mit gutmüthigem Eifer, entgegen arbeitete nicht endlich feindselig gegen sie gesinnt werde, und sich gewöhne, Vergnügen daran zu finden, wenn er schaden kann. Die Finsterniß, in deren Dienste er arbeitet, wird seine ganze Seele verdüstern, und einen kalten und bittern Unmuth über sie verbreiten, der alle sanften und wohlwollenden Gefühle erstickt, und mit höhnender Schadenfreude und schlauer Falschheit den Charakter vergiftet. Noch nie ist der Obscurant ein guter und froher Mensch geblieben.

Wie schändlich das Beginnen sey, aus Stolz,

Herrschsucht, oder Misanthropie die Aufklärung zu hindern leuchtet von selbst ein. Oder was soll schändlich seyn, wenn nicht das, seinem Egoismus alles aufzuopfern, für ihn das Wohl der Menschheit zu zerstören und selbst des Heiligsten nicht schonen? weil man sich selbst gekränkt fühlt, sich selbst über alles erheben möchte, oder in der Gemeinheit seines Sinnes die Achtung für das, was in der menschlichen Natur groß und göttlich ist, verloren hat, das Werk der Finsterniß zu fördern?

---

Ein milderer Obscurantismus offenbart sich in dem hartnäckigen Festhalten an solchen Meynungen, deren Verwerflichkeit gar keinem Zweifel mehr ausgesetzt seyn kann, und in der Verbreitung solcher Lehren, welche der Aufklärung unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen.

Es ist freylich immer mißlich, und führt leicht zu einer verderblichen Sectirerey, bestimmten Meynungen das Recht zu ertheilen, als ausschließende Kennzeichen der Aufklärung zu gelten. Wenn sie auch mit noch so einleuchtenden Gründen unterstützt, und noch so allgemein von den Einsichtsvollern angenommen wären, so könnten sie doch noch immer irrig seyn, und vor einer umfassendern Ansicht nicht bestehen. Wir ha-

den selbst gesehen, welch ein veränderliches Ding die Aufklärung des Tages ist. Nicht der Gehalt und das Gepräge, sondern die Art, wie sie erkannt, mit andern Ueberzeugungen verbunden, das Maß des Selbstdenkens, das auf sie verwendet worden ist, und das eigne innere Licht, das sich über sie ergossen hat, macht eine Meynung zur Aufgeklärten.

Wenn indeß eine Lehre der Prüfung des Zeitalters mehr als jede andre unterworfen war, und die erleuchtesten und Wahrheitsliebendsten Männer sich gegen dieselbe erklärt haben: so muß uns dies wenigstens einen weisen Verdacht gegen dieselbe beybringen, und uns ermuntern ihre Vorstellungen ernstlich zu beherzigen, die Gründe dafür noch einmal redlich zu prüfen, und sie sorgfältiger und gewissenhafter als bisher geschehen ist, abzuwägen. Finden wir uns dann noch immer gedrungen, an ihr festzuhalten; bleibt uns die Ueberzeugung, daß es aus unserm Standpuncte so sey, und nicht anders seyn könne; so darf uns unsre Abweichung von dem öffentlichen Urtheile nicht der Parteylichkeit des Mangels an Wahrheitsliebe und feindseliger Gesinnungen gegen bessre Einsichten verdächtig machen. Aber wer sich durch die allgemeine Stimme und die treffendsten Erinnerungen in seinem bisherigen Glauben gar nicht beunruhigen läßt, wer, ohne auf jene zu hören, und neue Gründe anzuführen, hartnäckig fortfährt das Seinige zu behaupten, sich selbst immer mehr

darin befliſſen, und es auch andern aufzudringen ſich bemüht: der gibt dadurch zu erkennen, daß es ihm nur um ſich ſelbſt zu thun ſey, daß er das Beſte nicht leiden könne; und man hat ſich zu ihm alles deſſen zu verſehen, was auf irgend eine Weiſe, durch Gewalt oder Liſt, durch öffentliche oder geheime Veranſtaltungen, den Fortgang des Lichtes zu hemmen vermag.

Es gibt aber auch ſolche Meynungen, die ſchon bey der erſten Anſicht dem geſunden Verſtande ihre Gehaltloſigkeit und Falſchheit offenbaren. Was ſich ſelbſt oder andern ausgemachten Wahrheiten widerſpricht, was gegen die höchſten Grundſätze des menſchlichen Wiſſens, gegen die entſcheidendſten Thatſachen des ſittlichen Bewußtſeyns ſtreitet, die Ausſprüche des lebendigſten Gefühles und die Forderungen der unverſtimmten Natur aufhebt, und allen frohen Lebensſinn unmöglich macht, kann ſicher von keinem Verſtändigen geglaubt werden. Nur die widerſinnigſte Richtung des Geiſtes und die unglücklichſte Verfaſſung des Herzens können es dabei aushalten. Beyde aber charakteriſiren den Obſcurantismus.

Dieſe ſonderbare Erſcheinung des hartnäckigen feſthaltens an ſehr bezweifelten oder anerkannt verwerflichen Meynungen, ohne auf Einwendungen Rückſicht zu nehmen oder ſich durch innern Widerſpruch irre machen zu laſſen, iſt gewöhnlich eine Folge muthloſer Trägheit, die immer dasjenige vorzieht, wobey

man es am bequemſten hat, oder, zufrieden mit einem Glauben, der für ihre beſchränkten Bedürfniſſe ausreicht, die Mühe ſcheut, die mit der Prüfung deſſelben verbunden iſt, und die Anſtrengung fürchtet, welche die Veränderung deſſelben erfodern würde — oder der Engherzigkeit, welche die Ruhe, die ſie durch ihre bisherigen Meynungen geſichert ſieht, nicht gerne dem zufälligen Ausgange eines heftigen Kampfes anvertraut, und deßwegen ihr theures Kleinod vor allen Angriffen des Zweifels zu retten ſucht.

Oft iſt es auch eine gewiſſe Schwerfälligkeit des Geiſtes, die nur an dem Leitbande der Gewohnheit fort kann, ſich nur in diejenigen Vorſtellungsarten zu finden weiß, in die ſie von den früheſten Jahren an hinein gezwungen wurde, ſich nirgends als in dem, worin ſie heimiſch geworden iſt, zu orientiren vermag, und immer wieder unwillkührlich in das alte Geleiſe zurück lenkt, wenn ſie es je zuweilen wagt, daſſelbe zu verlaſſen, was jene Anhänglichkeit an einmal angenommene Meynungen erzeugt und unterhält. Aus dieſem Grunde ſind gewöhnlich alte und beſchränkte Menſchen Freunde des Obſcurantismus.

Körperliche Schwäche zieht nicht ſelten eine Verſtimmung des Gemüthes nach ſich, welche bald aus Aengſtlichkeit das Alte nicht Preis geben will, ſo lange ſich das Neue nicht in einem Grade erprobt hat, worin ſich nichts Menſchliches erproben kann, und ſich

durch [illegible]es Denken an heiligen Dingen zu vergreifen fürchtet, bald aus melancholischen Trübsinne an allen ernsten, niederschlagenden und schwärmerischen Vorstellungsarten fest hängt. Aus einer dunkeln Seele kann nur Obscurantismus kommen. Ein verwirrtes und trübes Gemüth kann an dem Geordneten, Lichtvollen und Fröhlichen keinen Gefallen haben. Das verdient immer Mitleid und Schonung.

Schlimmer und tadelhafter ist dasjenige festhalten an verwerflichen Meynungen, dem Starrsinn oder Eigennutz zum Grunde liegt. Wer trotzig darauf besteht, daß etwas wahr seyn müsse, weil er sich einmal dafür bekannt hat, weil er nicht zugeben und zurücknehmen will, weil er es nicht leiden kann, daß andre mehr wissen und tiefer sehen sollen als er, erklärt dadurch, daß es ihm an allem Gefühle für das Wahre und Gute fehlt, daß ihn nichts überzeugen wird, daß er für alle bessern Einsichten verloren ist. Mit derselben störrigen Unbiegsamkeit, womit er auf seinen Vorurtheilen besteht, wird er sich allem widersetzen, was gegen sie ist, und kein Mittel wird ihm zu hart, zu grausam und zu ungerecht seyn, womit er sie nicht suchte geltend zu machen. Wer sich im Glauben an gewisse Meynungen deßwegen zu befestigen, denselben deßwegen aufrecht zu erhalten und zu verbreiten strebt, weil sein Ansehen und sein Einkommen davon abhängt, opfert auf eine verrätherische Art die

Wahrheit und das Heil des menschlichen Geschlechtes seiner Selbstsucht auf, und die Stärke derselben so wie die Größe des erwarteten Vortheiles muß bestimmen, wie weit er darin gehen, und wie viel er sich dabey erlauben werde. Auf jeden Fall ist er ein schändlicher und niederträchtiger Mensch.

Hiermit ist indeß nicht jene bedächtliche Anhänglichkeit an das, was man bisher glaubte, und worin man bisher Ruhe fand, die sich nur langsam entschließt zu etwas anderm überzugehen zu verwechseln. Es ist der Würde eines ernsten und gesetzten Charakters ganz angemessen, lange genährte Ueberzeugungen mit Achtung zu behandeln, und sie auch dann noch nicht gleich fahren zu lassen, wenn sich vieles Beherzigungswerthe gegen sie hervorthut, selbst wenn sich Widersprüche zeigen, die unauflöslich zu seyn scheinen. So etwas sollte man immer ehren. Der weise Mensch verwirft nur, was er nach anhaltender reifer und oft wiederhohlter Prüfung unhaltbar gefunden hat. Die entgegengesetzte Maxime zeugt zum wenigsten von einer sehr leichtsinnigen Gemeinhaltung der Wahrheit. Vorzüglich möchte wohl unserm Zeitalter mehr Achtung für ehemalige Meynungen, und mehr schonende Bedächtlichkeit im Wechseln derselben zu wünschen seyn, wobei sicher der Gang der Aufklärung zuverlässiger werden müßte.

Auch solche Lehren verdienen hier noch einer beson-

dern Erhellung, mit welchen, wo sie geglaubt werden, gar keine Aufklärung bestehen kann; entweder weil sie schon an sich der gesunden Vernunft Hohn sprechen, und daran gewöhnen, das Widersinnige denkbar zu finden; oder weil sie keinen Gebrauch derselben gestatten wollen, und überall Gefangennehmung derselben unter die Gewalt eines blinden Glaubens fordern; oder weil sie jeder freyern Aeußerung des Verstandes, jeder Veränderung der Vorstellungsart unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen. Was das Licht nicht vertragen kann, ist im Finstern gebohren, und gedeiht nur unter dem Schutze der Finsterniß. Was die nähere Ansicht scheut, und sich vor der unbefangenen Prüfung zurück zieht, behauptet sich nur durch Unterdrückung des menschlichen Verstandes. Wer solche Lehren hegt und verbreitet ist ein Obscurant, er mag dies nun ausdrücklich beabsichtigen oder nicht. Der Erfolg wird immer derselbe seyn. Man muß sich selbst verdüstert und an der Verfinsterung andrer Lust haben, um ihnen auch nur einen Augenblick nachhangen zu können, um es sich zu verbergen, daß durch sie das gute Werk gehindert wird, und um sie nicht schon deßwegen verwerflich zu finden, weil, wenn sie wahr wären, es gar keine Wahrheit geben, und alle Anwendung der Vernunft aufhören müßte. Die Verbreiter solcher Meynungen wissen auch gewöhnlich nur gar zu gut was sie thun. Wenn ihrem

Egoismus geherrscht, das Volk unterjocht wird, ihr Glaubensdespotismus siegt, ist ihr Zweck erreicht. Fast immer ist diese Art des Obscurantismus nur eine feinere Hülle für den gröbern.

---

In denjenigen Gestalten, worin wir den Obscurantismus bisher betrachtet haben, ist sein Wesen zu scharf ausgeprägt, als daß er so leicht verkannt werden könnte. Weit öfter geschieht dies aber da, wo er sich in der Vertheidigung und Verbreitung solcher Meynungen, von denen man selbst nur halb überzeugt ist, oder die man um eines zufälligen und unlautern Interesses willen begünstigt, offenbart.

Nur das, was wir ganz einsehen und in vielseitiger Prüfung bewährt gefunden haben, eignet sich zur Mittheilung. Nur durch die volle und reine Wahrheit kann der Welt geholfen seyn. Nur wer an ihr hält, und sie giebt, wie er sie erkennt, meynt es mit den Menschen gut, und befördert Aufklärung in ihrem wahren Geiste. Ein Licht, das uns selbst nicht ganz erleuchtet, kann es auch sonst nicht helle machen. Gewöhnlich schafft es in täuschender Beleuchtung Trugbilder, die schlimmer als die Dunkelheit sind. Ein Irrthum kann sich uns oft von einer Seite darstellen, von welcher ihn ein schöner Schein umgiebt, in eine

Gedankenreihe tretet, worin er sich treflich an das Vorhergehende und Folgende anschließt. Zweifel werden da noch immer übrig bleiben; aber weil denn doch vieles dafür spricht, wird man sich nicht so leicht von ihm losreißen, oder ihn in sich selbst verschließen können. Nichts desto weniger ist es ein Irrthum, und wird für andre ein noch weit verderblicherer, als für uns selbst. Unter solchen Umständen sollte man reiflicher erwägen, auf alle Einwendungen mit Weisheit und unbefangener Ruhe hören, das Unhaltbare nicht länger vertheidigen, dem Unwidersprechlichen nachgeben, am allerwenigsten aber das, worin man selbst noch schwankt, andern aufdringen wollen. Man dient sonst eben so gut dem Obscurantismus, als wenn man vorsetzlich der Aufklärung in den Weg tritt, und die erkannte Wahrheit absichtlich verläugnet. Wer aufklären will muß mit sich selbst ganz eins geworden seyn, und fest stehen, damit er nicht wieder zurücknehmen dürfe, und immer denselben Gang gleichmüthig und mit Würde behalten könne.

Freylich ist es nicht unmöglich, daß selbst die geprüfteste und gar nicht mehr bezweifelte Meynung falsch sey. Wenn uns das indeß abhalten dürfte, eine solche mitzutheilen; so möchte es wohl nie dazu kommen. Niemand kann mehr verbürgen, als daß er redlich seine wahre Meynung offenbare; und das rechtfertigt uns vor dem Gewissen. Es würde auch um die

Erleuchtung der Welt gut genug stehen, wenn jeder unbefangen und ernstlich forschte, und was sich ihm als wahr und probehaltig darstellte, mit edler Freymüthigkeit verkündigte.

Dies sollte uns aber doch vorsichtig machen, nie mit Hartnäckigkeit, auf eine gewaltsame Art, oder durch unredliche Mittel gewisse Meynungen die uns wahr scheinen, durchsetzen zu wollen. Der Freund der Aufklärung sagt mit Bescheidenheit und Würde was er denkt, und überläßt die Wirkung davon der Gründlichkeit der Beweise. Er verschmäht jeden Kunstgriff, durch Imponiren, gefällige Einkleidung oder Sophisterey dem Seinigen Ansehen zu verschaffen, als Maximen des Obscurantismus. Es ist ihm nur um die Wahrheit — nicht um diese oder jene Gestalt derselben, um vernünftiges Denken — nicht um diese oder jene Meynung, die etwa grösere Ansprüche macht. Käme es je dahin, daß sich gewisse, wenn auch an sich ganz vortrefliche Lehren unerschütterlich erhielten; so wäre es bald um alle Aufklärung geschehen. Nur blinder Glaube, der das Grab der Aufklärung ist, könnte dies bei der Verschiedenheit der geistigen Anlagen und Dispositionen möglich machen. Wenn nur das Reich des Lichtes sich erweitert; wenn nur erleuchtete Einsichten gefördert werden; dann mag das Unsrige untergehen, dann mögen unsre liebsten Ueberzeugungen sich in die grosse Masse des Lichtes verlieren; die

Menschheit führt wohl dabey; unser Verdienst bleibt; es wird doch besser. Sie freywillig hinzugeben, wenn es der Fortschritt der Zeit verlangt: ist ein sehr theures aber auch ein sehr edelmüthiges Opfer das wir dem Heile der Welt bringen, und dieses Bewußtseyn wird uns immer trösten, und hoch erheben über den Wandel menschlicher Meynungen.

---

Unverkennbar ist endlich noch das Wesen des Obscurantismus in dem Bestreben, eigne oder fremde Authorität geltend zu machen. Ein sehr gewöhnlicher Fehler unsers Zeitalters, und den sich selbst nicht wenige unter denen zu Schulden kommen lassen, die den Nahmen der Aufklärung am häufigsten im Munde führen, sie mit der größten Begeisterung lobpreisen, und ihre Verdienste um dieselbe am meisten zur Schau tragen. Nur wer mit ihnen denselben Nahmen bekömmt, als gläubiger Schüler zu den Füßen ihres verehrten Meisters sitzt, heißt ihnen aufgeklärt — und alles, was von dem Ihrigen abweicht Unverstand, Absurität und Lüge. Sie wissen kein andres Rettungsmittel für die Gebrechen der Welt, als die Annahme ihrer Lehre, und es soll kein andres Licht seyn, als was von dieser ausgeht. Was der angebethete Mann gesagt hat, zu dem sie sich halten ist eben deßwegen unbezweifelt wahr, und nichts jämmer-

licher, als es nicht annehmen wollen. Wo alles schon entschieden ist, darf keiner mehr selbst urtheilen; wo die ewigen Wahrheiten schon gefunden sind, wäre es thörigt sie noch zu suchen. Es bleibt nichts mehr übrig, als den allein seligmachenden Glauben von allen Einwendungen zu befreyen, zu erklären und auszubreiten.

So wird der Verstand, der sich kaum seiner Freyheit freute, in neue Fesseln geschlagen, und zu noch schmählicherer Knechtschaft verdammt. So wird jede Aeußerung der freyen Denkkraft erstickt, jede Untersuchung niedergeschlagen, aller Verkehr der Begriffe gehemmt, und in seiner ganzen Schreckensgestalt erhebt sich der Seelengeist, um über knechtische Menschen seinen Scepter zu schwingen, und den Sinn für Wahrheit zu Fanatismus für den Irrthum zu verwandeln. Wie sollte ein solches Verfahren einen ehrenvollern Nahmen als den des Obscurantismus verdienen?

---

So mannigfaltig sind die Gestalten, in welchen sich der Geist des Obscurantismus offenbart. Aber sein Wesen ist überall dasselbe, und in seinen Wirkungen gleich verderblich. Er gehört zu den traurigsten Verwirrungen der menschlichen Natur, und verdient da, wo er aus Schwäche entspringt eben so sehr unser

Mitleid, als er da unſers Abſcheuens wehrt iſt, wo ſchlechte Grundſätze und ein verkehrter Wille ihn leiten. Aber dieſer Abſcheu ſoll nie Entrüſtung werden. Unglücklich iſt auf jeden Fall der Menſch, den ſein Egoismus dazu verdammt, nicht allein ſelbſt des Erfreulichſten zu entbehren; ſondern es auch andern zu rauben. Ein Leben, das mit der Finſterniß in ſo genauer Befreundung ſteht, kann nicht anders als ein trübes und qualvolles Leben ſeyn. Die Dunkelheit, die er um ſich her verbreitet, zieht ſich auch über ſein Inneres: kein Friede iſt in ſeiner Sele, und alles gewährt ihm in ſeinem Unmuthe nur eine troſtloſe Anſicht.

Die Plane der Verfinſterung verwirren ſich ſelbſt, ihre höchſten Anſtrengungen ſind Krämpfe der Ohnmacht. Aber darum dürfen wir ſeinen Operationen doch nicht gleichgültig zuſehen, und am wenigſten, wo er ſeine ſchändlichen Anſchläge in das Gewand des Wohlwollens kleidet. Oft ſiegte der Feind noch, den man für über wunden hielt. Nurſelten wird es indeß nöthig ſeyn, ihn unmittelbar anzugreifen. In den meiſten Fällen iſt es ein ſtandhafter Muth und ein unerſchrockener Eifer in der Beförderung des Guten das Beſte, was wir ihm entgegen ſetzen können.

Darum ſoll uns nichts abhalten der Wahrheit Zeugniß zu geben, wenn ihr auch von den Angeſehenſten und Mächtigſten widerſprochen würde, keine Gefahr uns ſchrecken, darin unſre Pflicht zu ehren,

daß wir ſie aus allen Kräften verbreiten. Wir wollen nicht wanken im Dienſte der Menſchheit, wenn auch ihre Feinde noch ſo zahlreich und furchtbar wider uns aufträten. Wer die Aufklärung hindern will, dem zeige eine männliche Entſchloſſenheit, daß er uns nicht hindern kann. Wer droht, erfahre, daß wir uns nicht fürchten. Wer zwingen will, lerne unſre Freyheit achten. Den Läſterer beſchäme unſre Rechtſchaffenheit. Wer Irrthümer abſichtlich verbreitet, dem werde von uns mit Würde widerſprochen. Wer hartnäckig bey ſeinen Vorurtheilen beharrt, werde ſeinem Schickſal übergeben, und nur ſo viel als möglich ſeinem verdunkelnden Einfluſſe gewehrt. Wer unter der Maske der Heucheley freverlt, dem werde ſie abgeriſſen, und er in ſeiner Blöße öffentlich dargeſtellt. Wer Lehren leichtſinnig mittheilt, die er ſelbſt noch nicht glaubt, werde freundlich gewarnt, und auf die Gefahren dieſes Leichtſinnes aufmerkſam gemacht. Wer Meynungen und Authoritäten durchſetzen will, möchte wohl ſchwer zu beſſern ſeyn, da es ihm ſelbſt an edler Freyheit und Bildung fehlt; es bleibt nichts übrig, als ſeiner Einſeitigkeit, durch Mittheilung mannichfaltiger Anſichten entgegen zu arbeiten, daß ſie nicht weiter um ſich greife. Dem Schwächling werde Schonung zu theil: ſie könnte noch am erſten ſeinen Geſichtskreis erweitern. Der freche Uebermuth lerne an uns, daß die Menſchheit ſich nicht ſo leicht zertreten, und ihrer

höhern Güter berauben lasse. Den Verstimmten, dem das Licht des Lebens untergegangen ist, und düstre Nebel die Seele umwölken, erheitre unsre Fröhlichkeit, Offenheit und Wahrheitsliebe; und er wird bald am Erfreulichen und Freyen Wohlgefallen finden.

So wollen wir einem jeden begegnen, wie er geartet ist, mit denen aber, die das Licht lieben, und an den Fortschritten des menschlichen Geschlechts Gefallen haben, uns immer enger zusamenschließen. Wenn es uns nur um das Gute recht Ernst ist; wenn wir nur mit Verläugnung aller Selbstsucht, das Interesse der Wahrheit wollen; so wird uns vieles gelingen. Das Bewußtseyn unsrer edlen Absicht wird uns höhere Kräfte geben, während jene das Gefühl ihrer Schuld niederdrückt. Feigheit ist denen, die das Licht scheuen immer eigen gewesen. Die Muthmüthigen werden noch frühe oder spät zu uns übertreten, und die andern werden in ihrer kraftlosen Nichtswürdigkeit vergehen.

Sorgfältig wollen wir aber darüber wachen, daß der Geist der Verfinsterung in einer mildern Gestalt nicht auch uns bethöre. Mancher arbeitete wohl in seinem Dienste, der das gute Werk zu fördern dachte. Ferne seyen von uns Partheysucht und Sektengeist. Traurig würde sonst die Wahrheit ihr Angesicht verhüllen, und weinend sich wegwenden von den verblendeten Sclaven des Vorurtheils. Keines Meisters Jünger zu seyn, für keine Schule Jünger zu werden, keine allgemein

gültigen Lehrsätze zu verkündigen, über die Wahrheit zu ehren und zu lieben, wo wir sie finden, sie freudig aufzunehmen, und freymüthig, aber doch auch mit edler Bescheidenheit, mitzutheilen, für jede Belehrung ein ofnes Ohr und einen prüfenden Verstand zu behalten, sey der Grundsatz und die Ehre unsers Lebens, für keinen Preis erkäuflich zu seyn, unser einziger Stolz. So werden die Kräfte der Finsterniß sich untereinander aufreiben, und ihr Reich wird über sich selbst zusammenstürzen.

---

Fünf=

# Fünfte Rede.

## Das echte Verdienst.

Eben so schändlich als verderblich, m. g Z. ist der Mißbrauch der mit dem Nahmen des Verdienstes besonders in unsern Tagen getrieben wird; und so sehr man auch damit beschäftigt war, die Grundsätze, nach denen der sittliche Wehrt menschlicher Handlungen zu beurtheilen ist, zu reinigen und zu sublimiren: so sollte man doch, wenn man auf die Anwendung derselben, auf das Lob und den Tadel, die nach ihnen ertheilt werden achtet, glauben, sie seyen nie mehr als eben jetzt verkannt worden.

Wie oft hört man die gemeinsten und verächtlichsten Menschen, Handlungen, die eben so wenig Aufopferung und Anstrengung erfordern, als durch sie etwas Würdiges erreicht wird verdienstvoll nennen? Wie oft wird dem der höchste Preis zu Theil, was mit der geringsten

Mühe, und faſt allein durch fremde Kräfte verrichtet wurde, oder wobey nur ein ſehr Entbehrliches hingegeben werden durfte? Wie oft haben zu der allgemein bewunderten That die unlauterſten Bewegungsgründe mitgewirkt, wie oft iſt ſie nichts als modificirte Selbſtſucht? Schimmernder Prunk, lautes Geräuſch und verwegene Anmaßung erregen am ſicherſten die Aufmerkſamkeit des Zeitalters, und ernten am öfterſten und im reichſten Maße ſeine Ehrenbezeugungen ein. Was im Geiſte der öffentlichen Meinung, zum Vortheile des herrſchenden Sinnes, zur Begünſtigung authoriſirter Zwecke, wenn ſie auch an ſich noch ſo nichtswürdig ſind, und mit dem beliebten Gepränge, wenn es auch nur da iſt um den Mangel an Gehalt zu verdecken, geſchieht, kann auf huldigende Achtung vertrauen. Aber ſelten wird der ſtille Gemeingeiſt bemerkt, der im Verborgenen aus reiner Liebe, mit ungetrübtem Edelmuthe und hoher Selbſtverläugnung Gutes wirkt, und an der Beförderung der würdigſten Zwecken ſtandhaft arbeitet, ohne auf Lohn und Ehre Anſpruch zu machen.

Dies verräth doch offenbar eine eitle, frivole und beſchränkte Denkungsart, kündigt einen ſehr traurigen Verfall der ſittlichen Kultur an, und muß dieſen Verfall noch mehr beſchleunigen. Unvermeidlich wird das wahre Verdienſt ſeltner, wo Verkennung ſein Loos iſt. Die bewährte Tugend wird ſich freylich in die Stille zurück ziehen, und da in ihren edeln Bemühungen fortfahren;

sie ist sich selbst genug, und kann den Beyfall der Welt entbehren. Aber wer sich erst zum verdienstvollen Manne bilden will, bedarf allerdings der Aufmunterung: es muß ihn niederschlagen, wenn er bemerkt, daß der Schein mehr gilt als der wahre Werth, daß den wohlthätigsten Unternehmungen und dem großmüthigsten Eifer so gar keine Gerechtigkeit widerfährt, daß die Thoren erlangen, worauf die weisen Ansprüche haben. Es muß ihn muthlos machen, wenn er erfährt, daß es ein so undankbares Geschäft sey, Menschenwohl zu befördern. Wenige erreichen auch die Höhe der sittlichen Gesinnung, auf welcher sie aller fremden Unterstützung entbehren könnten, und die meisten verdienstvollen Handlungen wären wohl nicht vollbracht worden, wenn allein reine Begeisterung für das Gute die Ausführung desselben hätte leiten sollen. Welche Unterstützung könnte auch einer tugendhaften Gesinnung würdiger seyn, und sie weniger entehren, als die, welche ihr von einer richtigen Schätzung widerfährt.

Noch verderblicher müssen die Fehlgriffe des Zeitalters in der Beurtheilung des Verdienstes bei denjenigen werden, welche sich noch nicht zum eignen freyen Denken und selbstständigen Wollen emporgearbeitet haben, und sich in der Wahl und Ausführung ihrer Zwecke von der herrschenden Stimmung regieren lassen. Verkehrte Begriffe werden unter ihnen allgemein und verwirren auch ihre bessere Bestrebungen. So ge-

schieht es, daß mancher etwas Großes zu leisten glaubt während er sein Leben an das Gemeinste verschwendet, sich bedeutend gemacht zu haben wähnt, während er mit seinen Talenten und mit seinem Wirken ein eitles Gepränge trieb, sich mit seiner Gemeinnützigkeit brüstet, während er seinem Egoismus fröhnt, sich frey und weise dünkt in seinem Thun, wo er an der Sclavenkette einer jämmerlichen Thorheit zog.

Man klagt über die einreißende Sucht zu glänzen, welche die besten Fähigkeiten für die Welt unbrauchbar macht, über die Engherzigkeit, womit die edelsten Kräfte den kleinsten Dingen aufgeopfert werden, über den Mangel an Enthusiasmus für das Große und Gute, über den eiteln und beschränkten Sinn, der überall dem leeren Schimmer nachgeht. Aber darf uns das befremden, da die allgemeine Denkungsart dahin leitet, da man dies überall für das Beste und Verdienstlichste hält, da so viele auf diesem Wege Achtung und Bewunderung fanden?

Richtigere Begriffe über echtes Verdienst müssen sich verbreiten, wenn es hiermit besser werden, wenn die Denkungsart des Zeitalters sich veredeln, seine Bestrebungen eine höhere und wohlthätigere Richtung nehmen, und sein Zustand eine erfreulichere Gestalt gewinnen soll. Auch unter den Gebildeten sind diese Begriffe noch immer nicht so allgemein, als sie seyn sollten, wird noch oft zu einseitig über echtes Verdienst

geurtheilt. Auch diejenigen, die sich über die beschränkten Gesichtspunkte des großen Haufens erhoben haben übersehen noch so oft manches, was bei einer wahren Würdigung des Verdienstes vorzüglich in Anschlag gebracht werden sollte.

Dies bestimmte mich, heute hiervon zu Ihnen zu reden. Was ich Ihnen darüber mitzutheilen habe sind einfache Aussprüche und Anforderungen des sittlichen Gefühles, die nur entwickelt werden dürfen, um von jedem, der dieses Gefühl ehrt wahr gefunden zu werden. Darum rede ich desto zuversichtlicher.

---

Daß ohne Gemeinnützigkeit kein Verdienst möglich sey, und nur derjenige ein verdienstvoller Mann genannt werden dürfe, welcher der Welt durch etwas Wesentliches dient, einem wahren Bedürfnisse abhilft, Elend vermindert, Wohlfahrt, Aufklärung und Würde befördert, darüber ist unter allen Vernünftigen nur eine Stimme. Nur das unterdrückte moralische Gefühl und das verderbene Herz können entbehrliche Bemühungen, Unternehmungen, an denen sich eine unfruchtbare Fülle von Kraft zeigt, und die mit dem Geräusche, das sie verursachen, vorübergehen, Erfindungen und Arbeiten, die eine üppige Prachtliebe nähren, einen ausschweifenden Luxus begünstigen, eine geschwächte Sinnlichkeit kitzeln, einem verweichlichten Gemüthe Ergötzlich-

n, und einem verwöhnten Geschmacke Unterhal-
darbiethen, als verdienstvoll preisen.

Weniger einverstanden scheint man darüber zu seyn
eine That nur in so fern verdienstlich seyn könne,
sie mit Freyheit, und allein um des edeln Zweckes
n vollbracht ward, daß nur das, was uns selbst
hört, unser Verdienst erhöhe. Wie könnte man
so manchem Verdienste zuschreiben, der vor an-
nichts mehr als ein glücklicheres Talent, gröſsere
urkraft und eine vortheilhaftere Lage voraus hat.
Wie könnte man sonst die Verdienste dessen ver-
nen, der die dürftige Ausstattung der Natur red-
zum Besten der Welt verwandte, mit seinem ge-
en Vermögen, unter den ungünstigsten Umständen,
e alle Aufmunterung, im immerwährenden Kampfe
mächtigen Hindernissen, seinen kleinen Kreis mit
licher Thätigkeit ausfüllte, und darin so viel Gu-
wirkte, als unter solchen Verhältnissen möglich
? Wie könnte man sonst dem das gröſsere Ver-
st beilegen, der nur mehr Gepränge machte, mehr
ste, die der Zufall ihm unterworfen hatte, in Be-
ung setzte, mehr ausrichtete, weil ihm mehr vor-
beitet war, weil er gröſsere Unterstützung fand,
weil, durch den natürlichen Zusammenhang der
ge, die kleine Anstrengung weit in die Ferne reich-
nd bedeutende Veränderungen bewirkte?

Und doch ist es so; nicht was das Schicksal für uns

oder in der Verbindung mit uns that, nicht wozu wir unwillkührlich getrieben wurden; nur wozu wir uns selbst bestimmt, und was wir mit fester Entschlossenheit, allein von der Stärke eines standhaft guten Willens gehalten, ausgeführt haben, gibt uns wahres Verdienst. Mögen andern größere Anlagen zu Gebote stehen; mögen sie Wichtigeres und Einflußreicheres vollbringen; war unsre Gesinnung heiliger, unsre Liebe wärmer, unsre Anstrengung kräftiger; so ist unser Verdienst größer und ehrwürdiger. Was uns zugerechnet werden, und uns gegründete Ansprüche auf die Achtung der Menschen geben soll, muß in unsrer Gewalt stehen.

Was ist es, um vorläufig bey dem anerkannten Verdienste stehen zu bleiben, das uns an jenen herrlichen Menschen, deren Nahmen uns ein dankbares Zeitalter aufbewahrt hat, bald so tief rührt, bald mit so heiliger Bewunderung erfüllt? Offenbar sind es die Segnungen, die das menschliche Geschlecht aus ihren Händen empfing, das Elend, dem durch sie gesteuert ward, die physischen und moralischen Verbesserungen, die aus ihren Bemühungen hervor giengen, die wolthätigen Anstalten, zu denen sie den Grund legten; aber gewiß mehr noch als dieses, das edle Freyheitsgefühl, das sich in ihnen regte, die Energie des Willens und die Kraft des Muthes, womit sie unter allen Erschütterungen fest standen, die unver-

ossene Anstrengung, womit sie würkten, der hohe
inn, womit sie sich unter dem Drucke aufrichteten,
theuern Opfer, die sie willig brachten, die Stärke
e Seele, die in ihnen sie gegen Widerstand an-
ung, das Vorurtheil bekämpfte, Schmach und harte
lden trug. Damit haben sie die Ehrenkrone des
rdienstes erstritten, ohne das waren sie blinde Werk-
ge des Schicksales, hätten wir diesem, nicht ihnen
verdanken, was wir durch sie empfingen. Das
partepische Urtheil der Nachwelt hat ihnen auch
mer abgerechnet, was einer glücklichen Natur, ei-
m günstigern Wirkungskreise, den fremden und un-
utern Triebfedern, die auf sie wirkten, angehörte.
umerhin mag der, welcher viel und Großes vollbrachte,
n nützlicher Mann gewesen seyn; ein verdienter
ann, der unsern Dank und unsre Achtung fodern
rf, ist er doch nur dann, wenn er uns darin sich
bst dargestellt und aufgeopfert hat.

---

Hiernach ist es nun nicht schwer, das echte Ver-
enst kenntlich zu machen, und es vom bloß schein-
ren zu unterscheiden.

Das echte Verdienst zeichnet sich zuvörderst aus
urch wohlthätige und würdige Zwecke, das
, durch solche Zwecke, die sich auf das höchste Inte-
sse der Menschheit beziehen, mit dem physischen

oder moralischen Wohl derselben in Verbindung stehen. Ob diese Verbindung näher oder entfernter ist, kann hier keinen Unterschied machen; denn dies hängt nicht von uns ab, oder wir sind doch wenigstens hierin durch die Verhältnisse, in welche uns unser Schicksal gesetzt hat, sehr beschränkt. Was auf irgend eine Weise dazu beyträgt, daß Ordnung und Ruhe erhalten, wesentlichen Bedürfnissen, ohne deren Befriedigung auch die höhere Kultur nicht gedeihen könnte, abgeholfen werde, ist ein Gegenstand verdienstlicher Bemühungen, sey es auch übrigens an sich noch so unbedeutend, und in der Meynung der Menschen noch so gering geschätzt. Das gemeinste Geschäft wird durch Treue und Gemeingeist in der Vollbringung desselben geadelt.

Könnte nur der sich Verdienste erwerben, der menschliche Wohlfahrt im Ganzen befördert, für die geistigen Angelegenheiten sorgt, an der Bildung des Verstandes und des Herzens arbeitet, umfassende Anstalten zur Veredlung und Verschönerung des menschlichen Lebens trifft, mit seinem Wirken tief eingreift, oder dasselbe weit verbreitet: dann müßte entweder die gegenwärtige Ordnung der Dinge aufgehoben, und, wo jetzt Hände für Schutz und Unterhalt arbeiten, Köpfe auf Projecte sinnen, die niemand ausführte; oder der größte Theil des menschlichen Geschlechtes, hätte Ursach sich zu beklagen, daß ihm die ehrenvolle Laufbahn des Verdienstes ganz verschlossen sey.

Es ist unmöglich, daß alle das Streben nach dem Höhern zu ihrer Hauptsorge machen. Wenn auch keiner es ganz vernachläßigen darf, und ein Jeder in seiner Lage etwas zur geistigen Bildung andrer beytragen kann; so müssen doch die meisten ihre Bemühungen an etwas ganz andres verwenden, wenn die Welt bestehen soll. Daran sind sie von der Natur gewiesen, und ihre Pflicht fordert sie auf, dabei zu bleiben. Die Erfüllung einer Pflicht kann aber nie verdienstlos seyn. Oft ist vielmehr dieß das größte Verdienst, sich bey ungewöhnlichen Kräften, bey dem feurigen Triebe nach herrlichen Zwecken, und der ausgezeichnetesten Fähigkeit zu den edelsten Arbeiten, auf einen kleinern Kreis zu beschränken, und mit Liebe und Freudigkeit gewöhnliche Geschäfte zu vollbringen.

Nur in so fern gibt das höhere Ziel ein größeres Verdienst, als dazu — nicht mehr Naturkräfte (denn diese hangen nicht von uns ab) sondern mehr Stärke des guten Willens erfordert, und auch wirklich dabey erwiesen wird, als es verhältnißmäßig von andern bey einem kleinern geschieht; oder als wir es unbeschadet derjenigen Pflichten, die uns zunächst aufgetragen sind, verfolgen können. Diejenigen Zwecke sind für uns die würdigsten und für die Welt am wohlthätigsten, die unsrer Lage am nächsten liegen, und sich vermittelst derselben am dringendsten ankündigen. Der verdienstvolle Mann denkt aber immer darauf, dieselben so viel

als möglich zu veredlen, und sie für die vernünftigen Bedürfnisse der Menschheit so ersprießlich zu machen, als es die Umstände und seine Kräfte erlauben. Derjenige ist der Verdienstvollste, dessen Bemühungen nicht überhaupt die Bedeutendsten, sondern unter allen, die in seinem Vermögen stehen, die Bedeutendsten sind.

So kann der Familienvater, der seinen häuslichen Angelegenheiten mit Weisheit und Würde vorsteht, seine Kinder zu vernünftigen, guten und frohen Menschen bildet, und denen, die um ihn sind, als Lehrer und Freund, ein sorgenfreies und schönes Leben bereitet eben so viel Verdienste haben als der Fürst, der vom Throne herab den Wohlstand eines ganzen Landes besorgt; der Handwerker, der mit geräuschlosem Fleiße sein Werk verrichtet, eben so viel als der Denker, der seine Kräfte und seine Ruhe der Aufklärung seines Jahrhunderts widmet; der Tagelöhner, der im Schweiße seines Angesichtes sein Brod ißt, eben so viel als der Künstler, der durch herrliche Werke seinen Zeitgenossen einen bessern Sinn einflößt, und sie zu erhabenen Thaten begeistert; der weise Menschenfreund dem es hier und da gelingt ein kräftiges Wort zur Ehre der Wahrheit anzubringen, in ein zerrissenes Herz heilenden Balsam zu gießen, oder einen Verirrten zurecht zu bringen, eben so viel als der wohlthä-

tige Reiche, der für gemeinnützige Anstalten ungeheure Summen hingibt.

Nicht darauf kömmt es an, daß durch das, was wir thun das Hauptinteresse der Menschheit am meisten befördert wird, sondern darauf, daß es das Beste ist, was wir in unsrer Lage thun können, und daß wir es mit der größten Treue thun. Oft unterlassen diejenigen, denen ein erhabener Beruf und ein glänzender Wirkungskreis zu Theile wurde mehr von dem, was sie wohl thun könnten, als diejenigen, die, für einen gemeinen Stand und gemeine Geschäfte geboren, in eine kleine Sphäre eingewiesen sind. Wenn denn auch, was jene bewirken dem höchsten Wohl des Ganzen mehr einträgt, wer wird ihnen deßwegen größeres Verdienst zuschreiben?

Unmöglich aber können solche Arbeiten Ansprüche auf Verdienst machen, denen es ganz an Würde und Wohlthätigkeit fehlt, die entweder unnütz oder gar verderblich sind, wenn an sie auch noch so viel Kraft verschwendet wäre, wenn aus ihnen ein noch so sinnreicher Erfindungsgeist hervorleuchtete. Wer Bedürfnisse befriedigt, die er selbst geschaffen hat, gewährten sie auch reichen Genuß; wer uns mit Ueberflüssigem beladen will, vergnügte es auch in hohem Grade, unter dem das Leben ohnehin fast erstickt; wer mit entweihter Kunst Herzen vergiftet, und Gemüther ei-

tel, leichtsinnig, weichlich und für den Zauber der Leidenschaft empfänglich macht, wäre sie auch voll süßer Ergötzlichkeit: dem werde nie der ehrenwehrte Nahme eines verdienstvollen Mannes zu Theil.

---

Das echte Verdienst sucht seine gemeinnützigen Zwecke im weitesten Umfange zu realisiren, und die Weite dieses Umfanges, in wie ferne sie nähmlich in unsrer Gewalt ist, von unsrer Anstrengung und Ueberlegung abhängt, darf bey der Schätzung seiner Größe nicht übersehen werden.

Es wäre freylich ungerecht, ein Verdienst deßwegen zu verkleinern, weil es, seiner Natur nach, auf einen engern Kreis eingeschränkt war, sich mit wenigen andern wichtigen Angelegenheiten in Verbindung setzen ließ, das Gute, deßen Verbreitung es beabsichtigte nur bey wenigen Empfänglichkeit fand, oder weil die Stelle deßen, der es sich erwarb ihm nicht gestattete weit um sich zu greifen, entfernte Gegenstände und Zeiten mit in seinen Plan hinein zu ziehen. Das alles sind Dinge über welche der Zufall entscheidet. Das Verdienst darf aber nur nach dem gewürdigt werden, worüber wir selbst zu verfügen haben.

Die That, in welcher sich das Verdienst erweist ist uns von der Pflicht aufgegeben, und diese hat ihr

auch ihre Gränze bestimmt. Wir würden uns an ihr versündigen, wenn wir über diese hinausgehen wollten. Ein pflichtwidriges Betragen kann nie verdienstlich seyn. Die Stelle, welche wir einnehmen ist uns vom Schicksale angewiesen, und gesetzt es wäre möglich, sie mit einer glänzendern zu vertauschen: so dürften wir dieß doch nur dann, wenn sich diese eben so für unsere Kräfte und Bedürfnisse eignete, wenn wir auf ihr mit derselben Geschicklichkeit und demselben Nachdrucke wirken könnten. Nicht nach dem Einflusse, den sie uns gestattet, sondern nach dem, zu welchem sich der Wille selbst die Bahn bricht, richtet sich das Verdienst.

Aber das verkleinert unsern Verdienst, wenn wir dem Nutzen, den unsre Arbeiten für andre haben könnten, auf ein engeres Gebieth beschränken, wo uns ein weiteres eröffnet worden ist, und uns begnügen, unsre wohlthätigen Unternehmungen nur überhaupt auszuführen, ohne sie so weit zu verbreiten, mit ihnen noch viel anders Heilsames in Verbindung zu setzen, und ihrem Segen eine so reiche Fülle zu geben, als es nur immer geschehen kann.

Der wahrhaft verdienten Mann ist nicht damit zufrieden, wenn er Einem nützt wo er mehrern nützen könnte; er verschwendet das nicht an wenige, damit diese Ueberfluß haben, womit vielen könnte geholfen werden. So weit sein Blick reicht, berechnet er

die Bedürfnisse des Ganzen; und und nichts kann ihn bewegen, am Einzelnen mehr zu thun als die gleich- und verhältnißmäßige Sorge für das Ganze erfordern will. Er bleibt nicht dabey stehen, seinen Hauptzweck, und wäre er auch der edelste, zu realisiren; er sucht noch so manchen andern an ihn anzuknüpfen, und neben ihm zu erreichen, als sich thun läßt, ohne jenen zu beeinträchtigen. Das Gegenwärtige liegt ihm nur in so fern allein am Herzen, als die Noth desselben so dringend ist, daß ihr nur durch eine ausschließende Verwendung seiner Kräfte kann abgeholfen werden. In jedem andern Falle setzt er es mit der Zukunft ins Gleichgewicht, und beherzigt weislich die Forderungen der letztern, damit der Gewinn des Augenblicks nicht einst größern und dauerhaftern Schaden bringe, damit das, was jetzt einem Uebel abhilft nicht einst viele und beträchtliche Uebel erzeuge. Er sorgt dafür, daß das, was er wirkt nicht allein seinem Zeitalter angehöre, sondern auch auf die Nachwelt komme. Er mäßigt seinen Enthusiasmus, er unterdrückt seinen Ungestüm, und weist sein überströmendes Wohlwollen in die Gränzen einer weisen Ruhe und einer ordnungsvollen Besonnenheit zurück, damit das, was in der Wärme eines aufwallenden Eifers geboren ward nicht mit dieser dahin sterbe, oder sich in seiner eignen Gluth verzehre.

Als wohlwollender Menschenfreund stiftet und unterstützt er lieber öffentliche und gemeinnützige Anstalten, die außer dem, daß mehrere ihre Vortheile genießen, auch diese Vortheile selbst vervielfältigen, neben den gemeinen Bedürfnissen, denen sie zunächst gewidmet sind, auch höhere befriedigen, und denen, die von ihnen physischen Gewinn haben zugleich einen bessern Geist einflößen, als daß er diesen Gewinn auf wenige einschränkte, und sie vielleicht noch dazu sorgloser, verdrossener, arbeitsscheuer, unverschämter und ruchloser machte. Er weiß, daß es besser sey, denen ein sorgenfreyes Leben zu sichern, von denen die Bildung und der Wohlstand des Volkes ausgehen soll, und die nur in einer heitern Verfassung des Gemüthes mit Nutzen wirken können, als jedem andern, wenn nicht dringende Noth eine Ausnahme macht. Er trägt williger zu dem bey, was den Zustand der Menschen auf die Dauer verbessert als was nur auf eine glänzende aber vorübergehende Art ihrem Elende abhilft, und sie vielleicht späterhin ihre Mängel schmerzhafter empfinden läßt.

In seinem Berufe sinnt er nicht bloß darauf, daß die Geschäfte desselben zum Vortheile aller verrichtet werden, sondern daß auch dieser Vortheil der reichste und vielfachste sey, daß das Geschäft selbst sich erleichtere und veredle. Als Erzieher wirkt er

gleichmäßig auf den Verstand, das Herz, die Sitten und den äußern Menschen hin, ohne daß eine dem andern aufzuopfern, damit der nützliche auch ein froher, gefälliger und moralisch denkender Mensch werde. Als Familienvater sucht er neben stillem Glücke auch hohen Sinn in seinem Kreise zu wecken, und diesen Kreis so sehr als möglich zu erweitern, den Wehrt froher Häuslichkeit durch Wort und Beyspiel zu lehren. Als Vorsteher des gemeinen Wesens liegt ihm neben der öffentlichen Ordnung und Sicherheit auch der Wohlstand die Aufklärung und Sittlichkeit derer an, die ihm unterworfen sind. Als Lehrer seines Jahrhunderts redet und schreibt er so, daß sich sein Vortrag nicht durch blendenden Schimmer nicht durch gefälliges Anschmiegen an den Geist der Zeit empfehle, sondern, daß das, was er lehrt wahr, kräftig und überzeugend sey, auch von einer spätern Zeit noch verstanden, gebilligt, benutzt und auf ihre Verhältnisse angewendet werden könne, wenn er auch dadurch an augenblicklicher Ehre und Wirksamkeit einbüßen sollte.

Wer nicht darauf denkt, daß seine verdienstliche Bemühungen so viel umfassen und so tief eingreifen als es möglich ist, von dem ist sehr zu besorgen, daß er das Gute, was er vollbrachte aus unlauterm Interesse gethan habe. Eine Besorgniß, die, wenn

ö bestätiget, sein ganzes Verdienst aufheben

---

m echten Verdienste gehört nothwendig
e Anstrengung. Wie könnte eine Handlung,
ö gar nicht sauer würde, auf die wir keinen
kein anhaltendes Nachdenken, kein unverdros-
Ausdauern verwenden, bey der wir nichts Ge-
ö aufopfern, nichts Schmerzliches erdulden, kei-
chtigen Hindernisse besiegen, mit keinen feind
Gewalten kämpfen durften, uns gerechte Ansprü
werben? Wie könnte das uns Ehre bringen,
unser eigner Vortheil uns antrieb, wobey uns
egünstigend entgegen kam, ein glücklicher Zu-
mit unsern Wünschen einverstanden, alles zu
Vortheil lenkte, fremde Kräfte sich in unsern
beugten, und von selbst in unsre Plane fügten,
so vieles vorbereitet fanden und uns noch im-
die Hände gearbeitet wird. Der Nahme des
Verdienstes ist ein herrlicher Nahme; aber er
ch theuer bezahlt seyn; nur ein fester Muth,
Stärke der Seele im Entsagen und im Wir-
erschütterliches Ruhen auf sich selbst, standhafte
gegen bewährte Grundsätze, wo alles uns zu
en wankend zu machen droht, kann uns ihn er-

Einer kann viel ausrichten zum Besten der Welt, und doch dabey wenig oder gar kein Verdienst haben; wenn es ihm nähmlich wenig oder nichts kostete; wenn er von einem reichen Ueberflusse hingab, oder nur gab, ohne was viel mehr sagen will, etwas zu thun; oder wenn er das Zusammentreffen günstiger Umstände benutzte. Dieß kann unserm Zeitalter nicht genug zur Beherzigung empfohlen werden. Bey aller moralischen Weisheit, der es sich rühmt, ist es doch gewöhnlich die Größe der Summen, welche aufgeopfert, und der Glanz der Thaten, welche verrichtet werden, wornach es seine Kronen austheilt, ohne auf das Verhältniß jener Summen zum Vermögen, und dieser Thaten zu den natürlichen Kräften und Begünstigungen Rücksicht zu nehmen. So viel, heißt es, hat dieser aufgewandt, und jener vollbracht. Selten aber fragt einer: Wie viel konnte er aufwenden, oder was ist als fremde Zuthat von seinem Vermögen abzurechnen? Wie viel hat einem andern die geringere Summe, die er darbrachte gekostet? was hat er sich dafür versagen und abdarben müssen? Ist es vielleicht nicht alles, was er sich im Schweiße seines Angesichtes erworben hatte, und nur sehr schmerzlich entbehren kann? Wie viel gehörte dazu, jenes unscheinbare Unternehmen zu Ende zu bringen? Wie mancher harte Kampf mußte dabey bekämpft, wie mancher Wunsch verläugnet, wie manche

ſchwere Arbeit übernommen werden? Würde ſo mehr gefragt; ſo würde gewiß mancher, dem jetzt allgemeine Bewunderung huldigt, der jetzt einen erborgten Glanz weit um ſich her verbreitet, in verdiente Dunkelheit zurückſinken, und ſein jetzt geprieſener Nahme kaum denen bekannt ſeyn, die ihm am nächſten ſtehen; und mancher jetzt überſehene und verkannte Mann, würde ſich dann aus verborgener Niedrigkeit hoch empor ſchwingen; wir würden das echte Verdienſt mehr in Hütten als in Pallästen, mehr im gewöhnlichen Leben als auf hohen Ehrenſtellen ſuchen.

Wer auf dem großen Schauplatze der Welt, vor den Augen unzähliger Zuſchauer handelt, mit Einem Winke alles herbeyſchaffen kann, deſſen er bedarf, dem wird es weder an Bewegungsgründen und Triebfedern noch an Mitteln fehlen, die ihm auch die größten Unternehmungen leicht machen, er darf kein Opfer bringen, von dem er nicht gewiß iſt, daß es ihm überſchwänglich wird erſetzt werden. Aber wer in ſtiller Unbemerktheit, von keinem aufgemuntert, durch nichts belohnt, von aller Unterſtützung entblößt, oft gedrückt und gedrängt, oft niedergeſchlagen und faſt zertreten von einer elenden Lage, am Wohl der Menſchen arbeitet, das Elend mildert, Thränen abtrocknet, Aufklärung verbreitet, ſeinen Berufs- und Familien-Pflichten genügt, immer nur die Beſchwerden, ſelten die Freuden derſelben empfindet, immer dieſelben Schwie-

rigkeiten wiederkehren sieht, sich immer in demselben einförmigen Kreise bewegen muß, sich immer an denselben Härten, an derselben Unbiegsamkeit, an denselben Vorurtheilen und Gewohnheiten stößt, dem wird es wahrlich schwer genug gemacht, der mag wohl alle seine Kräfte aufbiethen, und kann sich eines ausgezeichneten Verdienstes rühmen, wenn er dennoch ausdauert und sein Werk zu Ende führt.

So groß indeß auch unsre Anstrengung seyn mag; der Erfolg derselben bleibt doch immer zweifelhaft, denn er hängt bei weitem nicht von dieser allein ab. Oft gelingt es der trägen Indolenz und der dumpfen Sorglosigkeit herrliche Werke zu vollbringen; da hingegen die überlegtesten Plane, der redlichste Fleiß und das klügste Benehmen nicht selten vereitelt werden. In den meisten Fällen können wir nur vorbereiten und Anstalten treffen, und müssen das, was daraus werden wird, dem Laufe der Dinge und der Gewalt der Umstände überlassen. Wie sehr wäre der größte, geplagteste und zugleich ehrwürdigste Theil der Menschheit zu beklagen, wenn nach dem, was wir wirklich zu Stande bringen, die Größe des Verdienstes bestimmt werden müßte. Wer den ernstlichsten Willen hat, und es sich am meisten sauer werden läßt, kömmt oft am wenigsten weit; durch Umstände die ihm entgegen waren, Hindernisse die er nicht entfernen konnte, bleibt ihm oft nichts als das Bewußtseyn, das Gute

doch ernstlich gewollt, und muthig nach demselben gerungen zu haben.

An diesem Bewußtseyn richtet sich das Verdienst auf. In demselben hat es seine ganze Stärke. Je muthiger es kämpft, je standhafter es ausdauert, je mehr es fremder Hülfe entbehren kann, je großherziger es sie verschmäht, je weniger Aufmunterung ihm zu Theil wird; desto höher steigt sein Werth.

---

Bey allen bisher genannten Eigenschaften hört indeß selbst die edelste That auf, verdienstlich zu seyn, so bald sie aus den Schranken der Ordnung und Rechtlichkeit tritt, in welchen allein das Gute dauerhaft, und ohne Verletzung dessen, was dem Menschen das Heiligste seyn muß, kann befördert werden.

Talentvolle und feurige Köpfe halten sich für berufen, von der breiten Heeresstraße des gewöhnlichen Lebens und Wirkens abzuweichen, und um so mehr, je reiner und wohlthätiger die Zwecke sind, welche sie sich vorsetzen, je mehr sie sich im Gefühle einer edlen Denkungsart und eines freyern Sinnes über die Beschränktheit und die kleinliche Stimmung der Alltagsmenschen erhaben glauben. Für ungemeine Kräfte, behaupten sie, schicken sich auch ungemeine Maximen. Umfassende Bemühungen erfodern weitere Ansicht und

höhern Schwung; eine liberale Gesinnung müsse sich auch durch ein liberales Benehmen auszeichnen. Der große Mensch erkenne kein andres Gesetz an, als was ihm das Bewußtseyn seiner Größe und das Bedürfniß sie zu schützen vorschreibe. Das echte Verdienst verschmähe willkührliche Conventionen, und entweihe sich selbst durch engherzige Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse der Dinge. Enthusiasmus müsse alles Gute zu Stande bringen, und dieser trage keine Fesseln. Ihnen ist jedes Mittel recht, das für den Augenblick ihren Absichten dient; ob es für das Ganze und für die Folge nicht mehr verderbe, ob es nicht gegen ausgemachte Pflichten streite und während es an der einen Stelle aufbaut, an der andern verwüste, während es hier erfreut, dort desto empfindlicher kränke, bekümmert sie wenig. Sie meynen als Repräsentanten der unmündigen Menschheit, über dergleichen Beherzigungen erhaben, und durch die Würde ihrer Unternehmungen zu allem berechtigt zu seyn, was dem Interesse derselben forthelfe, und sich das rücksichtsloseste, ungekümmste, gewaltsamste und paradoxeste Verfahren erlauben zu dürfen.

Offenbar stehen diese Maximen mit dem Geiste des wahren Verdienstes im Widerspruche; unverkennbar leuchtet aus ihnen der Egoismus, als Haupttriebfeder und die vorzüglichste Quelle ihrer Begeisterung hervor. Menschen dieser Art ist es gewiß mehr darum zu

ihm, mit ihren Talenten zu glänzen, und in dem Guten das sie bewirken, ihr theures Selbst zu verherrlichen, als dieses Gute um seiner selbst willen zu befördern. Sie schaden deswegen auch mehr als sie nützen, verwirren mehr als sie in Ordnung bringen, und ihre großen Projecte für die Zukunft sind gewöhnlich auf die Zerstörung gegenwärtiger Vorzüge gebaut.

Der verdienstvolle Mann will das Gute, aber nur auf dem Wege der Ordnung und des Rechtes. Er opfert ihm gerne den eignen Vortheil, aber nie die gesellschaftliche Wohlfahrt auf. Er wagt alles daran, nur nicht sein Gewissen. Kein Mittel ist ihm zu mühsam oder zu theuer, aber manches verwerflich, weil der Gebrauch desselben gegen die heiligern Grundsätze der Sittlichkeit streitet. Er weiß, daß Gehorsam gegen das Gesetz und Unterwerfung unter nothwendige Verhältnisse die Bedingungen alles Heilsamen sind, was unter Menschen zu Stande kommen soll, daß derjenige, der da vorgiebt, die Vernunft zu ehren, dies darin zu erst beweisen muß, daß er hierin ihre Vorschriften heilig hält, und daß Ungestümm, Uebespannung und Willkühr sich am wenigsten mit ihr vertragen. Er läßt sich nie vom Feuer seiner Leidenschaft überwältigen; sondern thut jeden Schrit mit Weisheit und Ruhe, leitet alles mit Besonnenheit ein, und bewirkt alles mit beständiger Rücksicht auf die Bedürfnisse der Menschen und die Lage der Dinge.

Durch die unnachläßliche Strenge, womit sich das echte Verdienst in den Schranken der Gesetzlichkeit hält, den Geist der Ordnung, der es in allen seinen Geschäften beherrscht, die erhabene Fassung, womit es alles vollbringt, die Achtung, womit es überall auf die Forderungen der Pflicht hört, macht es sich vorzüglich ehrwürdig. Daran erkennt man, daß es mehr als jugendliche Aufwallung des Blutes, daß es das Werk einer starken Seele sey.

---

Der edelste Schmuck des echten Verdienstes ist Uneigennützigkeit der Gesinnung, und mit dieser muß auch sein ganzer Werth stehen und fallen. Die Gesinnung allein adelt den Menschen, und alles Aeußere ist leeres Gepränge, wenn es nicht durch sie seinen vollen Gehalt bewährt. Mögen wir uns die erhabensten Zwecke vorsetzen; wir thun damit doch etwas sehr Gemeines, wenn wir dabei zulezt doch nur uns selbst im Auge haben. Mögen wir sie im größten Umfange zu realisiren suchen; wir verrathen doch einen beschränkten Sinn, wenn wir dabei nur unser Ich zu erweitern suchen. Mögen wir mit der mühsamsten Anstrengung und den größten Aufopferungen arbeiten; wir müssen uns doch verwerflich finden, wenn das eigne Interesse uns dazu begeistert hat. Mögen wir uns noch so strenge an Pflicht und Ordnung binden, wir

zeigen darin nur deſto mehr Unwürde, wenn Feigheit oder gehoffter Vortheil uns in ihren Feſſeln gefangen hielten. Schon der leiſeſte Anſtrich von Eigennutz verunreinigt die edelſte That und das wohlwollenſte Herz. Seinem Gewinne geht jeder nach, und erprobt darin, daß er die Hoffnung deſſelben zum Prinzip ſeiner Maximen macht, die Verkehrtheit ſeines Willens. Daß dieſer Gewinn bey uns zufällig mit dem Intereſſe anderer zuſammentrifft, und nur durch Handlungen die ihr Wohl befördern, zu erlangen ſteht, kann uns doch wahrlich nicht zum Verdienſte angerechnet werden, kann doch wahrlich die unlautere Geſinnung nicht heiligen. Wie Widerſinnig iſt es, für dasjenige Dank und Ehre zu fodern, was wir allein um unſer ſelbſt willen gethan haben? Dank und Ehre liegt aber doch offenbar im Begriffe des Verdienſtes.

So urtheilt auch der geſunde Verſtand, ſo entſcheidet das reine Gefühl. Wir achten die aufopferungsvolle Handlung nur ſo lange, als wir Urſache haben zu glauben, eine ungetrübte Liebe zur Pflicht habe ſie hervorgebracht. Wir ſtehen nur ſo lange voll Bewunderung vor dem Bilde des verehrten Menſchenfreundes, als wir ihn von frommer Wärme für das Gute ſelbſt durchdrungen ſehen. Jede eigennützige Rückſicht, die wir entdecken, ſtimmt unſer Urtheil und unſre Empfindung herab. Mit zerknirſchendem Unwillen und tiefer Verachtung erfüllt es uns, wenn wir am Ende

bemerken, daß er doch nur ein feiner Egoist war
Welcher Hochgesinnte möchte wohl die feile Krone tra
gen, die dem elenden Sclaven seines Interesses z
Theil ward!

Allein der, welcher das Gute um seiner selbst willen
schätzt, und es befördert, weil er darin den Befe
seiner Pflicht ehrt, ohne sich darum zu bekümmern
was daraus werden wird, ohne sich durch den Gedan
ken, daß dies der Weg sey, der zur Ehre und zu
Glücke führt, aufmuntern zu lassen, ist im Stande st
überall die würdigsten Zwecke vorzusetzen, mit feste
Muthe, hoher Unerschrockenheit und beharrlicher A
strengung nach ihnen zu streben, und dabey nie au
den Schranken einer weisen Mäßigung zu trete
Die Hoffnung des Vortheils ist zu wandelbar, d
Urtheil der Welt zu schwankend, als daß sie uns i
mer in gleicher Stimmung für das Gute erhalt
könnten. Gemeinnütziges Wirken führt zu selten
einem zufriedenen Leben, als daß derjenige, der k
nen andern Wunsch hat als diesen, lange dabey au
harren könnte. Er wird höchstens einzelne verdien
liche Handlungen vollbringen, ohne selbst Verdien
zu haben. Aber wen der erhabene Befehl der Ve
nunft leitet, wer das Beste der Welt ohne Rü
sicht auf sich selbst über alles hoch hält, auf den ka
man sich immer verlassen; denn sein ganzes Leb
ist verdienstvoll.

Hiernach also muß sich zuletzt unsre ganze Würdigung des Verdienstes regulieren. Wer am wenigsten der lockenden Aussicht bedurfte, am wenigsten auf die Folgen, so weit sie ihn selbst betreffen, achtete, am festesten auf der innern Stärke seines guten Willens ruhte, am treuesten in dem was er that, seinen Seelenwerth behauptete, der ist der verdienstvolle Mann; so beschränkt auch sein Wirkungskreis seyn, so wenig Glänzendes er auch vollbracht, ein so einfaches und stilles Leben er auch geführt haben mag.

---

Weil das Verdienst ohne Eigennutz ist, darum ist es auch **ohne Ansprüche**. Wer auf nichts rechnete, fodert auch nichts; wer nichts erwartete, beklagt sich auch nicht, wenn er nichts erhält. Wer nur sich selbst genügen will ist auch in sich selbst froh, wenn ihm nichts anders zu Theil wird. Wer sich seines Werthes bewußt ist, kann der fremden Anerkennung entbehren. Darum macht das wahre Verdienst kein Geräusch, kündigt es sich nicht laut an, tritt es mit keinen Prätensionen hervor, sucht es keine Aufmerksamkeit zu erregen, hascht es nicht nach Beyfall, trägt es das, was es leistet nicht zur Schau, erhebt es sich seines Werthes nicht, brüstet es sich nicht mit seinen Tugenden. Es ist in sich selbst groß und glücklich; darum kann

es die Ehre der Welt verachten. Es sah sie oft Unwürdigen zu Theil werden; darum verachtet es sie wirklich. Seine Bescheidenheit ist sein einziger Stolz. In seinem geräuschlosen Wirken fühlt es sich hinlänglich belohnt, wenn es auch von Menschen ganz übersehen und verkannt wird. Es bedarf der Anmaßung nicht, worinn nur die innere Armuth sich zu verbergen sucht; es verschmäht sie als etwas Unnatürliches und Bedaurenswerthes, wodurch auch das Schönste verunreinigt, und der Tugend ihre würdigste Zierde genommen wird. Die verdienstvollsten Menschen haben am meisten in der Stille gelebt, in der Einsamkeit am freyesten, frohesten und muthigsten gewirkt, und da ihre besten Unternehmungen ausgeführt, da den höchsten Adel ihrer Seele offenbart, wo sie sicher waren, von niemand bemerkt zu werden.

Deßwegen war von je her Verkennung so oft das Loos des echten Verdienstes. Wie konnte von Menschen, die nur am Schimmer kleben, nur über das erstaunen, was sich in sinnlicher Größe ankündigt, erwartet werden, daß sie das höchste und Beste da suchen sollten, wo der wenigste Schein ist, wo sie gewohnt sind etwas Gemeines, wenn nicht gar Verächtliches zu sehen? In verborgenen Familienzirkeln, in der Verbrüderung weniger guten Menschen ward das Meiste gethan, was in jeder Rücksicht verdienstlich genannt werden muß, das meiste Gute gestiftet oder vorberei-

ter, deſſen Segen ſich bis auf ſpätere Zeiten erhalten, und in weite Fernen verbreitet hat. Wo die Zahl der Bewunderer ſich am dichteſten zuſammen drängt, da mögen wir nur mißtrauiſch zurück treten; denn wir werden da ſelten mehr finden, als ein leeres Gepränge, groſſe Thaten ohne hohen Geiſt, Begünſtigungen des Glückes ohne Muth und Anſtrengung, kühnes Aufſtreben, gewaltſame Zertrümmerungen ohne Geſetz und Ordnung, Weiſen, welche der Geldhunger, Helden, welche die Ehre begeiſtert, oft Verräther der Menſchheit, deren Lob feile Sclaven verkündigen; Feinde der Vernunft und Tugend, die ein verpeſtetes Zeitalter preiſt, weil ſie ihm Wiegenlieder zu ſeinen Laſtern ſingen, und ſeiner nie geſättigten Sinnenluſt immer neue Nahrung zuführen.

Wer unter uns könnte mit einſtimmen, in ein ſolches Lob, wer unter uns könnte nach ſolchen Verdienſten geitzen. Darum ſoll die allgemeine Stimme uns nicht beſtechen; darum ſoll Vernunft und Herz entſcheiden, wo über das Verdienſt gerichtet wird. Wir wollen uns nicht ſcheuen, der Lüge zu widerſprechen, wenn ſie auch in aller Munde wäre, die freche Anmaßung zu beſchämen, wenn ſie auch ſchon alle geblendet hätte. Das ſind wir uns ſelbſt, das ſind wir der Menſchheit, das der Gerechtigkeit ſchuldig. Nur da, wo die edelſten Zwecke im weiteſten Umfange, mit der gröſten Anſtrengung, der

weisesten Gesetzlichkeit und der uneigennützigsten Liebe verfolgt werden; da werde das echte Verdienst von uns geehrt. Nicht wer einzelne große Thaten verrichtet; sondern wer sein Leben mit hoher Resignation, stiller Ruhe und edlem Muthe der Pflicht hingibt, der sey uns der verdienstvolle Mann. Und hielte ihn kenier dafür; so werde er doch nicht von uns verkannt. Wäre er mit dem Staube der Dürftigkeit und Verachtung bedeckt; so werde er doch von uns hervorgezogen aufgemuntert und belohnt. Das echte Verdienst ist der höchste Triumpf unsrer Menschenwürde; darum dürfen wir es eben so wenig dulden, daß es dem Schlechten zugesprochen, als daß es demjenigen entrissen werde, dem es mit Recht gebührt. Wir thun nicht mehr als mit Recht von uns gefodert werden kann, wenn wir ihm öffentlich unsre Achtung bezeugen, es auf alle mögliche Weise unterstützen, und dadurch die Ehre unsers Geschlechtes retten, dessen Verläumder immer zahlreicher werden.

Dies ist um so mehr unsre Pflicht; je mehr sich die Grundsätze, nach denen über das Verdienst entschieden wird, verfälschen, und einen traurigen Verfall der Denkungsart und der Sitten drohen; je tiefer Muthlosigkeit, Weichlichkeit und Erschlaffung die Menschen niederdrücken, und es ihnen unmöglich machen, sich zu verdienstvollen Handlungen zu erheben.

Wir dürfen hier nur gerecht seyn, um zugleich die größten Wohlthäter unsers Zeitalters zu werden.

So leicht ist es freylich nicht, dem Verdienste in jeder Gestalt, in welcher es sich uns zeigen mag, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es erfodert oft hohe Selbstverläugnung, oft ist sein Aeußeres nichts weniger als einladend. Wir erscheinen dabei nicht selten in einem unbedeutenden Lichte, der Glanz fremder Tugend überstrahlt die unsrige. Wir müssen den Tadel der Welt, die so bald von ihren Vorurtheilen nicht läßt, oft bitter über uns ergehen lassen, manche Anwandlung des Neides und der Parteylichkeit, über welche selbst der Beste nicht immer Herr ist, unterdrücken. Aber dafür ist es auch etwas sehr Ehrwürdiges, und vielleicht macht uns keine Handlung mehr mit uns selbst zufrieden, als hierin der Wahrheit Zeugniß zu geben. Eben die erhabene Stärke der Seele und die edle Uneigennützigkeit, welche wir dabei an den Tag legen, halten uns hinlänglich schadlos. Fremde Verdienste anzuerkennen, ist in vielen Fällen das größte, das wir uns selbst erwerben können.

Hierbey dürfen wir es indeß nicht bewenden lassen. Es ist nicht genug, warme Bewunderer und Lobredner, wir sollen auch thätige Nacheiferer des echten Verdienstes seyn — nur keine sclavischen. Ein jeder soll mit eignen Kräften, in seinem besondern Kreise, und nach dem Maße seiner Fähigkeiten nützen. An

ausgebreitetem Wirken kann uns vielleicht mancher, aber an Treue, Eifer, Muth und reinem Wohlwollen soll uns keiner übertreffen. Das Gute, was wir in unsrer Lage schaffen können, werde mit voller Seele, und nach unserm ganzen Vermögen gethan. Wahres Verdienst ist das Einzige was wir aus dem Strome der Vergänglichkeit retten können, das Einzige, was uns über den Wechsel des Irrdischen erhebt, und des Ewigen ganz versichert, das Einzige, was uns Ruhe und Trost giebt, wenn uns alles verläßt. Dabey sey es uns nicht um die Ehre der Welt zu thun; das eigne Bewußtseyn ist viel mehr werth, und gewährt uns um so viel mehr, je weniger wir foderten. Am allerwenigsten soll uns die Meynung der Menschen oder des Zeitalters stimmen, nach einem andern, als dem wahren, stillen, bescheidenen und in sich grosen Verdienste zu streben, oder es uns gar durch etwas erwerben zu wollen, was wir für Unrecht halten. Was helfen uns alle Beyfallsbezeugungen, wenn unser Herz uns sagt, daß wir ihrer nicht wehrt sind, oder sie mit der Verletzung unsers Gewissens erkauft haben. Dieselben Grundsätze, nach denen wir andre beurtheilen, sollen auch uns leiten. Wir wollen überall das thun, was wir für das Beste, und es auf die Art thun, die wir für die rühmlichste halten. Mag man uns dann übersehen, oder gar den Kopf über uns schütteln, und uns als guthmüthige Schwär-

mer bemitleiden. Viele herrliche Menschen haben vor uns dieses Schicksal gehabt, und viele werden es nach uns haben. Damit ist das Gute nicht vernichtet, das aus unsern Händen hervorgeht. Uns erfreut der Beyfall unsers Gewissens, und im Stillen noch manches guter Menschen; und einst kommt gewiß die Zeit, wo man uns öffentlich Gerechtigkeit widerfahren läßt.

---

Sechs-

# Sechste Rede.

## Die Ruhe.

Unvertilgbar, m. g. Z., wohnt im Herzen des Menschen die Sehnsucht nach Ruhe. Alle Schätze der Erde genügen ihm nicht, ihre schönsten Güter können ihn nicht erfreuen, wenn er keine Ruhe hat. Bilder der Ruhe und des stillen Friedens sind die wesentlichsten Züge in jedem Ideale irrdischer Glückseligkeit, das er sich in solchen Stunden, in welchen die Leidenschaft ihn verließ, bildet. Freylich steckt ihm diese oft ein anders Ziel auf; aber er wird demselben nur so lange nachringen als sie ihn entflammt, ihn über sein wahres Interesse verblendet, und ihm die eigentlichen Gegenstände desselben aus den Augen rücket. Freylich scheint es ihm oft eine Lust zu seyn, so viel Unruhe als möglich auf sich zu laden; aber er ist dann entweder von der Natur abgewichen, eine peinigende Verstimmung wüthet in

seinem Innern, und jagt ihn, in trauriger Selbstverkennung und verzweifelnder Unberathenheit hierhin und dorthin immer täuschenden Phantomen nach; oder er hofft, daß jene arbeits- und sorgenvolle Bemühungen ihm doch endlich noch Ruhe geben werden, wenn er sie nicht gar als das einzige Mittel betrachtet, diese zu erlangen.

Der Wüstling scheint diesen Wunsch nicht zu kennen und nichts ihm verhaßter als Ruhe zu seyn. Er stürzt sich aus einer Zerstreuung in die andre; und je mehr es um ihn tobt und lärmt, je heftiger die Bewegung seiner Sinne und der Sturm seiner Begierden ist, desto besser meynt er zu leben. Aber was ist jene drückende Leere, die durch keinen Genuß ausgefüllt wird, jenes bittre Gefühl der Nichtbefriedigung und des Entbehrens das ihm von allen Ergötzlichkeiten allein zurück bleibt anders als ein unwillkührliches Geständniß des Herzens daß es wohl Ruhe haben möchte, und sie nicht habe? Was treibt ihn ins Weite, und führt ihn immer wieder hin zu den Beschäftigungen und Unterhaltungen, bey denen er noch nie fand, was er suchte, als die mißverstandene Sehnsucht nach Ruhe.

Der Ehrgeizige baut Plane auf Plane; er verwickelt sich in die weitläuftigsten Unternehmungen; er schafft sich selbst Hindernisse, um sie zu überwinden, er sucht die Gefahr, um ihr zu trotzen; er setzt sich tausend Sorgen und Bekümmernissen aus, er wendet al-

ſek en, und erfert alles auf, um es nur weit zu bringen. Aber wie oft mag er unter der Laſt ſeiner Arbeiten ſeufzen: wann werde ich Ruhe haben? wie oft mag er es ſich im Stillen geſtehen, daß auch der herrlichſte Ruhm ihn nicht befriedigen könne, daß das größte Anſehen ſeinem Verlangen etwas übrig laſſe, wofür er gerne allen Glanz hingäbe? Der thätige Geſchäftsmann zerquält ſich unter ſeinen Arbeiten; und je mehr dieſe ſich häufen, je größer ſein Wirkungskreis wird, je mehr Nachdenken und Anſtrengung aufgewandt werden muß, deſto größer iſt ſeine Freude. Aber auch er verläugnet die Sehnſucht nach Ruhe nicht. Seine Thätigkeit ſoll ihn ſchützen gegen die Unruhe, die ihn von außen her oder aus ſeinem eignen Herzen bedroht; die Ausſicht auf ein ſorgenfreyes und ruhiges Alter ſtärkt ihn, wo große Beſchwerden mehr Muth und Kräfte erfordern, ſüße Träume voll ſtiller Ruhe erheitern ihn, wenn ſein Sinn unmuthig wird.

Wohl oft wird die Sehnſucht nach Ruhe verkannt, wohl oft von einer heftigern Begierde überwältigt, wohl oft einem flüchtigen Zauber der Sinne, oder einer ſtarken vorübergehenden Bewegung des Herzens nachgeſetzt, aber doch nie ganz vertilgt. Sie ſchläft immer im Hintergrunde der Seele, hängt ſich an jeden andern Wunſch an, und tritt dann in voller Stärke hervor, wenn eine herbe Erfahrung an die Eitelkeit alles andere lebhafter erinnert. Andre Neigun

gen erwachen und vergehen, oder nehmen mit den Jahren eine andre Gestalt an; aber diese vergeht nicht, sie bleibt unwandelbar dieselbe in der Jugend wie im Altar; wir nehmen sie mit ins Grab, nicht selten getröstet durch die Hoffnung, da zu finden, was wir auf Erden vergebens suchten.

Der Mensch sucht wohl Arbeiten auf, beunruhigt durch Thorheiten sein Leben vielfältig, setzt sich Zwecke vor, und wagt sich an allerley Unternehmungen, die ihm Beschwerden, Anfeindungen und Kämpfe genug verursachen, aber er irrt dabey nur an sich selbst, deutet seine Bedürfnisse falsch, und segnet zuletzt in dem den treuesten Freund, der ihm den Weg der Ruhe zeigt.

Ward indeß dem Armen die Sehnsucht nicht zur Qual gegeben? Ist er nicht stäts voll Unruhe, er mag es anfangen wie er will? Wo ist der freundliche Genius der ihn aus dem Gedränge rettet, das sich überall um ihn sammelt, und auf ihn eindringt? Träumt er sich nicht Paradiese, die auf Erden nicht blühen? Geht er nicht Hoffnungen nach die, nur ein besseres Land erfüllen kann? Ist es möglich, daß er je ohne ein kummervolles, tief erschüttertes und oft schwer verwundetes Herz dahin gehe?

Er flieht in die Einsamkeit um Ruhe zu haben; aber auch dahin verfolgen ihn lästige Erinnerungen, bange Befürchtungen, drückende Sorgen und heftige

Wünsche. Wenn ihn auch nicht Nothwendigkeit und Pflicht so bald wieder in das Geräusche der Welt, das nun noch viel lauter wird, zurück riefen: so würde er schon deßwegen nicht ruhig seyn können, weil er sich selbst, und in sich so manche herbe Erfahrung und so manche brennende Begierde immer wieder findet, die es nie an feindlichen Störungen fehlen lassen. Er entschlägt sich seinen Arbeiten, und meynt ihm werde wohl seyn, wenn die Hinderungen und Vorkehrungen, das Mißlingen und die rastlose Wachsamkeit, die mit ihnen gepaart gehen, ihm keine Noth mehr machen. Aber noch größere Noth macht ihm der Müßiggang; schwerer drückt alles Widrige auf die erleichterte Seele; schneller dringt jede Thorheit in das unbeschäftigte Herz, und alle unangenehmen Eindrücke bewegen den offnen Sinn stärker. Er verschmerzt das eine Leid; aber kaum kehrt die Ruhe in sein Gemüth, so ist auch wieder ein neuer Kummer da, der sie verjagt. Er schlägt den Wunsch, der sein Inneres so gewaltsam hin und her treibt, durch vernünftige Ueberlegung und weise Grundsätze nieder; aber kaum ist es da stille geworden, so erhebt sich wieder ein neuer Sturm und eine neue Begierde setzt seine Kräfte und Bewegungen in Aufruhr. Das Bewußtseyn treu erfüllter Pflicht tröstet ihn über die Armuth und das Elend des Lebens; aber eine neue Uebertretung rückt ihm das Gefühl seiner Fehlsamkeit so nahe, daß darüber sein Leben noch ärmer und elender

wird) als es je war. Er lehnt sich an die Brust eines treuen Menschen, und hofft in den Armen der Freundschaft Rettung zu finden vor dem betäubenden Gewirre der Weltgeschäfte; aber bald treiben ihn Selbstsucht, Kälte, Verkennung und Mißverständnisse auch da wieder weg.

So, scheint es denn, gehe er auch hier einem Schattenbilde nach, das er nie umfassen wird, das ihm höchstens eine Weisung sein soll auf eine bessere Zukunft die über der Erde wohnt, er sehne sich nach einem Gute, das ihm nur dann zu Theil wird, wenn ein Strahl aus höhern Gegenden erleuchtend und erwärmend in sein Herz fällt, und ihm nur so lange bleibt, als er sich mit jenen höhern Gegenden in Befreundung zu halten weiß. Es ist der Mühe wehrt, weiter hierüber nachzudenken.

---

Bleiben wir bei der gewöhnlichen Ansicht der Dinge und den gewöhnlichen Erwartungen stehen: so ist es freylich vergebens hier auf Erden Ruhe zu suchen. Pflicht und Noth legen dem Menschen so manches auf, die Umstände kommen ihm mit so manchem entgegen, seine Verbindung mit Menschen verwickelt ihn in so Manches, aus seinem Gemüthe quillt so Manches her, in seinem Betragen ist so viel Thörigtes, was es ihm

unmöglich macht, je in stiller Ruhe seiner selbst froh zu werden.

So lange der Mensch auf Erden ist muß er arbeiten. Ohne zu arbeiten kann er nicht leben, und weder die Gesundheit des Körpers noch die Heiterkeit seiner Seele bewahren. Wer für seine täglichen Bedürfnisse nicht unmittelbar zu arbeiten braucht, muß doch in Ansehung derselben vieles mit Mühe einrichten, und manche lästige Vorkehrungen treffen, ohne welche ihm sein Ueberfluß nichts helfen würde, und steht dabey in mancherley Verbindungen mit der Welt, die ihm ebenfalls verdrießliche und mühsame Geschäfte genug anweisen. Könnte einer indeß auch des alles überhoben seyn: so würde ihn doch seine Pflicht zur Arbeit auffordern. Wer nicht arbeitet, ist nicht werth, daß er da ist. Wer die Stelle nicht anbauet, auf welcher er steht, verdient sie auch nicht. Wer sein Leben in Trägheit verschwendet, sollte nie gelebt haben. Durch Arbeit ringt sich der Mensch zu seiner Menschenwürde herauf; durch sie allein kann er den angebornen Adel seiner Natur behaupten. Zur Arbeit ist er bestimmt, und alles, wozu er sonst noch bestimmt ist, erlangt er nur durch Arbeit. Im Gebrauch entwickelt sich jede Anlage; in der Uebung wächst jede Kraft; und jede köstliche Frucht, welcher wir uns freuen war einst der Preis schwerer Anstrengung. Wer für sich nichts zu thun hat, hat für andre desto mehr zu thun. Wer

ein eignes Wohl hinlänglich besorgt, findet es eben damit desto nachdrücklicher an das gemeine Weltbeste gewiesen.

Wollten wir also in verdrossene Unthätigkeit die Ruhe setzen, nach welcher eine so heiße Sehnsucht in unserm Herzen lebt; so würde diese Sehnsucht entweder immer unbefriedigt bleiben, oder wir müßten Befriedigung derselben mit der Versäumung unsers physischen und sittlichen Wohles, mit Vernachlässigung unsrer irrdischen und höhern Angelegenheiten, mit der Uebertrettung unsrer heiligsten Pflichten, mit der Entweihung unsrer Würde und einer totalen Verwüstung unsers innern und äußern Menschen erkaufen. Dazu kann sich wahrlich kein Besonnener entschließen.

Kein Besonnener meynt indeß auch eine solche Ruhe; kein Besonnener verlangt nach einer Geschäftslosigkeit, die ihm zur größten Qual werden müßte, wenn sie möglich wäre, zu ihr zu gelangen. Nicht darüber daß sie überhaupt arbeiten müssen, klagen die meisten, sondern darüber, daß des Arbeitens so viel, und daran kein Aufhören ist, daß sie nie zu sich selbst kommen, daß es dabey so anhaltend zu sorgen gibt, daß ihnen so manches verdorben und manches andre so schwer gemacht wird, daß ihnen überall Hindernisse in den Weg treten, daß sie nie sicher seyn können, etwas wohl eingeerndtet zu haben; daß die meisten Arbeiten so undank-

dar und so freudenlos sind, daß sie in so vielerley unangenehme Umstände verwickelt werden, daß es so oft den bittersten Verdruß absetzt, und immer dasselbe wiederkehrt.

Anders ist es nicht und wird es auch nicht, schwere, mühsame, sorgenvolle Arbeiten sind das Loos des Menschen. Im Schweiße seines Angesichtes muß er sein Brod essen, und seine Pflicht thun. Immer bleibt dabei etwas zu betrauren, etwas wegzuräumen, zu bekämpfen und umzubilden. Tausend Dinge sind zu verrichten, die mit unsern süßesten Gewohnheiten streiten, gegen geliebte Meynungen angehen, und wider welche sich unser ganzes Innere auflehnt. Wie sollen wir zur Ruhe kommen, wo das Drängen und Treiben nie aufhört, wo uns immer neue Beschwerden aufgebürdet werden?

---

Auch die Verbindungen worin wir uns mit andern Menschen befinden, sind eine Quelle vieler und großer Unruhen. Manche stehen weit von uns ab, und wir hätten sie gerne nahe. Manche sind uns nahe, und wir wünschen sie weit weg. Der Eine ist mit uns im Widerspruche, sucht uns mit Gewalt oder List zu sich hinüber zu ziehen, und gelingt ihm das nicht; so feindet er uns überall an, ergißt seine ganze Bitterkeit über uns, wir werden der Gegenstand

seines Hasses und seiner Verfolgungen. Ein andrer ist mit uns auf demselben Wege, geht denselben Zwecken nach, die auch wir zu erstreben bemüht sind, und eben das, daß wir uns hier begegnen, führt uns miteinander in tausend Verwickelungen und entflammt den heftigsten Streit des gegenseitigen Interesses. Wir wähnen uns durch einen gekränkt, beeinträchtigt und gedemüthigt. Unwille und Furcht kämpfen in uns unaufhörlich. Hier ist uns einer verdächtig, er scheint Anschläge zu haben, die auf unser Verderben zielen, hinter glatten Worten und einem freundlichen Gesichte ein falsches, tückisches, schadenfrohes Herz zu verbergen, und wir müssen immer auf unsrer Hut seyn, um nicht von ihm überlistet zu werden, immer etwas in Bereitschaft haben, was wir seinen Ränken entgegen setzen können, wenn sie, vermuthet oder unvermuthet, zum Ausbruche kommen sollten. Dort wird uns einer durch sein Wohlwollen lästig; er will uns Dienste erzeigen, die wir nicht verlangen, ein Glück aufdringen, um welches wir gar nicht verlegen sind, sich uns auf eine Art gefällig machen, die unsern höchsten Widerwillen erweckt, und wir haben Mühe uns vor seiner Güte in Sicherheit zu setzen. Bald trennen uns Mißverständnisse von dem liebenden Herzen, an dem wir so fest lagen, und auf dessen Besitz wir so stolz waren. Bald zerreißt trüber Argwohn die Verbindungen, die für die Ewigkeit geschlossen

zu seyn scheinen. Bald führen uns dringende Geschäfte mit Menschen zusammen, deren Denkungsart oder deren Sitten uns empören, zu denen wir nicht das geringste Vertrauen haben können. Bald hat uns das Schicksal an solche geknüpft, die nur zu unserm Verdruße da zu seyn scheinen, denen auch der sanfteste und heiterste Sinn kein freundliches Wort und keinen tröstenden Blick abgewinnen kann.

Wie ist es nun möglich, da ein ruhiges und gleichgestimmtes Herz und ein friedevolles Leben zu bewahren, wo wir uns so oft angezogen und wieder weggestoßen sehen, wo eine unaufhörliche Aufmerksamkeit auf uns selbst, die sorgfältigste Einrichtung unsers Benehmens, die offensten Erklärungen und die redlichsten Ausgleichungen nicht hinreichen, allen Verdacht, alle Verkennungen, Besorgnisse und feindliche Collisionen zu entfernen?

---

Zudem wird der arme Mensch immerfort von einem harten Schicksale angefochten. Nicht genug, daß diejenigen, die mit ihm nach Einem Ziele gehen, ihn stören; auch zufällige Verkettungen der Umstände fallen fast in jedem Augenblicke über ihn her, und verkümmern ihm das Wenige, was ihm die Menschen noch übrig ließen. Nicht genug, daß ihn dasjenige, was er zu thun hat, in so viele Verdrießlichkeiten verwickelt; er muß auch so vieles leiden, was ihm großen Kum

wer verursacht, und was er doch mit aller Klugheit nicht vermeiden, und mit aller Anstrengung nicht ändern kann. Wäre es ihm möglich, mit sich selbst und denen die neben ihm sind, einen ungestörten Frieden zu halten: so steht doch noch eine Gewalt gegen ihm über, die ihm nicht nur weit überlegen ist, sondern die es auch ganz darauf angelegt zu haben scheint, ihn immerfort zu beunruhigen. Wie wenig haben wir, das vor allen Beeinträchtigungen und Beraubungen des Schicksales sicher wäre, und dessen Besitz allein von uns selbst abhinge. Selbst die Früchte unsers Fleißes müssen unter seinem Schutze zur Reife kommen — und es kostet ihm wahrlich nur wenig, unsre herrlichsten Werke mit Einem Schlage zu zertrümmern. Unsre Thätigkeit läßt sich vielleicht nach den Umständen, in welchen wir leben, beschränken; Gewohnheit überwindet vielleicht das Mühsame; dem anhaltenden Bestreben gelingt vielleicht das Schwere; die Menschen laßen sich vielleicht lenken; ein weises und wohlwollendes Benehmen gleicht vielleicht das Mißverhältniß aus, das uns in Ansehung ihrer so besorgt macht. Aber wer beugt den ernsten Willen jener unsichtbaren Macht, die überall in unser Leben eingreift, in ein Leben, das an so vielen reitzbaren Stellen sehr schmerzlich ergriffen werden kann.

Bedürften wir weiter nichts als was die Natur fordert: so wäre unsre Abhängigkeit von solchen Dingen, über welche wir wenig oder nichts vermögen, schon

groß genug, um uns in ewiger Unruhe zu halten. Aber wie vieles hat uns die Gewohnheit zum Bedürfniß gemacht, wie vieles ist uns durch die gesellschaftlichen Einrichtungen, wie vieles durch die feinern Empfindungen, welche eine höhere Kultur aufregte, unentbehrlich geworden, worin uns die Umstände begünstigen müssen, uns aber oft vernachläßigen, wenn sie uns nicht gar zuwider sind! Die meisten Dinge, die sich in unsrer Nähe ereignen, haben auch einen mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß auf unsre Gemüthsstimmung, berühren oder gefatten etwas, das fest an unserm Herzen hängt, wecken die verschiedenartigsten, bald angenehmen, bald bittern Gefühle in uns auf, und führen uns in einem ewigen Wechsel von Besorgnissen, Erwartungen, Hoffnungen und Befürchtungen, frohen und traurigen Stunden umher. Wäre es nun auch weiter nichts als dieser ewige Wechsel, wie könnten wir dabey ruhig bleiben? Wie könnten wir unsre Seele in derselben ordnungsvollen, stillen Bewegung erhalten, wo so verschiedene Gegenstände bei ihr vorüber gehen und sie so verschiedene, bald sanfte, bald heftige, bald ernste, bald frohe, bald niederschlagende, bald erhebende Eindrücke erfährt! Welch ein starker Geist müßte es seyn, der da seine Gleichmüthigkeit behauptete! Aber es ist mehr. Die Veränderungen, die sich mit uns ereignen, sind oft schmerzliche Demüthigungen, traurige Verluste, bittre Täuschungen, grausame Mißhandlungen; und das alles

ſollte unſre Heiterkeit nicht ſtören? Wir ſollten uns betrogen ſehen, um das, was wir mit Leidenſchaft lieben, verwahrloſt in dem, was für uns den meiſten Wehrt hat, verdammt zum Entbehren deſſen, was wir für den ſchönſten Schmuck und die höchſte Ehre des Lebens halten, ohne daß dadurch unſre innere Verfaſſung verändert würde? So viele Stürme ſollten auf uns eindringen, und keiner uns erſchüttern? So viele Leiden ſollten uns treffen, und keins uns beugen, ſo viele Gefahren uns bedrohen, und keine uns ſchrecken? Nein, ſo lange der Menſch unter dieſer unerbittlichen Herrſchaft des Schickſales ſteht, kann er nicht zur Ruhe kommen, es ſey denn daß er aufhöre zu denken und zu empfinden, und auf alles reſignire, was dem Herzen theuer iſt. Oder wohin ſoll er fliehen, daß ihn der Unfall nicht erreiche? was ſoll er ihm entgegen ſetzen, daß er ihn nicht verwunde. Gewohnheit wird ihn vielleicht abhärten, weiſe Ueberlegung wird ihm vielleicht Faſſung geben, Troſtgründe können ſeinen Schmerz beſänftigen: — aber das alles gewährt ihm keine Ruhe.

---

Könnten wir uns indeß alles Aeußeren ganz entſchlagen, unſre Verbindung mit der Natur und den Menſchen ſo weit aufheben, daß unſer Herz von keinen daher rührenden Veränderungen mehr getroffen würde, ſo wäre damit doch jene reichhaltige Quelle der Unruhe, die aus dieſem ſelbſt hervor ſtrömt

noch nicht verstopft. Die innere Empörung setzt uns eben so oft, und in eben so große Bewegung als die Angriffe, die von außen her auf uns geschehen. Wann hört dieses Herz wohl auf zu wünschen? Was befriedigt uns in dem Maße, daß das Gefühl dieser Befriedigung nicht bald wieder durch ein neues Verlangen verdrängt würde? Es ist als ob das Leben selbst nichts anders als eine ewige Sehnsucht wäre, und als ob die Anhänglichkeit an dasselbe dadurch erhalten werden müßte, daß das eine Bestreben an die Stelle des andern tritt, daß Befriedigung und wiederkehrendes Bedürfniß ihm immer neue Reize, und der Thätigkeit neue Antriebe geben. Auch der Genügsamste kennt noch vieles, was er gerne zu dem Seinigen hätte; auch er verliert sich noch oft in süßen Träumen von einem Glücke, das ihm fehlt. Der ganze Unterschied ist nur der, daß der eine mit weniger Ungestüm als der andre verlangt. Immer gehen noch der Wünsche zu viel mit dem Menschen ins Grab, als daß einer sagen könnte, er sey auf Erden in dieser Rücksicht ganz ruhig gewesen.

Bliebe es indeß noch beym Wünschen: so möchte dies vielleicht wenig zu achten, und die daher entspringende Unruhe eben nicht sehr bedeutend seyn. Aber der Wunsch wird zur Begierde und bewegt das Gemüth heftiger. Die Begierde entbrennt zur Leidenschaft, und setzt das ganze Leben in Verwirrung. Eine

Begierde und Eine Leidenſchaft tritt gegen die andre; alle treten gegen den Befehl der Pflicht auf, und ſo liegt der Menſch ewig mit ſich ſelbſt im Streite. Während er dem Einen nachgeht, muß Er das Andre verſäumen. In die Freude über den Beſitz des Einen miſcht ſich bitterer Verdruß über den Verluſt des Andern. Dort bereichert, ſieht er ſich hier verarmen. Er will ſeinen Geldhunger ſättigen, ſeinen Durſt nach Ehre, ſtillen und doch auch die Achtung gegen ſich ſelbſt bewahren, und verwickelt ſich ſo in ſeinen Entwürfen, daß er alles darüber einbüßt. Er will verſchwenden, und doch auch nicht darben, öffentlich glänzen, und doch auch nicht im Stillen Noth leiden, ſeine Anſchläge ausführen, und doch auch mit der Welt im guten Vernehmen bleiben, den Genuß haben, und doch auch nicht das Opfer bringen, mit welchem er allein zu erkaufen iſt. Brännte die innere Gluht der Begierde weniger heftig, regte ſie weniger ſtürmiſch alle Kräfte des Lebens auf: ſo müßte ihn ſchon der Kampf verzehren, den ſie in ihm unterhält. Und welche Bewegungen entſtehen in ſeinem Gemüthe, wenn ihm etwas zu Theil oder verſagt wird, worauf ſeine Begierde gerichtet war! Bald verſetzt ihn die Freude außer ſich, bald iſt er voll Dankbarkeit und warmer Liebe, bald tobt der Unwille in ſeiner Bruſt, bald foltert ihn ſchwarzer Neid, bald jagt ihm wilder Zorn das Blut in Flammen, bald empört ihn ungeſtillte Rachluſt, und

bald vergiftet verbissener Groll die innerste Quelle des Lebens.

So ist es nicht bloß bey rohen Menschen, die noch ganz unter der Tyranney einer ungebändigten Sinnlichkeit stehen. Auch die Bessern, die schon viel und ernstlich an ihrer Veredlung gearbeitet haben, erfahren noch oft den Ungestüm eines aufwallenden Gemüthes, einer brausenden Leidenschaft und einer stark gereizten Empfindlichkeit. So oft wir auch schon eine ausschweifende Begierde in die Schranken der Ordnung zurückgewiesen haben, es werden doch Veranlassungen genug kommen, die sie in einer ungewöhnlichen Stärke erwecken und wieder über jene Schranken hinaus treiben. So groß auch die Fertigkeit seyn mag, die wir uns erworben haben, unsre Affecten mit ruhiger Besonnenheit zu leiten, und durch vernünftiges Nachdenken zu mäßigen: sie werden doch oft mit einer solchen Gewalt hervorbrechen, daß wir gar nicht im Stande sind, uns zu sammeln, und noch weniger, ihnen Einhalt zu thun. Dahin hat es diesseits des Grabes noch keiner gebracht, daß nie ein Gegenstand sein Verlangen mehr entzündet hätte, als es mit der erhabenen Fassung eines gleichgestimmten Gemüthes bestehen könnte, daß sein Herz immer so ruhig geschlagen, seine Seele sich nie mehr entrüstet hätte, als es den Gesetzen eines harmonischen und in sich vollendeten Lebens angemessen war. Wenn es auch weiter nichts wäre, als daß die Leidenschaft sich so

ist gegen die Pflicht aufsteht, und dürfte nicht selten nur im hartnäckigsten Kampfe mit jener kann ausgeführt werden: so ist das allein schon hinreichend unsre Ruhe zu zerstören.

---

Aber daß dies so oft nicht geschieht, daß die Pflicht so oft der Neigung nachgesetzt wird, ist eine neue Ursache großer Unruhen für den Menschen. Wir fehlen alle mannichfaltig. Selbst den Besten drückt das quälende Bewußtseyn vieler Verschuldungen. Keiner kann ohne Tadel seines Inneres prüfen, keiner ohne vielerley bittre Vorwürfe sich der Erinnerung an sein vergangenes Leben hingeben. Fast jeder Tag hat seine verschwendeten Augenblicke, seine schlecht zugebrachten Stunden, seine Stunden der Schwachheit und der Kälte gegen das, was uns immer mit heiligen Gefühlen durchdringen sollte, seine Thorheiten, Ausschweifungen und Fehltritte jeder Art, seine versäumten Gelegenheiten und seine verwahrlosten Aufforderungen Gutes zu wirken. Je edler Jemand denkt, und je feiner er fühlt, je zarter sein Gewissen ist, und je strenger die Forderungen sind, die er an sich selbst thut: desto öfter wird er sich anklagen, desto unnachsichtlicher sich verdammen, desto tiefer den Schmerz der Reue fühlen. Weil dieser Schmerz so ehrwürdig ist, darum verwundet er desto heftiger. Wer mit der meisten Liebe

und dem treuesten Eifer arbeitet, die Menschen am schonendsten duldet, die Härte des Schicksales mit der größten Gelassenheit trägt, von dem innern Zwiste der Leidenschaften und Gemüthsbewegungen am wenigsten gestört wird, und also von dieser Seite gesichert ist, wird von derjenigen Unruhe, die aus der Empfindung seiner moralischen Gebrechlichkeit und der Mißbilligung seiner richtenden Vernunft entsteht, am meisten gefoltert werden.

Ich will es zugeben, daß der größte Theil sich vor dieser Beunruhigung, durch sinnliche Zerstreuung und Betäubung des moralischen Gefühles, zu schützen weiß; und daß es besonders unser verfeinertes Zeitalter in dieser Kunst sehr weit gebracht habe. Aber was ist es auch für eine Ruhe, die auf die Ausrottung des Edelsten, was in unsrer Natur liegt, gebaut werden muß, die sich nur durch die raffinirte Zurückstellung dessen, behaupten kann, was sich nie ganz aus unserm Wesen vertilgen läßt, früh oder spät wieder erwacht, und dann seine Mißhandlung fürchterlich rächt. Die Erfahrung lehrt es ja auch, daß dasjenige, was jene Ruhe nennen, nur eine glänzend überfirnißte Unruhe, daß der innere Aufruhr nur um so größer, und die Bewegung, die von äußern Eindrücken herrührt, um so schmerzlicher ist, je mehr Anstalten getroffen werden, sich gegen die Störungen einer ernsten Selbstbeurtheilung zu schützen. Weg also mit jener unglück-

hre Verheerung, die uns nur mit dem Scheine der
ube hinhält, in der That aber den fürchterlichsten
türmen Preis gibt!

---

So scheint es sich denn zu bestätigen, daß der Mensch
er auf Erden keine Ruhe finde, daß er für sie zur
grube geboren ward, und daß das Verlangen nach
uhe sich zuletzt in stille Sehnsucht nach dem Grabe
flößt. Dahin kommt es auch gewöhnlich zuletzt mit
m Unglücklichen, den schmerzliche Erfahrungen weich
macht haben, der unter vergeblichen Arbeiten, ge-
heiterten Planen, fehlgeschlagenen Erwartungen, man-
erley Verkennungen und eignen bittern Vorwürfen
ngst genug dahin ging, um der Eitelkeit seiner Wün-
he inne zu werden, und doch nicht Kraft genug be-
ß, sich zu etwas Höherm zu erheben.

Aus dem Grabe tönt freylich keine Klage mehr
rauf, da pressen weder Kummer noch Sorgen uns
s Herz mehr zusammen, da flammt dieses Herz nicht
hr auf in wilde Leidenschaft, da treten uns keine
ndliche Menschen mehr in den Weg, da wird kein
iliges Gesetz mehr übertreten, da demüthigt uns
in Gefühl eigner Schwachheit. Aber unmöglich
nn das das Ziel so vieler Arbeiten, so großer Be-
werden, so wichtiger Anhalten und so mannichfacher
ruhen seyn. So wäre ja auch die uns so tief ein-

gepflanzte Neigung nach Ruhe mit unsern heiligsten Anlagen, mit den Gesetzen unsrer sittlichen Natur im Widerspruche. Die Pflicht fodert uns auf, zu leben und das Leben zu nützen, so lange wir können, aber dabey keiner unthätigen, Geist und Herz lähmenden Sehnsucht nach der Auflösung desselben Raum zu geben. Nicht auf das Ende des Lebens, sondern über dasselbe hinaus — nicht auf das Grab, sondern auf ein Land jenseits des Grabes weiset uns, wie so manches andre, was uns aufgegeben ist, aber hier nicht erfüllt wird, so auch die Sehnsucht nach Ruhe hin. Eine höhere Ordnung der Dinge wirft ihren Schein in unser Herz, und nur in diesem Schrine gedeiht göttliche Ruhe.

Auf dem Standpunkte freylich, auf welchem die Menschen gewöhnlich ihre Ruhe zu befestigen suchen, wird es ihnen nie damit gelingen. Sie muß aus bessern Gegenden hergeholt, und in einer Höhe gegründet werden, wo die Eindrücke des irdischen Daseyns eben so wenig als die Gefühle, Wünsche und Bestrebungen der Sinnlichkeit, und überhaupt die Bewegungen des Herzens an sie reichen können, oder es ist gar nichts zu hoffen.

Zu der äußern und irdischen Existenz des Menschen gehören nicht bloß die Verhältnisse, worin er zur Sinnenwelt steht. Zu ihr gehört alles, worin ihm die Sinnenwelt, wenn auch nur entfernter Weise,

ört, alle Gedanken, Empfindungen und Begierden,
von ihr geweckt, in ihm aufsteigen, und in wel-
ſie gleichſam nur ihre Geſtaltung auf der Ober-
e ſeiner Seele abbildet, daher auch die Stimmung,
dadurch in ihr erzeugt wird, ſo groß immerhin der Ein-
geweſen ſeyn mag, den ſie ſelbſt vermöge ihrer
erlichen Anlagen und Diſpoſitionen in die Bildung
elben bemiſcht. So lange wir bloß in der Sphäre
s äußern Menſchen bleiben — wie dann die mei-
nie aus ihr heraustreten — iſt an keine bleibende
e des Gemüthes zu denken. Lichtvolle Augenblicke
den kommen und wieder gehen, wie die Erſcheinun-
ſich aufklären oder verdunkeln, die vor uns vor-
ziehen. Wir ſind hier ganz einer fremden Macht
rworfen, und auch das, was zunächſt in unſerm
ern aufſteigt, liegt außer dem Gebiethe unſrer
führ. Die Natur beherrſcht uns mit unumſchränk-
Gewalt, und bey der ewigen Unruhe, womit ſie
uns eindringt kann es in uns nicht ruhig bleiben.
aber der Menſch iſt eines höhern Charakters
, durch welchen er jetzt ſchon mit der Ewigkeit
mmen hängt, und ein beſſeres Leben lebt. Dieſer
mit der Sinnenwelt in gar keiner Verbindung,
n wiefern er ihr Geſetze giebt, und ſie nach die-
Geſetzen bildet. Er wirkt auf ſie, ohne ihre Wir-
vorher erfahren zu haben. Er ruht feſt auf ſich
, und aller Wechſel und alle Stürme des Lebens

berühren ihn nicht. Er schwebt über den Veränderungen derselben dahin, ohne daß auch nur Eine von ihnen seine erhabene Fassung zu stören vermöchte. Diesen darf sich der Mensch nur aneignen, und dann mögen alle Befehdungen seines äußern Daseyns, dann mag die ganze Heftigkeit seiner innern Bewegungen, und die Gewalt des schmerzlichsten Leidens fortdauern; sein wahres Wesen, seine eigentliche Selbstkraft bleibt dabey unangefochten, und ihn erfreut im hohen Selbstbewußtseyn eine unerschütterliche Ruhe.

Mit Freyheit beschäftigt er sich dieses höhern Charakters — und Freyheit ist das einzige Organ, wodurch er ihn erreichen kann. Er darf nur der Sehnsucht folgen, die ihn über das irdische Leben hinausdrückt, er darf nur auf den Genius hören, der in seiner Brust die göttliche Lehre und Verheißung verkündigt, und er ist gerettet aus der Unruhe. Es ist seine eigne Schuld, wenn er keine Ruhe hat. Er wagte es nicht, sich in sich selbst zu ermannen, seiner bessern Kraft inne zu werden, sich loszureißen von dem Sclavendienste des irdischen Sinnes, der vergänglichen Güter und der engherzigen Bestrebungen. So wird nie etwas Großes aus ihm, und wo keine Größe ist, ist auch kein Friede. Er bleibt abhängig von dem Wechsel der Dinge und seiner Launen, von der Wärme seines Blutes und dem Egoismus der Menschen, wie er denn auch keines bessern wehrt ist.

Glaubensvolle Würde ist das Wesen des höhern Charakters. Er muß lernen, daß er etwas Bessers werden kann, die Majestät seiner sittlichen Natur und ihrer herrlichen Beziehungen muß ihm einleuchten, und allen Glanz der Erde überstrahlen. So vernimmt er Gott, bethet ihn an, eheer ihn kennt, steht mit ihm in der seligsten Verbindung, und bemächtigt sich eines ewigen und göttlichen Lebens. In der Güte seines Willens, im Glauben an den unsichtbaren Regierer der Dinge, und in der Hoffnung einer erhabenen Zukunft besteht seine Stärke, die ihn in einer immer gleichen Verfassung erhält. So unveränderlich wie die Pflicht, welcher er dient, und die Wahrheit, der er sich geweiht hat, ist auch die Heiterkeit seiner Seele.

---

Eine solche im höhern Charakter gegründete Ruhe kann dann auch nicht verfehlen, ihren wohlthätigen Einfluß über die irdische Existenz des Menschen zu verbreiten, und diese, wenn sie dieselbe auch nicht ganz versöhnen kann, doch so weit zu besänftigen, daß er durch ihre Erschütterungen nicht mehr gehindert werde, sein Leben froh zu genießen und weise zu gebrauchen, nach seinen bessern Gütern mit Ernst und Besonnenheit zu streben, und seine heiligen Pflichten treu zu erfüllen. Das ist die einzige Art der Ruhe,

die für diese Welt zu zweichen steht, die wir aber auch gewiß erreichen werden, wenn wir durch einen göttlichen Sinn uns in jener erhabenen Gegend angebaut haben, von welcher her alles Vollendete kommen muß, wenn mit der Würde der Tugend ein moralischer Glaube in uns gebildet wurde. Was dann an jener Ruhe noch fehlt, müssen wir allein von der Zukunft erwarten, welche jener Glaube umfaßt, und von dem Zeitpunkte, welcher mit der Auflösung unsrer irdischen Verbindungen alles zerstört, was uns in denselben beunruhigend war.

Wer sich jenes höhern Charakters ermächtigt hat, hat sich zugleich an eine ordnungsvolle Thätigkeit gewöhnt. Seine Arbeiten sind ihm Bedürfniß geworden; darum verrichtet er sie mit Lust. Wenn ihre Beschwerden ihn oft drücken, ihr schlechter Erfolg, ihn oft betrübt, ihre Hindernisse und Verwickelungen ihn oft ermüden; so erhebt ihn das Bewußtseyn seiner Würde desto höher, so erfreut ihn desto mehr das Gefühl der edlen Kräfte, die sich in ihm regen, und der pflichtmäßigen Anstrengung, womit er sie in Wirksamkeit setzt und erhält. Wenn das Geräusch auf dem Schauplatze der irdischen Welt ihn betäubt hat; kehrt er zu sich selbst zurück, und das Zeugniß eines hohen Sinnes gewährt ihm neuen Muth zum ruhigen Handeln. Er muß zwar oft aus sich selbst heraustreten, aber er darf sich nie ganz

aus den Augen verlieren. Er muß sich in mancherley Betrachtungen und Plane zerstreuen, aber er darf sich nicht vergebens nach reinem Selbstgenusse sehnen.

Wer seine Ruhe in einer edlen Denkungsart, und in der Verbindung mit einer höhern Ordnung der Dinge gegründet hat, wird auch nur wenig durch andre gestört. Nur dem bewährten Freunde, der von demselben Geiste erfüllt ist, giebt er sich ganz hin, und an diesem kann er nie irre werden. Gegen die andern behauptet er seine Würde. Sie mögen ihm nahe oder ferne stehen, ihm wohl oder übel wollen, er mag von ihnen zu hoffen oder zu fürchten haben; sie können ihn nur an der Außenseite berühren, sein wahres Selbst ist vor ihrem Einflusse gesichert. Sie sind eben so wenig im Stande ihn in Ansehung desselben zu fördern, als zu beeinträchtigen. Er behandelt die Angelegenheiten, die ihn in ihre Gesellschaft führen, mit dem ihrer Wichtigkeit angemessenen Ernste, ohne seine Fassung und Zufriedenheit ganz davon abhängig zu machen. Er steht höher als die andern; darum wird er wohl vielfach von ihnen gereizt, aber nie überwunden. Auch das Aeußere seines Charakters, wodurch er mit der Sinnenwelt in Verbindung bleibt, ist sanfter und milder geworden. Er ist weniger selbstsüchtig; darum

kann er mit ihnen nicht so oft ins Gedränge kom
men. Er ist edler gestimmt; darum kann ein gemei
nes Benehmen ihn wenig kränken. Seine Seele i
stärker, darum kann er mehr Nachsicht beweisen gege
Unverstand und Thorheit.

Wer sich einen höhern Werth über dem sichtbare
Leben mit Freiheit errungen hat, an dem verma
auch das Schicksal weniger. Er kann ihn
diesen Wehrt kühn entgegen setzen, und unter seine
heftigsten Anfällen sich unerschrocken zeigen. Es ma
über seine äußern Güter verfügen wie es immer will
das Bewußtseyn seiner Größe bleibt bei allem Wechs
unverändert dasselbe. Und in diesem Bewußtsein finde
er Trost unter den schwersten Leiden; von ihm au
verbreitet sich eine heitre Gleichmüthigkeit über sei
ganzes Leben, die ihn in jedem Unfall aufrecht erhäl
Der Kummer wird ihn zwar angreifen, aber nic
erschüttern; das Elend wird ihn zwar hart treffen
aber ihm nicht alle Fassung nehmen. Er kann n
alles verlieren. Aus jener Welt, in welcher er scho
jetzt sein Leben angefangen hat, und die ihm ein
ihre ganze Herrlichkeit offenbaren wird, leuchtet ei
ewiger fröhlicher Schein in die Dunkelheit der gegen
wärtigen, und so wird ihm diese nie ganz trübe. D
Befreundung, worin er mit dem Unsichtbaren steht
läßt ihn das Sichtbare nie ganz unerträglich finden.

Er hört zwar nicht auf zu wünschen und zu begeh

rem, erfreut und entrüstet zu werden. Aber das alles beschäftigt nur seine sinnlichen Kräfte, und erregt nur seine sinnliche Empfindung. Kein Wunsch, keine Begierde und kein Affect dringt bis dahin, wo in unsichtbarer Majestät der königliche Wille thront. Seine Selbstständigkeit wird dadurch nicht angefochten. Ueberdem stehn auch alle sinnlichen Bewegungen unter der Herrschaft einer ordnenden Vernunft, und wenn diese auch noch nicht unbedingt — und noch nicht stark genug seyn sollte, alle Ausschweifungen derselben zu verhüten, und eine vollkommene Mäßigung zu erzeugen; so wird sie doch wenigstens keine solche Regellosigkeit gestatten, welche die Ausführung ihrer Befehle und den Frieden des Lebens unmöglich machte.

Endlich ist auch in dem Menschen, der sich zu einem göttlichen Sinne erhoben hat, das Bestreben, stets seiner Pflicht zu gnügen. Sie geht ihm über alles. Er wird nie durch bewußte und vorsätzliche Uebertretung derselben seine Würde entweihen. Seine veredelte Denkungsart lehrt ihn überall groß und gut handeln; und so ist er denn gegen den Unfrieden eines befleckten Herzens und eines lasterhaften Lebens geschützt. Diejenigen Vorwürfe können ihn wenigstens nicht beunruhigen, welche die freywillige Schuld zu begleiten pflegen. Freylich bleibt auch er ein fehlsamer Mensch. Oft wird ihn die Heftigkeit

einer Leidenschaft fortreißen, oft die Stärke einer alt
Gewohnheit ihn überwältigen, freylich wird er oft a
Irrthum, oft aus Kurzsichtigkeit, oft aus Mangel
Vorsicht fehlen. Aber das kann nur diejenige Tuge
beunruhigen, die in der irdischen Sphäre ihre Qu
und ihr ganzes Leben hat, nicht diejenige, die
jener höhern Gegend der Freyheit geboren und ge
bet, den sinnlichen Menschen nach und nach zu
hinaufzuziehen, und sich ganz zu unterwerfen su
Eine solche aber ist die Seinige. Darum weiß
daß der heilige Wille sich nicht so bald am sinnlic
Charakter ausführen kann, daß dazu mancherley Ueb
gen, Kämpfe, Fehltritte und Verbesserungen erfo
werden. Das tröstet ihn, wenn auch ihn dieses tr
rige Loos getroffen hat. Seine fromme, von Wü
und Glauben durchdrungene Gesinnung läßt ihn
an sich irre werden, oder verzweifeln. Er nützt
als Lehre und Warnung für die Zukunft, und krä
ger richtet sich in ihm der Entschluß auf, daß
solches nun nicht wieder geschehen soll. Sein H
war nicht schlecht, der gute Genius war nicht
ihm gewichen; nur die That war mißlungen, und
ein Opfer seiner Schwachheit. Er wird sich wi
erheben, und einmal die Zeit kommen, wenn n
auf Erden, dann gewiß in einem bessern Lande,
die Tugend fester steht, höhere Vollkommenheit
krönt, und die freye Würde über jede Schranke

umfährt. Wenn er dann nie ohne Reue und Schmerz seiner Uebertretungen und seiner Gebrechlichkeit gedenkt; so können sie doch auch nie tief in sein Leben dringen, nie seinen Frieden und seinen Muth vernichten.

---

So geht denn aus allem bisher Gesagten hervor, daß die Sehnsucht nach Ruhe unserm Herzen nicht vergebens eingepflanzt wurde, daß wir keine eiteln Träume nähren, wenn wir sie pflegen und ihr nachhangen. Ja es giebt eine solche Ruhe — einen herrlichen Gottesfrieden, schon hier auf Erden, zwar noch nicht in seiner ganzen Göttlichkeit und Seligkeit, aber doch in schönen Anfängen, erreichbar, mit einer erhabenen Weisung an eine bessere Welt, die das einst vollendet, was hier noch mangelhaft blieb. Wir können jetzt schon mit dieser Welt durch sittliche Würde in Verbindung treten; dies ist so gar der einzige Weg, zu jener Ruhe zu gelangen. Und nur darum, weil sie dieselbe hier nicht suchten, jammerten so viele, daß sie gar nicht zu finden sey.

Jene süße, schmachtende, träge oder phantastische Ruhe, wie mancher sie in verdrossener Unthätigkeit, in einsamer Abgeschiedenheit von der Welt, in der Stille eines ganz besänftigten Gemüthes, in einer glücklichen Unabhängigkeit von der Willkühr des Schicksales anzutreffen wähnt, ist nicht für unsern ge-

genwärtigen Aufenthalt. Wir bringen es nie zu ihr, weil sie mit unsrer Bestimmung streitet; weil es uns bei ihr unmöglich seyn müßte, das zu thun und zu werden, was wir thun und werden sollen. Wir müssen immer arbeiten, damit unsre Kräfte sich zu höherer Vollkommenheit entwickeln. Wir müssen immer in lästigen Verbindungen stehen, damit wir dulden lernen. Wir müssen immer leiden, damit unsre Seele sich zu einer erhabenen Stärke bilde. Wir müssen immer mit heftigen Wünschen und Leidenschaften kämpfen, damit unsre Tugend sich immer glorreicher zeige. Wir fehlen oft, damit unsre Würde immer fester und zuverläßiger werde. Nur in der äußern Unruhe gedeiht der innere Friede. Nur hin und her getrieben von den Stürmen des Lebens wächst der Mensch über dasselbe hinauf. Nur wenn es ihm in dieser Welt zu enge wird, gewinnt er die bessere. Die Anfechtungen der Sinnlichkeit sind der Triumph seiner Menschheit. Weil die irrdische Ruhe nichts ist, muß er sich zur göttlichen erheben. Diese streitet nicht mehr mit unsrer Bestimmung; denn sie ist eins mit unsrer höchsten Aufgabe, der sittlichen Würde.

Es ist nicht umsonst, daß du Unglücklicher so gebückt unter deinen Bürden dahin gehst; nicht umsonst, daß du so viel arbeitest und so schmerzlich leidest. Deine Seufzer nach Ruhe werden nicht ungehört verhallen, deine Plagen werden dich nicht verzehren. Nein du

nicht bist zur Unruhe geboren. Bey dir steht es, ein Besseres zu erreichen. Ehre deine Freiheit, bilde dich zu einem hohen Sinne und einem göttlichen Leben; und du wirst dich einer erhabenen Fassung der Seele versichern, bei der du, zufrieden mit dem Gegenwärtigen, der Zukunft hoffnungsvoll entgegen gehen kannst. Viele Edle haben sie auf diesem Wege gefunden; das hielt sie so aufrecht unter den Drangsalen, die über sie verhängt waren; darum lebten sie so muthig, darum litten sie so geduldig und standhaft, darum starben sie so froh.

Ob in unserm Zeitalter auch viele auf diesem Wege wandeln? Wer so fragt, der sehe nur an das wilde Treiben, das rasende Herausstürzen aus sich selbst die tobende Zerstreuungssucht, den brennenden Durst nach Ergötzlichkeiten, das nie befriedigte Haschen nach Tand und Schimmer, das entschlossene Festhalten am Irdischen; und er wird sich bald überzeugen, daß diese Menschen nicht einmal ahnden, daß Ruhe ihnen Bedürfniß sey. Die Macht der Sinnlichkeit und der Ungestümm der Leidenschaft hat jene edle Sehnsucht ganz bey ihnen erstickt. In den Augenblicken der Sattheit und des Ueberdrusses, unter schmerzlichen Erfahrungen kehrt sie bey dem Bessern dann und wann wohl in leisen Mahnungen zurück. Aber der Geist ist zu stumpf, sie zu verstehen, das Herz zu kraftlos, sie festzuhalten; so geht sie denn ungehört und ungenutzt

bey ihnen vorüber. Nur in dem Elende einer glänzenden Unruhe ist ihnen wohl. Es fehlt ihnen sogar am Sinn für diejenige Ruhe, die in der Stille des häuslichen Lebens wohnt, wie sollten sie dann von derjenigen etwas vernehmen, zu welcher sich nur dann eine kraftvolle Seele erhebt, wenn sie von höherer Würde durchdrungen, die Bande des Irdischen von sich abgelöst hat? der Weltsinn, in dem jetzt alles dahin taumelt, der Luxus, dem alles fröhnt; die Weichlichkeit, in die alles dahin stirbt; der Egoismus, der alles mit brennenden Leidenschaften erfüllt, lassen auch nicht einmal die Ahndung von dem aufkommen, was jenseits der Grenzen des Sichtbaren liegt. Wir können nicht viel mehr, als die Unglücklichen bedauern, die sich so in schrecklicher Verblendung zu Grunde richten.

Uns aber sey und bleibe jene Ruhe, die allein durch sittliche Freiheit erlangt wird, das höchste Gut. Was wäre ohne sie unser armes, jammervolles Leben. Wenn alles einst seine Eitelkeit offenbart, dann zeigt sie sich erst ganz in ihrem ewigen Werthe. Wenn jene zu spät ihre Täuschung beweinen, dann werden wir erfahren, wie gut es war, daß wir der Natur treu blieben. Aus allen Kräften wollen wir deßwegen dahin streben, sie in der Würde eines hohen Charakters, in der Reinheit eines edlen Sinnes und in der Verbindung mit der unsichtbaren Welt immer fester zu gründen.

Sie-

# Siebente Rede.

## Die Ideale.

Die Fähigkeit, Ideale zu bilden, sich mit ihnen zu beschäftigen, nach ihnen zu urtheilen und zu arbeiten, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen der menschlichen Natur. Diese scheint fast ganz darauf eingerichtet, und das Streben nach dem Idealischen die Grundbestimmung ihres Wesens zu seyn. In allen ihren Productionen und Erscheinungen ist dasselbe sichtbar, alle ihre Kräfte sind ihm unterworfen, und gewinnen nur dadurch Haltung, Uebereinstimmung und Zweckmäßigkeit daß sie hierauf bezogen werden. In den Stoffen, die unsrer Bearbeitung übergeben sind athmet eine idealische Tendenz, und diese Bearbeitung wird nur dann mit Liebe begonnen, mit Würde vollendet und genügt nur dann dem bessern Sinne, wenn das Ideal ihre Regel war. Alles Denken, Empfinden und Handeln des

wahrhaft gebildeten Menschen ist voll idealischer Züge, um so mehr je reifer die Bildung ist, der er sich freut. Zu allem, was [illegible] Vortreffliches gewirkt haben wurden sie entweder von Idealen begeistert, oder diese waren die Muster, in deren Nachbildung sie ihre Ehre suchten, oder die Beschäftigung mit Idealen gab ihrem Geiste jene heilige Andacht, in welcher alles Große empfangen und geboren wird.

Nichts desto weniger hat es auch zu allen Zeiten Verächter des Idealischen gegeben. Menschen, in denen das Feuer edlerer Gefühle ausgebrannt war, die ihre Vernunft zur Dienerinn ihrer irrdischen Geschäfte und eines sinnlichen Wohllebens erniedrigt hatten, die auf der Höhe des Lebens zu stehen glaubten, wenn sie muthig an dem Joche zogen, das Convenienz, Bedürfniß und mechanische Arbeiten ihnen auflegten, wenn sie treu an dem hielten, was nothwendige Verhältnisse von ihnen forderten, haben geglaubt und gelehrt, man sorge am besten für unser Wohl, wenn man die Liebe zu Idealen in uns so viel als möglich zu schwächen suche, sie verderben uns nur, machen uns schwärmerisch und überspannt, sie gewöhnen uns, das Nahe über dem Fernen, das Wirkliche über dem Eingebildeten zu versäumen, sie treten überall einer nützlichen Thätigkeit in den Weg, sie führen uns in Gegenden, die für uns nicht geschaffen seyen, wo das Leben zu einem Traume werde; sie verweichlichen und

verwöhnen unsre Seele, und rauben ihr nebst der Zufriedenheit mit der Welt, von der wir uns doch nun einmal nicht los machen können, die Kraft, dasjenige mit Ernst und Erfolg zu verrichten, wozu wir berufen sind.

Es ist allerdings in diesem Tadel manches, was eine reifliche Beherzigung verdient. Wir finden Menschen genug, die durch die Beschäftigung mit — und das Streben nach Idealen irre geleitet, verschroben und unbrauchbar gemacht wurden. Aber es würde doch übereilt seyn, jene Beschäftigung und dieses Streben deswegen sofort zu verdammen, und dasjenige einer, vielleicht sehr ehrwürdigen, gewiß aber in unsrer Natur tief gegründeten Anlage zuzuschreiben, was eben so wohl durch Ausschweifung, Verbildung und Mißbrauch entstanden seyn könnte. Auf jeden Fall ist es der Mühe wehrt dies näher zu untersuchen.

---

Da leuchtet denn bald ein, daß wir den Wehrt der Ideale nicht anders verläugnen können, ohne zugleich die Würde unsrer Natur aufzugeben; und auf alles Verzicht zu leisten, was aus dieser Herrliches und von allen Guten tief Verehrtes hervorgeht. Denn sie sind Geschöpfe unsrer edelsten Kräfte; sie hangen genau zusammen mit allem Heiligen, woran wir glauben, und mit allem

Herrlichen, wornach wir ſtreben; in der Erhebung zu ihnen offenbart ſich die würdigſte Stimmung; und ſie verſöhnen uns mit den traurigſten Lagen des Lebens.

Ideale ſind das Werk unſrer edelſten Kräfte. Wäre es bloß die dichtende Phantaſie: die aus dem Stoffe des wirklichen Lebens und der Welterſcheinungen durch willkührliche Zuſammenſetzung jene höhern Geſtalten bildete; dann möchte ihre Geringſchatzung wohl zu billigen, wenn nicht gar, als ein Verwahrungsmittel gegen Schwärmerey, anzupreiſen ſeyn. Aber wie ſollte die Phantaſie dazu kommen, überall ſo zuſammen zu ſetzen, daß daraus ein Vollendetes entſteht, wenn nicht Regeln des Verſtandes und Geſetze der Vernunft ihr dabey vorſchwebten, wenn nicht der Trieb einer höhern Kraft ſie beſeelte? Sie kann nur dann die einzelnen Charakterzüge eines tugendhaften Lebens zu einem Ideale der Tugend vereinigen, wenn ſie ſchon vorher im Beſitze ſolcher, aus der unveränderlichen Einrichtung der menſchlichen Natur hervor gehender, Grundſätze iſt, nach welchen ſich jene Charakterzüge von andern ausſcheiden laſſen, und wenn noch ein andres Prinzip ſie beſtimmt, jene Vereinigung vorzunehmen. Welches könnte dieſes andre Prinzip aber wohl ſeyn, wenn es nicht die Vernunft iſt?

Ueberdem geht das Ideal nicht bloß weit über das Vorhandene hinaus, ſo daß ihm nichts in der wirklichen

Welt ganz entspricht; sondern auch die zerstreuten Züge des Schönen und Guten, die sich in dieser finden, reichen nicht an die Höhe und Reinheit dessen, was in ihm verknüpft ist; denn es stellt überall ein Höchstes und ganz Vortreffliches dar, dessen Bestandtheile sich im Leben nur getrübt und erniedrigt erscheinen. Die Vernunft schafft das Ideal aus ihrem eignen Vermögen, und legt in dasselbe ihren ganzen Reichthum nieder; die Phantasie bekleidet es nur mit ihrer Hülle, daß es dem sinnlichen Menschen vernehmbar werde, sein Glanz im irrdischen Licht sich mildere, und seine Majestät sich herabneige, um mit ihm in Befreundung zu treten. Unsre Ideale würden nie besser seyn als die wirkliche Welt, wenn nicht die Vernunft, als hohe Gotteskraft, als übersinnliches Prinzip im Menschen, dazu mitwirkte. Sie strömt in dieselben ihr höheres Leben aus. Darum ist es nicht möglich, die Ideale geringzuschätzen ohne die Vernunft selbst herabzusetzen, und alle Formen des Bessern die im Menschen liegen zu entweihen.

Ideale hangen genau zusammen mit allem Heiligen, woran wir glauben, und mit allem Herrlichen, wornach wir streben oder beydes ist vielmehr durchaus idealisch. Jedes Gesetz, das die Moral unsrer Gesinnung und unserm Thun vorschreibt, ist, wenn wir es uns versinnlicht vorstellen, zugleich Ideal derjenigen Tugend, die dadurch von uns gefordert wird. Die Summe al-

ler ihrer Gesetze ist das Ideal einer erhabenen Verfassung unsrer Seele; die Bildung, die uns dadurch zur Pflicht gemacht wird das Ideal des vollkommensten Zustandes, das Ziel, das uns die Vernunft als das Höchste aufstellt, das Ideal einer moralischen Seeligkeit. Die unsichtbare Ordnung der Dinge, zu welcher sich glaubensvoll unser Herz erhebt, wenn die Nothwendigkeit des Sichtbaren uns hart und unbegreiflich wird, ist eine Idealische. Das Ideal der vollendeten Heiligkeit verehren wir in dem ewigen Wesen, welches jene Ordnung beherrscht. In schönen Idealen leuchtet die Zukunft jenseits des Grabes in die Dunkelheit dieses Erdenlebens herab. Das Ideal einer gesellschaftlichen Verbindung, worin überall geschieht, und jedem wiederfährt was recht ist, liegt jeder weisen Gesetzgebung zum Grunde.

Ueberall wo die Vernunft sprechen kann, sie mag nun Glauben oder Handeln gebiethen, spricht sie sich in Idealen aus. Alle höhern Angelegenheiten des Menschen, sie mögen sich auf etwas Vorhandenes, oder zu Hoffendes, oder durch ihn zu Bewirkendes beziehen, erscheinen ihm in idealischen Regungen seiner Natur, und werden dadurch Gegenstände seiner Liebe, seiner Anbethung und seines Wunsches. Wollte man ihm seine Ideale nehmen: so müßte man alle Religion, alle Andacht, alle Innigkeit des Sinnes, alles Pflichtgefühl, alles Vertrauen und alle Aussichten zerstören;

Daraus folgt, daß sich in der Erhebung zu Idealen die würdigste Stimmung offenbart. Es ist die Stimmung dessen, dem das Gemeine nicht genügt, der die Armuth und Gebrechlichkeit des Irrdischen ganz fühlt, und diese aus dem Reichthume des Göttlichen, das in ihm ist, zu ersetzen sucht. Es ist die Stimmung dessen, der sich von den Fesseln, woran ihn die Erde gefangen hielt wenigstens so weit losgearbeitet hat, daß er über ihr noch hellere Gegenden ahndet, und diesen muthig froh entgegen strebt. Es ist die Stimmung dessen, der, in der Betrachtung des Unsichtbaren verloren, von dem Elende des Sichtbaren wenig geängstigt, und von seinen Gütern wenig erfreut wird. Es ist die Stimmung eines von Gott und Ewigkeit, von Schönheit und Größe, Wahrheit und Würde ganz durchdrungenen und durchglühten Gemüthes. Es ist die Stimmung eines Gemüthes, das von dem Glanze einer bessern Welt erleuchtet, von der Majestät edlerer Gestalten angestrahlt ein höheres Leben, und darin den Triumpf seiner Menschheit feiert.

Ungewöhnliche Naturen, Menschen von höherm Geiste und stärkerer Seele haben am meisten in Idealen gelebt. Das Idealische in ihrem Glauben und Streben war es vorzüglich, worin sich ihre ausgezeichneten Fähigkeiten, die Höhe ihrer Seele und die Weite ihres Herzens kund that. Selbst da, wo sich

ihre Ideale in Schwärmerey verloren, können wir nicht umhin das Kräftige darin zu bewundern. Selbst da, wo sie sich mit unwürdigen Unternehmungen verbunden, bleibt uns das Umfassende und Anstrebende daran ehrwürdig. In jenem schönen Lande, unter jenem heitern Himmel, und bei jenem freyen Volke, dessen Geschichte und Geistesdenkmäler noch immer eine fromme Sehnsucht nach dem goldnen Zeitalter der Menschheit in uns erwecken, wo es noch einen so feurigen Patriotismus, einen so hohen Muth, eine so unerschütterliche Standhaftigkeit, so edelmüthig erhabene Freundschaften; einen so frohen Lebensgenuß, einen so reinen Kunstsinn, und eine so humane Weisheit gab, war das ganze Leben idealisch.

Freylich mag es auch wohl unreine Ideale geben; freylich mag auch oft der Ehrgeiz, der Geldhunger und die Herrschsucht im Streben ein idealisches Ziel zu erreichen begriffen seyn. Aber in ihnen ist die Vernunft außer ihrer eigenthümlichen Sphäre wirksam gewesen, und hat sich an einen Stoff gewendet, an dem die Form der Menschheit verwischt, und der ihrer ganz unwürdig war. Nicht in der vollen Bedeutung des Wortes, sondern nur in so fern als sich die Vernunft doch auch bey ihnen thätig erweisen, und die einzelnen Gegenstände ihres Strebens zu einem umfassenden Bilde vereinigen, und zu einem Vollendeten sublimiren mußte, verdienen sie Ideale genannt zu werden. In so

fern liegt aber auch in ihnen noch etwas Groſses und Achtungswerthes. Darum wird uns das Laſter, wo es der Ausbruch eines rohen oder bloſs raffinirten Naturtriebes iſt viel verächtlicher, als wo wir es in idealiſchen Unternehmungen begriffen ſehen. In dem letztern Falle können wir oft nicht umhin, ihm unſre Bewunderung zu ſchenken, und ihm einen gewiſſen Edelmuth zuzutrauen. Durch das Idealiſche, was in ihm liegt, ſcheint es ſelbſt in ſeinen gefährlichſten Operationen wieder an die Tugend zu gränzen, und dies unſer Zutrauen zu rechtfertigen. Wo die Vernunft ſo energiſch bildet, da wird ſie ſich auch noch einſt ganz in Freyheit ſetzen können.

Auf jeden Fall wird eine ungemeine Kraft und Freiheit des Geiſtes dazu erfordert, um ſich über das Gemeine zu erheben, und lange mit Wohlgefallen in den höhern Regionen zu verweilen, wo für den Sinn ſo wenig Nahrung iſt. Könnte ſich der Menſch in der Stimmung, worin er ſich während der Beſchäftigung mit Idealen befindet, befeſtigen, und ſie von allem abſondern, was dabey ſträflichen Begierden angehört; brännte das Feuer der Begeiſterung lange und rein genug in ihm fort; ſo wäre damit das Maximum ſeiner Religiöſität und Tugend erreicht.

Ideale verſöhnen uns mit dem Leben, wo eine traurige Wirklichkeit uns von dem-

selben entfremdet hatte. Die Wirklichkeit ist überall zu arm, als daß sie uns ganz genügen könnte; und wir wären, bey allen beneidenswehrten Vorzügen unsrer Natur, sehr zu beklagen, wenn uns nicht die Herrlichkeit und Fülle des Ideales für ihre Mängel und ihr Elend schadlos hielten. In dem Ideale einer glücklichen Zukunft findet der Unglückliche Ruhe, den die Gegenwart ausstieß. Die Ideale einer andern Welt trösten den Einsamen, den diese verlassen hat. Ideale erhalten unsern Glauben an die Menschheit, wenn ihre Thorheiten, Leidenschaften und Laster ihn wankend machen. Ideale stärken unser Vertrauen, wo wir oft getäuscht und betrogen wurden. Ideale richten uns auf und geben uns Muth, wenn das Gefühl unsrer Fehlsamkeit und Schwäche uns tief niederbeugte. Ideale der bessern Zeit lehren uns hoffen, wo die jetzige uns den bedauernswerthesten Zustand darstellt.

Was sind alle Erscheinungen der Erde, ihre sichtbaren Gegenstände, ihre Begebenheiten und Schicksale, ihre Schönheit, ihre Tugend, ihre Freundschaft und ihre Liebe, wenn sie nicht durch Ideale verschönert — wie oft müssen sie so gar durch diese erträglich gemacht werden? Das Beste, was wir haben, leih't seinen Glanz von den Idealen, die in uns sind. Daher das rosenfarbene freundliche Licht, worin wir das Neue so lange erblicken, bis, in der öftern Ansicht, sich allmählich der idealische Zauber davon ablöset, womit unsre

Stimmung es [illegible] hatte. Daher die fröhliche Gestalt, worin sich die Welt wie ein Paradies in den Jahren der Jugend, der Blüthenzeit der Ideale, vor uns ausbreitet, und die Menschen wie Engel dahin gehen. Die Vernunft steht noch mit der Einbildungskraft im Bunde, diese ist ihr überall zur Seite, und aus ihrer Vereinigung entsteht der Schein der Verklärung, der sich über das jugendliche Leben ergießt. Die äußere und innere Welt haben sich noch nicht von einander geschieden, darum liegt die erste so heiter im Sonnenglanze der letztern.

Es ist der Trost des Menschen, daß er sich zu allem Schlechten das Gute, und zu allem Guten das Bessre denken kann. So zaubert er sich den Himmel auf die Erde herab, und bleibt auch in trüben Zeiten zufrieden und glücklich.

---

Diesem allem zufolge müssen uns Ideale schon sehr wichtig seyn, wenn wir bloß bey der Beschäftigung mit demselben stehen bleiben, und auf weiter nichts als auf die Kräfte sehen, welche dabey wirksam sind, und die Stimmung in welche wir durch sie versetzt werden. Aber diese Wichtigkeit leuchtet noch mehr ein, wenn wir uns als Wesen betrachten, deren letzte Bestimmung weises Handeln und eine edle Selbstbildung

ist, und auf die Unterstützung merken, die wir uns in dieser Hinsicht von den Idealen zu versprechen haben. Sie setzen uns in den Stand, über die Dinge, die um uns her sind und unsre eigne Verfassung richtig zu urtheilen; sie stellen unserm Bestreben die besten Muster vor; und befeuern mehr als alles zu einer eben so unverdrossenen als uneigennützigen Thätigkeit.

Ideale setzen uns in den Stand, über die Dinge, die um uns her sind, und über unsre eigne Verfassung richtig zu urtheilen, und beyde nach ihrem Wehrte zu schätzen.

Wir sind überall von Gegenständen und Verhältnissen umgeben, die durch uns eine bessere Gestalt gewinnen sollen. Wie ist es aber möglich, daß dieses geschehe, wenn wir nicht wissen, woran es ihnen fehlt, und was an ihnen der Verbesserung bedürftig ist? Viele unter ihnen können und müssen wir mit uns in nähere Verbindung bringen, zu unserm Nutzen und Vergnügen verwenden; wie unbesonnen werden wir dabey zu Werke gehen, wie oft uns übereilen und fehlgreifen, wie oft eine thörigte Wahl bereuen, wenn wir nicht fähig sind, dem Einen seine Vorzüge vor dem Andern mit Zuverlässigkeit zu bestimmen? Was könnte überdem für ein vernünftiges Wesen

ſchimpflicher ſeyn, als ſo viele Welterſcheinungen vor ſich vorüber ziehen zu ſehen, ſo viele Eindrücke davon aufzunehmen, und doch in dem allem nicht das Schlechte vom Guten, das Mangelhafte vom Vollkommnern zu unterſcheiden, und darnach einem jeden ſeinen wahren Wehrt anzuweiſen. Zu einer ſolchen Schätzung muß aber nothwendig das Ideal den Maßſtab hergeben. Nur dann erfahren wir, wie weit ſich jedes Ding ſeiner Beſtimmung nähere, wenn wir es mit dem Bilde des beſten für daſſelbe möglichen Zuſtandes vergleichen können. Ohne das bleibt uns nichts übrig, als es entweder nach den augenblicklichen angenehmen oder unangenehmen Empfindungen, welche es bey uns hervorbringt, oder nach dem Nutzen, den wir uns davon glauben, verſprechen zu dürfen, zu würdigen. Beydes belehrt uns indeß nur über den zufälligen und relativen, nicht aber über den weſentlichen und abſoluten Wehrt, über die Wahrheit und Schönheit, die in ihm ausgedrückt ſind, über das, was wir darin nach den Formen unſrer Natur ausprägen ſollen.

Nicht weniger nothwendig, und noch unentbehrlicher für unſre ſittliche Bildung iſt eine genaue und richtige Kenntniß unſrer eignen Verfaſſung, unſrer Sinnesart und unſers Verhaltens. Wir müſſen wiſſen, was in beyden Billigung und Tadel verdient, wie weit wir es in der Veredlung derſelben gebracht haben, und was noch an uns zu verbeſſern iſt, wo

mit mit unsern Maximen, mit unsrer Wärme für die Tugend, mit unserm Eifer und mit unsrer Fertigkeit in der Pflichterfüllung seyn zufrieden dürfen und, wo wir Ursache haben, über uns selbst einen edeln Unwillen zu hägen. Dazu ist es aber nicht hinlänglich uns nach einzelnen moralischen Vorschriften zu prüfen. Die moralische Gesinnung ist ein Ganzes, und nur in ihrem Zusammenstimmen zur Darstellung eines erhabenen Charakters kann ihre Größe und ihr Umfang ausgemittelt werden. Nur der ist im Stande sich selbst recht zu schätzen, der überall ein versinnlichtes Bild dessen, was er seyn soll, mit sich herumträgt. Je lebhafter uns das Ideal einer edeln Denkungsart und eines durchaus rechtschaffenen Wandels vorschwebt; desto weniger brauchen wir zu fürchten, daß wir etwas übersehen, was nicht übersehen werden darf, oder uns etwas zur Last zu legen, was uns nicht trifft; desto genauer werden wir alles bemerken, was unsern Wehrt erhöhen oder vermindern kann; desto leichter und vollständiger wird sich die Vorstellung desselben in uns entwickeln, und mit desto größerer Stärke sich unsrer bemächtigen. Schwerlich wird derjenige je mit sich selbst unzufrieden werden, der sich noch nie von der Majestät großer Ideale durchdrungen fühlte.

Eben so wie die Ideale uns zur Regel dienen, wornach wir das Vorhandene zu beurtheilen haben,

llen sie uns auch die besten Muster dar,
ernach wir dasjenige bilden sollen, was
rch unsre Bemühungen in und außer
s erst werden muß. Ohne ein solches Muster
d nie etwas Weises und Gutes zu Stande ge-
cht. Es fehlt unsrer Thätigkeit an aller Leitung.
sre Kräfte arbeiten aufs Ungewisse hin, wie zu-
ige Antriebe oder die beschränkte Aussicht auf irgend
en Vortheil sie bewegen. Das Vortrefliche und
llendete entsteht nur da, wo es vorher gedacht und
worfen in einem lebendigen Bilde vor der Seele
d. Solche Muster suchen wir aber in der Wirk-
keit vergebens; hier ist alles mangelhaft; auch das
Be was wir hier finden, bleibt noch unendlich weit
ter dem Höchsten zurück. Wie weit würde es wohl
unsrer Tugend kommen, wenn sie sich allein nach
Beyspielen, die wir in der Welt finden, bilden
te, wenn nicht eine weit reinere und erhabenere
rstellung von ihr in uns wohnte, und unsre Seele
erte? Nur in dem, was nach göttlichen Idealen
rbeitet wurde, athmet göttlichen Geist, und dieser
icht allen Werken, die dem Zufalle etwa gelingen
gen, oder nach solchen Regeln gebildet werden,
an sich zwar wahr und gut sind, aber die Höhe
Einheit des Ideales nicht erreichen. Sie mögen
vielleicht eines ausgezeichneten Beyfalles freuen;
r was sie eigentlich adeln, und den Keim der

Vollendung in sie niederlegen müßte, fehlt ihnen ganz und gar, sie werden durch unzählbare Gebrechen verunstaltet, die unsre Freude an ihnen verderben.

Keine menschliche Arbeit entspricht ihrem Ideale ganz; aber das Bestreben dieses, so klar und rein als möglich in ihr ausgedrückten, giebt ihr eine hohe Weihe. An allem was auf Vortreflichkeit Anspruch macht, muß etwas Ueberirdisches bemerkbar seyn, etwas, das uns in der Betrachtung über das Leben hinaus rückt; dies kann ihm allein vom Ideale kommen. Im ernsten Ringen ein hohes Ideal zu erreichen, verherrlicht der Mensch seine Würde, und ohne das wird nie etwas Ausgezeichnetes aus ihm werden.

Ideale entflammen uns endlich zu einer eben so unverdrossenen als uneigennützigen Thätigkeit. Sie begeistern uns zu höherm Eifer und Muthe, ohne unsre Absichten zu verunreinigen. Die Betrachtung eines verehrten Ideales gibt unserm Herzen jene heilige Wärme, die alles Gemeine und Schlechte verächtlich findet, nie mit dem Vorhandenen, so sehr es sich auch durch Lust und Vortheil angreifen macht, zufrieden immer weiter strebt; sie setzt den Geist in jene erhabene Freiheit ein, wo er, erlöset von den Banden des Irrdischen, durch kein Hinderniß mehr aufgehalten, ganz dem bessern Geiste lebt, der in seinem Innern wohnt. Durchdrungen von seiner Herrlichkeit kann und wird er

nie stille stehen, sich nie an einem erkämpften Vorzuge genügen lassen, bedarf er der kleinen Aufmunterungen der Selbstsucht und des Ehrgeizes nicht mehr, um überall das Höchste und Beste vor Augen zu haben, und ihm mit stets verjüngter Lust nachzuringen. Wen sie ergriffen hat, der achtet jede Schwierigkeit gering, dem ist jede Mühe klein und jedes Opfer unbedeutend, das er ihr hingibt. Was ihm auch immer in den Weg treten, und von ihm gefordert werden mag, so oft auch seine Unternehmungen fehlschlagen: er wird doch nicht müde. Der Gedanke an sein hohes Ziel tröstet ihn über alles, erhält ihn standhaft, und gibt ihm immer neue Kräfte. Nie können wir in dem Geschäfte unsrer Veredlung verdrossen werden, wenn das Ideal der Vollkommenheit — nie in dem Bestreben, einen bessern Zustand unter dem Menschen herbeyzuführen erkalten, wenn das Bild der Vortrefflichkeit desselben uns in seiner ganzen Klarheit und Würde gegenwärtig bleibt.

---

Dies Letztere, das nähmlich unsre Ideale voll Klarheit und Würde seyen ist aber schlechterdings erforderlich, wenn sie nicht verderblich werden sollen. Fehlt es ihnen an Klarheit, sind ihre Züge zu unbestimmt, laufen Gefühl und Phantasie regellos in einander: so ist es nicht mehr mö-

lich, der Schwärmerey zu entgehen. Eben das Reizende, was in einem gewissen idealischen Halbdunkel liegt, hat die meisten Phantasten hervorgebracht. Freylich bleibt auch hier die Vernunft noch wirksam, aber ohne Verstand, ganz der Einbildungskraft und zufälligen Anregungen der Empfindung unterworfen. Das Ueberirrdische, dem das Sinnliche nur zur Hülle gegeben ward, wird ganz in dieses hinabgezogen; was erst im Leben ausgeführt, oder als das nie ganz erreichbare Ziel eines angelegentlichen Strebens betrachtet werden sollte, wird für Etwas wirklich Existirendes gehalten. Die fröhliche oder ernste Stimmung des Gemüthes, Vorurtheile und herrschende Leidenschaften mischen sich überall ein, und erzeugen die abentheuerlichsten Träume, die mit den Verhältnissen des Lebens und den Aussprüchen der sittlichen Natur im schneidendsten Widerspruche stehen. Unentwickelte Ideale haben die finstern Geburten des Mysticismus und der Selbstpeinigung, und jeden Wahn erzeugt, der durch vorgespiegelte Verbindungen mit der unsichtbaren Welt, in der sichtbaren die Köpfe verrückte und die Herzen verwüstete.

Das Geringste was von solchen schwankenden mehr gefühlten als gedachten Idealen zu besorgen steht, ist zwecklose Verschwendung der edelsten Kräfte, ein irres Umhertreiben, das viel Unruhe macht, ohne daß das Geringste dadurch gewirkt würde. Dies kann

müſſe durch ſtrenge Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt bey der Bildung unſrer Ideale, und durch fortgeſetzte Verdeutlichung derſelben vermieden werden.

Verführeriſcher als alles, als der heftigſte Trieb, die glühendſte Leidenſchaft und das überredendſte Beyſpiel ſind jene unreine Ideale, an denen das Laſter ſich ergötzt, aus denen die Wollust Nahrung zieht, und von welchen der Egoismus entbrannt iſt. Sie entweihen durch den ſchändlichſten Mißbrauch die Würde der Vernunft, unterwerfen das Edelſte dem Dienſte des Schlechteſten, und vergiften das Herz in ſeinen innerſten Tiefen. Es iſt nicht möglich; die Bilder der Sünde, ſo glänzend gemahlt, immer vor Augen zu haben, ohne daß der Abſcheu gegen ſie ſelbſt ſich immer mehr verlieren, und das Gemüth für das Gute immer unempfindlicher werde. Nie wird uns das Verächtliche gefährlicher, als wo es, in einem idealiſchen Gewande, ſeine Verächtlichkeit unter den Schein des Ungemeinen, der Kraft und Größe verborgen, wo die Phantaſie ihren ganzen Zauber darüber ausgegoſſen, und alles Widrige, was ihm in der Wirklichkeit auch für den Sinn noch anklebte, daran ausgelöſcht hat. Mit der größten Sorgfalt ſollten wir deßwegen darüber wachen, nicht bloß, daß ſich die idealiſche Bildungskraft an keinen unwürdigen Stoff wende, ſondern auch, daß in ihren Erzeugniſſen kein einziger Beſtandtheil ſey, der

die Farbe eines trüben Herzens trage, die Würde des Vortreflichen verunstalte, unsittliche Grundsätze und Bestrebungen erzeuge, oder einer strafbaren Begierde Nahrung gebe.

---

Indeß dürfen uns doch auch die reinsten und hellsten Ideale nicht zu sehr beherrschen. Sie thun dieß aber, wenn wir uns zu oft mit ihnen beschäftigen, wenn sie uns ungerecht in unsern Forderungen, überspannt in unsrer Stimmung und in unserm Betragen machen.

Unsre Beschäftigung mit Idealen soll kein unthätiger Genuß, kein üppiges Schwelgen in — kein schwärmerisches Brüten über denselben seyn. So geht ihnen alle Kraft und Würde, und uns alle weise und frohe Lebensthatigkeit verloren, und es entsteht daraus nichts als ein durchaus passiver Zustand, gänzliche Verweichlichung und Verstimmung des Herzens. Nicht zum Empfinden und Träumen, sondern zum Handeln und rastlosen Emporstreben sind wir geboren. Nur dann dürfen wir uns zu ehrwürdigen und schönen Idealen erheben; wenn es dem Geiste oder dem Herzen wahres und dringendes Bedürfniß ist, aus höhern Gegenden Stärkung zu hohlen, um nicht in den niedern erdrückt und aufgerieben zu werden;

wenn die Gemeinheit eines irrdischen Sinnes alle Andacht und Religiosität des Gemüthes, alles Gefühl für das Unsichtbare zu vertilgen droht; wenn die Grundsätze, nach welchen wir urtheilen, und das Ziel, nach welchem wir streben sollen sich verdunkeln oder verfälschen, oder so weit in die Abstractionen des Verstandes zurückziehen, daß ihnen aller Einfluß und alle Kraft uns zu bewegen verloren geht; wenn wir mehr Wärme nöthig haben, um bey pflichtmäßigen Bemühungen auszudauern; oder wenn das Gefühl eigener Schwäche und der Gebrechlichkeit alles dessen, was uns umgibt uns mit bitterm Unmuth erfüllte, und uns allein den Trost noch übrig ließ, den der Schein eines fernern bessern Landes auf die Unvollkommenheiten des Lebens herabströmt. Jede andre Beschäftigung mit Idealen, jedes Hingeben an sie, das bloß aus Lust, nicht aus Pflicht und höherm Bedürfniß geschieht bleibt immer verderblich.

Unsre Ideale sollen uns nicht ungerecht in unsern Forderungen machen. Es darf uns nicht verdrießen, wenn sich bey dem Streben sie zu realisiren nicht alles gleich fügen will, wenn wir mit harten, unbildsamen Stoffen zu kämpfen haben, wenn uns Hindernisse in den Weg treten, die uns fast daran verzweifeln lassen, daß uns je auch nur eine unvollkommne Darstellung derselben gelingen werde, wenn wir uns nur langsam und kaum merklich dem Ziele

nähern. Die Natur der Dinge iſt nun einmal nicht anders, und unſer Unwille wird ſie nicht umſchaffen. Darum blende uns die Herrlichkeit eines Ideales nie, daß wir verſucht würden, ihren ruhigen und ordnungsvollen Gang zu verlaſſen.

Wir dürfen nicht unzufrieden werden, wenn wir die Wirklichkeit ſo tief unter unſern Idealen finden; dieſe dürfen uns nie ſo überfüllt haben, daß wir an jener allen Geſchmack verlieren, und ihr etwas anſinnen, was ſie nicht leiſten kann. Sie iſt unvollkommen, daß ſie durch uns vollkommener werden, und dem Ideale ſich immer mehr nähere. Deßwegen haben wir angelegentlich dafür zu ſorgen, daß ſie nie allen Reiz für uns verliere. Iſt ſie ſelbſt nicht idealiſch: ſo liegen doch überall Keime des Idealiſchen in ihr verſtreut, die nur auf unſre Pflege warten, um ſich freudig zu entwickeln.

Es darf uns nicht entrüſten, die Menſchen ſo gemein zu finden, weil unſre Ideale ſo herrlich ſind. Es wäre ungereimt, ihnen eine vollkommne Uebereinſtimmung mit dieſer anzuſinnen; da ihnen ja deßwegen die Ewigkeit angehört; weil dies in keiner Periode ihres Daſeyns ganz zu erreichen ſteht; da wir uns bey unpartheyiſcher Prüfung, ſelbſt ſo tief unter ihnen, ſo fehlſam, unlauter und gebrechlich finden. Nicht nach dem, was ſie an ſich, und nach den Anlagen ihrer Natur — ſondern nach dem, was ſie in den

Umständen, in welchen sie sich befinde, bey dieser Kurzsichtigkeit, Vernachlässigung und Verbildung, unter diesem Drucke und mit diesen Leidenschaften seyn können, sollen wir sie beurtheilen. Unsre Ideale beherrschen uns zu sehr, und es ist nöthig ihre Lebhaftigkeit zu schwächen, wenn sie uns dieß übersehen lassen, und uns zwar nicht zum strengen Tadel anderer verleiten, aber doch von ihnen entfremden, und sie geringschätzen lehren.

Wir dürfen nicht an uns selbst verzweifeln, wenn wir bey der Vergleichung unsrer sittlichen Beschaffenheit mit dem Ideale, das wir von ihr hägen, so vieles an uns zu mißbilligen finden. Hohe Kräfte sind in unsre Natur gelegt, und ein weiser und ruhiger Gebrauch führt gewiß dem Ziele entgegen. Selbst jene Mißbilligung muß uns Vertrauen und Muth geben. Ideale sollen uns hinaufziehen, und sie können ihre Wirkung nicht schlimmer verfehlen, als wenn sie uns zum Verzagen und zu träger Verdrossenheit bringen.

Endlich dürfen uns unsre Ideale auch nicht überspannt machen. Wir gehören diesem Leben an, seine Verhältnisse sind uns unüberwindlich, wir sollen uns nicht über sie erheben, was auch immer ein trauriges Ende gewinnt; sondern sie veredeln, nicht sie zu zerstören; sondern in Verbindung mit ihnen das Bessere darzustellen, nicht sie zu überwältigen: sondern nach und nach das Idealische in sie einzuführen, und ihnen

ergreifen suchen. Unsre Ideale machen uns überspannt, und beherrschen uns mit zu starker Gewalt; wenn sie uns das Leben fremd und zuwieder machen, uns auf dasselbe, als auf etwas, das tief unter der Höhe unsers Sinnes liege, mit Verachtung herabsehen lassen; wenn wir es verschmähen, von ihm zu lernen und seiner froh zu werden; wenn wir das Gute, was wirklich darin liegt, übersehen, die Freuden und die Bildung, die es uns anbiethet von uns stoßen, um uns allein an unsern überschwänglichen Flügen zu ergötzen; wenn wir uns an unausführbare Dinge wagen, und das Ausführbare, das uns so nahe liegt, nicht achten; wenn wir Maßregeln ergreifen, die in diese Ordnung nicht passen, oder vielmehr das ganz Entgegengesetzte wirken müssen; wenn wir unvermögend, uns in irgend etwas zu schicken, fodern, daß sich alles in uns schicken, und unsern eben so thörigten als ungereimten Forderungen genügen soll.

---

So sey nicht unser Sinn, so nicht unser Betragen. Ehrwürdig sey uns das Ideal in seiner Reinheit und Würde. Nie wollen wir aufhören, es zu lieben und ihm nachzustreben, wo es uns über das Gemeine hinausführt zum wahrhaft Großen und Vortrefflichen. Es stimme unsern Geist höher, erhalte uns in der Verbindung mit einer bessern Welt, und schütze uns

gegen die Versuchungen nach seinem Sinnes, gegen die Gefahr am Schlechten Gefallen zu finden. Es leite unser Urtheil, Thun und Streben, und erfülle uns mit einer heiligen Wärme, wo etwas Gutes zu wirken ist. Aber nie verwirre es unsern Verstand, und verunreinige unser Herz. Nie verführe es uns zu müßigen Träumen, zu ungerechten Foderungen und einem überspannten Wesen. So werden wir seine Verächter beschämen, unter seinem Schutze unser Leben froh genießen, immer höher bilden, und die Göttlichkeit unsrer Natur immer mehr verherrlichen.

---

# Achte Rede.

## Die Einsamkeit.

Als ich, m. g. Z., vor einiger Zeit von den Vortheilen, der Pflichtmäßigkeit und der weisen Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens redete, hatte ich Gelegenheit Sie darauf aufmerksam zu machen, daß der Mensch in der Einsamkeit nie seiner Bestimmung ganz nachkommen, und weder seinem Verstande noch seinen Neigungen, weder seinem Geschmacke noch seinem sittlichen Charakter eine edle Ausbildung geben könne, daß sie denjenigen, der immer in ihr lebt, von seiner heiligsten Verbindung losreiße, mit Vorurtheilen jeder Art erfülle, einseitig, hart, ungeschmeidig, finster, trübsinnig, versteckt, selbstsüchtig und leidenschaftlich mache, ihm seine sittliche Vervollkommnung sehr erschwere, und ihn an der Ausübung der wichtigsten Pflichten verhindere.

Hierbey darf indeß nicht vergeſſen und überſehen werden, was auch ſchon dort erinnert wurde, daß dieſer verderbliche Einfluß nur da Statt finde; wo die Einſamkeit uns ſtets umfängt, oder wenn wir ihre Abgeſchiedenheit mehr lieben und öfter ſuchen als den Aufenthalt unter Menſchen. Es folgt daraus gar nicht, daß es nicht ein wahres und weſentliches Bedürfniß für Geiſt und Herz ſey, ſich zuweilen aus dem Geräuſche und den Zerſtreuungen der Welt, aus dem Gedränge ihrer Arbeiten, Plane und Luſtbarkeiten, in die Stille zurückzuziehen, um ſich hier zu ſammeln, ſich ſelbſt zu leben, ſich ſelbſt zu genießen, ſeine höhern Angelegenheiten in Erwägung zu ziehen, und ſo weiſer, beſſer, muthiger und ſtärker wieder in die Welt zurück zu kehren.

Dieß ſcheint der Geiſt unſrer Zeit verkennen — und, was an dem Mißbrauch mit Recht gerügt wird, der Sache ſelbſt aufbürden zu wollen. Wenn wir ihm Glauben beymeſſen; ſo dürfen wir nichts mehr fürchten als unſre eigne Geſellſchaft, nichts angelegentlicher fliehen, als das Alleinſeyn; nichts ſorgfältiger aufſuchen, als jene rauſchenden, fröhlichen Zirkel, wo alles ſo bunt durch einander geht, wo ein Vergnügen das andre verdrängt, und wo wir eben ſo viele Veranlaſſung finden, mit unſrem Verſtande der Feinheit unſrer Empfindung und unſrer Sitten zu glänzen als beyde noch weiter zu entwickeln.

Mehr Menschen, die von diesem Geiste regiert werden, sich auf den moralischen Nutzen des immerwährenden Lebens und Treibens unter den Menschen berufen, den Gewinn, den wir dort für unsre ganze Bildung erlangen können, mit den glänzendsten Farben des Modetons schildern; so ist es damit wohl schwerlich ernstlich gemeynt. Sie wollen nur nicht gegen die Wohlanständigkeit verstoßen, da die Welt noch nicht über das Vorurtheil der Sittlichkeit weg ist, und wenigstens in der öffentlichen Sprache noch etwas auf sie gehalten wird. Man könte sie sonst leicht überführen, daß der Gewinn, den uns die Gesellschaft in dieser Hinsicht anbiethet, und der freylich nicht gering zu achten ist, doch nur in so fern zu erwarten stehe, als wir das, was uns dort angeboten und angebildet wurde, in der Einsamkeit weiter verarbeiten, ordnen und anwenden, daß der gedankenlose und immerwährende Aufenthalt in geräuschvollen Zirkeln, nothwendig Geist und Herz entkräften, uns aller festen Grundsätze und alles echten Gehaltes berauben, uns leichtsinnig und weichlich, und unsern Charakter zu einem zufälligen Gemische guter und schlechter Eindrücke machen, oder in demselben das getreue Bild der öffentlichen Denkungsart darstellen müsse.

Aber darum ist es ihnen, wie gesagt, nicht zu thun. Es ist die Unersättlichkeit eines ganz sinnlichen und verstimmten Herzens, welche jene Sprache führet,

es sind Zerstreuungssucht und Durst nach immer abwechselnden Ergötzlichkeiten, die sich in jene moralische Blöße verhüllen. Man haßt das einsame Leben, weil man es nicht tragen kann. Man flieht es, weil man die Bedürfnisse erstickt hat, die sich auf dasselbe beziehen, den bessern Menschen oft dahin zurückrufen, und ihn mit Wohlgefallen und Liebe daran fesseln. Vielleicht ist es deßwegen nicht ohne Nutzen, diese Bedürfnisse einmal wieder in Erinnerung zu bringen. Denn wenn sie auch schwerlich dadurch bei denen, in welcher sie einmal erloschen sind, wieder angeregt werden möchten; so giebt es doch noch viele andere, die in Gefahr sind, der verführerischen Sprache jenes frivolen Geistes nachzugeben, und so unvermerkt allen Sinn für dasjenige, was nur im Stillen vollendet wird zu verlieren. Bey diesen ist oft nichts mehr nöthig, als sie von Zeit zu Zeit auf das, was in ihrer Natur liegt, aufmerksam zu machen, um sie gegen eindringende Verderbnisse zu schützen.

---

**Sich zuweilen in die Stille der Einsamkeit zurück zu ziehen, ist zuförderst Bedürfniß für unsre Religiösität.**

Dies möchte freylich wohl die schlechteste Empfehlung für unser Zeitalter seyn, daß, wenn man auch den Vorwurf der größern Immoralität von ihm abwäl-

zu können, doch immer noch ein irreligiöses Zeitalter, ein Zeitalter des Unglaubens genannt zu werden verdient. Vielen ist die Religion nichts als die Geburt einer schwärmerischen Phantasie, oder die Erfindung schlauer Köpfe. Wie könnte man diesen ansinnen, sich ihrer Geschäfte zu entschlagen, von welchen sie so voll sind, die Gesellschaften zu verlassen, und die Vergnügungen zu verläugnen, in welchen für sie das Maximum des Lebens liegt, um sich, wie sie sagen, mit müßigen Träumen zu beschäftigen, wenn nicht gar den Kopf verrücken zu lassen?

Vielen ist die Religion eine bloß sublimirte Natur: ihr Gott, der größte Kunstverständige; und sein Wille an die Menschen, der froheste Lebensgenuß, seine kostbarsten Gaben, Lebensfreuden, ihre Zukunft eine ewige Seligkeit. Diese werden dafür halten, der Religiöse finde nirgend mehr Nahrung für seinen Geist, als wenn er seine Weltgeschäfte freudig besorge, sich so viel zerstreue und vergnüge, als er kann, um darin Gott zu vernehmen, und seines Daseyns recht suche froh zu werden, um darin den Vorschmack des bessern Lebens zu haben. Sie werden meynen, die einsame Contemplation sey zu ernst und trübe, als daß sie nicht von dem heitern Geiste der Religion entfremden sollte, statt zu ihm hinzuführen.

Viele halten auch die Religion für nichts mehr als für einen Reflex des moralischen Wesens in uns

für etwas, das blos zur Unterstützung des pflichtmäßigen Handelns da sey, und weit entfernt, an sich Wahrheit und Objectivität zu haben, blos in diesem Handeln und mit ihm lebe, und von ihm abgesondert, sich gar nicht behaupten könne. Auch diese werden widersprechen, wenn man ihnen die Religion als Gegenstand einer angelegentlichen Betrachtung empfiehlt, und es höchstens zugeben, daß man, durch Belebung des sittlichen Gefühles, sich zuweilen in einen religiösen Enthusiasmus setze, und höhere Empfindungen in sich wecke, um eine stärkere Versuchung zu überwinden, oder eine schwerere That zu vollbringen.

Aber es giebt doch auch noch solche, denen die Religion etwas an sich Wahres und Selbstständiges ist; die eine höchste Wahrheit, Güte und Seligkeit, mit welcher sie in eine ehrenvolle Verbindung treten können, anerkennen und verehren; die an einen Gott glauben, den sie zwar zunächst in sich selbst finden, der aber mehr als eine Bestimmung ihrer Natur, der Regierer des Weltalls und aller menschlichen Schicksale ist; denen eine unsichtbare Welt, unter deren Schutze sie stehen, eben so entschieden ist, als die sichtbare, die sie umfängt. Wie könnten sie sich aber hiervon überzeugt halten, ohne zugleich das Bedürfniß zu fühlen, diesen erhabenen Gegenständen oft eine einsame Betrachtung zu widmen, sich der Bewunderung derselben hinzugeben, ihrer Bestätigung in den Wun-

dern der Natur, in den Ereigniſſen der Weltgeſchichte und in den Regungen ihres eignen Herzens nachzuforſchen. Wer einen Gott glaubt, wird ſich unwillkührlich zu ihm erheben. Wer einer Ewigkeit hoffend entgegen ſieht, wird ſchon hier gerne das Vorgefühl derſelben bey ſich unterhalten. Wem es ausgemacht iſt, daß er in höhern Verhältniſſen ſteht, als diejenigen ſind, an welche ihn ſeine ſinnlichen Bedürfniſſe täglich erinnern, wird dieſe auch nie ganz aus den Augen verlieren. Wem die ſinnliche Welt nicht alles iſt, der wird ſich nie ſo von ihr feſſeln laſſen, daß er ſich nicht zuweilen gerne in die unſichtbare verlöre. O umfangt uns oft, heilige Schatten der Einſamkeit, daß wir in eurer Stille den großen Wahrheiten nachdenken, in denen ſich eben ſo ſehr die Stärke unſrer Vernunft, als der Adel unſers Herzens verherrlicht.

Der religiöſe Menſch weiß, daß ſein Glaube auch eigne Empfindungen und Geſinnungen, die von dem moraliſch guten Willen noch verſchieden, obgleich aus dieſem entſprungen ſind, in ihm hervorbringen ſoll.

Er kennt eine auf Gott gerichtete, von den Schauern der Ewigkeit durchdrungene, von der Größe des Univerſums und ſeiner moraliſchen Ordnung erfüllte Stimmung des Gemüthes, eine Stimmung der tiefſten Verehrung, der feurigſten Liebe und des felſenfeſten Vertrauens, die nicht allein ſchon an ſich hohe Würde

ker, sondern auch den Menschen zu jedem großen Geschäft einsegnen, zu jeder mühevollen Handlung stärken, zu jedem kräftigen Entschluß begeistern, ihn dem Dienste der Pflicht weihen, und unter allen Drangsalen aufrecht erhalten muß. Er weiß, daß diese Stimmung in dem fragigen Weltwesen so oft erkaltet, von einem irdischen Sinne geschwächt, von den gewöhnlichen Beschäftigungen, Eindrücken und Lustbarkeiten des Lebens niederwärts gezogen, ihren göttlichen Geist so oft in eitle Bestrebungen aushaucht. Wenn es ihm daher auch nicht schon an sich eine solche Freude gewährte, sich in dieselbe wieder zu versetzen; so wird er doch jede Gelegenheit ergreifen, die sich ihm dazu anbiethet, damit ihm nicht diejenige Verfassung der Seele verloren gehe, mit welcher er sein edelstes Kleinod einbüßen müßte.

So sey auch uns gesegnet, du friedliche Stille der Natur oder des einsamen Zimmers, die du das lästige Getümmel zerstreuest, das uns immer gemeiner macht, und Gedanken um uns sammelst, die einem bessern Sinne Nahrung geben, die Gluth der Andacht wieder anfachen, wo sie zu ersterben drohten, und uns heilige Begeisterung für die unsichtbare Welt ins Herz strömen, daß wir desto glorreicher den Kampf mit der sichtbaren bestehen.

Die Einsamkeit ist zweyfach Bedürfniß für unsre Ruhe und für unsern Frohsinn. Welcher Mensch von gesundem Verstande und Herzen könnte es wohl immer aushalten unter dem lästigen Getümmel, womit uns die Welt umgiebt? Wer unterläge nicht endlich dem Drange mühsamer, verwickelter Arbeiten? Wer würde nicht endlich müde des ewigen Rennens und Laufens, des Sinnens und Sorgens, wie es im geschäftigen Menschenleben überall herrscht? Wem würde nicht endlich die Zudringlichkeit widerlicher Menschen zur Last, die uns dort unaufhörlich verfolgen? Wen betäubte nicht endlich der sinnlose Rausch der gewöhnlichen Gesellschaften, das eitle Gepränge leerer Worte und der nichtige Schimmer glänzender Ergötzlichkeiten? Wer hätte nicht endlich satt der wechselnden Genüsse und der mannichfaltigen Zerstreuungen, von welchen jede folgende nur die Armuth und das Nichtbefriedigende der vorhergehenden verbergen soll, und es nicht verbergen kann, daß sie selbst eben so arm und unbefriedigend ist?

Alles was wir auser uns suchen und finden, schaffen und empfangen, unterhält nur auf Augenblicke, um nachher eine desto empfindlichere Leere, einen finsterern Unmuth und einen bittern Ueberdruß zurück zu lassen, und zwar um so mehr, je heftiger es anfangs unsre Sinne erschüttert, je größere Wallungen es in unserm Blute angeregt hatte. Die menschliche Natur ist nicht

darauf eingerichtet, immer zu genießen, und immer starke Eindrücke aufzunehmen. Die Anstrengung führt zur Ermattung, und auf die Spannung folgt immer Erschlaffung. Unsre Degen werden stumpf, wenn sie zu oft gereizt werden; unser Herz wird kalt, wenn es zu lange glüht. So war es auch zweckmäßig: denn nicht außer sich — sondern in sich sollte der Mensch seinen schönsten Frieden haben. Nicht die Güter der Welt sondern die Gaben einer verständigen und tugendhaften Seele, die Entwickelungen trefflicher Anlagen und die Wirkungen herrlicher Kräfte sollten uns die reinsten und dauerhaftesten Genüsse gewähren.

Wie sehr seyd ihr Unglücklichen deßwegen zu bedauern, die ihr jenes friedliche Einkehren des Weisen in sich selbst, wenn er des Aeußern bis zum Ueberdrusse genug hat, nicht kennt. Ach, darum habt ihr nie Ruhe; darum martert euch so oft, wenn das Geräusche, um euch her verstummt — und ewig kann es doch nicht forttoben — jene fürchterliche Langeweile; darum ruht jener trübe Mißmuth so oft auf eurer Stirne und in eurem Blicke, wenn eure Gesellschaften aus einander gehen, oder ihre Unterhaltungen euch nicht mehr ergötzen; darum zählt ihr so manche martervolle Stunde in eurem Leben. Ihr seyd euch selbst fremd geworden. Euer Inneres ist von euch abgewandt. Ihr versteht euch auf eure Gefühle und Bedürfnisse nicht, oder lebt mit eurem Herzen im Streite. Es fehlt euch an allem, was

euch außer euern rauschenden Zirkeln vergnügen könnte. Ihr seyd nicht gewohnt euch mit euch selbst zu beschäftigen; es kann euch nicht anders als lästig seyn. Die Schätze, die in euch liegen sind euch unbekannt. Das Heraustreten aus euch selbst ist euch zur andern Natur geworden. Sonst würdet ihr nicht warten bis euch der Rausch übersällt, bis euch das Getöse abgestumpft hat. Ihr würdet euch früher in die einsame Stille zurückziehen, früher euch retten aus der glänzenden Unruhe; und jede Stunde segnen, die ihr euch selbst leben könnt.

O, es ist so köstlich sich selbst zu leben, sich ganz anzugehören, sich im Besitze seiner erworbenen Einsichten und Fähigkeiten sicher zu fühlen, sich den Regungen eines gebildeten Verstandes und eines reinen Herzens zu überlassen, seine Kräfte im Nachdenken über große Wahrheiten zu üben, und aus den Eindrücken des Welt- und Geschäftslebens das Lehrreiche und Nützbare auszusondern, daß man sich verwundern müßte: wie so viele dieses heilige und dringende Bedürfniß ganz verkennen können; wenn es nicht am Tage läge, daß der Reitz der Sinne sie verblendet, die Heftigkeit der Leidenschaft sie bethört, das Gefühl der Schuld sie mit sich selbst entzweyt hat, und daß sie deßwegen die Stunden der Einsamkeit mit nichts auszufüllen wissen, wenn sie ihnen nicht gar höchst peinigend sind.

Uns aber sollt ihr willkommen seyn, ihr Stunden der Ruhe, des Friedens und der Rettung, ihr stillen

Stunden des wahren Frohsinns! In eurer Mitte wollen wir unser Daseyn genießen, die Ausschweifungen der Thoren, die Laster der Schlechten und so manchen lästigen Tag vergessen, den wir im betäubenden Geräusche verleben mußten. Ihr sollt unserm Geiste Nahrung, und unserm Herzen Stärkung geben.

---

Die Einsamkeit ist uns drittens Bedürfniß für die Bildung unsers Verstandes. Freylich ist uns auch dazu das Weltleben unentbehrlich. Hier müssen wir den Stoff zum weitern Nachdenken einsammeln; hier die Beobachtungen anstellen, auf welchen sich Theorieen und Systeme erheben können; hier die Menschenkenntniß erlangen, die allem übrigen Wissen erst Klarheit, Leben und Fruchtbarkeit gibt, und ohne welche dieses mangelhaft und geistlos bleibt. Alles, was wir aus Büchern und durch eignes Forschen lernen muß sich erst im Umgange mit der Welt bewähren, näher bestimmen und berichtigen, ehe unsre Verstandesbildung dadurch gewinnen kann und wir im Stande sind, einen vernünftigen Gebrauch davon zu machen.

Aber die Hauptsache bleibt denn doch immer einsamen Selbstbeschäftigungen überlassen. Viele Kenntnisse, die der schönste Schmuck eines gebildeten Geistes sind, werden uns nur als Früchte stiller Anstrengung

gen zu Theil. Wir müssen uns oft und lange zurückziehen, lesen und denken, wenn wir sie besitzen wollen. Andre, die vielleicht zuerst in der Welt und im Umgange mit Menschen entdecket wurden, würden wir nur sehr mühsam, und dabey unvollkommen erhalten, wenn wir sie auf demselben Wege suchen wollten, da wir sie uns leicht und in ihrer ganzen Fülle erwerben können, wenn wir fremde Geistesschätze benutzen wollen. Sind nicht überdem die herrlichen Werke, worin jene Kenntnisse uns überliefert werden, und von denen alle Erleuchtung und Verbesserung der Welt, und selbst die Vermehrung ihrer Genüsse und die Verfeinerung ihres Umganges ausgiengen, in der Einsamkeit entstanden?

Der Umgang mit der Welt und mit Menschen liefert uns nur die Materialien zu einer weisen Verstandesbildung. Seine ganze Beute ist eine ungeordnete Menge reifer und unreifer, richtiger und falscher, einseitiger und zusammenhangender, wahrer und bloß schimmernder Wahrnehmungen, die an sich selbst, und besonders in dieser Mischung, wenig oder gar keinen Wehrt haben. Das einsame Studium muß sie verarbeiten, sichten, absondern, weiter entwickeln, berichtigen und in Ordnung bringen, sonst wird daraus nie etwas Zweck- und Planmäßiges.

Alles und nichts, Worte ohne Gehalt, Reflexionen und Maximen, die sich widersprechen, Wahrheit und

Irrthum im wunderlichsten Gemische, glänzende Sentenzen ohne Gehalt, Meynungen ohne hinreichende Gründe, mancherley Bemerktes und wenig Geprüftes, alles, wie es zufällige Erscheinungen, Eindrücke und Ansichten an einander gereiht haben, — nirgends etwas Durchgreifendes, Festes, Selbstständiges und Bewährtes, höchstens seine Gewandtheit und schlaue Praxis — das ist die ganze Bildung des glatten Weltmannes, der nie aus dem Kreise eines viel beschäftigten und zerstreuten Lebens heraustrat. Daher auch sein Haß gegen alles durchdachte, Systematische und bis in die innersten Tiefen Erforschte.

Wie ehrwürdig ist uns dagegen die Reife und Vollendung des Geistes, der in Stunden der Ruhe, die Eindrücke überrechnet, die er in der Welt empfing, die Beobachtungen musert, die er dort anstellte, um aus allem Lehren zu ziehen, alles zu einem weisen Unterrichte zu verwenden, durch alles seine Einsichten zu erweitern und seine Irrthümer zu verbessern!

Jeder Tag führt uns neue Erfahrungen entgegen, die uns sehr heilsam werden könnten, läßt uns neue Bemerkungen machen, die unsern Geist ungemein bereichern würden, wenn wir nur Muth genug hätten, sie in der Stille zu benutzen. Unvermerkt gewinnen oft unsre Ueberzeugungen eine andre Gestalt. Aber nicht alles ist reiner Gewinn. Oft haben verderbliche Leidenschaften, öffentliche Meynungen und eine be-

schränkte Absicht am meisten dazu beigetragen. Wie nöthig ist es deßwegen, wenn wir uns nicht der Gefahr aussetzen wollen, ohne es zu wissen, in die gröbsten Irrthümer zu verfallen, uns oft in die Einsamkeit zurückzuziehen, um da eine ruhige Revision dessen, was unser Verstand sich nach und nach angeeignet hat, vorzunehmen?

---

Noch unentbehrlicher ist uns viertens die Einsamkeit für die moralische Bildung des Herzens. Es ist nicht daran zu denken, daß es uns damit gelingen werde, wenn wir uns nicht entschließen können, oft einsam zu seyn, um in uns selbst zu leben, auf uns selbst und die Veränderungen unsers Zustandes zu merken, die Maximen mit Weisheit zu wählen, welche die Beschaffenheit des Letztern nöthig macht, und unsern Grundsätzen neues Leben und neue Stärke zu geben.

Keine wahre Tugend ist möglich ohne eine genaue Kenntniß unsrer Lebensbestimmung und der Mittel, die wir anwenden müssen, um sie zu erreichen. Diese fordert mehr als Empfänglichkeit für moralische Empfindungen, mehr als Befolgung einzelner Vorschriften, mehr als Auffassen und Festhalten frommer Bewegungen, die zufällig in uns entstehen; sie fordert unermüdetes, freyes, standhaftes Ringen nach einem

großen Ziele, das uns immer vor Augen seyn muß. Nur der ist im Stande, sich in dieser Hinsicht zweckmäßig zu bearbeiten, und seinem Geiste die Richtung auf wahre Würde zu ertheilen, der sich feste Grundsätze zu eigen gemacht hat, und dem das treue Bild einer pflichtmäßigen Denkungsart und eines edeln Betragens lebendig vorschwebt. Das ist aber etwas, das sich wahrlich nicht im Tumulte der Welt, auf den Sammelplätzen des Vergnügens, unter jener zerstreuten und betäubenden Beschäftigung des Verstandes und der Sinne, und in jener Unruhe des Herzens, wovon das gesellschaftliche Leben immer voll ist, erwerben läßt. Die Stille der Einsamkeit gehört für das ernsthafte Nachdenken über unsre Bestimmung; in ihr entstehen die erhabenen Grundsätze, nach welchen die Tugend sich bildet. Was uns unter Menschen so anziehend hinhält, unser Interesse so vielfach anregt, uns mit so manchem verführerischen Reitze entgegen kommt, und unser Herz so oft in die unordentlichsten Bewegungen setzt, muß weit hinter uns zurück getreten seyn, und ganz aufgehört haben, auf uns zu wirken, ehe wir über das, was wir seyn und werden sollen ein richtiges Urtheil fällen können.

Die Kenntniß unsrer Bestimmung und unsrer Lebenspflichten bedarf, um fruchtbar zu werden, einer immerwährenden Erweiterung, Verdeutlichung, Berich-

tigung und Belebung. In der Welt ist sie stäts der Gefahr ausgesetzt, sich zu verdunkeln, mit Irrthümern zu vermischen, ihre Kraft und Wirksamkeit zu verlieren. Auch diese Erinnerung muß uns oft aus ihren frohen und geräuschvollen Kreisen in die Einsamkeit zurück rufen.

Ein eben so dringendes Erforderniß zur sittlichen Bildung des Herzens ist eine unparteyische, genaue und gründliche Selbstkenntniß. Wer seine Fehler nicht kennt, kann sie nicht ablegen. Wem die Schwächen seiner Natur verborgen bleiben, der kann sie nicht verbessern. Wer nicht weiß, wie Gedanken, Empfindungen und Begierden in ihm entstehen, ist eben so wenig vermögend zu verhüten, daß sie nicht oft eine unglückliche Richtung nehmen, und ihn unwillkührlich zu Fehltritten verleiten, als sie mit seinen moralischen Grundsätzen so in Verbindung zu bringen, daß diese durch jene nicht gestört, sondern nachdrücklich unterstützt werden.

Wer immer einsam lebt, wird freylich nie mit sich recht bekannt werden. In den Verhältnissen zu Menschen, in den Collisionen des, den Geschäften und dem Vergnügen gewidmeten Lebens, ergießt sich die ganze Fülle des Herzens. Dort werden die mannichfaltigsten Gedanken erzeugt, die heftigsten Begierden erweckt, und oft, uns selbst unbewußt, Aeußerungen hervorgelockt, in welchen sich unsre Natur unzweydeutig aus-

spricht. Dort zeigt es sich, welche Wünsche uns beherrschen, welche Stimmungen am leichtesten bey uns entstehen, welchen Planen wir nachgehen, wo uns am besten beyzukommen ist, und wie viel reines Pflichtgefühl über uns vermag. Aber das alles wird unsre Selbsterkenntniß nicht vermehren, wenn wir es uns nicht da, wo das Geräusch, das uns so selten zu Sinnen kommen läßt, verstummt ist, wieder in Erinnerung bringen, reiflicher erwägen, miteinander vergleichen, und daraus Schlüsse ziehen. In der Gesellschaft der Menschen bleibt doch noch immer, so frey es da auch zugehen mag, eine große Spannung. Der Egoismus hat da sein Spiel. Wir müssen Rücksichten nehmen, uns verstecken und zurückhalten. Wir wollen vortheilhafte Meynungen von uns erwecken, mehr scheinen, als wir sind. Conventionen legen uns überall Zwang an. Darum ist es nicht möglich, mit uns selbst bekannt zu werden, wenn wir nicht auch, wo wir mit uns allein sind, oft ernstlich und angelegentlich in die Tiefen unsers Innern schauen, und was wir dann entdecken, mit dem vergleichen, was wir in der Welt an uns beobachtet haben.

Segensreiche Stunden der einsamen Selbstbeschäftigung, wie viel habt ihr uns in dieser Hinsicht gewährt, und wie viel könnt ihr uns nicht noch werden! Euch verdanken wir es, wenn wir mit uns selbst nicht ganz unbekannt blieben. O nehmt uns

noch oft auf zur fruchtbaren Selbsterforschung, verschafft uns noch oft den süßen und wohlthätigen Gewinn, mit unserm Herzen vertraut zu werden!

Täglich und stündlich gehen in unserm sittlichen Zustande Veränderungen mit uns vor. Wir stehen in der Welt unter dem Einflusse von tausend Umständen, die an uns schaffen und bilden, die uns beschränken und erweitern, die uns frohe und trübe Empfindungen zuführen, die uns entflammen und herabstimmen, die uns heben und niederdrücken. Die Menschen, mit denen wir umgehen, die Sitten, die wir bemerken, die Urtheile, die wir vernehmen, die Gegenstände, die wir sehen, die Vergnügungen, die wir genießen, die Arbeiten, die wir verrichten, die Hindernisse, die uns in den Weg treten, alles dieses wirkt auf unser Herz. So erlöschen Begierden, die Anfangs mit heißer Gluth in uns brannten; so entflammen sich andre zu denen nur ein kleiner Zunder in uns lag. Einige Neigungen werden geschwächt, andre gestärkt, und noch andre in neue Richtungen gebracht. Dispositionen entstehen, und werden zur Fertigkeit. Gewohnheiten befestigen sich, und werden unüberwindlich. Fast in jedem verlebten Augenblicke sind wir auch andre Menschen geworden. Es ist erniedrigend für die Würde eines vernünftigen Wesens, das alles mit sich geschehen zu lassen, ohne zu wissen, wie das gekommen sey, und was man da-

bey gewannen oder verloren habe. Gewiß setzt sich eben so viel Schlimmes als Gutes bey uns an; gewiß entstehen und verstärken sich eben so viele verderbliche als weise und wohlthätige Maximen, wenn nicht gar, bey den vielen bösen Beyspielen die wir sehen, bey den schändlichen Grundsätzen die allenthalben angepriesen werden, bey den Versuchungen des Eigennutzes, denen wir so oft ausgesetzt sind, und bey den verführerischen Genüssen, die sich uns so freygebig anbiethen, unser moralisches Gefühl immer mehr abgestumpft, unser Charakter immer mehr verdorben wird. Welcher Gefahr setzen wir uns deßwegen aus, wenn wir es versäumen, uns oft einsame Ruhepuncte auszuwählen, von welchen aus wir unser Leben übersehen, und die Veränderungen, die sich mit ihm zugetragen haben, nach ihrem Einflusse würdigen und zuverlässig bestimmen können, was an uns besser oder schlechter geworden ist.

Endlich ist es zur Veredlung unsers Herzens auch nöthig, unsre Vorsätze oft zu erneuern, und noch mehr zu beleben. Auch der Beste hält sie nicht immer. Das Geräusch des Welt- und Geschäftslebens bringt sie uns nicht selten in Vergessenheit, und vermindert immer die Wärme, womit wir sie zuerst faßten. Unser Pflichtgefühl stumpft sich ab, wo so viele andre Forderungen unsrer Natur laut werden, wo der öftere Anblick solcher Handlungen, die mit ihm streiten, uns

allmählich daran gewöhnt, sie erträglich zu finden. So ist zu besorgen, daß wir immer gleichgültiger werden gegen unsre heiligsten Entschließungen, daß unsre moralische Empfindlichkeit sich ganz verliere; wenn wir uns jene nicht oft in der Einsamkeit ins Andenken zurückrufen, und diese durch eine ernstliche Prüfung unsers Lebens wieder zu schärfen suchen; wenn wir uns nicht oft einem gerechten Schmerze über unsre Vergehungen hingeben, und alle Gedanken und Empfindungen um uns sammeln, die uns für die Zukunft dagegen schützen können.

Zu euch wollen wir fliehen, ihr ernsten feyerlichen Stunden der Einsamkeit, wenn das Gefühl der Schuld uns drückt, wenn Reue über eine unrechte That unser Inneres verwundet. Ihr sollt jenes Gefühl beleben, und den Unwillen über uns selbst unterhalten, daß er uns warne und zurückhalte. Ihr sollt unserm Geiste die großen Gedanken der Pflicht, der Gottheit und Ewigkeit vergegenwärtigen, und ihn stärken zu einem geweihten und würdigen Leben.

---

Stille der Einsamkeit ist uns fünftens Bedürfniß zur Vorbereitung auf das, was wir in der Welt zu thun haben, und was uns in ihr begegnen wird. Da warten mancherley Geschäfte auf uns, und unter ihnen solche, die

ben so wichtig als verwickelt sind, die nur bey reifer
leberlegung, nach mancherley Anstalten und Zurüstun-
en, nach einem überdachten Plane mit Würde und
Erfolg können ausgeführt werden, die eine unermüdete
Geduld, eine strenge Gewissenhaftigkeit, und einen
unbestechlichen Sinn für das Recht erfordern. Wie
unbesonnen wäre es, wenn wir uns an sie wagen,
und in sie hineinstürzen wollten, ohne vorher daran
gedacht, unsre Kräfte und Hülfsmittel berechnet, ohne
die gehörigen Maßregeln getroffen, ohne uns auf
Hindernisse, die dabey eintreten können, gefaßt ge-
macht, ohne uns die Grundsätze, die uns dabey leiten
müssen, tief eingeprägt, ohne uns zum standhaften
Ausharren gestärkt, und gegen den Widerstand gerüstet
zu haben, den wir dabey erfahren werden?

Wir treffen mit allerley Menschen zusammen, die
auf uns — und auf die wir wieder zurückwirken, die
mit Vorsicht, Schonung, und doch auch mit Festigkeit
behandelt seyn wollen, die uns leicht aus unsrer
Fassung bringen, leicht unsre Leidenschaften ent-
flammen, leicht verderbliche Eindrücke auf uns machen
können. Wie leichtsinnig wäre es, wenn wir uns unter
sie mischten, ohne uns vorher darauf besonnen, und
über die weiseste und edelste Art uns gegen sie zu be-
nehmen, nachgedacht zu haben?

Wir kommen in Lagen, die uns in die größte Ver-
legenheit setzen, in denen wir bald unschlüssig hin und

ber schwanken, bald die thörigtste Wahl treffen, und unserm wahren Interesse ganz zuwider handeln müßten, wenn sie uns ganz unerwartet sind, und es uns an der gehörigen Gegenwart des Geistes fehlt. Wie unverantwortlich wäre es, wenn wir das gar nicht achten, ihnen in der größten Sorglosigkeit entgegen gehen, und uns, weit entfernt, die Möglichkeit zu beherzigen, selbst durch ihre geahndete Nähe nicht einmal wollten stimmen lassen, auf sie zu achten?

Schleunige Veränderungen ereignen sich täglich in unsern Verhältnissen und in unsern Glücksumständen, die für unsre Ruhe, für unsre Sittlichkeit und für unsre physische Wohlfahrt sehr bedeutend sind. Wie groß müßte die Verblendung seyn, die das übersehen, oder die es wissen, und doch versäumen könnte, sich darauf einzurichten?

Wir werden in Zerstreuungen hinein gezogen, die uns zur Selbstvergessenheit führen, unsre Stärke entwaffnen, unsern Willen besiegen, uns des Gebrauches unsrer Vernunft unfähig, und unsre kräftigsten Entschließungen wankend machen können; wenn wir uns nicht vorher gewaffnet, unsern Geist gesammelt, und uns unverrückbare Schranken gesetzt haben. Womit wollen wir es verantworten, wenn wir hierum ganz unbekümmert waren? Wir gerathen in Umstände, wo es nicht möglich ist, zu prüfen und zu wählen, wo wir uns schnell entschließen, auf der Stelle han-

den, und das ausführen müssen, wozu wir uns entschlossen haben. Was soll aus uns werden, wenn da unser Gemüth leichtfertig, und mit den eiteln Gedanken und Empfindungen ganz angefüllt ist, die das bunte Schauspiel der Welt in uns hervorbringt?

Darum ist jedem verständigen und edeldenkenden Menschen die Einsamkeit so lieb; weil ihm das alles nur in ihr möglich ist; weil er da nur mit sich zu Rathe gehen, da nur seine Verhältnisse überdenken, da nur sich auf das Künftige gefaßt machen, da nur Geduld und Entschlossenheit sammeln, seine Maaßregeln ergreifen, sein Gewissen reden lassen, und sich in frommen Stimmungen und in standhafter Pflicht- und Ueberzeugungs-Treue stärken kann.

Wollen wir mit Weisheit und einem frohen Selbstbewußtseyn in der Welt leben; sollen sich unsre Anschläge nicht verwirren, unvermuthete Ereignisse uns nicht überraschen, sinnliche Genüsse uns nicht betäuben; wollen wir unsere Tugend und unsre Ruhe bewahren, unsre Zwecke nicht verfehlen, und unsern Wohlstand fest gründen; dann muß die Einsamkeit unsre Freundinn seyn; dann dürfen wir nur aus ihrer Verborgenheit in die Welt, unser Geschäfte und Genüsse derselben treten; dann muß sie uns in den Stand setzen, uns hier muthig, klug und gewissenhaft zu benehmen.

Endlich ist die Einsamkeit noch ganz vorzüglich Bedürfniß für den Leidenden. Freilich mögen wohl solche Unfälle, welche nur die Oberfläche der Seele berühren, am ersten im Umgange mit Menschen, und unter den Zerstreuungen, Geschäften und Vergnügungen der Welt verschmerzt und vergessen werden. Aber wir müßen doch vorher im Stillen einiger Maßen darüber gedacht und uns gesammelt haben, wenn dieses Mittel wirken soll. Sonst werden wir nicht im Stande seyn, uns des stets wiederkehrenden Gedankens an das, was uns getroffen hat, so zu entschlagen, daß wir unsre Arbeiten mit Ueberlegung verrichten, denen die um uns sind durch unsern Mißmuth nicht beschwerlich fallen, und uns selbst durch den Zwang, den wir uns überall anthun müssen, zur Last werden. Sind wir nicht schon ganz mit unserm Kummer vertraut geworden, so daß er uns nicht mehr beunruhigt, wenn uns zufällig etwas an ihn erinnert; so ist es selbst gefährlich, ihn durch Zerstreuung eine Zeit lang zu entfernen zu suchen. Nichts kann uns so hinhalten, daß nicht oft das Andenken an ihn auf eine sehr peinliche Art in uns angeregt würde, da er sich mit so vielen Gegenständen in Verbindung zu setzen, und aus so vielem Nahrung zu ziehen weiß. Auf jedem Fall kehrt er nachher desto angreifender wieder.

Für solche Widerwärtigkeiten aber, die den Geist stark erschüttern, und deren Stachel tief ins Herz dringt gibt es kein wirksameres Linderungsmittel als die Einsamkeit, sie allein kann da trösten. Darum ist sie auch des Leidenden beste Freundinn. Darum liebt er sie so warm, und sucht sie so angelegentlich. Er haßt nichts mehr, und nichts stimmt schlechter zu der Verfassung seiner Seele als das laute Getümmel und das lebhafte Gedränge des gesellschaftlichen Lebens. Stille ist ihm Bedürfniß, wie könnte ihm denn wohl seyn in jener tobenden Unruhe? Sein Blick ist unverwandt auf sein Inneres gerichtet, wie sollte er die Oerter nicht fliehen, wo alles den Menschen ganz äußerlich zu machen sucht? Trübe und traurig ist sein Gemüth, was streitet damit mehr, und was muß widerlicher auf ihn wirken als der glänzende Schimmer und die lustige Fröhlichkeit der Gesellschaft? Er muß allein seyn, und findet nicht selten eine süße Wohllust darin, seinem Schmerze nachzuhangen. Wollte er das nimmer: so würde ihm freylich die Einsamkeit dadurch sehr verderblich werden. Nichts schwächt den Menschen mehr, und macht ihn unfähiger für seine Bestimmung als jenes üppige Schwelgen in einer melancholischen Gemüthsstimmung. Aber man lasse auch das dem Unglücklichen, wenn es die erste Heftigkeit seines Kummers mildert, seine aufgeregte Empfindlichkeit einiger Maßen zu Ruhe bringt,

und ihn dadurch vorbereitet, den Verlust, welchen er betrauert näher ins Auge zu fassen, oder die traurige Lage, über welche er seufzt richtiger zu würdigen. Hierin wird ihm nun die Einsamkeit vorzüglich wohlthätig werden. Die Ruhe, die ihn hier umgibt theilt sich seinem Innern mit, besänftigt sein empörtes Herz, und ladet zum Nachdenken ein. Hier, wo manches seinen Wehrt verliert, was unter den Menschen viel gilt, wo manches kleiner wird, was dort so hoch geachtet ist, wo manches Blendwerk sich zerstreut, was dort so viele eitle Bestrebungen und so manches eingebildete Leiden veranlaßt, hier kann er über das, was ihn beunruhigt unbefangener denken, die Last der Vorurtheile abschütteln, und die Bilder der Phantasie entfernen, die seinen Schmerz so sehr vergrößern; hier kann er seine Aufmerksamkeit auf das Wohlthätige lenken, was auch mit diesem Widrigen verbunden ist, sich zu dem weisen Regierer der Dinge erheben, unter dessen Schutz und Leitung unser Leben steht, der alles absichtsvoll anordnet, und zu einem herrlichen Ende führt; hier kann er sich fassen, sein Vertrauen und seine Ergebung zu einer erhabenen Stärke, und bis zur unerschütterlichen Standhaftigkeit entwickeln.

Wie mancher, der mit einem Herzen voll Kummer, und mit einem Auge voll Thränen in die Vergangenheit ging, fand sich ermuthigt, wenn er da un-

ter die Wunder der Natur trat, ihren sanften, fröhlichen Geist einathmete, und sich ihres erhabenen Herrn erinnerte, und kehrte mit einer Seele voll Fassung, und mit einem Blicke voll Heiterkeit wieder, wenn er im stillen Kämmerlein über die Schickung nachgedacht, oder sich in Glauben und Demuth vor dem Ewigen niedergeworfen hatte!

Nur Menschen mit einem entschiedenen Hange zur Schwermuth sollte man nie allein lassen. Ihnen gießt die Einsamkeit Gift in die brennende Wunde. Es macht ihnen Freude, den trübsinnigsten Vorstellungen Nahrung zu geben, und sie so dicht als möglich um sich her zu versammeln, um sich selbst recht zu peinigen, damit es ihnen nie an Stoff zum Klagen fehle. Sie thun zu dem Wirklichen das Mögliche, zu dem Gewissen das Wahrscheinliche, zu dem Eingetroffenen das vielleicht noch Eintreffende hinzu, und werden so immer finstrer, ernster, muthloser und lebensscheuer; je öfter es ihnen gelingt im Stillen über ihren Gram zu brüten. Die Gesellschaft taugt aber auch nicht für sie. Ein verständiger und treuer Freund wird sie am ersten zurecht bringen.

---

So mannigfaltig und dringend sind die Bedürfnisse, die uns in die Stille der Einsamkeit führen, wenn wir unsrer bessern Natur treu geblieben sind

Erwärmt uns noch die heilige Flamme der Religiösität: nur in der Einsamkeit finden wir Nahrung für sie. Ist es uns unmöglich, der Zudringlichkeit der Thoren, des Getümmels um uns her, der Verwirrung unsrer Sinne und der Betäubung unsers Geistes nicht endlich müde zu werden: in der Einsamkeit finden wir Rettung, Ruhe und stärkenden Selbstgenuß. Ist uns die Bildung unsers Verstandes und die Veredlung unsers Herzens nicht gleichgültig: so müssen wir uns oft der Welt entreißen, und in stillen Betrachtungen das übersehen und anwenden, was sie uns zugeführt hat. Können wir es nicht über uns erlangen, uns mit Leichtsinne und Unverschämtheit an wichtige Geschäfte zu wagen, und mit rasender Unbesonnenheit in die Zerstreuungen des Lebens zu stürzen: nur die Einsamkeit kann uns auf beyde zweckmäßig vorbereiten. Hat ein Freund uns verlassen, ein schmerzlicher Verdruß uns getroffen, ist uns eine glänzende Erwartung fehlgeschlagen: nur die Einsamkeit hat Trost für unser Herz.

Wir müßten unsre Natur verläugnen, müßten auf die schönsten Genüsse Verzicht leisten, die edelsten Empfindungen unterdrücken, die erhabensten Güter aufopfern, die vorzüglichsten Anlagen ungenutzt und unentwickelt liegen lassen; wir müßten aufhören, verständige und besonnene Menschen zu seyn, Ruhe und reines Lebensglück zu hoffen; wenn wir den gesegne-

sein Einfluß einsam verlebter Stunden verkennen, wenn wir nicht glauben wollten, daß es uns heilsam sey, uns oft in die Stille zurückzuziehen.

Folgen wir jenen Bedürfnissen, dann dürfen wir auch gar nicht fürchten, daß uns die Einsamkeit schädlich werde. Nur dem ist sie schädlich, nur den verstimmt und verhärtet sie, nur den macht sie schwärmerisch, finster, selbstsüchtig, gefühllos, aufgeblasen, nur den erfüllt sie mit Vorurtheilen und unreinen Begierden, den Ungeselligkeit, Eigensinn, Stolz und erhitzte Leidenschaft in ihre Mitte führen. Wer sich ihr mit Weisheit hingibt wird sie auch weise anwenden.

Laßt uns die Unglücklichen bedauern, die nie allein seyn können, die sich selbst vergessen, aus sich selbst heraustreten, und sich in einem ewigen Taumel erhalten müssen, wenn ihnen wohl seyn soll. Sie verdienen wahrlich unser Mitleid. Uns aber erhebe die Einsamkeit zu grossen Gedanken und Empfindungen; uns erheitre und stärke sie, wenn das Weltleben uns überdrüßig geworden ist; uns bilde sie an Geist und Herz; uns lehre sie mit Würde handeln und geniessen; uns tröste und richte sie auf unter schweren Leiden!.

---

Neun-

# Neunte Rede.

## Die Beſtimmung des Lebens.

Jedem vernünftigen Menſchen, m. g. Z., liegt überaus viel daran, zu wiſſen, daß das Leben eine Beſtimmung habe. Davon hängt alle richtige Schätzung, alle Würde, aller frohe Genuß und aller weiſe Gebrauch deſſelben ab. Ohne dieſen Glauben dürfte wohl ſchwerlich jemand im Zuſtande der Beſonnenheit ſein Leben erträglich finden, unter dem beſtändigen Wechſel ſeiner Erſcheinungen ruhig bleiben, und ſeinen Beſchwerden ein feſtes Herz entgegen ſetzen können. Der Menſch muß ſo vieles leiden, worüber ihn nichts tröſtet als die Ausſicht, das ihn das einer großen Beſtimmung näher bringen werde. Die ſchätzbarſten Güter bleiben nur ſo lange in ihrem vollen Werthe, als man ſie im Zuſammenhange des ganzen Lebens betrachtet, und mit allem andern auf ein höchſtes Ziel be-

zieht. Nur im sinnlosen Taumel oder im unverantwortlichen Leichtsinne ist es möglich, dieß zu übersehen, und ein Vergnügen schmackhaft zu finden, das nur den Augenblick auf eine angenehme Art ausfüllt, und, wenn es dahin ist, nichts zurück läßt als die Erinnerung.

Was ist wahre Weisheit, wenn nicht verständige Anordnung des Lebens, seiner Bedürfnisse, seiner Kräfte, seiner Arbeiten, seiner Zwecke und seiner Freuden? Was soll aber diese Anordnung leiten, wenn wir dabey nicht etwas Unveränderliches im Auge haben, um dessen willen alles andre da ist, und das jedem seine Stelle anweist? Was ist Tugend, als eine unerschütterliche Richtung des Geistes auf etwas, das an sich gut ist, und es ewig bleiben wird? Wer kann aber wohl etwas als ein solches anerkennen, ohne es zugleich allen seinen Bemühungen an die Spitze zu stellen, und es als Bestimmung seines Lebens zu verehren? Freilich die Forderungen der Vernunft stehen auch wohl, davon unabhängig fest, denn sie ruhen auf ihrer eigenen Authorität. Das Gewissen verlangt und verbiethet nachdrücklich und entscheidend. Aber in jene Forderungen kommt doch nur dadurch diejenige Harmonie, vermittelst welcher sie zur Bildung des tugendhaften Charakters tauglich sind, die Entscheidungen des Gewissens werden nur dadurch zu-

verläſſig und von allen Vorurtheilen gereinigt, daß ſie zur Darſtellung eines erhabenen Zweckes zuſammenſtimmen. So iſt es denn auch nicht möglich dem Leben ſeine Würde zu bewahren, und es gegen Entehrung zu ſchützen, wenn uns nicht eine Beſtimmung deſſelben unverrückt vorſchwebt.

Zu beklagen iſt wahrlich jeder, dem dieſer Glaube verloren ging. Ihm bleibt nichts übrig, als ſich vorüber gehenden Empfindungen, den Eindrücken äußerer Gegenſtände, den Wallungen ſeines Blutes, und den inſtinctartigen Antrieben ſeiner Sinnlichkeit hinzugeben, und alles zu nehmen wie es kommt; wo ihm dann des Erfreulichen und Erwünſchten wenig, aber des Bittern und Schmerzlichen, das er weder abwehren noch ändern kann, genug zu theil werden wird. Er weiß aus ſeinem Leben nichts zu machen, darum iſt es ihm voll Verwirrung. Er kann ſich nicht über daſſelbe erheben, darum wird es ihn nie befriedigen. Er gehorcht einem blinden Schickſale, das eben ſo unerbittlich über ſeinen Wehrt, als über ſein Glück entſcheidet. Er martert ſich mit vergeblicher Reue, denn er wird nie im Stande ſeyn eine Thorheit zu verbeſſern. Er fährt dahin auf dem Strome innerer und äußerer Veränderungen, und muß ſich gefallen laſſen, wohin er ihn treibt, bis er ihn endlich in ſeine Tiefe begräbt.

Es iſt uns aber nicht genug zu wiſſen, daß unſer Leben überhaupt eine Beſtimmung habe. Es muß eine ſolche haben, die ſich auf uns bezieht, die mit irgend einem theuern Intereſſe des Herzens zuſammen hängt, die durch unſre Freyheit zu erreichen ſteht, und die mit ihm ſelbſt nicht zu Ende geht; ſondern es weit über ſeine ſichtbaren Entwickelungen hinausführt. Eine Beſtimmung, die uns zu Sclaven von Zwecken macht, an denen uns nichts gelegen ſeyn kann, wobey vielmehr jedes eigne, auch noch ſo tief gegründete, Bedürfniß verſäumt wird, die unſre Würde und unſre Kräfte der Ordnung des Ganzen aufopfert, oder deren Erreichung von der Begünſtigung des Zufalles abhängt, oder die ſich auf unſre gegenwärtige Exiſtenz einſchränkt, kann uns nicht befriedigen. In unſerm Innern regen ſich Ahndungen und Wünſche, die auf etwas Höheres gehen als wir hier finden, und die mit unſern lebhafteſten Empfindungen innigſt verflochten ſind. Nur eine Beſtimmung, die dieſen entſpricht, lehrt uns das Leben ſchätzen und heilig halten.

Der Glaube an eine ſolche Beſtimmung iſt jedem unverdorbenen und wohlgeordneten Herzen tief eingegraben. Eine natürliche Entwickelung unſrer Anlagen führt ſchon zu ihm hin; und wir dürfen nur uns ſelbſt treu bleiben, um ihn zu bewahren. Aber ſo wie dieſe Treue von uns weicht, geht er allmäh-

ſig unter, oder wird zu einem leeren Worte. Das iſt das Schickſal vieler Unglücklichen, die wohl Genüſſe, Leiden und Arbeiten, aber kein Leben haben, weil ihm das Licht ſeiner Beſtimmung erloſchen iſt. Dahin kommt es unvermeidlich, wenn man ſeine Lage in der Welt vergißt, das reine Gefühl deſſen, was mit uns vorgeht, verliert, ſich von der Macht des Augenblickes beherrſchen läßt, ſinnlichen Eindrücken zu viel einräumt, ſeine Kräfte in Trägheit verzehrt oder an Ausſchweifungen verſchwendet.

Damit das nicht auch unſer Loos ſey, wollen wir jenen Glauben in uns zu ſtärken, und uns der Gründe, auf welchen er ruht, deutlich ſuchen bewußt zu werden. Eine ruhige und unbefangene Anſicht des Lebens, wie es uns erſcheint, wird uns vielleicht hier am beſten leiten.

---

Das Leben ſtellt ſich uns zuvörderſt dar als eine Reihe unaufhörlicher äußerer und innerer Veränderungen. Nie ſteht der Strom ſtill, in welchem unſer Daſeyn dahin fließt. Wer mit ſeinem Blicke auf der Oberfläche bleibt, entdeckt da weniger mehr als den ewigen Wechſel, das Kommen und Gehen, das Wiederkehren und gänzliche Verſchwinden mannichfaltiger Geſtalten; ſein ganzes Bewußtſeyn iſt nichts anders, als das getreue Bild großer und kleiner

froher und trauriger Erscheinungen. Oft fühlt er sich wohl durch einen Gegenstand länger angehalten, tiefer gerührt und höher erfreut, aber auch das ist von kurzer Dauer; auch dieser wird von neuen verdrängt; und bald ist keine Spur mehr von ihm übrig. Wir bewegen uns hin und her, und nirgends stehen wir fest. Wir schreiten bald in trägen, bald in raschen Entwickelungen vorwärts, und nirgends offenbart sich, wo das hinaus will. Wir leiden und wirken, und erfahren dabey oft nicht mehr als, daß es anders wird. Wir nehmen Eindrücke auf, und werden zu Aeußerungen unsrer Thätigkeit angetrieben, und unsre Aufmerksamkeit verliert sich in den Stimmungen und Verhältnissen, die dabey zum Vorschein kommen und untergehen. So ist auch die Welt in unserm Innern nichts anders als ein ewiger Wechsel von Gedanken, Empfindungen, Wünschen und Begierden, die einander wecken und vernichten, stärken und schwächen, und uns in rastlosen Schwanken gefangen halten. Auch hier wird unser Herz oft interessirt, auch hier umfassen wir manches mit Liebe, aber wir können doch keinem Beständigkeit geben.

Diese Ansicht kann weder unserm Verstande noch unserm Herzen gnügen. Das Leben wird uns zu einem Traume, dessen ganzer Werth darin besteht, daß er uns vielleicht auf Augenblicke entzückt hat. Aber selten zaubert er uns in wonnevolle Paradiese; öfter führt

ler uns durch dürre, freudenlose Wüsten, und mancher scheint gar dazu verdammt zu seyn, nur schwermüthig und angstvoll zu träumen. Ueberdem läßt sich in unsrer Brust die Sehnsucht nach etwas, das mehr als Traum ist nie unterdrücken. Wir ahnden dies, und alle unsre Kräfte streben dahin; wir sind zum Wachen geboren.

Unser Verstand will Einheit in den Wechsel bringen. Ihm soll klar werden, was er an dem allem hat, das in so sonderbarer Mischung und in so flüchtigem Unbestande dahin schwebt. Er ist nicht damit zufrieden, das Mannigfaltige zu zerlegen, die Erscheinungen zu sondern und zu verknüpfen, sich ihrer Aehnlichkeit und ihres Zusammenhangs bewußt zu werden, und die Gesetze, wornach sie auf einander folgen, zu erforschen. Dasjenige bleibt dabey noch zurück, von dem das volle Licht allein erwartet werden kann, und worin sich die Räthsel des Lebens befriedigend auflösen. Das Wohin und Wozu ist es, was seinen Beschäftigungen das höchste Interesse gibt, ohne welches jener Zusammenmenhang nnd jene Gesetze sich nie hinlänglich verdeutlichen lassen, und ohne dessen Beantwortung das Leben bey aller anerkannten Verknüpfung, und der regelmäßigsten Ordnung in seinen Veränderungen, nie wahren Gehalt gewinnt. Die Entdeckung daß es hierauf keine Antwort gebe, würde den Verstand selbst vernichten, sein herrlichstes Werk, und dasjenige, wodurch das

Leben ihm zum Gegenſtande wird, zerſtören. Aber dies kann und wird nicht ſeyn. Eben darum, weil es ſein eignes Prinzip, die Folge ſeiner urſprünglichen und unabänderlichen Natureinrichtung iſt, ſich zu allem Zweck und Abſicht zu denken, weil er ohne das aufhören müßte zu denken; wird er nie vergeblich darnach ſtreben. Indem er ſich des Lebens bemächtigt, und dieſes ſeiner bildenden Thätigkeit unterwirft, wird ihm eine Beſtimmung angewieſen, die ihm eben ſo gewiß gehört, als er ſelbſt ſich nicht von demjenigen Leben, das ein wahrhaft menſchliches ſeyn ſoll, trennen läßt. Wer zum vollen Bewußtſeyn, und zu einer geſunden Anwendung des Verſtandes gekommen iſt, und damit eine unbefangene Anſicht des Lebens verbindet, der kann unmöglich an einer Beſtimmung des Leztern zweifeln.

Eben ſo wenig kann unſer Herz ſich von dieſem Glauben trennen. In dem beſtändigen Wechſel ſehnt es ſich nach etwas Bleibendem. Bey dem ſchnellen Vorübergehen deſſen, was da iſt, muß es ſich tröſten mit dem, was noch werden ſoll. Daher jener lebendige Trieb nach dem Zukünftigen; daher jene Leerheit und jener Ueberdruß, wenn die Gegenwart es durch überwältigende Eindrücke ganz auszufüllen ſtrebt. Man nimmt ihm alles, man vergiftet ſeine Ruhe, wenn man es ihm unmöglich macht, ſich bey etwas Unvergänglichem zu erholen von der läſtigen Zerſtreuung, womit es vom vergänglichen beſtürmt wird. Was

könnte aber dieſes Zukünftige und Unvergängliche anders ſeyn, als der Glaube an eine ewige Beſtimmung, welcher das Wandelbare endlich entgegen führt. Alles andre trägt dieſelbe hinfällige Natur, und entſpricht deßwegen dem dringendſten Bedürfniſſe des Herzens nicht. Sollte aber das Herz kein zuverläſſiger Bürge ſeyn, das Herz, aus dem das Edelſte kommt, was wir kennen, das uns ſo hoch erhebt, und für welches zulezt alles, was wir ſonſt noch haben und erſtreben, doch nur geliebt und begehrt wird? Wo ſollen wir Ueberzeugung ſuchen, wenn uns die lauteſte Forderung des Herzens nicht überzeugt, aus welchem ſich die Vernunft immer orientiren, und das lezte Fundament aller Wahrheit hernehmen muß?

---

Weichen und innigen Gemüthern, die mehr in als außer ſich leben, ohne die gehörige Stärke zu beſitzen, die Höhen der innern Welt, die Gegend der Freyheit zu erreichen, iſt das Leben mehr ein Wechſel von Empfindungen. Die Weltveränderungen ſtellen ſich ihnen meiſt nur in den Bewegungen ihres Gemüthes dar. Sie fühlen ſich bald ernſt, bald leicht, bald finſter, bald helle, bald traurig, bald fröhlich, bald ängſtlich, bald hoffnungsvol geſtimmt. In dieſem Nebel verlieren ſich die Begebenheiten, von welchen dieſes herrührt. Aber auch bey denen, die feſt am Aeußern

halten, und ihren Blick unverwandt auf dasjenige, was um ihnen her vorgeht, gerichtet haben, bleibt das Gefühl das Wichtigste. Sie würden den Wechsel der Welterscheinungen ruhiger tragen, wenn nicht ihr Herz dadurch bald so angenehm, bald so schmerzlich bewegt, wenn es nicht so oft hart gedrückt und tief verwundet würde.

Hier wird die Armuth des Lebens erst recht offenbar; hier leuchtet es erst recht ein, wie unerträglich es ohne den Glauben an eine Bestimmung desselben seyn müßte. Wie? ich wäre nur dazu gebohren, mich ohne Zweck und Erfolg, in diesem Strudel umher treiben zu lassen, diesen Wechsel der Gefühle zu erfahren, froh zu seyn und wieder zu leiden, heitre Augenblicke mit langen schwarz umwölkten Tagen zu erkaufen, die Freude kennen zu lernen, um ihr desto heftiger nachzuweinen, wenn sie mich flieht, und von dem allem sollte mir nichts bleiben als die Erinnerung, höchstens einige Spuren, die in die nächste Empfindung übergehen, und sie nur selten anders gestalten? Nichts sollte dabey beabsichtigt seyn, nichts mit Zuverläßigkeit erwartet werden dürfen? Welch ein unnützes elendes Ding wäre dann das Leben? Wer könnte es noch als eine Wohlthat ansehen, wer sich freuen, daß er geboren wurde? Wer den Verstand hoch halten, den diese Disharmonie so schrecklich empört, der darin etwas sucht, das er nie finden wird? Wer das zartere, empfindsamere Herz bewah-

ren, das ſich überall gekränkt, ſein ſehnlichſtes Verlangen abgewieſen, ſeine edelſten Triebe verſäumt ſieht? War ein Leben nicht beſſer, das ſich ohne Einſicht, Vergleichung und Wunſch in thieriſcher Unbeſonnenheit hinträumen läßt?

Nein, ſo gewiß unſer Verſtand uns ehrt, und höher iſt als die ſinnliche Empfindung; ſo gewiß wir uns durch die Anſprüche des Herzens geadelt fühlen, und von ihnen alles kommt, was uns Wehrt gibt: ſo gewiß iſt etwas da, was wir als herrliches und genügendes Ziel unſers Lebens anſehen dürfen.

---

Das Leben iſt drittens demjenigen, der ſich der höchſten Anſicht deſſelben bemächtigt hat, eine Summe wirkſamer und in einandergreifender Kräfte. Und das ſollte es billig allen ſeyn. Wir leben nur ſo viel als wir thun. Die äußern Gegenſtände gelten uns nur ſo viel, als wir ſie gelten laſſen. Ihre Veränderungen gehen nur in uns über, wo wir ſie aufnehmen, beſchränken, und ihre Eindrücke weiter bilden. Selbſt die Empfindung, die wir von unſerm Zuſtande haben, iſt das Reſultat einer vorhergegangenen — und ſie ſelbſt nur ein minderer Grad von Thätigkeit. Aber die meiſten würdigen ſie dadurch, daß ſie nicht auf dieſelbe reflectiren, und ſich von blinden Antrieben leiten laſſen, zu einem trägen Leiden herab.

Kräfte regen sich in uns jeden Augenblick und streben etwas zu wirken. Zwar sind ihre Richtungen mannichfaltig, aber sie berühren sich doch auch wieder, und bestimmen einander wechselseitig. Es sind Gegenstände da, welche durch sie gebildet werden können, und auf diese Bildung zu warten scheinen. Ihre eigne Natur verräth es, daß sie zu etwas verwandt werden sollen, und daß der Zufall nicht darüber entscheiden darf. Es läßt sich gar nicht denken, daß sie umsonst da seyen, und das Bewußtseyn, daß wir etwas aus ihnen und durch sie machen sollen ist unvertilgbar. Hier kehrt das Wozu in größerer Stärke wieder. Wir fühlen uns zu Manchem aufgelegt, und können manches: was sollen wir dann nun? es kann Manches durch uns werden: was sollen wir uns vorsetzen? — daß wir thun, was uns gerade Lust macht, wozu jetzt eine Neigung in uns ist, verträgt sich nicht mit der Würde des Verstandes, der überall Einheit und Wahrheit will. Wollen wir von diesem bey unsern Bestrebungen nur einigen Gebrauch machen — und wie könnten wir uns je entschließen, ihn hier zu verläugnen? — so müssen wir uns so wohl für sie selbst ein Ziel denken, das durch sie erreicht, als auch für die Gegenstände, auf welche sie gerichtet sind, einen Zweck, der an ihnen realisirt werden soll.

Jeder Kraft ist überdem schon der Trieb, sich selbst zu entwickeln eingepflanzt. Eben dadurch ist sie Kraft

des Lebens, daß sie unaufhörlich strebt sich selbst zu erweitern und zu erhöhen; durch ein an sie geknüpftes Gefühl reizt und spornt sie sich. Je größer ihr inneres Vermögen ist; mit desto größerer Stärke wird sie auf Vollendung dringen, und nur dann, wenn eine andre noch stärkere ihr entgegen wirkt, kann sie darin aufgehalten werden. Eben so liegt auch in jeder Kraft die Tendenz, auf eine gewisse Weise wirksam zu seyn. Könnte jede ihrer Natur immer getreu bleiben, und sich gegen fremden Einfluß hinlänglich schützen: so würde sie immer dieselben Gesetzen befolgen. Nur da, wo eine andre mit ihr zusammentrifft, sie hindert, überwältigt ihre Gegenstände entfernt, modificirt oder sie selbst in eine andre Richtung bringt, sehen wir sie davon abweichen. Dies dürften wir nur rein auffassen, uns des Wesens der Kräfte, die in uns wirken, suchen bewußt zu werden, um zugleich eine Bestimmung derselben und überhaupt eine Bestimmung des ganzen Lebens anzuerkennen.

Aber nicht bloß jede einzelne Kraft hat ihr Gesetz in sich selbst, auch dem Inbegriffe und dem gegenseitigen Verhältnisse aller Kräfte in uns ist, durch ein, oft dunkles, aber immer entscheidendes Gefühl, eine große Regel vorgeschrieben. Es ist dasselbige, was wir das moralische Gefühl nennen, und verliert sich zuletzt in den innersten Quell alles geistigen Lebens, in das Bewußtseyn unsrer selbst, unsrer Persönlichkeit und Würde. So gewiß uns unser Leben und jenes Bewußtseyn ist,

so gewiß gibt es auch ein Ziel, das durch unsre Kräfte erreicht werden, und in dessen Realisirung sie zusammenstimmen sollen. Jeder Grundsatz, den wir fassen, jedes Lob, das wir uns über unser Betragen beylegen, und jeder Vorwurf, den wir uns darüber machen, zeugt von einer Bestimmung des Lebens. Darum weil diese so fest in unserm Innern steht und so heilig versiegelt ist, schmerzt es uns so tief, etwas versäumt zu haben, erfreut uns, auch bey verfehltem Vortheile, so hoch das gelungene Werk. Das ist das Gepräge der Menschheit an unsern Kräften, daß sie einer Regel unterworfen sind und eine Bestimmung haben. Mann kann diese nicht abläugnen, ohne jenes zu vertilgen, seine Würde und sein wahres Wesen aufzugeben.

---

Wir mögen das Leben betrachten wie — und es ergreifen, wo wir wollen, von der untersten Stufe, wo es nur eine Reihe wechselnder Erscheinungen nnd sterblicher Gestalten ist, bis zur höchsten, wo es in der Rüstung herrlicher Kräfte voll des Triebes zu wirken prangt: überall, wenn wir die Forderungen des Verstandes und des Herzens nicht ganz überhören wollen, dringt sich uns die Ueberzeugung von einer Bestimmung desselben auf. Daß diese uns oft zweifelhaft wird rührt von nichts anders her, als; entweder davon, daß wir das vollständige und treue Bild des Le-

bens über einzelnen schimmernden Gegenständen, genußvollen Empfindungen und viel umfassenden Bemühungen aus den Augen verlieren; oder daß uns die Sprache des Geistes, in dem lauten Geräusche, womit uns die Veränderungen des Lebens umgeben, unvernehmbar wird, und stärkern Bedürfnissen weichen muß. Ruhige Besinnung und weise Ueberlegung führt diesen Glauben unvermeidlich herbey.

Diese Bestimmung kann aber unmöglich eine andre als eine solche seyn, die sich auf uns bezieht, und auf unser Interesse berechnet ist, wobey wir etwas gewinnen, das unsrer Schätzung wehrt ist. Dies folgt schon aus dem Vorhergehenden. Dieselben Gründe, die uns nöthigen, überhaupt eine Bestimmung des Lebens anzuerkennen, nöthigen uns auch, sie als eine solche anzuerkennen, die diesem Leben im eigentlichen Sinne angehört, und es reicher, schöner oder würdiger darstellt.

Verstand und Herz lehnen sich dagegen auf, daß in dem ewigen Wechsel der Gestalten und Erscheinungen, die unser Daseyn erfüllen nichts Zweckmäßiges und Absichtsvolles seyn soll. Weil wir die Forderungen des Verstandes und des Herzens nicht abweisen können, huldigen wir einer Bestimmung. Kann diese aber wohl jene Forderungen befriedigen, und die Sehnsucht nach etwas Bleibendem stillen, wenn sie mit uns selbst nicht weiter in Verbindung steht, als in wie fern

in ihrem Dienſte arbeiten. Iſt das eine Uebereinſtimmung für uns, welche ſtatt zu der Quelle, woron ausging, zurück zu kehren, dieſe in eine weite Ferne ſtrömt, oder in einen unermeßlichen Ozean ausgießt. s denkende Weſen in uns, das der Natur das Geſetz des ſtäten Hinwirkens nach einem gewiſſen Ziele rſchreibt, und darin ſeine Würde offenbart, kann ſich ht zu einem leidenden Werkzeuge fremder Kräfte niedrigen. Wird das verlangende Herz bey dem uhe finden, was es nur betrachten und bewundern, mit ſich vereinigen kann?

Wenn die Empfindungen, die in jedem Augenblicke uns entſtehen und vergehen, der Schmerz, der die reude verfolgt, die Erſchütterung, welche die Stille rjagt, die Begierden und Leidenſchaften, deren Feuer nſre Kräfte verzehrt, uns auf etwas hinweiſen, was urch das alles herbeygeführt werden ſoll: muß dieſes twas nicht ein ſolches ſeyn, das in jene Empfindungen eingreift, ihr Intereſſe befördert, und ſie für das Widrige, Mühſelige und oft Qualvolle jenes Wechſels ſchadlos hält, das mithin uns, die wir dadurch drücket und geplagt werden, erhebt und erfreut, worin wir uns erleichtert, geehrt und gebildet ſehen? Wenn die Laſt ſeiner Gefühle uns das Leben unerträglich macht: kann es uns dann erträglich werden, wo dieſe Gefühle verſäumt bleiben?

Unſre Kräfte ſind es, deren Regſamkeit eine Beſtimmung derſelben ausſpricht. Mögen ihre Gegenſtände dann außer ihnen liegen, mögen ſie ſich an die Bildung fremder Geſtalten verwenden: ſie werden doch nur dadurch in Bewegung geſetzt und erhalten, daß jene Gegenſtände und dieſe Bildung ihnen wichtig ſind, daß ſie ſich ſelbſt darin verherrlicht finden. In uns ſelbſt geht alles wieder ein, was von uns ausging, auf uns ſelbſt bezieht ſich alles, was durch uns gewirkt wird. Darum muß eine Beſtimmung, die ſich hierauf gründet, uns ſelbſt bezwecken, und nie aus den Augen verlieren.

Dieſe Kräfte ſtreben ſich zu bilden, das Gefühl für Vollendung beherrſcht ſie alle, und zwingt ſie unter ein heiliges Geſetz. Dadurch verbürgen ſie vorzüglich dem Leben eine Beſtimmung. Aber wo kann dieſe Beſtimmung enden als in uns ſelbſt, wo ſie beginnt, wo ihr Intereſſe und ihre Regel wohnt? Iſt damit nicht das Leben zu ſeiner eignen Beſtimmung gemacht? Wenn es auch zuweilen an etwas anders aufgeopfert wird, und etwas anders zu befördern, und ſich dabey zu vergeſſen ſcheint: iſt es nicht zuletzt wieder ſeine Entwickelung, Bereicherung und Einigung, wovon alles geleitet wird, der Mittelpunkt, um den ſich alle Beſtrebungen drehen?

Wäre es uns möglich, an eine Beſtimmung des Lebens zu glauben, die außer uns, etwa im Wohl

Ganzen läge: würden wir uns ihr dann je mit
nſt und Liebe weihen, würde etwas uns kräftig
ug antreiben ihr nachzuleben; wenn dieſes Wohl
Ganzen ſich nicht auch über uns verbreitete,
nn wir nicht in ihm ſelbſt gehoben, und beſeligt
rden? Muß uns nicht die Vernunft dazu ver-
ichten? Und iſt dann nicht auch ſchon das unſre
eſtimmung, uns der Vernunft zu unterwerfen, ihre
acht zu verſtärken, und uns immer mehr Fertigkeit
der Befolgung ihrer Vorſchriften zu erwerben?
aben wir damit nicht ſchon höhere Würde erlangt?
Nein, wir ſind nicht für etwas anders da, nicht
inde Werkzeuge des Univerſums, nicht Sclaven einer
emden Macht, nicht zur trägen Knechtſchaft ver-
ammt. Das Gefühl unſrer Selbſtſtändigkeit verläßt
ns nie, ſelbſt in unſern Thorheiten und Laſtern iſt es
nverkennbar, und nur der entnervte Weichling,
ur der zur thieriſchen Sinnlichkeit Herabgeſunkene,
at ſich ſelbſt aufgegeben. Aus uns ſelbſt ſpricht ein
hrwürdiges Geſetz, in uns ſelbſt liegt ein großes
Ziel. Es kann unſre Beſtimmung ſeyn, uns ſelbſt zu
verläugnen; dabey geht nur das irrdiſche Intereſſe
leer aus, aber das höhere, deſſen Nahme Würde und
Humanität iſt, gewinnt deſto mehr.

---

Eben so nothwendig gehört es zum Begriffe der menschlichen Lebensbestimmung, daß sie unsrer Freyheit unterworfen sey, und es von dieser abhange, ob wir sie erreichen werden, oder nicht. Eine Bestimmung, über die wir nicht selbst verfügen, welcher nachzukommen nicht in unsrer Macht steht, der wir uns nicht aus eigner Entschließung widmen, der uns Nothwendigkeit entgegen führt, oder in Ansehung welcher wir das Meiste dem Zufalle überlassen müssen, kann uns weder ehren, noch entspricht sie den Forderungen des Verstandes und Herzens. Nur in dem, was wir durch uns selbst erworben haben, als den Preiß unsers Muthes, unsers Fleißes und unsrer Anstrengung betrachten dürfen, fühlen wir uns befriedigt, gehoben und beglückt. Wir wagen es nicht, daß dasjenige, woran der Friede, die Wahrheit und Bedeutung unsers Daseyns hängt, irgend anderswo her erwartet, und als eine Begünstigung angesehen werden soll, auf die wir alle gleich wenig Ansprüche haben. Es läßt sich wohl denken, daß der Erfolg dessen, was wir für unsre Bestimmung thun, unter der Aufsicht einer höhern Ordnung stehe, sonst wäre auch gar nicht zu erwarten, daß er unter den mancherley Collisionen, und bey den vielen Beeinträchtigungen, denen er ausgesetzt ist, unsern Absichten entsprechen werde. Aber zu der That, die jenen Erfolg zunächst begründet, müssen wir uns selbst bestimmt haben.

Wer läugnen wollte, daß die Sorge für unsre Bestimmung dem freyen Willen übergeben sey, der müßte zugleich behaupten, daß ein jeder zu dem bestimmt war, was er wirklich ist und thut, der Thor also zu seiner Thorheit, der Frevler zu seinem Frevel, der Uebermüthige zu seinem Trotze, der Egoist, sein Glück auf den Ruin des Fremden, und seine Ehre auf die Verhöhnung anderer zu bauen, der Herrschsüchtige, zu drücken, der Wohllüstling, sich selbst zu schänden, Körper und Geist zu verwüsten; er müßte behaupten, daß ein jeder thue, wozu er da ist, er mag der Weisheit oder dem Unsinne, der Tugend oder dem Laster dienen, Wohlfahrt oder Verderben befördern, der Ordnung oder der Verwirrung seine Kräfte leihen, und daß ein jeder geworden sey, was er werden sollte, sein Andenken mag gesegnet oder verflucht werden. Eine schauderhafte Lehre, die alle Verbrechen adelt, und alle Schandsäulen in Ehrendenkmähler umschafft. Aber woran sollte es doch liegen, woher sollte es kommen, daß einer seine Bestimmung verfehlte, wenn eine blinde Nothwendigkeit ihr entgegenführt? Müssen wir nicht annehmen, entweder, daß viele Menschen gar keine Bestimmung haben, oder daß ein jeder die Seinige erreiche?

So gewiß wir eine Bestimmung des Lebens glauben, so gewiß müssen wir auch glauben, daß sie für alle — und zwar, für alle in der Hauptsache wenigstens,

dieſelbe ſey. Nur das Allgemeingültige genügt dem Verſtande und Herzen; nur das trägt das Zeichen der Wahrheit, worin ſich alle vereinigen können. Entweder es gibt überhaupt keine Beſtimmung des Lebens, nichts Bleibendes in dem Wechſel, nichts Vereinigendes in der Verwirrung, nichts Tröſtendes in der Mühſeligkeit, oder dieſes muß allen angehören, allen erreichbar, das lezte Ziel aller ſeyn, denen dieſelben Anlagen zu Theil wurden. Wo finden wir aber ein ſolches, das von allen dafür erkannt, von allen angeſtrebt, und wirklich erlangt würde? Wir ſuchen überall vergebens darnach. Wir mögen für unſre Beſtimmung halten, was wir wollen: es ſind immerhin nur Einzelne, die ſich dadurch auszeichnen und über ihr Geſchlecht erheben. Sie werden von den übrigen bewundert und verehrt, weil dieſe ſo tief unter ihnen ſtehen, und ſich unfähig fühlen, ſich bis zu ihnen zu erheben. Nur wenige ſind glücklich, ach, und auch dieſe in welch einem geringen Grade! Die meiſten vertrauern ihr Leben im Elende. Nur wenige ſind tugendhaft, die meiſten ſind Sclaven ihrer Lüſte. Nur wenigen leuchtet das Licht göttlicher Weisheit, während die meiſten in ihrem ganzen Leben die Beute des Vorurtheils, eines ſinnloſen Aberglaubens und grober Irrthümer bleiben. Was läßt ſich etwa ſonſt noch als Beſtimmung des Lebens denken, worin ſich die Menſchen ähnlicher wären, deſſen ſich auch nur

der gröſste Theil rühmen könnte? Woran liegt es denn daß die übrigen zurückbleiben? Hatten sie nicht mit jenen dieselbe Bestimmung? Keineswegs; entweder sie hatten gar keine, und es ist überhaupt nur ein Traum mit der Bestimmung des Lebens, oder sie hatten auch gewiß dieselbe. Woran könnte es also anders liegen, als daran, daß sie nicht gewollt, daß sie eine Bestimmung, die von ihnen abhing, selbst versäumt haben?

Es ist freylich hart, bey dem Gefühl des Entbehrens dessen, was für das Edelste und Erhabenste geachtet wird, noch von dem Gefühle eigner Schuld gedrückt, noch von dem Vorwurfe gepeinigt zu werden, daß man dem selbst entsagt, sich selbst elend gemacht habe. Was bleibt da dem Unglücklichen, der tief unter seine Menschheit herabgesunken ist, das ihn beruhigen könnte? Wie tröstlich wäre es ihm gewesen, wenn er seine Klage gegen ein grausames Schicksal hätte erheben, seine Vorwürfe gegen dessen Ungerechtigkeit hätte richten können? Aber was soll auch der Trost dem Elenden, der sich selbst zur Trostlosigkeit verdammt? Warum ist man so besorgt für den Schändlichen, der selbst seine Bestimmung niederträchtiger Weise aufgab, und sich alles Guten unwerth machte? Wie viel härter würde es seyn, wenn der Bessere bey dem redlichsten Willen und dem ernstlichsten Eifer, die Unmöglichkeit seiner Bestimmungen fürchten, vor

einer Nothwendigkeit, die er nicht beugen kann, zittern, und von ihr zweifelnd erwarten müßte, ob ihre Begünstigungen ihn einem Ziele entgegen führen werden, an dem sein Herz mit so feuriger Liebe hängt? Es ist viel beruhigender, gar keine Bestimmung zu glauben, als bey dem Glauben an dieselbe, seine ganze Hoffnung dem Zufalle anzuvertrauen, der sie so fürchterlich zerstören könnte. Standhaft trage ich den Schmerz der Reue und die Bitterkeit der Selbstanklage, wenn ich nur weiß, daß ich mich bessern kann. Schmerz und Bitterkeit werden mir ein desto mächtigerer Antrieb, in Zukunft Fehler zu vermeiden, und meiner Bestimmung treuer zu bleiben. Muthig froh weihe ich mich dieser Bestimmung, und übernehme alle Arbeiten, die sie mir auflegt, und dulde alle Beschwerden, denen sie mich entgegen führt, und harre unerschrocken aus bis ans Ende, wenn ich nur weiß, daß es nicht umsonst ist.

Sind es nicht auch meine Kräfte, in deren Streben ich einer Bestimmung meines Lebens inne, und derselben gewiß werde? Haben sich nicht diese Kräfte eben dadurch losgerungen von der Dienstbarkeit der Natur, und sich in sich selbst ein eignes Leben begründet. Ist es nicht der Genius in mir, der Abkömmling aus einer zweyten Welt, in welcher nur Freyheit ist, der mir meine Bestimmung so entscheidend ankündigt, und so fest verbürgt? Ist es nicht das Gesetz

meines Geistes, welches sich in jenem Gefühle für Vollendung ausspricht, und in welchem ich meine Bestimmung mit so hoher Zuversicht ergreife? Ich darf nur jene Kräfte unterdrücken, mich gegen die Stimme jenes Genius betäuben, jenes Gefühl für Vollendung abstumpfen, und ich bin für meine Bestimmung verloren. Von mir allein hängt es ab, was aus mir werden wird.

---

Endlich ist die Bestimmung des Lebens zwar in ihm selbst gegründet, aber nicht um sich in ihm zu vollenden. Sie geht über dasselbe hinaus, und reißt es selbst mit sich der Ewigkeit entgegen. Nein, hier wird keine Bestimmung erreicht, nichts zu der Vollkommenheit geführt, deren es fähig ist, keine Kraft zu der Höhe und dem Umfange entwickelt, zu denen sie entwickelt werden könnte. Alles bleibt mangelhaft. Wir mögen zu unsrer Bestimmung wählen, was wir wollen, und ihm nachringen so ernstlich wir wollen, es gedeiht nicht zu der Reife, die uns berechtigte, es als letzten Zweck alles übrigen anzusehen, wenn wir uns damit in die engen Gränzen unsers gegenwärtigen Daseyns einschließen. In dem verwickelten Schauspiele, das hier vor uns aufgeführt, gelangt nichts zu dem Bestande, den unser Verstand fordert, nichts zu der Fülle und Vortreflichkeit, nach

welcher unser Herz sich sehnt. Dieses Leben kann sich nicht in sich selbst schließen; alles in ihm ist Weisung an die Zukunft. Das volle Gefühl unsrer Bestimmung ist die glänzendste Aussicht in die Ewigkeit, ein erwärmender Strahl, der von dort her in unser Herz fällt, und darum glaubensvolles Warten auf sie. Auf Erden ist alles zu unbeständig, als daß auf ihr die Auflösung ihrer Räthsel zu finden, seyn könnte; sie ist zu arm, als daß sie die Mühe belohnen könnte, die wir an das Streben nach einem Ziele verwenden; und kein Ziel, das sie uns vorhält ist erhaben und göttlich genug, um uns im unverdrossenen muthigen Ringen nach demselben zu erhalten.

Wir können nicht umhin, uns die Bestimmung unsers Lebens als etwas Vollendetes und Allgnügendes zu denken. Im Vollendeten und Allgnügenden findet der Verstand Befriedigung und das Herz Ruhe. Seine Sehnsucht geht auf das Unendliche. An ein Höchstes muß die Reihe der Weltveränderungen und Lebenserscheinungen angeknüpft werden, wenn sie sich würdig schließen soll. Die Entwickelungsfähigkeit unsrer Kräfte, und der Trieb, sie zu bilden, zu erhöhen und zu vereinigen, kennen keine Gränzen. Die Bestimmung des Lebens weiß von keinem Stillstande. Welche Stufe wir auch erstiegen haben, sie deutet noch immer aufwärts nach höhern Gegenden.

Glaube der Unsterblichkeit, du bist auch hier die Stütze und der Trost des mühseligen Menschen. Nicht bloß wenn sein Auge voll Thränen und sein Herz voll Kummer ist, findet er in dir neue Stärke; auch wenn er über den Zweck seines Lebens denkt, und ihm sich hingibt, ist er an dich gewiesen, kannst du nur ihn befriedigen. Nur an dich gekettet, und von dir gehalten, gewinnt das irrdische Daseyn Licht und Bedeutung.

---

Nach diesen Aufschlüssen, die wir bisher über die Bestimmung des Lebens erhalten haben, kann es nun nicht mehr schwer seyn, zu entscheiden, was sie sey, und worin sie bestehe.

Sie besteht nicht in frohem Genusse. Dazu sind überall zu wenig Anstalten getroffen, als daß ihn der Verstand für den Mittelpunkt alles Veränderlichen halten, zu weniges führt ihm entgegen, als daß er alle Lebenserscheinungen auf ihn beziehen könnte. Er ist zu kärglich und zu kurz, als daß er unser Herz auszufüllen und zu befriedigen vermöchte. Er wird zu wenigen zu Theil, als daß wir in ihm das letzte Ziel Aller anerkennen dürften. Er hängt zu wenig von uns selbst ab, äußere unbezwingliche und unlenkbare Umstände können ihn uns zu leicht rauben und verbittern,

und müssen uns zu sehr dabey begünstigen, als daß er dem Begriffe einer Bestimmung entsprechen sollte, die auf Freiheit gegründet seyn muß. Es sind zu viele Kräfte in uns, die uns, wenn es auf ihn allein ankäm, nicht nur sehr entbehrlich waren, sondern ihn auch oft mehr hindern als unterstützen; andre sind zu edel und köstlich, als daß wir sie nicht entweihen müßten, um sie bloß zu einem angenehmen Genusse zu verwenden. Der Genuß weiß nichts von Ewigkeit, er entspricht nicht dem Triebe nach dem Unendlichen, den wir in uns weder vertilgen noch von unsrer Bestimmung trennen dürfen. Auch darum kann er nicht diese Bestimmung seyn. Die ganze Einrichtung und alle Bedürfnisse unsrer Natur widersprechen nicht weniger als die Beschaffenheit unsers Lebens der Meynung daß wir nur da seyen, um glücklich zu werden.

Doch was brauchen wir weiter zu suchen, wir haben ja schon unsre Bestimmung wirklich erkannt, als wir uns vorhin aus dem Wesen unsrer Kräfte, und dem ihnen eingepflanzten Triebe nach Entwickelung und Vollendung zu versichern suchten, daß unser Leben wirklich eine Bestimmung habe. Jede Kraft strebt sich zu bilden, alle streben in der höchsten Fülle eins zu seyn, und das einzelne Leben strömt dem allgemeinen entgegen. So hat das Leben seine Bestimmung in sich selbst um damit über sich hinaus der Vollkommenheit eines andern entgegenzudringen. Das ist unsre Be-

ſtimmung, die uns das Geſetz unſers Geiſtes verkündigt.

Daß dieſer Geiſt in uns und andern immer reicher, ſtärker, freyer und ſeliger werden ſoll, daß ihm das reinſte Licht erleuchtet, die höchſte Kraft belebe, daß er ungehindert wirke, und daß ihm aus dem allem die reinſte Seligkeit zufließe:

Dieſe Beſtimmung zu erreichen, ſteht indeß nicht ganz in unſer Macht; wir ſind dabey dem Einfluſſe der lebloſen Natur und andrer freyen Weſen unterworfen. Wir können darin verwahrloſt, aufgehalten und beeinträchtigt werden. Es muß ſich manches zu unſern Gunſten fügen, damit der Erfolg unſrer Bemühungen geſegnet ſey, worüber wir nichts vermögen, und was wir alſo einer höhern Lenkung anzuvertrauen haben. Aber die Treue und der Ernſt, womit wir dieſe Bemühungen anwenden, die Standhaftigkeit des guten Willens, die Reinheit und Wärme der Liebe, womit wir uns dieſem Beſtreben weihen, die gewiſſenhafte Sorgfalt, womit wir alle Kräfte aufbiethen, auf alles merken, und alles anwenden, was uns darin förderlich ſeyn kann, der hohe und heilige Sinn, der uns für jene Beſtimmung einſegnet, hängt allerdings von uns ab, und das iſt unſre nächſte Beſtimmung. Weisheit und Tugend krönen das Leben; ſie bringen Einheit in ſeine Verwirrung, Be-

stand in seinen Wechsel. Gehalt in seine Richtigkeit, Harmonie in seine Kräfte; sie sind Früchte der Freyheit und führen uns dem Ziele entgegen, wohin sich alle jene Kräfte bewegen.

Welche Bestimmung könnte größer und ehrenvoller, welche unsrer Natur angemessener seyn als diese, Würde zu haben, zu bewahren und zu verherrlichen. O, man darf sie nur ganz kennen, um von ihr gewiß zu seyn. Man darf sie nur auffassen, wie sie in unserm Innern durch das Gesetz der Vernunft versiegelt ist, um nicht mehr an ihr zu zweifeln, und sie über alles heilig zu halten. Aber zur Bewunderung und Liebe reißt es uns hin, wenn wir auf den Einfluß achten, den sie in unser Leben hat, auf den Frieden, den sie über dasselbe verbreitet, und auf den Werth, den sie ihm ertheilt.

Sie soll daher auch uns nie aus dem Sinne kommen. Nie entweiche uns das treue Bild des Lebens, das nur durch sie etwas werden kann; nie vergehe uns die Erinnerung an die Größe und Göttlichkeit, zu der sie uns erhebt, an die freudigen Hoffnungen, die sie uns aufschließt. Nie erlösche in uns das edlere Gefühl, das auf sie hindeutet. Dann dürfen wir nicht fürchten, je von ihr abzufallen, an ihr irre zu werden, oder, was noch schlimmer wäre, den Glauben an sie zu verlieren. Auf sie muß alles bezogen werden; sie muß uns in allem leiten, sie muß uns bey jedem Gedanken,

jeder Entſchließung und jeder That gegenwärtig ſeyn: ſo werden wir nie fehlen, nie unſer Leben geringſchätzen, und nie über ſein Elend klagen. Darum ſey ihr von nun an ewige Treue gelobt.

---

Zehn-

# Zehnte Rede.

## Schätzung des Lebens.

Sein Leben auf eine vernünftige Art zu schätzen, und alles sorgfältig zu vermeiden, was mit einem lebhaften Gefühle seiner Wichtigkeit nicht bestehen kann: das, m. g. Z., sollte die bedeutendste Angelegenheit jedes Menschen seyn. Das Leben hat schon in sich selbst eine unvergleichbare Würde: denn ist es nicht der Innbegriff alles dessen, was wir Vorzügliches und Achtungswerthes an uns finden, aller Anlagen und Fähigkeiten, die unsre Natur schmücken, aller Kräfte die in uns höher emporstreben, aller herrlichen Beziehungen, in denen wir stehen? Ja wenn irgend etwas Großes und Göttliches an uns ist: so ist es auch ein Bestandtheil unsers Lebens, und muß uns mit Achtung gegen dasselbe erfüllen. Die Vernunft

mit ihren erhabenen Ideen und majestätischen Forderungen gehört zu ihm, man kann es nicht geringschätzen ohne sie zu verachten. Alles was Besseres aus uns hervorgeht, gibt auch dem Leben eine heilige Weihe.

Wie viel können wir in diesem Leben wirken? welche Veranlassungen und Hülfsmittel biethet es uns dar, uns nützlich zu machen? Wie reich ist sein Vermögen, sich unvergängliche Verdienste zu erwerben, und unverletzbare Spuren seines Daseyns zurückzulassen? Wie viel können wir selbst in ihm Leben werden, welch eine edle Bildung erlangen, mit welchen Gütern uns bereichern, welche Kenntnisse uns erwerben, welche Tugenden uns zu eigen machen, in welchen Maximen uns Fertigkeit erwerben, welche Höhe der Vollkommenheit erreichen?

Und — warum sollen wir es verbergen, daß auch das uns etwas gilt, wenn es uns auch nicht das Höchste ist und seyn darf. Wie manchen köstlichen Genuß gewährt uns das Leben? wie viele frohe Stunden führt es uns zu? wie viele Vergnügungen hat es vor uns ausgebreitet? mit wie vielen Schönheiten hat es sich geschmücket? wie viele süße und erhabene Empfindungen wecket es in uns, wenn wir nur die Kunst verständen anzunehmen, was es uns in großem Ueberflusse darbeut!

Nein es ist ungerecht, es ist Verkennung unsrer Würde, strafbare und erniedrigende Gleichgültigkeit gegen unsre Bestimmung, das Leben gemein zu halten. Geringschätzung des Lebens ist nur in einem unnatürlichen, und unsittlichen Zustande möglich. Krankhafte Dispositionen des Körpers und Geistes, Reue über begangene Thorheiten, Mißmuth über getäuschte Hoffnungen und zerrüttete Plane, vermessene, überspannte, ungenügsame Forderungen und das Gefühl des eigenen Unwehrtes können uns allein gegen seine Vorzüge unempfindlich, und mit ihm selbst unzufrieden machen. Manchen mag es sich wohl in dunkele Wolken verhüllen, und auch jedem zuweilen unter Stürmen dahin ziehen. Aber so lange seine Kräfte sich in uns regen, und in einer harmonischen Wirksamkeit befinden, so lange seine Würde und seine Bildungsfähigkeit noch nicht ganz zerstört sind, haben wir Ursache genug, dasselbe zu schätzen. Ist es freudenlos und arm an andern Gütern: so strömt doch in uns selbst eine nie versiegende Quelle der schönsten Genüsse. Auch der Elende, dem alles versagt ward was man zu einem lebensfrohen Sinne zu fordern pflegt, darf darum doch das Leben nicht verachten, daß so ausgezeichnete Fähigkeiten besitzt, und sich so hoch erheben kann.

Auf nichts sollte man sich deßwegen besser verstehen, als auf eine solche weise Schätzung des Lebens; keinen sollten die Grundsätze auf die sie gebaut ist, und die

Maximen, in denen ſie ſich erweiſet fremd ſeyn. Am wenigſten ſollte in einer Sache, die alle gleich nahe angeht, die von allen als die einzige Bedingung deſſen, was ſie ſind und haben, erkannt wird, noch einige Uneinigkeit Statt finden. Aber wie ſelten iſt eine ſolche Schätzung, und wie noch ſeltner Einigkeit in derſelben! Während dieſer ſein Leben in trübem Unmuthe vertrauert, verſchwelgt es jener in wilder Freude. Während dieſer einen finſtern Ernſt allein der Würde deſſelben angemeſſen hält, glaubt jener, man verſündige ſich am Leben, wenn man nicht immer frohen Muthes ſey. Während jener es im Dienſte erhabener Zwecke verzehrt, rühmt ſich dieſer, ſein Leben recht zu ſchätzen, indem er es verzändelt. Während jener ſeine Kräfte auf die leichtſinnigſte und gedankenloſeſte Art verſchleudert, thut dieſer keinen Schritt, ohne vorher die mögliche Verlängerung oder Verkürzung ſeiner Lebensdauer in Erwägung gezogen zu haben. Während jener das Maximum des Lebens darin ſetzt, daß man es gebrauche, hält dieſer für rathſamer, es aufzuſparen. Wollte man der Sache tiefer auf den Grund nachforſchen, ſo würde ſich vielleicht bald zeigen, daß bey allen die Liebe zum Leben nur ein blinder Inſtinct, ein dunkles Gefühl oder eine deutliche Berechnung der Vortheile ſey, die ſie aus ihren Leben ziehen können.

ohne alle Rückſicht auf Würde. Was kann aber dabey anders als Verkehrtes herauskommen?

So leichtſinnig und gewiſſenlos verfährt man in der wichtigſten Sache. So unbeſonnen und widerſprechend behandelt man einen Gegenſtand, der vor allen andern, die größte Sorgfalt und Weisheit erfordert. Wir dürfen und wollen uns dieſer Schuld und Entehrung nicht theilhaftig machen. Darum ſey jetzt unſer angeſtrengtes Nachdenken darauf gerichtet, zu erforſchen, **was wahre Lebensſchätzung ſey, und worin ſie ſich erweiſen müſſe.**

---

Wahre Lebensſchätzung **geht aus von vernünftigen und deutlich gedachten Grundſätzen und einem lebendigen Gefühle ſeines Werthes.** Eine ſehr ſtarke Neigung zum Leben iſt uns in dem Triebe der Selbſterhaltung angeboren. — Die Fortſetzung des Daſeyns hat für jedes empfindende Weſen, und beſonders für den Menſchen ein eignes Intereſſe. Der Gedanke der Zerſtörung iſt an ſich fürchterlich. So lange er ſein Leben noch einiger Maßen erträglich findet, wird er mit einer faſt leidenſchaftlichen Liebe an demſelben hängen. Der Kummer des Unglücklichen muß einen hohen Grad erreicht haben, um ihm ſein Leben verhaßt zu machen. Mißvergnügte, denen ihr Leben zuwider iſt, weil

es zu wenig Erfreuliches und zu viel Bittres für sie hat, weil ihre Wünsche selten oder nie erfüllt werden, gibt es wohl genug. Aber eine ernstliche Probe, ob sie ihr Leben lieber noch länger behalten, oder jetzt hingeben wollten, möchte wohl gegen sie zeugen. Wenigstens sehen wir, daß auch diejenigen unter ihnen, über welche die Pflicht nichts vermag, dasselbe sorgfältig pflegen, seiner Zerstörung entgegen arbeiten, und alles abwenden, was sie damit bedroht. Auch die Gewohnheit fesselt an das Leben. Es ist schwer von den Geschäften, Empfindungen, Eindrücken und Genüssen zu scheiden, mit denen man sich einmal innig befreundet hat, wenn auch in dem allen wenig Interessantes seyn sollte, das süße Gefühl der Vertraulichkeit und der nahen Verbindung macht es uns wehrt. Nicht wenig trägt auch die Furcht vor dem Tode, vor den Schrecknissen, die dem letzten Kampf der Natur umgeben, und vor der Ungewißheit des künftigen Zustandes dazu bey, die Anhänglichkeit an das Leben in uns zu erhalten und zu vermehren. Manche halten endlich das Leben hoch, weil sie es darin so ganz behaglich finden, weil es sie mit den Begünstigungen überhäuft, die sie vorzüglich schätzen, weil es ihnen Genüsse und Freuden in reichem Maße, Ergötzlichkeiten und Zerstreuungen für ihre Sinne, Gegenstände des Nachdenkens und der Wißbegierde für den Verstand, und angenehmme Verbindungen für das Herz darbeut

weil sie, im vergnügten Bewußtseyn dessen, was sie hier haben, es nicht darauf wagen mögen, was sie dort erlangen werden, oder weil sie ihren Nachruhm noch fester begründen können, wenn sie schonend und sparsam mit dem Leben umgehen.

Das alles führt aber zu keiner vernünftigen Lebensschätzung. Es ist die Gewalt eines rohen Naturtriebes oder eines klugen Eigennutzes, die uns darin beherrscht. Nicht was den Leben wahren Werth gibt — nicht das, worin sich seine Würde offenbart, sondern, was es dem sinnlichen Menschen schätzbar macht, und womit es seiner Lust schmeichelt, gewinnt ihm hier das Herz. Alles wird hier auf Genuß und Gewinn berechnet, alle große Ansichten gehen verloren, alles höhere Gefühl wird abgestumpft, und darum muß sich eine solche Anhänglichkeit an das Leben in den verschiedensten, verkehrtesten und widersprechendsten Maximen aussprechen; je nachdem man mehr an dem einen oder an dem andern Gefallen, die eine Art des Genusses oder Gewinnes vorzüglicher findet als die andre.

Die weise Schätzung des Lebens ist ein Werk der Vernunft; sie steht unter der Aufsicht der Pflicht, ist von dieser eingegeben, und wird von ihr geleitet. Sie ist nicht von Lust, sondern von Achtung begeistert. Sie sieht nicht auf das, was an ihm ergötzt oder nützt, sondern auf das, was bewährt, groß und edel ist, und sich Bewährtes, Großes und Edles aus

ihm entwickelt. Sie iſt nicht blinder Inſtinct, der den Menſchen nur entehren würde, ſondern das Reſultat einer deutlichen und geprüften Einſicht. Man kann ſein Leben nicht recht ſchätzen, ohne über die Würde und Vorzüge deſſelben nachgedacht zu haben, ohne ſeine Kräfte, ſeine Anlagen, ſeine Pflichten und Ausſichten in ihrer ganzen Größe zu kennen, und ohne einzuſehen, wie viel ein mäßiger froher Genuß ſeiner Güter und Freuden zur Veredlung unſers Weſens beytrage. Wer es aber aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet und würdigt, dem wird es unmöglich ſeyn, daſſelbe geringzuſchätzen und zu vernachläſſigen. Er wird es ſelbſt dann, wenn es wenig Freuden und viele Plagen hat, nicht aufhören zu ſchätzen, weil er es ſo nützlich machen, ſo weit damit wuchern, ſo viel Gutes damit erwerben, und ihm eine ſo ausgezeichnete Bildung geben kann, weil er ſich ſelbſt verachten und erniedrigen würde, wenn er es verſäumen wollte.

---

Weiſe Schätzung des Lebens hält den erhabenen Zweck deſſelben unverrückt im Auge, darum iſt ſie von leichtſinniger Verſchwendung und einem peinlichen, engherzigen Geitzen mit demſelben gleich weit entfernt. Oder wie, ſollen wir dem zutrauen, daß er ſein Leben zu ſchätzen wiſſe, der durch ſein ganzes Betra-

gen zeigt, daß er sich nichts aus demselben mache, keinen Begriff von seiner Würde und Wichtigkeit habe, der sich keinen Genuß versagt, keiner Ausschweifung enthält, wenn es auch offenbar ist, daß sie die innerste Quelle des Lebens vergiften, der sich in nichts zu mäßigen, zurückzuhalten und auf eine weise Ordnung zu beschränken vermag, wenn auch schon die Folgen seines wüsten Stürmens, in einer zerrütteten Gesundheit, in geschwächten Körper- und Geistekräften, und einem dahin welkenden Leben am Tage liegen, der sich jeder wilden Leidenschaft hingibt, keinem heftigen Affecte widersteht, sich von jeder Veranlassung zum Unmuthe beherrschen läßt, der über jedem Kummer brütet, sein Daseyn in üppiger Weichlichkeit und träger Unthätigkeit verschwelgt, alles heitern Selbstgefühles beraubt, zur traurigsten Verstimmung und zur gänzlichen Untauglichkeit verdammt?

Der Wüstling und der Arbeitsscheue Träumer verrathen eine gleich große, und gleich strafbare Verachtung des Lebens, denn dieses ist ihnen an sich selbst und durch seine köstlichen Fähigkeiten nichts, nur schätzbar durch die Befriedigung, die es einer thierischen Sinnlichkeit gewährt, und darum ist es ihnen, ein Leichtes und Natürliches, es dieser ganz aufzuopfern. In der Betäubung ihres Taumels bleibt es ihnen verborgen, daß mit dem Leben, welches sie so unbesonnen verschleudern, auch die Möglichkeit des

enießens zu Grunde gerichtet, und ihnen das bitter-
e Entſagen, die fürchterlichſte Abſtumpfung und der
nſterſte Ueberdruß bereitet wird.

Das Leben hat einen intenſiven Gehalt, der,
ey der Schätzung deſſelben noch mehr als die Dau-
r in Anſchlag zu bringen iſt, und dieſer beſteht in
er Ordnung, womit es geführt, und in der Höhe, zu
er es hinaufgebildet, und in der Summe des Guten,
as dadurch geſtiftet wird. Dieß zu verſäumen, ſich
n der Fortführung und Ausdehnung ſeiner äußern
riſtenz genügen zu laſſen, ſeine Kräfte kleinen und
nwürdigen Zwecken hinzugeben, mit ihnen nach ei-
in Dingen zu jagen, ſie in unnützer Vielgeſchäftig-
it, in ewigen Rennen und Treiben hin und her
hne Abſicht und Erfolg, in planloſem, unüberlegtem
nd ungeregeltem Wirken zu erſchöpfen, oder an Un-
rnehmungen, denen man nicht gewachſen iſt, aufzu-
iben, verträgt ſich eben ſo wenig als das vorhin
enannte mit einer weiſen Schätzung des Lebens,
enn es ſtreitet gegen die Würde und Beſtimmung
ſſelben

Mit dieſer Würde und Beſtimmung kann aber
ch jenes peinliche und engherzige Hei-
en mit demſelben nicht beſtehen, worin ſo viele
ber den Anſtalten, die ſie zum Leben treffen, das
eben ſelbſt vergeſſen. Es iſt wahrhaft bemitleidens-
ehrt, dieſe Kleingeſinnten zu bemerken, wie ſie im-

mer mit sich selbst zu thun haben, und mit der ängstlichsten Sorgsamkeit den Zustand ihres Körpers bewachen, wie jede Veränderung desselben sie in Schrecken setzt, wie sie von allem Gefahr und Beeinträchtigung für ihr Leben fürchten, — und das gewöhnlich für ein Leben, an dem so wenig zu verlieren, das so arm an Gehalt ist, dessen Verschwinden keiner bedauern, durch dessen Zerstörung keine Lücke entstehen würde, für ein Leben, von dem sie selbst nicht wissen, was sie daran haben; — mit welcher Emsigkeit sie sich in die Lebenskunst einstudiren, welche Zeit und Arbeit ihnen das Erlernen und die Uebung der Maßregeln kosten, die ihr Daseyn fristen sollen, dessen sie nie froh werden; wie manches sie entbehren, wie viel sie erdulden und aufopfern, um, — was doch noch nimmer so ungewiß und von so vielen zufälligen Umständen abhängig bleibt — eine Existenz zu verlängern, die ihnen schon deßwegen zur Last werden muß, weil sie so große, mühsame und schmerzliche Vorkehrungen erfordert. Es ist widerlich und empört bis zum Abscheu, die Elenden zu sehen, und zu hören, die die Vorsorge für ihr Leben vorschützen, wenn sie die heiligsten Pflichten unerfüllt, die günstigsten Gelegenheiten und die dringendsten Veranlassungen, etwas Heilsames zu bewirken, ungenützt vorüber gehen lassen, denen diese Sorge alle Zeit und alle Kräfte wegnimmt, die sie auf ihre eigne Bildung und das Wohl der Gesellschaft ver-

uden ſollten; die vor jeder großen That zurück be-
n, jedes auch das glänzendſte Verdienſt verſchmähen,
nen es zu jedem herrlichen Unternehmen an Muth
hlt, wenn nur auf die entfernteſte Art Verkümme-
ng ihres Lebens dabey zu befahren iſt, denen das
rhabenſte klein und verächtlich wird, wenn dabey nur
as Geringſte gewagt werden muß.

Wie, das ſollte Schätzung des Lebens ſeyn? die-
r gemeine, in die tiefſte Niederträchtigkeit verſunkene
Sinn ſollte ſeine Würde gefaßt, ſich bis zu einem
ollſtändigen und ungetrübten Begriffe von demſelben
rhoben haben? O nein, es ſind jämmerliche, müh-
ſelige, für alles, was am Leben Großes und Göttli-
ches iſt, unempfindliche Sclaven-elender Lüſte und
eitler Zwecke, die, während ſie jenes verachten, nur
ihre eigene Verächtlichkeit ausſprechen. Es iſt nicht
das Leben, es iſt ein flüchtiger Schimmer, es ſind
täuſchende Phantome des Lebens, es ſind jene ſterb-
lichen Bilder, die, ohne ihm ſelbſt anzugehören, täg-
lich in ihm auf- und untergehen, was ſie geſeſſelt
hat.

Lebensſchätzung iſt nur in einer Stimmung möglich,
die mit ſtrenger Geſetzmäßigkeit eine edle Liberalität
verbindet, die ſelbſt in jener Geſetzmäßigkeit und durch
ſie liberal iſt, die das Leben in der Weite ſeines
Umfanges mißt, und in ſeiner Höhe erreicht, die ſei-
nen letzten Zweck gefaßt, und dem alles andre unter-

worfen hat. Das ist die Denkungsart des tugendhaften und religiösen Mannes, dessen Leben in die Ewigkeit dringt, und dem es nur so viel gilt, als er sich durch dasselbe auf dem Gebiethe des Unsichtbaren erworben hat. Er bewahrt sein Leben gewissenhaft, aber er bewacht es nicht mit Aengstlichkeit. Er schont seine Kräfte, weil er sie brauchen kann, aber er schont sie nicht, wo er hierzu Gelegenheit hat. Er begiebt sich nicht in Gefahr, wo es nicht Noth thut, aber er scheut diese auch nicht, wo seine Pflicht ihn auffordert, etwas zu wagen. Er verschleudert nichts unnütz, und arbeitet an keiner muthwilligen Zerstörung; aber wenn ihn ein großer Gedanke begeistert, so verfolgt er ihn muthig, ohne sich an engherzige Rücksichten zu stören, ohne durch schlaues Calculiren die Wärme seines Enthusiasmus zu löschen. Er weiß, wovon der Wehrt des Lebens abhängt, und ihm ist ein Leben verächtlich, das in Niederträchtigkeit erbettelt, mit Schande erkauft, und in schnöder Entweihung bewahrt wurde.

---

Weise Schätzung des Lebens äußert sich demnach zuvörderst durch Zufriedenheit mit demselben. Wem sein Leben zur Last geworden ist, wer überall mehr seine Mängel als sein Gutes fühlt, überall laute Klagen darüber führt, und mit trübem Blicke und

ßrer Stirne dahin geht, kann unmöglich viel von
mſelben halten. Der frohe Tag wird ihn vielleicht
heitern, und ſeinen Ueberdruß entfernen, aber nur
: Augenblicke. Ein vereitelter Wunſch, Eine her-
Erfahrung, Ein ſchmerzlicher Verluſt, Ein widri-
s Verhältniß, Eine empfindliche Kränkung wird
ingen Unmuth in ſeiner ganzen Stärke zurückrufen.
Wer ſich den Eindrücken eines kränklichen Körpers
nd unangenehmer Begriffe ganz überläßt, wer dem
in feſtes Herz, keinen tröſtenden Glauben, keine er-
bende Begriffe von der Beſtimmung des Lebens,
in kräftiges Selbſtgefühl entgegen zu ſetzen weiß,
er ſich nicht gewöhnt hat, alles mit Ruhe zu über-
enken, und in ſeinem, gewiß wohlthätigen, Zuſam-
enhange zu betrachten, in traurigen Lagen ſich frohe
ilder zu vergegenwärtigen, um damit die Wolken
ines Kummers zu zerſtreuen; für den iſt ein Leben
erloren, das oft in einer dunkeln Geſtalt erſcheint;
wird und muß immer tiefer in ſeiner Schätzung
nken; er wird und muß es zuletzt als eine Bürde
etrachten, die man nur mit Unwillen trägt, und
eher je lieber abwirft.

Daß es ſolcher Unglücklichen giebt, und nicht in
eringer Anzahl gibt, rührt wohl daher, daß die
eiſten bey der äußern Anſicht des Lebens und den
efühlen, die durch ſeine einzelnen Veränderungen
weckt werden, ſtehen bleiben. Dieſe ſind freylich

zu nichts weniger geeignet, als uns mit dem Leben zufrieden zu machen. Wer es aber dahin gebracht hat, sein Leben als ein Ganzes zu betrachten, und jedes einzelne Ereigniß nach der Stelle, welche es in diesem Ganzen einnimmt, zu würdigen, wer neben dem Unvollkommnen, das Bessere und Erhebende des Lebens nicht übersieht, das Gewicht dessen, was er in demselben wirken kann, ganz fühlt, und den grossen Zweck desselben nie vergißt; der wird gewiß auch durch stille Zufriedenheit seine Schätzung des Lebens an den Tag legen; er wird immer finden, daß er Ursache genug habe, sich desselben zu freuen, und es in Ehren zu halten. Er wird alles nehmen, wie es kommt, mit leichtem Herzen und fröhlichem Muthe, weil er weiß, daß durch äußere Zufälle das Leben nie wahrhaft leiden und verdorben werden, daß nur er selbst es durch Thorheit und Laster seiner Würde berauben kann.

---

Hieraus entsteht dann von selbst das Bestreben, das Leben so lange als möglich fortzusetzen, und dazu alles, was eigne Kräfte bewirken können, aufzubiethen. Wer mit seinem Leben zufrieden ist, weil er die göttlichen Kräfte und Fähigkeiten desselben anerkennt, weil er weiß, daß es ihm zu dem wichtigsten Zwecke anvertraut wurde,

und unter dem Schutze einer höhern Welt steht; der wird gegen nichts gleichgültig seyn können, was dieses Leben schwächt, seine Brauchbarkeit vermindert, und seine Kräfte zerstört. So weit es geschehen kann, ohne die Würde des Lebens aufzuopfern, und anerkannte heilige Pflichten zu verläugnen, wird er alles vermeiden, was ihm in dieser Hinsicht gefährlich scheint — keinen Affect zu der Heftigkeit steigen, keine Leidenschaft zu der Gluth entbrennen, sich von keinem Genusse bis zu dem Uebermaße hinreißen lassen, daß dadurch die Kräfte seines Lebens früher aufgerieben würden, als das Ziel der Natur erreicht war. So lange zu leben, als ihm das Schicksal, unterstützt von eignen zweckmäßigen Bemühungen, zu leben gestattet, und die Pflicht, ein zweytes, höheres Schicksal ihm nicht eine That aufträgt, über welcher er vielleicht untergehen könnte, ist bey ihm herrschender Grundsatz. Wenn er zwar jene engherzige Sorge, die überall Gefahr ahndet, auch die kleinsten Umstände berechnet, und nie mit etwas anders als mit Maßregeln zur Lebensverlängerung befaßt ist, bemitleidet oder verabscheut; so versäumt er doch nichts von dem, dessen Einfluß auf das Leben entschieden und bedeutend ist; so verwendet er doch hierauf so viel Nachdenken und Ernst, als er kann, ohne damit einer tugendhaften Thätigkeit zu nahe zu treten, und dasjenige unerfüllt zu lassen, was er sich selbst und der Welt schuldig-

ist. Er genießt, aber mit Weisheit, nie so, daß der Genuß ihn betäube, zu nützlichen Geschäften unfähig mache, seine Gesundheit vergifte, und sein Leben verzehre. Er arbeitet, aber mit Mäßigung, und hält auch die edelmüthigste, aufopferungsvollste Wirksamkeit für unsittlich, wenn sie ihn zu lange hinhält, seine Kräfte zu stark angreift, als daß er ihr nicht endlich erliegen müßte. Vor allem sucht er, durch eine weise Ordnung seines Lebens, durch zweckmäßige Vertheilung seiner Arbeiten und Genüsse, dadurch daß er alles zur rechten Zeit und Stunde thut, daß er an jedes Werk mit Liebe geht, und dabey so viel als möglich ein heitres Gemüth erhält, seine Fortsetzung zu begünstigen, und beweist darin eine Sorge, die der wenigsten Anstalten bedarf, die in sich ganz einfach ist, und ihren Zweck am sichersten erreicht.

---

Aber das Leben gilt nur so viel, als es Würde hat. Ein Leben ohne Würde ist nichts — nicht werth der geringsten Anstalt, die zu seiner Erhaltung getroffen wird. Wovon könnte auch die Schätzung desselben, wenn man gegen jene gleichgültig ist, oder sie verloren hat, anders geleitet werden, als vom blinden Instincte, von kleinlicher Todesfurcht, oder von gemeiner Anhänglichkeit an die sinnlichen Güter, an die kurzen Freuden und eiteln Genüsse

desselben? Ist das aber vernünftige Schätzung? Wer bisher sich in der That rühmen kann, der findet ein Leben ohne Würde, im größten Glanze und im reichsten Ueberflusse, unerträglich, er wird nie die Erhaltung und Verlängerung desselben auf eine Art wünschen, wobei die letztere beeinträchtigt würde, nie dazu sich eines Mittels bedienen, das mit ihr nicht bestehen könnte, er wird es nie in feiger Niederträchtigkeit fortsetzen, nie durch schmähliche Selbsterniedrigung und eine unsittliche Handlung erkaufen oder schützen wollen.

Wer sein Leben wahrhaft schätzt, vermeidet eben so gewissenhaft alles, was die Würde desselben verletzt, als was ihm physischen Untergang drohe, und sucht noch angelegentlicher diese als jenes selbst zu bewahren. Sie ist ihm über alles heilig. Er hält es für besser elend zu seyn, in Armuth zu schmachten, große Schmerzen zu tragen, von Kummer und Sorgen belastet, gehaßt und verfolgt zu werden, seine schönsten Plane scheitern zu sehen, alles Schimmers und aller Freuden zu entbehren, als sich selbst zu schänden. Er duldet es lieber, die Ehre einzubüßen, geschmäht, verlästert und tief gekränkt zu werden, als sich selbst Preis zu geben, und seine eigne Achtung zu verlieren. Es ist ihm unmöglich eines Menschen Knecht zu seyn, wenn ihn auch goldne Ketten fesselten. Es ist ihm unmöglich,

sich vor irgend einem zu erniedrigen, irgend einen zu schmeicheln, irgend eines Gnade anzuflehen, irgend eines Thorheiten zu huldigen, irgend eines Gemeinheit zu fröhnen, wenn er auch der Mächtigste und Angesehenste wäre. Mit den größten Summen ist er nicht zu erkaufen, eine Handlung zu begehen, die er für Unrecht hält, sich zum Werkzeuge eines andern hinzugeben, wo eigne Ueberzeugung ihm das verbietet. Er verschmäht es, den bedeutendsten Vortheil auf einem andern Wege, als dem Wege des Rechtes zu erlangen, weil er sich dadurch entehren würde, was ihm durch nichts in der Welt aufgewogen werden kann. Er erlaubt es sich für keinen Zweck, zu lügen, zu täuschen, heimlich zu berücken, seine Ueberzeugung zu verläugnen, ein Verräther an Wahrheit und Tugend zu werden, weil es dann keine achtungswerthen Zwecke mehr für ihn geben könnte. Am allerwenigsten läßt er sich von unreinen Begierden beherrschen, und verirrt sich zu Lastern und Ausschweifungen, die seine Menschheit schänden, und ihn zum Thiere herabsetzen würden. Reines Herzens und ohne Schuld zu seyn; das ist es, was ihm mehr als alles andre am Herzen liegt.

---

Die Würde des Lebens kann nicht behauptet werden, ohne pflichtmäßige Thätigkeit. Das

liegt schon im Begriffe des Lebens; und auch darum ist uns dasselbe so überaus wichtig, weil es uns so viele Gelegenheiten darbiethet, und so viele Aufforderungen an uns ergehen läßt, etwas Nützliches zu wirken. Wenn es selbst unaufhaltsam dahin strömt, wenn alle seine Erscheinungen das Loos der Vergänglichkeit drückt: so können wir es durch das, was wir in demselben Großes und Gutes vollbringen, verewigen, oder doch wenigstens Spuren desselben zurück lassen, die keine Zeit austilgen kann. Die Pflicht sagt uns, daß uns das Leben mit seinen Kräften gegeben ward, damit wir es in unverdrossener Geschäftigkeit zum allgemeinen Besten verwenden sollen. Die Verhältnisse, worin wir zur Welt und zu den Menschen stehen, erinnern uns unaufhörlich daran, wie viel wir zu thun haben, jene zu verschönern, und diesen die Dienste zu vergelten, die sie uns erwiesen haben, und wie strafbar der sich mache, der sein Leben in träger Ruhe verträumt, wie unwerth seines menschlichen Daseyns, der der Gesellschaft seine Kräfte entzieht. Nur so viel Recht haben wir auf die Stelle die wir einnehmen, als wir Verdienste aufweisen können, womit jene erkauft werden muß. Nichts ist schändlicher, als zu leben, und dessen nur in thierischer Empfindung, nie in menschlich froher und weiser Geschäftigkeit inne zu werden. Wer sein Leben schätzt, muß dies vorzüglich

damit beweisen, daß er in demselben so viel als möglich zu bilden und zu schaffen sucht. Ohne das kann es auch keiner verhindern, daß nicht bald ein finstrer Lebensüberdruß ihn überfalle, und ihm die Sorge für seine Erhaltung zur freudenlosesten und schwersten aller Pflichten mache.

Es ist aber nicht einerley, mit welcher Art von Thätigkeit wir unser Leben anfüllen. Sie kann nur dann unsre Zufriedenheit bewahren, ist nur dann der Würde und Bestimmung desselben angemessen, wenn sie eine nützliche, pflichtmäßige und wohlgeordnete ist. Manche machen sich wohl genug zu thun; allein keiner weiß ihnen des Dank. Die Zeit schleicht ihnen zu träge dahin; sie wollen sie verkürzen, um einem der peinlichsten Gefühle zu entgehen, darum müssen sie etwas vornehmen. Ist das aber ehrenvolle Thätigkeit, womit man nur sein Leben zu verbringen denkt? Wie gemein müssen diese ihr Leben halten? Ist es wohl möglich eine größere Geringschätzung desselben an den Tag zu legen? Mag den auch zufälliger Weise etwas Heilsames durch sie zu Stande kommen; unmöglich kann ihnen das Werth geben, weil sie es nicht gewollt, nicht dafür gearbeitet haben. Wer durch seine Thätigkeit die Achtung, die er gegen das Leben hägt, bewähren will, der muß die Absicht haben, Nützliches, und von allem nützlichen, das ihm in seiner Sphäre möglich ist,

das Nützlichste zu bewirken, und es auch wirklich mit aller Anstrengung thun.

Andre haben ein Ziel unverrückt im Auge, und sind für dasselbe in rastloser Geschäftigkeit, ohne daß man deswegen sagen könnte, sie schätzen ihr Leben wichtiger, und schlagen es höher. Es ist der Eigennutz, der sie begeistert, und die Befriedigung desselben das Ziel, dem sie nachjagen. Sie wollen es weit bringen, ihren Wirkungskreis erweitern, Vortheile erspeculiren, sich bereichern und wichtig machen. Das Leben ist ihnen nichts an sich, ganz unterworfen seinen sinnlichen Bedürfnissen; auf diese allein wird alles bezogen. Uneigennützige, wohlwollende Thätigkeit, eine solche, wobey man sich selbst vergißt, und nur des Guten voll ist, das man stiften will, wobey man wagt und aufopfert, wie die Pflicht es will, und allein von Liebe zu dieser geleitet wird, ist weise Schätzung des Lebens.

Andre geben sich einer geräuschvollen, schwankenden, regellosen Thätigkeit hin, und richten bey aller ihrer emsigen Vielgeschäftigkeit nichts aus, als daß sie sich stumpf und sinnlos quälen. Auch diese schätzen ihr Leben nicht, sonst würden sie wissen, daß man dasselbe nur durch planmäßiges, ordnungsvolles und weise vertheiltes Wirken, wobey man seine Kräfte

schont, seine Heiterkeit bewahrt, und doch viel gewinnt, sein Leben in Ehren halten kann.

---

Aus dem Leben soll aber auch etwas werden. In ihm liegen Keime, die einer schönen Entwickelung; Anlagen, die einer herrlichen Bildung fähig sind. Der ihm eingepflanzte Trieb nach Erweiterung und Vervollkommnung stirbt nie ganz ab. Ein erhabenes Gesetz deutet auf Vollendung hin. Wer sein Leben recht schätzen will, muß jede ernstliche Weisung verstehen, die in ihm liegt, jeder höhern Mahnung folgen, womit es ihm entgegen kommt. In seinen Forderungen und Aussichten offenbaret sich das Leben am ehrwürdigsten, und nur wer jene vernimmt, und diesen treu nachlebt, hat seinen ganzen Adel gefaßt. Aus dem Mangelhaften erhebt sich das Leben zum Gnügenden und Bessern, und nur wer dieses Bessere nie aus den Augen verliert, hat den vollen Sinn des Lebens erreicht. Im Leben schläft der Same der Unendlichkeit, vom Ewigen kommt ihm alle Klarheit und Bedeutung; aber jener Same gelangt nur da zur Reife, das Ewige geht nur da in voller Glorie auf, Unsterblichkeit wird nur da des Lebens Gewinn und Ehre, wo man unaufhörlich nach Veredlung trachtet. Tröstende Hoffnungen neigen sich nur da zu ihm herab, wo man sich ihrer durch weise Geistespflege

werth und empfänglich macht. Wer sein Leben wahrhaft schätzt, der strebt vor allem seine sittliche Würde zu erhöhen, und in dieser Würde sich des Wahren und Schönen immer mehr anzueignen; er strebt vor allem, im Guten mehr Festigkeit, Stärke, Freudigkeit und Geschicklichkeit der Ausübung zu gewinnen, um dann, seiner Pflicht gemäß, in heilsamer Erkenntniß zu wachsen, und alle in ihn gelegte Kräfte zur vollen, freyen und harmonischen Wirksamkeit zu bringen, seine Neigungen und Maximen dem Gesetze zu unterwerfen, und im Gehorsam gegen dieses Gesetz, sich mit allem zu bereichern, was seine Menschheit verschönern kann. So trägt er schon hier die Ewigkeit im Herzen.

---

Endlich verschmäht auch nicht; sondern gebiethet vielmehr die vernünftige Schätzung des Lebens, einen weisen und frohen Genuß desselben, so weit er ohne Verletzung seiner Fortsetzung, Würde, Thätigkeit und höhern Bildung möglich ist. Nicht umsonst ward ihm die Genußfähigkeit zugetheilt; sie ist vielmehr eine schätzbare, und, bey seiner sinnlichen Beschränkung, unentbehrliche Eigenthümlichkeit desselben. Nicht umsonst entspringen aus nützlichem Wirken und treuer Pflichterfüllung die köstlichsten

Freuden. Wir dürfen und sollen uns diesen eben so gewiß hingeben, als wir uns jene sollen angelegen seyn lassen. Nicht umsonst ist im Leben so viel Erfreuliches verbreitet; auch dies sollte uns demselben werth machen helfen, wenn bey dem Drucke großer Beschwerden Mißmuth unsre Stirne bewölkt und unser Inneres trübt. Heiterer Genuß des Lebens muß zuweilen den Ernst seiner Würde mildern, damit wir diese immer mit frohem Muthe ehren können; muß zuweilen das Ermüdende seiner Geschäftigkeit erleichtern; nach angestrengter Arbeit Erhohlung, Ruhe und neue Stärke geben, damit wir nicht endlich erliegen unter der Last; muß zuweilen unsre stumpf gewordenen Sinne schärfen, unsre erschlafften Kräfte anfrischen, unsre verlohrne Munterkeit wieder herstellen, unsern gesunkenen Muth beleben, und in die Einförmigkeit unsers Wirkens so viel Wechsel bringen, als erforderlich ist, unser Wohlgefallen an demselben zu erhalten. Wer nie genießen, nie sich mit Würde freuen, nie sich den angenehmen Eindrücken der Weltverbindungen und der Gesellschaft hingeben wollte, würde dadurch eine Engherzigkeit verrathen, die den Werth des Lebens nie im ganzen Umfange fassen kann, er würde undankbar die Gaben verschmähen, die es in Fülle und Liebe darreicht, und sich selbst zu jeder andern Art der Lebensschätzung immer unfähiger machen. Nein'

auch froher Genuß, aus reinen Quellen geschöpft, und mit reinem Herzen empfangen, durch pflichtmäßige Thätigkeit erkauft, und nie über die Gränzen der Mäßigung und des Anstandes erweitert, gehört wesentlich zur vernünftigen Schätzung des Lebens.

---

Aus diesem allem zusammengenommen bildet sich der frohe Lebenssinn, der allein im Stande ist, das Leben so aufzufassen und zu behandeln, wie es aufgefaßt und behandelt werden muß. Der Glückliche, dem er zu Theil ward, fühlt sich nie durch das Leben gedrückt, verengt oder gequält. Keine Klagen über die Beschwerden desselben preßt sich aus seiner Brust hervor. In den traurigsten Umständen hat er noch genug dessen er sich freut. Im Bewußtseyn unverletzter Würde, eines fest behaupteten und unentweihten Seelenadels und eines lautern Herzens, thut er mit Leichtigkeit und heitrer Ruhe, und doch auch mit Nachdenken, Weisheit und Anstrengung, was ihm zu thun vorkommt, und reift in Unschuld und Freude immer höhern Entwickelungen entgegen. Etwas Besseres können wir uns nicht wünschen, nach etwas Grügenderm und Edlerm unmöglich streben. Wollen wir nicht umsonst gelebt, die schätzbarste Gabe verkannt, versäumt und verschwendet haben, und uns

der Gefahr einer zu späten Reue aussetzen; dann muß die Sorge für eine richtige Würdigung und treue Benutzung des Lebens, unsre wichtigste seyn. Das ist es, wozu ich Sie am Schlusse meiner Rede noch dringend und angelegentlich auffordere.

---

Elf=

# Elfte Rede.

## Die Würde der Freundschaft.

Ein größeres Glück, m. g. Z., möchte auf Erden wohl schwerlich gefunden werden, als das, einen treuen Freund zu besitzen. Wer ihn fand, der hat in ihm alles vereinigt, was sie ihm gewähren, was ihre übrigen Güter geschmackvoll machen, und sein Leben verschönern kann. Jeder nicht ganz unkultivirte Mensch fühlt das Bedürfniß, sich mitzutheilen. Gedanken erfüllen seine Seele, Empfindungen sind in ihm geweckt, Angelegenheiten beschäftigen ihn, die er unmöglich in sich zu verschließen, und doch auch nicht allen — nicht einmal allen Guten, die er nur Einem Auserwählten, der ihn versteht, der mit ihm gleich gestimmt ist, und dem er ganz vertrauen darf, zu offenbaren im Stande ist. Diese Erleichterungen des ge-

preßten Herzens, dieses Hervorströmen unsrer heiligsten Geheimnisse — welches tief gefühlte Bedürfniß befriedigen sie! in welchen Zustand versetzen sie uns! wie lassen sie uns den geprüften Mann segnen, der uns seine Brust geweiht hat, der uns mit Interesse hört, wenn alle sich wegwenden, und keiner uns hören mag, der in unserm Innern liest, wenn alle uns verkennen, und keiner den Sinn unsrer Worte vernimmt!

Freundschaft erhöht jedes Erdenglück. Alles scheint uns reizender, in dem wonnevollen Gefühle des edeln Kleinodes das uns in ihm zu Theil ward, in der erhabenen Sicherheit, die uns die Ueberzeugung gewährt, daß er uns angehört und nie verläßt. Doppelt genießen wir, was der Freund mit genießt; denn er ist unsre zweyte Seele. Doppelt süß ist uns die Freude, bey der wir ihm sagen können, wie wohl uns sey; seine Mitempfindung wird von uns wieder mitempfunden. Mit welcher Innigkeit und mit welchem Interesse machen wir ihn aufmerksam auf jede schöne Seite unsers Gegenstandes? wie manche, die wir selbst sonst übersehen hätten, enthüllt sich uns in diesem Bestreben! wie manche wird uns im rühmlichen Wetteifer, noch immer etwas Unbeobachtetes zu entdecken, durch ihn offenbar! Selbst das Kleine und Unbedeutende kommt uns mit hohem Vergnügen entgegen in der verklärenden Nähe des Freundes; und

was wir ohne ihn kaum der Rede werth geachtet hätten, führt uns jetzt zur Bewunderung.

Und welchen Göttergenuß bereiten uns die der Freundschaft gewidmeten Stunden! wie glücklich macht es uns, in dem Maße achten und lieben zu können, und an dem, den wir achten und lieben immer neue vorzügliche Eigenschaften zu bemerken, die diesen edeln Gefühlen Nahrung geben, immer neue Schätze von Weisheit und Tugend zu entdecken, die unsre Zuneigung rechtfertigen und vermehren! Schon der gestärkte Glaube an Menschenwerth, der uns an der Seite des hochgesinnten Freundes belebt, verdient es, daß man uns deßwegen selig preist, wenn auch nicht die Vereinigung der Gemüther und der Zuwachs an Einsichten und Bildung, der aus ihr entspringt, so erfreulich wäre.

Was tröstet kräftiger in kummervollen Stunden, als die zärtlichen und doch auch eingreifenden Worte des treuen Freundes! Was hält stärker aufrecht unter den Stürmen des Lebens, als seine Hand! Wer steht fester, als der Freund! Auf wen können wir uns sicherer verlassen, bey wem gewisser Rath, Auskunft und Hülfe finden! Wer hilft schneller, nachdrücklicher, in reicherm Maße, und mit größerer Aufopferung, als der Freund! In seinem liebenden Herzen ist für den Leidenden mehr als sonst in der ganzen Welt. Wenn ein Verlust unersetzlich ist; so unter-

ſtützt uns der Freund, ihn wenigſtens mit Faſſung und Ruhe zu tragen. Wenn keiner die Größe unſers innern Grames kennt; ſo ſchätzt ihn der Freund. Wenn keiner ihn mit Schonung und Vorſicht zu behandeln verſteht; ſo verſteht es die Liebe des Freundes. Wenn andre die brennende Wunde drücken und preſſen; ſo gießt der Freund lindernden Balſam in ſie hinein. Wenn andre uns verlaſſen; ſo bleibt der Freund treu. Wenn andre uns das Kleinſte verſagen; ſo gibt er ungebethen das Größte. Wenn andre uns im Unglück den Rücken zukehren; ſo hält er deſto ſtandhafter aus, und ſchließt ſich deſto inniger an uns an. Nichts iſt ihm zu theuer oder zu wichtig, das er nicht freudig aufopferte, um uns zu retten.

Unverkennbar iſt das Glück ächter Freundſchaft. Wer ſich auf wahre menſchliche Bedürfniſſe verſteht, kann nicht daran zweifeln, daß ſie die reinſte, vollſte und dauerhafteſte Befriedigung für ſie habe.

Weniger anerkannt und ſeltener beherzigt wird, was doch vernünftigen Weſen noch weit wichtiger ſeyn ſollte, die Würde der Freundſchaft; und daher rührt es, daß ſie ſelbſt noch ſo ſelten ihrer Beſtimmung nahe kommt, ſo ſelten einige Spuren ihres hohen Ideales an ſich trägt, noch ſo oft durch Egoiſmus verunreinigt wird, und in einer ſchwankenden, zweydeutigen Geſtalt auftritt, in der ſie jene Freuden nicht einmal in ihrem Gefolge haben kann. Würde

muß die Freundschaft zu jedem Segen einweihen, den sie über das Leben verbreiten soll, und der Grad ihrer Würde bestimmt immer den Grad ihrer Echtheit und das Maaß ihrer Wohlthätigkeit. Diese Würde wird aber nur dann recht erkannt, wenn wir die Freundschaft bis zu ihrer ersten Quelle verfolgen, ihrem Ursprunge, ihrer Entwickelung und ihrem Verhältnisse zu unsrer Natur nachforschen. Trübe, unbestimmte, falsche und täuschende Bilder von ihr sind es, die sie uns nur in der unreinen Gegend des Irrdischen suchen lassen, wo ihre Gottheit sich in dunklen Nebel hüllt, und nur selten durch die Umgebungen eines verfeinerten Egoismus hervorschimmert.

Würde der Freundschaft, möchten wir dich erkennen, dich erreichen und fassen, wie klar, ruhig und heilig müßte dann unser Leben seyn!

---

Noch immer hört man mit dem Nahmen der Freundschaft einen sehr unwürdigen und verderblichen Mißbrauch treiben, und deßwegen kann es nicht überflüssig seyn, vorher alle unwürdige Vorstellungen davon zu entfernen, und alles, was ihn nicht verdient davon auszuschließen. Wir bahnen uns dadurch am besten den Weg, zu einem richtigen Begriffe wahrer Freundschaft zu gelangen.

Schändlicher kann dieses Wort nicht entweiht werden, als wenn man jede flüchtige Verbindung des Lebens, jedes zufällige Zusammentreffen, das oft der nächste Augenblick wieder auflöst, oder gar die Bekanntschaft Eines Tages damit benennnt. Wie kann der mein Freund seyn, der mich vielleicht weiter nicht interessirt, als durch das Geschäft, das ich gerade jetzt mit ihm abzuthun habe, von dessen Denkart und Handlungsweise ich nicht einmal so viel weiß, daß ich noch fürchten muß, mich selbst verächtlich zu machen, wenn ich mich der Freundschaft mit ihm rühme, dessen Gesinnungen gegen mich ich noch nie erprobte, der mir vielleicht nicht traut, oder mir gar auflauert und mich zu überlisten sucht. Was kann das Herz mit Verhältnissen zu thun haben, die jeder nur auf seinen Vortheil berechnet, und worin jeder nur darum den andern wohl will, weil er sich die Beförderung seines Nutzens von ihm verspricht, während jener ihn vielleicht heimlich zu berücken sich bemüht, oder weil er noch nichts Böses von ihm erfahren hat, ohne mit ihm sonst in näherer Berührung zu stehen, oder geneigt zu seyn, das Geringste für ihn aufzuopfern?

Genauer ist zwar die Verbindung zwischen denjenigen, die sich durch langen Umgang, die Gewohnheit, sich oft zu sehen und einander mitzutheilen zum Bedürfniß geworden sind. Dieß kann ohne sonderliche Uebereinstimmung der Gemüther, wenn sie nur nicht

gar zu weit von einander abſtehen, oder von zu rauher, unbiegſamer und ungeſelliger Natur ſind, der Fall ſeyn. Man hängt an ſolchen Menſchen oft ſehr feſt, hat viel für ſie übrig, vertraut ihnen manches an, intereſſirt ſich thätig für ihr Wohl, und es iſt ſchmerzlich, ſich von ihnen zu trennen; aber dieß wird denn doch bald wieder verſchmerzt; man vergißt die alten Verbindungen über neuen, wenn ſie auch weniger glänzend, und unſern Bedürfniſſen weniger angemeſſen wären. Oft wird eine ſolche Verbindung willkührlich und leicht durch Mißverſtändniſſe und Colliſionen des Vortheiles aufgelöst. Nichts verbürgt ihre Dauer, und um keinen Preis mögte der Verſtändige für den, der ihm auf dieſe Weiſe wehrt ward, gar kein Geheimniß mehr haben. Weder die Vertraulichkeit, noch die Offenheit, weder die Dauer, noch die Uneigennützigkeit ſind hier anzutreffen, die zur wahren Freundſchaft erfordert werden.

Eben ſo wenig dürfen wir da ſchon Freundſchaft ſuchen, wo ſinnliches Wohlgefallen an gewiſſen körperlichen oder geiſtigen Eigenſchaften, eine angenehme Geſtalt, ein humanes Weſen, feine Sitten, ein freyes und doch auch anſtändiges Betragen, gefälliges Zuvorkommen, ſchonende Güte, ein reifer Verſtand, gebildeter Witz, ſchimmernde Geſelligkeitstugenden und eine unerſchöpfliche Unterhaltungsgabe uns näher anzuziehen. Das alles kann uns wohl dem Umgang mit

solchen Menschen wünschenswerth machen, und Zuneigung zu ihnen erwecken; aber wir werden ihnen deßwegen noch nicht unser Herz schenken, unsre Geheimnisse anvertrauen, sie zu unsern täglichen Gesellschaftern wählen, für alle Bedürfnisse Befriedigung bey ihnen suchen, am allerwenigsten sie uns selbst gleich stellen, ihre Angelegenheiten so heilig halten, wie die unsrigen, und ihr Glück so eifrig als das unsrige suchen. Ihr Sinn kann sehr von dem unsrigen verschieden, und gar so geartet seyn, daß er sie zu Bündnissen, die den Geist und das Herz angehen, ganz unfähig macht. Der humanische Gesellschafter ist oft der inhumanste Mensch, und verbirgt hinter einer glatten Außenseite scharfe Ecken, die jeden verwunden, der sich ihm hingiebt. Die Freundschaft verlangt mehr als sinnliches Wohlgefallen — eine innigere, zärtlichere und herzlichere Anhänglichkeit, als hierauf gegründet werden kann.

Mit noch geringerm Rechte wird man endlich diejenigen Verbindungen Freundschaft nennen, die der Eigennutz geschlossen hat, und an denen man nur deßwegen hält, weil dieser seine Rechnung dabey findet, weil der eine durch den andern seinen Vortheil gefördert, seiner Eitelkeit gefröhnt, seinem Stolze geschmeichelt, seine Anschläge begünstigt, seine schwankende Lage gehalten sieht, wobey dieser denn auch schwerlich leer auszugehen denkt, oder weil der Nie-

dere durch den Umgang des Höhern sich geehrt fühlt, und sich in den Augen der Menge bedeutend zu machen glaubt, wofür ihm dieser denn seinen Speichel zu lecken gibt, und ihn braucht, wie und wozu er will. Solche Verbindungen sind nie dauerhaft; denn selten gehen die Selbstsüchtigen lange eines Weges. Gekränkter Dünkel, vermeynte Zurücksetzung, schlecht bezahlte Dienste, große Forderungen, scheinbarer Verdacht der Untreue und allerley Mißverständnisse — wie leicht trennen diese Gemüther, die gar nicht für einander gehören, und die durch weiter nichts mit einander zusammenhangen.

Nein, wahre Freundschaft ist volle, feste, innige Vereinigung der Geister und Herzen, um sich höher zu achten und wärmer zu lieben als man andre achten und lieben kann, treues Umfassen, um immer an einander zu halten, und sich nie zu trennen, ungetheiltes Dahingeben, um einander ganz anzugehören, ganz für einander zu leben, Freuden und Leiden, Rath und Trost, Zwecken und Arbeiten mit einander gemein zu haben, und sich, wenn es Noth thut, für einander aufzuopfern — das ist das Ideal, welches zwar keine irrdische Freundschaft erreicht, dem aber jede nachstreben, von dessen Geiste jede erfüllt seyn soll.

---

Eine solche Freundschaft kann zuvörderst die Frucht natürlicher Sympathie seyn; ohne,

daß die sittlichen Anlagen des Gemüthes unmittelbar zu ihr mitgewirkt hätten. Menschen, deren Grundsätze, Denkungsart und Empfindungsweise zu der unsrigen stimmen, sich mit ihr zu einem harmonischen Ganzen vereinigen lassen ziehen uns unwillkührlich an, das treue Bild unsers Innern kommt uns in ihnen entgegen, und alles Interesse, das wir an uns selbst nehmen, dehnt sich über diejenigen mit aus, die wir nicht umhin können mit zu uns selbst zu rechnen. Es wird uns leichter, uns ihren jedesmaligen Zustand zu imaginiren, ihre Leiden und Freuden mit zu empfinden. Die Zeichen derselben erwecken schneller und glücklicher die Vorstellung von ihnen, und die Einbildungskraft ist geschäftiger, sie zu vollenden, als bey andern, deren Gemüthsart mehr von der unsrigen verschieden ist. So entsteht nach und nach die Fertigkeit, und mit dieser die Geneigtheit, mit ihnen zu sympathisiren. Wir nehmen Theil an ihrem Wohl und Wehe, wünschen ihre Leiden weg, und freuen uns ihres Glückes. Wir sind zufrieden, wenn wir sie zufrieden und traurig wenn wir sie bekümmert sehen. Die Theilnahme erweckt Liebe, und zu der Liebe gesellt sich Achtung, wenn wir überdem achtungswehrte Eigenschaften an ihnen entdecken. Dies geschieht aber in noch höherm Grade, wenn sie bei herrschender Gleichförmigkeit der Gesinnungen, solche Meynungen, Maximen und Stimmungen hegen, wodurch Lücken unsers Charakters ausge-

füllt, und leise hingeworfen oder schwach angedeutete Züge desselben schärfer ausgedrückt und bestimmt werden, wenn unser geistiges Leben sich aus dem ihrigen ergänzen kann.

Diese auf Sympathie gegründete Freundschaft mag die ästhetische heißen, weil in ihr das Wohlgefallen, ob wohl edlerer Art, vorherrschend, und ihre eigentliche Triebfeder ist. Je weicher das Herz, je reizbarer das Gefühl, und je lebhafter die Einbildungskraft ist, je leichter es uns wird, aus uns selbst mit unsern Vorstellungen und Empfindungen herauszutreten und uns fremde Situationen mit Leben und Klarheit zu vergegenwärtigen: desto mehr sind wir zu ihr aufgelegt. Daher erreicht sie auch in den ersten Jahren des sich entwickelnden Jünglingsalters, wo das Herz am meisten von warmen Empfindungen aufwallt, und für Eindrücke jener Art die meiste Empfänglichkeit hat, wo noch kein Dünkel, keine Selbstsucht und kein Mißtrauen die schönen Regungen der Sympathie niederdrückten, ihre höchste Stärke. Sie ist nicht ohne Sinnlichkeit, aber diese erscheint in ihr vergeistigt, und mit moralischen Gefühlen vermischt. Sonst könnte die gegenseitige Anhänglichkeit sich nie zur vernünftigen Achtung erheben, die sie zur Würde der Freundschaft einsegnen muß.

---

Eine andre und höhere Art der Freundschaft entsteht aus dem gemeinschaftlichen Streben nach großen Zwecken. Nichts zieht die Gemüther

mächtiger und unwiderstehlicher an einander, als diese, wenn sie im eigentlichen Sinne groß sind, d. h. wenn sie den Enthusiasmus entflammen, und nur durch viele Zurüstungen, große, ausdauernde und mühsame Anstrengungen erreicht werden können. Zwecke, die der Eigennuß, oder der Ehrgeiz bestimmt, stoßen eher von einander zurück, und wenn man sich auch zu ihrer Beförderung vereinigen kann: so ist es doch nicht von Dauer; das gute Vernehmen wird von zu vielen Seiten angefochten, als daß es sich lange zu erhalten vermöchte; dabey verengen sie das Herz zu sehr, als daß die erhabenen Gesinnungen der Freundschaft darin Raum finden sollten, und machen die Denkungsart zu gemein, als daß der göttliche Funke der Achtung und Liebe darin zünden könnte.

Daß solche Zwecke durchaus moralisch, und allein von Pflichtgefühl eingegeben seyen ist dabey nicht erforderlich; wenn sie nur ihren wesentlichen Bestimmungen nach moralisch sind; wenn sie sich nur über den beschränkten Kreis des eignen Interesse's erheben; wenn sie nur viel umfassen, und der Gedanke derselben erhabene Gefühle erweckt; wenn nur Menschenwohl oder Menschenwürde dabey hauptsächlich interessirt sind; wenn nur Gemeingeist oder Patriotismus aus dem Streben nach denselben hervorleuchtet; wenn nur eine moralische Gesinnung dabey vorzüglich wirksam, und die Ruhmbegierde nicht so stark ist, daß

Neid und Eiferſucht Wurzel faſſen können. Mag dann auch im Uebrigen eben keine ſonderliche Uebereinſtimmung der Charaktere Statt finden; das erhabene Ziel wofür beyde begeiſtert ſind wird mit ihrem Muthe zugleich ihre Herzen vereinigen. Von gleich glühender Liebe erfüllt, mit gleicher Entſchloſſenheit, alles zu wagen, beſeelt, und Eines Sinnes in dem, was ihnen das Heiligſte iſt, einer durch den andern noch mehr entflammt, werden ſie die anderweitigen Ungleichheiten in Grundſätzen, Empfindungsweiſen und herrſchenden Neigungen Anfangs überſehen, bald ertragen lernen und allmählich abſchleifen, und ſich einer immer innigern Verbindung des ganzen Menſchen und aller Kräfte nähern. Colliſionen ihres Intereſſes werden ſelten möglich ſeyn, und ſich zuletzt ganz und gar verlieren in hohen Enthuſiasmus für das Gemeingut, wornach beide ſtreben.

In dem Augenblicke, da ſich zwey hochgeſinnte Menſchen auf demſelben Wege treffen, iſt ihr Bund für ewig geſchloſſen, ſie ziehen ſich nun immer feſter an, werden einander ähnlicher und theurer, und jede gemeinſchaftlich überſtandene Gefahr, jedes gemeinſchaftlich erduldete Leiden, jede gemeinſchaftlich getragene Beſchwerde und vollbrachte That wird ein neues Band ihrer Vereinigung, ein neues Unterpfand ewiger Treue, und ein neuer Antrieb, nie von einander zu laſſen, und alles für einander aufzuopfern.

Von dieser Art, die mir die heroische nennen, waren jene erhabene Freundschaften aus den Heldenzeiten der Menschheit, die uns eine mit Dichtungen lieblich umwundene, aber noch immer ehrwürdige Sage aufbewahrt hat. Retter des Vaterlandes, Wohlthäter ihrer Zeitgenossen zu werden, Ungeheuer zu bekämpfen, Freyheit und Recht zu schützen gegen Tyranney und gewaltsamen Druck, den Frevler zu unterjochen und die Unthat zu rächen, traten Männer und Jünglinge in den unerschütterlichen Bund, in welchem sie, ganz vereinigt des eigenen Vortheils nicht achtend, nur glühend für ihren Zweck, so viel vermochten, und die Bewunderung der Nachwelt wurden, in welchem es ihr höchster Triumph und ihre süßeste Lust war, für einander zu sterben. Seit man der Menschheit mehr mit Worten als mit Thaten dient, seit der Nahme Freyheit nur im Munde der Schwärmerey gehört wird, seit Luxus und Weichlichkeit alle edlere Kräfte gelähmt, und das höhere Gefühl erstickt haben, wird diese Freundschaft wenig mehr gefunden. Sie scheint überdem nur für die seltenen Menschen zu gehören, denen die Sphäre des gewöhnlichen Lebens zu enge ist, die den Muth haben, etwas Großes zu wollen, zu beschließen und auszuführen. Der Eifer für Aufklärung, Wahrheit, Recht, Tugend, Menschenwohl und Selbstveredlung könnte sie wohl noch immer bei vielen realisiren, aber er ist, besonders im männlichen Alter zu bedächtlich

Kalt und zu klug. Nur in der Periode, wo der Jüngling zum Manne reift, und eine reiche und glühende Phantaſie ihm alles in höherm Glanze zeigt, steigt dieſer Eifer wohl bis zu demjenigen Enthuſiasmus, der ſolche Freundſchaften ſtiftet. Doch iſt es nicht zu läugnen, daß es auch noch Männer gibt, die ein gleich großmüthiges Streben feſt aneinander knüpft, und bey allen Veranlaſſungen zu Mißverſtändniſſen und bedenklichen Verwickelungen, einander treu erhält.

---

Es gibt noch eine dritte Art der Freundſchaft, welche rein moraliſch und unmittelbar von der Vernunft ſelbſt gebothen iſt. Nicht allen Menſchen können wir das ſeyn und leiſten, was wir ihnen ſeyn und leiſten ſollen, nicht allen die Achtung und Liebe beweiſen, welche die Pflicht von uns fordert, nicht allen uns ſo hingeben, und ſo ganz mit ihnen eins werden, als es unſrer Beſtimmung angemeſſen iſt, nicht einmal allen die Dienſte vergelten, die ſie uns geleiſtet haben. Viele ſind von uns durch Ferne des Raumes und der Zeit, viele durch Ferne des Charakters und der Verhältniſſe getrennt. Ein empörendes Betragen, Geſinnungen, die mit den unſrigen im lauten Widerſpruche ſtehen, ein Weſen, das wir nicht anders als verabſcheuen können, verhindern nicht ſelten, auch gegen die, die uns nahe genug ſtehen unſer Wohlwollen

ſich zu der Wärme, Herzlichkeit und Stärke zu erheben, die ihm immer eigen ſeyn ſollte. Unſre Verbindlichkeit kann darum nicht aufhören; unſre Beſtimmung bleibt dieſelbe. Wir werden damit nur an diejenigen gewieſen, die unſerm Herzen mehr verwandt ſind, deren Denkungsart, Meynungen und Maximen beſſer mit den unſrigen übereinſtimmen, und an die wir uns deßwegen leichter und feſter anſchließen können, weil weniger harte Colliſionen zwiſchen uns und ihnen möglich ſind, weil natürliche Sympathie uns ihnen ſchon geneigt macht, weil ſie uns durch viele vortrefliche Eigenſchaften einnehmen, und wir nicht fürchten dürfen, in unſerm wohlwollenden Eifer von ihnen verkannt und ſchlecht behandelt zu werden. Sie ſind für uns Repräſentanten des ganzen Geſchlechtes, zwar nicht ſo, daß wir durch ſie der Pflichten, die wir gegen dieſes zu erfüllen haben ganz entbunden würden, aber doch in ſo fern, als wir ihnen das in vollem Maße ſeyn ſollen, was wir dieſem nur in einem geringern ſeyn können. In ihnen ſoll von uns Menſchenwürde ganz erkannt und verherrlicht werden. Ihnen ſollen wir unſer Leben mit allen ſeinen Kräften weihen, für ſie ſoll uns kein Opfer zu theuer ſeyn, mit ihnen ſollen wir alles gemein haben, und in der Verbindung mit ihnen das Ideal realiſiren, das wir in ſeinem ganzen Umfange auf Erden nicht zu erreichen im Stande ſind.

Wem ſeine Pflicht heilig iſt, der muß auch einen

Freund haben, damit er ſie doch gegen Einen erfüllen, Einen ſo achten und lieben könne, wie er achten und lieben ſoll. Wem Freundſchaft etwas Gemeines und Gleichgültiges iſt, der kann ſeine moraliſche Würde nie recht ſchätzen; ſie zu verachten, vermag nur ein in ſittlicher Rückſicht ganz verwahrloſtes und entweihtes Gemüth. Das natürliche Bedürfniß der Freundſchaft kann ſich niemand geben, der es nicht hat. Aber man kann es verſtärken, wo es ſchon da iſt. Sympathie der Gemüther iſt Gabe und Fügung der Götter. Jenes Bedürfniß und dieſe Sympathie führen indeß nur in ſo fern zur wahren Freundſchaft, als das ſittliche Gefühl ſie heiligt, und man ſich aus Ueberzeugung der moraliſchen Nothwendigkeit ſelbſt beſtimmt, ſich ihnen hinzugeben. Vereinigung der Herzen, auf dieſe gegründet, iſt Werk der Freiheit, und kann von allen gefordert werden.

Die heroiſche Freundſchaft hat einen Zweck, von dem ſie ausgeht, und der Freund wird geachtet und geliebt, weil er für dieſen Zweck begeiſtert iſt. Alles, was er uns gilt, gilt er Anfangs nur um dieſes Zweckes willen; was er uns nachher wird, wird er uns durch denſelben. Die moraliſche iſt an ſich ſelbſt Pflicht und Zweck; ſie wird nicht geſchloſſen um etwas anders zu erlangen; ſondern weil ſie ſeyn ſoll, weil die Vernunft ſie verlangt, weil ſie mit der Tugend eins iſt. Die Zwecke des Freundes werden hier

um seinetwillen geachtet, geliebt und gefördert. Sie hat alles in sich. Aber sie macht sich gegenseitige Bildung und Veredlung selbst zum Zwecke, schreibt sich selbst das Gesetz vor, darin dem andern so behülflich zu seyn, als man kann. Es ist nicht möglich, sich ihr aus Pflicht ganz zu ergeben, ohne die fortschreitende Vervollkommnung des andern ernstlich zu wollen und an der Beförderung derselben kräftig zu arbeiten.

Moralische Freundschaft ist die Frucht eines gesetzten, wohlgeordneten und weisen Charakters, und darum zwar jedem Lebensalter, vorzüglich aber der Reife des männlichen erreichbar. Sie ist es, die wir hier vorzüglich im Auge haben.

---

Achtung und Liebe sind zu jeder Art der Freundschaft erforderlich. Darum ist es nicht möglich, daß unter schlechten Menschen, und unter solchen, deren innere Beschaffenheit oder deren äußere Verhältnisse zu sehr von einander verschieden sind, wahre Freundschaft Statt finde.

Schlechte Menschen, Menschen die eine verwerfliche Gesinnung, einen lasterhaften Charakter und ein unwürdiges Betragen nicht verbergen können — und wer, der damit behaftet ist, könnte es wohl verbergen? — sind eben so wenig im Stande, sich unter einander, als den Guten achtungswehrt zu bleiben. Der Gute kann des Schlechten Freund nicht seyn; sein moral-

sches Gefühl lehnt sich dagegen auf; er findet ihn verächtlich, und das ist schon genug, eine nähere Verbindung unmöglich zu machen, wenn sie auch übrigens noch so viel Einladendes hätte.

Aber auch der Unsittliche selbst ist nie so tief gesunken, daß ihn eine Denkungsart und Sitten, die er an sich selbst duldet, entweder weil er sie übersieht, oder weil sein Egoismus sie zu beschönigen weiß, nicht an andern beleidigen sollten? Es kann seyn, daß er so etwas billigt und begünstigt, wo es seinen Absichten zuträglich ist; aber in seinem Herzen wird er es verabscheuen, und sich selten mit dem vereinigen können, der sich dadurch auszeichnet. Gesetzt auch, er könnte es: so ist doch kein Bestand dabei. Selbstsucht ist der Charakter der sittlichen Unwürde, und ihr Geist, ein Geist des Widerspruchs und der Unterdrückung. Sie geräth mit allem in Streit, und stößt alles von sich. Jeder ist ihr im Wege, und auch der, welcher ihr oft nützt. Wie sollte da Freundschaft wurzeln können, wo der Boden schon für bloße Geselligkeit zu unfruchtbar ist?

Aber bey aller Gleichheit in der moralischen Gesinnung wird doch noch keine Freundschaft entstehen, wo nicht auch in den übrigen Eigenschaften und Richtungen des Geistes und Herzens, in den Grundsätzen, Neigungen, Maximen und Empfindungsweisen Uebereinstimmung sich zeigt. Was blos nach dem Gesetze

der Vernunft an dem Menſchen gebildet wird, iſt viel zu allgemein, als daß dadurch ſchon höhere Zuneigung ſollte begründet werden; ſonſt müßte jeder gute Menſch unſer Freund ſeyn können. Daran fehlt aber viel. Vieles kann uns noch von dem entfernen, der uns in ſittlicher Hinſicht nahe genug ſteht. Die Veredlung gibt dem Leben nur eine beſſere Form; der Stoff liegt in ihm ſelbſt, und auch dieſer muß ſich jeder Vereinigung anfügen.

Vollkommne und durchgängige Uebereinſtimmung in Meynungen und Handlungsweiſen, iſt freylich unmöglich, auch zu Freundſchaftsbündniſſen nicht nur entbehrlich, ſondern müßte in dieſe die unangenehmſte Einförmigkeit bringen, und ſie uns bald ſehr läſtig machen. Wer unſer Freund ſeyn will, darf nur nicht im Weſentlichen anders denken als wir, und keinen verſchrobenen, in der Hauptſache von dem unſrigen verſchiedenen Geſchmack haben. Ihm darf das nicht widrig und ungereimt ſeyn, was wir weiſe und ſchön finden. Er darf gegen das keinen Abſcheu fühlen, was uns mit Liebe feſſelt. Er darf da nicht kalt bleiben, wo wir bewundern; da keine Gleichgültigkeit zeigen, wo wir begeiſtert ſind; da nicht verdroſſen und muthlos werden, wo wir uns vorwärts getrieben fühlen. Wenn er auch nicht unſre Ueberzeugungen ohne Unterſchied billigen kann: ſo muß er doch in Empfindungen und Beſtrebungen mit uns gleichen Schwung zu halten im Stande ſeyn.

Auf diese Uebereinstimmung der Gemüther ist die ästhetische Freundschaft allein gegründet. Sie ist es, welche in ihr die Herzen anzieht und vereinigt. Von der heroischen wurde zwar behauptet, daß sie auch ohne sonderliche Gleichheit des Charakters beginnen könne, da Gleichheit des Zweckes, des Eifers und Muthes, gemeinschaftliche Leiden, Gefahren und Arbeiten den Mangel derselben Anfangs übersehen ließen. Aber es wurde auch erinnert, daß sich bey so verbundenen Geistern, das Uebrige nach und nach gegenseitig versöhnliche, und zu hoher Einigung füge. Und erst da, wo dieß begonnen hat, kann im eigentlichen Sinne von Freundschaft die Rede seyn. Der Gewalt des Enthusiasmus muß sich alles unterwerfen, dann entsteht Freundschaft. Von der moralischen ist es einleuchtend, daß sie nur eine höhere Bestätigung der ästhetischen sey, und daß wir nur den aus voller Seele achten und lieben könnten, der sich nicht zu weit von uns entfernt. Ohne eine solche Uebereinstimmung können Freunde sich das nicht seyn, was sie sich seyn sollen, sich nicht mit Wärme einander hingeben, und nicht mit Interesse für einander leben; ohne sie drängen sich überall Verkennungen und Mißverständnisse ein.

Auch die äußern Verhältnisse dürfen in der Freundschaft nicht zu verschieden seyn. Bey auffallender Ungleichheit der Jahre, des Standes und

des Vermögens, kann weder die feine Delicatesse, die der eigentliche Geist und die Würde der Freundschaft ist, beobachtet, noch die gegenseitige Achtung, ohne welche sie bald zerfällt, erhalten werden, weder die Offenheit und das Zutrauen sich zeigen, in welche sich das reine und herzliche Wohlwollen unwillkührlich ergießt, noch das wechselseitige Geben, Nehmen und Gemeinhaben Statt finden, das diese Verbindung so süß und beseligend macht.

---

Uneigennützigkeit läßt sich von wahrer Freundschaft nicht trennen; und jede Verbindung, welche die Aussicht auf eignen Vortheil geschlossen hat, oder wobey dieser nur in Betrachtung kam, ist jenes erhabenen Nahmens unwerth. Man muß sich selbst vergessen und aus den Augen verlieren, um ganz achten und lieben zu können, um dem Freunde ganz zu leben, und in ihm sich wieder zu finden. Aufopferung und ungetheiltes Dahingeben ist es, wodurch diese Verbindung unaussprechlich genußvoll wird. Der Freund verlangt nichts vom Freunde. Er will nur geben, und darum empfängt er so viel. Er erwartet nichts — höchstens noch im heroischen Bunde Theilnahme an großen Zwecken, am Wohl der Menschheit, an eigner Veredlung, und auch das ist hohe Uneigennützigkeit — als daß er sich nur seiner Achtung und

Liebe nicht unwerth mache; er strebt nach nichts, als immer höher achten, immer herzlicher lieben, immer mehr aufopfern zu können. Sein brennendster Wunsch ist, recht viele Gelegenheiten zu haben, dem Freunde seine Treue zu bewähren; und darum findet er in dem Herzen des Freundes reiche und köstliche Schätze. Er will das alles nicht, um ihn noch mehr zu verpflichten, und sich höhere Ansprüche zu erwerben; nein — er will es, um dem Befehle der Pflicht und einem dringenden Bedürfnisse seines Herzens Gnüge zu leisten; und darum wird ihm der Freund alles; darum besitzt er in ihm mehr, als die Welt ihm geben kann. Er weiß es wohl, der Freund wird ihm beystehen in Bedrängnissen, wird ihn nicht verlassen im Unglück, wird ihn trösten im Leiden, ihn retten in der Gefahr, überall rathen und helfen, und jeden Genuß des Lebens erhöhen und verschönern; aber daran denkt er nicht, wo er sich ihm weiht er denkt nur das alles seinem Freunde zu leisten.

Aus dieser Uneigennützigkeit entspringt die hohe Resignation der Freundschaft. Der Freund hat alles in die Seele des Freundes niedergelegt, da er sich ihm selbst gab. Darum darf er kein Mißtrauen mehr in ihn setzen, kein Geheimniß mehr vor ihm haben, sich nicht vor ihm verschließen oder zurückhalten. Was ihm gehört oder ihn interessirt, darauf hat der Freund ein Recht; und ihm etwas der Art zu ver-

schweigen, ist die empfindlichste Verletzung. Edle Offenheit geziemt dem Freunde gegen den Freund in allen Stücken; nur ein Verdacht könnte sie zurückhalten, mit dem alle Achtung dahin fiele, und der Bund selbst aufgelöst würde. Nichts darf ihm so theuer seyn, das er nicht für ihn übrig hätte. Mit seinem Vermögen ihn zu retten, ist ein Kleines. Mit seiner Ehre sich für ihn verbürgen, sich seiner annehmen, wo er verkannt und geschmäht wird, und wir uns durch seine Vertheidigung gleicher Gefahr und noch einem bittern Spotte dazu aussetzen, einstimmen in sein Lob, wo das unsrige dadurch verdunkelt wird, seine Maximen billigen wenn dadurch auf die unsrigen heftiger Tadel fällt, sich selbst Schuld geben, wo Mißverständnisse entstanden sind, den Fehler bekennen, den er uns, wenn auch mit Strenge, vorwirft, unsre Empfindlichkeit zurückhalten, wo sie dadurch gereizt wird, die Heftigkeit unterdrücken, mit der wir sie wohl erwiedern möchten, mit Schonung Irrungen schlichten, mit Nachsicht Gebrechen und Unvollkommenheiten tragen, langmüthig bleiben, wo öftere Erinnerungen vergeblich waren, Milde beweisen bey tief eingewurzelten Gewohnheiten, Verzeihen und Vergessen bey wiederholten Beleidigungen, treu bewahren, was uns anvertraut ist, wenn der Freund sich auch nachher von unsern Herzen trennte, nie eine andre als eine edle Rache üben — das ist die Großmuth, die der Freund gegen den Freund

an den Tag legen soll. Ausdauern bis in den Tod, wenn glänzendere Verbindungen locken, nicht abzufallen vom Freunde, wenn die fürchterlichsten Uebel drohen, fest zu stehen in der Zeit der Noth, und seine Achtung und Liebe über alle Versuchungen und Anfälle hoch empor zu halten, das setzt dieser heiligen Verbindung die Krone auf.

---

Unzweideutig und unverkennbar leuchtet aus allem bisher Gesagten die Würde der Freundschaft hervor, und offenbart sich in allem als etwas, das nicht nur das höchste irdische Glück umschließt, sondern auch in sich selbst einen unvergleichbaren, absoluten und rein moralischen Werth hat. Auf Würde ist Freundschaft gegründet, sie ist selbst voll Würde, und führt zur erhabensten Würde.

Auf Würde ist Freundschaft gegründet. Die Vernunft, von welcher alle Würde kommt, ist es, die uns zur Freundschaft auffordert, und das Ideal, wornach diese sich bilden soll, nicht bloß entwirft, sondern aus eignem Vermögen entwickelt. Dieses Ideal enthält die verkleinerte Darstellung der ganzen menschlichen Bestimmung, wie sie in der Form der Vernunft ausgedrückt ist. Freundschaft ist Aufgabe der Pflicht, eine ihrer reinsten und edelsten Beziehungen, und die

Stärke unſer Pflichtliebe beſtimmt zuverläßig den Grad unſrer Empfänglichkeit für ſie. Wie kann jemand die erſtere heilig halten, ohne die letztere zu verehren. In ihr realiſirt ſich der gute Wille in einer Vollkommenheit Reinheit und Energie, in welcher er ſich ſonſt nicht realiſiren kann; darum geht alle Würde deſſelben in ſie über.

Damit Freundſchaft möglich werde, muß alles Gemeine erſt aus dem Menſchen weggeſchafft, und ein herrlicher Sieg über den Egoismus erfochten ſeyn. Sie kann in keinem Herzen Platz nehmen, das noch ganz am Eiteln klebt, dem Weltgüter und Weltfreuden, Pracht und Schimmer alles ſind, das die kleinen Beſtrebungen der Habſucht, des Ehrgeizes, der gekränkten Empfindlichkeit und der ſinnlichen Genußliebe verengt haben. Sie kann in keinem Gemüthe wohnen, das ganz mit ſelbſtſüchtigen Gedanken, Empfindungen und Zwecken angefüllt iſt. Sie verlangt Weite und Höhe des Sinnes, Lauterkeit und Freyheit der Seele. Alles Ueberflüßige am Menſchen, was ihn ſo mannichfach verunſtaltet und entweiht, Vorurtheile, die ihn irre leiten, Neigungen, die der Geſelligkeit im Wege ſtehen, müſſen weggeſchafft werden: wenn ſie Raum gewinnen ſoll. Was verdient aber würdevoll genannt zu werden, wenn nicht eine ſolche Stimmung, die jeder echten Freundſchaft zum Grunde liegt? wenn nicht die großen Zwecke des Menſchenwohls, der Wahrheit, Auf-

lärung und Selbstverklärung, in denen beſſere Seelen
uerſt zuſammen treffen, um eine die andre kräftig an
ch zu reißen, und auf ewig mit ſich zu vereinigen.

Freundſchaft iſt nicht bloß auf Würde gegründet; ſie
ſt auch ſelbſt voll Würde. Etwas Höheres kennt
ie Erde nicht, kein herrlicheres, rührenderes und ehr-
ürdigeres Schauſpiel gibt es in der ſichtbaren Welt,
ls dieſes feſte Ineinandergreifen zweier Herzen, dieſer
rhabene Wechſel der Liebe und der Seelen, dieſes in-
ige Verlorenſeyn ineinander, dieſe heilige Aufopferung
n einander, dieſes Zuſammenfließen ſelbſtſtändiger We-
en in Eins. Hier verſchwinden die Nebel des ſinnli-
hen Daſeyns; hier tritt der Gott aus der Hülle her-
or, hier feiert die Menſchheit ihre Verklärung. Die
Stunde, worin Freunde ſich ewige Treue ſchwören, iſt
ie Geburtsſtunde des höhern Lebens in ihrem Innern.
So weit ihre Verbindung reicht, ſind ſie aus dem Zau-
erkreiſe des Irdiſchen herausgetreten, kann dieſes ſie
eder verderben noch anfechten, und alles was ſie be-
ührt, gewinnt eine edlere Bedeutung. Je mehr die
Menſchen im Egoismus verarmen; deſto mehr ſteigt der
Reichthum ihres Werthes in der Liebe. Je kümmerli-
her der Zuſtand deſſen iſt, der allein ſteht; deſto herr-
icher iſt der Adel, und die Seeligkeit deſſen, der ein
leichgeſtimmtes Weſen unzertrennlich umſchlungen hat.
Je mehr wir den verachten, der nur ſich ſelbſt lebt; deſto
ehr bewundern wir den, der ſein Leben dem Fremden

anvertraute. Wie groß ist der Mensch, wenn er einen Bund schließt, der dem Schicksale trotzt, und den keine Zeit vernichten kann!

Und welche Gesinnungen sind es, die sich in der Freundschaft offenbaren, welche Tugenden, zu denen sie auffordert, und Veranlassung gibt! Welch eine Großmuth, die sich selbst mit allem, was sie Geliebtes hat, dahin gibt, die alles und sich selbst verläugnen kann, wenn es die Rechte der Freundschaft verlangen, die sich nie über ihre Opfer beschwert, so viel derer auch gefordert — die nie müde wird im Nachsehen und Vergeben, so oft auch neue Fehler begangen werden, die immer trägt und duldet, so viel sie auch schon getragen und geduldet haben mag. Und wo wird sie geübt, so rein und uneigennützig geübt als in der Freundschaft? Welch eine zärtliche Sorgfalt, die auf alles merke, jedes Bedürfniß ahndet, ehe es ausgesprochen wurde, jedes Widrige entfernt, ehe es drückte! Und wo zeigt sich diese häufiger und vollkommner als in der Freundschaft? wo hat sie mehr Gelegenheit, sich zu bilden und thätig zu erweisen als hier? Wo bewährt sich echte Treue mehr, wo ist sie so ausdauernd, wo besteht sie härtere Proben, und wo belohnt sie sich göttlicher als in der Freundschaft? Wo wird die Unschuld strenger bewacht, wo das Leben gewissenhafter gegen jede Entweihung geschützt, wo sucht man angelegentlicher jeden Schritt zu vermeiden, als wo man die Achtung eines edeln Freun-

des nicht verlieren will? Welches Vergehen wird richtiger erkannt, unparteyischer gewürdigt und ernstlicher bereut, als dasjenige, auf welches der edle Freund uns aufmerksam machte, oder das sich feindselig und störend in unser Verhältniß mischte und dasselbe zu vernichten drohte? Für welchen Zweck wird muthiger gekämpft und unverdrossener gearbeitet, als für den, welchem wir unter der Aufsicht des Freundes, oder in Verbindung mit demselben nachstreben? Freundschaft ist voll Würde; denn sie ist voll heiliger Gesinnungen, weckt die edelsten Tugenden, und macht jede, die wir ohne sie würden geübt haben, schöner und kräftiger.

Endlich führt auch Freundschaft zur erhabensten Würde. Sie führet zu immer höherer Ausbildung unsers ganzen Wesens, zur Entwickelung jeder Geisteskraft, zur Verbesserung jedes Fehlers, zur Befestigung jedes geprüften Grundsatzes und jeder edeln Maxime, zu immer größerer Fertigkeit im Guten, zu immer offnerer Empfänglichkeit für allgemeine achtungsvolle Menschenliebe.

Sie bringt uns unser Bestimmung immer näher, begeistert uns immer mehr für erhabene Zwecke, flößt immer mehr Enthusiasmus für Wahrheit, Tugend und Vollendung ein, und macht alle moralische Bemühungen energischer, weiser und erfolgreicher, und stimmt uns zu den höchsten Erwartungen.

Wenn irgend etwas den moralischen Glauben an eine beßre Welt in uns beleben und versiegeln kann: so ist es der Besitz eines eblen Freundes. Dieser erhöht alle moralischen Kräfte; darum müssen uns auch alle Weisungen und Hoffnungen, die aus diesem hervor gehen, gewisser werden. Er erfüllt uns mit mehr Zuversicht, und läßt uns unsre Selbstständigkeit stärker empfinden; darum dürfen wir in ihm keinen Untergang finden. Er rücket uns weiter hinauf zur Höhe des Lebens; darum sind wir weniger gefährdet von den Stürmen, die unter uns wüthen. Zerstörung und Vergänglichkeit reichen nicht an uns. Er vereinigt uns inniger mit der Geisterwelt, und sichert uns dort ein Bürgerrecht, wenn wir hier auswandern müssen; darum dürfen wir nicht fürchten, einst keine Stelle zu haben. Er gibt uns mehr Gehalt, der des ewigen Lebens werth ist; darum darf uns die Auflösung des Körpers nicht schrecklich seyn. Er vermehrt die Bedürfnisse dadurch, daß sie auf Befriedigung warten, und die Verheißung dieser Befriedigung in sich tragen, auf das Land der Vollendung hindeuten. Er öffnet der Pflicht und sittlichen Bildung eine neue Bahn, deren Ziel in der Ewigkeit liegt, und bringt uns in neue Verhältnisse, von denen wir lebendig fühlen, daß wir uns nie ganz von ihnen trennen können. Die Verbindung, in die wir mit ihm getreten sind, kann nicht bloß für diese Erde seyn; der hohe Zweck, dem wir uns gemeinschaft-

lich geweiht haben, hebt uns hoch über sie empor, und wird mit unsrer Liebe Unterpfand und Vorgefühl eines vollkommnern Zustandes nach dem Tode.

Wem es gelang einen Freund im vollen Sinne des Wortes zu finden, der kann daran nicht zweifeln, daß er ihn ewig behalten wird, denn dafür hat er mit ihm den Bund geschlossen, dafür nur konnte er ihn schließen. In den Stunden der schmerzlichen Trennung, wo er traurig an seinem Sterbebette steht: ist sein Glaube am stärksten, die Ueberzeugung am entschiedensten: du gehst nicht für immer dahin. In der Erinnerung erscheint ihm der Entschlafene als verklärter Geist, und über seinem Grabe her dämmert ihm das Morgenlicht des neuen Lebens herauf.

Heilige Freundschaft, wie veredelst, verherrlichst und erhebst du den Menschen! Unaussprechlich ist deine Würde. Du führst ihn in die Gemeinschaft der Geisterwelt, gibst seinem Daseyn die höchste Bedeutung, bringst sein ganzes Wesen zur Reife, ihn seiner Bestimmung immer näher und sicherst ihm die herrlichsten Hoffnungen zu. Wie sehr verdienst du von uns geehrt zu werden. Dir sey denn auch unser Leben geweiht, und in reiner Achtung und Liebe sollen sich unsre verwandten Herzen immer fester vereinigen. Von dir geleitet können wir nie ganz sinken nie ganz ohne Wehrt und Freude seyn.

# Zwölfte Rede.

## Seltenheit der wahren Freundschaft.

Von je her, m. g. Z. war alles Edle selten, und es ist, als wenn es die Natur dadurch vor Entweihung habe schützen wollen. Unsre Sprache hat dies anerkannt, da sie das Schlechte und Gewöhnliche mit demselben Namen, dem Namen des Gemeinen bezeichnete, und damit andeutete, daß es im Wesen des Bessern liege, zugleich ein Ausgezeichnetes zu seyn, welches nur von wenigen gekannt, von noch wenigern geschätzt, und den allerwenigsten zu Theil wird. Der Grund davon ist leicht einzusehen. Das in sich Vortrefliche ist keine Gabe des Glückes, wird weder angeboren, noch durch Umstände angebildet. Der Mensch muß sich selbst dazu bilden, die Anlagen dazu, die freilich in ihm liegen, entwickeln; sich dem Schlechten, wovon er umfangen, und dem er gleichsam eingeboren ist, ent-

reißen, und ſich ſo nach und nach in hohem Muthe, unverdroſſenem Fleiße und nie ſinkender Anſtrengung zu ihm erheben. Das iſt aber ein mühſamer Weg, den viele verfehlen, und viele gar nicht einſchlagen mögen. Es iſt ungleich leichter, ſich ſelbſt zu verſäumen, ſich dem Drange der Umſtände zu überlaſſen, und zu ſeyn und werden, was man ohne Selbſtpflege ſeyn und werden kann. Ungerne biethet der Menſch ſeine Kräfte auf, wo nicht ein ſinnliches Bedürfniß Befriedigung fordert, ein glänzender Vortheil lockt, und der Weg der Arbeit auch der Weg der Ehre iſt. Ungerne dauert er aus, wo ihm die Beſchwerden nicht durch Einſchmeichelungen und Genüſſe verſüßt werden. Deßwegen iſt Unwürde viel häufiger als Würde, dumpfer Aberglaube und ſinnloſe Geiſtes-Verwirrung viel häufiger als richtige Erkenntniß und ein heller Verſtand; ſchimpfliche Trägheit viel häufiger als edle Ermannung; froſtiger Egoismus viel häufiger als warme Liebe und herzliches Wohlwollen.

Vorzüglich gilt dies auch von der echten Freundſchaft. Eben darum weil ſie ſo köſtlich iſt, in ſich ſelbſt ſo viel Würde hat, und dem Leben ſo viel Ruhe, Wehrt und Genuß gibt, iſt ſie eine ſehr ungewöhnliche Erſcheinung. Weil ſie einen ſo hohen Sinn, eine ſo reine Liebe und eine ſo ſorgfältige Kultur des höhern Menſchen erfordert, ſo findet man wohl überall höfliche und unterhaltende Geſelligkeit, wehrte Bekannt-

schaften, sinnliches Wohlwollen, auf gemeinschaftliche Ergötzlichkeiten und die Beförderung des gegenseitigen Interesse berechnete Bündnisse, aber selten jene heilige, auf hohes Einverständniß und innige Verwandschaft der Seelen gegründete, und darum unauflösbare, über allen zeitlichen Wechsel erhabene Verbrüderungen, in denen voll reinen Enthusiasmus, voll lauterer Liebe zu Wahrheit und Tugend, der Geist sich dem Geiste, das Herz sich dem Herzen weiht.

Wenn wir denn doch die Wichtigkeit einer solchen Vereinigung für die Zufriedenheit und Veredlung unsers Lebens nicht verkennen, wenn wir nicht zweifeln können, daß Freundschaft das Edelste ist, worin wir unsre Sittlichkeit zu verherrlichen vermögen: so darf uns die allgemeine Einsicht, daß ihre Schwierigkeit der Grund ihrer Seltenheit sey, nicht genügen. Wir müssen noch weiter darüber nachdenken, und diese Schwierigkeit in ihren einzelnen Momenten suchen kennen zu lernen. Warum ist echte Freundschaft so selten, und welche Hindernisse stehen ihr besonders in unserm Zeitalter im Wege? Das sey die Frage, die wir uns jetzt zur Beantwortung vorlegen.

---

Freundschaft setzt zuvörderst einen gewissen Grad geistiger Kultur voraus, wenn sie

entſtehen, und noch mehr, wenn ſie von Dauer ſeyn ſoll. Rohe Menſchen, die von nichts wiſſen, als wie ſie ihren Geſchäften nachgehen, und ihre Bedürfniſſe befriedigen wollen, deren Herz nie höher aufwallt, wenn es nicht von Leidenſchaften glüht, haben weder Sinn noch Empfänglichkeit für ſie. In ſich ſelbſt verloren, und nur mit den niedrigſten Angelegenheiten des Lebens befaßt, iſt ihnen alles gleichgültig, was andre angeht. Nichts zieht ſie zu ihnen hin, nichts lehrt ſie es für ein Glück, geſchweige denn für etwas Würdiges, halten, mit einem gleichgeſtimmten Weſen feſt verbunden zu ſeyn. Sie können nichts ſchwerer begreifen, als daß einer dem andern ſo viel gewähren kann, da ſie nur ſich ſelbſt etwas gewähren, und von andern nichts brauchen können, außer ſolchen Dienſtleiſtungen, die auch mit Gelde zu erkaufen ſtehen. Die Empfindungen des Wohlwollens, das Bedürfniß der Theilnahme und Mittheilung waren entweder nie in ihnen rege, oder ſind von gröbern Begierden unterdrückt. Sie ſind entblößt von allen Schätzen des Geiſtes und des Herzens, wodurch der Freund dem Freunde ſo viel wird, und wodurch der Umgang mit dem Freunde uns ſo manchen köſtlichen Genuß gibt. Sie wiſſen nicht, welche Kraft in dem tröſtenden Worte des Freundes liegt, uns in unglücklichen Lagen aufzurichten, welch ein Reichthum von Rath und Auskunft

bey ihm zu finden ist. Sie schätzen es nicht, daß die Verbindung mit ihm so viel zur Vervollkommnung aller Kräfte, und zur sittlichen Veredlung beyträgt, durch den verstärkten Glauben an die unsichtbare Welt und ein ewiges Leben der Seele einen so hohen Aufschwung gibt. Sind etwa zufälliger Weise, bey einer gänzlichen Vernachläßigung aller übrigen Eigenschaften, die geselligen Neigungen von Natur lebhafter: so wird man zwar das Bedürfniß, sich näher anzuschließen, empfinden; aber nie in dem Grade, daß daraus die innige und herzliche Vereinigung entstehen kann, die den Nahmen der Freundschaft verdient. Man wird sich doch bey öfterm Zusammenseyn durch einander gedrückt und peinlich beschränkt fühlen, und da man nichts an einander wehrt zu halten findet, da nichts den nähern Umgang interessant mache, sich auf die Dauer unvermeidlich, langweilig und lästig werden.

Es soll indeß mit der Kultur, welche die Freundschaft voraussetzt, gar nicht jene höhere Bildung gemeynt seyn, die nur wenigen Menschen zu Theil wird, weil dazu schon in einer glücklichen ausgezeichneten Erziehung der Grund gelegt, und sie durch eigne sorgfältige Geistespflege immerfort genährt werden muß. Dieses trägt freylich, weil sie die Berührungspuncte des Geistes und Herzens vervielfältigt, die sympathetischen Gefühle verfeinert und verstärkt, in einer reizbaren Empfindlichkeit, einem größern Maße

nützlichen und angenehmen Kenntnissen, einem
n Geschmacke und in mehr Fülle des Gemüthes,
freundschaftlichen Umgange reichern Stoff dar-
et, dazu bey, diesen unterhaltender zu machen.
oft spannt sie auch zu hoch, verleitet zu For-
ngen, die nur selten befriedigt werden können,
andern durch ein gar zu großes Uebergewicht
fend, verscheucht die gutherzige Aengstlichkeit, und
rbt sich selten großes Zutrauen. Es hat überdem
nschen gegeben, die, von dem allem entblößt, ein-
r mit unerschütterlicher Treue anhingen, ohne
nder nicht leben konnten, und alles für einander
g hatten; Menschen ohne Witz, ohne glänzenden
tand, ohne ein gebildetes Schönheitsgefühl, ohne
gebreitete Kenntnisse und feine Sitten, aber voll
r Biederkeit, voll Edelsinn und Festigkeit in Ge-
en, und voll Entschlossenheit, wenn es nöthig war,
einander die größten Schmerzen zu erdulden, Ehre,
h und Leben aufzuopfern. Die Hauptsache ist,
sinnliche Bedürfnisse und Begierden nur nicht
verschlungen und sich unterworfen, daß die na-
chen Anlagen zur Sympathie sich entwickelt ha-
daß Kopf und Herz im schönen Einklange stehen,
Empfänglichkeit für das Wahre und Gute vor-
en sey — mit Einem Worte: Gesundheit
Gemüthes. Vereinigen sich damit deutliche
reife Kenntnisse, die allgemein ehren und nützen,

und die schönste Zierde und edelste Nahrung des Verstandes und des Gefühles sind, nebst einem reinen Geschmacke: so ist Freundschaftssinn in hohem Grade da, und die Bündnisse, die hier mit Weisheit und Wärme geschlossen werden, lassen sich nicht so leicht trennen.

Aber wie selten ist diese Kultur zu finden! Während der größte Theil in grober Unwissenheit, dumpfer Gefühllosigkeit und gänzlicher Geistesverwahrlosung schläft, allein von schimpflichen Vorurtheilen, schändlichen Aberglauben und rohen Begierden beherrscht, nur für körperliche Genüsse und geschmacklose Vergnügungen Sinn hat; unterscheiden sich diejenigen, die es weiter glauben gebracht zu haben, oft durch nichts als einen glänzenden Firnis, durch Worte ohne Gehalt, Witz ohne Gefühl, Begriffe ohne Zusammenhang, gebildeten Egoismus, geschärfte Sinnlichkeit, Disharmonie des Kopfes und des Herzens, wobei die Freundschaft oft noch übler berathen ist, als bei gänzlicher Unkultur. Und selbst bey denen mit welchen es hierin besser steht, die einer glücklichern Reife sich freuen, dient diese weit öfter dazu, sie zu isoliren, als sie mit andern in herzliche Befreundung zu bringen. Darf man sich da wundern, daß Freundschaft selten ist?

Ein zweytes sehr mächtiges Hinderniß der Freundschaft ist die Selbstsucht, sie mag sich als Eigennutz oder als Stolz äußern.

Der Eigennützige ist von den Zwecken und Bestrebungen, die sich auf seinen Vortheil beziehen, zu voll, als daß er sich um andre weiter bekümmern sollte, als wo er darauf denkt, sie für diesen Vortheil in Bewegung zu setzen. Ein Interesse, das der Mensch als Mensch für ihn hätte, ist ihm gänzlich unbekannt. Er wird vielleicht Verbindungen genug schließen, die sein Ansehen erhöhn, seinen Nahmen glänzend machen, seine Geschäfte erweitern und begünstigen und Geld einbringen, aber keine einzige, für die das Herz spricht, zu der eine höhere Stimmung begeistern muß, deren Zweck ihre Würde ist. Mag ein andrer durch Grundsätze und Neigungen noch so nahe mit ihm verwandt seyn; dieß wird ihn eher zurückscheuchen als anziehen, weil er von ihm die meisten Beeinträchtigungen zu fürchten hat. Mögen andre durch ihre Liebes- und Achtungswürdigkeit noch so allgemein bewundert, und ein näheres Verhältniß zu ihnen von noch so vielen gewünscht werden: er wird die Gelegenheit, die sich ihm dazu anbiethet, doch unbenutzt lassen, weil sein Kopf zu dunkel und sein Herz zu enge ist, um das zu schätzen, weil er nicht weiß, wozu er sie brauchen könnte. Alles ist ihm verhaßt, wobey der Nahme Aufopferung nur genannt wird, alles ihm gleichgültig

was nicht mehr einbringt, als daran
den muß.

Ohne Liebe, reine, uneigennützige Lie
schaft ein leeres Wort, diese ist aber n
Pflicht entscheidet; und wohlwollende
Oberhand haben. Wer möchte Liebe
suchen, wer nur hoffen, verstanden —
verstanden wird, nicht verspottet zu we
von ihr redet! Man muß sich hingeben
in andern vergessen und verlieren könn
Freund zu gewinnen. Dem aber widers
Wesen des Egoisten.

Der Kern echter Freundschaft ist v
dingtes Zutrauen. Man muß nic
der fürchten oder besorgen, seine Gehei
Freunde so sicher wissen, als in seinem
mit nichts zurückhalten und nichts verh
sen: sonst ist es mit ihr nicht viel m
Blendwerk. Der geringste Umstand k
auflösen, daß so los geknüpft ist. M
nur halb, und ein solches Geben hat n
Die Freundschaft wird erst da süß bis
wo ihr Glaube an Schwärmerey grä
aber bey selbstsüchtigen Menschen mö
sie sich je ganz geben? Haben sie nicht
ge, die der Verheimlichung bedürfen
nicht selbst von der bewährtesten Treue

gen? Je ängstlicher sie um ihren Vortheil besorgt sind, desto mehr Ursache haben die zu zweifeln, desto bedenklicher scheint ihnen eine übereilte und gutmüthige Offenheit. Sie trauen andern dieselbe Denkungsart zu, und können gar nicht begreifen, daß ein Mensch existire, dem nicht sein Vortheil über alles gehe. Sie wissen, was sie sich erlauben, und versehen sich zu andern keines Bessern. Ihr ganzes Leben war ein anhaltendes und unermüdetes Jagen nach demselben. Sie haben Erfahrungen genug machen können, und gewiß auch gemacht, wie leicht man auch von der scheinbarsten Redlichkeit hintergangen und betrogen wird. Darum ist ihre Seele voll von finstern Argwohn; darum sind sie geneigt, alles von der schlimmsten Seite anzusehen; darum steht ihr Ohr jeder Verläumdung und ihr Herz jedem Verdachte offen; darum ist der entfernteste Schein hinreichend, wenn sie ja eine genauere Verbindung eingehen, diese wieder zu zerstören. Wenn ihre gereizte Empfindlichkeit auch nicht bis zur ausdrücklichen Lossagung ausbricht: so ist doch kein Mensch im Stande, es in ihrer peinigenden Nähe lange auszuhalten.

Dies ist noch nicht alles. Dem Eigennützigen ist nichts heilig als sein Geld und seine Ehre. Hat er ja einen Freund gefunden: so wird ihm dieser nur so lange etwas gelten, als er jene durch ihn gefördert — er wird ihn verrathen, wenn er sie durch ihn selbst

ohne deſſen Schuld, beeinträchtigt ſieht. Seiner trüben Seele iſt keine That zu ſchwarz; ſein eingeſchrumpftes Gewiſſen macht ſich keine Bedenklichkeiten, wo etwas zu gewinnen iſt. Er wird den Freund verſäumen, und ſeinen Geſchäften nachgehen; er wird ihn nicht mehr hören, wenn er ihn an die Grundſätze der Gerechtigkeit und der Menſchenliebe erinnert; er wird ihn verſtoßen, wo er ihm im Wege ſteht; er wird ſeine Geheimniſſe mißbrauchen, wo er damit etwas erwuchern kann; er wird ihn verläugnen, und ſeine Ehre Preis geben, wird einſtimmen in die Lügen ſeiner Verläumder, wenn er durch dieſe an Anſehen zu gewinnen hofft.

Der Eigennuß muß aufhören, jene unumſchränkte Herrſchaft über die Gemüther der Menſchen auszuüben; er muß aufhören, die ſchönſten Gefühle zu verwüſten und die Herzen zu verunreinigen, wenn Freundſchaftsſinn allgemeiner werden ſoll.

Nicht weniger gefährlich iſt die Selbſtſucht, wo ſie ſich als Stolz äußert. Der Stolze iſt ſich ſelbſt genug. Er bedarf keines andern. Bey ihm iſt allein Weisheit und Größe und Befriedigung aller Bedürfniſſe. Er darf nur aus eigner Fülle nehmen, um an allem genug, um mehr als genug zu haben. Welche Erniedrigung wäre es für ihn, andre ſeiner Aufmerkſamkeit werth zu finden! Wie würde er ſich entehren, wenn er ſich zu denen, die ſo tief unter ihm

ſtehen, herablaſſen, wenn er ſich um ihre Gunſt bewerben wollte! Es iſt bey ihm Grundſatz, ſich mit keinem gemein zu machen, noch vielweniger aber jemand zuvorzukommen, und ſich mit ihm freywillig in das Verhältniß der Gleichheit zu ſtellen, ohne welches doch keine Freundſchaft möglich iſt. Er mag ſich wohl zuweilen irgend Einem nähern, wenn das innere Gefühl, daß er der andern nie ganz entbehren könne, zu laut und dringend wird; aber er wird es nicht thun ohne die Miene der Gnade, ohne den Schein, als geſchehe es, den andern zu ehren und zu heben. Er theilt Freundſchaften aus, die mit nichts zu bezahlen ſind, und würde ſie zurückhalten, wenn ſie durch etwas aufgewogen werden könnten. Wer wird aber um ſolche Gunſtbezeugungen verlegen ſeyn! wer die Prätenſionen erfüllen, und das Betragen dulden wollen, das damit verbunden iſt? Wer anders als der Elende, der ſeine Menſchenwürde verläugnet hat, und es deswegen nicht unerträglich findet, ſie verhöhnen zu laſſen, der entehrte Sclave, deſſen feige Seele ſich nicht bis zu dem Begriffe einer Verbrüderung der Herzen erheben kann!

Könnte der Stolze ſich je entſchließen, ſich um einen wahren Freund zu bemühen, um ihm volle Freundesrechte wiederfahren zu laſſen, und Freundeswürde in ihm anzuerkennen: wo wollte er dieſen finden? Wo wird einer den Forderungen entſprechen, die er an

einem Freund thut, und wer wird das leisten wollen, was er verlangt? Sein Freund soll nicht seyn, wie er selbst wirklich ist, sondern wie er sich einbildet zu seyn. Diese Einbildung überschreitet eher alle Grinzen des unter Menschen möglichen Werthes, und grinzt an ein Ideal, das noch nie realisirt wurde. Er soll ihm nicht bloß die Dienste vergelten, die er ihm leistet; er soll noch unendlich mehr thun, als er selbst, weil er ihm an Geist und Herz, und in jeder Hinsicht weniger gibt. Er soll ihm auch die Ehre bezahlen, die ihm in seiner Freundschaft wiederfährt. Er soll unermüdet seyn in Gefälligkeiten und Aufopferungen, wenn er auch nichts dafür wieder erhielte. Wie weit ist eine solche Stimmung von einer Freundschaft entfernt, zu deren Wesen es gehört, daß jeder keinen andern Zweck habe, als sich selbst zu vergessen, zu lieben und aufzuopfern, und die um so süßer ist, je mehr man aufopfern kann.

Nur derjenige, den wir achten, kann unser Freund seyn, so lange diese Achtung fortdauert. So bald sie aufhört, ist auch die Freundschaft aufgelöst; und wenn auch kein förmlicher Bruch erfolgt: so bleibt doch nichts übrig als ein ceremonieller Schein, ein kaltes herzloses Wesen, wobey man sich so viel als möglich zu meiden sucht, noch wohl zuweilen mit einander umgeht, aber sich doch im Herzen zuwider ist. Wie lange wird also der Stolze einen Freund

behalten? Wie lange wird er es sich selbst verbergen können, daß er den andern geringschätze, da er in der That niemand achtet? Wie lange wird er im Stande seyn, seinen Uebermuth an sich zu halten, seine Anmaßung zu unterdrücken, seinen Eigendünkel vor demüthigenden Ausbrüchen zu bewahren, dem Freunde sein Uebergewicht nicht fühlen zu lassen, seinen Ton zu mäßigen, und in den Gränzen des Wohlwollens und der Bescheidenheit zu bleiben? Hat der Freund Vorzüge, die die seinigen verdunkeln; wagt er es, ihn über etwas zurecht zu weisen, seinen eingebildeten Wehrt in Zweifel zu ziehen, ihn auf Fehler aufmerksam zu machen, oder auch nur eine andre Meynung zu haben: so ist damit ein Same der Entzweyung ausgestreut, der bald so tiefe Wurzeln schlägt, daß alle Bemühungen sie auszurotten vergebens sind.

Wer trägt überdem die schwüle, drückende Nähe des Stolzen, der immer belehren, zurechtweisen und über alle Möglichkeit zu irren erhaben seyn will? Wer trägt es, von einem Menschen, für den er alles übrig hatte, dem er alles aufopferte, zurückgesetzt, verhöhnt, mit dem kalten Blicke des Nichtkennens, oder gar der Verachtung weggescheucht zu werden, wo glänzendere Verbindungen ihn fesseln? Wer trägt es, den Nahmen Freund gegen den auszusprechen, der sich in irgend einer Lage des Lebens seiner schämen kann?

Nein, keine Freundschaft besteht neben egoistischem Stolze. Wer nicht fähig ist, in andern Menschenwürde zu achten, und ihre Vorzüge, auch da, wo sie die seinigen übertreffen, unpartheyisch in ihrem ganzen Umfange zu schätzen, wer den Muth nicht besitzt, sich seines Freundes überall anzunehmen, und ihn sich selbst gleich zu setzen, der ist eben so unfähig, als unwerth, einen solchen zu haben. Der Eigendünkel darf nicht einmal in jener rohern Gestalt auftreten, er darf sich nur in eine unschuldige Eitelkeit verschleyern, und in dem übertriebenen Gefühle einer achtungswerthen Eigenschaft offenbaren, um der Freundschaft unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen.

---

Eine dritte Ursache der Seltenheit wahrer Freundschaft ist der allgemeine Mangel an Festigkeit und Gleichmüthigkeit des Charakters. Oder findet man etwa die Menschen wohl häufig, die immer nach reifer Ueberlegung, nach entscheidenden Momenten, nach richtigen Gründen, und überhaupt so wählen, daß sie nie Ursache haben, von der einmal getroffenen Wahl wieder abzugehen, und dann auch mit unerschütterlicher Standhaftigkeit dabey bleiben, sich durch nichts davon abbringen, durch keinen Wechsel der Neigungen, durch keine neuen Gegenstände des Wohlgefallens, darin wankend machen lassen die

nicht eher jemand ihren Freund nennen, bis sie sein Herz durchschaut, sich seiner Denkungsart versichert, und ihn in jeder Rücksicht bewährt gefunden haben, und sich dabey nicht vom äußern Scheine, von Glanz und Ehre, von Vortheil und Annehmlichkeit der Sitten und des Umganges, nicht von flüchtigen Reizen und einem einnehmenden Wesen, welches so oft nur die schöne Verhüllung eines schlechten und verrätherischen Herzens ist; sondern allein von innerm Gehalte, von Gleichförmigkeit des Sinnes, edler Bildung, hoher Tugend und erprobtem Freundschaftssinne leiten lassen, und darum dem Freunde, dem sie sich einmal hingegeben haben, fest anhangen? Sind die Menschen häufig, die ihre Affecten so in Ordnung und in ihre Gewalt gebracht haben, daß sie eine ernste Rüge mit Ruhe anhören können, daß der Tadel des Freundes sie nicht gleich entrüstet, eine kleine Vernachläßigung nicht gleich ihre Empfindlichkeit aufregt, eine kleine Beleidigung sie nicht gleich erbittert, eine fehlgeschlagene Erwartung nicht gleich finstern Unmuth in ihnen erzeugt, ein heftiges Wort nicht gleich die Flamme des Zornes in ihnen aufjagt, ein Mißverständniß sie nicht gleich unversöhnlich macht? die im Stande sind, alles mit Weisheit im Zusammenhange, nach seinen wahren Gründen, und nach dem Grade der Schuld und Vorsätzlichkeit zu beurtheilen, und auch das besonnene Verstehen zu tragen,

so lange dabey keine Verkehrtheit des Herzens, und keine veränderten Gesinnungen sichtbar werden?

Wie schlecht aber bey einem solchen Mangel an Festigkeit und Gleichmuth das Interesse der Freundschaft besorgt sey, ist nicht schwer einzusehen. Wie kann derjenige eines Menschen Freund seyn, den sein Wankelmuth stäts von Einem zum Andern treibt, der nie etwas hat, von dem er gewiß ist, daß er dabey bleiben, daß ihm nicht schon der nächste Augenblick dasselbe verleiden werde, der entweder nie nach vernünftigen Gründen wählt, oder ihnen doch nie so viel Gewicht zu verschaffen weiß, daß sie sich gegen jeden Wechsel der Laune, gegen jeden Reiz der Neuheit und des äußern Glanzes, gegen jede Einladung der Sinne und gegen jede Anwandlung von Gleichgültigkeit und Ueberdruß behaupten können? Wer wird sich dem Wankelmüthigen anvertrauen, wer ein neues Bündniß mit dem schließen wollen, von dem es bekannt ist, wie schändlich er seine ältern Freunde versäumt habe, wie bald sie ihm bey allem innern Werthe, und bei aller Treue leid geworden sind, und andern mehr schimmernden Verbindungen weichen mußten? Wer wird die wärmsten Ergießungen seines Herzens für etwas mehr als für Aufwallungen eines exaltirten Zustandes, die bald verrauchen werden, wenn nicht gar für leere Affectation halten? Nein, wer unser Freund seyn will, muß fest stehen

— nichts darf ihn zum Wanken bringen, wir müssen bis in den Tod auf ihn vertrauen können. Gewiß ist wahre Freundschaft so selten, weil sie fast immer in der Geburt erstickt, weil das nähere Anschließen, aus dem sie sich entwickeln muß, eher durch Veränderlichkeit und Ueberdruß unterbrochen wurde, als es sich bis zur wirklichen Freundschaft erheben konnte.

Gleichmuth muß bey der Freundschaft seyn, da es in ihr so viele Veranlassungen zum Verdachte, zur Eifersucht, zur Kränkung, zur Heftigkeit und zum Unwillen gibt. Wo man sich so genau kennt, und so oft zusammen lebt; da macht man auch manche verdrießliche Entdeckungen, lernt sich von manchen Seiten kennen, die eben nicht die einnehmendsten sind — denn wo lebt wohl der ganz vollkommne Mensch? — da erlaubt man sich, in der Vertraulichkeit, wohl manches Wort, was leicht übel aufgenommen und zum Argen gedeutet werden kann, da unternimmt man wohl manche Handlung, in der vollen Zuversicht, daß der Freund, der so tief in unser Inneres sieht, uns dabey verstehen, wenigstens nicht verkennen werde, die sich ihm doch in einem zweydeutigen Lichte darstellt, und ihn ganz an uns irre werden läßt. Was muß daraus entstehen, wenn er gleich entrüstet, und unfähig zur Untersuchung, fern von aller Schonung, richtet ehe er uns gehört hat, sich seinem Unwillen überläßt ohne auf unsre Rechtfertigung zu achten, und wir, gleich reizbar und heftig, es ver-

ſchmähen ihm die nöthige Auskunft zu geben? Wie oft gewinnen kleine freundſchaftliche Streitigkeiten, wenn etwa eine geliebte Ueberzeugung zu verfechten iſt, eine höhere Wärme, die bey lebhaften und ungemäßigten Gemüthern in Zank und Hader ausſchlägt, und ſich in trauriges Zerfallen endigt? Feurige Temperamente ſcheinen in dieſer Hinſicht nicht ſonderlich zur Freundſchaft geeignet zu ſeyn, aber der königliche Wille kann auch den lebhafteſten Affect endlich unter ſeine Gewalt bringen. Von Natur iſt in dieſer Rückſicht kein Menſch zur Freundſchaft geeignet, der nicht gelernt hat ſich ſelbſt bezwingen, denn mit dem Phlegma, das nie warm wird, iſt es noch trauriger beſtellt; es iſt an ſich ſelbſt abſolute Unfähigkeit zur Freundſchaft. Weil weiſe Selbſtbeherrſchung ſo ſchwer und ſelten iſt, darf es uns nicht befremden, wenn ſo wenige dauerhafte Freundſchaften auf Erden gefunden werden.

---

Ein vierter, vorzüglich in unſerm Zeitalter wirkſamer Grund von der Seltenheit wahrer Freundſchaft iſt der Mangel edler Einfalt im Charakter, in den Bedürfniſſen, in der Lebensweiſe und in den Sitten.

Nur Charaktere, in denen nichts Erkünſteltes, nichts Verſtecktes, nichts übel Geordnetes, nichts widernatürlich Zuſammengeſetztes iſt, in denen ſich Unſchuld

und Würde vereinigen, alle Empfindungen, Neigungen und Beſtrebungen in fröhlicher Harmonie ſtehen, und in jeder Aeußerung den ganzen Sinn des Menſchen errathen laſſen, ſein ganzes Innere kund geben, können die ungeheuchelte Wärme, die reine köſtliche Liebe und den unentweihten Enthuſiasmus nähren, der zur Freundſchaft gehört, können die Gefühle friſch, heiter und lebhaft erhalten, ohne welche keine Freundſchaft möglich iſt, können ſich ganz hingeben, und ohne Rückhalt, Argwohn und Peinlichkeit angenommen werden. Wer kann es aber läugnen, daß ein kultivirtes Zeitalter ein Zeitalter des Luxus, der Mode, der Uebertreibung und des feinſten Raffinements dem Charakter manches anbilde, was dem widerſtreitet, Beſtandtheile zuſammen füge, die ſchlecht zu einander ſtimmen, Neigungen erwecke, die ſeine Klarheit trüben, und in ihn Winkelzüge hinein bringe, die es uns unmöglich machen, ſeiner je ganz gewiß zu werden. Wie ſchwer hält es unter unzuverläſſigen, ſchwankenden, verbildeten, oft zur ſcheuslichſten Unnatur verzerrten Menſchen ein reines Herz zu finden, das der Freundſchaft ganz empfänglich ſey! Wie leicht theilt ſich auch den beſſern etwas mit, das ihren Freundſchaftsſinn beeinträchtigt! Wir müſſen kunſtloſer denken und empfinden lernen, einfacher, edler, harmoniſcher geſtimmt werden, wenn das ſtille Glück und die heilige Würde der Freundſchaft bey uns Eingang finden ſoll.

Aber auch unſre Bedürfniſſe müſſen einfacher werden. Wo man ſo vieles braucht — nicht um froh zu ſeyn, ſondern um ſich einzubilden, daß man froh ſey, da nehmen die Arbeiten, die das herbeiſchaffen ſollen, und drückende Sorgen, wenn es damit nicht fort will, die Zeit weg, die von beranſchenden Genüſſen übrig bleibt, und das Herz behält nichts. Wo Glanz und Schimmer da ſeyn muß, um vergnügt zu leben, da verlieren ſich bald die ſanften Regungen, die zur Freundſchaft führen und der Sinn für die ſtillen Freuden, die ſie gewährt. Wo alles nur darauf ausgeht eine Rolle zu ſpielen, und ſich bedeutend zu machen, da gewinnen tauſend Kleinigkeiten hohen Wehrt, und der Menſch wird dem Menſchen gleichgültig. Wo immerwährende Zerſtreuungen nöthig ſind, um den Geiſt zu unterhalten, da kehrt dieſer ſelten oder nie bey ſich ſelbſt ein, um ſich durch weiſe Selbſtkultur die Fähigkeit zur höhern Geſelligkeit zu erwerben, da kommt es mit ihm nie zu der Ruhe und Einigkeit, in der die Sehnſucht, ein gleichgeſtimmtes Weſen zu finden und ſich mit dieſem feſt und innig zu vereinigen erwacht. In Zeiten, wo die Bedürfniſſe ſich mit jedem Tage vermehren, müſſen die Menſchen einander immer fremder werden. Jeder ſteht da dem andern im Wege; was der eine beſitzt, betrachtet der andre, als ob es ihm entriſſen ſey. Der Wetteifer es einander zuvor zu thun führt zum Neide, und mit dieſem zu unzählbaren heim-

lichen und öffentlichen Befehdungen; nie kann auf einem solchen Boden Freundschaft wurzeln!

Freundschaft setzt einen heitern Sinn und ein schuldloses Herz voraus. Der erste ist aber nie da, wo das Jagen und Rennen nach immer neuen Zwecken nie aufhört, und diese Zwecke so oft verfehlt werden, wo man nie alles hat, was man für unentbehrlich zu seiner Glückseligkeit hält, und wo man in jedem Augenblicke so viel verlieren kann, ohne welches zu leben man nicht glaubt im Stande zu seyn. Wie soll Freundschaft entstehen, unter jenen unruhigen, mühseligen, sklavischen und jammervollen Menschen, deren Herz nie von Sorgen frey, und fast immer enge von ihnen zusammengepreßt ist? An Verschuldungen, die uns mit bittern Vorwürfen überhäufen, und uns die Nähe jedes Zeugen, besonders aber des redlichen Freundes zuwider machen, kann es auch nicht fehlen, wo immer nach hohen Dingen getrachtet wird, und die Begierde weder Maß noch Gränze kennt.

Bey so mannigfaltigen und künstlichen Bedürfnissen geht denn auch bald jene edle Einfalt der Lebensweise verloren, die bey uns bleibende, unvertilgbare Natur seyn muß, wenn wir dem Freunde mit Offenheit und Vertrauen entgegenkommen wollen, wenn unser Verhältniß zu ihm herzlich und innig werden soll. Wo die Menschen so viel haben, nach dem ihnen gelüstet, da muß bald etwas mühsam erhascht, bald er

lig ersagt, bald wegwerfend erschmeichelt, bald treulos erschlichen werden. Es gibt immer Dinge, in Anstzung welcher man auch den, der es am besten mit uns meynt, und dem wir am meisten ergeben sind, als unsern Gegner, oder doch als unsern Nebenbuhler betrachten müssen. Wenn wir es denn auch nicht an der gehörigen Aufrichtigkeit und Geradheit fehlen lassen; wenn wir ihn auch nicht berücken, überwortheilen und ihm Fallen stellen, so wird doch oft der Verdacht entstehen, als ob er sich so etwas gegen uns erlaubt habe, und der Schein davon schwerlich vermieden werden können. Verschwunden ist aber da alle Möglichkeit echter Freundschaft, wo man sich falsch, versteckt und treulos behandelt, oder nur fürchten muß, so behandelt zu werden; wo keiner weiß, was er an dem andern hat, wie er seine Worte verstehen, seine Mienen deuten und sein Betragen aufnehmen soll; wo die heiligsten Versicherungen eine nichtssagende Gewohnheitssprache geworden sind, auf die keiner baut, der die Welt kennt. Freundschaft verträgt es nicht, daß irgend eine Verheimlichung Statt finde, irgend ein Argwohn zurückbleibe. Die Quelle ihres Lebens ist vergiftet, wo dies geschieht.

Mangel an Simplicität in den Sitten steht der Freundschaft nicht weniger entgegen. Eine Gefälligkeit die nur Schein, ein Wohlwollen, das nur erlogen ist, eine Aufmerksamkeit, an der das Herz keinen

Antheil hat, Erzeugnissen einer Achtung und Liebe, die nur auf den Lippen wohnen, müssen die Menschen immer weiter von einander entfernen, kälter und gleichgültiger gegen einander machen, und alle wahre Herzlichkeit ersticken. Der frostige Conversationston, die steifen und leeren Höflichkeitsformeln, worin man sich einer nach des andern Angelegenheiten erkundigt, und ein Interesse für einander zu erkennen giebt, das man gar nicht fühlt; Wünsche für einander ausdrückt, die man nicht kennt, machen die ehrwürdigsten Empfindungen zur Lüge, und entweihen durch schändliche Heucheley, die bald zur andern Natur wird, alle Anlagen zur echten Freundschaft. Die Aengstlichkeit, womit man sich durch Kleinigkeiten einander verbindlich zu machen sucht, um der Pflicht, einander wahrhaft zu nützen überhoben zu seyn, bringt die geselligen Neigungen, die etwa noch im Gemüthe waren, in die unglücklichste Richtung, und hält sie in einer Tiefe, aus welcher sie sich nie zu einer warmen Verbrüderung der Herzen erheben können. Die engen Gränzen, in welche eine peinliche Etikette das Bestreben einander mitzutheilen eingewiesen hat, macht es unmöglich, sich je so nahe zu berühren, und so kräftig zu ergreifen, als es nöthig ist, um den nur auszukennen, an den wir uns näher anschließen möchten. Unsre Sitten müßten reiner, kunstloser und wahrer seyn, wir müßten mehr reden, wie wir denken, mehr handeln, wie es uns um-

Herz ist, wenn echte Freundschaft weniger selten seyn sollte.

---

Endlich verdient auch noch der Mangel an religiöser Sittlichkeit mit unter den Ursachen angeführt zu werden, die echte Freundschaft so selten machen. Es muß Ihnen noch aus meiner letzten Rede erinnerlich seyn, daß diejenige Freundschaft, die allen Menschen angesonnen werden kann, durchaus moralischer Natur sey, und daß jeder nur so viel Empfänglichkeit für sie habe, als er Gefühl für sittliche Würde besitzt. Gehorsam gegen das Gesetz der Pflicht muß die Selbstsucht überwinden, bey welcher keine freundschaftliche Empfindung aufkommen kann, dem Charakter die Anspruchslosigkeit, Festigkeit, Gleichmüthigkeit und Einfalt geben, ohne welche keine näherere Verbindung der Herzen besteht. Und auch dabey ist es, da Gebrechlichkeit unsrer Natur so fest anklebt, nicht zu vermeiden, daß sich nicht unaufhörlich Veranlassungen zum Argwohne, zur Verkennung und zum Unwillen zeigen, davon allein derjenige Herr wird, dem Pflicht und Tugend heilig sind. Keiner als der moralisch gute Mensch ist einer Liebe fähig, die nie müde wird nachzusehen, zu tragen und zu dulden, die im Unglücke standhaft bleibt, und ausdauert

bis in den Tod. Was ist alle Freundschaft ohne eine solche Liebe?

Noch unentbehrlicher ist die moralisch gute Gesinnung zur Aufrechthaltung der gegenseitigen Achtung, die bey einem vertrautern Umgange so leicht verloren geht. Wie schwer ist es, in der Gegenwart dessen, den wir als unser anderes Selbst betrachten, und welchem wir nichts glauben verheimlichen zu dürfen, alles zu vermeiden, was uns in seinen Augen herabsetzen kann! den ernstlichen Willen dies zu thun, hat schon keiner, als der Tugendhafte. Aber auch mit diesem Willen verrichten wir täglich und stündlich Handlungen, und geben täglich und stündlich Neigungen und Wünsche zu erkennen, die uns tief in der Achtung des Freundes sinken lassen, wenn dieser nicht ein guter Mensch ist, und aus Pflicht sich übt, Kleinigkeiten zu übersehen, und das, was ihm etwa an uns zuwider seyn mag, theils in Liebe und Sanftmuth zu verbessern, theils durch die Anerkennung des Vortrefflichen was er an uns findet, zu verdunkeln, und im Gefühle des hohen Werthes, den wir für ihn haben, zu dulden. Die Pflicht allein kann uns die Mäßigung lehren, wobey wir den andern weder durch unser Uebergewicht drücken, noch unsre Forderungen zu hoch spannen, und in unsrer moralischen Delicatesse zu peinlich sind.

Das höchste Interesse erhält der freundschaftliche Verbindung durch das Bestreben sich gegenseitig zu veredeln. Dies ist es, was alle Neigungen des Herzens in Ein unauflösliches Gewebe verschlingt, und die Geister immer höher hebt, indem es sie immer genauer verbrüdert, und einander in sittlicher Würde immer ähnlicher macht. Nicht bloß Sittlichkeit überhaupt; sondern religiöse Sittlichkeit insbesondere muß daher die wahre Freundschaft heiligen. Nur in ihr gelangt jenes Streben zu seiner vollen Stärke, zu einem schönen Wachsthume und zu einer herrlichen Vollendung. Echtes Freundschaftsgefühl ist Ahndung des Unendlichen, Gefühl für die höhere Welt, Hingebung an das Ideal alles Vortreflichen, Glaube an Gott, Ewigkeit und eine moralische Ordnung. Nur wer Sinn für Religion hat, wem Sehnsucht nach dem Bessern, und feste Zuversicht zu demselben das Herz bewegt, ist ganz fähig, im vollen Sinne des Wortes einen Freund zu haben, ihm ungetheilt sein Leben zu weihen, und mit ihm seine Menschheit zu feyern.

Freundschaft wird selten bleiben auf Erden; so lange nicht mehr reine Sittlichkeit und wahre Religiösität auf ihr gefunden wird.

Aber eben darum, weil sie so selten ist, sey sie uns desto ehrwürdiger. Werden wir das reine Ideal derselben auch nie erreichen: so können wir ihm doch muthig nachstreben; und auch das ist schon etwas Gro-

sen. Wo wem sollte man sie auch suchen, wenn nicht bey uns, denen eine höhere Bildung zu Theil ward, in denen der Sinn für das Göttliche erwacht ist. Arbeiten wir nur ernstlich daran, unsre Selbstsucht zu bezwingen, unsern Stolz zu beugen, unserm Herzen und Leben mehr Lauterkeit und edle Einfalt zu geben, achten wir nur Pflicht und Tugend über alles: so kann es uns nicht fehlen; wir werden auch gleichgestimmte Wesen antreffen, mit denen wir uns in Achtung und Liebe fest vereinigen, und durch gemeinschaftliche Veredlung, und im gemeinschaftlichen Bemühen der Welt zu nützen, uns des ewigen Lebens mehr machen können.

# Verbeſſerungen.

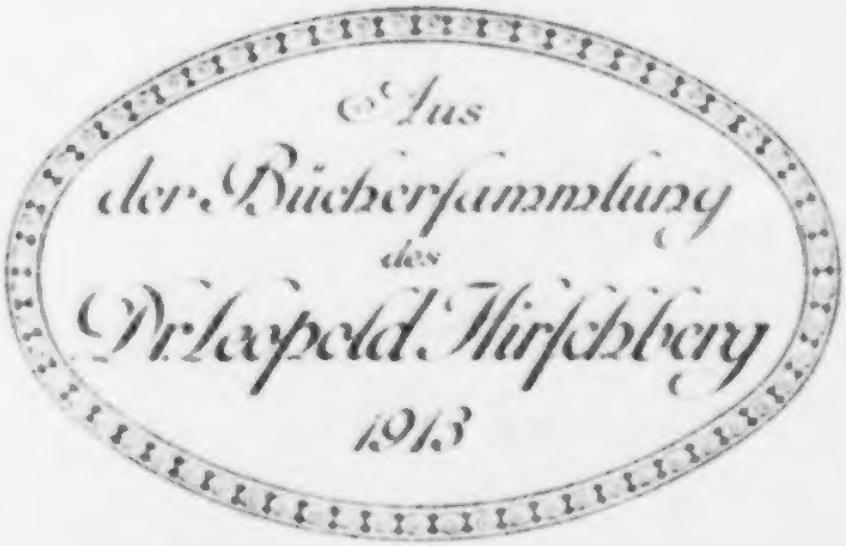
Da der Verfaſſer nur die beyden erſten Bogen ſelbſt
ch dem Drucke revidiren konnte: ſo hat ſich eine un-
eure Menge von Druckfehlern eingedrungen. Man
et daher angelegentlichſt, die vorzüglichſten, die ſich
runter angezeigt finden, vor dem Leſen zu verbeſ-
n. Die bloß orthographiſchen, wo z. B., das ſehr
fig geſchah, f u. ff, ß u. ff, d u. t in der Endung
Particips, i u. y, mit einander verwechſelt wa-
, mußten übergangen werden, um nicht zu viel an-
angen. Auch muß die Berichtigung der Interpunc-
n dem Leſer überlaſſen bleiben. Er laſſe ſich alſo
ht irre machen, wenn ein (,) ſteht, wo es nicht
gehört, oder ein (;) wo ein (,) ſeyn müßte.

| | | | |
|---|---|---|---|
| ite | 35. | Zeile 2 von unten | wider ſt. wieder |
| | 36. | 16 von oben | bisher ſt. bisber |
| | 39. | 12 | genügen ſt. gnügen. |
| | 41. | 7 | niedern ſt. niedere |
| | 42. | 4 | Nicht ſt. Nicht |
| | 47. | 11 | ausſpricht ſt. ausſprüht |

| | | | |
|---|---|---|---|
| Seite 47 | Zeile 18 | | ragen st. ragen |
| — 48. | 18 | | immer st. einer |
| 50. | 4 v. u. | | erprobt st. erpropt. |
| 51. | 1 v. o. | | roher st. naher |
| 63. | 7 | | Ordnung st. Unordnung |
| — | 6 v. u. | | verderben st. verderbe |
| 67. | 3 v. o. | | Ernstes st. Ernster |
| 70. | 2 | | Neugierde st. Neugierde |
| 71. | 16 | | ausgetilgt werden st. würden |
| 72. | 3 v. u. | | alte st. alle |
| 75. | 8 v. o. | | ihnen st. ihr |
| 77. | 12 | | welchem st. welchen |
| 80. | 2 v. u. | | einen unvollkommnen st. ein unvollkommner |
| 81. | 12 v. o. | | daß st. deß |
| — | 17 | | Einfluß st. Einfluh |
| 83. | 5 | | unterworfen st. unterwerfen |
| — | 16 | | Verstand st. Verstand |
| — | 4 v. u. | | würde st. würde |
| 89. | 1 | | eben so viel st. eben viel |
| 91. | 15 v. o. | | Nicht st. Nicht |
| 98. | 19 | | alte st. alle |
| 99. | 12 | | Verachtung st. Verachtung |
| 109. | 11 | | raffinirter st. raffinirter |
| 113. | 2 v. u. | | Verirrungen st. Verwirrungen |
| 114. | 7 | | es fällt weg |
| 115. | 1 v. o. | | daß st. daß |
| 131. | 5 v. u. | | verdiente st. verdienten |
| 134. | 2 v. o. | | das st. daß |
| 137. | 2 v. u. | | genügt st. gnügt |
| — | 4 | | läßt st. laßt |
| 146. | 3 v. o. | | einziger st. einzigen |
| 148. | 7 | | keiner st. kenier |
| — | 16 | | öffentlich st. äffentlich |
| 149. | 7 | | einladend st. einladent |
| 150. | 1 v. u. | | gutmüthige st. guthmüthige |

S. 151. Zeile 6 v. o. guten ſt. guter
154. 1 v. u. andern ſt. andere
155. 4 v. o. Alter ſt. Altar
159. 1 beſorgt ſieht findet ſich ſt. beſorgt findet es
161. 7 einander ſt. einen
— 1 v. u. Verbindungen ſt. Verbindungen
162. 6 v. o. Verdruſſe ſt. Verdruße
164. 11 geſtalten ſt. geſtatten
172. 1 v. u. ihn ſt. ihm
180. 10 v. o. ſeinige ſt. Seinige
184. 3 an ſt. am
198. 3 zufrieden ſeyn ſt. ſeyn zufrieden
— 18 zu fällt weg
203. 5 überredendſte ſt. überredentſte
— 15 verliere ſt. verlieren
206. 7 v. u. dieſen ſt. dieſer
213. 11 v. o. welchen ſt. welcher
[illegible] 7 überfüllt ſt. überfällt
221. 10 v. u. Büchern ſt. Büchern
236. 3 ſeufzt ſt. ſäuſzt
— 2 v. u. Verborgenheit ſt. Vergangenheit
237. 4 v. o. Blicke ſt. Blicke
240. 5 v. u. daß ihn ſt. das ihn
247. 9 tröſten ſt. törſten
258. 16 v. o. tragen ſt. wagen
259. 9 v. u. Oder ſt. Aber
260. 1 wären ſt. währen
263. 3 nach aufgeführt ſ. wird
267. 2 v. o. nach verkündigt (:) ſt. (.)
— 8 nach zuſtieße (.) ſt. (:)
271. 11 Leben fällt weg
— 8 v. u. darf — wie ſt. darf. Wie
272. 5 das ſt. daß

| | | | |
|---|---|---|---|
| S. 276. | Zeile 9 v. o. | dem ſt. den | |
| | 23 v. u. | abgekumpft ſt. abgeſtumpft | |
| 279. | 14 v. o. | ewigem ſt. ewigen | |
| 280. | 15 | immer ſt. nimmer | |
| 287. | 18 | droht ſt. drohe | |
| 290. | 7 v. u. | denn ſt. den | |
| 291. | 6 v. o. | richtiger ſt. wichtiger nach höher l. an | |
| 294. | 4 | daſſelbe ſt. demſelben | |
| 299. | 4 v. u. | Maße ſt. Maſe | |
| 300. | 15 v. o. | echter ſt. ächter | |
| 301. | 11 | dunkle ſt. dunklen | |
| — | 4 v. u. | was ſt. wos | |
| 302. | 16 v. o. | dem ſt. den | |
| 303. | 3 v. u. | ſchimmernde ſt. ſchimmerte | |
| — | 1 | den ſt. dem | |
| 304. | 12 v. o. | humanſte ſt. humaniſche | |
| 324. | 2 | Fehltritt ſt. Schritt | |
| 326. | 5 v. o. | dieſen ſt. dieſem | |
| — | 9 v. u. | Bedürfniſſe, die, dadurch ſt. Bedürfniſſe dadurch | |
| 331. | 9 | ſich ſt. ihnen | |
| 338. | 17 | nach unvermeidlich fällt (,) weg | |
| — | 4 | Jene ſt. Dieſes | |
| 336. | 8 | das ſt. daß | |
| 337. | 1 | ſie ſt. die | |


Aus
der Büchersammlung
des
Dr. Leopold Hirschberg
1913

# Betrachtungen

über die Gemeinschaft, welche im Reiche Gottes alles mit einander verbindet.

---

## Eine Gastpredigt

in seiner Vaterstadt, Elberfeld

gehalten

von

Friedrich Ehrenberg,
Königl. Preuß. Hof- und Domprediger
in Berlin.

---

Elberfeld 1822,
bei Heinrich Büschler.

Kgl. Bibl.
Berlin

Seiner geliebten Vaterſtadt

Elberfeld

und beſonders

ſeinen theuern Eltern

widmet dieſe Blätter

der Verfaſſer.

# Vorwort.

Im verflossenen Sommer wurde dem Verf. die Freude, eine Vaterstadt und die Gegenden, wo so vieles, im ewöhnlichen und im moralischen Sinne des Wortes, chön — so vieles ihm unvergeßlich ist, zu besuchen. Nicht wenig hatte auch hier, wie allenthalben, in der echselvollen Zeit sich verändert, aber auch nicht wenig von em, was anderwärts längst untergegangen, stand hier och in herrlicher Blüthe, und begrüßte ihn in alter, trauicher Bekanntschaft. Oft blickt er wehmüthig froh auf die ort verlebten flüchtigen Tage zurück, innig gedenkend der iebe, womit man ihm allenthalben entgegen kam.

Gern folgte er der, von allen Seiten an ihn ergehenen Aufforderung, eine Gastpredigt zu halten; er folgte arin zugleich einem Bedürfnisse seines Herzens. Es war hm angenehm, zu seinen ehemaligen Mitbürgern, denen r jetzt größten Theils fremd geworden seyn mußte, etwas u reden, das ihnen zur Erhebung, zum Troste und zur Befestigung im Guten gereichen könnte — und ungemein ührend, unter den Christen von allen Confessionen des rtes, die sich bei dieser Gottesverehrung versammelt atten, die einfache, würdevolle Feyer, die Andachtsstille, ie, auch nicht augenblicklich unterbrochene, Ruhe und gute rdnung im Aeußern und die edle Anständigkeit des Betragens — unverkennbare Zeichen der Ehrfurcht vor heiligen Dingen — die ihn in seiner Jugend so oft erbaut

hatten, und die man jetzt nur selten noch antrifft, verbunden mit dem Geiste christlich-brüderlicher Eintracht wiederzufinden.

Man wünschte die Predigt gedruckt zu haben. Da indeß der Verf. nur einige Gedanken dazu schriftlich aufgezeichnet, die Ausführung derselben aber seinem Herzen überlassen hatte, wie er zu thun pflegt, wo sein Herz einen ungewöhnlichen Antheil nimmt: so war es ihm unter den Zerstreuungen der Reise nicht möglich, diesen Wunsch gleich zu befriedigen. Nach seiner Zurückkunft wurde er lange durch gehäufte Geschäfte und durch die Unlust, womit man gewöhnlich an eine ältere Arbeit geht, aus der man sich herausgelebt hat, daran gehindert.

Jetzt übergibt er sie mit einem liebevollen Gruße aus der Ferne und mit der Bitte, daß man ihm die Verspätung nicht als Mangel an gutem Willen anrechne, zwar nicht wörtlich und ganz — welches unter diesen Umständen nicht geschehen konnte — doch der Hauptsache nach und auch wohl in den meisten Theilen der Ausführung so, wie sie gehalten worden. Möge sie auch in dieser Gestalt einige Erbauung stiften, und der erhabenen Vereinigung, von der sie spricht, förderlich werden! Möge sie den Verf. den Bewohnern seiner Vaterstadt, denen er sie widmet, zum freundlichen Andenken empfehlen, und ihnen sagen, daß er nie aufhören wird, mit der lebhaftesten Theilnahme und den wärmsten Wünschen für ihr Wohl sich ihrer zu erinnern!

Ja, Friede und Freude sey in Eurer Mitte! Segen Gottes über Euern Höhen und in Euern Thälern immerdar!

Berlin den —. Mai 1811.

Keinem, der ſich ernſtlich bemüht, in das Weſen des Chriſtenthums forſchend einzudringen, kann eine Eigenſchaft desſelben verborgen bleiben, in welcher vorzüglich ſich die überirdiſche Natur und die wohlthätige Kraft desſelben offenbaren, nämlich die, daß es den Blick und das Herz des Menſchen erweitert in das Unermeßliche. Dahin wirken ſeine Belehrungen, ſeine Forderungen und Verheißungen, dahin die Gefühle, die es in ſeinen Verehrern weckt und die Antriebe, die es ihren Seelen mittheilt; dahin wirkt die Art zu denken und zu handeln, zu der es ſie gewöhnte; dadurch bringt es das eigenthümliche Große hervor, was in den Geſinnungen und dem Leben wahrer Chriſten ſo ſehr unſre Bewunderung auf ſich zieht.

Die ſinnliche und ſelbſtſüchtige Natur hält den Menſchen, ſo lange ſie ihn beherrſcht, in einer Beſchränktheit des Gemüthes und des Strebens gefangen, die ihm einen ſehr bedeutenden Theil ſeiner Leiden bereitet, ihn zu den traurigſten Entbehrungen nöthigt, der Erfüllung ſeiner dringendſten Wünſche in den Weg tritt, und ihn nie zum Frieden kommen läßt, von der er, ſich ſelbſt täuſchend, Glückſeligkeit erwartet, während ihm nichts als Elend

daraus entſpringen kann. Dieſer Beſchränktheit will das Chriſtenthum ihn entreißen, indem es ihm über die Noth derſelben die Augen öffnet, ihm vorhält, wofür er geboren iſt, und ſeinen Glauben wie ſeine Liebe für Gegenſtände zu gewinnen ſucht, die ihn weit über ſich ſelbſt erheben, und ihm die Unendlichkeit als ſein Erbe zeigen.

Arm durch Demuth und Entſagung — reich durch Glauben und Liebe iſt das Leben des Chriſten; und was er durch jene einbüßt, kann gar nicht verglichen werden mit dem, was er durch dieſe gewinnt. Er verläugnet das Gut des Augenblickes, um das Gut der Ewigkeit zu erringen; er erkennt ſeine große Bedürftigkeit, um aus der Fülle der göttlichen Allgenugſamkeit zu ſchöpfen; er geſteht ſich ſeine Schwäche, um Gottes Kraft in ſich mächtig zu fühlen; er überwindet ſeine Eigenſucht, um mit allem, was die ſichtbare und die unſichtbare Welt Herrliches in ſich ſchließen in Verbindung zu treten.

Als Bürger eines göttlichen Reiches hat der Chriſt die Anweiſung, ſich von den Feſſeln des irdiſchen Sinnes frei zu machen, zu verachten was gemein und unwürdig iſt, ſich aber emporzuſchwingen zu dem Edelſten und Größten. Ihm iſt nicht geſtattet, am Staube der Vergänglichkeit und bei den Erſcheinungen der Gegenwart zu verweilen; eine höhere Ordnung der Dinge und eine gränzenloſe Zukunft ſtellen ſich ihm dar, dieſen gehört er an, ſie fordern ſeine ganze Sorge und ſeine eifrigſten Bemühungen. Der Himmel thut ſich über ihm auf, daß er in demſelben ſein ewiges Vaterland erblicke, für ihn kämpfe und dulde, und ſeine koſtbare Preiſe erlange. Was die Zeit bringt und hinweg nimmt, mag ihn wohl flüchtig erfreuen und betrü-

n, aber für seine Bestimmung und für sein Herz ist es el zu gering. Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat, was kein Name nennt und kein Verstand erißt, was nur der Glaube des Gemüthes in freudiger Verehrung umfaßt, soll das Ziel seines Trachtens seyn.

So darf er auch in seinem Fühlen und Streben nicht ehen bleiben bei sich selbst noch bei seinen nächsten Umgungen und Verhältnissen. Er weiß sich in einer Gemeinhaft begriffen, die, von keinem Raume begränzt, sich ber alle Theile der Schöpfung verbreitet. Auf Erden nd im Himmel gibt es Wesen, die ihm verbrüdert sind, inen Bund der Weisen und Guten, dessen Mitglieder, uf verschiedenen Stufen der Vollkommenheit und Seligeit, alle einverstanden, alle von demselben erfüllt und erbärmt, für dasselbe wirken, an dessen Spize der steht, er sich unter allen die größten Verdienste erworben, wie r in jeder Hinsicht unter allen der Erste ist, der sich durch eiden und Tod zu dieser Stelle erhoben hat, und dem uch er sein Theuerstes, seinen Antheil an diesem Bunde, nd die darauf gegründeten Hoffnungen, verdankt. Getrennt, abgesondert, feindselig geschieden und entgegengezt ist für ihn nur das Böse: in allem Reinen hingegen rkennt er eine genaue, feste und ewige Vereinigung, eine Vereinigung, die immer vollkommner werden, und was nur dafür Empfänglichkeit hat in sich aufnehmen soll.

Welche Wahrheiten, die zu dieser Ansicht und Gemüthsstimmung führen! O, wie sehr bedürfen wir, unter den Wechseln und Uebeln der Zeit, des Trostes, der Ermunterung, der Stärkung, der Erhebung, die von ihnen

ausgehen! Wie ſehr verdienen ſie, unſer Nachdenken zu beſchäftigen!

Ein Fremdling geworden unter Euch, die ich einſt meine Mitbürger nannte — ein Fremdling geworden in den Gegenden, wo ich die glücklichen Jahre der Kindheit verlebte, in den Gegenden, die ſo manches heitre Andenken in meiner Seele zurückgelaſſen haben, das nie in mir erlöſchen, das mich begleiten wird, bis ans Grab — hinweggeriſſen von ſo vielem, das dem Herzen ſo unausſprechlich theuer iſt — in Verbindungen geſetzt, die weit außer dem Kreiſe früherer Erwartungen lagen — jetzt nur flüchtige Tage verweilend in Eurer Mitte, in der Mitte geliebter Angehörigen, Freunde und Bekannten — bin ich mit den Empfindungen der Wehmuth und der Freude unter Euch aufgetreten. Ja, vergönnt mir dieſes Geſtändniß, es iſt mir ſchmerzlich und wohlthuend, vor Euch, in Worten der Lehre, des Troſtes, der Erweckung, das Herz zu ergießen. Das Gefühl der Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge, aller irdiſchen Verbindungen und des irdiſchen Lebens ſelbſt miſcht ſich in die frohen Bewegungen, mit denen ich in Euern blühenden, in den Fernen nie von mir vergeſſenen, immer mit Rührung geſegneten Thälern des Fleißes wandle, und das viele Gute und Freudewerthe, das ſich unter Euch erhalten hat — o, möge es Euch durch alle Zeiten bewahrt bleiben! — betrachte, mit denen ich auch heute Euch begrüße. Daß es Verbindungen gibt, welche höher ſind als diejenigen, die in der ſichtbaren Welt geknüpft und bald wieder getrennt werden, Verbindungen, welche, bei allem Wechſel irdiſcher Dinge, unter allen Stürmen einer verhängnißvollen Zeit, unver-

derlich in ihrer beſeligenden Kraft fortdauern, und in Ewigkeit hinüber reichen: das iſt in dieſem Augenblick e deutlichſte und lebendigſte Gedanke meiner Seele; da- n laſſet mich reden.

---

## Text:

### Epheſer 1, 10.

**uf daß alle Dinge zuſammen unter Ein Haupt verfaſſet würden in Chriſto, beides das im Himmel und auf Erden iſt, durch ihn ſelbſt.**

Der Apoſtel eröffnet dieſes ſein Sendſchreiben mit lau- n Aeußerungen des Dankes, daß ihn Gott gewürdigt, n der Segnungen des Chriſtenthums theilhaftig zu machen, nd insbeſondre, daß er ihm habe offenbar werden laſſen as Geheimniß ſeines Willens, die vernünftige Schöpfung Ein Ganzes unter Einem Haupte zu faſſen, und in der- lben eine Vereinigung zu ſtiften, die das Entfernteſte nander nahe bringen, die durch alle Zeiten und alle äume geben, die ſelbſt den Himmel und die Erde mit nander verknüpfen ſollte. Und in der That ſind wir ge- öthigt, dieſes nicht allein für den letzten Zweck Gottes it unſerm Geſchlechte, ſondern auch für das Wichtigſte n Werke Jeſu und für etwas zu erklären, das ganz ge- gnet iſt, die Empfindungen der freudigſten Verwunderung ei uns zu erwecken. Laſſet uns dabei jetzt mit Gedanken nd Gefühlen der Andacht verweilen.

**Es gibt eine große, selige Gemeinschaft, die in dem Reiche Gottes alles mit einander verbindet.**

Diese wollen wir

1) nach ihrem Wesen,

2) nach ihrer Wichtigkeit für unsern Sinn und unser Verhalten betrachten.

## I.

Durch den ganzen Umfang der Welten Gottes herrscht eine große und glückliche Gemeinschaft, in welcher alle Geschöpfe so begriffen sind, daß sie nur in derselben bestehen und wirken können. Es ist Eine Kraft — dieselbe, von der sie ihr Daseyn empfingen — die sie erhält und beseelt, Eine Liebe, aus deren Fülle sich fortdauernd Leben und Freude über sie ausgießt, Ein Gesetz, dem sie gehorchen, Eine Ordnung, in die sie gehören, Ein Zweck, den sie befördern müssen, Eine Sehnsucht nach dem Ursprunge ihres Wesens, die ihnen dunkler oder deutlicher beiwohnt, und sich in mancherlei unverkennbaren Aeußerungen offenbart, daher sie von einander einen ununterbrochenen weise berechneten Einfluß erfahren. Vornehmlich bemerken wir diese Gemeinschaft unter den Geschöpfen, die mit der Fähigkeit zu empfinden, zu denken und nach freien Entschließungen zu handeln begabt worden sind. Ja, in eben dem Maße, in welchem ein Geschöpf die übrigen an Vollkommenheit übertrifft, und durch Hervorbildung des Geistigen und Himmlischen in ihm der Gottheit näher gestellt wurde,

wird ſeine Gemeinſchaft mit den ihm gleichgearteten vielſeitiger, genauer, einflußreicher, darum auch größer und ſeliger. Am vielſeitigſten, genaueſten, einflußreichſten, darum auch am größten und ſeligſten wird ſie unter den vernünftigen Weſen angetroffen, welche zu dem höhern Reiche Gottes gehören.

Das höhere Reich Gottes iſt allenthalben, wo göttliche Triebe mächtig ſich regen, wo Gott erkannt, verehrt, geliebt, wo nach Gott geſtrebt, wo das etwa noch vorhandene Böſe eifrig und muthvoll bekämpft wird, wo die Anſtalten Gottes zur Bildung ſeiner vernünftigen Geſchöpfe Aufmerkſamkeit und rege Theilnahme gewinnen, und ſich in der Vermehrung des wahren Guten ohne Aufhören wirkſam erweiſen, wo die Wahrheit edle Bekenner, die Tugend warme und thätige Freunde findet. Ueber die Erde und durch den Himmel iſt das Reich Gottes verbreitet: es umfaßt die ſichtbare und die unſichtbare, die gegenwärtige und die zukünftige Welt, die, welche hier geprüft werden, und darin Glauben behalten, die, welche in der letzten Prüfung bewährt, ſchon auf höhere Stufen geführt worden ſind — und die, welche immer in der Nähe Gottes rein und ſelig gelebt haben: denn was hier kämpfend und unter Schmerzen beginnt, ſoll dort ſiegend und glorreich ſich vollenden. Jeſus Chriſtus iſt das Haupt dieſes Reiches wie er daſſelbe in ſeiner vollkommenen Geſtalt auf Erden geſtiftet hat, indem er ſich eine Gemeine ſammelte, die, mit ſeinem Blute erkauft, im Glauben und in der Liebe vereint, trachtete nach dem ewigen Leben, wie er noch immer ſchützend, ſegnend und bildend dieſer ſich kund thut: ſo beſitzt er auch unbegränzte Wichtigkeit

für die höhern, aus unsichtbaren Gegenden des göttlichen Reiches. Von ihm, als dem Mittelpunkte der moralischen Welt, von ihm, den, wie unsere heiligen Schriften sagen, Gott erhöhet, dem er einen Namen gegeben hat, der über alle Namen ist, von ihm, der sich emporgeschwungen über alle Fürstenthümer und Gewalten, und alles, was genannt werden mag in dieser und der zukünftigen Welt, dem alle Dinge unter die Füße gethan sind, der alles in allem erfüllet, fließt nach allen Seiten hin das Licht, das wahrhaftig erleuchtet, die Kraft, die himmlisch stärkt, der Trost, der die Müden erquickt, und was nur irgend zur Läuterung und Erhöhung des sittlichen Lebens gereicht; von seinem Reichthum empfangen alle geistigen Bedürfnisse Befriedigung, denn es ist das Wohlgefallen gewesen, daß in ihm alle Fülle wohnen sollte. Durch ihn also besteht in dem unermeßlichen Reiche Gottes eine große Gemeinschaft, welche sich zunächst über diejenigen erstreckt, die ihn kennen, an ihn glauben, ihn im Herzen tragen, und von ihm das Höchste erwarten, dann aber auch über diejenigen, zu welchen, ob sie gleich nicht mit ihm in unmittelbarer Verbindung sind, ob sie gleich nie seinen Namen hörten, nur irgend etwas von seinem Einflusse in Sinn und That gelangt ist, die, von seinem Geiste beseelt, der Wahrheit huldigen, und unter den Vergänglichkeiten des Staubes das Ewige suchen, wohin er gewiesen hat.

Diese Gemeinschaft ist aber eine dreifache: eine Gemeinschaft der Uebereinstimmung, eine Ge-

meinschaft des Zusammenhangs und eine Gemeinschaft der Liebe.

Wir betrachten dieselbe zuvörderst wie sie die Bürger des göttlichen Reiches auf Erden, dann wie sie diese mit den Bewohnern der unsichtbaren Welt verbindet.

In dem Reiche Gottes auf Erden stehen allerdings diejenigen in der innigsten Gemeinschaft der Uebereinstimmung, die einander kennen, und zu öftern gegenseitigen Mittheilungen Gelegenheit haben. Ueber ihr Bestes und Heiligstes einverstanden, begegnen sie sich unaufhörlich in schönen Gedanken, Rührungen und Wünschen, können sie sich unverhohlen einander eröffnen, und ihre Herzen gegen einander ergießen, finden sie bei einander Belehrung, Rath, Trost, Aufrichtung, Stärkung im Guten, vereinigen sie sich mit einander zu Werken der Liebe, freuen sie sich gemeinschaftlich ihres Glückes, werden sie immer mehr für einander gestimmt, und ziehen sie sich immer fester an in den reinsten und seligsten Geschäften. Aber auch diejenigen, die in weiter Ferne von einander leben, die einander nie sahen, und auf Erden nie sehen werden, denen nicht einmal dem Einen von andern eine Kunde geworden ist, befinden sich in geistiger Gemeinschaft mit einander, und zwar in einer so genauen, daß sie sich nur erblicken dürften, um sich für Bundesverwandte zu erkennen, und einander in die Arme zu fallen. Ein unsichtbares Band hält sie für die Ewigkeit umschlungen. Sie haben das mit einander gemein, was wirksamer, durchgreifender, dauerhafter als sonst etwas die Seelen verbindet, weil es der Seelen Edelstes, Tief-

ſtes und Freudenreichſtes iſt. Mit Einem Glauben umfaſſen ſie den Erlöſer der Menſchen, ſo weit ſie von ihm unterrichtet worden ſind. In den moraliſchen Begriffen, in den Namen und Ausdrücken, womit ſie ſich über ſeine erhabene Würde gegen einander erklären, können ſie ſo weit von einander abweichen, daß die Kurzſichtigen und Engherzigen unter ihnen ſich in Sekten ſpalten; aber in ihrem Gemüthe denken und erwarten ſie alle von ihm dasſelbe, beſitzen ſie dieſelbe Verſicherung von ſeiner unausſprechlichen Größe und Wichtigkeit für die Welt, dieſelbe dankbare und vertrauenvolle Anerkennung ſeiner Verdienſte, dieſelbe Ueberzeugung, ihn müſſe man verehren, ihm müſſe man nachfolgen, ſein Wort müſſe man halten. So ſtimmen ſie denn auch überein in ihren Ueberzeugungen von den höchſten und ewigen Angelegenheiten des Menſchen, von Gott und der Art, wie er von uns verehrt werden ſoll, von unſerer Beſtimmung und von unſern Hoffnungen, wie von dem Wege, der zu unſerm Heile führt. Mögen ihre Vorſtellungen von minder wichtigen Dingen in der Religion verſchieden ſeyn, wie ſie es immer, ſelbſt unter den Redlichſten und Einſichtsvollſten waren, wie ſie es bei der großen Beſchränktheit des menſchlichen Verſtandes und dem mächtigen Einfluſſe äußerer Umſtände auf denſelben immer ſeyn werden; über das Weſentliche der Religion, das, was der Herr deutlich und entſchieden gelehrt hat, und wofür das Herz geneigt, bleiben ſie einverſtanden; was menſchliche Seelen erhebt, beſſert, beruhigt, iſt ihnen göttliche Wahrheit, das fühlen ſie ſich verpflichtet vor dem Menſchen zu bekennen, und im Herzen zu bewahren bis an das Ende. Sie ſtimmen überein in

ihren frommen Gefühlen. Wie viel Eigenthümliches dieſelben im Gemüthe jedes Einzelnen von der beſondern Beſchaffenheit deſſelben annehmen: Ein Geiſt beſeelt ſie in allen. Womit die Religion ein menſchliches Gemüth rühren oder erſchüttern kann, ihr Sanftes, Erweichendes und Frohes, wie ihr Erhabenes, Kraftvolles und Ernſtes wird von ihnen allen empfunden: die Erweckungen, die Demüthigungen, die Anbethungen, die heiligen Schmerzen und die heiligen Freuden der Religion theilen ſie alle mit einander. Sie ſtimmen mit einander überein in ihrem Streben und Wirken. Der Heiligung ihrer Seelen und der Beförderung menſchlicher Wohlfahrt auf Erden haben alle, die wahrhaft zum Reiche Gottes gehören, ihren Fleiß und ihre Sorge geweiht. Dazu, wiſſen ſie, iſt ihnen ihr Leben verliehen; darauf kömmt alles an: davon hängt ihr Schickſal in der Ewigkeit ab; dadurch werden ſie tüchtig und würdig in die höheren Gegenden des göttlichen Reiches verſetzt zu werden: dafür nimmt ihr Glaube, nehmen die edlern Triebe ihres Herzens ſie in Anſpruch. Feſt und unbeweglich zu ſeyn, und immer zuzunehmen in dem Werke des Herrn, ſich zu reinigen von allen Beflecken des ungöttlichen Weſens und der weltlichen Luſt, Gutes zu thun, ohne zu ermüden, zu retten, zu helfen, zurechtzuweiſen, zu beſſern, Licht und Freude zu verbreiten, das iſt ihrer aller unabläßiges Bemühen. Darum ſtimmen ſie auch überein in ihren Hoffnungen; was das Evangelium Jeſu die, welche ernſtlich darauf bedacht ſind, ſeinen Forderungen Genüge zu leiſten, zu erwarten berechtigt, das erwarten ſie alle in getroſter Zuverſicht: zahlloſe Beweiſe der väterlichen Liebe Gottes in

ihrem Gemüthe und in ihrem äußerlichen Leben, seine gnädige Leitung in den Tagen ihrer irdischen Wallfahrt, Beistand in der Noth, Stärkung in der Schwachheit, Erquickung im Schmerze, Rettung zur rechten Stunde, wichtige Vortheile von dem, was sie erdulden, und endlich das Erbe des Himmels.

Nicht geringer ist die Gemeinschaft des Zusammenhanges, welche die Frommen im Reiche Gottes auf Erden umschlingt. Die Werke sowohl, als die Schicksale aller Frommen gehören zu einander, und können nur in dieser Verbindung recht verstanden und gewürdigt werden; sie verlieren einen großen Theil ihrer Bedeutung, so bald man sie von einander trennt, und was darin dem Einzelnen zugeschrieben werden muß, als etwas für sich Bestehendes betrachtet. Was der Fromme verrichtet, ist nie etwas Zufälliges und Abgesondertes, sondern, wie es sich auf seine frühern und spätern Handlungen bezieht, sich mit denselben Einem Zwecke unterwirft, und zu Einem Ganzen bildet, so greift es auch ein in das, was von andern Frommen an andern Stellen und zu andern Zeiten verrichtet wird: es ist etwas in jeder Hinsicht Bestimmtes, sorgfältig Berechnetes, das gerade jetzt und auf diese Weise geschehen mußte, damit die Gedanken Gottes ausgeführt würden. Alle sind Mitarbeiter an einem großen göttlichen Werke, wobei jedem sein Platz angewiesen ward, jeder seine besondere Aufgabe empfing, und jeder es sich angelegen seyn lassen soll, auf dieselbe alle seine Bemühungen zu richten, so daß hier keinem die Wahl bleibt, was er thun, und wie er es besorgen wolle,

daß sogar der Unterschied des Guten und des Bessern gänzlich wegfällt, und immer nur Eins für das Rechte gehalten werden kann, alles andere aber, wie sehr es auch sonst zu preisen seyn möchte, dem Tadel nicht zu entgehen vermag. Welches dieses Eine sey, lehrt einen jeden der göttliche Geist durch sein Gewissen, und durch die redlichen Ueberlegungen, die er von diesem getrieben, anstellt. Freilich wird dabei häufig menschlich gefehlt, freilich können die Anschläge der Bösen vieles vereiteln und zerstören, und dadurch große Verwirrungen anrichten: aber der, welcher allmächtig im Himmel herrschet, fügt alles wieder in eine erhabene Ordnung, erneuert jeden Augenblick den weisheitsvollen, von ihm selbst entworfenen, Zusammenhang zwischen den Handlungen der Frommen, daß überall zum Vorscheine kommt, was mit seinen Rathschlüssen übereinstimmt. Nicht anders verhält es sich mit den Schicksalen des Frommen im Reiche Gottes auf Erden; sie bezwecken zwar zunächst irgend ein Gutes bei dem, welchen sie treffen, dann aber auch haben sie ihre entschiedene und genau bestimmte Wichtigkeit für das Ganze im göttlichen Reiche. Sie gehören in Einen alle Bürger dieses Reiches umfassenden Plan der Erziehung, der Prüfung und Läuterung für den Himmel. Jeder Einzelne muß gerade das Angenehme und Widerwärtige erfahren, was er wirklich erfährt — nicht bloß, damit er selbst seine Bestimmungen erreichen könne, sondern auch damit die große gemeinschaftliche Angelegenheit des heiligen Bundes, in dem er begriffen ist, glücklich gefördert werde. Von dem, was jeder Einzelne genießt und erduldet, werden auf allen Plätzen ihm verwandte Seele berührt,

Folgen empfunden, bedeutende Vortheile gewonnen. Es ist eine unsichtbare Hand, die alle leitet, die alle gemeinschaftlich und in genauer Verknüpfung ihrem Ziele zuführen will, und jedem an Leid und Freude so viel zumißt, als sein und aller Bestes erfordert.

Aus der Gemeinschaft der Uebereinstimmung und des Zusammenhangs, im Reiche Gottes auf Erden, folgt von selbst die Gemeinschaft der Liebe. Wesen, die einander so nahe sind, die ihr Höchstes und Bestes mit einander theilen, die sich Einer heiligen Sache geweiht haben, auf welche die Thaten und Ereignisse ihres Lebens sich beziehen — sollen die nicht Liebe für einander fühlen? sollen sie sich nicht stäts mit Blicken der Liebe betrachten? soll der Gedanke der ewigen Liebe im Himmel, die sie alle verbindet, nicht ihre Herzen zur gegenseitigen Liebe erwärmen? Daß sie eins seyn möchten in der Liebe, war einer der letzten und angelegentlichsten Wünsche Jesu für seine Freunde; das herrliche Bild der Liebe schwebte ihm vor bei allen seinen Bemühungen; auf Weckung und Erhöhung der Liebe in menschlichen Seelen waren sie alle gerichtet. Durch Liebe vornehmlich wollte er sie zu Einer Gemeine Gottes vereinigen, damit das Zusammenhalten in der Liebe ihre dem Himmel gewidmeten Bemühungen auf das kräftigste unterstützte, damit von der Liebe das Edelste ihrer Bildung genährt und gepflegt würde. Und wiederum sollte die Vereinigung, worin sie als Bürger seines Reiches stünden, die Liebe bei ihnen erhöhen: denn diese erkannte er für das Vortrefflichste im Menschen, für die Seele aller wahren Tugend, für die Quelle aller Vollkommenheit — Erhöhung der Liebe für Erhöhung des unver-

gänglichen Menschenwerthes. In der Liebe sollte sein Reich beginnen, in der Liebe sollte es sich vollenden, damit alles eins — und die glücklichste Verfassung der vernünftigen Schöpfung erreicht werde. Darum forderte der Herr so oft und so nachdrücklich Liebe, darum bezeichnete er Liebe als das Merkmal, woran man seine Verehrer unterscheiden würde, darum gab er ihnen selbst das erhabenste und rührendste Beispiel der Liebe, darum starb er den Tod der Liebe, darum stiftete er zu seinem Gedächtniß das Mahl der Liebe. Kann aber eine Gemeinschaft inniger seyn, als die, welche die Liebe hervorbringt? Wird nicht alles seine Kraft verlieren, was der genauesten Vereinigung in den Weg treten könnte, wird nicht alles Verschiedene sich ausgleichen, alles Widerstrebende sich versöhnen, wenn Liebe die Herzen erfüllt?

Dieselbe Gemeinschaft, welche in dem Reiche Gottes auf Erden Statt findet, verbindet auch die irdischen und himmlischen Gegenden dieses Reiches mit einander, so daß Paulus von sich und allen die ihm ähnlich waren, versichern konnte: unser Wandel ist im Himmel. Ergriffen von dem begeisternden Gefühle dieser erhabenen Gemeinschaft ruft der Apostel den Christen zu: ihr seyd gekommen zu der Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmlischen Jerusalem, zu der Menge vieler tausend Engel, zu der Gemeine der Erstgebornen, die im Himmel angeschrieben sind, zu den Geistern der vollkommnen Gerechten, zu Gott, dem Richter über alle, und zu dem Mittler des neuen Bundes Jesu. Anders vermögen wir es uns auch nicht

verzustellen. Ein Gedanke Gottes umfaßt die Erde und den Himmel, Eine Ordnung der Dinge soll auf Erden und im Himmel herrschen, und sich endlich alles unterwerfen, Ein Rathschluß soll durch das, was auf Erden und im Himmel geschieht ausgeführt, was im Himmel und auf Erden ist unter Ein Haupt geordnet werden. Denkende und fühlende Wesen, Wesen uns verwandt, aber auf höhern Stufen der Vollkommenheit, Wesen, die zum Theil hier ihre erste Bildung empfangen, hier sich die Würdigkeit in einen bessern Zustand versetzt zu werden erworben haben, sind die Bewohner jener unsichtbaren Welten: und dieselben Bestimmungen, welche hier den größten Werth verleihen, werden dort mit den größten Ehren geschmückt.

Vor dem Einzigen, den wir hier als Erlöser und Herrn verehren beugen sich dort selige Geister: wie hier alle Herzen sich zu ihm erheben, so sind dort alle Blicke auf ihn gerichtet: wie hier das Verlangen seiner Getreuen ihn meynt, so strebt dort alles nach ihm hin. Die ewigen Wahrheiten, an die hier der geprüfte, erleuchtete Glaube sich hält, gelten auch dort, nur, daß sie dort in hellerm Lichte strahlen, daß dort tiefer in sie eingedrungen wird, daß die Täuschungen und Irrthümer, die unsre menschliche Schwachheit in die Erkenntniß derselben mischt, dort ihre Rechte verlieren, daß, was hier Glaube bleibt dort seliges Anschauen ist. Das Entzücken, welches hier der Fromme in der Erhebung seines Herzens zu Gott, in der Betrachtung seiner herrlichen Werke und seiner gnadenvollen Führungen empfindet, wird auch dort, nur reiner und stärker empfunden, dort, wo Gott sich den Seelen inniger mittheilt, wo sich ihnen größere, wundervollere Werke darstel-

len, wo die Geheimniſſe ſeiner Weltregierung ſich ihnen enthüllen, wo ſie Zeugen von Dingen werden, deren Ahnung nicht einmal in ein menſchliches Herz am Staube kam. Das Geſetz, wornach hier der Fromme ſeine Handlungen einrichtet, wird auch dort heilig gehalten, und befolgt in himmliſchen Thaten: auch dort wird Gutes gewirkt, in weitern Kreiſen, mit höhern Kräften, mit glücklicherm Erfolge und auf himmliſche Weiſe: auch unter denen, die ſich in der Nähe Gottes befinden; ſind ſie gleich reiner und beſſer, als die Reinſten und Beſten auf Erden, gibt es ein ununterbrochenes Aufſtreben zu größerer Klarheit und Vollkommenheit. Darum können ſie auch nicht aufhören zu hoffen neue Fortſchritte im Guten, neue Entwickelungen und Erhöhungen ihres Weſens, neue Offenbarungen der Herrlichkeit und Allgenugſamkeit Gottes, neue Gefühle ſeiner unausſprechlichen Liebe.

Nicht weniger ſtehen die Verrichtungen und Erfahrungen der Frommen auf Erden mit dem Himmel in Verbindung: ſie ſchließen ſich genau an die Geſchäfte und Begegniſſe des Himmels an, daß dieſe als Fortſetzung und Weiterführung des hier Begonnenen betrachtet werden müſſen. Was hier im Glauben gethan und geduldet wird, das hat dort Einfluß, das bringt dort Wirkungen von nicht zu berechnender Wichtigkeit hervor. Denn an demſelben Werke, wofür wir hier unſre Kräfte anſtrengen, die Wechſel und das Ungemach des Lebens ertragen, arbeiten, auf höhern Plätzen die Geiſter des Himmels: ihnen übergeben wir die Früchte unſers Fleißes und unſrer Geduld, damit ſie dieſelben verwenden für den letzten Zweck Gottes, die Vollendung und die Glückſeligkeit aller.

Und können wir zweifeln, ob auch das Band der Liebe uns an den Himmel knüpft? O, darüber entscheidet mit großer Zuversicht unser Herz. Nein, Ihr seyd von uns nicht vergessen, Ihr seyd nicht gestorben unsern Herzen, Ihr theuern Menschen, die Ihr Euch im Tode von uns gewendet habt. Euch ist unser Andenken geweiht, Euch fließen unsre Thränen, in stillen Nächten blicken wir auf zu den Gegenden, wohin Ihr entflohen seyd voll Trauer und Sehnsucht, und das leistet uns Bürgschaft, daß wir Euch wieder finden. Gewiß ist auch bei Euch noch Liebe für uns? gewiß sind wir Euch noch werth, wenn wir Eurer würdig bleiben, gewiß denket Ihr unser mit zärtlicher Sorge, und sehnet Euch, daß wir zu Euch kommen. Und auch Ihr, die wir hier nicht gekannt haben, auch Ihr, die Ihr unsern Staub nie berührt, und seine Prüfungen nie erfahren habt, auch Ihr schauet theilnehmend herab auf unsere Bestrebungen, auf unsere Kämpfe und unsere Schmerzen, auch unter Euch verursacht es frohe Bewegungen, wenn wir uns wohl verhalten, wenn wir standhaft bleiben, und Kränze des Sieges davon tragen. Auch ihr öffnet die Arme der Liebe denen, die aus dem irdischen Leben in Eure Kreise versetzt werden.

So umfassend, so vielseitig, so genau ist die Gemeinschaft des göttlichen Reiches. Sie dringt sogar noch hinaus über die Gränzen dieses Reiches, um auch das Vernunftlose in sich aufzunehmen. In eben dem Maße, als sie sich in sich selbst weiter bildet, verbreitet sie sich über alle Theile der Schöpfung, daß allenthalben Uebereinstimmung, Freiheit und Friede sey, denn unter Ein Haupt sollen alle darin verfaßt werden, und nach Gesetzen

er Verwandtſchaft, des Zuſammenhanges und der Liebe
ch fügen zu einem herrlichen Ganzen der Wahrheit und
üte, der Schönheit und Freude.

Es bedarf keines beſondern Beweiſes, daß wir Recht
aben, dieſe große Gemeinſchaft eine ſelige zu nennen.
lles, was wir von ihr bemerkt haben, kann hier zum
eweiſe dienen.

## 2.

Laſſet uns jetzt noch bei der Wichtigkeit derſelben
ür unſern Sinn und für unſer Verhalten einige
ugenblicke verweilen.

Da leuchtet denn zuvörderſt ein, daß wir uns den Ge-
anken dieſer Gemeinſchaft nur lebhaft vergegenwärtigen
ürfen, um unſer Andachtsgefühl belebt zu fin-
en. Denn in den Stunden der Andacht, in den glück-
chen Stunden, wo unſer Geiſt ſich von den Feſſeln der
rde frei macht, um ſich zu Gott und zum Himmel zu er-
eben, um ſich an großen Gedanken aufzurichten und zu
ärken, um ſich ſeines Glaubens und ſeiner Hoffnungen
ewußt zu werden, und ſich in edeln Geſinnungen zu be-
eſtigen — in dieſen glücklichen Stunden gehören wir
echt eigentlich der Gemeinſchaft an, die im Reiche Got-
es alles mit einander verbindet, erfahren wir an uns
elbſt, wie erhaben und ſelig ſie iſt. Indem wir den Sor-
en, den Zerſtreuungen und der vergänglichen Luſt der
elt leben, ſondern wir uns ab von dieſer Gemeinſchaft,
erſchränken wir uns ſelbſt auf die gemeine Noth der Erde,
nd werden, wenn wir auch unangetaſtet blieben von ihren
irklichen Verderbniſſen, arm am Geiſte und am Herzen.

Wo der Hang der Welt verſchwindet, und die Stelle uns friedlich umfängt, da umſtrahlt uns das Licht des Himmels, da befinden wir uns in der geiſtigen Nähe der Beſten unter den Menſchen und den Vollendeten Gottes. Was uns hier beſchäftigt, das verbindet uns mit den Weiſen und Guten aller Gegenden und aller Zeiten, mit denen, die der Himmel aufgenommen hat, mit unſern verherrlichten Geliebten und mit den reinen Weſen, die in ewiger Klarheit den Thron Gottes umgeben: was da in uns geweckt und genährt wird, das macht uns für ihre Gemeinſchaft immer empfänglicher. Daran wollen wir uns erinnern, wenn es unſerer Trägheit ſchwer fällt, ſich der Gewalt des Sichtbaren zu entreiſſen, und die Gedanken des Himmels feſt zu halten, wenn wir mit der Welt alles zu verlieren glauben, und das erkaltete Herz der heiligen Empfindung verſchloſſen bleibt. So oft wir in der Einſamkeit uns ſammeln zur Betrachtung und zum Gebete, beſeele uns das Bewußtſeyn der erhabenen Gemeinſchaft, in der wir ſtehen, und ziehe unſere Blicke ab von der Erde, und lenke ſie aufwärts, und erfülle unſere Gemüther mit frommer Begeiſterung. So oft wir an der Stätte erſcheinen, die der Anbetung Gottes und unſerer Erbauung geweiht iſt, ſo oft wir an dem Gedächtnißmale des Erlöſers Theil nehmen, vergegenwärtige uns die ſichtbare Gemeinſchaft unſrer chriſtlichen Brüder: jene groſſere unſichtbare, die durch alle Reiche Gottes geht, und die ſich uns in jenen zu erkennen geben will: ſo oft wir hier das Lob des Herrn verkündigen, laſſet uns gedenken der unzählbaren verbrüderten Seelen in allen Gegenden der Schöpfung, die, von denſelben Gefühlen bewegt, ihre Preisgeſänge

mit den unſrigen vermiſchen, und uns dadurch ſtimmen zur würdigen andachtsvollen Feyer.

Doch das vermögen wir nicht, ohne zugleich unſre Liebe zu erwärmen und zu läutern: und das iſt die zweite Wirkung, worin die erhabene Gemeinſchaft des göttlichen Reiches ihre Wichtigkeit für unſer Herz und Leben offenbaret. So lange wir noch keine Liebe haben, können wir uns, das leuchtet von ſelbſt ein, nicht einmal zu der Gemeinſchaft zählen, die alles, was ihr angehört, in Liebe mit einander verbindet. Daß indeß die Liebe auch in den Herzen, die von ihr gewonnen ſind, häufig erkaltet, daß ſie in der ſinnlichen und ſelbſtſüchtigen Natur des Menſchen mächtige Hinderniſſe antrifft, die ſie oft überwältigen, daß ſie mit Verſtimmungen jeder Art zu kämpfen hat, daß ſie einer fortdauernden Erhöhung fähig und bedürftig iſt, davon macht jeder, der an ſeiner Veredlung mit Ernſt arbeitet, ſchmerzliche Erfahrungen. Unſre Empfindungen werden ſich erwärmen: alles ſelbſtſüchtige Weſen wird uns niedrig, ja verächtlich erſcheinen: die Leidenſchaft wird unwillkührlich einer ſanften, wohlwollenden Stimmung die Stelle einraumen: freundlich wird unſer Herz ſich allem entgegen neigen, was es mit ſeiner Liebe umſchließen kann: wenn wir uns der erhabenen und ſeligen Gemeinſchaft, in der wir uns befinden, lebhaft bewußt ſind. Denn was iſt ſie für eine Gemeinſchaft? Sie iſt eine Gemeinſchaft, die alle Theile der vernünftigen Schöpfung in ein Ganzes bildet, die ihre Macht ſelbſt über das Lebloſe verbreitet: und wir ſollten uns nicht jeden Augenblick von ihr angezogen und feſtgehalten fühlen in der Liebe? Sie iſt eine Gemeinſchaft, die uns an die

vortrefflichſten Menſchen, an die Seligen des Himmels, an Jeſum, den Heiligen Gottes, und durch ihn an den Unſichtbaren ſelbſt knüpft: und das ſollte nicht unſer Herz erweitern, und uns über die Antriebe erheben, die uns im Genuſſe dieſer Verbindung ſtören? Sie iſt eine Gemeinſchaft des Höchſten und Beſten, des Glaubens, des Empfindens, des Strebens und Hoffens, deſſen, worin das ewige Leben der Seele beſteht: und davon ſollten nicht Bewegungen des Herzens zeugen, das ſollten nicht Thaten der Liebe bekennen? Sie iſt eine Gemeinſchaft, die uns auf das ſtärkſte für die Liebe in Anſpruch nimmt, die uns um ſo inniger umſchlingt, deren Seliges wir um ſo mehr empfinden, je mehr Liebe wir beſitzen, eine Gemeinſchaft, in der ſich uns alle Herzen öffnen, in der uns allenthalben Liebe entgegen kommt: und wir ſollten es nicht zu unſerm eifrigſten Beſtreben machen, was nur von Liebe in uns iſt, zu ſammeln, zu bewahren, zu verſtärken und zum Herrſchenden in unſerm Gemüthe, zum Bildenden in unſerm Leben zu erhöhen? Aber auch eine edlere Geſtalt, einen weitern Umfang und größere Gegenſtände wird unſre Liebe gewinnen, wenn wir der erhabenen Gemeinſchaft des göttlichen Reiches eingedenk bleiben. Dann kann ſie nicht bloß in dem engern Kreiſe verweilen, der uns zunächſt umgibt: ſie wird ſich über alles verbreiten, was jene Gemeinſchaft in ſich ſchließt: ſie wird ſich denen am meiſten zuwenden, die als die vortrefflichſten, uns durch Geiſt und Herz am meiſten verbrüdert ſind, mit den reinſten Empfindungen wird ſie ſich dieſen zuwenden: auch auf die Weſen einer höhern Welt wird ſie ſich richten, auch den wird ſie umfaſſen, der an der Spitze des heiligen Bundes

ſteht: ſie wird ſich immer mehr in Gottes- und Chriſtus-liebe, in Sinn des Himmels verwandeln, und jeglichem Guten in uns zur Stärkung gereichen.

Laſſet uns indeß nicht überſehen, wie uns die erhabene Gemeinſchaft des göttlichen Reiches auch zur Standhaftigkeit in der Prüfung und zum angeſtrengten Fleiße, Bildung unſers Geiſtes und Herzens ermuntert. Prüfungen, ſchwere Prüfungen, Prüfungen der Luſt und des Schmerzes laſſen ſich von dem Leben des Frommen nicht trennen: in der Prüfung muß jedes Beſſere in uns, müſſen insbeſondere die Ueberzeugungen und Geſinnungen ſich bewähren, durch welche wir an der Gemeinſchaft des göttlichen Reiches Theil haben. Aber wir erdulden die Anfechtung nicht allein: auf allen Plätzen des göttlichen Reiches werden entſcheidende Proben beſtanden: unſre Prüfung iſt das Werk derſelben Weisheit, die alles verbindet; in einem großen Kampfe kämpfen wir mit: dem Reize des Böſen muthvoll widerſtrebend, ſtreiten wir gegen den gemeinſchaftlichen Feind, erleichtern wir den gemeinſchaftlichen Sieg, erringen wir die gemeinſchaftlichen Ehren und Belohnungen: Standhaftigkeit in der Prüfung erhält uns in der Gemeinſchaft der Heiligen Gottes: wir ſind von ſichtbaren und unſichtbaren Zeugen umringt, die mit Theilnahme auf uns hinblicken, die ſich unſrer freuen, wenn wir Treue beweiſen bis ans Ende. Darum wollen wir alle Kräfte aufbiethen, und alle uns verliehenen Mittel benutzen, den Glauben an die Wahrheit und die frommen Gefühle des Herzens zu bewahren, in dem Streben, Wirken und Hoffen, unter

den Verſuchungen des Lebens auszudauern, wodurch wir jener Gemeinſchaft angehören, und wie uns auch zugeſetzt werde, was dabei zu leiſten, zu überwinden, zu erdulden ſey, nichts ſoll von ihr uns ſcheiden. Nicht aufhören wollen wir, an unſrer Bildung zu arbeiten, unſre Einſichten zu vermehren, unſre Ueberzeugungen zu erleuchten und zu befeſtigen, unſre Empfindungen für Gott und das Gute zu erwärmen; nicht ermüden wollen wir, das ungöttliche Weſen an uns zu vertilgen, die Begierden unſers Herzens in Ordnung zu bringen und zu heiligen, in jeder Pflicht uns zu üben, mit jeder Tugend des Chriſten uns zu ſchmücken, nicht ermüden, in unſerm Kreiſe das Werk des Herrn zu fördern, Licht und Recht und Freude um uns her zu verbreiten; mit jedem Tage ſoll unſer Inneres ſich reiner, größer, himmliſcher, unſer Leben thatenreicher ſich darſtellen; denn je weiter wir hierin fortſchreiten, je mehr wir an Vollkommenheit zunehmen, deſto mehr verſichern wir uns der Segnungen der erhabenen und ſeligen Gemeinſchaft im göttlichen Reiche.

Dann wird uns endlich der Gedanke derſelben Troſt und Freudigkeit geben. Was auch ſonſt die Unruhe und der Streit des Lebens antaſten, wohin auch ſonſt die Mühſeligkeit und das Elend dringen, in jene höhern Gegenden, wo die Gemeinſchaft des göttlichen Reiches waltet, vermögen ſie uns nicht zu verfolgen, da wohnt nur Gottesfriede. So lange wir der Welt angehören, theilen wir ihre wechſelvollen Schickſale, werden wir gebeugt von ihrer Noth, geängſtiget von ihren zahlreichen Uebeln, trauern wir um ihre flüchtigen Freuden, weichet das ſorgenvolle Streben nicht von uns. Fühlen wir uns aber in

der Gemeinſchaft des göttlichen Reiches: dann verſchwindet, womit die Welt quält und beſchwert, und nur das, wodurch jene Gemeinſchaft erhebt und beſeligt bleibt unſerm Betrachten und Empfinden; die Bewegungen des Schmerzes und der Bangigkeit löſen in himmliſche Ruhe ſich auf. Euch, Ihr Glücklichen, die Ihr Euch in derſelben befindet, können die Schrecken, womit die Unermeßlichkeit des Ganzen, die Gewalt der Natur und des Verhängniſſes andre überfallen, nicht einmal anwandeln: eine mächtigere Verbindung hält Euch umſchlungen; Ihr gehöret in einen Bund, worin alle Dinge zuſammengefaßt, deſſen Geſetzen alle Dinge unterworfen ſind; Ihr ſeyd theuer geachtete Mitglieder dieſes Bundes; im Himmel ſind Eure Namen angeſchrieben. Möget Ihr zuweilen, dem Scheine nach, allein ſtehen mit Euerm frommen Glauben, mit Euerm redlichen Herzen, mit Euerm kraftvollen Wirken für das Gute: Ihr ſeyd nicht allein, von Euerm Auge nur nicht erkannt, umringen Euch Schaaren von Bundesverwandten. Möget Ihr zuweilen wähnen verlaſſen zu ſeyn von aller Liebe, und nichts als Verkennung, Spott, Haß und Feindſeligkeit anzutreffen: von Euch nur nicht bemerkt, ſind Euch allenthalben Herzen geöffnet und zugethan in warmen und heiligen Gefühlen. Liebe beſeelt die Gemeinſchaft, die Euch zu den Ihrigen rechnet; auch Euch iſt dieſe Liebe geweiht, und die Stunde nahe, wo Ihr den ganzen Reichthum derſelben erfahren werdet. Im Himmel und auf Erden ſeyd Ihr geliebt; was in ſtillen Augenblicken Euch ſo wunderbar und ſo wonnevoll bewegt iſt eine leiſe Ahnung von der Liebe, womit Ihr geliebt ſeyd. Müſſet Ihr im Tode ſcheiden von denen,

die Euerm Herzen unaussprechlich theuer sind: fürchtet auch das nicht, Ihr bleibet in der großen Gemeinschaft des göttlichen Reiches, also auch in der Gemeinschaft der Frommen, die Ihr hier geliebt habt, zu höhern Verbindungen geführt, werdet Ihr nicht aufhören, ihnen nahe zu seyn. Oder suchet Euer nasses Auge sie vergebens in dem glücklichen Kreise, wo sie Euer Trost und Eure Freude waren, weil Gott sie früher zu sich gerufen? Wisset, sie sind Euch nicht verloren, sie leben, sie leben bei Gott: sie leben in der seligen Gemeinschaft, der nichts, was ihr angehört, entrissen werden kann, die alles Getrennte neu und fester verbindet, auch für Euch leben sie, und Ihr sollt sie wiederfinden, wenn Ihr einst die letzte Prüfung überstanden, und darin Glauben gehalten habt. Darum gehet muthig und froh, voll des Gedankens einer künftigen noch nähern und seligern Gemeinschaft mit ihnen und mit allen Verklärten, den Weg der Heiligung, gläubig hoffend den Blick gen Himmel gewendet, wo Ihr das antreffen werdet, was Ihr nie sahet und doch liebtet und auch Ihr dem Gott die Herrlichkeit verliehen hat. Du aber, o Herr, hilf uns in unserer Schwachheit, hilf uns würdig kämpfen und dulden, unterstütze uns, wann wir wanken, erquicke uns, wann wir ermüden, richte uns auf, wann wir dahin sinken, erhalte uns in der Gemeinschaft deiner Heiligen, und wann wir einst den Staub der Erde verlassen, dann breite uns die Arme deiner Liebe aus, und nimm uns gnädig auf in deine ewigen Reiche.

# Glaubensbekenntniß

Seiner Königlichen Hoheit

des Prinzen

# Friedrich Wilhelm Ludwig

# von Preußen

nebst den

zur Confirmation

und ersten Communion des Prinzen

gehörigen Reden

und

einem Anhange

herausgegeben

von

Friedrich Ehrenberg,

Königlichem Consistorialrathe.

Berlin, bei Dieterici, 1812.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Seiner Königlichen Hoheit

dem Prinzen

# Friedrich Wilhelm Ludwig

von Preußen.

Durchlauchtigster Prinz!

Euer Königlichen Hoheit lege ich das von Ihnen selbst aufgesetzte Bekenntniß Ihrer religiösen Ueberzeugungen und Vorsätze, nebst den auf Ihre Aufnahme in die christliche Religonsgesellschaft sich beziehenden Reden und dem Wichtigsten aus unsern letzten Unterredungen, zu Füßen, mit

dem innigen Wunſche, daß Euer Königliche Hoheit dadurch oft mögen veranlaßt werden, die guten Eindrücke jener feyerlichen Handlung und die Empfindungen und Entſchließungen, die da Ihre Seele erfüllten, zu erneuern, und den Segen derſelben über alle Ihre Tage zu verbreiten.

Die Stunden, wo es mir vergönnt war, mich mit Euer Königlichen Hoheit über die heiligſten Angelegenheiten des Menſchen zu unterhalten, zähle ich zu den glück-

lichſten meines Lebens; ſie haben mir reine und hohe Freuden gewährt.

Die Aufmerkſamkeit und Theilnahme, welche Sie den Wahrheiten der Religion geſchenkt, die warmen Gefühle für Gott und die Tugend und die edeln Geſinnungen, die Sie da ſo oft geäußert haben, werden mir bis an mein Ende eine rührende, erhebende und frohe Erinnerung ſeyn. Es iſt meinem Herzen Bedürfniß, Ihnen dieſes zu ſagen.

Ich füge nur noch die Bitte hinzu, daß **Euer Königliche Hoheit** die huldreichen Geſinnungen, die ich bis dahin ſo glücklich geweſen bin zu erfahren, ferner erhalten wollen und verharre in tiefſter Ehrerbietung

**Euer Königlichen Hoheit**

Berlin, den 23ſten März
1812.

unterthänigſter und getreuer Diener
Ehrenberg.

# Vorbericht.

Das hier folgende Glaubensbekenntniß iſt von Sr. Königl. Hoheit ſelbſt aufgeſetzt, und nur hier und da im Ausdrucke von dem Herausgeber verändert worden. Daß es keine weitere Ausführungen, genauere Erörterungen und ſorgfältigere Entwickelungen enthält, rührt von der Beſtimmung deſſelben, öffentlich vorgeleſen zu werden, her. Ueber einzelne wichtige Puncte haben Se. Königliche Hoheit Sich in einer nach dem Vorleſen angeſtellten Unterredung näher erklärt, und dabey von Ihrer Bekanntſchaft mit den erläuternden und beweiſenden Stellen der heiligen Schrift Beweiſe gegeben.

Der Herausgeber hat es, bey dem wichtigen Geſchäfte, Se. Königliche Hoheit in den Lehren unſrer heiligen Religion zu unterrichten, für ſeine Pflicht gehalten, Ihnen das vorzutragen, was nach ſeiner Ueberzeugung chriſtliche Wahrheit iſt, dabey aber auch nicht unterlaſſen, Sie mit andern Vorſtellungsarten bekannt zu machen, und Sie dadurch zur eignen freyen Unterſuchung der Wahrheit in den Stand zu ſetzen.

Es iſt an dem Königlich Preußiſchen Hofe gewöhnlich, daß die Prinzen und Prinzeſſinnen des Hauſes erſt in dem

Alter der reiferen Ueberlegung zu Chriſten angenommen werden, welche weiſe und ehrwürdige Einrichtung in den höhern Ständen der Hauptſtadt, ſo weit des Verfaſſers eigne Erfahrungen reichen, faſt allgemeine Nachahmung findet. Se. Königliche Hoheit hatten bey Ihrer Confirmation am 31ſten Januar d. J. bereits ſeit mehreren Monaten Ihr achtzehntes Jahr angetreten.

Die angehängte Zuſchrift umfaßt das Wichtigſte aus den Unterredungen in den letzten der Confirmation vorhergehenden Tagen, was ſich nicht eignete in die Confirmationsrede aufgenommen zu werden. Da es zum Theil in Erweiterungen deſſen beſteht, was in dieſer nur kurz angedeutet iſt: ſo war es unvermeidlich, hier und da auf in denſelben berührte Gegenſtände zurück zu kommen, welches man geneigt entſchuldigen wird.

Mögen denn die, wie der Herausgeber bezeugen kann, tief in dem Herzen unſers geliebten und hoffnungsvollen Prinzen begründeten Geſinnungen auch bey andern viel Erbauung ſtiften.

# Einleitung

der

# Confirmationshandlung.

Allenthalben, o Gott, bist du uns nahe, am meisten aber da, wo wir in deinem Nahmen zu heiligen Geschäften versammelt sind; indem wir andachtsvoll auf dich unsere Gedanken richten, und deine Wahrheit unserm Geiste vergegenwärtigen, erfahren wir in hohen und seligen Empfindungen deinen stärkenden Einfluß. Darum erheben wir vor allem in dieser feyerlichen, deiner Verehrung geweihten Stunde zu dir in Demuth und Zuversicht unsre Herzen, und flehen, daß du dich gnädig zu uns wendest, und uns deinen Segen verleihest. Dieser Prinz steht hier vor dir, seinen Glauben an dich und den, welchen du gesandt hast, zu bezeugen, mit den großen Hoffnungen der Christen seine Seele zu erfüllen, und im Bewußtseyn derselben dir seine

Jugend und alle Tage ſeines Lebens anzugeloben und hinzugeben. O, laß ihn den Frieden deiner Nähe fühlen, daß ſein Herz freudig werde, daß er getroſt und freymüthig ſeine Bekenntniſſe und Gelübde ausſpreche, daß die Vorſätze, die er gefaßt hat, und jetzt dir darlegen will, ſich ſeinem Gemüthe tief und unauslöſchlich eindrücken, und der Ernſt derſelben, wie er jetzt ihn beſeelt, ihn durch das ganze Leben begleite. Uns allen aber gereiche dieſe heilige Handlung zur Erweckung, zur Belebung des Geiſtes und zur Befeſtigung in den edeln Geſinnungen der wahren Frömmigkeit und der dir wohlgefälligen Tugend. Amen.

Kein höheres und heiligeres Anſehen gibt es für uns, als das, womit die Wahrheit entſcheidet und über uns gebiethet. Was von der Welt iſt wandelt und wechſelt; die Wahrheit ſtammt vom Himmel und bleibet in Ewigkeit. Auf welche Weiſe ſie ſich uns zu vernehmen gebe, ſey es in der Betrachtung der Welt, ihrer Einrichtungen und Veränderungen, in den Ausſprüchen des Gewiſſens, in den Geſetzen unſrer Vernunft oder in den Belehrungen, welche wir von andern empfangen: immer redet durch ſie Gott zu uns, ſein Weſen und ſeine Rathſchlüſſe uns zu offenbaren, und uns die Wege zu zeigen, die wir

wandeln ſollen. Unſre edelſten Kräfte ſind es, mittelſt welcher wir nach ihr ſtreben, und ihrer Belehrungen theilhaftig werden; unſre edelſten Bedürfniſſe ſind es, die bey ihr Befriedigung finden. Nicht uns ſelbſt, ſondern der Wahrheit gehören wir daher auch an; ihr bleiben wir in unſerm Denken, in unſerm Wollen und in allem unſern Thun heilig verpflichtet; nichts kann uns von der unbedingten Ehrfurcht und dem unterwerfungsvollen Gehorſam entbinden, welche wir ihr ſchuldig ſind. In der Wahrheit muß unſer Leben ſich heiligen, damit es ſeine Beſtimmung erreiche, und vor Gott Werth erlange, damit es ein würdiges und ſeliges, und für eine höhere Welt geſchickt werde. Auf ſie müſſen wir alle Hoffnungen gründen, die wir mit Zuverſicht bey uns zu unterhalten wünſchen. Eine gröſſere Ehre können wir uns ſelbſt nicht erweiſen, als wenn wir der Wahrheit die Ehre geben.

Jeſus Chriſtus, der Sohn des Himmels, iſt dieſer Wahrheit Zeuge auf Erden geworden. Ihm verdanken wir eine über alles Irren und Wähnen erhabene, untrügliche und vollſtändige Erkenntniß derſelben, ſo weit ſie ſich auf unſre wichtigſten und höchſten Angelegenheiten bezieht. Seiner Wahrheit werden wir daher ſchon gleich nach unſrer Geburt durch die Taufe geweiht, zum Zeichen, daß ſie das

früheſte und heiligſte Recht an uns hat; für ſie bekennen wir uns feyerlich, ihr geloben wir uns an, daß ſie unſer Herz beſitze und unſer Leben regiere, wenn wir im Jünglingsalter zu gereiften Einſichten und zu einer geprüften Ueberzeugung gelangt ſind.

Zu dieſem Zwecke iſt der Prinz vor **Euer Majeſtät** und dieſer erhabenen Verſammlung erſchienen. **Seine Königliche Hoheit** haben der Wahrheit einen offenen Sinn und ein ſehr empfängliches Gemüth entgegen gebracht; **Sie** haben ihren Belehrungen eine gefühlvolle Aufmerkſamkeit geſchenkt; **Sie** haben das Wort der Wahrheit, wie Jeſus Chriſtus es uns verkündigt hat, mit der Ehrfurcht gehört, die ihm gebührt, und es in **Ihr** Herz geſchloſſen, **Ihr** Herz iſt von einer frommen Wärme durchdrungen; **Sie** haben **Ihren** Sinn und Wandel nach demſelben erforſcht; **Sie** wünſchen immer zu denken und zu handeln, wie es uns anweist, und wollen dieſen **Ihren** feſten Vorſatz jetzt öffentlich und vor Gott erklären.

Reden Sie, **theuerſter Prinz**, mit dem Bewußtſeyn, daß **Sie** in der heiligſten Angelegenheit **Ihres** Lebens vor Gott ſtehen; entfernen **Sie** durch dieſen Gedanken, alles, was **Sie** ſtören, was **Sie** ſchüchtern oder verlegen

machen könnte; lassen Sie Ihre Seele ungetheilt auf die Sache gerichtet seyn, die zunächst Ihren Gott und Ihr Herz angeht; erheben Sie Ihr Herz über alles, was sichtbar ist. Reden Sie im Vertrauen auf den, der jetzt wohlgefällig auf Sie herabblickt, und Sie stärken wird, mit der Freudigkeit und dem Muthe, die ein so großes und frohes Geschäft Ihnen einflößen muß.

Das

# Glaubensbekenntniß

## Seiner Königlichen Hoheit.

Ich glaube, daß es außer und über der Welt, die ich durch meine Sinne wahrnehme, eine unsichtbare und ewige gibt, der auch wir durch unsern Geist angehören, und für die wir in der sichtbaren Welt gebildet werden. Ohne diese Annahme könnte ich das Daseyn der sichtbaren Welt und die in derselben herrschende Ordnung nicht erklären; und mein Herz hat Wünsche, die alles, was die sichtbare Welt in sich schließt, nicht zu befriedigen vermag. Mein stärkstes Verlangen und meine froheste Hoffnung sind auf das Unsichtbare gerichtet. Ich würde mich höchst elend fühlen, wenn ich darauf nicht vertrauen dürfte.

Ich glaube alſo auch an ein höchſtes Weſen, welches Herr der Welt und mein Gott und Vater iſt. Aus der Einrichtung meiner Vernunft geht der Gedanke eines höchſten Weſens nothwendig und unabweislich hervor. Die Welt kann nicht aus und für ſich ſelbſt ſeyn; ſie muß durch ein von ihr verſchiedenes Weſen ihr Daſeyn und ihr fortdauerndes Beſtehen haben. Auch finde ich in derſelben eine Regelmäßigkeit und Uebereinſtimmung aller Anordnungen, die auf einen vernünftigen Urheber hinweiſen. Mein Gewiſſen, dieſer Geſetzgeber und Richter meiner Handlungen, zeugt von einem höhern Geſetzgeber und Richter, deſſen Stimme es iſt, und von welchem es ſeine Kraft und ſein Anſehen hat.

Ich glaube, daß ich durch meine Vernunft Gott und ſeinen Willen erkennen kann; halte es aber für eine ſehr große Wohlthat, daß wir noch nähere Offenbarungen Gottes beſitzen, die unſre Vernunft erleuchten, und vor Verirrungen ſchützen, und uns über das höchſte Weſen, ſeine Abſichten mit uns und

das, was wir von ihm erwarten dürfen, die befriedigendsten Aufschlüsse geben. Nachdem sich Gott schon in den frühesten Zeiten auserwählten Menschen mitgetheilt, nachdem er späterhin das Israelitische Volk durch Moses und eine Reihe von erleuchteten Männern hat belehren lassen, hat er sich zuletzt und am vollkommensten der Welt durch Jesum und seine Apostel kund gethan. Ich erkenne den Unterricht Jesu für einen göttlichen, weil ich in keinem menschlichen Wort diese einleuchtende Wahrheit und Weisheit, diese Einfalt, Schönheit und Kraft finde, und weil kein menschliches Wort so auf das Herz wirkt als die Lehre Jesu. Ueberdies hat sich Jesus durch Vorhersagung künftiger Dinge und durch solche Thaten, die nur durch göttlichen Einfluß verrichtet werden können, als den Gesandten Gottes erwiesen. Auch die Lehre der Apostel halte ich für göttlich: denn Jesus hatte sie zu seinen Gesandten erwählt, und ihnen den Geist der Wahrheit verheißen, der sie in alle Wahrheit leiten sollte.

gen Religion, die in den Aussprüchen Jesu und seiner Apostel enthalten ist. Ich bin ein Christ, und hoffe als Christ zu leben und zu sterben. Die Bibel ist mir ein überaus ehrwürdiges, ein heiliges Buch. In sie sind die außerordentlichen Offenbarungen Gottes und die Geschichte derselben niedergelegt; sie verkündigt mir Gottes Wahrheit, und lehrt mich, einen ihm wohlgefälligen Wandel führen. Ich will sie stets verehren und dankbar benutzen, und wenn ich darin etwas Dunkles oder mir Anstößiges entdecke, so will ich sie deßwegen nicht verachten und verwerfen, sondern mich um Zurechtweisung darüber bemühen.

Als Christ bin ich überzeugt, daß nur Ein Gott, daß er ein Geist, und zwar der vollkommenste Geist, daß er ewig, unveränderlich, allgegenwärtig, allmächtig, heilig, gütig, gerecht, allwissend, höchstweise und selig, seinem Wesen nach aber über all mein Denken und Begreifen erhaben ist, und eine gränzenlose Verehrung von mir fordern kann,

nichts zu den erhabensten Zwecken, zu seiner Verherrlichung durch die vernünftigen Geschöpfe hervorgebracht, und alles auf das Beste angeordnet hat, ob ich mich gleich bescheide, bey meiner menschlichen Beschränktheit nicht alle Einrichtungen Gottes beurtheilen zu können. Je besser ich indeß die Werke Gottes kennen lerne, desto mehr erfüllt mich ihre Größe, ihre Pracht und ihre Weisheit mit Bewunderung.

Auf Erden ist der Mensch das vornehmste Geschöpf Gottes. Mit mancherley edeln Fähigkeiten und Kräften ausgerüstet, trägt er in seiner Vernunft das Bild seines Schöpfers an sich. Durch diese stehen wir mit Gott in Verbindung. Als vernünftige Geschöpfe können wir uns mit unsern Gedanken und Bestrebungen weit über die sichtbare Welt erheben, und sind fähig, die Wahrheit zu erkennen, das Gute zu wollen und zu vollbringen, und dadurch zu immer größerer Aehnlichkeit mit Gott zu gelangen. Darin hat auch Gott mir eine Würde verliehen, die ich weit höher achte, als alle Vorzüge, die mir

mein Stand vor andern Menſchen gibt. Dieſe Würde meiner Natur, im Kampfe mit den ſinnlichen Gefühlen und Begierden zu bewahren und zu erhöhen, das edle menſchliche Weſen in mir auszubilden, und ſo nach Uebereinſtimmung mit Gott, nach Vollkommenheit und Seligkeit zu trachten, erkenne ich für die erhabene Beſtimmung meines Lebens. Echte Frömmigkeit und Tugend ſind das Wichtigſte, worauf es hierbey ankommt, ſie ſind der edelſte Theil meiner Beſtimmung; auf ſie müſſen daher auch meine eifrigſten und ſorgfältigſten Bemühungen gerichtet ſeyn. Es iſt meine heiligſte Angelegenheit, dahin zu ſtreben, daß ich meine Beſtimmung erreiche; hierauf beruht der ganze Werth meines Daſeyns. Ihr will ich daher auch meine Zeit und meine Kräfte auf das gewiſſenhafteſte weihen.

Denn ich weiß, daß ich nicht bloß für dieſe Welt da bin. Meine Seele iſt unſterblich; davon überzeugt mich die große Beſtimmung, die Gott mir angewieſen hat, und die ich in dem gegenwärtigen Leben nicht erreichen

kann; davon überzeugen mich auch die vielen Anlagen, die hier nicht vollständig entwickelt werden, und die uns doch nicht umsonst gegeben sind, besonders, wenn ich mich an diejenigen erinnere, die eine so kurze Zeit hier auf Erden zubringen, und an diejenigen, denen es an Gelegenheit und Mitteln zur Ausbildung ihres Geistes fehlt. In dem gegenwärtigen Leben gehet es oft den Schlechten wohl, während der Tugendhafte mit Druck und Mißgeschick zu kämpfen hat; dies würde mit der Gerechtigkeit Gottes streiten, wenn es kein andres Leben gäbe, wo das Gute belohnt und das Böse bestraft wird. Auch würde man ohne ein zukünftiges Leben die zahlreichen Uebel des gegenwärtigen nicht mit der Güte Gottes vereinigen können. Hier ist alles unvollkommen und vergänglich, aber das unvertilgbare Verlangen der Seele bleibt auf das Vollkommene und Unveränderliche gerichtet. Ueberdies weisen die vielen Räthsel und Verwirrungen in dem gegenwärtigen Leben auf ein künftiges hin, in welchem

an die Unſterblichkeit meiner Seele wird mir endlich noch dadurch beſtätigt, daß mein Bewußtſeyn mich nöthigt, den Geiſt für etwas vom Körper Verſchiedenes zu halten, das nicht mit dem Körper zerſtört wird, obgleich der Geiſt in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande bey einem geſchwächten und zerrütteten Körper ſeine Kräfte nur unvollkommen äußern kann. Wir dürfen zuverſichtlich von Gott erwarten, daß er ein ſo edles Weſen, als der Geiſt, beſonders der gebildete Geiſt, des Menſchen iſt, ewig erhalten werde.

Vernunft und Schrift belehren mich, daß alle Dinge, in ihrem Zuſammenhange und in ihrer Ordnung, allein durch den allmächtigen Einfluß Gottes fortdauernd beſtehen, und daß die Veränderungen, die ſich in der Welt zutragen, theils von Gott ſelbſt herbeygeführt, theils zwar durch Menſchen verurſacht, aber doch von Gott zur Beförderung ſeiner erhabenen Abſichten geleitet werden, daß alſo nichts anders, als nach dem weiſen und gütigen Willen Gottes geſchehen kann. Ich glaube eine

und seiner Schicksale von Gott, eine Wirksamkeit Gottes, die sich überall erweist, einen Rathschluß Gottes, der allenthalben ausgeführt wird. Ich glaube an eine göttliche Vorsehung, die nicht bloß das Große und Ganze, sondern auch das Allerkleinste zum Gegenstande hat, weil ohne Berathung des Geringfügigen keine Fürsorge für das Wichtige möglich wäre. Die angenehmen und frohen Ereignisse wie die unangenehmen und traurigen, die heitern und die trüben Tage und Stunden meines Lebens, die Güter, die mich erfreuen und die Beschwerden, die ich zu tragen habe, die Gewährungen und die Versagungen, die ich erfahre, die Zeit und die Umstände meiner Geburt und meines Ausganges aus der Welt: dieses alles ist von Gott väterlich angeordnet. Doch kommt es bey dem Letzten darauf an, daß ich die Bedingungen erfülle, unter welchen mir dieses Ziel gesetzt ist. Ich weiß wohl, daß ich selbst durch Unbesonnenheit und ein pflichtwidriges Verhalten mein Leben verkürzen kann, und daß

die größten Nachtheile zuziehen würde. Das viele Böſe, welches auf Erden verübt wird, beunruhigt mich in meinem Glauben an die göttliche Vorſehung nicht: denn darüber haben wir nicht Gott, ſondern die Menſchen anzuklagen, die von der ihnen verliehenen Freyheit einen ſchlechten Gebrauch machen; ohne Freyheit des Willens aber hätte der Menſch ſeine Beſtimmung nicht erreichen können. Indeß zeigt ſich doch hierbey Gottes Vorſehung wirkſam, indem ſie ſehr viel Böſes verhindert, immer aber die Folgen deſſelben ſo lenkt, daß ſie mit ſeinen hohen Abſichten übereinſtimmen; alles Böſe, was Menſchen verüben, wird unter der Regierung Gottes ein Mittel des Guten, wie dieſes auch durch die Erfahrung aller Zeiten beſtätigt worden iſt. Die zahlreichen Leiden unſers irdiſchen Lebens bezwecken unſer Beſtes, ſie ſollen unſre ſittliche Beſſrung, die Läuterung und Veredlung unſers Weſens, und dadurch unſre wahre ewige Glückſeligkeit befördern. Daher will ich mich auf das eifrigſte beſtreben, das Unge-

Gelaſſ[illegible]und frommer Ergebung in den Willen [illegible] und froher Hoffnung auf ein beſſres [illegible] zu ertragen, und zu meiner Bildung gewiſſenhaft zu benutzen. Jedes Angenehme will ich als ein theures Geſchenk Gottes anſehen, und mit dankbarem Herzen ſeiner mich freuen. In allen Lagen und Verhältniſſen meines Lebens will ich zufrieden und guter Zuverſicht ſeyn. Wo ich den Rath Gottes nicht verſtehe, will ich mich ihm demuthsvoll unterwerfen, und getroſt erwarten, wie er zu einem herrlichen Ende denſelben hinausführen werde.

Gott iſt allen Menſchen behülflich, daß ſie ihre Beſtimmung erreichen können, und hat deßwegen von je her weisheitsvolle Anſtalten getroffen, die Menſchen zu belehren, zurechtzuweiſen und zu erwecken. Die erhabenſte, umfaſſendſte und wirkſamſte iſt das Werk Jeſu, den er zum moraliſchen Retter der Welt und zum Stifter eines göttlichen Reiches, in welchem die Menſchen, durch Glauben und Liebe mit einander verbunden, gemeinſchaftlich Gott verehren und ſich für

das

das zukünftige Leben bilden ſollten, verordnet hat. Die Menſchen befinden ſich in einem Zuſtande der moraliſchen Zerrüttung, böſe Neigungen ſind in ihnen herrſchend und böſe Handlungen werden von ihnen verübt. Viele unter ihnen ſind in tiefes Verderben verſunken, und alle fehlen mannichfaltig. Jeſus mußte es ſich deßwegen angelegen ſeyn laſſen, ſie von der Sünde und ihren traurigen Folgen zu befreyen, die Würde ihrer Natur wieder herzuſtellen, und dadurch ihre wahre Glückſeligkeit in dieſer und der zukünftigen Welt zu begründen.

Ich erkenne an Jeſu eine Würde, die ihn weit über alles Menſchliche erhebt. Er iſt der reinſte und vortreflichſte Menſch, aber gewiß noch mehr als bloßer Menſch geweſen. Er hat in einer Verbindung mit Gott geſtanden, deren nie ein Sterblicher ſich rühmen durfte. Göttliches Weſen und göttliche Kräfte ſind in ihm geweſen, ſo daß er von ſich ſagen konnte: wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater. Daher nennt ihn die Schrift den Sohn Gottes, den Glanz ſeiner Herr-

lichkeit und das Ebenbild ſeines Weſens. Eine göttliche Hoheit hat ſich in allen Reden und Thaten Jeſu geoffenbart.

Um uns hat ſich Jeſus unausſprechlich große Verdienſte erworben. Er hat uns nicht bloß in ſeinem Evangelio die befriedigendſten Belehrungen über unſre höchſten Angelegenheiten, den kräftigſten Troſt in allem Unglück, die beſte Anweiſung und die ſtärkſten Ermunterungen zum Leben für unſre Beſtimmung gegeben, ſondern uns auch in ſeinem heiligen Sinne und Wandel das vollkommenſte Vorbild aufgeſtellt, ſo daß wir uns ſeiner Führung ungetheilt überlaſſen, und dabey völlig ſicher ſeyn können, unſer Heil nicht zu verfehlen. Ihm, dem Weiſeſten und Edelſten unter allen, die gelebt haben, gelobe ich freudige Verehrung und treue Nachfolge; ich werde mich bemühen, ſein Wort zu halten, und geſinnet zu ſeyn, wie er geſinnet war.

Freywillig hat Jeſus die ſchwerſten Leiden erduldet, und ſein Leben zur Erlöſung der Menſchen am Kreuze aufgeopfert. Lei-

bend und ſterbend hat er die Wahrheit ſeiner Lehre beſtätiget, und uns ein Beiſpiel gegeben, wie wir in unſern Leiden Geduld, Sanftmuth und Verſöhnlichkeit beweiſen, unſerer Ueberzeugung und unſerer Pflicht eine unerſchütterliche Treue beweiſen, und mit froher Ergebung und Zuverſicht zu Gott unſer Leben beſchließen ſollen. Vornehmlich aber ſtarb Jeſus als Opfer für die Sünde der Welt, und zwar als letztes, immer gültiges Opfer, wodurch eine ewige Verſöhnung iſt gefunden worden. Seinem Tode verdanken wir es, daß wir, ſo bald wir allem ungöttlichen Weſen von Herzen entſagen, ungeachtet unſrer frühern Verſchuldungen, und der uns noch anklebenden Fehler und Schwachheiten, zu den gnädigen Geſinnungen Gottes Vertrauen faſſen, und uns, bey einem redlichen Sinne, ſeiner Liebe im Leben und Sterben verſichert halten können. Er ſelbſt nennt ſein Blut das Blut des neuen Bundes, das zur Vergebung der Sünde vergoſſen würde. Auch für mich iſt Jeſus Chriſtus geſtorben; ſeine großmüthige Aufopferung verpflichtet mich

zur innigsten Dankbarkeit. In dieser Dankbarkeit soll ihm stets mein Herz geweiht und ergeben seyn.

Ich bin überzeugt, daß Jesus Christus von Gott wieder aus dem Tode erweckt worden ist. Ich glaube dieses auf das Zeugniß seiner Apostel, die ihn nach seinem Tode zum öftern gesehen, und mit ihm umgegangen sind. Ihr Zeugniß erlangt für mich dadurch die höchste Zuverlässigkeit, daß sie für dasselbe, ohne davon irgend einen Vortheil erwarten zu dürfen, Schmach und Verfolgung, das größte Ungemach und die härtesten Mißhandlungen erduldet, und zum Theil ihr Leben unerschrocken und freudig aufgeopfert haben. Die Auferstehung Jesu macht mich noch gewisser von der erhabenen Würde seiner Person, von der Göttlichkeit seiner Sache und von meiner Fortdauer nach dem Tode.

Ich glaube, daß Jesus Christus von Gott zur höchsten Macht, Ehre und Herrlichkeit ist erhoben worden, daß er im Himmel seine Sache auf Erden beschützt, leitet

und befördert, daß er seinen Verehrern nahe ist, und sich ihrer kräftig annimmt, und daß daher sein Werk bestehen und fortgehen wird bis an der Welt Ende, wie er verheißen hat.

Am ersten Pfingsttage empfingen die Jünger Jesu, nach seiner Zusage, den Geist der Wahrheit oder die himmlischen Kräfte, wodurch ihre Seelen erleuchtet, begeistert und mit dem Muthe erfüllt wurden, die Lehre Jesu überall auszubreiten, und ihm eine Gemeine zu sammeln. Dieser Geist Gottes ist zu allen Zeiten für das Wahre und Gute wirksam gewesen, und wird sich immer in der Erhaltung und Vermehrung des Wahren und Guten wirksam zeigen. Durch das Evangelium Jesu, durch unser Gewissen, durch die Eindrücke, welche die Natur auf unser Herz macht, durch die Verhältnisse, in welchen wir mit andern Menschen stehen und durch die Schicksale unsers Lebens gibt er uns die Antriebe und Unterstützungen, deren wir zu unsrer sittlichen Bildung bedürfen, und nur von der Achtung, die wir ihm beweisen und von der treuen Be-

nutzung der uns angebothenen Hülfen hängt es ab, ob wir unser Ziel erreichen werden.

In der von den Apostеln gestifteten christlichen Kirche sind öffentliche Andachtsübungen dazu angeordnet, daß wir in denselben gemeinschaftlich Gott unsre Verehrung bezeugen, uns durch heilige Betrachtungen erbauen, zu frommen Gefühlen und edlen Entschließungen erwecken, und in allem Guten befestigen. Es ist die Pflicht eines jeden Christen, daran Theil zu nehmen, und sich hier in Liebe mit denen zu vereinigen, die, wenn sie auch in ihren bürgerlichen Verhältnissen tief unter ihm ständen, doch mit ihm gleiche Bedürfnisse, gleiche Obligenheiten, gleiche Hoffnungen, gleiche Würde und Bestimmung und vor Gott gleiche Rechte haben. Auch ich bin dies Gott, meiner Religion, meiner eignen Wohlfahrt und meinen Mitmenschen schuldig, die auf mein Bryspiel sehen werden. Es soll mir daher stets ein angenehmes Geschäft seyn, und gewiß werde ich davon großen Segen an meinem Geiste und Herzen erfahren.

Jesus selbst hat zwey symbolische Hand-

lungen eingesetzt, wodurch wir uns für ihn bekennen, und in seiner Verehrung stärken sollten: die Taufe und das Abendmahl.

Durch die Taufe werden wir in die Gemeine der Christen aufgenommen, und verpflichtet, das Evangelium Jesu heilig zu halten, und nach den Vorschriften desselben unsre Gesinnungen und unser Verhalten einzurichten, damit wir uns seiner herrlichen Verheißungen getrösten können. Das Sinnbildliche dieser Feyerlichkeit bezeichnet die Reinigung der Seele, als die vornehmste Forderung des Evangeliums und die wichtigste Angelegenheit, welche Christen zu besorgen haben. Die Taufe wird deßwegen schon an den Kindern verrichtet, damit wir uns erinnern, daß sie vernünftige, unsterbliche, zur Religion bestimmte Geschöpfe sind, und sie frühe Gott weihen.

Das heilige Abendmahl stiftete Jesus in der letzten Stunde seines Lebens zu seinem Gedächtniß. Wir sollen uns bey demselben feyerlich an ihn, und besonders an sein Leiden und Sterben erinnern, uns zur innigen

Hochachtung, zur frommen Dankbarkeit, zur herzlichen Anhänglichkeit an ihn, zum willigen Gehorsam gegen seine Gebote und zu seiner treuen Nachfolge ermuntern, und allen Trost, den seine Lehre und sein Tod in sich schließt, tief empfinden, und uns unsrer Hoffnungen freuen. Wir bekennen, indem wir diese Handlung begehen, öffentlich und mit heiligen Vorsätzen unsern Glauben an Jesum und unsre Theilnahme an dem neuen Bunde, wofür er sein Blut vergossen hat, wir erwecken uns zu einem würdigen Ernste in der Führung unsers Lebens, und erwärmen uns zur herzlichen Bruderliebe. Ich erkenne meine Verpflichtung, meinen großen Lehrer und Erlöser und mein erhabenstes Vorbild durch Erfüllung seines letzten Willens zu ehren, und ich segne die Stunde, wo ich mich zum ersten Male mit der Gemeine zu diesem rührenden Geschäft vereinigen werde. Ich will mich aber auch bemühen, daß ich dasselbe immer als ein würdiger Jünger Jesu verrichte.

Wenn die Verdienste, die sich Jesus

um uns erworben hat, uns zu Gute kommen ſollen: ſo müſſen wir ihm vor allem einen gefühlvollen Glauben weihen, der nicht bloß Sache des Verſtandes, ſondern auch Sache des Herzens iſt, und aus einem reinen Sinne für das Wahre, Gute und Heilige und dem aufrichtigen Verlangen nach Belehrung, Stärkung und Troſt unter den Verſuchungen und Bekümmerniſſen unſers Lebens hervorgeht. Dieſen Glauben fordert Jeſus, er verſichert, wer denſelben beſitze, der habe das ewige Leben. Der Glaube bringt uns mit Jeſu in genaue Vereinigung, und wird in uns eine wirkſame Kraft zu allem Guten.

Im Glauben an Jeſum und in der damit verbundenen Liebe zu ihm, ſollen Chriſten Gott Ehrfurcht beweiſen in Gedanken, Worten und Werken, ihn in Demuth, ſowohl in der Stille als öffentlich, anbeten, ſich durch Betrachtung ſeiner herrlichen Einrichtungen und ſeiner unzählbaren Wohlthaten zur Bewunderung, zum Lobe und zum Dank gegen ihn ſtimmen, ſeine Ehre auf Erden befördern, mit ſeinen Anordnungen zufrie-

den seyn, im Leiden Geduld üben, in der Gefahr nicht verzagen, sich von ängstlichen Sorgen befreyen, im festen und kindlichen Vertrauen auf ihn getrost das Zukünftige erwarten. Christen sollen sich endlich bestreben, daß das liebenswürdigste und gütigste Wesen auch ihre reinste und höchste Freude werde, und sie aus Freude über dasselbe seinen Willen thun. Das ist wahre Frömmigkeit. Wenn diese in meinem Herzen wohnt: dann wird es mir auch Bedürfniß seyn, mich oft im Gebete mit Gott zu unterhalten, und ihm alle meine Gedanken, Gefühle, Wünsche mitzutheilen.

Christen sollen in sich und in andern die Würde der menschlichen Natur achten, und sich vor allem hüthen, wodurch dieselbe in ihnen selbst oder in ihren Mitmenschen geschändet wird; sie sollen die Absichten Gottes in sich und andern aus reinem Wohlwollen befördern. Sie sollen sich also einer nützlichen und rühmlichen Thätigkeit weihen, in und außer ihrem Berufe eifrig, muthvoll, bedachtsam, und unermüdbar für das allge-

meine Beste, besonders aber für die Ehre und das Wohl ihres Vaterlandes aus allen Kräften wirken, und dabey keine Aufopferung scheuen. Auch diejenigen, welche Gott auf Erden hoch gestellt hat, haben diese Verpflichtung auf sich, ja dieser Standpunct ist ihnen darum angewiesen worden, damit sie von demselben desto mehr Gutes um sich her verbreiten, und sie ziehen sich eine sehr schwere Verantwortung zu, wenn sie ihrer erhabenen Obliegenheiten bey einer leichtsinnigen und üppigen Lebensart vergessen. Christen sollen sich der Mäßigkeit, der Keuschheit, einer weisen Sparsamkeit, des Ernstes und der Bedachtsamkeit bey wichtigen Schritten befleißigen, sich durch vernünftige Ehrliebe auszeichnen, im Genusse der Weltfreude nie ihr Gewissen verletzen, oder wichtigere Angelegenheiten versäumen, sondern denselben als ein Mittel betrachten, sich zur Erfüllung ihrer Pflichten zu erheitern und zu stärken. Sie sollen in der Bildung ihres Geistes und Herzens nie still stehen, sondern sich immer mehr mit den Schätzen bereichern, die dem Men-

ſchen einen unvergänglichen Werth geben. Sie ſollen gegen jeden gerecht, wahrhaftig, aufrichtig, hülfreich und dienſtfertig, friedſam, leutſelig und höflich, gegen Unglückliche theilnehmend, barmherzig und wohlthätig, gegen Geringe herablaſſend und freundlich, gegen Wohlthäter dankbar ſeyn, ihren Beleidigern vergeben, ihren Feinden Gutes erzeigen, ihren Freunden und Angehörigen zärtliches Wohlwollen, treue Ergebenheit und ſchonende Nachſicht, denen aber, die Gott über ſie geſetzt hat, Ehrfurcht beweiſen. Dieſes alles erkenne auch ich für meine heilige Pflicht.

Da indeß die Menſchen von Natur unter der Herrſchaft ihrer ſinnlichen Neigungen ſtehen, die ſie ſehr oft mit den Geſetzen Gottes in Widerſpruch bringen: ſo muß ihr Herz durch angeſtrengte Bemühungen erſt zum Guten gebildet werden, damit ſie im Stande ſeyen, die Geſetze Gottes zu erfüllen. Das Evangelium, welches ihnen die nöthige Hülfe hierzu anbiethet, verlangt daher von ihnen eine völlige Sinnesänderung und Erneuerung

ihres Weſens, durch Erforſchung ihrer Fehler, durch aufrichtige Reue über dieſelben, durch kräftige, ſorgfältig überdachte und oft erwogene Entſchließungen, und durch beharrlichen Fleiß in der Ausführung derſelben. Wir dürfen nie aufhören an unſrer Vervollkommnung zu arbeiten.

Denen, die ſich dieſes ernſtlich angelegen ſeyn laſſen, verſpricht das Evangelium Jeſu große Belohnungen. Selbſtachtung und Zufriedenheit, der Beyfall des Gewiſſens, Freudigkeit zu Gott im Bewußtſeyn ſeine Liebe zu beſitzen, die Werthſchätzung aller Guten, heitrer Genuß des Angenehmen, das ihm zu Theil wird, Herzensruhe und Getroſtheit im Unglück: das ſind die Segnungen, die ſchon hier die Tage des edeln Frommen verſchönern. Indeß kann in dem Lande der Prüfung ſeine Glückſeligkeit nicht vollkommen ſeyn. Der Tod, den der Laſterhafte ſo ſehr fürchten muß, weil mit demſelben für ihn ein höchſt trauriges und ſchreckenvolles Schickſal beginnt, führt den Frommen der Vollendung und Seligkeit entgegen; er vereinigt ihn mit

allem, worauf hier das reinſte und feurigſte Verlangen ſeiner Seele gerichtet war. In einem ernſten Gerichte ſollen wir alle einſt erſcheinen, und da wird einem jeden vergolten werden nach ſeinen Werken.

Dieſes alles iſt meine innige Ueberzeugung. Ich ſchätze mich glücklich, ſie zu beſitzen, und bin Gott dafür ſehr dankbar, daß er ſie mir hat zu Theil werden laſſen. Sie iſt mir über alles theuer; denn ſie ruht auf den ſicherſten Gründen, und gewährt mir alles, was die unvertilgbaren Bedürfniſſe meines Weſens befriedigen kann; ſie erleuchtet meinen Verſtand mit einem himmliſchen Lichte, ſie giebt meinem Herzen den ſtärkſten und ſüßeſten Troſt in allen Bedrängniſſen, ſie weist mich in jeder Verlegenheit zurecht, ſie befreyt mein Gemüth von Furcht und Bangigkeit, ſie unterſtützt mich auf das kräftigſte in der Erfüllung meiner Pflichten. Ich will daher dieſe meine Ueberzeugung heilig achten, und ſie ſorgfältig bewahren, daß kein Leichtſinn und kein Spott ſie mir entreiße. Ich will ſie freymüthig und freudig

bekennen, ſelbſt wo ich mir Verachtung und Schaden dadurch zuziehen ſollte; denn das bin ich ihr ſchuldig, und es wird mir vergolten werden, wenn ich die Wahrheit überall geehrt habe. Ich will ſie fleißig überdenken, damit ſie mir theuer bleibe, und immer deutlicher, gewiſſer und anwendbarer werde; vornehmlich aber will ich mich bemühen, nach ihr zu denken und zu handeln, zu meiden, was ſie mir unterſagt, zu thun, was ſie mir gebiethet, und nach ihren Vorſchriften Geiſt und Herz zu bilden, denn ſonſt würde ſie mir zu nichts dienen, ja vielmehr meine Verantwortung erſchweren.

So wird es mir gelingen, in der Welt einen edeln, Gott gefälligen Wandel zu führen, mich der Liebe derer, die mir auf Erden die theuerſten ſeyn müſſen, werth zu machen, daß ſie meiner ſich freuen, und mir die Achtung aller edeln Menſchen zu erwerben, die Vergnügungen des Lebens weiſe, ſchuldlos und froh zu genießen, zu Gott heiter hinaufzublicken, die Leiden, die mir vielleicht beſchieden ſind, ſtandhaft und mit Ergebung

zu tragen und einſt mein Leben würdig und ſelig zu beſchließen. Ich hoffe zu Gott, daß er mir dazu ſeinen Beiſtand verleihen, und mich durch ſeinen heiligen Geiſt ſtets auf dem guten Wege erhalten und leiten werde.

---

Nachdem Seine Königliche Hoheit dieſes Glaubensbekenntniß abgelegt, in einer Unterredung über einige wichtige Religionswahrheiten Beweiſe gegeben, daß Sie noch tiefer in dieſelben eingedrungen und mit den erläuternden und beſtätigenden Stellen unſrer heiligen Schriften bekannt ſeyen, das in der Taufe an Ihrer Statt abgelegte Gelübde feyerlich übernommen hatten, und für ein Mitglied der Gemeine Jeſu erklärt worden waren, knieeten Sie nieder, und wurden mit folgenden Worten eingeſegnet:

Gott erleuchte und ſtärke Sie, daß Sie nie ſeine Wege verlaſſen, und ſtets nach ſeinem Worte unſträflich wandeln. Großen Frieden haben die, welche Gottes Geſetz halten, ſie werden nicht ſtrauchcln. Sey getreu bis in den Tod, ruft Ihnen heute Jeſus Chriſtus zu, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben. Handeln, dulden Sie als Chriſt, vollenden Sie als Ueberwinder. Steil iſt die Bahn zum Ziele, aber dort oben iſts herrlich. Der Herr ſey Ihnen gnädig nahe zur böſen Zeit, er befeſtige

und heilige Ihr Leben in der Wahrheit, und bewahre Ihnen das Kleinod Ihres himmliſchen Erbes. Ja, dein Segen, o Gott, ruhe auf dieſem theuern Prinzen; erhalte ihm Herz und Sinn in deiner Gemeinſchaft, laß deinen gewiſſen und freudigen Geiſt ihn beſeelen, laß deinen Troſt ihn erheitern in der Traurigkeit, laß ihn immerdar erfahren, wie denen wohl iſt, die dich fürchten. Amen.

# Anrede
## nach der Einſegnung.

Mit Rührung und Freude haben wir, theuerſter Prinz, Ihre Bekenntniſſe und Ihre Gelübde angehört, und es iſt kein Herz in dieſer erhabnen Verſammlung, das nicht den innigſten Antheil daran genommen hätte. Wir ehren die Gefühle Ihres tief bewegten Gemüthes, wir ehren Ihre Thränen; aber wichtiger ſind uns Ihre Entſchließungen. Faſſen Sie Sich, um noch einmal alle Ihre Gedanken und alle Kräfte Ihrer Seele auf dieſe zu richten, Sich ihrer Wichtigkeit und ihres Ernſtes ganz bewußt zu werden, Sich dieſelben unauslöſchlich einzuprägen, und ſie gegen das zu ſichern, was Ihnen einſt gefährlich werden könnte. Dieſe Stunde iſt Eine der heiligſten Ihres Lebens; daß ſie nie aus Ihrem Gedächtniſſe verſchwinde, daß ſie Ihnen nie eine wehmüthige Erinnerung erwecke, daß ſie reichen Segen über alle Ihre Tage verbreite, und Sie am Ende derſelben Sich ihrer

noch freuen mögen: das muß jetzt Ihre angelegentlichſte Sorge ſeyn.

Etwas Großes haben Sie angelobet, doch nichts Größeres, als wozu jeder Menſch von Natur ſchon verpflichtet iſt, was jedem ſein Gewiſſen und die Sorge für das Wohl ſeiner unſterblichen Seele gebiethen. Einer Ueberzeugung, die auf den feſteſten Gründen ruht, und die nicht dem gewöhnlichen Wechſel menſchlicher Anſichten und Meynungen unterworfen ſeyn kann, weil ſie aus der unveränderlichen Einrichtung unſers Weſens hervorgeht, durch unläugbare Thatſachen, welche die Geſchichte uns aufbewahrt hat, und durch Erfahrungen, die ſich täglich wiederholen beſtätigt wird, und es bey ihr nicht auf ſolche Ueberlegungen, denen der Geiſt der Zeit und die fortſchreitende Ausbildung des Verſtandes ihre Richtung geben, ankommt, einer Ueberzeugung, die überhaupt weniger von dem Verſtande, als von der guten Verfaſſung des Herzens abhängt, die man ſo lange behält, als man die Wahrheit liebt, und die daher ein edler Menſch nie verlieren kann — einer ſolchen Ueberzeugung wollen Sie treu ſeyn; einen Glauben — nicht an Menſchenwort ſondern an Gotteswort,

wie es in der Natur und in den Ereigniſſen der Welt ſich ausdrückt, wie es in unſerm Innern geſchrieben ſteht, wie die Stimmen heiliger von Gott erleuchteter Männer es uns verkündigen — einen Glauben, der uns ſelbſt ehret, wie uns nichts anders zu ehren vermag, indem er uns mit dem Höchſten und Herrlichſten in Gemeinſchaft ſetzt, und uns zu den erhabenſten und ſeligſten Erwartungen berechtigt, der uns das irdiſche Leben im Glanze des Himmels zeigt, der in aller Noth uns ſtärkt, in aller Erniedrigung uns erhebt, von aller Sorge uns befreyt, und das Herz mit dem Frieden Gottes erfüllt — einen ſolchen Glauben wollen Sie bewahren, nach der Anweiſung deſſelben Gott und Jeſum verehren, Ihrem Erlöſer, dem Sie unausſprechlich viel ſchuldig ſind, ein dankbar ergebenes Herz und eine gefühlvolle Anhänglichkeit weihen, in ſeiner Nachfolge dieſes Herz unbefleckt erhalten, gegen jeden Reiz der Sünde muthig kämpfen, ſich von dem, der ſinnlichen Natur des Menſchen anklebenden, Böſen immer mehr reinigen, an ihrer religiöſen und ſittlichen Bildung unermüdet arbeiten, mit jeder Tugend des Chriſten Ihre Seele ſchmücken, aber auch jedem andern Schö-

nen und Trefflichen unermüdet nachſtreben, und Sich bemühen, Ihre Pflichten als Menſch und als Fürſt jederzeit auf das Beſte zu erfüllen.

Das iſt wahre Religion, das echtes Chriſtenthum, ohne welches alles andre, worauf wir uns verlaſſen möchten, uns nichts helfen kann, und welches allein in den entſcheidenden Stunden des Lebens beſteht und uns aufrecht erhält. Das gehört den Höchſten auf Erden, wie den Geringſten an, den Fürſten, wie denen, unter welchen Gott ſie erhöht hat. Denn alle haben dieſelbe Beſtimmung, alle ſind dem Herrn der Welt unterworfen, und ſollen ihm einſt Rechenſchaft ablegen; welche Begünſtigungen auch unſer äußerliches Daſeyn umgeben, das Gewiſſen behauptet ſich in ſeinem Rechte, und das Gericht in unſrer Bruſt zeuget von einer künftigen Vergeltung. Alle bedürfen der Stärkungen, der Tröſtungen und der Erhebungen, die nur der Gedanke an Gott, bey einem guten Bewußtſeyn, und der heitre Blick auf eine andre Welt uns gewährt. Keine Macht und kein Glanz ſchützen uns gegen ſchmerzliche Verwundungen des Herzens, die nur die wohlthätige Hand der Religion heilt. Mitten im Ueberfluſſe werden wir uns oft

arm und verlaſſen fühlen, wenn wir nichts in uns finden und über uns verehren, das dem verzagten und bekümmerten Gemüthe eine ſichre Zuflucht anbiethet, und ſchrecklich öde muß dem das Leben werden, für den nichts Heiliges vorhanden iſt. Die Welt vergeht mit ihrer Luſt, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.

Ew. Königliche Hoheit ſtehen hier, das kann ich getroſt bezeugen, mit einem noch unentweiheten, für Religion und Chriſtenthum erwärmten, von einer aufrichtigen Liebe zur Wahrheit und zu allem Guten, von einem lebhaften Abſcheu gegen das Unwürdige und Schlechte erfüllten Herzen vor Gott, und das erweckt in uns die angenehmſten Hoffnungen. Aber bedenken Sie wohl, gnädiger Herr: noch haben Sie mit keinen, oder doch nur mit geringen Verſuchungen zu kämpfen gehabt; jetzt treten Sie in eine Welt, wo dieſelben zahlreich und in jeder Geſtalt Sie erwarten, wo ſich Ihnen anpreiſen, anſchmeicheln, andringen wird, was Sie verderben, was Ihnen Ihr Koſtbarſtes entreißen kann, und auch das beſte Herz hat ſeine ſchwachen Seiten und Stunden; mögen Sie da gewaffnet ſeyn, und feſt ſtehen,

und nicht wanken! jetzt treten Sie in die Jahre, wo in dem eignen Buſen ſo viele ſchlummernde gefährliche Begierden erwachen, wo die Einbildungskraft tauſend Dingen einen verführeriſchen Zauber mittheilt, und mit dem Betruge der Sinne ſich zur Ueberwältigung unſrer Ueberzeugungen und Grundſätze vereinigt, wo wir ſo leicht zu bethören, zu täuſchen und zu verblenden ſind; mögen Sie da über Sich ſelbſt wachen, einen ernſtlichen, entſchloſſenen und beharrlichen Widerſtand leiſten, und feſt an dem halten, was Ihnen jetzt heilig iſt! Bedenken Sie wohl: Gott hat Ihnen die edeln Anlagen verliehen, die Ihnen alle Herzen gewinnen, Gott hat Sie in die ſeltenen glücklichen Umſtände geſetzt, die das Böſe von Ihnen abwehrten, Ihnen die Beyſpiele des Guten nahe brachten, und die Ihnen angeborne Stimmung nährten; das iſt eine unſchätzbare große Wohlthat, dafür ſind Sie ihm einen Dank ſchuldig, den Sie nicht anders, als durch ein treues Bewahren und eine ſorgfältige Pflege des Ihnen Anvertrauten beweiſen können. Was die Natur für Sie gethan hat, entbindet Sie keinesweges von dem, was der Menſch ſelbſt für ſich thun ſoll, nein, es ver-

pflichtet Sie vielmehr auf das nachdrücklichſte, das in Ihnen angefangene ſchöne Werk fortzuſetzen und zu vollenden. Je mehr für Sie geſchehen iſt; deſto mehr fordert Gott von Ihnen, deſto ſchmerzlichere Empfindungen müßte es erwekken, und deſto gröſſer würde Ihre Verantwortung ſeyn, wenn Sie Sich nun ſelbſt verſäumten. Je mehr die Menſchen ſich Ihrer freuen; deſto mehr ſind ſie berechtigt, ſich von Ihnen zu verſprechen, deſto mehr müſſen Sie Sich bemühen, durch Ihr Daſeyn und Wirken überall wohlthätige Eindrücke hervorzubringen. Bedenken Sie wohl: das gefühlvolle Herz, das Ihnen alle rühmlichen Beſtrebungen ſo ſehr erleichtert, ſtellt Sie auch eigenthümlichen groſſen Gefahren bloß, auf die Sie nicht unvorbereitet ſeyn dürfen.

So behüthen Sie denn Ihr Herz mit allem Fleiße. Sorgen Sie, daß die Wahrheit Ihnen ſtets heilig ſey, und Sie nie das Gefühl ihres Ernſtes, ihrer Wichtigkeit und ihrer Anſprüche verlieren; dann wird auch das Evangelium, für welches Sie Sich bekannt haben, Ihnen immer heilig, und Jeſus Chriſtus Ihnen theuer und verehrungswürdig ſeyn, und Sie werden

Sich durch keine Aeußerung des Leichtſinnes, des Spottes und des Unglaubens an ihm irre machen laſſen. Unterhalten Sie in Ihrem Herzen die Ehrfurcht vor dem höchſten Weſen und das Gefühl ſeiner Nähe, das ſo mächtig vor dem Böſen bewahrt und zu guten Thaten anfeuert. Erwecken Sie Sich oft durch die Uebungen der Andacht zu frommen Geſinnungen; benutzen Sie insbeſondre den öffentlichen Gottesdienſt und die Feyer des Abendmahles zu Ihrer Befeſtigung im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung. Meiden Sie die Gefahr, der Sie Sich nicht gewachſen wiſſen; weiſen Sie entſchloſſen und mit Verachtung den Schmeichler zurück; überhören Sie auch die leiſe Regung des Gewiſſens nicht; ſchätzen Sie nie die wohlmeynende Warnung gering; unterdrücken Sie die aufkeimende böſe Neigung; unterſagen Sie Sich mit aller Strenge, was Sie für unrecht und ſchädlich erkennen, und ſtärken Sie Ihre Seele im Gebete zu Gott, dem Sie dieſelbe jetzt übergeben haben; bewahren Sie das Bewußtſeyn Ihrer Menſchen- und Chriſtenwürde, das Bewußtſeyn von dem hohen Werthe Ihrer unſterblichen Seele.

Die Höchſten unter den Menſchen ſollen di
Edelſten unter ihnen ſeyn; denn ſie wählt man ſic
zu Muſtern, ihnen ahmt man unwillkührlich nach
ihre Denkungsart und ihre Handlungsweiſe theile
ſich mehr oder weniger der Menge mit. Auch au
Ew. Königliche Hoheit ſind die Blick
der Welt gerichtet. Tauſenden können Sie ei
leuchtendes Vorbild des chriſtlichen Sinnes, de
wahren Weisheit, der ungeheuchelten Frömmigkei
und der unerſchütterlichen Rechtſchaffenheit werden
Und wohl Ihnen, wenn Sie das ſind! wi
wird man Sie verehren und ſegnen! wie werde
die ſich Ihrer freuen, die Ihnen auf Erde
die Theuerſten ſeyn müſſen! wie viel Gutes werde
Sie ſtiften! welche Anſprüche auf Dankbarkei
Liebe und Vertrauen werden Sie Sich erwer
ben! welch ein hohes und ſeliges Bewußtſeyn wir
Sie durch das ganze Leben begleiten, Ihne
jedes Ungemach verſüßen, und Ihnen die letzt
dunkle Stunde erhellen! welch ein ruhmvolles An
denken werden Sie unter den Menſchen zurückla
ſen! mit welcher Freudigkeit werden Sie vo
Ihrem Richter erſcheinen!

O Sie werden gewiß ein edler Fürſt bleiben

und Sich bestreben, es immer mehr zu werden zur Ehre Gottes und des erhabnen Hauses, dem Sie angehören.

Treten Sie getrost, muthvoll und froh die Bahn an, die sich Ihnen öffnet. Erheben Sie den Blick und das Herz. Gott ist mit Ihnen, und wird Ihnen helfen, und Sie nie verlassen. Seine Kraft wird in Ihnen mächtig seyn, und sein Licht Ihnen leuchten in jeder Finsterniß. Der Friede des reinen Herzens weiche nie von Ihnen, und so freudig, als Sie Sich jetzt für Jesum Christum bekannt haben, bekenne er Sie einst vor seinem himmlischen Vater.

Vor dir, o Gott, demüthiget sich dieser Königliche Jüngling, und wir demüthigen uns mit ihm vor dir, und vereinigen unsre innigen Wünsche mit seinen frommen Gebeten. Du kennst sein Herz, und weißt, wie aufrichtig seine Empfindungen und wie ernstlich seine Vorsätze sind. Dir hat er sich angelobet, und dir gelobt er sich jetzt noch einmal an. Er flehet um Weisheit und Muth zur Erfüllung deines heiligen Willens, um Kraft zur Vollbringung schwerer Pflichten, um Beharrlichkeit im Guten, um Mäßigung im Glücke, um

Standhaftigkeit im Unglück. Er ſiehet, daß du ihn ſtärkeſt in der Stunde der Verſuchung, von ihm abwendeſt das Verderbliche, ihm beyſteheſt in der Noth, und ihm deinen väterlichen Schutz angedeihen laſſeſt. Erhöre gnädig ſein inbrünſtiges Flehen; nimm das Opfer, das er in ſeinem Herzen dir darbringt, gnädig an, und laß dir die Bewegungen dieſes Herzens wohlgefallen. Leite ihn die Wege deines Rechtes und deiner Wahrheit, und führe ihn bald zurück, ſo er ſich je verirren ſollte; dein heiliger Geiſt weiche nie vom ihm. Erhalte, o Gott, und ſegne und erfreue den König; ſein ganzes Haus erfahre deine Güte bis in die ſpäteſten Tage, daß zu dir ſtets der Preis des glücklichen und dankbaren Vaterlandes emporſteige. Amen.

# Predigt

bey

der erſten Communion

# Seiner Königlichen Hoheit

am 2ten Februar 1812.

Wie viel wir auch an den edeln Männern, die, nach dem Befehle ihres Herrn und mit ſeinem Geiſte ausgerüſtet, das Evangelium über die Erde verbreitet, und die chriſtliche Kirche geſtiftet haben, bewundern müſſen: nichts feſſelt ſo unſre Aufmerkſamkeit, nichts erregt in dem Grade unſer Erſtaunen, nichts flößt uns eine ſo große Hochachtung gegen ſie ein, als die Freudigkeit, die wir in allen Lagen und Verhältniſſen an ihnen wahrnehmen, dieſe aus dem Innern hervorbringende und in ihren Reden und Handlungen, in ihrem ganzen Weſen und in ihrer ganzen Wirkſamkeit ſich ausdrückende Freudigkeit, die bey den beſchwerlichſten Anſtrengungen, unter den tiefſten Demüthigungen und härteſten Mißhandlungen ſie nicht verläßt, in der ſie gleichſam leben und athmen. Man widerſpricht ihnen mit Erbitterung, man beſchuldigt ſie der Lüge, man ſucht ſie auf alle Weiſe zu hindern: und ſie fahren fort, freudig für die Wahrheit zu zeugen. Man ſpottet, man läſtert, man tobt, man hebt Steine wider ſie auf: und ſie erdulden alles mit freudigem Herzen.

ihnen große Schmerzen an ihrem Körper zu: und die Freudigkeit des Gemüthes weicht nicht von ihnen. Man verurtheilt sie zum Tode, man richtet sie hin: und in ihrem Innern sieget die Freudigkeit. Ja, diese Freudigkeit steigt um so höher, je dürftiger, je verlassener und je hoffnungsloser ihr äußerlicher Zustand wird. Mit Kraft und Nachdruck haben viele gesprochen; die Apostel sprechen mit freudiger Begeisterung. Mit Ernst und Festigkeit haben viele gewirkt; die Apostel wirken mit freudiger Erhebung. Große und mühevolle Arbeiten haben viele verrichtet; die Apostel verrichten sie mit freudigem Muthe. Dem Ungemache haben viele Trotz geboten; die Apostel ertragen es mit freudiger Zuversicht. Dem Tode sind viele kühn entgegen gegangen; die Apostel weihen sich ihm mit freudiger Standhaftigkeit, mit freudiger Hoffnung. Sie haben Angesicht und Herz gen Himmel gerichtet, während sie auf Erden kämpfen, leiden und sterben. Bis auf diese Stunde, spricht Paulus, leiden wir Hunger und Durst, und sind nackt und werden geschlagen und haben keine gewisse Stätte; man flucht uns, so segnen wir; man verfolgt uns, so dulden wir es; man lästert uns, so flehen wir; wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht; uns ist bange, aber wir verzagen nicht; wir sind wie die Verführer und doch wahrhaftig, die Unbekannten und doch bekannt, die Sterbenden, und siehe wir leben, die Trau-

doch viele reich machen, die nichts inne haben, und doch alles beſitzen. Es läßt ſich nicht verkennen, wie dieſe Ausſprüche von der höchſten Freudigkeit des Gemüthes beſeelt und eingegeben ſind.

Daß eine ſolche Freudigkeit nicht zu den gewöhnlichen Erſcheinungen gehört, daß es daher etwas Großes ſeyn mußte, was ſie hervorbrachte, geſteht wohl ein jeder ohne Widerrede ein. Wir dürfen auch nicht erſt lange nach dem Urſprunge derſelben forſchen. Die Sache, für welche die Apoſtel wirken, ihr feſter, lebendiger Glaube an die Wahrheit und Göttlichkeit des Evangeliums, welches ſie verkündigen, und das daraus hervorgehende Vertrauen auf einen allmächtigen Schutz über ihnen, die Zuverſicht, im Himmel ſeyen ihre Nahmen angeſchrieben, dort werde ein herrliches unverlierbares Erbe ihnen aufbewahrt, und die Bürgſchaft die ſie dafür in ihrem Herzen tragen, hat dieſe hohe und ſelige Stimmung bey ihnen erzeugt. Freude kann man wohl empfinden über äußerliche und vergängliche Dinge, über zufällige Begegniſſe und über das, was in uns ſelbſt entſteht und wieder verſchwindet. Freudigkeit aber, als ein bleibender Zuſtand der Seele, der dieſe über den Wechſel äußerlicher und vergänglicher Dinge erhebt, kann nur in unſerm Innern, und zwar aus etwas Feſtem und Unwandelbarem, aus dem Bewußtſeyn eines koſtbaren und ſichern Beſitzes geboren werden, und alles andre, was uns zur Freudigkeit ſtimmen könnte, vermag dieſes nur dadurch, daß es in uns über-

ben an Jesum und den Wirkungen desselben im Herzen und Leben des Menschen, ist es vorzüglich eigen, diejenigen, welche ihn besitzen, mit hoher Freudigkeit zu erfüllen. Lasset uns mit dieser Freudigkeit jetzt unser andachtsvolles Nachdenken beschäftigen.

2. Timoth. I, 12.

**Ich weiß, an welchen ich glaube, und bin gewiß, daß er kann mir meine Beylage bewahren bis an jenen Tag.**

Gleichsam im Triumphe sind die Worte gesprochen, in welchen hier Paulus von seinem Glauben an Jesus redet, denn daß er niemand anders, als diesen im Auge hat, ergibt sich deutlich aus dem Zusammenhange derselben mit dem vorhergehenden. Es ist die Freudigkeit eines im Glauben mit sich einig gewordenen und von seligen Hoffnungen erfüllten Herzens, was sich darin ausdrückt. Wohl uns, wenn auch wir uns dieser Freudigkeit bewußt sind, und so mit dem Apostel die Sprache der höchsten und frohesten Zuversicht zu führen vermögen. Dahin wollen wir jetzt ein andachtsvolles Nachdenken richten, und

**von der Freudigkeit des Glaubens an Jesum**

erwägen:

1. was sie voraussetze, und
2. wodurch sie unter dieser Voraussetzung

1.

Unverkennbar sind es zwey Eigenschaften, wodurch der Glaube des Apostels sich auszeichnete, und die in demselben sein Herz freudig erhoben, nähmlich: Festigkeit und lebendige Wirksamkeit. Paulus besaß die unerschütterliche Ueberzeugung: daß Jesus Christus der Herr sey, der Lehrer und Helfer von Gott gesandt, Gottes Wahrheit zu verkündigen, ein großes und heiliges Werk Gottes zur Rettung und Bildung unsterblicher Seelen zu gründen, die Wege zu zeigen und zu bahnen, auf welchen diese zu ihrem höchsten und ewigen Heile gelangen könnten, ihnen alle Anweisungen und Stärkungen mitzutheilen, deren sie bedürften — und diese Ueberzeugung hatte sich an seinem Herzen bewährt, sie war beseelend und bildend in seinen Sinn und in sein Verhalten übergegangen. In solcher Verfassung des Gemüthes rief er aus: ich weiß an welchen ich glaube, und bin gewiß, daß er kann mir meine Beylage bewahren bis an jenen Tag. Auf zwey Stücke kömmt es also an, wenn wir in sein freudiges Bekenntniß einstimmen wollen: daß unser Glaube nähmlich ein gewisser und ein lebendiger sey.

Gewißheit des Glaubens an Jesum ist das Erste, was die Freudigkeit desselben voraussetzt, wie denn auch die Worte des Apostels: ich weiß, ich bin gewiß dieselbe ausdrücklich zu erkennen geben. Wie sollten doch diejenigen Freudigkeit des Glaubens empfinden, die über Jesum und seine Sache nur schwankende Meynungen hägen,

ſen werden, bald dieſe, bald eine andere Vorſtellungsart annehmlicher finden, nach dem Wechſel ihrer Gemüthsſtimmungen, ihrer Gedankenverknüpfungen und der Umſtände, die auf ſie Einfluß äußern, die Ausſprüche der Schrift, welche ſeine Würde und Beſtimmung betreffen, bald ſo bald anders glauben deuten zu müſſen, oder nun denſelben ihren Beyfall ſchenken, dann ſich wider ſie erklären, ein ander Mal zwiſchen Zuſtimmen und Verwerfen in der Mitte ſchweben? Nein, wo der Glaube an Jeſum noch keinen ſichern Platz gewonnen, und ſich hat feſtſetzen können, iſt es unmöglich, daß er freudige Bewegungen hervorbringe, iſt es vielmehr unvermeidlich, daß man ſich durch jede Erinnerung an die Angelegenheiten, auf welche er ſich beziehet, in einen unruhigen und peinlichen Zuſtand verſetzt ſehe. Nicht günſtiger können wir von denen urtheilen, welche zwar die von Jeſu herrſchenden Begriffe bey ſich gelten laſſen, jedoch ohne ſich um die Gründe ihrer Wahrheit bekümmert, ohne über ihn und ſeine Sache je ernſtlich nachgedacht zu haben. Es iſt nur ein Schall des Mundes, worum kaum der Verſtand, geſchweige denn das Herz, weiß, wenn ſie den Nahmen Jeſu nennen, und ſich auf ſein Wort berufen. Mit welchem Eifer und mit welcher Sorgfalt ſie das Aeußerliche, wodurch Chriſten ſich unterſcheiden, beobachten: ſie ſtehen in keiner Gemeinſchaft mit ihm, ſie erfahren ſeine Kraft nicht, ſie ſind nicht berechtigt, irgend etwas von ihm zu erwarten; und darum wird es ihnen nie gelingen, Zuverſicht zu ihm zu faſſen, und ſeiner freudig inne zu werden. Die erſte Veranlaſ-

ſung, ſich über ihr wahres Verhältniß zu ihm zu beſinnen, muß die eiteln Hoffnungen zerſtreuen, mit denen Verblendung oder Selbſtbetrug ihnen ſchmeicheln; das erſte erwachte Bedürfniß, bey dem Evangelium Jeſu Hülfe zu ſuchen, muß es ihnen bemerklich machen, daß er ihnen bis jetzt nichts geweſen iſt, und nichts ſeyn konnte; der erſte Widerſpruch, der gegen daſſelbe auftritt, wird ſie in Verwirrung bringen, und ihren Wahn völlig zerſtören, wenn nicht die Hartnäckigkeit des Vorurtheiles ſie gegen ihn waffnet. Wären wir indeß auch mit allem bekannt, was für das erhabene Anſehen Jeſu, für die Wahrheit und Göttlichkeit ſeines Evangeliums entſcheidet: ſo lange dieſes noch nicht im eignen Nachdenken das Unſrige geworden, ſo lange es noch nicht tief bey uns eingedrungen iſt, ſich mit unſern andern Gedanken und Ueberzeugungen in feſte Verbindung geſetzt, und in deutliche und ſichere Einſicht verwandelt hat, ſo lange es ſich nicht ſiegend über jeden Zweifel erhebt, wird die begeiſterte Sprache des Apoſtels uns fremd bleiben. Dahin gelangt man aber nicht anders, als durch öfteres, anhaltendes und redliches Forſchen. Voll reiner Liebe zur Wahrheit, ernſtlich niederkämpfend die vorgefaßte Meynung, und was uns auf irgend eine Art partheyiſch machen könnte, und mit inniger Theilnahme des Herzens müſſen wir Jeſum und ſeine Geſchichte und ſein Wort betrachten, müſſen wir auf die Hoheit ſeines Weſens, auf die Lauterkeit und den Gottesſinn, die in ſeinem Wirken ſich offenbaren, auf die große Abſichten, die er ſich verſetzte, auf die wundervolle Thatſachen,

durch welche die Gottheit ihn verherrlicht, seine himmliſche Sendung beſtätigt, und ſein Werk für das ihrige erklärt hat, unſre Aufmerkſamkeit richten, müſſen wir in ſeinen Ausſprüchen nicht bloß das Vernunftmäßige, Klare, Einfach-Edle und Rührend-Schöne, ſondern auch das Gepräge eines von Gott geheiligten Geiſtes und mit Gott einverſtandenen Herzens, die Angemeſſenheit zu unſern menſchlichen Bedürfniſſen, die Fähigkeit wahrnehmen, uns alles zu gewähren, was Geſchöpfe, die dem vergänglichen Weſen unterthan, und doch für das Ewige geſchaffen ſind, was Geſchöpfe, welche die Laſten der Erde tragen und ihre Schmerzen fühlen, und in denen doch alles hinaufringt nach Licht, Freyheit und Seligkeit, was Geſchöpfe, die ihre ſinnliche Natur an den Staub feſſelt, und die doch das Herz treibt, das Angeſicht gen Himmel zu richten, und über den Sternen ihr Vaterland zu ſuchen, was ſolche Geſchöpfe unterrichten, ſtärken und tröſten kann; wir müſſen ſelbſt in ihnen das finden, was wir genöthigt ſind zu bewundern, zu verehren, über alles heilig zu halten, und mit vollem Vertrauen zu umfaſſen, was das mächtigſte und unvertilgbarſte Verlangen der unſterblichen Seele befriedigt und allein zu befriedigen vermag.

Doch die Gewißheit, welche wir uns durch Forſchungen des Verſtandes über Jeſum verſchaffen können, reicht nicht hin, uns im Glauben freudig zu machen, wenn ſie nicht eine tief gefühlte, durch eigne Erfahrung bewährte iſt, wenn ſie noch nicht angefangen hat, auf unſer Herz zu wirken und unſer Verhalten zu beſtimmen. Zur Freu-

digkeit des Glaubens wird daher, zweytens, erfordert, daß derselbe ein lebendiger sey. Die Verbindung, worin wir ihn mit Angelegenheiten erblicken, die uns selbst über alles wichtig sind, der Einfluß, den er bereits auf sie geäußert, die Uebereinstimmung, die wir zwischen ihm und unserer Sinnesart, zwischen seinen Vorschriften und unsern Handlungen antreffen, gibt ihm erst das ganz Unerschütterliche, und uns das völlige Bewußtseyn eines unaussprechlichen Werthes. Sind die Bedürfnisse, deren das Evangelium Jesu sich annimmt, nicht die unsrigen; hat das Verlangen, dem es Befriedigung gewährt, sich nie in uns geregt; haben wir bey dem Evangelium Jesu nie Hülfe gesucht und gefunden; haben wir nie, mit einem heißen Durste nach Wahrheit und bekümmert um unser Heil, seine Stimme gehört; haben wir nie in drückendem Ungemach und unter der Last der Sorgen seine Erleichterungen, trauernd und verlassen — seinen Trost, im Streite mit uns selbst, bey den Anklagen des Gewissens, in der Reue über unsre Schuld, allenthalben bedrängt und voll Unruhe — seinen Frieden, haben wir nie, in der Welt voll Angst auf den hinschauend, der die Welt überwunden und den Himmel geöffnet hat — seinen Muth, haben wir nie, von unserer Ohnmacht niedergebeugt — uns von seinem Geiste aufgerichtet und mit höhern Kräften angethan gefühlt; sind wir noch nicht an uns selbst inne geworden, wie Jesus Evangelium das menschliche Wesen umgestaltet, erneuert, verklärt, zu Gott hinaufhebt: dann können wir zwar eine sehr große Vorstellung von Jesu bey uns unter-

halten, wir können ihn bewundern und werthschätzen, aber wir können nicht mit dem hohen freudigen Sinne des Apostels ausrufen: ich weiß an wen ich glaube. Und wie sollte uns, bey aller Gewißheit, die wir über Jesum haben, im Gedanken an ihn das Herz freudig werden: wenn wir seinen Sinn bey uns vermissen; wenn wir noch nicht bemüht gewesen sind, etwas von dem zu leisten, wozu er uns verpflichtet; wenn unser Herz noch voll unreiner Lüste ist, die das Evangelium zu unterdrücken gebiethet; wenn wir uns Handlungen erlauben, die es mit aller Strenge untersagt; wenn wir uns Ausschweifungen überlassen, von welchen wenigstens diejenigen, die den Nahmen Jesu würdig nennen, frey seyn sollen; wenn wir uns überall von demselben beschämt und verurtheilt sehen; wenn wir keine der Hoffnungen, die es seinen wahren Verehrern verleiht, ergreifen dürfen; wenn wir alle die Uebel, womit es die, welche ihm den Gehorsam versagen, bedroht, fürchten müssen? wird uns dann nicht vielmehr unsre Gewißheit höchst lästig fallen? werden wir nicht dieselbe auf alle Weise zu bestreiten und zu schwächen suchen? werden wir uns nicht Mühe geben, uns das zu verbergen, das unter den Zerstreuungen der Welt zu vergessen, was wir nicht abzuleugnen vermögen? Das Gemüth, in welchem der Glaube sich freudig verbreiten soll, muß ihm freudig entgegen kommen, freudig muß es ihm zustimmen, und sich willig fühlen, ihm alles Widerstrebende aufzuopfern. Je mehr aber unsre Gesinnungen und unser Wandel nach der Lehre Jesu sich bilden, desto höher steigt mit der Gewißheit und Zu-

verſicht des Herzens in uns die Freudigkeit des Glaubens an ihn, wie er ſelbſt ſagt: ſo jemand will den Willen Gottes thun, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott ſey, oder ob ich von mir ſelbſt rede. Ja, bey jeder edeln That, die der Chriſt im Geiſte Jeſu verrichtet, jauchzt es in ſeiner Seele: ich weiß, an welchen ich glaube.

2.

Laſſet uns jetzt erwägen: wodurch denn die Freudigkeit des Gemüthes in dem gewiſſen und lebendigen Glauben an Jeſum bewirkt werde.

Es iſt zuvörderſt das Gefühl der Gewißheit ſelbſt, was dieſelbe hervorbringt. Nach etwas Unwandelbar-Feſtem ſtreben alle unſre Kräfte und beſonders ſind die Forſchungen unſers Verſtandes dahin gerichtet, etwas immer Haltendes, ſich überall Bewährendes zu gewinnen, das er ſeinen anderweitigen Einſichten zum Grunde legen, und wodurch er ſeine Urtheile beſtimmen können. In keinem Stücke genügt es uns, zu wähnen und zu meynen, am wenigſten aber da, wo wir nach dem Urſprunge und Zwecke unſers Daſeyns, nach der Bedeutung und den Geſetzen der Ereigniſſe, die ſich mit uns zutragen, nach dem Werthe und weiſen Gebrauche der Güter fragen, die wir um uns her antreffen, wo wir Regeln für unſer Verhalten und Beruhigung für unſer Herz bey den Unfällen, die wir erleiden, ſuchen, wo wir um Auskunft über das, was wir zu fürchten oder zu hoffen haben, bekümmert ſind.

Nichts beugt uns ſo tief darnieder, als das Gefühl der Uneinigkeit mit uns ſelbſt, das unſichre Irren und Schwanken, wo man bald nach dieſem, bald nach jenem greift, und das Eine nach dem Andern wegwirft, weil in keinem Beſtand iſt, weil ſich wider jedes Zweifel erheben, zumal in ſolchen Angelegenheiten, deren genaue Verbindung mit unſrer Zufriedenheit ſich gar nicht verkennen läßt. Mitten auf den Schauplatz der Vergänglichkeit geſtellt, unaufhörlich irre gemacht durch das, was wir um uns her wahrnehmen, ſtets von neuem angefochten, wo wir eben glaubten zu einem dauernden Beſitze gelangt zu ſeyn, wären wir, bey dem uns anerſchaffnen Triebe nach etwas Unwandelbar-Feſtem, höchſt bedauernswerthe Geſchöpfe, wenn wir nirgends das anträfen, woran wir uns immer halten können, und wodurch der Geiſt in ſich ſelbſt gewiß wird. Aber wie glücklich, wie muthig und wie groß fühlen wir uns, im Bewußtſeyn eines unantaſtbaren Beſitzes, eines unverlierbaren geiſtigen Eigenthumes, wenn wir, nach langem unruhigen Suchen und mühſamen Forſchen, endlich das gefunden haben, was uns nie und durch nichts wieder entriſſen werden kann, was wir kühn und unverzagt über jeden Wechſel der Dinge und Meynungen emportragen, wovon wir gewiß ſind, was auch wandle und ſich verkehre, was auch umſtürze und im Laufe der Zeit ſich von uns wende, dies werde uns ewig bleiben, und die letzte Veränderung, die mit uns vorgeht, ſiegend überdauern! Wir ſtehen nun auf einem Boden, der nicht weicht und nicht wankt, wie auch alles um uns her er-

ſchüttert werde, bebe und dahin ſinke. Zu einer ſolchen Gewißheit kann der Glaube an Jeſum ſich in menſchlichen Seelen erheben; zu einer ſolchen Gewißheit erhebt er ſich wirklich in den Seelen derer, die mit einem feurigen Verlangen nach Wahrheit ihn und ſeine Sache ins Auge faſſen und ſeinen Geiſt in ſich wirken laſſen; zu einer ſolchen Gewißheit hat er ſich in den Seelen derer erhoben, in denen er ſtärker war, als die Schrecken eines qualvollen Todes. Und ſind wir erſt über die erhabene Würde Jeſu, über die Wahrheit und Göttlichkeit ſeines Evangeliums gewiß geworden: dann kann es uns in keiner wichtigen Angelegenheit des Herzens an beruhigender Gewißheit fehlen; denn ſein Unterricht enthält alles, deſſen wir zu unſrer Zurechtweiſung, zu unſrer Stärkung und Befeſtigung bedürfen. Mögen andre bey den Forſchungen ihres Verſtandes zweifeln, welchen unter den ſich ihnen anpreiſenden entgegengeſetzten Anſichten und Meynungen ſie beyſtimmen ſollen: wir wiſſen an welchen wir glauben; ſeine Ausſprüche ſind uns göttliche Wahrheit, und freudig laſſen wir das bey uns gelten, wofür ſie ſich erklären. Mögen andre bey den Unbegreiflichkeiten des Lebens in Verlegenheit kommen, wohin ſie um Belehrung ſich wenden: wir wiſſen an wen wir glauben; an ihn, der uns den Rath Gottes und ſeine Abſichten mit uns verkündigt, und den Zuſammenhang des gegenwärtigen Lebens mit dem zukünftigen enthüllt hat, wenden wir uns, und ſein Licht erleuchtet unſern Geiſt, ſo weit dieſes in ſeinem gegenwärtigen Bildungszuſtande möglich iſt. Mö-

gen andre bey den Entſchließungen ihres Willens lange ſchwanken zwiſchen Wählen und Verwerfen, bald der Luſt der Sinne, bald den Forderungen der Klugheit, bald den Vorſchriften des Gewiſſens ſich zuneigend: wir wiſſen, an welchen wir glauben, und wiſſen darum auch, wie wir zu urtheilen und zu wählen haben; nur Eins iſt das Rechte, das kennen wir, das hat der uns gewieſen, an den wir glauben, darüber können wir keinen Augenblick zweifelhaft ſeyn, an dieſes uns zu halten gebiethet im Herzen der freudige Glaube, und, wie ſchwer es uns auch falle, wir eilen mit freudigem Geiſte es zu vollführen. Mögen die Angelegenheiten der Menſchen in noch ſo große Verwirrung gerathen, mag der Gang der Weltereigniſſe in noch ſo tiefes Dunkel ſich hüllen, mögen die Wege, die Gott uns führt, noch ſo unerforſchlich — mögen noch ſo viele irre werden, und die Hand verkennen, die alles verbindet, anordnet und leitet: wir ſind getroſt, denn vertrauend dem Worte deſſen, an den wir glauben, haben wir gelernt, uns in Demuth unterwerfen und ruhig das Ende erwarten. So muß zu allen Zeiten und unter allen Umſtänden hohe Freudigkeit uns beſeelen, und dieſe um ſo lebhafter von uns empfunden werden, je ſtärker die Unſicherheit alles Aeußerlichen das Gefühl der innern Gewißheit anregt. Wohl iſt es ein köſtlich Ding, daß das Herz feſt werde; das Herz wird aber nur denen feſt, die da wiſſen, an welchen ſie glauben, die ſich mit völliger Zuverſicht Einem überlaſſen können, wodurch ihnen jedes andre verbürgt wird.

Wenn nun die Gewißheit und Unerſchütterlichkeit der Ueberzeugung im Glauben an Jeſum an ſich ſchon das Herz zur Freudigkeit ſtimmt: ſo wird ſie dieſe Wirkung, bey dem herrlichen Inhalte dieſes Glaubens, in einem noch viel höhern Grade hervorbringen. Nicht bloß Gewißheit gibt der Glaube an Jeſum dem Herzen, ſondern auch frohe, ja ſelige Gewißheit. Darauf deuten die Worte des Textes hin: ich bin gewiß, daß er kann mir meine Beylage bewahren bis an jenen Tag. Wir mögen uns unter der Beylage, von welcher Paulus hier redet, das ihm beygelegte Amt eines Apoſtels und die Belohnungen, die er ſich bey einer treuen Führung derſelben zu verſprechen hatte, oder das Evangelium, welches er verkündigte, mit den Verheißungen, welche daſſelbe in ſich ſchließt, und beſonders das himmliſche Erbe, das ihm durch daſſelbe zugeſichert war, denken, wie er an einem andern Orte ſagt: hinfort iſt mir beygelegt die Krone der Gerechtigkeit: immer iſt der Sinn im Ganzen dieſer: durch den, auf welchem mein Glaube ruht, ſind mir die freudenreichſten Wahrheiten und die herrlichſten Hoffnungen verbürgt, ſo daß jene mir immer bleiben, und ſich an mir immer bewähren und erweiſen werden, daß ich getroſt erwarten darf, dieſe an jenem Tage glorreich erfüllt zu ſehen. Von ihm, dem Erwählten Gottes, der uns in Sinn und Wandel das Bild des Ewigen Unſichtbaren darſtellte, der alle Liebe, die aus den Schöpfungen desſelben hervorſtrahlt, in ſich vereinigte, von ihm dem

huldreichen Freunde der Menſchen, dem Helfer der Mühſeligen und Beladenen, dem Sanften, Gütigen, Schonenden, immer Verzeihenden konnte nur ein Evangelium, eine Bothſchaft des Friedens und der Freude, eine gnadenvolle, Heil und Leben verkündende Wahrheit ausgehen, wie er ſelbſt in ſeinem Daſeyn und Wirken die reinſte Freude der Menſchheit iſt. Er gab Macht, zeuget ſein Johannes, Gottes Kinder zu werden, denen die an ſeinen Nahmen glauben. Und in dieſes glückliche Verhältniß ſollten wir uns verſetzt ſehen, wir ſollten von demſelben eine feſte und in unſerm Herzen und Leben wirkſame Ueberzeugung beſitzen, ohne darüber eine hohe und ſelige Freude zu empfinden? Der gewiſſe und lebendige Glaube an Jeſum verbreitet ein heitres Licht über unſer Vergangenes, unſer Gegenwärtiges und Zukünftiges, über alles, was uns beugen, betrüben, bekümmern, erſchrecken und ängſtigen könnte. Er zeigt uns einen Gott, der auf uns merke, der ſich unſrer auf das treueſte annimmt, der für unſer Kleinſtes väterlich ſorgt, unſre Noth kennt, unſere Gebete hört, der uns mit ſeinen Gütern erquickt, auf den Wegen der Trübſal leitet, und die Begegniſſe unſers Lebens zu unſerm Beſten lenkt, der uns unſre Fehler verzeihen, der uns ſein ganzes Herz und alle ſeine Segnungen zuwenden will, ſo bald wir uns mit wahrer Reue, mit dem aufrichtigen und demüthigen Bekenntniſſe unſrer Schuld und mit ernſtlichen Vorſätzen der Beßrung ihm nahen — eine Würde unſrer Natur und eine Erhabenheit unſrer Beſtimmung, die wir nur

mit Rührung und Bewunderung zu betrachten vermögen. Sanft iſt dieſes Glaubens Joch und leicht ſeine Laſt; er verpflichtet uns allein für das an ſich Gute, Anſtändige, Schöne und Edle, für das mit den Bedürfniſſen unſrer Natur Uebereinſtimmende, für das, hier und dort, durch ſich ſelbſt und durch ſeine Wirkungen, reich und herrlich Belohnende, für das, was uns am Beſten Zufriedenheit des Herzens und frohen Genuß des Lebens ſichert. Ehren wir die Vorſchriften deſſelben wie es ſich gebührt, beſtreben wir uns nach denſelben den Willen Gottes zu erfüllen, erweiſt ſich ſeine bildende Kraft an unſern Geſinnungen und in unſern Handlungen, gibt durch denſelben in der That Gottes Geiſt unſerm Geiſte das Zeugniß, daß wir Gottes Kinder ſind: o, dann dürfen wir auf einen gnädigen Schutz und einen allmächtigen Beyſtand im Himmel, auf eine gränzenloſe Liebe, auf ein unermeßliches Vermögen, uns zu helfen und zu ſegnen, auf Erhebung des Geiſtes in jeder Gefahr, auf Rettung in jeder wahren Noth, auf gewiſſen Sieg in jedem ernſtlichen Kampfe, auf einen glücklichen Ausgang aller unſrer Lebensereigniſſe, auf Stärkungen und Hulderweiſungen jeder Art freudig vertrauen; dann ſchimmert uns am Ziele die Krone der Gerechtigkeit, dann öffnet ſich uns der Himmel, wo Vollendung und Seligkeit, wo, unter den Schaaren der Verklärten, in den heiligſten und wonnevollſten Bündniſſen, in der Nähe Gottes, und in der genauen Vereinigung mit dem, an welchen wir hier glauben, Befreyung von den Uebeln und Schwach-

heiten der Erde, Erneuerung und Erhöhung unſers geiſtigen Weſens, der Beſitz der erhabenſten Güter, das Anſchauen unzählbarer Wunder der göttlichen Herrlichkeit und Freuden, die in keines Menſchen Herz gekommen ſind, uns erwarten. Das iſt die Beylage, von der diejenigen, welche den feſten und lebendigen Glauben an Jeſum haben, gewiß ſind, daß ſie ihnen bewahrt bleibe bis an jenen Tag, die nichts ihnen entwenden, nichts ihnen beeinträchtigen kann, deren Gedanke im Glück und im Unglücke ſie beſeelt, und ſie begeiſtert, daß ſie auch ihre Trübſal preiſen, und die Schmach für Gewinn und Ehre halten — das iſt die Gnade, darin ſie ſtehen, und ſich rühmen der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, wenn ihnen jede irdiſche Hoffnung verſchwindet. In dieſem freudigen Glauben rief Paulus aus: ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürſtenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch irgend eine Kreatur, mich ſcheiden wird von der Liebe Gottes in Chriſto Jeſu! rief er aus: ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Jeſum Chriſtum! und weihete ſich dem Dienſte dieſes Glaubens, bereit, für denſelben jedes Ungemach, jede Erniedrigung, jede Mißhandlung zu erdulden, und ſelbſt ſein Leben zu laſſen. Aus dem Kerker ſind die herrlichen Worte des Textes geſchrieben. In dieſem Glauben haben alle Apoſtel Jeſu gehandelt, ſich angeſtrengt,

gelitten,

gelitten, gering geachtet der Welt Luſt und Schmerz, ſind ſie mit frohem, Gott preiſendem Herzen geſtorben. Iſt dieſer feſte und lebendige Glaube der unſrige: dann werden auch wir uns, im Bewußtſeyn der herrlichen Beylage, die uns bewahrt wird bis an jenen Tag, ganz dem Herrn weihen, ſeine Wahrheit vor aller Welt freudig bekennen, und ſie nie verlaſſen noch verleugnen; dann kann keine Schüchternheit, keine Verlegenheit, keine Furcht vor Mißfallen oder Spott uns den Mund verſchließen, kein Gewinn der Welt ihm unſer Herz entwenden; dann werden wir alle unſre Kräfte willig im Dienſte der ſchon in uns wirkſam gewordenen Ueberzeugung anwenden, und mit Ernſt dahin ſtreben, daß ſie immer vollkommner in unſerm Denken, Fühlen und Handeln ſich darſtelle, daß überall das Gewiſſe und Freudige und durch daſſelbe das Reine und Chriſtlich-Große ſich ausdrucke.

Ja, ſelig iſt das Herz, in welchem der Glaube an Jeſum ſich zur Freudigkeit erhoben hat. Daß wir dieſer Seligkeit theilhaftig werden, dahin laſſet uns unſer Denken und Forſchen, dahin unſre Erfahrungen, unſre Empfindungen und Triebe, dahin jede ſtille und öffentliche Uebung unſrer Andacht, dahin auch die gegenwärtige Feyer des Todes Jeſu richten. Freudig laſſet uns bey ſeinem Mahle erſcheinen, freudig laſſet uns ihm im Glauben von neuem uns angeloben, und dann mit der Freudigkeit des geſtärkten Glaubens zurückkehren zu unſerm irdiſchen Werke und zu unſerm himmliſchen Berufe, daß er bey uns ſtets in

einem freudigen Herzen wohne, und wir ihm unwandelbar freudig ergeben bleiben bis an das Ende.

---

Mit der Freudigkeit eines festen, vom Herzen bestätigten Glaubens, haben Sie, theuerster Prinz, Sich vorgestern für Jesum Christum bekannt. Der freudigen Rührung, der seligen Wärme, womit die Wahrheit Ihr Herz erfüllte, der siegenden Gewißheit, womit Sie Sich als Jünger Jesu Gott und der Tugend angelobten, dem Blicke auf die zukünftige Welt, der Sie Sich weihten, gehörten die Thränen, die Sie da vergossen. Ja, es war eine große, heilig-schöne Stunde, in der Sie das Wort des Apostels tief empfanden: ich weiß an welchen ich glaube. Treten Sie denn auch jetzt freudig hin, um dem Erlöser der Welt, dem Helfer Ihrer unsterblichen Seele zum ersten Male öffentlich in seiner heiligen Gedächtnißfeyer Ihre Ehrfurcht und dankbare Anhänglichkeit zu bezeugen, und auch vor der Welt das Bekenntniß abzulegen: ich weiß an welchen ich glaube. Gen Himmel erhebe die Andacht Ihr Herz. Fühlen Sie ganz das Glück, ein Christ zu seyn, mit der Zuversicht des Christen den wechselvollen Schicksalen des Lebens, denen auch die Großen der Erde ausgesetzt sind, entgegen zu gehen, als Christ nicht die Gefahr, nicht das Unglück, nicht den Tod fürchten zu dürfen. Fühlen Sie alles, was das Andenken an den Herrlichsten unter den Menschen, an seine Größe und Liebe, an seine Wohlthaten und Segnungen, an seine großmüthige Aufopferung,

an ſein ſchönes Ende und an den glorreichen Zuſtand, zu welchem ihn Gott erhöhet hat, Seliges in ſich ſchließt. Hier ſind Sie ganz Menſch; fühlen Sie, daß auch das etwas Großes iſt, fühlen Sie den erhabenen Beruf, den Sie als Menſch haben, und die Verpflichtungen, die er Ihnen auflegt, daß der Fürſt nie den Menſchen vergeſſe, und durch Sie all das Gute wirklich werde, was Sie auf dem hohen Standpuncte, den Ihnen Gott angewieſen hat, ſtiften können. Sammeln Sie die frommen Bewegungen und die edeln Vorſätze, die Sie nicht bloß an jenem wichtigen Tage, die Sie auch früher und ſo oft geäußert haben, um ſie Gott zum Opfer darzubringen, um Sich in Ihren gefaßten Entſchließungen mit dem Bilde deſſen, der unſre höchſte Verehrung verdient und mit inniger Dankbarkeit für ihn im Herzen zu beſtärken; Ihren Bund mit der Wahrheit und dem Himmel, indem Sie die Zeichen ſeines Leibes und Blutes genießen, zu verſiegeln; und unwandelbar ſey es bey Ihnen entſchieden, als Chriſt zu denken, zu handeln, zu leiden, zu ſterben, dem ganz ergeben, der auch Ihnen Ihre Beylage bewahren wird bis an jenen Tag, ſein Wort heilig zu halten, ihn jederzeit mit aller Freymüthigkeit zu bekennen durch Rede und That, und ihn nie zu verlaſſen und zu verleugnen, und mit großer Sorgfalt Ihr Herz, dieſes theure, Ihnen anvertraute Gut, zu bewachen, daß Sie mit dem frohen Bewußtſeyn, womit Sie hier vor Ihrem Erbarmer ſtanden, einſt vor Ihrem Richter ſtehen mögen. Ja, dieſes Bewußtſeyn begleite Sie durch

das ganze Leben, und öffne Ihnen die heiterſte Ausſicht in die Ewigkeit, wann hier alles geendigt iſt. Gott ſtärke Sie, und gebe Ihnen den freudigen Geiſt der Andacht; er helfe Ihnen kämpfen und überwinden.

Ja das wirſt du, Heiliger und Allbarmherziger. Mit Wohlgefallen ſiehſt du auf die herab, welche ſich mit reinem Herzen und mit aufrichtigen Vorſätzen dir weihen, und ſegneſt ſie. Segne auch dieſen Königlichen Jüngling in ſeinen frommen Empfindungen und in ſeinen ernſtlichen Entſchließungen, und befeſtige ihn immer mehr in deiner Wahrheit. Verherrliche deine Güte ohne Aufhören an Dem, der uns auf Erden der Theuerſte iſt, den du uns gnädig zum Könige und Herrn geſetzt haſt; verherrliche ſie im reichſten Maße an ihm, an dem Kronprinzen, an allen ſeinen Kindern und an allen Angehörigen ſeines Hauſes bis in die ſpäteſten Zeiten. Laß die Feyer dieſer Stunde der ganzen Verſammlung zur Erbauung gereichen, und unvergeßliche Eindrücke zur Heiligung unſrer Seelen und zur Beförderung eines freudigen Glaubens hervorbringen. Amen.

# Zuſchrift

an

# Seine Königliche Hoheit

## die wichtigſten Angelegenheiten des Menſchen betreffend.

Zur Erinnerung an unſre letzten religiöſen Unterhaltungen.

**Euer Königliche Hoheit** haben bey Ihrer Aufnahme in die Religionsgemeinschaft der Christen Gesinnungen und Entschließungen an den Tag gelegt, von denen jedes Herz mit inniger und hoher Freude erfüllt worden ist. Sie haben dies auf eine Art gethan, die niemand an der Aufrichtigkeit und dem heiligen Ernste derselben zweifeln läßt. Und nicht bloß jener feyerlichen Stunde gehörten diese Gesinnungen und Entschließungen an; die Aeußerung derselben kam aus den Tiefen eines Herzens, dem sie schon längst ganz eigen geworden waren, und konnte dem, der das Glück hat, **Ew. Königliche Hoheit** zu kennen, keinesweges eine neue Erscheinung seyn. Es bleibt nur der Wunsch übrig, daß dieselben unverändert bey Ihnen fortdauern, und sich in Ihrem ganzen Leben wirksam beweisen mögen.

Erlauben Sie mir, **gnädiger Herr**, Ihnen zu diesem Zwecke das Wichtigste von dem, was uns in der letzten Zeit beschäftigt hat, in der Kürze schriftlich vorzulegen, und dabey auf Einiges, worüber Sie Sich in Ihrem Glaubensbekenntnisse erklärt haben, Ihre Aufmerksam-

keit besonders hinzulenken. Das gehörte Wort verliert sich unter den mannichfaltigen Zerstreuungen der Welt leicht aus dem Gedächtnisse, wenn die Erinnerung daran nicht oft erneuert wird; und auch was wir früher selbst gedacht, gefühlt, uns vorgesetzt hatten, wie tief es damals unser Inneres bewegte, wird von den zahlreichen sinnlichen Eindrücken, die wir jeden Augenblick empfangen, in seiner Kraft geschwächt, und zuletzt ganz aus der Seele verdrängt, wenn nicht ein sinnliches Zeichen uns in den Stand setzt, es oft wieder in uns hervorzurufen und zu beleben. Ew. Königliche Hoheit werden von Zeit zu Zeit auf diese Blätter einen Blick werfen, und Sich dadurch zur Selbstprüfung und zu Betrachtungen veranlaßt finden, die auf die Dauer und den Fortgang des Guten in menschlichen Seelen den entschiedensten Einfluß haben.

Sie vergönnen mir wohl, theuerster Prinz, hier noch einmal die Sprache eines nun aufgelösten, für mich eben so freudenreichen als ehrenvollen, Verhältnisses zu führen.

Es sind wenige, sehr einfache, aber auch sehr ernsthafte Wahrheiten, welche das Wesen der Religion ausmachen.

Der Mensch gehört, seinem äußern Daseyn nach, der Welt an, die sich uns durch unsre Sinne offenbart, und in der alles sich verändert und vergeht. Er tritt in die Reihe der Erscheinungen, erfährt ihre Wechsel in Freude und Leid, und verschwindet aus derselben. Aber das Bewußtseyn seiner freyen und vernünftigen Geistesnatur, das er, auf einer gewissen Stufe der Entwickelung, wohl in

ſich zu verdunkeln, aber nie ganz zu unterdrücken vermag, erhebt ihn über die Welt der Sinne, und führt ihn in eine Welt des Geiſtes, die von keinem Sinne erreicht wird. Schon in ſich findet er etwas Heiliges, Unwandelbares und Ewiges, und das nöthigt ihn, etwas Heiliges, Unwandelbares und Ewiges über ſich anzuerkennen, von dem er ſich abhängig, dem er ſich mit allem, was er iſt und beſitzt, verpflichtet fühlt, und dem daher ſeine ganze Verehrung gebührt. Ein Geſetz, das einen unbedingten Gehorſam fordert, und deſſen Vorſchriften wir nicht anders als mit Achtung betrachten können, gebiethet in unſrer Bruſt, es gebiethet mit demſelben Anſehen Hohen und Geringern; und wir wiſſen, daß wir das Vermögen haben, ihm Gehorſam zu leiſten, die ihm oft widerſtrebenden ſinnlichen Neigungen zu beherrſchen, und nicht bloß unſre Handlungen, ſondern auch unſre Geſinnungen mit denſelben in Uebereinſtimmung zu bringen; wir wiſſen, daß in der Uebereinſtimmung mit demſelben unſer höchſter Werth beſteht, wie wir im Widerſpruche mit demſelben uns ſelbſt verächtlich und verwerflich werden. Es iſt das Geſetz der freyen und vernünftigen Geiſtesnatur, das Geſetz eines heiligen Lebens, das Geſetz des Wahren, Schönen und Guten. Ein von der Welt verſchiedener höchſter Geiſt, ein ewiges, unveränderliches, allmächtiges, allwiſſendes, allenthalben gegenwärtiges und wirkſames, heiliges, gerechtes, weiſes und gütiges Weſen hat den Plan aller Welten entworfen, ſie ſelbſt ins Daſeyn gerufen, beſeelt ihre Kräfte und verknüpft ihre Veränderungen auf

eine, nicht ſelten für uns unerforſchliche Art, zur Hervorbringung des höchſten Gutes, ſo, daß unter ſeinem fortdauernden Einfluſſe auch das Uebel in Segen ſich verwandelt. Dieſes Weſen thut uns durch jenes Geſetz ſeinen Willen kund, und wird einſt nach den Anſtrengungen, in denen wir uns bemüht haben, denſelben zu erfüllen, unſer Schickſal entſcheiden. Der Geiſt des Menſchen dauert im Tode fort, und geht nach der Zerſtörung des Körpers in eine andre, und höhere Ordnung der Dinge über. Ihn für dieſelbe, durch Erhöhung ſeiner Würde, durch Entwickelung aller unſrer menſchlichen Vorzüge, insbeſondre aber durch Belebung der göttlichen Triebe unſrer Natur, durch unermüdetes Streben nach Wahrheit und ſittlicher Vollkommenheit, worin die Aehnlichkeit mit Gott beſteht, zu bilden, und ihm dadurch zugleich die größte Brauchbarkeit für die menſchliche Geſellſchaft und alle Verhältniſſe des gegenwärtigen Lebens zu erwerben, iſt unſre erhabne Beſtimmung.

Dieſe Wahrheiten liegen jeder erleuchteten, vernunftmäßigen Religion zum Grunde. Zu ihnen haben **Ew. Königliche Hoheit** Sich feyerlich bekannt, ihnen haben Sie eine beſtändige Werthſchätzung und eine unwandelbare Treue feyerlich angelobt, die denſelben angemeſſenen Geſinnungen und Bemühungen in Sich zu erwecken, zu bewahren und zu verſtärken haben Sie Sich feyerlich verpflichtet. Und daran zu halten iſt von nun an Ihre heiligſte Angelegenheit.

In Dingen, bey welchen es auf vielſeitige und ſehr

zuſammengeſetzte Unterſuchungen des Verſtandes ankommt, wo man leicht etwas überſieht, und auf etwas anders ein zu großes Gewicht legt, wo daher auch das ſorgfältigſte und bedachtſamſte Forſchen uns nie völlig gegen den Irrthum ſichert, kann man ſich freylich nicht verpflichten, immer bey derſelben Ueberzeugung zu bleiben. Aber von ſolchen Dingen iſt hier nicht die Rede. Es iſt hier die Rede von Wahrheiten, die aus der Einrichtung unſrer Natur hervorgehen, die mit den unveränderlichen Geſetzen unſers Denkens, Fühlens und Wollens in einem feſten und unverkennbaren Zuſammenhange ſtehen, denen jeder Blick der Beſonnenheit auf die Welt, auf ihre Ordnungen und Begebenheiten und auf unſre Verhältniſſe in derſelben, und jedes deutliche Bewußtſeyn unſrer unvertilgbaren Bedürfniſſe zur Beſtätigung gereicht. Indem wir uns für ſie bekennen, bekennen wir uns für die Wahrheit ſelbſt. Um uns von ihnen losſagen zu können, müßten wir auf alle Wahrheit und mit ihr auf unſre Menſchenwürde, Verzicht leiſten, wir müßten unſre Vernunft verleugnen und die Entſcheidungen derſelben für Wahn und eitle Träume erklären. Ja, es ſteht völlig bey uns, uns auf der Höhe des religiöſen Glaubens zu behaupten; denn hier entſcheidet nicht die Einſicht, ſondern der reine Wille des Menſchen.

Die genannten Wahrheiten ſind es, was unſerm Leben Bedeutung, Werth und Ehre verleiht, unſerm ſo vielfach beunruhigten Herzen eine dauerhafte Zufriedenheit ſichert, und das höchſte, mächtigſte Verlangen der Seele

befriedigt. Ohnmächtig und verlaſſen, tief erniedrigt, Demüthigungen jeder Art, in denen nichts unſer Selbſtgefühl rettet, bloß geſtellt, von mannichfaltigem und großem Elende, worin nichts uns tröſtet, bedrängt, unfähig, auch nur Einen von den Wünſchen, die in unſrer Bruſt zahlreich ſich regen, vollkommen zu ſtillen, uns auch nur über Eine der Sorgen, mit denen es uns beſchwert, zu beruhigen, ſelbſt in ſeinem Beſten flüchtig und eitel zeigt ſich dem denkenden Beobachter das Leben, ſo bald wir es von den erhabenen Beziehungen trennen, in welche es durch den religiöſen Glauben geſetzt wird; und nur der Leichtſinn, in dem wir uns dem Genuſſe des Augenblickes bis zur Selbſtvergeſſenheit überlaſſen, kann darüber eine Täuſchung bey uns unterhalten, über die wir doch einmal zur Beſinnung kommen müſſen. Nicht für ein Gut, ſondern für ein beklagenswerthes Uebel — nicht für ein Geſchenk der Liebe, ſondern für das Werk feindſeliger Mächte müßten wir ein Daſeyn halten, das, an nichts Höheres befeſtigt, dem Spiele des Zufalles und ſeinen eignen, ſo oft kraft- und erfolgloſen Beſtrebungen Preis gegeben, im Tode ſeinen Untergang fände. Zu dieſer finſtern, troſt- und freudeleeren Anſicht des Lebens führt der Unglaube.

**Ew. Königliche Hoheit** haben Sich indeß nicht bloß für die Religion überhaupt, ſondern auch für dieſelbe, wie Jeſus Chriſtus ſie gelehrt hat, bekannt. Sie haben erklärt, daß Sie ſein Evangelium für göttliche Wahrheit, und für die ſicherſte Richtſchnur Ihres Glaubens und

Lebens erkennen. Sie haben gelobt, als Chriſt zu leben und zu ſterben.

Die Chriſten verehren Jeſum als ein Weſen, das, der Gottheit innigſt vertraut, von ihrer Weisheit und Kraft erfüllt, von ihrem Geiſte beſeelt, mit ihren Aufträgen verſehen, auf Erden erſchienen iſt, ein beßres Verhältniß, eine nähere Verbindung zwiſchen dem Himmel und der Erde, der Gottheit und der Menſchheit möglich zu machen, und das dieſes, durch den Unterricht, den es uns ertheilte, durch den heiligen Wandel, den es führte, und durch die freywillige Aufopferung ſeines Lebens bewirkt hat. Als ein ſolches Weſen wollen Sie ihn verehren, und ſein Wort alles bey Sich gelten laſſen

Auch das konnten Sie verſprechen; auch damit verſprachen Sie nichts anders als: Ehre der Wahrheit. Denn als dieſes Weſen hat ſich Jeſus auf eine Art erwieſen, die den unbefangen forſchenden Verſtand eben ſo leicht überzeugt, als ſie das unverſtimmte Herz für ſich gewinnt. Ein Blick in das menſchliche Herz, deſſen nie ein Weiſer ſich rühmen konnte, und den die ſorgfältigſte Beobachtung der Menſchen im vielſeitigſten Verkehr mit ihnen nicht gibt, und eine Bekanntſchaft mit den Ereigniſſen der Zukunft, die man ſich durch Erfahrung und Nachdenken nicht erwirbt, bezeichnen ihn, als den von Gott Erleuchteten — Thaten, zu welchen die Kräfte der Natur und des Menſchen in ihrem gewöhnlichen Zuſtande nicht ausreichen, zu denen es eines höhern Einfluſſes bedarf, bezeichnen ihn als den von Gott Ausgerüſteten und Geheiligten. Die Schickſale ſeines Lebens wei-

chen nicht bloß von dem gewöhnlichen Gange menſchlicher Dinge ab, ſondern ſind auch ſo angeordnet, daß ſie ſeinen Belehrungen, erläuternd, darſtellend und beſtätigend, zur Seite gehen. Auf ihn bezieht ſich die ganze Geſchichte der ſittlich-religiöſen Erziehung des menſchlichen Geſchlechtes; in ihm berühren ſich zwey verſchiedene Weltalter; ein großer und feſter Zuſammenhang des beſtändigen Fortſchreitens knüpft an ihn alles, was Gott in der frühern Zeit, zur Erleuchtung und Veredlung der Menſchheit, unter dem merkwürdigen Volke, dem er durch ſeine Geburt angehörte, veranſtaltet hatte; und von ihm iſt eine Veränderung ausgegangen, mit welcher, wir mögen nun auf die ſegensvolle Beſchaffenheit oder auf den Umfang derſelben ſehen, keine andre verglichen werden kann; durch ihn hat das Leben der Menſchen in allen ſeinen Verhältniſſen eine neue und beßre Geſtalt gewonnen, iſt ein neuer, edler Geiſt auf Erden herrſchend geworden. In ſeinem Sinne und Verhalten ſteht er einzig, unübertroffen, unerreicht da, frey von den Fehlern der menſchlichen Schwachheit, hinaufgerückt über das Vermögen irdiſcher Naturen, umgeben von dem Glanze einer wahrhaft göttlichen Größe. Bey der größten Anſpruchsloſigkeit und Ruhe des Charakters, bey der größten Klarheit und Beſonnenheit des Geiſtes legt er ſich ſelbſt ein mehr als menſchliches Anſehen bey, behauptet er in der genaueſten Verbindung mit Gott zu ſtehen, und handelt mit der Würde eines vom Himmel Bevollmächtigten, und ſtirbt auf das Zeugniß, er ſey der Geſandte Gottes. Der Inhalt ſeiner

digt alle Forderungen, welche die gebildete Vernunft an das, was ſie als wahr ſoll gelten laſſen, zu machen hat. Die gebildete Vernunft findet den Unterricht Jeſu über unſre höchſten Angelegenheiten in der vollkommenſten Uebereinſtimmung mit ihren eignen Geſetzen und mit den Bedürfniſſen der menſchlichen Natur, wie dieſe ſo wohl durch die Erhabenheit, als durch die Schwäche und die Mängel derſelben beſtimmt ſind; und ſie befremdet es nicht, in demſelben Unbegreifliches anzutreffen, da ſie ja ſelbſt zum Unbegreiflichen führt, und ohne Geheimniſſe keine Religion gedacht werden kann. Man darf die Ausſprüche Jeſu nur recht betrachten und überdenken, um in der hohen Würde und edeln Einfalt, um in der Ueberzeugungskraft, womit ſie ſich des Verſtandes und in der Gewalt, womit ſie ſich des Herzens bemächtigt, und beſonders in den wohlthätigen Eindrükken von der verſchiedenſten Art, die ſie in dieſem hervorbringt, und worin ſie alles, was von den Einſichtsvollſten und Edelſten iſt geſagt worden, unendlich weit hinter ſich zurückläßt, das Göttliche zu erkennen. Wer je auf der Einen Seite das Herzliche, Sanfte, Milde, Rührende, und auf der andern das Große, Erſchütternde, Herrliche in denſelben gefühlt, wer auch nur etwas von ihrem Wirken auf das Gemüth erfahren hat, der kann nicht anders, als in ihr göttliche Wahrheit verehren.

Deſſen ungeachtet ſind Religion und Chriſtenthum häufig, und nie häufiger als zu unſrer Zeit, dem Spotte ausgeſetzt geweſen. Der Leichtſinn, der, unbekannt mit

drücken und Einfällen folgt, die eitle Sucht, durch Witz zu beluſtigen und zu glänzen, und der Widerwille des verderbten Herzens, das in der Religion und dem Chriſtenthume nichts als ſeine Verurtheilung findet, haben ſich in der Verſpottung derſelben vereinigt. Ew. Königliche Hoheit haben zu viel Gefühl für das Große und Heilige, als daß man beſorgen dürfte, Sie könnten auf irgend eine Weiſe an einer ſo unanſtändigen Behandlung des Größten und Heiligſten Theil nehmen. Wären Religion und Chriſtenthum bloß Erfindungen des menſchlichen Verſtandes oder Geſchöpfe der Einbildungskraft; ſo verdienten ſie ſchon um der Empfindungen willen, die ſie in menſchlichen Seelen erzeugen, um der herrlichen Wirkungen willen, die ſie bey unzählbaren Menſchen hervorgebracht, und um des wohlthätigen Einfluſſes willen, den ſie zu allen Zeiten auf alle Verhältniſſe des Menſchen geäuſſert haben, mit hoher Achtung behandelt zu werden. Wer über ſie ſpottet, der ſpottet im Grunde über ſeine eigne Geiſteskleinheit und Herzensbeſchränktheit.

Eben ſo wenig beſorge ich, der Spott über Religion und Chriſtenthum könnte Ihre Ueberzeugung oder auch nur Ihre Werthſchätzung derſelben ſchwächen. Das Lächerliche liegt überall weniger in der Sache, als in der Art, wie man ſie darſtellt, und nichts iſt ſo ehrwürdig, daß es ſich nicht durch gewiſſe Beziehungen, in welche man es bringt, lächerlich machen ließe. Dadurch aber kann

ganze Welt über sie lachte, so lange man ihr nichts als Gelächter entgegen zu setzen weiß. Am häufigsten trifft der Spott diejenigen Dinge, welche man scheut und fürchtet, und vor deren erschütterndem Ernste man sich allein durch den Spott zu retten weiß. Sie werden auch immer finden, daß diejenigen, welche es darauf anlegen, Religion und Christenthum zu verspotten, entweder dieselben gar nicht kennen, und höchstens einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Begriffe davon aufgefaßt haben, oder sie nur in der Gestalt kennen, die Unverstand und Aberglaube ihnen gegeben haben, oder feindselige Gesinnungen, die in dem moralischen Zustande des Herzens gegründet sind, gegen sie hägen.

Eher könnten die Aeußerungen der, besonders unter einem großen Theile der höhern Stände herrschenden Gleichgültigkeit Ihnen nachtheilig werden. Die Geringschätzung, womit man oft von Religion und Christenthum sprechen hört, als von ungewissen Dingen, die man füglich könne dahingestellt seyn lassen, theilt sich leicht mit; leicht bemächtigt sich unser der Gedanke, worauf andre so wenig Rücksicht nehmen, das dürfe doch auch wohl uns wenig kümmern. Mögen Sie, theuerster Prinz, diesem Gedanken nie bey Sich einigen Einfluß gestatten. Sie kennen den Ernst und die Wichtigkeit der Angelegenheiten, worüber Religion und Christenthum uns belehren; Sie wissen, wie viel davon abhängt, daß wir sie richtig

zu bestimmen, während es bey uns stand, sie zu vermeiden. Hier kann kein andrer, wie groß auch unser Zutrauen zu seinen Einsichten und Fähigkeiten seyn mag, für uns entscheiden, da kein andrer die verderblichen Folgen, welche aus der Verkennung der Wahrheit entspringen, für uns übernimmt. Wir handeln höchst gewissenlos und wagen überdies alles, wenn wir vollends das, wovon wir aus sichern Gründen überzeugt sind, deswegen aufgeben, weil es von andern, wäre es auch von den meisten, weggeworfen behandelt wird. Das Beyspiel entschuldigt uns nicht; denn wir haben die Fähigkeit, selbst zu prüfen und zu richten, damit wir sie gebrauchen. Mögen Sie aber auch Ihr Herz bewahren, daß nicht unvermerkt die Geringschätzung der Religion und des Christenthumes, die Sie etwa an andern wahrnehmen, Ihre Gesinnungen gegen dieselben, und dann auch, was dabey unvermeidlich wäre, nach und nach Ihre Ueberzeugung umändre, und zu dem Ende das Gefühl von der Heiligkeit der Wahrheit immer in sich lebendig erhalten.

Es hat auch nicht an Versuchen gefehlt, die Lehren der Religion und des Christenthums dem Verstande verdächtig zu machen. Die meisten Einwendungen und Beschuldigungen, die man wider dieselben erhoben hat, tragen das Gepräge der Unwissenheit und einer sehr oberflächlichen Ansicht, und beruhen auf einem so seichten Räsonnement, daß sie keine Widerlegung verdienen, und nur dieselbe Unwissenheit und Gedankenlosigkeit, die sie hervorgebracht hat, ihnen einige Wichtigkeit beylegen kann. Die bedeutendern

habe ich für meine Pflicht gehalten, Ihnen nicht zu verſchweigen; wir haben ſie gemeinſchaftlich unterſucht, und Ew. Königliche Hoheit haben die Richtigkeit derſelben eingeſehen. Indeß erſcheinen uns die Dinge nicht immer in demſelben Lichte; die jedesmalige Stimmung des Gemüthes hat auf die Richtung unſrer Gedanken nicht geringen Einfluß; ein Umſtand kann uns ſchon deßwegen ſtörend und verwirrend auffallen, weil wir ihn früher nicht ſo ſorgfältig beachtet haben. Ueberdies ſind jene Einwendungen und Beſchuldigungen häufig mit ſo viel Geiſt und Kunſt, mit ſo viel Gewandtheit und Scharfſinn, mit ſo viel Witz und Beredſamkeit dargeſtellt worden, daß man, bey einiger Unvorſichtigkeit, durch die äußere Geſtalt derſelben geblendet werden kann. Endlich können, bey aller Redlichkeit des Sinnes, Zweifel in uns ſelbſt erwachen, die wir nicht ſofort aufzulöſen im Stande ſind. Mögen Sie den Gefahren, die aus dieſem allen für Ihre Ueberzeugung entſpringen, durch den feſten Entſchluß begegnen, die Wahrheit alles bey ſich gelten zu laſſen, ſie überall und ſie allein mit einem redlichen Herzen zu ſuchen, ihr ſelbſt da nicht auszuweichen, wo ſie mit den Wünſchen des Herzens nicht übereinſtimmt. Mögen Sie aber auch dafür ſorgen, daß Sie nie Urſache haben, die Wahrheit zu ſcheuen. Die Wahrheit iſt nur dann wider den Menſchen, wenn der Menſch wider ſich ſelbſt iſt. Nichts aber verleiht uns ein ſo hohes und ſicheres Selbſtgefühl, nichts befördert ſo ſehr eine große Stimmung des Gemüthes,

als die Ehre, die wir der Wahrheit beweisen, indem wir sie über uns erheben, und uns ihr ganz unterwerfen, als das Bewußtseyn, treu an ihr gehalten, und sie standhaft und siegreich wider uns selbst vertheidigt zu haben. So werden Sie gewiß ein religiöser Fürst und ein Verehrer Jesu bleiben.

Die vornehmsten Wahrheiten in der Religion sind in dem Evangelio Jesu, ihrem Wesen und ihrer Beziehung auf unser sittliches Wohl nach, so deutlich ausgedrückt, daß darüber kein Zweifel seyn kann. Was die nähere Bestimmung derselben und minder wichtige Lehren betrifft: so ist darüber immer Verschiedenheit der Meynungen und der Vorstellungsart gewesen. Der Protestantismus glaubt sich in dieser Hinsicht an nichts gebunden, als an die Vernunft und die heilige Schrift, und gestattet jedem die Freyheit selbst zu prüfen, was nach denselben Wahrheit sey, nimmt ihn aber dafür in Anspruch, daß dieses mit heiligem Ernste und mit aufrichtiger Liebe zur Wahrheit geschehe. Als protestantische Christen dürfen wir uns keine menschlichen Glaubensvorschriften aufdringen lassen; wir wissen aber, daß es keinesweges gleichgültig ist, was wir auch in minder wesentlichen Lehren annehmen oder verwerfen, sondern, daß wir dafür Gott und unserm Gewissen verantwortlich bleiben. Ich habe Ihnen das vorgetragen, was nach meiner Ueberzeugung Religion, Lehre Jesu und seiner Apostel ist. Sie haben Sich nicht verpflichtet, und konnten Sich nicht verpflichten, in allen Stücken gerade

und haben Sich verpflichtet, Ihre gegenwärtige Ueberzeugung nie anders als von der Wahrheit genöthigt, nach anhaltender unpartheyischer Untersuchung, gegen eine andre zu vertauschen, selbst in solchen Dingen, wo die Art, wie man sich dieselben denkt, auf unsre Gemüthsruhe und auf unser Verhalten keinen Einfluß zu haben scheint, denn das Heilige wird entweiht, so bald wir unsern Glauben an dasselbe auch nur im geringsten von etwas anderm, als von der Wahrheit abhängig machen. In allen Stücken müssen wir uns sagen können: so habe ich geglaubt mit redlichem Herzen, weil ich so mußte.

Ein Christ seyn, theuerster Prinz, das ist nicht etwas, dessen man sich zu schämen Ursache hat, sondern etwas, das man sich zur Ehre rechnen darf, etwas, das uns den Edelsten und Glücklichsten unsers Geschlechtes, das uns denen zugesellt, die das Meiste und Beste gewirkt, die am standhaftesten die unvermeidlichen Uebel des Lebens getragen, die sich in den Kämpfen desselben am würdigsten behauptet haben, die mit dem feurigsten und festesten Muthe, mit der reinsten und höchsten Freudigkeit erfüllt gewesen, die am sanftesten gestorben sind. Viel Großes hat die Welt gesehen, das Größte und Herrlichste aber an denen, die Christen waren. Nichts vermag dem Geiste die Erhebung, dem Herzen die Erweiterung, dem Leben den Adel zu verleihen, wie das Evangelium dieses alles mittheilt.

Um aber ein Christ zu seyn, ist es nicht genug, daß man die Ueberzeugung habe, wodurch Christen sich un-

Gemüthes beſitzen, welche dieſelben, wo ſie zur Wirkſamkeit gelangen, hervorbringen. Denn nur dadurch gewinnen ſie Einfluß auf unſer Herz und Leben, dadurch nur werden ſie fähig unſer Inneres zu veredeln, und uns Beruhigtheit, Heiterkeit der Seele und frohe Erwartung des Zukünftigen mitzutheilen, dadurch werden wir in den Stand geſetzt, ihren Vorſchriften Genüge zu leiſten, daß ſie die ihnen angemeſſenen Empfindungen und Bewegungen in uns erzeugen, daß ſie uns Ehrfurcht vor dem Heiligen, ein lebendiges Gefühl der Größe und der väterlichen Liebe Gottes, wie unſrer Schwäche und Bedürftigkeit, aber auch ein lebendiges Gefühl von der Erhabenheit unſrer Würde, unſrer Beſtimmung und unſrer Hoffnungen, daß ſie uns Achtung für das Gute, Abſcheu gegen das Böſe und Reue über unſre Vergehungen einflößen. Sorgen Sie daher, **mein Prinz**, daß Ihnen die Empfänglichkeit für fromme Rührungen, das warme Gefühl für Gott und für die Tugend, die Ihnen bisher ſo glücklich erhalten worden ſind, ferner bewahrt bleiben.

Nichts arbeitet der religiöſen Stimmung des Gemüthes mehr entgegen, als ein zerſtreuungsvolles Leben, das in eben dem Maße, worin es die Eindrücke der Sinne vervielfältigt, und der Luſt der Sinne Nahrung gibt, die höhern Empfindungen zu ſchwächen und das Bewußtſeyn der erhabnen Beziehungen, worin wir als geiſtige und unſterbliche Weſen ſtehen, zu verdunkeln pflegt. Der Stand, den die Vorſehung **Ew. Königlichen Hoheit** angewieſen hat, führt zahlreiche Zerſtreuungen mit ſich, die

einer fortdauernden religiösen Stimmung leicht nachtheilig werden können, und denn Sie Sich selten zu entziehen vermögen. Darum sey es Ihnen eine wichtige Angelegenheit, die schädlichen Wirkungen derselben dadurch zu verhindern, daß Sie oft in die Stille einkehren, Sich mit Ihren religiösen Ueberzeugungen zu beschäftigen, über die Wahrheiten der Religion und über Sich Selbst nachzudenken, was die Zerstreuung von Ihnen entfernt hatte, Sich wieder nahe zu bringen, das gestörte vertrautere Verhältniß mit dem Unsichtbaren wieder anzuknüpfen, und heilige Gefühle in Sich zu erwecken. Lassen Sie keinen Tag vorüber gehen, ohne durch Betrachtung oder durch das Lesen einer Schrift, die zu einer edeln Erbauung geeignet ist, dem frommen Sinne Nahrung zu geben. Benutzen Sie auch recht oft die Mittel, die Ihnen der Umgang mit der Natur und vornehmlich unsre öffentlichen Gottesverehrungen und die Gedächtnißfeyer des Todes Jesu, an welcher oft Theil zu nehmen Sie als Christ ohnehin verpflichtet sind, anbiethen, den frommen Sinn in Sich zu stärken und zu beleben.

Glauben Sie nie, eine religiöse Stimmung des Gemüthes vertrage sich nicht mit Ihren Weltverhältnissen, mit der feinen Sitte und dem guten Gesellschaftstone der höhern und höchsten Stände. Es hat zu allen Zeiten Fürsten gegeben, die diese beiden Dinge so mit einander zu verbinden wußten, daß weder das Eine noch das andre im Mindesten Abbruch leiden durfte; und in dem erhabnen Hause, dem Sie angehören, finden Sie in dieser Hin-

ſicht die ehrwürdigſten Beyſpiele. Die wahrhaft feine Sitte, der wahrhaft gute Geſellſchaftston, die doch nichts, als der Ausdruck des Schönen und Edeln in den Formen des Umganges ſind, vermeiden ſchon an ſich das, was die religiöſe Stimmung nicht geſtattet, als etwas Unanſtändiges, Gemeines, Erniedrigendes. Die abſichtlichen Bekenntniſſe unſrer Ueberzeugungen, die wärmern Ergießungen unſers Herzens gehören nicht in die große Welt; ſie gehören an die geweihten Oerter, in die vertrauten Kreiſe der Einverſtandenen und in die Stille der Einſamkeit, obgleich ein edler Fürſt auch nicht unterlaſſen wird, wo die Gelegenheit es mit ſich bringt, ſeinen Glauben unverholen zu äußern. Aber was die religiöſe Stimmung in uns gebildet, was ſie unſern Gefühlen und unſrer Art uns darzuſtellen mitgetheilt hat, das ſoll uns in die Welt begleiten; es wird überall das geſellſchaftliche Leben ſchmücken und veredeln, es wird einen heitern und hohen Geiſt durch daſſelbe verbreiten, den Reitz und die Annehmlichkeiten deſſelben vermehren, und der feinen Sitte, wie dem guten Tone eine Anmuth und eine Würde geben, die ſie an ſich nicht haben.

Das Evangelium fordert von uns, in Uebereinſtimmung mit der Vernunft, daß wir alles Böſe, nicht bloß äußerlich, in Worten und Werken, ſondern auch innerlich, in Gedanken, Wünſchen und Begierden, meiden. Das Böſe iſt des Menſchen Entehrung; es ſchwächt und zerrüttet unſre edlere Natur; es verwirrt die Ordnung des Lebens, bey welcher allein uns wahrhaft wohl ſeyn kann; es er-

zeugt die traurigsten Mißverhältnisse zu uns selbst, zu der Welt und zu den Menschen; es richtet um uns her überall Unheil an; es zieht uns das Mißfallen des höchsten Wesens zu, und zerstört den Frieden der Seele. Je höher der Stand ist, in welchen die Vorsehung uns gesetzt hat; desto mehr müssen wir uns bestreben, durch Würde der Gesinnung und Unsträflichkeit des Wandels, diesen Stand und uns selbst zu ehren. Der Glanz, der die Fürsten umgibt, und das Verlangen der Menge, ihnen nachzuahmen, und sich ihnen gefällig zu machen, verstärken die Kraft ihres Beyspieles, leicht verbreitet sich nach allen Seiten hin das Böse, das man an ihnen wahrnimmt. Und in eben dem Maße, in welchem unsre bürgerlichen Verhältnisse uns über andre erheben, verbreiten sich die verderblichen Folgen des Bösen, das wir uns erlauben, weiter. Die unreinen Gedanken, Wünsche und Begierden, welche wir bey uns dulden, entweihen nicht bloß vor Gott unser Herz, sondern sie theilen auch ihre Befleckung dem Leben mit. Eben so gewiß ist es, daß die einzelnen bösen Handlungen, welche wir begehen, wie unbedeutend sie auch zu seyn scheinen, verschlimmernd auf unser Inneres zurückwirken. Mit großer Vorsicht und mit einem heiligen Ernste sollen wir uns daher vor allem Bösen zu verwahren suchen. Zwar wird die fromme Stimmung unsers Gemüthes uns darin schon beträchtliche Hülfe leisten; bey den zahlreichen und mächtigen Reitzungen zum Bösen aber, die uns umgeben, und in unserm Innern schlummern, wird sie allein uns nicht völlig gegen dasselbe sichern. Es werden dazu noch

eigne Bemühungen erfordert, wohin vornehmlich diese drey Stücke gehören: daß wir einen lebendigen Abscheu gegen das Böse bey uns unterhalten, daß wir genau auf uns Acht haben und eine strenge Gewalt an uns selbst üben.

Sehen Sie denn mit Fleiß dahin, gnädiger Herr, daß nicht der häufige Anblick menschlicher Laster und Ausschweifungen das Gefühl von der Schändlichkeit derselben, dieses jetzt noch in Ihnen so mächtige Gefühl schwäche, den Widerwillen und die Verachtung, womit Sie dieselben zu betrachten gewohnt sind, in Gleichgültigkeit, woraus so leicht Wohlgefallen werden könnte, verwandle, daß Ihnen nicht der durch nichts zu ersetzende zarte Sinn für das moralisch Schöne und Häßliche, Edle und Nichtswürdige verloren gehe. Sehen Sie dahin, daß Ehrfurcht vor Gott und Ihrem Gewissen Ihr Herz gegen die betrüglichen Reitze waffne, womit die Sünde es bethören möchte.

Dinge, die an sich ganz unschuldig sind, Vergnügungen, die an sich die strengste Sittenlehre für erlaubt erklären muß, Gedanken und Empfindungen, denen wir uns, weil wir nichts Arges darin wahrnehmen, unbesorgt hingeben, können gefährliche Begierden, Stürme der Leidenschaft in uns erwecken, unser sittliches Gefühl einschläfern, und uns zum Bösen hinreißen, ehe wir merken, was in uns vorgeht. Darum ist es so nöthig, daß wir uns einer ununterbrochenen Wachsamkeit über uns selbst befleißigen, uns jedes Eindruckes, den wir empfangen, jeder Veränderung, die unser Gemüthszustand erleidet, jedes Antriebes,

der in uns erwacht, ſuchen bewußt zu werden, und genau prüfen, wohin dieſes uns führen könnte.

Hiermit muß ſich dann aber auch ein ernſtlicher und nachdrücklicher Widerſtand gegen das Böſe, wozu wir uns gereizt finden, verbinden, ohne welchen die ſorgfältigſte Achtſamkeit auf uns ſelbſt uns in den meiſten Fällen nichts helfen würde. Nicht ſelten ſind es ſehr heftige Begierden, ſehr ſtürmiſche Gemüthsbewegungen, die uns zum Böſen gleichſam hindrängen, und nur dadurch, daß wir alle unſre Kräfte gegen ſie aufbiethen, daß wir uns keinen Augenblick in Unterhandlungen mit ihnen einlaſſen, daß wir unſer auf keine Weiſe ſchonen, und mit aller Strenge die ungeſtüme Forderung zurückweiſen, können wir uns vor Vergehungen ſichern, die, wenn wir ſie uns zu Schulden kommen ließen, große Zerrüttungen in unſrer Seele anrichten, und das Gewiſſen ſchwer belaſten würden.

Es gehört zu den wichtigſten Gefahren, die mit einem hohen Stande und mit einer glänzenden Lage verbunden ſind, daß man ſich in denſelben ſo leicht jeden ſinnlichen Genuß verſchaffen kann, indem ſich nicht bloß die Mittel dazu in unſern Händen befinden, ſondern auch die Menſchen zahlreich mit einander wetteifern, uns darin behülflich zu ſeyn. Wir dürfen nicht einmal wünſchen: von allen Seiten preiſt ſich an, und ladet uns ein, was für das Herz ſo verführeriſch iſt, und doch das Herz vergiftet. Nur Eins kann uns gegen die daraus entſpringenden mächtigen Verſuchungen ſchützen, feſte und ſichere Herr-

ſchaft über uns ſelbſt, zu der wir uns aber frühe durch freywillige Entſagungen gewöhnen müſſen.

Nicht weniger wichtig ſind in einem hohen Stande die Gefahren des vertrautern Umganges. Zu den Großen drängt ſich alles hin, ſich um ihre Gunſt zu bewerben. Man glaubt ſeinen Zweck am ſicherſten dadurch zu erreichen, daß man ihnen ſchmeichelt, ihre Sinnlichkeit reitzt, ihr Gewiſſen einſchläfert, und ſie zu wilden Ausſchweifungen verleitet. Verderbte Menſchen ſuchen ſich unter mancherley gefälligen Larven bey ihnen einzuſchleichen, und ſich ihrer zu bemächtigen, um von ihnen unterſtützt ihre eignen Lüſte beſſer befriedigen zu können, oder ſonſt allerley Vortheile von ihnen zu ziehen. Und es hält ſchwer, ſich von ihnen zu befreyen, wenn man einmal bis zu einem gewiſſen Grade des Einverſtändniſſes mit ihnen gekommen iſt. Mögen Sie dagegen auf Ihrer Hut ſeyn. Schenken Sie keinem Ihr Vertrauen, deſſen Herz, deſſen Grundſätze und Sitten Ihnen verdächtig ſind, keinem, den Sie nicht ſorgfältig geprüft haben, von dem Sie nicht die Ueberzeugung beſitzen, er ſey ein reiner und edler Menſch. Jeder, der Ihnen ſchmeichelt, ſey Ihnen verdächtig; er iſt entweder ein ſchwacher, charakterloſer Menſch, oder ein Eigennütziger, der etwas bey Ihnen erſchleichen, oder ein Elender, der Sie verderben will. Wer Ihnen in den Gränzen der Ehrerbiethung, die er Ihrem Stande ſchuldig iſt, frey und offen entgegen tritt, und keine Ihrer Schwächen gut heißt oder beſchönigt, wer den Muth hätte, Ihnen Ihre Fehler

zu ſagen, wenn Sie es von ihm verlangten, der verdient Ihre Achtung, der meynt es treu mit Ihnen, auf den können Sie Sich verlaſſen.

Das Evangelium Jeſu, dem Sie Sich angelobet haben, fordert nicht bloß von Ihnen, daß Sie das Böſe meiden, ſondern auch, und zwar wieder in Uebereinſtimmung mit Ihrer Ehre und mit Ihrem Gewiſſen, daß Sie ſo viel Gutes vollbringen, als in Ihren Kräften ſteht. Der König und der Staat haben große, tief begründete, von der Religion geheiligte Anſprüche an Sie, die Sie nicht unbefriedigt — alle treugeſinnte Patrioten blicken mit großer Erwartung auf Sie hin, die Sie nicht unerfüllt laſſen dürfen. Nicht das iſt das Vorrecht eines hohen Standes, daß man darin ſich weniger anſtrengen dürfte, ſondern, daß man mehr leiſten kann, und mehr leiſten ſoll. Eifrige und unermüdbare Thätigkeit für das allgemeine Wohl wird Ihnen die Achtung der Welt, die Sie in ſo reichem Maße beſitzen, erhalten und in immer reicherm Maße zuwenden. Ein ausgezeichnetes Vermögen, Gutes zu ſtiften und zu fördern, durch Aufmunterung, Belohnung und eignes Mitwirken, ein ausgezeichnetes Vermögen, zu dienen, zu helfen, menſchliches Elend zu vermindern, Freude um ſich her zu verbreiten, iſt Ihnen zu Theil geworden. Sie werden dieſes auf das treueſte benutzen, und keinen Tag vorbey gehen laſſen, an deſſen Schluſſe Sie nicht mit Zufriedenheit auf etwas wohl Ausgerichtetes zurückblicken können. Sie werden Sich bemühen, daß Ihnen kein Tag entſchwinde, an dem nicht durch Sie in irgend

Einer menſchlichen Bruſt eine frohe Empfindung geweckt worden wäre.

Sie fühlen Sich als Chriſt verpflichtet, an Ihrer ſittlichen Veredlung unabläſſig zu arbeiten. Sie erkennen darin Ihre große menſchliche Beſtimmung. Sie ſind feſt entſchloſſen, derſelben in Ihrem ganzen Leben nachzukommen. Sie haben dieſes vor Gott und der Welt bezeugt. Sie haben Ihr Herz erforſcht, und wiſſen, wo es noch der Verbeßrung bedarf. Sie haben die Vorſätze gefaßt, die in dieſer Hinſicht Ihr Betragen leiten ſollen. Erhalten Sie Sich dieſelben ſtets gegenwärtig. Erneuern Sie dieſelben oft in ſtillen Stunden vor Ihrem Gott. Prüfen Sie Sich oft, ob und in wie fern Sie denſelben treu geweſen ſind; ſtreiten Sie muthig wider Alles, was ſich gegen dieſelben auflehnt; üben Sie Sich unverdroſſen in allem, was dieſelben von Ihnen verlangen, daß der Adel einer reinen und vortrefflichen Seele ſich immer höher in Ihnen erhebe, und Ihr Daſeyn das herrlichſte Zeugniß für die Ehre der Religion und des Chriſtenthums werde. So werden Sie ein allgemein verehrter, von Gott und Menſchen geliebter und geſegneter Prinz ſeyn.

Der Allmächtige nehme Sie in ſeinen gnädigen Schuz, und mache Ihr Leben reich an den froheſten Erfahrungen.

# Ländliche Stunden

aus

# Agathens Leben.

---

Herausgegeben

von

Friedr. Ehrenberg,

Königl. Preuß. Hof- und Dom-Prediger in Berlin.

*
* * *
*

Leipzig, 1815.
Bei Heinrich Büſchler in Elberfeld.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

# Ländliche Stunden

aus

# Agathens Leben.

---

(Aus den Bildern des Lebens.)

## 1.

### Das Leben auf dem Lande.

Gottlob, daß ich wieder hier bin! O, du liebes Land, mit deinem blauen Himmel, deinen grünen Bäumen, deinen duftenden Büschen, deinen herrlichen Wiesen und Feldern — mit all' deinen holden Blumen und den singenden Vögeln in den lustigen Zweigen, wie hat mich nach dir verlangt! wie froh bin ich, dich wieder zu sehen! wie freundlich nimmst du mich auf in deine kühlen Schatten, in deinen milden Sonnenschein!

Alles, alles hat hier mich willkommen geheißen — ganz anders, als man in den glänzen-

den Zirkeln der Stadt willkommen geheißen wird, so wahr, so treu, so von Herzen! Mit himmlischen Grüßen werde ich jeden Morgen empfangen — von meinen Bäumen und Vögeln und Blumen; sie sind wie Grüße von den Liebsten unter den Menschen; es fällt mir nicht ein, zu fragen, ob's auch so gemeynt sey.

In der Stadt war es so enge und trübe, hier ist's so weit und heiter — dort so viel blendender Glanz, hier lauter einfache Schönheit und Größe — dort so viel Geräusch und Tumult, hier süße Stille — dort so viel Unruhe, hier seliger Friede — dort so viel Noth und Sorge, hier überall fröhliche Gesichter — dort so viel Kunst und Lüge, hier nichts als Natur und Wahrheit.

Ich lebe und athme frey in Gottes herrlicher Schöpfung, ich kleide mich, wie es mir gefällt, ich treibe, wozu ich Lust habe, ich verweile, wo es mich einladet. Ich gebe mich, wie ich bin, und alles gibt sich mir, wie es ist. Mir selbst lebe ich hier — jedem guten Triebe des Herzens. Dort lebte ich den Menschen — nein, nicht den Menschen, dem, was sie Welt nennen, wovon mir niemand den

Ort, niemand das Weſen und Seyn zu bezeichnen vermochte — einem Gedankending lebte ich, von dem allein Eitelkeit und Gewohnheit den Wahn des Wirklichen unterhalten.

Sich ſelbſt leben — wie köſtlich! Den Menſchen lebt man ja auch nur dann wahrhaft, wenn man ſich ſelbſt lebt. Der Welt leben — wie marternd, wie verödend für Kopf und Herz!

Indem ich mir ſelbſt lebe, lebe ich dem Schönen, dem Guten, dem ſtillen Glücke des Herzens. Ich darf nichts ſchön finden, was ich nicht in der That für ſchön erkenne, und kann, unbekümmert um die Meynung der Welt, allem das Herz öffnen, was mit dem Zauber der Schönheit mein Herz rührt. Ich brauche nicht zu verbergen meine Bewegung und meine Thränen.

Ueber alles, was mich umgibt, hat die Schönheit ihre holden Schimmer verbreitet; allenthalben begegnet ſie mir — in immer neuen Geſtalten. Es iſt das Reich der Schönheit, in dem ich hier wohne und walle.

Leichter wird es mir hier, meine Pflichten zu erfüllen, die Gefühle und Neigungen des Herzens zu beherrſchen, mild und ſanft und

gefällig zu seyn gegen jedermann. Mit glücklicherm Erfolge arbeite ich in der Stille, wo so viele Hülfsmittel sich mir anbiethen, wo ich so viele Erweckungen zum Guten erhalte, an der Veredlung meines Herzens.

Und du, Gott, bist hier dem Herzen so nahe, machst dich dem Herzen in so froben Rührungen fühlbar! die Wunder deiner Güte und Herrlichkeit rings um mich her — deine Liebe in meiner Brust — dein Odem in dem Wehen der Frühlingslüfte! und das Herz in seiner Stille, in seinem Frieden, in der süßen Lust, wozu die sanften und wohlthuenden Eindrücke es stimmen, kommt dir so willig entgegen, es ist so empfänglich für dich, es sehnt sich so unaussprechlich nach der nähern Vereinigung mit dir.

Ja hier ist das wahre Leben, hier ist reiner, voller Lebensgenuß. Aus tausend frischen Quellen strömt mir entgegen, was mich erquickt, was mich durchdringt mit himmlischen Freuden. Gottlob, daß ich hier bin!

Vor allen aber seyd mir gesegnet, ihr Stunden, die ich hier im Umgange mit der Natur und mir selbst zubringen kann — ihr Stunden der Andacht und der Betrachtung!

## 2.

### Das Lieblingsplätzchen.

Ein köstlicheres Plätzchen, als hier unter den Bäumen an der klaren Quelle gibt, es auf der ganzen Erde nicht. Ich kenne viele Stellen, wo es weit schöner ist — aber keine so köstlich, so heimlich-lieb, dem Herzen so werth in Leid und Freude.

Wunderherrlich ist's da oben auf der Höh', wo man die weite Aussicht hat, den Strom entlang, über blühende Wiesen und fruchtreiche Felder und lachende Dörfer — und vor sich den prachtvollen Untergang der Sonne. Lieblich ist es dort unter den Blumen der Flur — an-

muthig in den, mit dem Sonnenschein spielenden, kühlen Schatten des Wäldchens — ergötzlich zu wandeln in den wechselnden Gartenpartien, und zu weilen in den duftenden Lauben. Aber hier unter meinen Bäumen ist es doch ganz anders; könnte ich nur sagen, wie ganz anders es ist!

Hier habe ich mich selbst, wie sonst nirgends — mein liebstes Leben; es gehört alles zu mir, es schmiegt sich alles an mich; meine Gedanken und Empfindungen sind so beysammen; ich fühle mich so gewiß in meinem Wesen, so gesichert in meinen Besitzthümern, in meinem Glücke; es wird mir so wehmüthig froh oder so selig im Herzen — himmlischer Friede ist in meiner Brust, so bald ich dieses Plätzchen betrete.

In der zarten Kindheit habe ich es mir ausgewählt, weil es mich, ich wußte nicht warum, unbeschreiblich anzog. Dieses Plätzchen suchte ich, wenn ich des Lebens im Geräusche müde war; das siebenjährige Mädchen schon hat hier viele Stunden zugebracht. Hier habe ich gespielt, Kränze geflochten, mich süßen Träumereyen überlassen, ernste Betrachtungen angestellt, geweint und gebethet. Mit meinen be-

ſten Freuden bin ich hierhin geeilt; und hier erſt habe ich ſie recht genoſſen, hier iſt mir das ganze Herz davon voll geworden. Meine kindiſchen Leiden und Sorgen, meine ſpätern Schmerzen, Verlegenheiten und Bekümmerniſſe habe ich hierhin getragen; hier habe ich es erwogen; und hier bin ich — o, wie ſüß! — getröſtet worden. Mein erſter Gang, wenn wir im Frühling auf das Land zurück kehren, iſt nach dieſem Plätzchen. Alles ſcheint mich zu kennen, und gern in meiner Nähe zu ſeyn. Die Blumen nicken mir zu, als ob ſie die pflegende Hand liebten; wie Stimmen des Grußes ſäuſelt's in den Blättern, und die Vögel ſammeln ſich um mich zu fröhlichen Liedern.

Daß doch einem Menſchen ſo wohl ſeyn kann, als mir an meinem Plätzchen iſt! Was regt ſich nicht ſchon im Herzen bey dem Wörtlein m e i n! Unermeßlich reich bin ich, daß du liebes Plätzchen m e i n biſt — m e i n mit deinen Bäumen und Blumen und Vögeln und mit deinem grünen Raſen — mein mit allen Freuden, die ich hier erlebt, mit allen Thränen, die ich hier vergeſſen habe, mit allen Gebethen, die hier aus meinem Herzen gen Himmel geſtiegen ſind.

## 3.

### Die Treue.

Mein Plätzchen bleibt mir treu — und ich bleibe ihm auch treu.

Wie viel hat ſich in dem, nicht ſehr großen, Kreiſe, meines Lebens ſchon geändert! Menſchen ſind gekommen, gegangen, in neue Verbindungen getreten, haben Glück, Unglück erfahren, andern Sinn angenommen. Unter den Dingen, die mich umgeben, iſt weniges auf ſeiner Stelle geblieben; das Eine hat ſeine Geſtalt, das andre ſeinen Platz gewechſelt, das dritte iſt gegen ein neues vertauſcht worden. Mein Plätzchen habe ich alle Jahr wieder ge-

funden, faſt wie ich es verlaſſen — grün, blühend, ſchattig, und die Vögel in den Zweigen der Bäume.

Wohlthuendes Gefühl, daß uns in dem wechſelreichen Leben doch etwas treu bleibt!

Nach jenem traurigen Winter, wo ich die Mutter und die Schweſter verloren, und ſo vieles in der Familie und den Umgebungen anders geworden war — wie hat es mich gerührt — ſo recht von Herzen traurig gemacht, aber auch recht von Herzen getröſtet, daß ich mein Plätzchen wiederfand!

An dieſem Plätzchen, das noch immer das alte iſt, denke ich gern an das alles, was ſchon vergangen iſt, und ſich geändert hat, und jedesmal überfällt mich dabey eine unbeſchreiblich tröſtliche Wehmuth. Ich fühle es, auch von dem, was vergangen iſt, und ſich geändert hat, muß noch etwas geblieben ſeyn, muß mir noch etwas wiederkehren. Ich fühle lebendiger, als an irgend einem andern Orte, daß meine Todten leben, und mich lieben, und alle ſchönen Situationen dieſes Erdenlebens ſich in einem zweyten Daſeyn, freylich auf

eine, diesem Daseyn angemessene Art, wiederholen werden.

O, es ist noch mehr, als dieses Plätzchen, was mir treu bleibt — alles Schöne und Gute bleibt mir treu — und der ewige Vater über den Sternen — und die herrliche Liebe welche für die Menschen sich in den Tod gab.

Hier, an diesem Plätzchen, denke ich auch gern daran, daß ich das holde Leben, und alles, was es Theures in sich schließt, verlassen soll. Die Güte, die mich durch das Leben geleitet, die mich im Leben so oft erquickt und erfreut, die mir dieses treue Plätzchen geschenkt hat, wird, das empfinde ich hier auf das lebhafteste, wird auch im Tode nicht von mir weichen; es gibt eine Treue bis zum Tode — bis in den Tod — über den Tod hinaus — im Menschenherzen und über den Sternen.

Alle Liebe und Treue, die ich erfahren, tritt hier an mein Herz, weckt mir im Herzen Bewegungen der dankbaren Freude, der seligen Hoffnung.

Von meinem lieben Plätzchen aber werde ich auch nicht lassen; ich bleibe ihm getreu bis in den Tod, wie es mir getreu bleibt. Wäre es

möglich, daß irgend etwas anders meine Sinne gewönne, und ihm dadurch mein Herz entwendete: ich würde diesem andern wehren, ihm das Herz verschließen, und es jenem bewahren.

Alter Sinn, alte Liebe etwas Besseres magst du nirgends antreffen. Was man dir Neues dafür bieten mag: es ist immer schlechter, und nur vom Scheine geblendet, könntest du ihm den alten Sinn, die bewährte Liebe aufopfern.

Wie sollte ich von dem weichen, das mir so viel und so Köstliches gewährt hat; Dankbarkeit fesselt mein Herz daran, und die frohe Erinnerung; und gesetzt es könnte mir gleichgültig werden, so muß ich selbst es meinem Herzen werth zu erhalten suchen.

Der Mensch kann nicht aufhören, sich nach etwas zu sehnen, das ihm treu bleibe; darum soll er auch selbst Treue üben. Das ist sein edelstes Vermögen, daß er, bey allem, was in seiner Natur die Unbeständigkeit begünstigt, doch treu seyn kann — treu bis in den Tod.

Tief, tief sey es mir ins Herz geschrieben: treu bis in den Tod.

Hier an meinem lieben Plätzchen möchte ich bergeben seyn — treu bis in den Tod.

## 4.

### Die Befreundung.

Es gehört zu den beſten Vorzügen des Landlebens, daß man ſich hier leichter und inniger befreundet — nicht bloß mit Menſchen, auch mit allen den Dingen, welche dem Herzen ein Intereſſe abzugewinnen im Stande ſind.

In der Stadt lebt man zu zerſtreut, man ſieht und hört zu viel, man wird zu oft und ſchnell vom Einen zum andern getrieben, man hat zu wenig Zeit, man gewöhnt ſich zu ſehr, nur die Außenſeite der Dinge aufzufaſſen, auf Glanz und Gläzte zu ſehen, mit allem ein flüchtiges Spiel zu haben, die tiefern Empfin-

ngen des Herzens werden zu sehr niederwärts
halten, das Herz wird zu mißtrauisch, zu
t; Mode, Weltton, die Formen der Gesell-
aft, zahlreiche beengende Rücksichten gewin-
n zu viel Einfluß auf unsre Denkart und
f unsre Gefühle, als daß wir uns leicht und
nig befreunden könnten. In der freyen Na-
r erwacht das Bedürfniß, und mit ihm die
higkeit, sich bekannt zu machen, sich anzu-
ließen, Leben des Herzens zu geben, Leben
s Herzens zu empfangen, und tausend Ge-
nstände werfen uns Blicke der Liebe zu, la-
n ein zu süßen Bündnissen der Liebe; und
ir geben uns gern hin, wo wir uns versi-
rt halten dürfen, jegliches immer so zu sin-
n, wie es sich uns darstellt.

Zahlreiche Befreundungen habe ich hier ge-
ftet — mehr und weniger innig — in denen
das Köstlichste meines Lebens antreffe, die
ich auf das angenehmste hinhalten, die mir
n süßesten Genuß gewähren, und zu meiner
nern Entwickelung das meiste beytragen.

Dieses Leben in der Befreundung mit Blu-
en, Pflanzen, Thieren, geheimen Plätzen —

o, es iſt ein reiches, ſtill-ſeliges Leben; das Herz fühlt ſich darin ſo weit, ſo befriedigt!

Mit welchen geringfügigen Dingen kann doch der Menſch ſich befreunden! Nicht das Reitzende, Anmuthige, Schöne, Große, Herrliche iſt's, womit er am liebſten ſich befreundet — ſondern das, was der Stimmung ſeines Gemüthes am meiſten zuſagt, was ſeinen Gedanken, ſeinen Gefühlen, ſeinen Träumen die meiſte Nahrung gibt, dem er am beſten ſeine Leiden und Freuden vertrauen kann. Und hier pflegt ihm wieder das Geheimſte, Anſpruchloſeſte, am wenigſten in die Augen Fallende das Erwünſchteſte zu ſeyn.

Das Große, Herrliche erregt ſeine Bewunderung; aber es hält ihn in einer ehrerbiethigen Ferne. Das Schöne feſſelt ſein Wohlgefallen; aber es kann ſeine zärtliche Zuneigung nicht gewinnen, das Herz ſchließt ſich ihm nicht auf und nicht an. Die Schönheit einer Sache wird ſogar nicht ſelten ein Hinderniß der Befreundung. Eher noch möchte es dem Reitzenden, Anmuthigen gelingen; aber auch dieſes wird ſich vergebens an ihn wenden, wenn es nicht ſüßere Intereſſen im Herzen zu wecken

weiß. Dagegen zieht mich mit ſanfter Gewalt zu ſich hin, was mit mir ſympathiſirt, wenn es ihm auch an allen andern Vorzügen fehlen ſollte.

Nicht ſelten iſt das, um deßwillen wir uns einer Sache in ſtiller Befreundung entgegen neigen, etwas ſo Unſcheinbares, daß wir ihre Wirkung auf uns erfahren, ohne ſie uns erklären zu können, und erſt nach langem Umgange mit derſelben inne werden, wodurch ſie dieſe Wichtigkeit für das Herz erlange. Es gibt Befreundungen dieſer Art, die zu den innigſten und wohlthuendſten gehören.

Befreundung wirkt Verähnlichung. Unmerklich nehme ich von dem an, womit ich mich täglich beſchäftige, das mir ſo oft ſinnlich gegenwärtig iſt, das ſich mit ſo vielen Gedanken, Empfindungen, Neigungen des Herzens in Verbindung geſetzt hat, das ich mit ſo vieler Befriedigung betrachte. Und dies geſchieht nicht bloß in der Befreundung mit Menſchen, ſondern auch in jeder andern; wir werden immer mehr oder weniger in unſerm Innern, und oft auch einiger Maßen äußerlich, den Dingen ähnlich, mit denen wir uns befreundet haben.

Die Blume hat ihre Farben, und die Farben entſprechen Gefühlen, Rührungen, Neigungen, die durch ſie geweckt werden. Jede Farbe hat ihre Grade der Höhe und Tiefe, und dieſe entſprechen der lebhaftern oder ſanftern Stimmung des Gemüthes. In der Miſchung ihrer Farben und in ihrer Geſtalt zeigt uns die Blume ein eigenthümliches Schönheitsverhältniß, und dieſem entſpricht ein eigenthümliches Schönheitsverhältniß des innern Lebens, das durch jenes hervorgebracht, oder begünſtigt wird.

Wie unſre Befreundungen als Zeichen unſrer Gemüthsart angeſehen werden können, ſo ſind ſie auch von großer Wichtigkeit für die Bildung des Gemüthes, und nie ſollten wir uns mit Dingen befreunden, denen wir nicht wünſchen ähnlich zu werden.

Mir ſey das Sanfte, Stille, Wohlthätige immer die innigſte Befreundung!

## 5.

### Das Gras.

Wunderbar fröhlich wird es mir im Herzen, wenn ich einen ſchönen Raſen ſehe. Es iſt unbeſchreiblich, wie ich das grüne Gras liebe; keine Pflanze, keine Blume liebe ich ſo herzig, ſo mit wahrer Seelenfreude, als das grüne Gras. Zuweilen kann ich gar nicht müde werden, es anzuſehen, und mich daran zu ergötzen; und wenn ich es anſehe, dann freue ich mich recht, daß ich auf der Erde bin.

Ein grasreicher Boden und ein blauer Himmel — das iſt meine höchſte Herrlichkeit.

Schon in der Kindheit that es mir wohl, in der Bibel das Gras zu finden, und es hat mir die Bibel noch um vieles werther gemacht, daß darin das Gras so geehrt wird. Mit welcher Wonne las ich: und der Herr sprach: die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut, und die Erde ließ aufgehen Gras und Kraut! Nun war ich ja auf der Erde zu Hause. Wie ging mir die Stelle in's Herz: so doch Gott das Gras auf dem Felde kleidet! kaum vermochte ich mir Gott in einer rührendern Beziehung zu denken, als wie er das Gras auf dem Felde kleidet. Ich betete viel inniger, seit ich diese Stelle kannte. Und wenn es in der Geschichte jener wundervollen Speisung heißt: es war an dem Orte viel Gras — wie nahe trat dann diese Begebenheit an mein Herz — wie freundlich ein in den Kreis des menschlichen Lebens! wie war mir das Wundervolle so begreiflich! Das schien mir ein sehr wichtiger Umstand, daß da, wo der Göttlich-Menschliche wandelte und segnete, viel Gras war; und überaus anmuthig dünkte es mich unter den Tausenden zu seyn, die sich hier in das Gras gelagert hatten.

Es ist nicht bloß das frische, dem Auge so erquickliche Grün, die Farbe der Hoffnung, was ich an dem Grase liebe. Es sprießt so üppig; der Segen des Himmels ist so recht an ihm sichtbar; es ist in so reicher Fülle vorhanden; wo nichts anderes mehr fortkommt, da gedeiht doch oft das Gras noch — ein Bild des wohlthätigen Ueberflusses und ein Pfand jeder milden Gabe der Natur.

Das Gras erfrischt sich zuerst und am meisten, wenn nach langer Dürre die fruchtbaren Tropfen fallen. Vor allem andern ergrünt im Frühling das Gras. Das erste grüne Gras, an warmen quelligen Plätzen, wie erfreut es bis ins innerste Herz, dieses Zeichen der Wiedergeburt und der himmlischen Verheißung! Die Perlen des Thaues glänzen am zahlreichsten im grünen Grase.

Das Gras bekleidet so freundlich die mütterliche Erde, durch das Gras eben ist sie mir mütterlich. Wo nur Gras wächst, fühle ich mich daheim, selbst geschieden von allem, was mich sonst vertraulich umgibt. Wo kein Gras wächst — o, wie öde und traurig! Was auch immer die Kunst da gethan habe,

der Fluch ſcheint auf den Stellen zu ruhen, wo kein Gras gedeiht. Das weiche Gras bettet ſich dem Müden, der keine andre Ruheſtätte hat, zum erquickenden Schlummer.

Was die Erde nur irgend Liebes beſitzt, das knüpft ſich in meiner Phantaſie an die Vorſtellung des Graſes. Aus dem Graſe blinken die lieblichen Quellen. Durch blumenreiches Gras rieſeln die fröhlichen Bäche; und die holdeſten Kinder der Natur blühen im Graſe.

In der Jugend war das Gras mir Spiel- und Tummelplatz. Im Graſe pflückte ich die Blumen. Auf das Gras gelagert — wie oft bin ich mit meinen Träumen in die ewigen Paradiſe hinübergeſchwebt!

Das Gras bedeckt auch die Gräber unſrer Todten; und o, wie werth iſt es mir da! Unter dem begraſeten Hügel, ſo ſchwärmt das Gefühl, muß es ſanft ſich ruhen.

Einſt auf mein Grab — keine Blumen, nur grünes Gras, dieſes Bild des Lebens und der Hoffnung!

## 6.

### Ländliche Stille.

Wie es sich so wohl lebt in der ländlichen Stille!

Das städtische Geräusch zieht die Gedanken hin und her, verwirrt uns Sinn und Gemüth, weckt düstre Bilder in der Seele, und beunruhigt auf vielfache Weise das Herz. Man wird müde und stumpf; man fühlt sich beengt und unsicher; man kann etwas nicht finden, was man immer suchen muß — sich selbst kann man nicht finden. Die rechte Freudigkeit vermag nicht aufzukommen. Unser menschliches

haben ſollten, verbirgt ſich vor uns. Die ländliche Stille gibt mich mir ſelbſt zurück; die Gedanken ſammeln und ordnen ſich. Es iſt in mir ſo wach, ſo lebendig, und doch ſo gelaſſen. Die düſtern Bilder verſchwinden, heitre treten an ihre Stelle, und wenn zuweilen ein ſchwermüthiges ſich naht, ſo hat es Züge des Lächelns im Angeſichte; in der Stille wird ſeine Trauer eine ſanfte Rührung. Es iſt wieder ganz mein, was ich bin, was ſich in mir regt, was ich am liebſten denke und fühle, — ich kann es ausdenken, ausfühlen — was mich umgibt, was ich gewohnt bin zu mir zu rechnen.

Alle Sinne ſind geöffnet den Eindrücken einer ſchönen Welt, die rings um mich blüht; auch der ſchwächſte geht mir hier nicht verloren. Jegliches Schöne, Herrliche, Rührende findet bey mir die zarteſte Empfänglichkeit, und das Schönſte, Herrlichſte, Rührendſte dringt mir am tiefſten ins Herz. Tauſend Dinge, die mir ſonſt fern und fremd ſind, und die doch das menſchliche Weſen in mir wohlthuend anſprechen, ſind mir hier nahe, verſtändlich, innig vertraut.

Den Geiſt der Natur vernehme ich in der Stille, die mich umgibt. Ich höre ſein lindes Wehen, höre geheimnißvolle Worte, die er leiſe mir zuflüſtert. Ihn ſcheint die heilige Stille zu feyern.

Süßer duften mir in der Stille Kräuter und Blumen; heitrer wölbt ſich über mir der Himmel; lieblicher ſchimmern mir die Farben der Schöpfung; majeſtätiſcher wälzt der Strom ſich dahin; und alles Befreundete wird mir befreundeter, alles Helle erglänzt mir noch heller, alles Sanfte wirkt noch ſanfter auf mein Herz.

Was ich noch irgend Unruhiges in die Stille mitbringe, das beſänftigt ſich. Kein heftiger Wunſch, keine bange Sorge, keine lebhafte Begierde, kein erſchütterndes Gefühl bleibt in der Seele zurück. Alles wird ſtill — in der Stille, ſo ſtill das ganze Herz, und in der Stille ſo demüthig, ſo willig und bedürftig ſich Gott zu ergeben. Friede, himmliſcher Friede wohnt hier im Herzen; o, könnte ich doch immer ſo vollkommen Eins ſeyn mit mir ſelbſt!

Die beſten Triebe des Herzens machen in der Stille ſich auf, das Herz zu beherrſchen. In der Stille iſt das Herz voll Liebe, und der

Glaube gewinnt in der Stille sein kräftigstes und seligstes Leben. Ein andres Wesen fühle ich mich in der Stille. So vieles wird laut, was sonst schweigt, und so vieles versinkt in tiefes Schweigen, was sonst bis zur Betäubung laut ist. Neue Kräfte meines Wesens fangen an, sich zu entwickeln und zu äußern, und mit Entzücken empfinde ich ihre Regungen. In der Stille erwacht in der Brust, was ich nicht nennen kann, was so herrlich, so selig ist, Vorgefühl der Verklärung, der ewigen Freude, und oft findet das Herz sich gehoben, so wunderbar, so mächtig in die Räume des Lichtes und der Wonne.

In die Stille trage ich meinen Schmerz, und er löset bald in sanfte Wehmuth sich auf. In die Stille eile ich mit meiner Freude, und da erst wird sie Herzensfreude, reine Menschenfreude, heilige Gottesfreude.

Und welch ein Genuß, in der Stille über sich selbst und seine höchsten Angelegenheiten nachzudenken, sein Herz zu erforschen, sich mit Gott zu unterhalten — wo er dem Herzen so fühlbar, der Drang seiner Liebe so stark wird! Recht innig, recht selig bethen kann man nur

in der Stille. Aber auch das Gebeth — in der hellen Morgenstille, in der sanften, dunkeln Abendstille, wie mächtig dringt es zum Himmel!

O, daß es mir vergönnt wäre, mein Leben immer in der Stille zuzubringen! wie rein und still würde mein Herz werden! Ich muß hinaus in das Geräusch der Welt; da ist meine Bestimmung, und ihr will ich leben. Doch immer muß ich euch preisen, ihr glücklichen Stunden, die ich der Stille weihen kann — meinem Herzen und meinem Gott.

7.

## Der May.

Er iſt da —' der ſchimmernde fröhliche May — all' ſeine Pracht, all' ſein Leben, all' ſeine Wonne! Farbige Blumen, die holdeſten Kinder des Jahrek, dicht an einander gedrängt, bedecken in ihrer friſcheſten Schönheit, und gleichſam ſtrahlend von jugendlicher Freude, die Erde. Anmuthiges Grün und liebliche Blüthen ſchmücken, in gefälliger Abwechſelung, Bäume und Sträucher. Wohlgerüche, dampfend aus tauſend Kelchen und Kräutern, erfüllen die Lüfte. Allenthalben regt ſich, ſummt, ſchwirrt, zwitſchert, flötet, jubelt Leben und Lebensluſt.

Ueberall prangt es, drängt es sich hervor, will es laut werden, strebt es hinauf in das Licht.

Triumphirend zieht die Freude durch die Welt, sich allen Wesen zu offenbaren, alle Wesen zu segnen; und ihr huldigen alle Wesen, ihr klopfen alle Herzen. Denn was ist Schönheit anders, als Freude, die noch nicht zum Bewußtseyn ihrer selbst gekommen?

Die Erde ist ein Paradies, das Leben ein Festtag geworden.

Wie soll mein Herz sie fassen — alle diese Herrlichkeit! O, du reiches, seliges Herz, daß du so enge bist für deinen Reichthum, so schwach für deine Seligkeit!

Jetzt hebt es mich hinauf über die Sterne, in das Land der Seligen; jetzt zieht es mich mit sanfter Gewalt hin zu der lieben, herrlichen Erde; ich verliere mich in ihr Anschauen, ich sinke unter ihre Blumen, anzubethen vor dem, der diese Erde so herrlich gemacht hat, auszuströmen den heißen Dank des Herzens dafür, daß er mich auf diese Erde gesetzt, mich hinzugeben dem Gefühle der unendlichen Liebe, die hier sich mir kund thut, mich hinzugeben dem Gedanken, von dem mein ganzes Wesen freu-

dig erschauert, daß diese Herrlichkeit nur ein schwaches Bild derjenigen ist, zu welcher ich bestimmt bin.

Wenn es freundlich mich anlacht, wird mir das Herz fröhlich, und wenn es sanft mich faßt in meinem Innersten, ergießt sich das glückliche Herz in sprachlosen, süßen, süßen Thränen. O, auf einer Erde, die ihre Maytage hat, verlohnt es sich gewiß, einigen Schmerz zu dulden. Für Einen dieser Tage voll Pracht, Leben und Wonne nehme ich gerne viele trübe, freudenlose Tage hin.

Eine Erde, die ihre Maytage hat, ist der Vorhof des Himmels; durch ihre Winter und ihre Frühlinge geht es hinein in den ewigen Frühling.

Freue dich nur, mein Herz, aller dieser Anmuth, dieser Schönheit und Lust, und verkümmre dir nicht den Genuß derselben durch den Gedanken ihrer Flüchtigkeit. Du kannst nie verlieren, was du einmal Köstliches besessen hast; es ist dir überdieß Unterpfand von etwas noch viel Besserm.

## 8.

### Die Blumen.

Unter allem, was der May Schönes gebracht hat, iſt doch nichts ſo ſchön als ſeine Blumen.

Ich begreife nicht, wie man anders kann, als die Blumen lieben. Wer die Blumen nicht liebt, muß noch nie eine Blume recht betrachtet haben, oder es muß etwas in ihm ſeyn, was ihn überhaupt der reinen Liebe unfähig macht. Das Beſte, was man an Menſchen liebt — wie nahe verwandt dem, was uns an den Blumen entzückt! Kein Blumenſinn — kein Schönheitsſinn, alſo auch kein Sinn für Schön-

heit der Seele. Welche Liebe wäre überall und immer so rein, als Blumenliebe?

An die Blumen hat die Erde ihr Köſtlichſtes gewendet, ihre edelſten Kräfte ſind daran wirkſam geweſen. Daß doch aus einem Körnchen, einer unanſehnlichen Zwiebel, einer häßlichen Wurzel ſolche Pracht und Anmuth ſich entwickeln kann! In ſüßer Verwundrung ſinne ich dem nach, und begreife es nicht — und will es nicht begreifen. Dieſes geheimnißvolle Werden iſt mir ſo lieb an den Blumen. Ich möchte nicht, daß ſie anders würden, wie ich überhaupt nichts kenne, was mir ſo das Gefühl des in jeder Hinſicht Vollendeten gäbe, als eine Blume.

Welche gefällige Geſtalt, welcher zarte Bau, welche kunſtreiche Bildung, welcher Reiz, welche Lieblichkeit, welcher Glanz der Farben! Blumen, könnte man ſagen, ſind das Lächeln im Angeſichte der Natur, ihre holden Blicke, ihre freudigen Gedanken, ihre ſüßen Träume.

Welch ein unſchuldiges, einfältiges, demüthiges, fröhliches Weſen in den Blumen!

Jede Tugend der Frauen hat ihr reizendes Symbol in der Blumenwelt: der zarte Sinn,

die Beſcheidenheit, die Häuslichkeit, die Geduld, die Sanftmuth, die Liebe, die Treue, die Herzensreinheit, der Glaube, die Hoffnung, der Himmelsſinn.

Man kann mit den Blumen nicht umgehen, ohne von ihnen zu lernen, ohne durch ſie beſſer zu werden.

Gibt's ein ſchöneres Bild des Seelenfriedens — eines, in ſich vollendeten, im Genuſſe der eignen Vortrefflichkeit anſpruchslos ſeligen, und zugleich wohlthätig nach außen wirkenden, alles erfreuenden Daſeyns, als eine Blume?

Mein beſtes Lob aber den Blumen des May's! Sie haben meiſt ſo helle luſtige Farben, ein ſo friſches, fröhliches Anſehen, ſo ein leichtartig unſchuldiges Weſen. Sie ſtehen ſo in Haufen zuſammen, und nicken muthwillig einander zu. Sie blühen ſo lebendig hinauf in das Licht. All ſeinen Glanz im Angeſichte, in all ſeine Schimmer gekleidet, ſind ſie wie die Tage ihres Lebens. Sie ſcheinen uns zuzurufen: ſeyt doch, wie wir guter Dinge ſind, jetzt iſt die ſchöne Zeit, da ſoll alle Welt fröhlich ſeyn!

Auch die erſten Kinder des Jahres liebe ich

unbeſchreiblich in ihrer unſchuldigen Naivetät: das Schneeglöckchen, das Leberblümchen, die Primel, den Krokus und das Veilchen. Seht, ſprechen ſie, wir ſind wieder da; es iſt zwar noch kalt, aber wir machen uns nichts daraus, wir ſind daran gewöhnt, uns friert nicht leicht; wir konnten es nicht mehr aushalten unter der Erde, darum mußten wir hinaus in den luſtigen Tag, in das liebliche Leben, und euch ſagen, daß der Frühling kommt! Mit ſanfter und ſtiller Liebe aber liebe ich dich, du ſanfte, ſtille Hyacinthe!

Blumen ſind die Engel in der lebloſen Schöpfung. In ihrer Ordnung ſtehen ſie höher, als das Thier und der Menſch, und ſollen dieſem das Vorbild eines reinen und ſeligen Lebens ſeyn.

## 9.

### Jugendliebe.

Wie man die Blumen liebt, ſo liebt man in der Jugend alles, was man lieben kann, ſo rein, ſo einfältig, ſo ruhig, ſo froh, und doch ſo vollherzig.

Der Menſch wird Menſch in dem Augenblicke, wo er anfängt zu lieben. Liebe iſt das Göttlich-Menſchliche in ſeiner Bruſt — und Jugendliebe das erſte friſche Hervortreten deſſelben.

Noch hat ſich der Liebe nichts Sinnliches beygemiſcht; denn die ſinnliche Begierde, obwohl jetzt ſchon mächtig in den Gränzen ihres Ge-

biethes, überschreitet noch nicht diese Gränzen. Noch zeigt sich die Liebe als lautres Wohlgefallen an dem Schönen, und das Gemüth in wohlthuenden Regungen Ansprechenden, stilles Hinneigen zu dem Geliebten, Freude über sein Daseyn, süßes Verlangen in seiner Nähe zu leben, sanftes Anschmiegen, treue Sorgfalt und Pflege, ununterbrochenes Bestreben, ihm Angenehmes und Erwünschtes zu gewähren.

Nicht heftig, nicht ungestüm ist die Liebe der Jugend, aber innig, zart — Liebe mit dem ganzen Gemüthe.

Alles ordnet bey der Jugend der Liebe sich unter, so bald diese sich des Herzens bemächtigt hat, alles erscheint ihr im Lichte und mit den Farben ihrer Liebe.

Sie öffnet das Gemüth dem Geliebten, und das Geliebte zieht in das Gemüth ein, um es still zu besitzen, zu beherrschen, zu beseligen, um tausend Freuden in ihm zu schaffen.

Mit der ersten Liebe, was auch ihr Gegenstand sey, geht im Herzen der Jugend ein neues heitres, wonnevolles Leben auf, das seine fröhlichen Schimmer auch über das äußere Daseyn verbreitet. Neue Kräfte, neue Gefühle

bewegen die Bruſt, und verklären das Angeſicht, und in neuem Glanze erblüht ihr die Welt.

Die Jugend liebt ohne Schmerzen — außer wo das Geliebte ihr entriſſen wird —, ohne Unruhe, ohne Argwohn und ohne Täuſchung; denn nicht mit der Phantaſie, ſondern mit dem Herzen liebt ſie; nicht Träume erzeugen ihre Liebe, ſie wird ihr gegeben von dem Geliebten — in ihrer vollen Stärke. Nicht in der Zukunft lebt ſie — ganz in der Gegenwart; der Augenblick iſt ihr genug, er iſt ja ſo ſchön, es wird, es muß ja immer und ewig ſo bleiben! Lautre, klare Liebe wohnt der Jugend im Herzen, und nichts macht ihr das unumſchränkte Recht an das Herz ſtreitig. Sie hat im Ueberfluſſe, was ſie lieben kann, und dieſe Liebe wird nicht eher ſterben, als ſie ſelbſt.

Späterhin werden viele Dinge uns gleichgültig, die wir in der Jugend liebten. Manches, womit wir ſpielten in fröhlicher Liebe, wird uns eine Sache des denkenden Ernſtes. Wir prüfen mißtrauiſch, wo wir in Einfalt uns hingaben. Mannichfaltige Verſtimmungen beſchränken das freye Leben des Gemüthes; Sor-

gen, Wahn und Eitelkeit verengen uns das Herz. Weniger unſchuldig, ſind unſre Gefühle auch weniger unbefangen und heiter. Ihre größere Lebhaftigkeit verurſacht uns mannichfaltige Beunruhigungen. Täuſchungen werden uns Quellen bittrer Schmerzen. O, ſo oft vermögen wir nur mit halbem Herzen zu lieben! Wir lieben feuriger, aber nicht mehr ſo aus der Fülle des Herzens.

Das Beſte unſrer ſpätern Liebe beſteht vielleicht aus Erinnerungen an die Liebe unſrer Jugend, die, zu neuen Gefühlen gebildet, den gegenwärtigen verſchönernd ſich zugeſellen. Gewiß iſt, daß wir die Dinge mit der reinſten, ſeligſten Liebe umfaſſen, die wir in unſrer Jugend ſchon geliebt haben, indeß auch dieſe nicht ſo rein und ſelig, wie damals.

Wer doch ſo lieben könnte, wie ich in meiner Jugend mein Gärtchen, meine Lauben und Vögel und Blumen und Bilder, meine Eltern, Geſchwiſter, Geſpielen, Lehrer und, o, des nie ſich ſtillenden Schmerzes! das geliebt, was nun ſchon längſt in der Erde ruht — wie ich in der Jugend meinen Gott geliebt — in ſo heller, herziger, vertraulicher Liebe! Wer ſo lie-

ben könnte bey ſeinen gebildeten Fähigkeiten, ſeinen erweiterten Kenntniſſen, ſeinen entwickelten Gefühlen!

Doch will ich ſorgen, daß ich das, was ich noch von Liebe beſitze, bewahre und erhöhe, damit es ſich einſt zu einer zweyten Jugendliebe himmliſch verkläre. Ich will nie vergeſſen, wie ich einſt geliebt habe: denn ich bin gewiß, daß ich einſt wieder ſo lieben werde.

Alle Freuden der Jugend — und ſelbſt ihre Unſchuld — verſchwinden, damit eine höhere Bildung Raum gewinne, und eine höhere Reinheit errungen werde: ſo muß auch die Liebe der Jugend untergehen, damit eine höhere, freyere Liebe im Herzen Kräfte ſammle, und mich zu einem höhern und freyern Daſeyn geſchickt mache.

Liebe meiner Jugend, leuchte mir, als ein freundlicher Stern des Troſtes, durch die Nächte des Lebens!

## 10.

### Die Wendung.

Heiter zog der Morgen herein in die erwachende, blühende Welt — einen herrlichen Tag ihr verheißend; und die Welt empfing ihn frohlockend, und ſtrahlte in ſeinem Glanze — überall Schimmer, Leben, Freude. Der Himmel ſtand im reinſten Blau über der Erde, und die Königin des Tages herrſchte unumſchränkt in den unermeßlichen Räumen.

Gegen Mittag erſchienen einzelne Wölkchen — weiß und grau. Sie ſammelten ſich — immer zahlreicher, immer größer, immer dunkler. Wolkenmaſſen ſtiegen auf, der Wind er-

hub ſich, trieb ſie zuſammen, bis der ganze Himmel düſter verhüllt war und der kalte, unfreundliche Regen herniederſtrömte.

Wie ſo ganz anders der Abend, als der Morgen! Am Morgen war es ſo fröhlich — und jetzt iſt es ſo traurig, ſo traurig im Herzen! dahin das helle Licht — öde und melancholiſch ſtill die Schöpfung. Ich kann mich nicht mehr freuen der Frühlingsherrlichkeit. Viel trauriger iſt es, als im Winter. Ich fühle mich einſam, verlaſſen an den blühenden Plätzen; weit und leer fühle ich es in der Bruſt, und heiße den herniederſtrömenden Regen willkommen, weil mir ſein Rauſchen noch ein Zeichen und Bild des Lebens gibt in der melancholiſchen Stille.

O, der Wandlung! ſo ſchnell, ſo ſchnell konnte es anders werden! ſo ſchnell, ſo ſchnell kannſt du, armes Herz, verlieren, was dich glücklich macht! ſo ſchnell kann das Leid an die Stelle der Freude treten!

Daß es der Abend auch ſeyn mußte, der an ſich ſchon zur Schwermuth ſtimmt!

Beklagenswerthe Menſchen, deren Leben dieſem Tage gleicht, — der Morgen ſchimmernd

und fröhlich, der Abend dunkel und einsam! Die Entbehrungen und Leiden des Alters werden euch doppelt fühlbar durch die Erinnerung an die Genüsse und Erwartungen der Jugend. Daß ihr in der besten Zeit eures Lebens so reich waret, und in dieser, an sich schon beschwerlichen, so arm, das ist der tiefe Schmerz eures Gemüthes. Da ihr bald vom Leben scheiden sollet, häufet das Leben auf euch sein Ungemach.

Doch war die fröhliche Jugend Gewinn für euch. Sie hat euch das Herz fröhlich gemacht, und euch in den Stand gesetzt, die Lasten der spätern Zeit besser zu ertragen; das Andenken an die fröhliche Jugend gewährt euch nicht selten, was ihr in der Gegenwart vermisset, und zerstreut wohlthätig die Bilder des Grames.

Getrost, getrost! der dunkle und einsame Abend kann nicht das Ende seyn. Er verkündigt, er verbürgt einen neuen, fröhlichen Morgen, einen lichtvollen Tag, der sich immer verdunkeln wird, und die glückliche Jugend ward euch als Verheißung einer zweyten ewigen verliehen. Was für ein Sinn wäre in

einem Leben, das, in der Freude begonnen, im Schmerze endete? Mit dem Schmerze darf nichts ſich endigen. Auf jeden Schmerz muß eine Freude folgen. Aber einſt folgt auf die Freude kein Schmerz mehr.

## 11.

### Die Grüße.

Es hat doch etwas sehr Freundliches und Wohlthuendes, daß die Menschen auf dem Lande einander alle grüßen — Bekannte und Unbekannte.

In der Stadt freylich kann es nicht seyn; da würde es auch dieses Freundliche und Wohlthuende nicht haben. Man sieht der Menschen zu viel; der Mensch, und was von ihm kommt, sinkt zu sehr im Preise; es müßte überdies bald in völlig gedankenlose Gewohnheit ausarten.

Mancher, der hier mich grüßt, mag auch

wohl nicht recht wiſſen, was ein Gruß bedeutet; aber gewiß regt ſich in jedem, der mit der Miene und den Worten des Grußes, nur nicht ganz gedankenlos, mir begegnet, etwas von Wohlwollen; er fühlt, daß ich Menſch bin, und menſchlich bewegt es ſich in ſeinem Herzen; und ich fühle, daß er Menſch iſt, ich faſſe eine Art von Vertrauen zu ihm, mein Herz neigt ſich zu ihm hin. Der reine Menſch erſcheint mir in ihm, es wird mir leicht und wohl im Gefühl der gemeinſamen Menſchheit. Ich erkenne in ihm meinen Verbündeten gegen die Schrecken der Natur, und mit froher Rührung denke ich daran, daß der Menſch lieben kann, daß ein gewiſſes Wohlwollen ſogar urſprüngliche Menſchennatur iſt. Der Menſch, dein Bruder, ſpricht es in meinem Innern, ſo oft ich die Stimme des Grußes vernehme.

Das Angeſicht des Grüßenden heitert ſich auf; und wer wäre wohl im Stande, ſich finſter abzuwenden, oder kalt vorüber zu gehen, oder mit Verachtung auf den Geringern hinzublicken, wenn er gegrüßt wird?

Du könnteſt Stunden lang mit mir reden, ohne mir ſo bekannt, ſo vertraut, ſo lieb zu

werden, als du mir dadurch wirst, daß du mich einmal freundlich begrüßest; es ist als ob du mir hiermit von deinem Besten etwas gegeben hättest. Und wer dich so treuherzig grüßt, wie viele Landleute, der weiß, was er thut; sein Herz hat's ihm gebothen; aus seiner Miene schon grüßt dich sein Herz. Er gibt dir würklich etwas von seinem Besten. Sein Herz sagt: es ist mir lieb dir zu begegnen, ich habe eine Freude an dir, ich gönne, ich wünsche dir alles Gute; möge der Tag dir freundlich seyn! und gewiß bist du auch gegen mich nicht übel gesinnt, willst mir einiger Maßen wohl; wir wohnen ja beyde auf der Erde, wir müssen ja beyde durch ihre Mühen hindurch — und ins Grab.

Mancher grüßt dich mit besondrer Freundlichkeit, weil du einen guten Eindruck auf ihn gemacht, weil du ihm das Herz gewonnen durch deine Gestalt, dein Wesen, deine Anmuth und Güte. O, es war herzerfreuend, wie du, meine Emilie, hier von allen Menschen gegrüßt wurdest, wie jedermann dich anlachte und vertraulich dir zuwinkte; aber man konnte dich auch nicht sehen, ohne dich zu lieben,

ohne dir zu huldigen. Solche Grüße von der Einfalt mögen uns mehr gelten, als das glänzendſte Lob — ſelbſt des aufrichtigen Menſchenkenners. Dabey vergißt man die Anſprüche des Standes und Ranges. Wer ſich durch die treuherzig-freundlichen Grüße der Einfalt beleidigt fühlen könnte, der iſt nicht werth, daß ihm je ein freundlicher Gruß gebothen werde.

Wenn der Arme uns grüßt, der nichts von uns will, nie etwas von uns empfing, den unſer Glanz, oder Ueberfluß, unſre Verſchwendung, bey ſeiner großen Dürftigkeit, leicht betrüben könnte, dem es kaum zu verdenken wäre, wenn das Gefühl ſeines Elendes beym Blick auf unſre ſorgenfreye und bequeme Lage ihn verſtimmte, der Urſache hat zu glauben, es werde uns an ihm nichts gelegen ſeyn, mit Gleichgültigkeit oder mit Verachtung werde ſein Gruß aufgenommen werden, den wir wohl ſchon Gleichgültigkeit oder Verachtung fühlen ließen, dem wir in ſeiner Noth nicht beyſtanden, was wir ſo leicht gekonnt hätten, den wir gar mit Härte zurück wieſen — wenn der uns grüßt — freundlich und ehrerbiethig — wie rührend!

Nie, nie ſoll ein Gruß von mir unerwiedert bleiben — am wenigſten der Gruß eines Armen und Geringen! Gott, wie hart, wie unmenſchlich, wenn ich da kalt und ſtumm vorüber ginge, wo ein Menſch mir mit einem freundlichen Gruße begegnet. Alles, was von Freundlichkeit in meiner Gewalt iſt, ſoll man da an mir wahrnehmen. Ich will recht aufmerken, daß ich nie ein Zeichen des Grußes überſehe, nie ein Wort des Grußes überhöre; es könnte mir ja als Geringſchätzung ausgelegt werden, wenn es auch nur aus Zerſtreuung geſchähe. Ich will über mir wachen, daß keine Verſtimmung mich daran hindere.

Aber warum ſollte ich nicht jedem mit einem Gruße entgegenkommen, ohne erſt den ſeinigen abzuwarten? Gewiß ſetzt der Geringe einen hohen Werth darauf, von Vornehmen zuerſt gegrüßt zu werden.

O, ihr mir bekannten Menſchen, die ihr ſo freundlich mich grüßet, ihr habt ein näheres Recht an mein Herz; euch ſoll nie meine Theilnahme, meine Hülfe, mein Troſt fehlen. Euch allen möchte ich recht viel Liebes und Erfreuliches gewähren können.

Und ihr, die ihr freundliche Grüße aus der Ferne mir sendet, wie wohl thut ihr dem Herzen mit dem Worte eures Gedächtnisses, eurer Liebe — wenn es so ein recht einfältiger, herzlicher Gruß ist! Mein Herz kann sich an euch hängen um eines Grußes willen. Euer Gruß macht, daß ich euch zu den Meinigen zähle, daß ich im Geiste vertraulich mit euch lebe, wenn ihr mir auch wenig bekannt wäret.

Oft bin ich an Orten, wo es nicht Sitte ist, jeden zu grüßen, Unbekannten begegnet, bey deren Anblick mir war, als ob ich sie grüßen müßte, und nicht selten haben an solchen Orten Unbekannte mich angesehen, als ob sie mich grüßen müßten. Daß wir es doch nicht thaten — nicht zu dürfen glaubten! Was das Herz gebiethet, sollte man immer dürfen und immer thun. Es wäre gewiß ein großer Gewinn für mein Leben gewesen, wenn ich mit solchen Menschen in ein näheres Verhältniß hätte kommen können. Aber auch ein bloßer Gruß von ihnen — von mir an sie, würde mir immer eine werthe Erinnerung geblieben seyn.

Die Grüße verehrter oder liebenswürdiger Menschen — wie süß klingen sie ins Herz!

und vor allen die Grüße der innig Geliebten! Freundesgruß beym Wiederſehen, nach langer Trennung, der kein Wort findet, das Unendliche, was er in ſich ſchließt, auszudrücken, der Gruß, der bloß jubilirend meinen Namen nennt, weil ihm jede Formel zu kalt, zu herzlos iſt — es ſchauert davon auf ſo ſelig in meinem Innerſten.

Als Eliſabeth den Gruß Maria's hörte, ward ſie voll heiligen Geiſtes. Gar von einem himmliſchen Weſen begrüßt werden, wie Maria: gegrüßet ſeyſt du Holdſelige! iſt das möglich, ohne daß man vor Freude ſtirbt? So oft ich es leſe, ergreift mich ein ſüßes Erſchrecken, und Thränen der Wonne kommen mir in die Augen.

Ach, wann ich vollendet werde —!

## 12.

### Der frohe Tag.

Selten habe ich einen Tag in einer ſo frohen Stimmung verlebt, als den heutigen.

Es war ein ſchöner Frühlingstag, der ſich allein dadurch auszeichnete, daß er noch geräuſchloſer wie die meiſten Tage meines Lebens vorüberging, daß ich mehr, wie gewöhnlich, mir ſelbſt leben konnte. Doch kann ich hiervon nur zu einem geringen Theile meine frohe Stimmung herleiten.

Gleich beym Erwachen fühlte ich es in mir ſo klar und hell, ſo rein und frey — eine ſtille Freudigkeit, lautre Daſeynsluſt — von

mir ab alles Laſtende, Beengende, alle Nebel und Umdüſterungen des Geiſtes. Sehnſüchtig ſtreckten meine Arme ſich aus dem jungen Lichte entgegen; in das verwandte Licht hinein ſtrebte mein ganzes Weſen, und unwillkührlich richtete ſich das Auge dankbar gen Himmel.

Ich trat an's Fenſter, da ſtrahlte die herrliche Morgenröthe, da kam es immer prachtvoller über die Welt; mein Blick hing trunken von Entzücken an dieſer Herrlichkeit; es war mir, als könnte, als würde ſie mich in ſich aufnehmen, als könnte, als müßte ich mich in ſie verlieren. Und es wurde immer ſtiller in mir, immer geheimer, immer froher. Mit ſanfter Gewalt zog es mich empor — meine Seele war bey Gott, mit Gott vereint, ſie empfand ihn deutlich, innig — ſich ſelbſt mächtig von ihm berührt, gehalten, durchdrungen, ſanft bewegt, mit einer himmliſchen Wärme erfüllt, wie nie in meinem Leben. Da floſſen die ſüßen, ſüßen Thränen.

Den ganzen Tag wich es nicht von mir. Alles, was ich erblickte, zeigte ſich mir in einem andern, in einem ſchönern Lichte — alle Farben friſcher, die ganze Natur im Schimmer

der Verklärung, jeder Menſch im Feſtgewande der Menſchlichkeit. Auf Erden war für mich keine Noth, kein Streit und keine Sünde mehr. Und auch meine Sünde wußte ich verſöhnt und vergeben; ich glaubte mich völlig rein von der Sünde, auf ewig von ihr geſchieden, unfähig, je wieder zu ſündigen. Keine Unruhe, kein Widerſtreben, kein heftiges Verlangen, kein ſtürmiſches Gefühl in meiner Bruſt — dagegen eine Stille — ſo ſüß, und in dieſer Stille ein Wachſeyn meines ganzen Weſens, eine Erregung aller Empfindungen und Kräfte, ein Gefühl von Liebe und Luſt — ich weiß nicht, wie ich das beſchreiben ſoll.

Ich hatte ganz mich ſelbſt — mich in meinem Beſten, war mir meiner ſo bewußt, und war doch ſo außer mir — ſo verloren in die ſtille Herrlichkeit. Die Sinne, das Herz ſtanden offen — jeglicher Schönheit, und in die Sinne, in das Herz ſtrömte es ein — ſchimmernd, wohlthuend. Helle, klare Freude allenthalben — um mich, über mir, in mir.

Ich mußte allein ſeyn, um mich dem, was in mir lebte, in mich eindrang, ganz hinzugeben. Nur allein konnte ich es recht em-

pfinden, recht in mich aufnehmen, recht genießen; in der Einsamkeit hatte ich alles Werthe und Liebe beysammen. Die angenehmste Gesellschaft hätte mich gestört, mir auf vieles, das jetzt im Lichte glänzte, einen Schatten geworfen, und der Vertrautesten meiner Seele hätte ich nicht mittheilen können, was in mir war. Froh wäre ich wohl in jeder Gesellschaft geblieben, aber in keiner so rein froh, so innig froh.

Alles Traurige war vergangen, und ausgelöscht aus meinem Gedächtnisse, in lautre Lust das Leben zerflossen — und mein Herz sanft, weich, für jede Rührung empfänglich, lind und süß trat die Thräne in das Auge von der stillen Freude hervorgelockt. Es war zuweilen, als ob alles an mir in linde, süße Thränen sich auflösen wollte. Ich hätte sterben mögen vor Liebe und Lust.

O, ich wäre nicht im Stande gewesen, irgend etwas hart anzufassen. Leise, leise mußte ich berühren, wie wenn alles zu verwunden wäre, alles ein fühlendes Herz hätte.

Ich bin gewiß, daß die Entſchließungen, die heute in mir erwacht ſind, und die mich ſo innig beſchäftigt haben, nicht ohne Frucht bleiben werden. Himmliſches Weſen habe ich in mir gefühlt, und das wird mich nie ganz verlaſſen.

## 13.

### Aufſtreben.

Faſt alles, was ich um mich her erblicke, ſtrebt in die Höhe — in die Lüfte, in die freyen, heitern Gegenden, in das Licht hinauf; gen Himmel hebt es das Haupt. In der Erde hat es ſeine Wurzel, mit der Wurzel klammert es ſich an die Erde, dringt es in die Erde hinein, daß es von ihr die Nahrung empfangt, ohne welche es nicht beſtehen — nicht hinauf könnte; aber nur um beſtehen — um hinauf zu können, klammert es ſich an die Erde, dringt es in die Erde hinein — und nur mit der Wurzel. Bloß die wenigen Pflan-

zen, in welchen die grobe Erdennatur noch überwiegt, kriechen am Boden fort, neigen ſich wohl gar, wo ſie Raum dazu haben, niederwärts. Die edlere läßt ſich nicht durch das, was ſie von der Erde empfängt, zur Erde herabziehen; ſie verwandelt es vielmehr in ihr eignes beßres Weſen, und hebt es mit ſich in das Licht.

Auch mein Leben wurzelt mit ſeinem irdiſchen Theile in der Erde; von der Erde kann ich es nicht trennen; mit der Erde muß ich in Befreundung bleiben; ich muß von ihr dankbar annehmen, was ſie mir gewährt. Und nicht bloß Gemeines, auch Köſtliches gewährt ſie mir; ſie befriedigt nicht bloß die körperlichen Bedürfniſſe, ſie weckt auch in meiner Bruſt geiſtige Empfindungen, edlere Freuden. Um ſo weniger darf ich mich durch gröbere Sinnenluſt an ſie feſſeln laſſen; was ſie Gemeines und Köſtliches gewährt, muß ich in mein beßres Weſen verwandeln, und mit mir hinauf heben in das Licht — am meiſten aber das Herrlichſte, die geiſtige Empfindung, die edlere Freude. Ich darf, ich ſoll meine ſinnlichen Bedürfniſſe befriedigen, aber nie darf, nie ſoll mir das ei-

ne Angelegenheit des Herzens werden; ich darf auch ſinnliche Vergnügungen genießen, aber nie ſie höher halten, als die geiſtigen. Befriedigung des Bedürfniſſes und ſinnliches Vergnügen ſoll ich beziehen auf Erhöhung meines geiſtigen Lebens.

Ja, aufwärts ſtrebt es auch in mir; nach dem Wahren, Schönen und Guten, nach jeder menſchlichen Trefflichkeit dürſtet mein Geiſt; zu Gott will er hinauf — in das ewige Licht. Dieſes Streben verkündigt mir meine Beſtimmung, und ihr folge immer das Herz.

Nicht die Pflanze, die am Boden kriecht, die ſich niederwärts neigt — nein, die Pflanze, die das Haupt aufwärts hebt, ſey mein Bild.

Indeß auch jene ſtrebt noch in die Höhe, wie ſie es vermag — etwas an ihr ſtrebt in die Höhe, meiſt das Edelſte, die Blüthe. Der Trieb regt ſich nur zu leiſe, das Erdenbedürfniß wirkt nur zu mächtig. Sie beſchämt den Menſchen, der mit Sinn und Gemüth an der Erde hängt.

Sie erinnert mich daran, daß oft in gemeinen Naturen, die ihr hartes Verhängniß gleich-

ſam zu Sclaven der Erde verurtheilt hat, das Himmliſche herrlich hervortritt. Die Züge einer ſchönen Seele bey wenig gebildeten, täglich mit der Noth der Erde ringenden Menſchen — wie überraſchend, wie rührend! O, nie heiße mir ein Menſch gemein, weil er verwahrloſt iſt. In jedem menſchlichen Gemüthe will ich den Regungen des Göttlichen nachſpüren, ſie ehren, und mich ihrer freuen, und wo ich kann, zum Gedeihen des Wahren, Schönen und Guten mitwirken.

Die Erde gibt der Pflanze die irdiſche Nahrung; aber ohne das, was vom Himmel kommt, Licht und Wärme, Thau und Regen, würde ſie nicht in die Höhe wachſen. Der Himmel nährt in ihr das geiſtige Leben, und zieht ſie gleichſam zu ſich hinauf. So iſt es auch die Milde des Himmels, die mein Herz zum Himmel hinauf zieht; wie Licht und Wärme des Himmels erfülle — wie Thau und Regen vom Himmel, erfriſcht die himmliſche Gnade mein Gemüth; und es wird davon in meinem Gemüthe jung und fröhlich. Empfindungen, die mir der Himmel ins Herz ſendet, Schmerzen, Freuden, Anregungen, Ermuthigungen, Be-

lebungen vom Himmel nähren und ſtärken in mir das himmliſche Leben. Ich muß allem, was vom Himmel kommt, das Herz öffnen, alles, was der Himmel biethet, ſorgfältig benutzen, daß der himmliſche Menſch freudig in die Höhe wachſe, und immer herrlicher ſeine Krone ergänze im Lichte des Himmels.

Die Pflanze ſtrebt hinauf, ſo lange ſie kann. Auch ich will hinaufſtreben, ſo lange es mir geſtattet iſt — unermüdbar, immer höher hinauf.

Einſt kehrt die Pflanze zur Erde zurück. Doch nur was an ihr irdiſch iſt, und von der Erde genährt wird, ſinkt in der Erde Schooß. Die ſchöpferiſche Kraft, die ſie beſeelt, der Pflanze Geiſt, lebt fort, und zeigt ſich in immer neuen Geſtalten.

Was an mir irdiſch iſt, und von der Erde genährt wurde, muß auch einſt Staub werden. Dann, o, das fühle ich ſo gewiß, ſo freudig, ringt völlig ſich los von der Erde, was in mir aufgeſtrebt hat. Nicht eine neue Erdengeſtalt wird es beſeelen. Hinauf geht es dann mit mir in das ewige Licht; es faßt mich, es hebt mich, es trägt mich empor — in den Morgenglanz!

Dahin deutet das Streben in meiner Bruſt. Es kennt keine Gränze und kein Ziel. Wonne der Vollendung iſt die Empfindung, die ſo oft wunderbar, in ſüßen Schauern, mein Weſen durchdringt.

Warum neigt denn manche köſtliche Blume ſich zur Erde? Das iſt nicht Macht des Erdenbedürfniſſes. Ihre Schönheit zeigt dir ja das Kind des Himmels; in den Farben des Himmels prangt ſie; Himmelsreinheit, Himmelswahrheit, Himmelsluſt ſchimmern aus ihr dir entgegen. Aber was die Erde ihr zur Haltung bieten kann, iſt zu ſchwach für die ihr beygemiſchte, niederwärts ziehende Maſſe des Irdiſchen. Die Erde kann ihr nichts mehr geben, als ein Grab. In das Grab blickt ſie — das Bild einer ſchönen Seele, wie ſie trauert unter den Mühen und Schmerzen der Erde, und die Erde nichts hat, ſie zu ſtärken und zu tröſten. Sie ſehnt ſich, daß die Erde ſie in den mütterlichen Schooß nehme, damit der Geiſt frey ſich erhebe. Durch die Nacht zum Lichte; Erdenlicht muß ſchwinden, damit Himmelslicht aufgehe: ruft ſie dir zu.

## 14.

### Die Verklärte.

Ein feſtlich-ſchöner Tag iſt mir auch jetzt noch der Tag deiner Geburt, meine unvergeßliche Thereſe, da du aus dem irdiſchen Leben geſchieden biſt; und das wird er immer mir bleiben.

Wie ſonſt iſt's freylich nicht, wo er mir ein hell-glänzender Tag, ein Tag der fröhlichſten Luſt war. Mit Thränen habe ich ihn angefangen — und es waren recht wehmüthige Thränen.

Ich kann dich nicht mehr begrüßen, nicht mehr in deine Arme ſinken, an deinem Anblick mich ergötzen, dich mit Blumen bekränzen, und

triumphirend in den freundlichen Kreis der Vertrauten führen, nicht mehr mit dir es empfinden, daß das Leben eine köstliche Gabe ist, und mit dir jubeln dem Leben.

Wie ich sonst an diesem Tage dich fühlte — und das hohe Glück, das die Güte des Himmels durch dich mir gewähret! wie ich in mich sog all' dein holdes, liebes Wesen — all' deine Liebe für mich! wie mir dann war, als wärest du jetzt erst auf die Erde gesendet — mir an das Herz, als ob ich's noch nicht hätte fassen, noch nicht hätte glauben können, daß du da seyst, und es nun auf einmal in meinem Innern erklungen wäre: sie lebt, sie lebt für dich, deine Therese ist sie — mit aller Holdseligkeit ihres Wesens, mit aller Liebe ihres Herzens! ewig wird sie die deinige seyn, in ihrem Herzen wirst du den Himmel finden! Ich hatte dich, ich hielt dich umschlungen, ich dachte dich nie zu verlieren!

So ist's nun nicht mehr. Du weilst nicht mehr unter den Blumen der Erde. So früh, so früh mußtest du verwelken, du köstliche Blume; mußte in den Staub diese Herrlichkeit! All' das Schöne, das dieser Tag mit

dir der Welt gab — der Tag sieht es nicht mehr. In das enge, düstre Grab haben sie dich gebettet; und du erwachst nicht, dich deines Tages zu freuen. Auf dein Grab muß ich heute die Kränze tragen, die ich dir winde. Sehen kann ich heute dich nicht — auch nicht an dich denken, als ob du auf Erden in die Ferne gezogen wärest. So allein, so allein freuet sich deine Freundin — und die Welt so weit! Dahin und vorüber ist nun alles, was wir unter uns hatten, zusammen trieben und fühlten, und gegen einander auktauschten — und es wird nicht wieder kommen.

Wie köstlich es gewesen, und daß es dahin und vorüber ist, und nicht wieder kommt — das empfand ich so traurig, das machte mir die Augen so naß.

Doch ist mir der Tag deiner Geburt auch jetzt ein festlich-schöner Tag. Ich habe mich gesammelt, und, mit sanfter Wehmuth gemischt, ist eine stille Freudigkeit über mich gekommen.

Soll ich den Tag nicht preisen, dem ich all' das Köstliche verdanke, was dein kurzes Leben mir gewährt hat?

Iſt es denn auch nicht geweſen, weil es jetzt nicht mehr iſt? oder könnte ich, weil es jetzt nicht mehr iſt, wünſchen, es ſey auch nimmer geweſen? und iſt es nicht mehr, weil ich es nicht mehr mit Augen ſehe? O, in meinem Herzen iſt es noch — da wird es nimmer vergehen. Dein Bild gab mir dieſer Tag — dieſes himmliſche Bild; und das lebt unſterblich in mir. All' deine freundlichen Blicke, all' deine ſüßen Worte, all' deine liebevollen Werke gab mir dieſer Tag — und ich werde ſie ewig behalten. Warum ſollte ich nur bey dem verweilen, was ich verloren habe, was ich nicht mehr von dir empfangen kann, und nicht bey dem, was ich von dir auf immer und ewig beſitze?

Was ich von dir auf immer und ewig beſitze, iſt mir heute wunderbar gegenwärtig, daß mir auch davon Thränen — aber ſüße Thränen, in die Augen kommen. Ich ſehe dich — deine Züge, deine Geſtalt; ich höre die Töne deiner Stimme; ich richte an dich meine Worte; ich fühle deine Liebe, dein Herz an meinem Herzen.

Nicht bloß dein Grab, auch dein Bild will

ich heute mit Blumen bekränzen. Alles Schöne und Frohe unſers gemeinſamen Lebens will ich heute um mich verſammeln, und damit dich als eine Lebende begrüßen.

Sind nicht auch Spuren deines Daſeyns auf dieſer Erde und in meinem Leben zurückgeblieben? So manche Freude, die ich jetzt noch genieße, kennte ich nicht, wenn ich dich nicht gekannt hätte; ſo manches wohlthuende Gefühl iſt durch dich in meiner Bruſt geweckt worden. Auf meine Anſichten, meine Stimmung, meine Neigungen und Wünſche, auf die ganze Verfaſſung meines innern Menſchen hat dein Geiſt, dein Herz einen Einfluß geäußert, den ich nicht anders als ſegnen kann.

O, der heutige Tag iſt dein Geburtstag noch — und wird immer dein Geburtstag ſeyn. Als dein Geburtstag ſchimmert er in ſtill-feſtlichem Glanze.

Wie ſollte er nicht, da er dich ja nicht zu dem flüchtigen Leben auf Erden, da er dich zu einem unvergänglichen Daſeyn, zum Leben in himmliſchen Welten geboren hat? Nein, du biſt nicht geſtorben! Du lebſt — nicht allein in meinem Herzen, in meiner Liebe — du

ſelbſt ein ganz andres Leben in himmliſchen Welten, ein Leben der Wahrheit, ein Leben der Freyheit, ein Leben der Wonne. Jedes Treffliche deiner Seele hat ſich nun ganz entfaltet im Lichte des Himmels; und jede Schwachheit irdiſcher Naturen iſt von dir abgethan. Als eine Vollendete, als eine Verklärte begrüße ich dich an dem Tage deiner Geburt. So habe ich dich nicht gehabt und beſeſſen, als du noch auf Erden lebteſt; da konnte ich dein Herz noch verlieren, jetzt kann ich es nimmer verlieren; da war es mir noch beſchieden, einſt um dich zu trauern; von nun an werde ich das nicht mehr — immer reiner werde ich deiner mich freuen.

Gewiß liebſt du mich noch, gewiß ſind deine Gedanken oft freundlich mit mir beſchäftigt. Und ſollteſt du nicht auch von mir wiſſen? ſollteſt du mir nicht jetzt nahe ſeyn? ſollte ich mich täuſchen, wenn ich dieſe ſtille Freudigkeit für eine Wirkung eines freundlichen Einfluſſes von dir halte?

Eins weiß ich, daß unſer Bund nicht bloß für die Erde war, daß wir uns wiederfinden — ganz wieder angebören werden!

15.

## Der Regen.

Endlich ein milder Regen — nach der langen sengenden Hitze! Matt und welk neigten Blumen und Pflanzen die Häupter zum ausgetrockneten Boden hin. Alles lechzte und glühte im Brande — und es war keine Erfrischung, kein kühlender Tropfen. Alles stand kümmerlich, ausgezehrt, gelb und schwarz, zusammengeschrumpft — dem Verschmachten nahe. Da kamen die großen, schweren, warmen Tropfen, das durstende Erdreich zu tränken, die matten und welken Pflanzen zu laben.

Still und dicht rieselt es hernieder; Ströme

des Segens und der Erquickung ergießen sich aus den Wolken; in das Herz der Erde wollen sie dringen.

Schon steht alles umher frisch und grün, lebendig und fröhlich, was matt und welk, krank und traurig war. Pflanzen und Blumen erheben die gesunkenen Häupter, und verbreiten würzige Düfte, und fühlen sich wohl in der schmeichelnden Kühle. Geist des Lebens weht nieder über die Gefilde der Erde. Die Huld des Himmels hat sie angeblickt; man sieht es faßt sprießen, wachsen, gedeihen.

Ein Gefühl von Milde und Segen ist in meinem Herzen, dringt mir durch die Glieder, das ich nicht zu bezeichnen vermag.

O, ihr Gaben des Himmels, wie seyd ihr so köstlich! Von oben herab, von dem Vater des Lichtes, spricht es in meinem Gemüthe, und dankbare Rührung richtet den Blick hinauf zum Vater des Lichtes. Daß es von oben herab kommt, wohin das Auge so gern schaut, wohin das Herz sich so sehnt, wo es so still und blau und weit ist — wie freue ich mich deß! Nur gute Gaben werde ich von oben herab empfangen, und jede gute Gabe

wird der Vater dort oben, der den milden Regen ſendet, das Gras und die Blumen zu erfriſchen, auch mir, ſeinem Kinde, gewähren. Unausſprechlich freue ich mich dein, du Väter des Lichtes, der du ſo köſtliche Gaben haſt, und ſo huldreich erfriſcheſt alles, was matt und traurig iſt.

Glich mein Herz nicht oft der dürren, lechzenden Erde? So heiß war es mir vor Drangſal — ſo bange, ſo traurig in der Sonnengluth des Mißgeſchickes; nahe daran war mein Herz zu verſchmachten. Da fiel es auch, wie große, ſchwere Tropfen, kühlend und labend, in das duſternde Herz, daß ich mich davon im Innerſten des Herzens erquickt und geſtärkt fühle. Leicht und wohl, muthig und freudig war es jetzt mir im Herzen, und ich wußte, ich empfand, von oben ſey es ins Herz mir gekommen, Gott habe es ins Herz mir gegeben; ſeine Milde, ſeinen Segen empfand ich, und mir wurde ein unüberwindlicher Glaube an das Naheſeyn des Verborgenen und an ſeiner Gnade.

Nie wirſt du verlaſſen ſeyn, mein Herz, in deiner Hitze, in deiner Angſt, in deiner Traurigkeit. Zur rechten Zeit wird ſich dir der Himmel ergießen, daß alles in dir friſch und fröhlich werde.

## 16.

### Der böse Tag.

Nein, so ein Tag darf nicht wieder kommen! Erst dieſe Verworrenheit, dieſes Durcheinander und Widereinander — bis zur Erſchöpfung — dann dieſes Oede, Leere in meinem Gemüthe, dieſes Unvermögen etwas zu faſſen und feſtzuhalten, zu denken, zu wirken, dieſe Kälte des Herzens, dieſe Lähmung der Gefühle — endlich dieſes verdrießliche, reitzbare, zu jedem Aerger aufgelegte Weſen — wohin könnte es führen, wenn es ſich öfter bei mir einſtellte!

Ich ſuchte mich, und fand mich nicht — ich war nicht mehr ich ſelbſt; einen Wuſt von Ge-

danken, Empfindungen, Neigungen, von Wollen und Nichtwollen, von Mögen und Nichtkönnen, fand ich in mir, aus dem ich mich nicht heraus zu sondern wußte, in dem ich keine lichte Stelle zu entdecken vermochte. Was mich sonst interessirt, war mir gleichgültig, die liebste Beschäftigung langweilig, abgeschmackt. Die Schönheiten, welche der ungewöhnlich heitre Tag enthüllte, die mich zu einer andern Zeit entzückt haben würden, brachten auch nicht eine leise Rührung hervor. Die Liebe, die man mir bewies — mein Herz fühlte nichts davon; wie etwas Alltägliches, höchst Gemeines wirkte es auf mich. Nichts, das mich hätte erreichen, anziehen, einen Augenblick angenehm hinhalten können. Alles war mir unbequem; ich selbst war mir durchaus unbequem; ich wußte nicht, wo mit mir hin? und konnte doch nirgends bleiben. Das machte mich denn auch unzugänglich, lästig für alle, die mit mir umgehen mußten. Kein freundlicher Blick, kein süßes Wort gewann etwas über mich. Was mir nicht gelegen war, erwiederte ich mit Heftigkeit, mit Ungestüm, legte es fast darauf an, recht empfindlich zu

kränken. Es verursachte mir Vergnügen, alte, längst vergessene Beleidigungen mir ins Andenken zurückzurufen, und darüber zu grübeln, bis ich mich mit Verdruß und Bitterkeit angefüllt hatte. Ich wurde ein paar Mahle hart gegen gutmüthige Menschen, die mir immer Wohlwollen bewiesen hatten.

Das geht nun freylich vorüber — und jetzt ist es schon weg aus mir. Doch schlimm genug, daß es einmal da war! Der Tag ist mir doch verloren — und mit ihm mir viel Köstliches! Es hat doch gewirkt, wie es nun eben wirken konnte. So etwas läßt Spuren zurück, die nicht leicht zu vertilgen sind.

Kämen dieser Tage mehr: sie müßten die traurigste Zerrüttung in meinem Innern anrichten. Jeder edle Trieb, jede edle Rührung, jede Befreundung mit dem Schönen und Guten, alle Liebe und alle Lust des Lebens würde zuletzt aus meinem Gemüthe verschwinden, und verkehrtes, widerwärtiges Wesen sich meiner ganz und gar bemächtigen. Und es ist sehr zu besorgen, daß ihrer mehr kommen, wenn ich nicht auf meiner Huth bin.

Man kann nicht Einen Tag seyn, wie den andern. Die Umstände, in denen wir uns befinden, die Disposition unsers Körpers, Eindrücke, die wir empfangen haben, Veränderungen in unserm Gemüthe, die wir nicht einmal wahrnehmen, äußern ihren Einfluß, ohne daß wir im Stande sind, es zu verhindern. Aber man kann sich der übeln Stimmung widersetzen, sie einschränken, mäßigen, sich ihr entreißen.

Wodurch mir heute so geworden ist, und ob ich's hätte vermeiden können, weiß ich nicht. Zuweilen wohl, erinnere ich mich, etwas Aehnliches empfunden zu haben, wenn ich aus meinem Kreise herausgetreten war, nach zerstreuungs- und geräuschvollen Tagen, nach irgend einer zu großen Anstrengung, welcher Abspannung folgte. Dies Mahl war ich von meiner gewöhnlichen Lebensordnung in keinem Stücke abgewichen. Indeß das weiß ich, daß ich mich gab und gehen ließ, wie ich nicht sollte. Es stand bei mir, ein Geschäft zu ergreifen, das Sorgfalt, Aufmerksamkeit, Theilnahme aller Gemüthskräfte erforderte, und dadurch geeignet war, meine Gefühle zu erregen.

Und hätte ich es nur ernſtlich darauf angelegt, mich für die Natur, für die Kunſt, für die Menſchen, für Gott zu erwärmen, hätte ich mir bedacht, in mir geweckt, von außen her zu Hülfe genommen, was mir zu Gebothe ſtand: es würde mir gewiß gelungen ſeyn. Das mochte ich nicht; ich mochte mich nicht überwinden, mir keine Gewalt anthun; ich war zu träge; ich beredete mich, nicht zu können, während es am Willen fehlte, zu verſuchen.

## 17.

### Schwermuth.

Auch mit meiner heutigen Stimmung kann ich nicht zufrieden ſeyn. Es umſchattete wieder düſter den Geiſt, es lag ſchwer auf dem Herzen; ich konnte mich nicht freuen, und es war ſo viel da, deſſen ich mich hätte freuen ſollen; ich weiß das alles von mir, es war mir tief im Herzen zuwider. Ich hatte beſtändig die Augen naß, ohne ſagen zu können, warum. Nichts fehlte mir ja — und doch waren mir die Augen naß, mein Inwendiges voll Traurigkeit.

Die Seele hing lauter trüben Gedanken nach;

Gedanken des Leides, der Verlassenheit, des Abschiedes von den Geliebten, des Abschiedes von der Welt waren ihre einzige Beschäftigung. Hinweg sehnte sich meine Seele von allem Schönen und Werthen — hinunter in das stille, dunkle Grab. Bey den Bildern des Todes konnte sie nicht müde werden, zu verweilen.

Wohl mag man sich zuweilen einer stillen Traurigkeit überlassen, zumal, wenn sich etwas Trauriges mit uns oder in unserm Kreise zugetragen, oder wenn traurige Erinnerungen uns so nahe treten, daß wir ihnen kaum auszuweichen im Stande sind. Wie der Regen das Land erfrischt, so erfrischt die Traurigkeit das Gemüth in der Dürre eines langen Weltlebens. In der Traurigkeit nehmen wir leichter zu Herzen, was wir bey einer fröhlichen Stimmung meist vergessen, oder uns aus dem Sinne schlagen, und was wir nicht vergessen, oder uns aus dem Sinne schlagen dürfen, wenn wir nicht unser Höchstes und Bestes versäumen wollen. In der Traurigkeit erwachen die sanftern Empfindungen des Herzens, die für unsre religiöse Bildung von der größten Wichtigkeit

ſind, reinigt ſich das Herz und öffnet ſich allen guten Eindrücken. In der Traurigkeit fühlt es ſich allem Edeln inniger befreundet, wendet es ſich ſtill aber mächtig Gott und dem Himmel zu. Ach, dem traurenden Herzen kann nichts mehr genügen von dem, was auf Erden iſt. Das beſte Herz müßte vereiteln, leichtfertig und thöricht werden, wenn nicht zuweilen traurige Stunden kämen; und jedes Treffliche am Menſchen läutert ſich zur himmliſchen Verklärung in den Stunden der Traurigkeit. Selbſt eine unbeſtimmte Schwermuth kann uns ſehr heilſam werden.

Aber die Traurigkeit darf nicht zu oft kommen, ſie darf nicht bleibende Stimmung des Gemüthes werden, nicht in Hang zu traurigen Gedanken und Gefühlen übergehen, nicht der Freude das Herz verſchließen. Wir dürfen's uns nicht ſo werden laſſen, wie's heute mir war.

Dieſes Wanken und Träumen iſt wahrlich nicht vernünftige Weiſe zu leben; nicht etwas Heilſames, etwas höchſt Verderbliches iſt es. Man geräth immer weiter in das

Wanken und Träumen, in den geistigen Müßiggang, in die geistige Schwelgerey hinein, man wird immer mehr von der Thätigkeit abgezogen, die unsre nächste Bestimmung ist, verliert immer mehr den rechten Sinn, die rechte Gemüthsverfassung zur Thätigkeit — immer mehr die Liebe und die Freude aus dem Herzen, wird immer mehr den Menschen und dem Leben entfremdet.

Man soll in der Regel wacker und fröhlich seyn zu seinem Werk, zu seiner Bestimmung, und nur zuweilen, wenn man dazu Ursache hat, oder wenn man es für heilsam erkennt, sich der Traurigkeit hingeben — und auch dann mit Mäßigung, auch dann empfänglich bleiben für angenehme Gefühle.

Es ist um so nöthiger, daß ich mich in dieser Hinsicht bewache, da ich von Natur einen starken Hang dahin habe. Bey dieser natürlichen Disposition bedarf ich's auch weniger, mich mit düstern Vorstellungen zu beschäftigen. Wär es nicht strafbarer Undank, wenn ich mich des vielen Guten nicht freuen wollte, das eine väterliche Huld über meine Tage verbreitet? Aufheitern muß ich mich,

mit Gewalt mich anhalten, das Schöne und Erfreuliche wahrzunehmen, zu empfinden in ſeiner eigenſten Geſtalt, wann es wieder traurig mich anwandelt und mit Macht mich hinzieht in die düſtern Gebiethe.

## 18.

### Das Lächeln.

Eine lieblichere Erscheinung gibt es in der ganzen Natur nicht, als das Lächeln im menschlichen Angesicht — das natürliche, einfache Lächeln, in dem die frohe Gestalt der Seele sich spiegelt — wie ein Kind lächelt im Schlafe, beym Anblick der Mutter, eines freundlichen Menschen, einer schönen Sache, die ihm das Herz erfreut hat, oder wenn ihm sonst im Innersten wohl ist — wie die Unschuld lächelt, verloren in einen süßen, seligen Gedanken, wie der süße, selige Gedanke,

der sich ihrer ganz bemächtigt, alles andre in der Seele unterdrückt hat, aus ihr heraus lächelt.

Herrlicher zwar ist es, wenn Heiterkeit das Angesicht still verklärt, und das Auge sanft schimmert von der Fülle des milden himmlischen Lichtes in der Seele. Man bewundert, man möchte anbethen, man fühlt sich mit leiser Gewalt in beßre Regionen hinauf gezogen — und allmählich entfliehen die Schatten. Aber es ist nicht so hold, so lieb, nicht so freundlich ansprechend, so vertraulich und heimathlich wohlmachend; es geht nicht so ins innerste Herz; es zieht nicht so hin zum Menschen; es treibt nicht so schnell und mächtig aus uns fort alles Beunruhigende, Quälende, Niederbeugende; es fesselt nicht so an die süßesten Gefühle.

Welchen Zauber hat doch die Natur in das Lächeln gelegt! Das unwillkührliche Lächeln, in dem die Seele hervortritt — o, es hat mir das Herz abgeschmeichelt und gewonnen; ich empfinde nichts mehr als reine Lust, so bald ich es wahrnehme.

Und was verkündigt mir dieses Lächeln? Ein unendlich Frohes, helle Wonne der Liebe im Gemüthe. Ja, nur die Wonne der

Liebe erzeugt das Lächeln im Angeſichte; Freude an irgend einem Daſeyn, das in ſeiner Schönheit die Seele entzückt, ſpricht dieſes Lächeln aus. Wir lächeln das an, deß wir froh ſind in Liebe, ſey's Lebloſes oder Lebendiges, begegne es uns in der Wirklichkeit oder im Traume.

Das baare Sinnengefühl kann wohl eine lächelnde Grimaſſe, aber kein reines Lächeln hervorbringen, oder doch nur da, wo ſich ihm geiſtigere Empfindungen, Bilder des Schönen zugeſellen. Darum kann auch allein der Menſch lächeln, wie er unter den Weſen der Erde allein lieben kann.

Gewöhnlich iſt's geiſtiges Erdenglück, was im Lächeln ſich ausdrückt, während das Ueberirdiſche meiſt in verklärende Heiterkeit übergeht. Doch gibt's auch ein himmliſches Lächeln, in welchem „der ganze Menſch gleichſam hinauf lächelt in ſeliger Andacht, in ſeliger Erwartung. Auch Himmelswonne kann im Menſchen ſo mächtig, ſo heimathlich werden, daß ſie in einem unbeſchreiblich ſanften und anmuthigen Lächeln ſich bemerklich macht.

Woher das ſo rührende Lächeln im Schmerze? Ach, man lächelt dem, was ſeyn könnte und nicht iſt, den ſchönen Tagen der Vergangenheit, den verlornen Jugendfreuden, den vereitelten Jugendhöffnungen, den holden Träumen und heitern Ausſichten, woran ſich auf Augenblicke die Seele ergötzt; man lächelt auch den Gedanken des Troſtes, welche die Seele beſuchen; die duldende Seele lächelt ſtill ihrem Gotte, der ſie prüft und ſegnet und zum Glücke des Himmels bilden will.

Je lieblicher das unwillkührliche Lächeln, in dem die frohe Geſtalt des Gemüthes ſich ſpiegelt: deſto widriger das bitter-ſüße Lächeln, das dem Schmerze oder Unmuthe abgerungen wird, das Lächeln der affectirten Freundlichkeit, des einſtudirten verbindlichen Weſens, das lauernde Lächeln der Argliſt, das fade Lächeln der Geiſtesleerheit, das manövrirende Lächeln, womit die Eitelkeit ſich putzt, das ſelbſtgefällige Lächeln des albernen Dünkels, das ſchneidende Lächeln des Spottes.

Sollte wohl ein Menſch ſeyn, dem das Lächeln nicht wohl ſtände? Das Lächeln ſteht gewiß jedem Menſchen wohl, dem es natürlich

iſt; aber manchen Menſchen iſt es, bey dem in ihnen überwiegenden Ernſte, oder bey dem Schwermüthigen, Niedergedrückten ihres Weſens, nur in ſeltenen Fällen natürlich. In allen übrigen müßten ſie es von ſich erpreſſen; und dann müßte es um ſo häßlichere Verzerrungen hervorbringen, je mehr es mit dem natürlichen Ausdrucke des Geſichtes im Widerſpruche iſt. Bey ſolchen Geſichtern, die ſich ſchwer in die Falten des Lächelns legen, iſt es unvermeidlich, daß das Lächeln der affectirten Freundlichkeit die am meiſten zurückſtoßenden Eindrücke mache. Aber das Lächeln der Natur kann auch bey dieſen nicht anders als ſchön ſeyn.

Derſelbe Menſch, der uns durch ſein Lächeln ſo zu entzücken vermag — wie kann er mit ſeinem verfinſterten Angeſicht alle frohen Empfindungen aus unſrer Seele verſcheuchen, und unſer ganzes Inneres verdüſtern! Was hat die Natur ſo Furchtbares, als die Züge der Entrüſtung und des wilden Grimmes, als den ſchrecklich drohenden Menſchenblick?

## 19.

### Abendroth.

Herrlich, wie ſie aufging, geht ſie hernieder die ſtrahlende Königin des Tages, Purpur und Glanz wirft ſie in die Weltgegenden, die ſie in ihrem Tageslaufe erleuchtet und geſegnet hat, ſanfte Röthe verbreitet ſie durch die Fernen des Himmels. Gott, welch ein Schauſpiel! —, dort alles in Feuergluthen — hier alles in milder Beleuchtung, im Roſenlichte — und da alles im reinſten Golde! Wie es ſich ergieße über die Waſſer, wie es ſtrahlt an den Fenſtern!

Welch ein Untergang! Was ſo untergeht, muß wieder aufgehn!

Nein, das ist kein Abschied — das ist ein Gruß auf Wiedersehen — voll triumphirenden Vorgefühlen. Dieser Blick auf die Welt ist ein Blick der Verheißung, ein großer Freudenblick auf das vollendete Werk, ein glänzender Siegesblick auf die kommende Nacht. Und erscheint nicht, was wir als Abendroth sehen, der andern Erdhälfte als Morgenroth?

Die Nacht zieht dunkel herein, alles zu decken und zu kühlen und zur Ruhe zu bringen, was der Tag heiß, wund und müde gemacht hat. Schlummer, sanfter, erquickender Schlummer wird sich bald über alle Wesen lagern, und weich sie umfangen, und in die goldnen Träume sie wiegen. Der Nacht voran zieht der stille Abend — und in den Abend herein dringt noch einmal, in höchster Pracht, Tagesglanz — und wann die Nacht vorüber ist, wird von neuem, in höchster Pracht, Tagesglanz anbrechen.

Schlummer der Nacht, wie erquickest du die erschöpften Naturen, du köstliche Gabe des Himmels! wie verhüllst du wohlthätig dem Menschen sein Leid und seine Sorge, und hebst sanft von seiner Brust den lastenden Schmerz,

und läßt ihn vergeſſen alle Mühſeligkeit des Lebens!

Stille des Abends, wie erfriſchest du mit deiner Kühle, mit deinem Thau was die Tagesgluth entkräftet hat, und ladeſt den Menſchen in deine duftenden Lauben, und gibſt ihm Friedensgefühle ins Herz, und machſt ihm das Herz weich und ſtill, und entlockſt dem Gerührten ſüße, ſüße Thränen!

Und wie freut ſich meine Seele des Glanzes, der ihr verkündet, daß es wieder Tag wird!

Ja ſie wird wieder hervorgehen, wann der Schlummer mich geſtärkt hat, werde ich ſie erblicken — die ſtrahlende Königin des Tages in Majeſtät — an ihr Gottes ewige Herrlichkeit — und alles Leben wird ihr erwachen, alles Leben ihr fröhlich ſeyn. — O, daß ich das alles ſehen, daß mein Herz das alles empfinden kann!

Der große Menſch ſtirbt, wie die Sonne untergeht. Herrlicher noch als im Leben erſcheint er im Sterben. Da hebt es ſich mächtig, gewaltig in ſeiner Bruſt, und verbreitet Strahlen über ſein Angeſicht; mächtig, gewaltig tritt dem Tode entgegen, was als Gefühl

oder Gesinnung groß ihm im Busen gewohnt, mit dem Bewußtseyn der Unsterblichkeit. Sein letzter Blick ist ein Segensblick auf die Welt, ein Freudenblick auf das vollendete Werk, ein Triumphblick auf den schon anbrechenden Morgen des neuen Daseyns.

Aber auch der Fromme, der, mit beschränkten Kräften, stille Tugend geübt, und weise und wohlthätig für die Welt sein Leben zugebracht, stirbt, wie die Sonne untergeht, im Andenken an die Wohlthaten des Himmels, die ihn auf Erden stärkten und erfreuten, im Gefühl der Liebe des Himmels, die seine Tage erleuchtete und erwärmte, im Bewußtseyn des Guten, das er gestiftet, und in der seligen Hoffnung des bessern Lebens, dem er entgegen eilt.

So laß mich einst sterben, Herr meines Lebens, huldreicher Vater — sterben im Gefühle deiner Liebe, im Bewußtseyn eines dir gefälligen Wandels, in der seligen Hoffnung der himmlischen Herrlichkeit!

## 20.

### Der Schutzgeist

Ich mag, ich kann mich nicht von der Vorstellung trennen — sie ist gar zu schön und freundlich — daß jeder Mensch einen Engel habe, der ihn begleitet, bewacht, Verderbliches von ihm abwendet, viel Erfreuliches für ihn veranstaltet, viel Gutes ihm zuwendet, ihn vor Gefahren und Verirrungen warnt, und ihn, wenn er sich verirrt hat, wieder auf den rechten Weg führt, der ihn an seine Pflicht erinnert, ihm schöne Gedanken und Handlungen eingibt, und ihn zur Vollführung der letztern aufmuntert und stärkt, der ihm Schwierigkeiten

aus dem Wege räumt, in seinen Schmerzen und Aengsten ihn tröstet, seine umnachtete Seele erhellt, fromme Gefühle in seiner Brust weckt, an seiner Schlummerstätte schirmend neben ihm steht, süße Träume in seiner Seele hervorbringt, für das Heil des schwachen, so leicht zu bethörenden Geschöpfes auf alle Weise Sorge trägt, und im Himmel sein Fürsprecher ist.

O, wie oft war's mir, als ob ich ein solches Wesen vernähme! Nicht selten glaubte ich eine Stimme zu hören, die leise und vertraulich mir zuflüsterte, was mir so wohlthat, so tief und mächtig das Herz bewegte, so vielbedeutend in mein Leben eingriff; und nicht selten antwortete mir die Stimme, wenn ich mich fragend an sie wendete. Nicht selten auch fühlte ich es mir nahe — unbeschreiblich nahe, in der Einsamkeit, in der Nachtstille; nicht selten wußte ich vorher, daß mir etwas Merkwürdiges begegnen würde, und fand mein Gemüth wunderbar vorbereitet, wenn es nun eintraf.

Diese meinem Gemüthe so befreundeten — und doch auch so fremden, diese meinem Sinne

und Bedürfniſſe ſo nahe liegenden und doch nicht aus meinem Vermögen gebildeten, weit über mein Vermögen hinausgehenden, dieſe zu Gott und dem Himmel hinziehenden Gedanken, dieſe Gedanken des Lichtes und der Freude, dieſe Gedanken, von denen das Herz mir zitterte, und mein ganzes Weſen aufſchauerte, dieſe Gedanken, die ſo recht den Mittelpunkt meines Weſens trafen, dieſe zweckmäßigen Rathſchläge in Verlegenheiten, wo bey mir ſelbſt und bey Menſchen kein Rath mehr zu finden war, dieſes oft plötzlich erwachende Bewußtſeyn, daß ich dieſes zu meiden, jenes zu thun hätte, das noch nimmer mich trog, dieſe ſtille Gewalt, die das Eine Mahl zurück hielt, das andre Mahl antrieb und fortriß, dieſe Aufrichtungen in Herzeleid, dieſe wunderbaren Tröſtungen, dieſe Himmelsvorgefühle, dieſe Hindeutungen auf etwas für mich recht Erfreuliches, das ich ohne ſie überſehen hätte, dieſe größern und kleinern Ereigniſſe, ſo ganz für mein Herz — wie war ich darin verſtanden! Kein Menſch kennt mein Herz ſo, ich ſelbſt kannte es vorher nicht ſo —, ſo manches, an ſich unbedeutend, aber meinem Herzen unbeſchreiblich viel, und alles unerwar-

tet, gerade zur rechten Stunde, auf die rechte Weise, wo und wie es am meisten half und wohlthat — nur von einem mir zugegebenen Schutzengel kann ich es herleiten.

Die Vorzüge der menschlichen Natur erscheinen mir in einem helleren Lichte und flößen mir eine tiefere Achtung, als sie durch sich selbst vermöchten, gegen den Menschen ein, indem ich ihn mir unter dem Einfluße eines Schutzgeistes denke. Wie viel muß, ungeachtet seiner Mängel und Schwächen, der Mensch werth seyn — wie wichtig sein Leben, sein Schicksal und sein Heil, wenn die edelsten Wesen der Schöpfung ihn ihrer Gemeinschaft würdigen, sich ihm zugesellen, an seinem Verhalten und Ergehen innigen Antheil nehmen, auf sein Schicksal mannigfaltigen Einfluß äußern, und für sein Heil sich thätig zeigen!

O, auch den Niedrigsten darf sich nicht mit Geringschätzung behandeln: denn er hat seinen Schutzgeist, der vor Gott steht, und Gottes Angesicht sieht.

Während ich einem Menschen wehe thue, betrübe ich zugleich seinen Schutzgeist. Während ich einen Menschen erfreue, auf den rechten

Weg leite, wirke ich einverstanden mit seinem Schutzgeiste, und sein Schutzgeist segnet mich.

Und mit welcher Sorgfalt habe ich mich vor der Verletzung meines Gewissens zu hüten, wenn ich durch dieselbe nicht bloß mich selbst erniedrige, Gott mißfällig werde, die Ruhe meines Gemüthes zerstöre, sondern auch meinen Schutzgeist beleidige, der sich vielleicht auf immer traurig von mir wendet!

Mein Schutzengel ist gewiß nicht bloß ein freundliches, sonden auch ein mir befreundetes Wesen, ein Wesen, das, schon von Natur mir verwandt, mich in fortdauernden, still aber mächtig wirkenden, Einflüssen zu immer größerer Aehnlichkeit mit sich, zum Bunde der herrlichsten Freundschaft bildet, ein Wesen, das in mir das gleichgestimmte liebt, und darum auch so hülfreich sich meiner annimmt, ein Wesen, das ich unaussprechlich, das ich aus allen Kräften lieben müßte, wenn ich es kennte, das ich einst kennen, unaussprechlich, aus allen Kräften lieben werde.

Wie angenehm, solch ein Wesen sich nahe — zärtlich für sich besorgt zu wissen, schon jetzt viel Gutes von ihm empfangen, und das Lieb-

ste und Beste seines Lebens mit ihm in Verbindung zu setzen! In tausend holden Gestalten ist meine Phantasie beschäftigt, es mir zu vergegenwärtigen.

Würden wohl gar die Vollendeten, denen, die sie auf Erden in Thränen zurück gelassen, die ihrer in heiliger Rührung gedenken, und in stiller Wehmuth sich nach ihnen sehnen, zu Schutzgeistern gegeben — wärest du mein Schutzgeist, meine theure Mutter, du Einzige, die ich nicht aufhöre zu beweinen, oder du, meine unvergeßliche Julie! O, wenn es wäre —!

Jedes Frohe in meinem Leben wird mir noch viel froher durch den Gedanken: dein Schutzengel hat's für dich veranstaltet; und wie rührend, wenn's nun so recht für mich war, so recht für mein Geheimstes, so recht zur Seelenfreude!

Winke, Warnungen, Aufmunterungen, die ich in meinem Innern vernehme — wie beherzigungswerth werden sie mir durch den Gedanken: dein Schutzgeist redet zu dir! Wo mein Schutzgeist andeutet, warnt, aufmuntert, da kann ich nicht widerstreben; — wo mein Schutz-

geist gebietet, da kann ich nicht anders als freudig gehorchen.

Getrost, getrost überlasse ich mich in allen Dingen meinen Schutzgeiste, der mich ganz versteht, und mich liebt; er wird alles auf das Beste für mich anordnen.

Nie werde ich allein seyn; mein Schutzgeist ist bey mir — unsichtbar umschwebt er mich. Er wird mich trösten und stärken, so oft und wie ich des Trostes und der Stärkung bedürftig bin, in jedem traurigen und bangen Augenblicke mir das geben, was der leidenden Seele am wohlthätigsten ist, meine Thränen zählen, in jeder Gefahr mich beschirmen, wo ich strauchle mich halten, wo ich fehle mich zurechtweisen, sich freuen über jede gute That, die ich vollbringe, und über jede Tugend, womit ich meine Seele schmücke. In meinem Leyden auch wird er mir beystehen, den Kampf mir erleichtern, Gefühle der himmlischen Gnade und des ewigen Friedens in das unruhige Herz bringen, und meine Seele geleiten zu den himmlischen Auen.

## 21.

### Die Schatten.

In eure kühlen Schatten muß ich mich flüchten, ihr dichtbelaubten Bäume, aus der brennenden Sonnenhitze. Wie ist's hier unter eurem schirmenden Obdach so frisch und so luftig! wie fühlt das Auge sich erquickt von dem saftigen Grün eurer Blätter! wie blühen die kleinen Blümchen so lebendig und fröhlich am Ufer des in eurem Dunkel dahin rieselnden Baches! wie singen die Vögel so vergnügt in euren Zweigen!

Draußen im Glanze und in den Gluthen des Tages ist's öde und stumm, da steht alles bang und traurig, da klopfte matt und ängstlich das

Herz. Und hier ruht ſich's ſo wohl, hier ſchlägt das Herz wieder leicht, hier wohnet und weilet, ſicher und geborgen, die heitre Lebensluſt, hier kann mich nicht treffen der ſengende Strahl, und wie ſüß dieſe trauliche Stille!

Dank, Dank, ihr dichtbelaubten Bäume, für eure kühlen, erfriſchenden Schatten! Dank dir, liebes Bächlein, für dein freundliches Flüſtern, und für die holden Blümchen, die du mit deinen Waſſern tränkſt. O, daß ihr fühlen könntet, wie ihr wohlthut, und verſtehen den Dank des Herzens, das von euerm Wohlthun gerührt iſt!

Glücklicher Menſch, du fühleſt die Wonne des Wohlthuns, und verſteheſt die Thräne des Dankes, und ſo oft ſteht es bey dir, Schatten zu geben dem Müden, ein freundliches Ruheplätzchen dem Erſchöpften — deinen Schutz mächtig auszubreiten über den Verlaſſenen!

Dank dir, gütiger Vater im Himmel, für deinen Schatten in der Tagesgluth! Tagesgluth mußte ſeyn, ohne ſie könnte das Köſtlichſte nicht zur Reife kommen. Auch für das Menſchenherz war Tagesgluth nöthig, damit ſeine edelſten Früchte zur Reife gelangen. Aber

huldreich nimmst du in deine Schatten, was in der Hitze schmachtet, und kein Mensch erquicken kann; freundlich beschirmst du, was in der Welt Angst hat, und was kein Mensch zu beüthen vermag. Hilf mir, hilf mir, daß ich dir immer ähnlicher werde!

Wie der Schatten mich birgt vor dem Glanze und der Hitze des Tages: so birgt mich die Einsamkeit vor dem bethörenden Glanze und der verderblichen Hitze des Weltlebens, wo die bange Unschuld nach Schutz vergebens sich umsieht. Abgespannt von seinem betäubenden Geräusche, müde von der Last, die da auf mir lag, voll Verlangen nach Labung für Geist und Herz, fliehe ich in dein stilles, heiliges Dunkel; und auch hier ruht sich's wohl, hier schlägt das Herz wieder leicht, hier regt es sich wieder frisch und kräftig im Gemüthe, hier fühle ich mich sicher und frey! O, du liebe Einsamkeit, wie viel Köstliches gabst du mir!

In der Sonnenhitze sehnt man sich nach den Schatten; aber was immer im Schatten steht, gedeiht nicht; bloß ein schwaches, kränkliches Leben mag es gewinnen. Alle Wesen bedürfen mehr oder weniger des Lichtes. Nur Scheu

liches und Giftiges iſt lichtſcheu. So darf auch der Menſch ſich nicht in die Einſamkeit vergraben, wenn edles Menſchenweſen in ihm zur Vollkommenheit gelangen ſoll; auch er iſt für das Licht geboren, und ſoll leben im Lichte der Welt; und auch hier gehört zu den kranken und zerrütteten Naturen, was lichtſcheu die Verborgenheit ſucht.

Indeß gibt es zarte Pflanzen, die mehr als andre des Schattens bedürfen — und zarte Menſchennaturen, denen mehr als andern die Einſamkeit wohlthätig iſt, die ſich, zwar nicht in gänzlicher Abgeſchiedenheit, aber doch in engern und ſtillern Kreiſen, wo Licht und Schatten ſich miſchen, am glücklichſten entwickeln.

Was ſich berufen fühlt, Licht und Wärme weit umher zu verbreiten, das muß im Glanze und in der Hitze des Tages — was nur beſtimmt iſt, erquickenden Schatten zu geben, das muß vorzüglich in den ſtillen Schatten der Einſamkeit aufwachſen, die auch immer ſeinem Gemüthe befreundeter ſind.

## 22.

### Das Leben in Gefühlen.

Ich begreife nicht, warum man uns denn ganz und gar verbiethen will, unſern Gefühlen nachzuhangen.

Der verſtimmten Gefühle, die immer einen nachtheiligen Einfluß auf die Verfaſſung unſers Gemüthes, auf unſre Wirkſamkeit und Zufriedenheit äußern, ſoll man ſich allerdings entſchlagen; vor überzarten, weichlichen, kränkelnden, ekzentriſchen Gefühlen, die unſer ganzes Weſen zerrütten, ſoll man ſich allerdings verwahren. Aber ſoll man darum auch das geſunde, reine Menſchengefühl, das Gefühl,

worauf es die Natur in uns angelegt hat, zu-rückweisen, wenn es Ansprüche an unser Herz macht?

Man kann sich zu viel mit seinen Gefühlen beschäftigen, dadurch sein Gefühl verbilden, ihm eine schädliche Gewalt über sich geben, und sich zu den Verrichtungen des Lebens untüchtig machen. Aber folgt daraus, daß man sich mit seinen Gefühlen gar nicht, oder doch nur für anderweitige Zwecke beschäftigen dürfe?

Jeder einsame und jeder gesellige Genuß ist ein Leben in Gefühlen; jede Kunst des Schönen beabsichtigt ein Leben in Gefühlen; und nur den Gefühlen sollte es nicht erlaubt seyn, sich zu überlassen, die von selbst in uns erwachen, oder zufällig durch äußere Eindrücke in uns angeregt werden?

Sehen wir auch hinweg von den Freuden und Erheiterungen, die uns das Leben in Gefühlen zu gewähren vermag, von den mächtigen und edeln Bedürfnissen des Herzens, die uns nöthigen, gewisse Gefühle eine Zeit lang bey uns zu unterhalten: so gehören Gefühle wesentlich zu unsrer Menschennatur, und diese

muß ſich in Gefühlen eben ſo wohl äußern, als in Gedanken, Beſtrebungen und Thaten.

Es gibt Gefühle, die uns zur Ehre gereichen, Gefühle ſogar, welche die Pflicht gebietet, Gefühle, durch deren Mangel ſich die traurigſten Verderbniſſe des Gemüthes ankündigen.

In der weiblichen Seele hat die Natur das Gefühl faſt zum Vorherrſchenden gemacht. Alles wahrhaft weibliche Leben iſt mehr oder weniger Leben in Gefühlen, und was im weiblichen Gemüthe gedeiht, empfängt von Gefühlen ſeine Nahrung.

Auch in Gefühlen kann ſich ſchöne Menſchheit darſtellen. Wie in den Neigungen, ſo läßt ſich auch in den Gefühlen, bey der reichſten Mannigfaltigkeit, eine Harmonie hervorbringen, die mit allem Zauber ſittlicher Liebenswürdigkeit auf uns wirkt. Und wo ein Leben, bis ins Innerſte hinein, würdig geſtaltet werden ſoll, da muß auch das Gefühl eine Bildung annehmen, die man ihm nicht anders, als in öfterer Beſchäftigung mit demſelben zu ertheilen vermag.

Die Stunden, wo wir uns reinen Menſchengefühlen überlaſſen, ſind oft die geſegneteſten für unſre Vervollkommnung und für unſre Thä-

tigkeit in der Welt. Aus Gefühlen, die ausſchließend unſer Herz zu beſitzen ſcheinen, entſpringen nicht ſelten die hellſten Gedanken, die kräftigſten Aufregungen und Antriebe, die herrlichſten Entſchließungen — nicht ſelten ſolche Beſtrebungen, die unſerm ganzen Weſen eine neue, edlere Geſtalt verleihen. Das Herz hat Gefühle der heiligen Trauer und der heiligen Freude, Gefühle der ſtillen Weh's und der ſtillen Luſt — Rührungen der Andacht; Rührungen der Liebe, die uns hinauf heben in himmliſches Daſeyn. Wie ich oft in Stunden des Gefühles ſo rein, ſo ſtark zu allem Guten und Gott ſo nahe mich wußte! Von ihnen gingen Kräfte der Heiligung aus, die nicht aufhörten ihren Einfluß zu äußern.

Fühle du nur fort, mein Herz, ſo lange du fühlen kannſt; nähre in dir jede ſchöne Empfindung; traure im würdigen Schmerze mit dem leidenden Menſchen, mit der verblühenden Natur, über den geliebten Todten, über dich ſelbſt und über das Leben; freue dich über alles, was dich zu erfreuen im Stande iſt. Blicke ſtill hin, mein Geiſt, auf alles, wovon er dir wach wird, was dich läutert zum himmliſchen Leben.

## 23.

### Natur und Kunſt.

Vor Jahren war dieſer Platz eine Sandſteppe, auf der kaum hier und da ein kümmerliches Pflänzchen, ein Grashälmchen ſproßte — weit umher ein trauriges Einerley, nichts, was das Auge ergötzte. Jetzt iſt's ein herrlicher Garten, voll blühender Stauden und Sträucher, ſchattiger Bäume und grüner Lauben, voll der anmuthigſten Luſtgänge, geſangreicher Vögel und würziger Düfte.

Das hat die Kunſt gethan; in den lieblichſten Aufenthalt, in ein kleines Reich des Schönen

hat ſie die melancholiſche Wüſte, die freudenlo-ſe Stätte des Todes umgeſchaffen.

So viel Schönes, in ſo großer Mannigfaltig-keit, in ſo leichter Abwechſelung und in ſo ge-fälliger Anordnung, hat die Natur in einem ſo engen Raum nirgends aufzuweiſen. Und daß muß die Kunſt ſich ſo oft gegen die Natur herabſetzen laſſen! Was würden viele, von der Natur verſäumte, Gegenden ſeyn, wenn nicht die Kunſt ſich ihrer angenommen hätte?

Die Kunſt will und ſoll über die Natur hin-aus — ſelbſt über die Werke der Natur hin-aus, denen dieſe eine gewiſſe Vollendung gege-ben. Alle Kunſt idealiſirt, muß idealiſiren. Welchen Werth könnte wohl eine Kunſt haben, die hinter der Natur zurück bliebe — höchſtens in denjenigen Werken, welchen dieſe die wenig-ſte Sorgfalt geſchenkt zu haben ſcheint, ihr ei-niger Maßen gleich käme? Ward doch dem Menſchen die Beſtimmung, die Natur zu ver-ſchönern; ward doch darum in der Natur man-ches unvollendet gelaſſen, damit der Menſch es vollende, darum der Sinn für die Kunſt und ihre Fähigkeit dem Menſchen mitgetheilt, daß er die Natur über ſich ſelbſt erhebe, und in ihr

darſtelle, was ſie ſelbſt nicht hat, das herrliche Bild, von höhern Kräften ihm im Buſen erzeugt, die himmliſchen Gedanken, die der Genius ihm eingab. Mag der Künſtler der Natur vieles entlehnen: das Vornehmſte, gerade das, wodurch ſein Werk ein Werk der Kunſt wird, kann ihm die Natur nicht verleihen; aus ſich ſelbſt muß er es nehmen. Mag an dem Werke der Kunſt nichts angetroffen werden, was die Natur, bey ihrem unendlichen Reichthume, nicht auch aufzuweiſen hätte: die Kunſt hat in Einem Momente, in Einer Geſtalt, in einem engen Raume, was wir in der Natur an viele Momente und Geſtalten vertheilt, in viele und weite Räume zerſtreut finden.

Aber die echte Kunſt arbeitet im Geiſte der Natur; ſie dringt dieſer keine Formen auf, die ihr fremd oder zuwider ſind; ſie folgt den Winken und Andeutungen der Natur; ſie vollendet, wie die Natur ſelbſt vollendet haben würde, wenn ſie gewollt oder gekonnt hätte; ſie will die Natur nicht meiſtern, ſondern ihr zu dem Ausdrucke verhelfen, nach dem ſie ſelbſt ringt. Das iſt ihr höchſter Triumph, für Natur gehalten zu werden. In der Kunſt ſetzt die Natur

ſich fort; dieſelbe Kraft, die in der Natur bildet, bildet auch in der Seele des Künſtlers.

Wenn die Kunſt anfängt zu künſteln, wenn ſie dem Vorurtheile und dem Eigenſinne eines falſchen Geſchmackes fröhnt, in einer ſteifen Regelmäßigkeit die Schönheit ſucht, und die Freyheit der Natur auf alle Weiſe beſchränkt, wenn ſie in Ueberladungen, kleinlichen Zierrathen und unnatürlichen Formen ſich gefällt, wenn ſie die, auf groſſe Räume berechnete, Mannigfaltigkeit der Natur auf engen Plätzen nachzuahmen ſich bemüht: dann können wir allerdings nicht anders, als die Natur zurückwünſchen, und über die anmaßlichen Beſtrebungen Klage führen, durch die ſie verdrängt werden ſoll.

Immer aber wird die Natur in ihrer Freyheit, die unter den Händen der Kunſt mehr oder weniger verloren geht, ein eigenthümliches mächtiges Intereſſe behalten, daß wir auch von den herrlichſten Werken der Kunſt uns wieder, voll Liebe und Sehnſucht, zu ihr hinwenden, und nicht müde werden, in ihrem Umgange zu verweilen. Und wenn die Kunſt in der Schönheit die Natur übertreffen kann: ſo wird ſie

doch hinter der Größe, der edeln Einfalt und dem ausdrucksvollen Leben derselben ewig zurückbleiben müssen.

Darum sollen Natur und Kunst neben einander bestehen, und jede auf ihre Weise das Herz erfreuen.

## 24.

### Die glückliche Armuth.

Nein, dich bedaure ich nicht, meine Karoline, daß du arm biſt. Du biſt reich in dir ſelbſt, und entbehrſt leicht die Annehmlichkeiten und Genüſſe, zu welchen die Güter der Welt dem Menſchen ein Recht geben.

Dieſe Schätze des Geiſtes und des Herzens beſäßeſt du vielleicht nicht — wenigſtens nicht in dem Maße — wenn das Schickſal dich in eine glänzendere Lage geſetzt hätte. Die dürftige, in der du von Jugend auf gelebt, verſagte dir nicht alle äußerlichen Mittel der Bildung; aber ſie nöthigte dich doch zu größeren

eigenen Anstrengungen, die manches Fehlende ersetzen mußten. Und so ist, was du besitzest, mehr dein eigen, und du wirst dir mit süßern Empfindungen seiner bewußt.

Deine Wünsche und Erwartungen sind so gering, daß sie weit öfter übertroffen werden, als unerfüllt bleiben. Deine Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit lassen kein Mißgefühl darüber in dir aufkommen, daß dir manches selten oder nie zu Theil wird, was andere immer und im reichsten Ueberflusse haben, und kaum noch zu schätzen wissen, und was allerdings auch dir große Freude verursachen könnte. Du hast dich, in deinen beschränkten Umständen, gewöhnt, es als etwas zu betrachten, das nun einmal für dich nicht da sey.

Das seltene Vergnügen gewährt dir einen Genuß, von welchem sich diejenigen, denen es ein gewöhnliches ist, keine Vorstellung machen können.

Das Unbedeutende kann dich schon innig froh machen — überall trifft du an, was dich froh machen kann, weil du mit tausend Kleinigkeiten in süßer Befreundung geblieben bist, die für den Verwöhnten nichts sind.

Glanz und Schimmer haben dich nicht verblendet, und die einfache Lebensweise hat dir für alles Schöne einen reinen und zarten Sinn erhalten.

Wie hängt dein Herz an der Natur — und welche köstliche Stunden bereitet dir der Umgang mit diesen Vertrauten deines Herzens! Sie könnte dir das nicht seyn, was sie dir ist, wenn du mitten in einem geräusch- und prachtvollen Weltleben aufgewachsen wärest. O, auch ich liebe sie recht innig und warm; aber dir kann ich nicht nachfühlen, wie du kann ich nicht selig seyn. Weil du arm warst, darum wendete die reiche sich dir zu, und blickte huldreich dich an, und nahm dich sorgend an ihr Herz, dich mit ihren köstlichsten Gaben zu beglücken.

Alle menschlichen Gefühle wurden frühe in deinem Herzen geweckt, und blieben frisch und heilig in deinem Herzen, da der giftige Hauch eines reichen und üppigen Weltlebens sie nicht verderben konnte. Das Menschliche im Menschenleben lernteſt du recht verstehen und empfinden; alle die Freuden und Leiden und Sorgen, in denen es seine lautre Eigenthümlichkeit

kund thut, ſind dir bekannt geworden, alle ſeine leiſen Anziehungen und Berührungen haſt du erfahren. Und mit den menſchlichen Gefühlen wurde jede ſchöne Regung deinem Herzen bewahrt.

Deine Armuth brachte dich Gott ſo nahe, erhielt dich ihm ſo nahe. Deiner glücklichen Armuth verdankſt du dieſes feſte Halten an Gott, dieſe lebendige Empfindung von ihm, dieſe Stärke des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, die reiche Quelle des Troſtes und der Wonne, dieſes ſelige Leben in der Gemeinſchaft des Höchſten und Beſten. In deiner Armuth fandeſt du Gott — und bey ihm alle Schätze des Himmels und der Erde.

Einfach und ſtill gingen deine Tage vorüber, die Störungen, Verwirrungen, Beunruhigungen und ſittliche Gefahren einer glänzenden Lage, ſind dir fremd geblieben.

Du lebſt deiner Pflicht und deiner Neigung, dir ſelbſt darfſt du leben, und biſt nicht genöthigt, da zu erſcheinen, wo das ganze Herz ſich ſchmerzlich angegriffen fühlt. Die zahlloſen Rückſichten, die in der großen Geſellſchaft unſere Aufmerkſamkeit fordern, uns Verdruß und

Kränkungen zuziehen, uns immer neue Sorge machen, uns das Herz erkalten, und das Leben verbittern, bekümmern dich nicht. Du brauchst nicht Stunden lang in Gesellschaften zu seyn, in denen man die peinlichste Langeweile und den größten Widerwillen empfindet, und dich in tausend Dinge verwickeln zu lassen, die nichts als Unmuth bringen.

Alle, die dich kennen, begegnen dir mit ausgezeichneter Hochachtung, die nicht deinem Glücke, die deinem Geiste und deinem Herzen gilt — und die dich näher kennen, weihen dir die zärtlichste Liebe. Die Arme ist Gegenstand — nicht des Mitleidens, sondern der Bewunderung, und ihr gehören — was unendlich mehr ist, als Weltgut — die Herzen.

## 25.

### Die harte Armuth.

In großer Armuth leben — allerdings hart, sehr hart für den, dem die Noth noch nicht das menschliche Gefühl abgestumpft hat. An den ersten Erfordernissen zur Erhaltung des Lebens Mangel leiden — seinen Hunger nicht stillen, seinen Körper nicht anständig, nicht einmal hinlänglich bekleiden, sich in der strengen Winterkälte nicht erwärmen können — kein Holz, kein Bette haben — in schweren Krankheiten ohne Arzney, ohne Pflege, ohne Erquickung, zitternd vor Frost, auf einem harten Lager, vergebens nach den schlechtesten Nah-

rungsmitteln ſchmachten — in all' dieſem Elende diejenigen erblicken, die man liebt — all' dieſen Jammer an ihnen ſehen — die bleichen Geſichter, die Zeichen des ſtummen Schmerzes, die Thränen im Geheimen, oder hören die herzzerſchneidende Klage, und nicht vermögen zu helfen — immer mit Sorgen kämpfen, täglich, nächtlich — von der Sorge begleitet werden an ſein Werk, gequält werden in bangen Träumen — das alles tragen und dulden im Stillen, unfähig jemand um Beyſtand anzuſprechen — ſich verbergen müſſen vor der Welt aus Scham, weil man nicht mit Anſtand erſcheinen kann — beſtändig darauf denken müſſen, wie man's den Augen der Welt entziehe — beſtändig in Furcht ſeyn, es möchte doch wohl bemerkt werden — oder wo man ſich zeigt, die Blicke eines vornehmen Bedauerns ertragen — wo man es wagt, ſich an jemand zu wenden, empfindliche Demüthigungen, ſchnöde Zurückweiſungen erfahren — ſich ſo einſam, ſo von allem verlaſſen, ſo ohne Hülfe, ſo ganz ohne Hülfe auf Erden wiſſen — wahrlich das muß tief in das Herz gehen!

Gott, wenn du mich in eine ſolche Lage ge-

ſetzt hätteſt! Und bin ich denn beſſer als die Tauſende, die, ohne ihre Schuld, in dieſer tiefen Armuth leben?

O, viele unter dieſen empfinden ihr trauriges Schickſal, wie ich es empfinden würde. Sie haben ſich früher in glücklichen Umſtänden befunden, und aus denſelben das feinere Gefühl, die Bedürfniſſe, die Erinnerungen und die Vorurtheile mitgebracht, die ihre gegenwärtigen Leiden um ein Bedeutendes erhöhen; ſie ſtehen zum Theil noch in Verhältniſſen, und können ſich nicht von denſelben trennen, welche die Laſt ihres Elendes um vieles ſchwerer machen.

Aber auch unter denen, die in der tiefſten Armuth aufgewachſen ſind, gibt es viele, welche die lange Gewohnheit gegen die Leiden derſelben nicht abhärten konnte; und gegen manche Leiden der Armuth vermag die längſte Gewohnheit das fühlloſeſte Herz nicht abzuhärten.

Selbſt die Verwilderten, die in thieriſcher Rohheit von ihrem Elende wenig oder nichts zu empfinden ſcheinen, verdienen unſer Mitleid — eben um dieſer ihrer Rohheit willen, der nur eine Verbeſſerung ihres äußern Zuſtandes

sie entreißen könnte. Wie wäre es möglich, diese Herabwürdigung der Menschheit zu betrachten, ohne davon erschüttert zu werden?

Gott, erhalte meiner Seele doch immer ein lebendiges Bild von den Leiden der Armuth — ein reges Gefühl dieser Leiden, daß ich nie einen Unglücklichen zurück weise, dem ich zu helfen vermag, daß ich dem verborgenen Elende, zu dessen Erleichterung ich zu wirken im Stande bin, nachforsche, und dann auf die geheimste, schonendste, mildeste Weise den Trost und Beystand in die stillen Kammern der Thränen bringe. Recht sanft, recht freundlich, recht Muth gebend, sey immer das Wort und die That der Barmherzigkeit! Daß ich doch nie im Leichtsinne, unter den Zerstreuungen und im Glanze der Welt vergäße der vielen Armen neben mir, und ne in irgend einer Verstimmung mein Herz und meine Hand ihnen verschlösse! Daß ich doch immer bereit wäre, auf das Entbehrliche Verzicht zu leisten, so bald die Dürftigkeit Ansprüche daran macht!

Gott, du gabst mir so viel! Wie soll ich

dir danken, daß mir vergönnt iſt, in ſo reichem Maße wohlzuthun? Ich kann es allein durch die größte Gewiſſenhaftigkeit in der Anwendung deiner Segnungen zum Beſten derer, die im Elende ſchmachten.

## 26.

### Das Gebeth.

Das Gebeth iſt meinem Herzen Bedürfniß, eine liebe Beſchäftigung, eine überaus wichtige Angelegenheit. Ich kenne ſeinen wohlthätigen Einfluß auf Geiſt und Herz aus Erfahrung. O, wie oft habe ich ſeine Erleuchtungen, ſeine Stärkungen, ſeine Freuden gefühlt! Ich begreife nicht, daß je eine Zeit in meinem Leben ſeyn konnte, wo ich nicht bethete — nicht bethen mochte. Das Herz war ſo fern von Gott, ſo unruhig, ſo arm; das Herz war krank in eitler Luſt, und wußte nicht, wo es Heilung ſuchen ſollte; die lebendige Quelle blieb

mir verborgen. In einer großen Noth wendete ich mich zu Gott, und er hörte mich. Nun wußte ich, wo ich alles ſuchen ſollte, und ſuchte immerfort, und fand immer mehr — alles, alles, was dem Herzen fehlte, fand ich.

Jetzt könnte ich nicht leben ohne das Gebeth; das Herz muß bethen; und ich wäre nicht im Stande, dem Herzen zu wehren; um keinen Preis möchte ich mir das Gebeth nehmen laſſen. Unausſprechlich elend würde ich ſeyn, wenn ich nicht bethen könnte.

Ich bethe in der Traurigkeit meines Herzens, und das Herz fühlt ſich erleichtert und getröſtet. Ich bethe in des Herzens Angſt und Sorge, und Angſt und Sorge verſchwinden, in ſicherm Frieden ruhet das Herz. Ich bethe in der Verlegenheit, Ungewißheit, Rathloſigkeit, und erhalte Zurechtweiſung. Ich bethe im heißen Kampfe mit meinem Herzen, und himmliſche Kräfte, Kräfte des Sieges unterſtützen mich, daß ich mein Herz überwinde. Ich bethe im Schmerze der Reue, und Gottes Gnade erfüllt mit ihren ſüßen Verſicherungen das geſchlagene Herz. Ich bethe in der Freude des Herzens, und zu meiner Freude geſellt ſich

das Bewußtseyn einer unendlichen Liebe, durch welche sie mir geworden; vor Gott freut sich mein Herz in den seligen Rührungen des Dankes. Ich bethe in der heftigen Bewegung des Gemüthes, und die Wogen des Aufruhrs legen sich, es wird stille, sanft und weich in meinem Gemüthe.

Oft habe ich gebethet mit — großer Inbrunst; aber noch nie, wie an dem heutigen Morgen. Der Morgen war so schön — Gottes Herrlichkeit am Himmel und auf der Flur; — ich war so früh und so heiter erwacht; es war mir so wunderbar still und feyerlich im Gemüthe — alle meine Gedanken gesammelt und geordnet, alle meine Empfindungen im Einklange. Der Odem Gottes wehte mich an im frischen Hauch der Frühe; in sanften Schauern kam es über mich; in süßen Melodieen schwebte die Seele auf zu ihrem Schöpfer. Die Welt verschwand — der Himmel öffnete sich mir; lichthell war es in mir, lichthell strahlte es um mich her. Ich sah, ich empfand nichts als den Schöpfer — und ihn, o, wie deutlich, wie lebendig! Ich wußte mich mit ihm in der innigsten Gemeinschaft; ich em-

pfing von ihm die wohlthuendsten Eindrücke Wärme und Freude des Lebens flossen unablässig von ihm in mich über. Neu geboren, himmlisch verklärt, wähnte ich mich in seiner seligen Nähe, und fühlte mich gestimmt zur süßen Vertraulichkeit.

Nun mußte ich ihm alles sagen, mein ganzes Herz mußte sich vor ihm ergießen, mein ganzes Leben mußte ich ihm darlegen. Ich mußte zu ihm reden von den Freuden meiner Jugend, von den angenehmen Ereignissen, die sich, so weit ich mich erinnern kann, mit mir zugetragen, von den guten Menschen, mit denen er mich in Verbindung gesetzt, von den Erquickungen und Genüssen, die mir durch diese geworden, von den Frühlingen, die er mich erleben lassen, von den köstlichen Tagen, die er mir bereitet, von den süßen Empfindungen, die er mir ins Herz gegeben — auch von den Schmerzen, die er mir gesendet, von den rauhen Wegen, auf die er mich geleitet, von den Verlusten, die ich erlitten — auch davon, wie mein Herz oft gezagt und getrauert, und wie er gerettet und geholfen, und allem ein herrliches Ende gegeben, von meinen Verirrungen

und Fehltritten — und von seiner Barmherzigkeit, die mir verziehen, und mich zurechtgewiesen, und mich gnädig aufgenommen, wenn ich voll Reue zu ihr hineilte, von allem Schönen und Guten, das ich besitze, von allem, was zuweilen mein Herz bekümmert, von meinen Hoffnungen und Wünschen, von meiner Schwachheit und von meinen Vorsätzen.

Es war eine Vertraulichkeit zwischen mir und meinem Gott, wie ich sie nie im Umgange mit einem menschlichen Wesen gefühlt habe; und meine Seele war so getrost, so getrost, so über alles beruhigt, so still und innig froh, daß ich es nicht zu sagen vermag. Friede, Zuversicht, heitrer Muth erfüllten mein Inwendiges. Gott hatte sich mir offenbart, sich mir mitgetheilt, Gefühle seiner Seligkeit in mein Inwendiges gegeben, mich auf das genaueste mit sich vereint — anders kann ich es mir nicht erklären. — Ich hatte ihn, ich nannte ihn mein — war gewiß, ihn ewig nicht zu verlieren. Von seiner Allmacht, von seiner Liebe und Herrlichkeit zitterte es in meiner Brust. Davon erwachte es immer mächtiger

wie himmliſches Weſen; in das Leben der Vollendung wähnte ich mich hinauf gerückt.

Und das alles konnteſt du tragen, ſchwaches Menſchenherz, und vergingſt nicht vor Wonne?

Gott, ſchon auf Erden vermag der Menſch ſo ſelig zu ſeyn!

Was iſt die kleine, arme Weltfreude gegen dieſe Seligkeit! Und die Weltfreude ſollte je mein Herz vereiteln, daß ich von dir mich wegwendete, deiner vergäße, dieſe Seligkeit verſcherzte?

27.

## Das Bächlein.

Sey mir gegrüßt, du liebes, freundliches Bächlein! Klar und hell rieselst du dahin zwischen deinen beblümten Ufern. Wie das Silber deiner kleinen Wellen mir entgegen blinkt! wie sie lustig über die glatten Kiesel hüpfen, einander nacheilen, spielend sich trennen und wieder vereinigen in unschuldiger Freude! wie an ihrem leichten und schnellen Wechsel das Auge sich ergötzt, und tausend liebliche Bilder des Gemüthes mit ihnen vorüber ziehen! wie ihr leises, vertrauliches Flüstern dem Herzen schmeichelt, und die süßesten Empfindungen in

ihm aufweckt, und es einwiegt in selige Träume!

Deine Wasser — so rein und kühl und erfrischend! An deinen Ufern steht es so dicht und voll. Alles, was dein stiller Einfluß berühren kann, fühlt sich erquickt und gestärkt, und blüht in neuer Lust und Schönheit. Die lieblichsten Blümchen sammeln sich um dich, denn dein Wesen ist so still und geheim, so anspruchslos und so fröhlich in sich selbst, und du pflegst so getreu!

Willig und reichlich gibst du von deinem köstlichen Naß jedem, der sich durstend dir naht, und gestattest gern dem müden Wanderer ein Schlummerplätzchen in deiner Nähe. Wohlthun ist deine Natur — Verborgenheit dein Bedürfniß. Du thust wohl, und weißt es nicht, du scheinst nur dir selbst zu leben, indem du wohlthust, und von deinem Wohlthun so hell und fröhlich zu seyn.

Dein Bild, meine Serena, du reines, dir völlig klares, mit dir völlig einiges, in dir selbst seliges, durch deine stille Schönheit und dein demüthig liebevolles Wirken im Verborgenen, alles, was du berühren kannst, erfreuendes Wesen! Dem muntern Spiele dieser klei-

nen Wellen gleicht das heitre Gedankenspiel deines Geistes. Wie ihr leises vertrauliches Flüstern sind die Worte deines Mundes; auch sie wecken im Herzen die süßesten Empfindungen; auch um dich sammelt sich gern das Treffliche, weil du so still und geheim, so anspruchslos und so fröhlich bist und so treu pflegst — und in deinem Herzen spiegelt sich der Himmel.

Rieble dahin, du liebes, freundliches Bächlein, unter Blumen, bis der größere Bach dich in seinen Schooß nimmt. Nichts müsse dich stören in deinem kurzen Laufe, nichts die klare Fluth dir trüben. Rieble dahin immer hell und freundlich, und der fröhliche Sinn begleite dich bis ans Ende!

## 28.

### Das Unkraut.

Ueberall Unkraut — wie das wuchert und treibt im üppigsten Wuchse! Niemand hat es gesäet, und niemand pflegt seiner; von selbst pflanzt es sich fort, und gedeiht auf jeglichem Boden, ohne Regen und Sonnenschein, kaum daß die Hand des Gärtners es zu vertilgen vermag. So manches zarte Pflänzchen wird von ihm der Nahrung und des Lichtes beraubt, oder erstickt und verdrängt. Der edeln Pflänze dagegen muß der Mensch auf alle Weise zu Hülfe kommen. Sie will gesäet, versetzt seyn.

Sie fordert ihren eignen Boden, günstige Witterung und beständige Sorgfalt, und erfüllt oft unsre Erwartungen nicht, wenn ihr auch das alles reichlich zu Theil wird. Ist sie aber erst zu einer gewissen Stärke und Höhe gelangt, dann kann das Unkraut ihr nichts mehr anhaben; sie schafft sich Raum und Luft und Licht, nimmt sich die Nahrung, die sie braucht, und sieht in königlicher Würde herab auf das Gesindel um sie her, und hebt das Haupt zum Himmel.

Also im Menschenleben und im Menschenherzen.

Das Schlechte ist allenthalben das Gemeine, das Edle allenthalben das Seltene. Das Schlechte gedeiht von selbst — das Edle nicht immer bey der mühsamsten Wartung. Das Schlechte überwuchert alle Plätze, daß für das Edle kaum hier und da eine kleine Stelle übrig bleibt, und es auch da noch nicht selten dem Schlechten weichen muß. Die nichtswürdigsten Menschen arbeiten sich empor, und reißen alles an sich, während die Trefflichsten in tiefer Niedrigkeit leben, sich enge einrichten, mit wenigem behelfen, und zufrieden seyn müssen, wenn sie nur nicht völlig von jenen unterdrückt, und des

Lasten beraubt werden. Aber das Unkraut gewährt der edeln Pflanze vielfältigen Nutzen, und das Schlechte in der Welt muß dem Guten immer Gewinn bringen. Im Kampfe mit jenen übt und vermehrt dieses seine eigenthümlichen Kräfte. Wenn es keine nichtswürdige Menschen gäbe, oder die Nichtswürdigen nicht so viel hätten und vermöchten, würden die Trefflichen sich nicht zu der Höhe der Bildung erheben können, wo sie die Nichtswürdigen so tief unter sich sehen, und im Gefühl ihrer Freyheit und Würde so groß und so herrlich sind.

Ohne äußere Hülfe entwickeln sich im menschlichen Herzen die unordentlichen Neigungen, die Keime des Bösen, wie die Verhältnisse und Umstände auch immer beschaffen seyen — in denen sie indeß nur zu oft jegliche Begünstigung finden — und schwächen, beschränken, vertilgen sogar nicht selten die edlern Triebe, wenn nicht eine weise und treue Sorgfalt über diese wacht; und immer bedürfen die edeln Triebe des Herzens der köstlichen Pflege, damit die reine sittliche Schönheit aus ihnen erwachse. Wo ihnen diese Pflege zu Theil wird, da können die unordentlichen Neigungen nichts anders, als zu ihrer Vervollkommnung beytragen, und zu einer gewissen Reinheit und Stärke gelangt,

müssen sie alles überwältigen, was ihnen entgegenstrebt; denn in den edeln Trieben des Herzens wirken die Kräfte des Himmels.

Unabläſſig wird von neuem Unkraut in das Herz gesäet, das für dasselbe ein so empfänglicher Boden ist, und nie dürfen wir aufhören, ihm zu wehren, daß es nicht die edeln Pflanzen ersticke; nie dürfen wir aufhören, der edeln Pflanzen zu warten, und ihnen zu verschaffen, was sie nähren, und ihr Gedeihen fördern kann.

O, es sey mir ein süßes Geschäft, Unkraut auszurotten — in der Welt, im Menschenherzen, im eignen Herzen, und Freyheit, Licht und Luft zu geben jedem zarten köstlichen Pflänzchen.

Der ärgerliche Anblick des Unkrautes lehrt mich, was aus meinem Herzen werden müßte, wenn ich dasselbe verwahrloste. Das will ich mir tief einprägen, damit ich stäts mit der größten Sorgfalt an meinem Herzen arbeite. Viel haben andere für mein Herz gethan; doch das würde vergebens seyn, ich würde nur desto mehr zu verantworten haben, wenn ich mich selbst versäumte.

# Inhalt.


| | | |
|---|---|---|
| 1. | Das Leben auf dem Lande . . | S. 5. |
| 2. | Das Lieblingsplätzchen . . . | — 9. |
| 3. | Die Treue . . . . . | — 12. |
| 4. | Die Befreundung . . . . . | — 16. |
| 5. | Das Gras . . . . . | — 21. |
| 6. | Ländliche Stille . . . . . | — 25. |
| 7. | Der May . . . . . | — 30. |
| 8. | Die Blumen . . . . . | — 33. |
| 9. | Jugendliebe . . . . . | — 37. |
| 10. | Die Wandlung . . . . . | — 42. |
| 11. | Die Grüße. . . . . | — 46. |
| 12. | Der frohe Tag . . . . . | — 53. |
| 13. | Aufstreben . . . . . | — 58. |
| 14. | Die Verklärte . . . . . | — 64. |
| 15. | Der Regen. . . . . | — 70. |
| 16. | Der böse Tag. . . . . | — 74. |
| 17. | Schwermuth . . . . . | — 79. |
| 18. | Das Lächeln . . . . . | — 84. |
| 19. | Abendroth . . . . . | — 89. |
| 20. | Der Schutzgeist . . . . . | — 93. |
| 21. | Die Schatten . . . . . | — 100. |
| 22. | Das Leben in Gefühlen . . . | — 104. |
| 23. | Natur und Kunst. . . . . | — 108. |
| 24. | Die glückliche Armuth . . . | — 113. |
| 25. | Die harte Armuth. . . . . | — 118. |
| 26. | Das Gebeth . . . . . | — 123. |
| 27. | Das Bächlein . . . . . | — 129. |
| 28. | Das Unkraut . . . . . | — 132. |

# Eusebia.

## Blätter

für

die häusliche Andacht

von

**Dr. Friedr. Ehrenberg,**

Königl. Oberhofprediger und Wirklichem Ober-Consistorial-Rathe im Ministerio der geistlichen Angelegenheiten zu Berlin, Domherrn des Hochstiftes Brandenburg und Ritter des Rothenadler-Ordens 2. Klasse.

Erstes Bändchen.

Leipzig, 1838.

Friedrich Fleischer.

Königl. Hof-Buchdruckerei
Berlin

# Inhalt

## des erſten Bändchens.


| | | |
|---|---|---|
| I. | Der Chriſt, wie er vor Gott ſeine Knie beugt . | S. 1 |
| II. | Die höchſte Angelegenheit . . . . . | = 37 |
| | 1. Der innere Menſch . . . . . | = 37 |
| | 2. Chriſtus im Herzen . . . . . | = 56 |
| | 3. Gegründet und gewurzelt in der Liebe . . . . . | = 73 |
| | 4. Der Segen . . . . . | = 92 |
| | 5. Das Können Gottes . . . . . | = 112 |
| III. | Gottes Ehre bei und an der Gemeine . . . | = 133 |
| IV. | Der Glaube und die Geſinnung . . . . . | = 172 |
| V. | Die Gemeinſchaft mit Gott in der Liebe . . | = 191 |
| VI. | Die Barmherzigkeit . . . . . | = 210 |
| VII. | Die Gottesliebe . . . . . | = 230 |
| VIII. | Der Reichthum der Liebe . . . . . | = 248 |
| IX. | Die Liebe und die Erkenntniß . . . . . | = 264 |
| X. | Die Liebe und die Erfahrung . . . . . | = 280 |

## I.

# Der Christ, wie er vor Gott seine Knie beugt.

Ich beuge meine Knie gegen den Vater unsers Herrn Jesu Christi, der der rechte Vater ist über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden.
Epheser 3, V. 14. 15.

Wo ein Apostel seine Knie beugt, da gibt es für den Christen zu lernen. Laß es uns thun.

### 1.

Es versteht sich von selbst, daß hier nicht von einem leiblichen, sondern von einem geistigen Kniebeugen die Rede ist, worunter wir die allertiefste Verehrung, die wir mit dem Worte Anbetung bezeichnen, zu verstehen haben.

Der Mensch ist dazu erschaffen und es ist ihm eingepflanzt, die Knie zu beugen. Er beuget sie unwillkührlich, und kann es nicht anders unterlassen, als in der traurigsten Entartung, in der weitesten Entfernung von seinem Ursprunge. Wo nur irgend das menschliche Gefühl angeregt, und nicht von den Gefühlen der

Thierheit oder von rohen Leidenſchaften überwältigt worden iſt, wirft er ſich vor etwas nieder, das er vielleicht nicht zu nennen weiß. Daß er das kann, iſt etwas Großes. Du erhebſt dich über dich ſelbſt, du folgſt einem Zuge nach oben, indem du deine Knie beugeſt: denn nicht vor dem, was unter dir, oder dir gleich — nur vor dem, was über dir iſt, magſt du ſie beugen.

Paulus beuget ſeine Knie vor Gott. Auch der Chriſt ſoll ſie vor Gott beugen — vor dem, den keine Räume einſchließen und für welchen keine Zeit vorüber geht, bei dem keine Nähe iſt und keine Ferne, der mit ſeinem Wiſſen und Walten Himmel und Erde erfüllet, der da iſt wie nichts anderes, und war ehe denn die Berge waren und die Erde und die Welt geſchaffen worden, der Erſte dazu auch der Letzte, das Seyn in dem All, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit, in allem Wechſel unwandelbar Derſelbe, — vor dem, welcher ſpricht und es geſchieht, welcher gebietet und es ſteht da, der den Himmel ausbreitet, wie einen Teppich, und fähret auf den Wolken, als auf einem Wagen, Winde und Feuerflammen zu ſeinen Dienern macht, und ſchaffet und ordnet, ſtürzt und erhebt, zerſtört und aufbaut, wie es ihm wohlgefällt, — vor dem, mit welchem auch die kleinſte Sünde nicht in Gemeinſchaft ſein kann, deſſen Gnade reichet, ſo weit der Himmel iſt, und deſſen

Barmherzigkeit währet für und für, von welchen unaufhörlich Ströme des Wohlthuns nach allen Seiten hin in die Unermeßlichkeit ſich ergießen, — vor dem, deſſen Blick in jede Tiefe dringt und jede Höhe ermißt, der dich erforſchet und kennt und ſiehet alle deine Wege, und vor dem auch der ſtillſte Gedanke ſich nicht verbergen kann, und deſſen Verſtand unausforſchlich, — vor dem, der den Himmel und alle ſeine Heere und die Erde ſammt allem, was von ihr getragen wird, aus nichts geſchaffen, die Sterne in ihre Bahnen und das Meer in ſeine Ufer gewieſen, im Beſtehen erhält, was er in das Daſeyn gerufen, und Leben und Odem gibt allenthalben, der alles, was auf den ſichtbaren und unſichtbaren Gebieten ſeines unermeßlichen Reiches ſich ereignet, nach ſeinem Willen lenkt und unwiderſtehlich hinausführt, was er beſchloſſen hat, der den Lauf unſers Lebens geordnet, die Haare auf unſerm Haupte gezählet, und jedem ein Ziel geſetzt, das er nicht überſchreiten wird, der dem Verderben ruft, daß es komme, und zu ihm ſpricht: bis hierhin und nicht weiter, der das Jahr krönet mit ſeinem Gute, und alles, was da lebet, mit Wohlgefallen ſättiget, der in der Gefahr behütet, aus der Noth errettet, dem Gerechten das Licht wieder aufgehen läßt aus der Finſterniß und dem frommen Herzen die Freude, und in tauſendfältigen Seg-

nungen seine Huld zu erkennen gibt, der uns sein heiliges Gesetz in das Herz geschrieben, durch das Wort seiner Gesandten noch näher kund gethan, für dasselbe unbedingten Gehorsam unter schweren Androhungen von uns fordert, und einen Tag gesetzt hat, an welchem er nach demselben den Kreis des Erdbodens richten wird in Gerechtigkeit, und an das Licht bringen, was im Finstern verborgen ist, — vor dem, welcher, nach seiner grundlosen Barmherzigkeit, den Rathschluß gefaßt, das von ihm abgewichene und durch die Sünde dem Verderben anheimgefallene Geschlecht der Menschen mit sich zu versöhnen, und seiner Gnade von neuem theilhaftig zu machen, ihn hinausgeführt als die Zeit erfüllet war, und von da ab fort und fort predigen läßt Buße und Vergebung der Sünde allen Völkern.

Kannst du als diesen ihn dir vergegenwärtigen, kannst du die Wunder der Macht, Weisheit und Liebe, die dich umringen, betrachten, kannst du deine Augen in die Höhe heben, zu schauen die Herrlichkeit, die über dir waltet, kannst du die Stimme, die, in deinem Gewissen mit Majestät dir gebietend, mit schauervollem Ernste dich richtend, von Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit Zeugniß gibt, vernehmen, kannst du die Schrecken des zukünftigen Gerichtes dir vergegenwärtigen, das Heil erwägen, das dir durch die Versöhnung

mit Gott zu Theil geworden, und auf dem hochheiligen und unergründlichen Werke, durch welches es zu Wege gebracht worden, deine Blicke ruhen lassen, ohne daß es dich auf die Knie werfe, sei es in froher Bewunderung oder in demüthiger Anbetung der unausdenklichen Größe, oder in jauchzendem Lobe dessen, der alles so herrlich geordnet, oder in feurigem Danke für tausendfältige Segnungen, mit denen er dich gesegnet hat von Jugend auf, oder unter schmerzlichen Bekenntnissen deiner Sünde und Missethat und inbrünstigem Flehen um seine Gnade?

Seine Knie soll der Christ beugen vor Gott an der dazu geweiheten Stätte, so oft sie sich ihm öffnet mit der Gemeine, täglich daheim im stillen Gemache und auf den Wegen, die er wandelt.

Beugest du auch vor Gott deine Knie täglich? Wie viele, die es nur selten, nur bei ganz außerordentlichen Vorfällen, nur in irgend einer großen Noth, wie viele, die es noch nie in ihrem ganzen Leben gethan! Wärest du auch unter diesen? hättest du nur selten oder noch nie in deinem ganzen Leben das gethan, was des Menschen kostbarstes Vorrecht, das Zeichen sei er göttlichen Abkunft, was unter deinen Pflichten die vornehmste ist, die du erfüllen mußt, um auch nur Einer deiner andern Pflichten auf die rechte Art nachkommen

zu können, die du nicht verabsäumen kannst, ohne deine Abhängigkeit von Gott zu verleugnen, ohne dich von ihm loszusagen?

Du bist ein Mensch, du gehest über diese mit tausend Reizen geschmückte Erde; herzerhebende, rührende, erschütternde Erscheinungen, Erscheinungen voll Huld und Anmuth begegnen dir auf allen deinen Wegen; der Tag beleuchtet deine Pfade; der Himmel wölbt sich über dir in seiner Pracht und Unermeßlichkeit, und seine Sterne scheinen auf dich hernieder; du höreſt den Gesang der Vögel, das Brausen des Windes, das Krachen des Donners; du sieheſt die finstern Geschicke unter den Menschen daher ziehen, und dich bedrohen; du fühlst dich abhängig und bedürftig jeden Augenblick, findest dich jeden Augenblick in Gottes Hand, empfängst jeden Augenblick die kostbarsten Wohlthaten, deren du auch der geringsten nicht würdig bist: und beugtest nicht deine Knie?

Du bist ein Christ, und weißt, wie hoch Gott dich gestellt, zu welchen großen Dingen er dich geschaffen, welche Anstalten er getroffen, welches Werk er vollführet hat, damit du, das Kind der Sünde, wieder sein Kind, du, durch die Sünde unseliges Geschöpf, könntest selig sein; zu dir wird täglich von den großen Thaten Gottes geredet, alles was du erblickst, alles was dir

in das Ohr klingt, erinnert dich an seine unendliche Majestät; du gehöreſt zu dem auserwählten Geſchlechte, dem königlichen Prieſterthum, dem heiligen Volke, dem Volke des Eigenthumes, dazu erwählt und geſondert, daß du verkündigeſt die Tugenden deſſen, der dich berufen hat von der Finſterniß zu ſeinem wunderbaren Lichte; und beugteſt nicht deine Knie?

Der Vogel ſingt, die Wipfel der Bäume rauſchen, die Blume blühet Anbetung dem, der ſie geſchaffen hat; und von dir, dem Menſchen, dem er alles unter die Füße gethan, dem er die große Herrlichkeit verliehen, dem er ſein Bildniß anerſchaffen, dem er das Haupt himmelwärts gerichtet hat, von dir, dem Chriſten, den er berufen hat von der Finſterniß zu ſeinem wunderbaren Lichte, würde ihm nicht die geringſte Huldigung dargebracht?

Doch du beugeſt vielleicht deine Knie, aber nicht vor Gott. Du beugeſt ſie vor Menſchen, indem du ſie in ihres Leibes Schönheit oder in ihren Gaben oder in ihren Leiſtungen vergötterſt, indem du, um ihre Gunſt zu gewinnen, Eigenſchaften an ihnen preiſeſt, die ſie nicht beſitzen oder die des Preiſes nicht werth ſind, wohl gar ſtrengem Tadel unterliegen ſollten, ſie auf alle Weiſe erhebend dich auf alle Weiſe erniedrigſt. Du beugeſt ſie vor dir ſelbſt, dich ergötzend an deinen ver-

meinten Vorzügen und deinem eingebildeten Werthe, oder das, was vor andern dich auszeichnet, so ansehend, als ob du es dir gegeben hätteſt, da du es doch nur empfangen haſt, wähnend bei dir zu finden, was Gott allein gewähren kann, andre neben dir betrachtend, als ob ſie tief unter dir und nur da ſeien, deinem Vergnügen und deinem Vortheile zu dienen. Du beugeſt ſie vor dem Golde, für welches dir alles feil und keine Anſtrengung zu beſchwerlich iſt, vor der Ehre, um welche du Tag und Nacht Sorge haſt und dich abmuheſt auf das äußerſte, und alle Wege einſchlägſt, auf welchen ſie zu erlangen ſein möchte. Vor Gott beugeſt du ſie nicht. Weil du ſie vor Menſchen, vor dir ſelbſt, vor dem Golde, vor der Ehre beugeſt, darum kannſt du ſie vor Gott nicht beugen. O, des ſchmählichen und heilloſen Götzendienſtes! Hinweg damit! hinweg damit! Möchteſt du erkennen lernen, wer Gott iſt, und wer du biſt: du würdeſt auch bald lernen vor ihm die Knie beugen, es würde dir in kurzer Zeit zum angenehmſten Geſchäft, zum dringenden Bedürfniſſe werden.

Vor Gott ſoll der Chriſt ſeine Knie beugen — vor Gott allein, nicht vor einem Menſchen, nicht vor einem geſchaffenen Weſen, weil er allein der Vollkommne, der Unendliche iſt, und er auch dieſe Ehre ſich vorbehalten

hat. Du ſollſt keine andern Götter haben, ſpricht er, neben mir.

Soll der Chriſt nicht auch vor denen ſeine Knie beugen, welchen Gott auf Erden Hoheit gegeben hat? Er ſoll ihnen Ehrfurcht beweiſen, weil Gott ſie über ihn geſetzt, ſie zu ſeinen Stellvertretern, zu ſichtbaren und zeitlichen Ebenbildern ſeiner unſichtbaren und ewigen Herrlichkeit gemacht — aber er darf nicht vor ihnen die Knie beugen.

Auch nicht vor ſolchen, die, jetzt Bewohner des himmliſchen Reiches, einſt auf Erden einen vollkommen heiligen Wandel geführt? Keiner von Adams Geſchlecht hat auf Erden einen vollkommen heiligen Wandel geführt, alle haben geſündigt, auch diejenigen, welche hier am weiteſten gefördert worden, haben nicht aufgehört, mit Gedanken, Worten und Werken Gottes Gebote zu übertreten, und ſind — o wie oft! — hinter dem, was ihnen befohlen war, zurückgeblieben. Beugteſt du vor ihnen deine Knie: ſo beugteſt du ſie zugleich vor der menſchlichen Gebrechlichkeit, ja vor der menſchlichen Sünde. Und hätten auch Menſchen auf Erden einen vollkommen heiligen Wandel geführt: doch dürfteſt du nicht vor ihnen deine Knie beugen, weil ſie doch nur Menſchen, nur geſchaf-

ſene Weſen wären. Was bliebe dem Schöpfer denn übrig, wenn du vor dem Geſchöpf deine Knie beugen ſollteſt?

---

## 2.

Vor Gott allein ſoll der Chriſt die Knie beugen — nicht vor Menſchen. Doch hat unter den Menſchen Einer gelebt, vor welchem die Knie zu beugen wir uns nicht erwehren können — Chriſtus. Oder kannſt du dich deſſen erwehren, wenn du die Worte hörſt und erwägeſt, die aus ſeinem Munde gehen, dieſe Worte der ſchlichteſten Einfalt und der tiefſten Weisheit, des höchſten Ernſtes und der freundlichſten Milde, dieſe hier erſchütternden, da ſanft rührenden, dort den Schmerz oder die Unruhe des Gemüthes ſtillenden Worte, in denen der Hauch des Himmels uns anweht, wenn du die Thaten ſiehſt, die er vollbringt in der Kraft des Allmächtigen, dieſe Thaten, welche den Lauf der Natur nöthigen, eine andre Richtung zu nehmen, die Reiche des Lebens und des Todes bewegen, ihn ſelbſt ſiehſt aus dem Grabe, in welchem man, einen entſeelten Leichnam, ihn beſtattet hatte, hervorgehen, wenn du den Wandel betrachteſt, den er auf Erden geführt, in vollkommner Angemeſſenheit zu dem göttlichen Geſetze, überall un-

sträflich in seiner Darstellung, lauter in den Antrieben, die ihn regieren, daß er auch nicht durch einen Anhauch der Sünde getrübt worden, diese Erscheinung, in welcher übermenschliche Hoheit und menschliche Armuth sich so wunderbar mit einander vermischen, die uns eben so sehr mit ehrerbietigem Erstaunen als mit süßem Entzücken erfüllt, in das Auge fassest?

Du kannst dich nicht erwehren, vor ihm deine Knie zu beugen, und doch dürftest du es nicht, wenn du ihn nur für einen Menschen halten müßtest. Aber du darfst es, weil du in ihm den Sohn Gottes erkennst, den Glanz seiner Herrlichkeit, das Ebenbild seines Wesens. Was in seinen Worten, in seinen Thaten, in seinem Wandel dich so unwiderstehlich dahin nimmt, das ist eben die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater. Vor Gott beugest du deine Knie, indem du vor Christo sie beugest.

Wenn es dich nun nöthiget, vor dem Sohne die Knie zu beugen, wie viel stärker muß es dich nöthigen, sie vor dem Vater zu beugen? Ist das Urbild nicht höher als das Abbild? Strahlt das Licht der Sonne nicht heller als dessen Widerschein? Spricht Christus nicht selbst: der Vater ist größer denn ich, der Sohn kann nichts von ihm selbst thun, was er siehet den Vater thun, das thut er auch. Paulus beuget seine Knie

vor dem Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti; als der Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti iſt Gott ſeinen Anbetungen gegenwärtig, von der alles, auch die Größe des Sohnes, überſteigenden Größe des Vaters iſt ſein Inneres erfüllt, ſo oft er vor Gott ſeine Knie beugt.

Auch dir ſoll Gott als der Vater Jeſu Chriſti gegenwärtig ſein, wenn du vor ihm die Knie beugeſt, damit du durch die Herrlichkeit, die du an dem Sohne erblickſt, von der Herrlichkeit des Vaters einen noch tiefern Eindruck empfangeſt, und dadurch eine noch größere Ehrfurcht, eine noch ſtärkere und freudigere Bewunderung in dir gewirkt werde.

Paulus beuget ſeine Knie vor Gott als dem Vater Jeſu Chriſti, indem er, wenn er ſie beuget, am meiſten mit dem beſchäftigt und am ſtärkſten von dem ergriffen iſt, was der Vater durch den Sohn gethan hat und noch thun will, wie er durch den Sohn, den Erſtgebornen vor aller Kreatur, das Wort, das von Anfang bei ihm war, die Welt erſchaffen, durch den Sohn, der mit ſeinem Blute in das Heilige eingegangen iſt, die von ihm abgefallene Welt mit ſich verſöhnet hat, in der verfinſterten und mit dem Fluche der Sünde beladenen Welt ein Reich des Lichtes und der Gnade aufrichten laſſen, wie er dem Sohne übertragen, die Welt zu richten, und vor deſſen Stuhle, wenn er nun kommt

in den Wolken des Himmels, alle offenbar werden sollen, daß jeder empfange nachdem er in seinem irdischen Leben gehandelt hat, und wie er beschlossen, in dem Sohne zusammen zu fassen und zu vollenden beides was im Himmel und auf Erden ist.

So sollst auch du, wenn du vor dem Vater die Knie beugst, zu allermeist deine Gedanken auf die großen Dinge richten, die er durch den Sohn hinausgeführt hat, und noch hinausführen wird, und auf das daraus hervorgehende Heil. Das gebühret dir, dem Christen, und nichts ist so sehr geeignet, deine Anbetungen zu befeuern, als das Werk, welches der Vater dem Sohne für die Zeit und für die Ewigkeit übergeben hat.

Paulus beuget seine Knie vor Gott als dem Vater Jesu Christi, da, so oft er sie beugen will, Christus ihm vorschwebt, als derjenige, in welchem uns das unsichtbare Wesen Gottes in menschlicher Gestalt sichtbar geworden ist. Wir müssen, wenigstens einiger Maßen, sehen, wo wir fühlen sollen, weshalb wir genöthigt sind, unsern Gedanken, wenn wir ihnen einen Einfluß auf unser Herz verschaffen wollen, ein anschauliches Bild unterzulegen. Je mehr uns von einer Sache zu sehen gegeben wird: desto stärkere Gefühle werden von ihr in unserm Innern erregt. Nun sehen wir zwar

etwas von der Herrlichkeit Gottes, vor der wir die Knie beugen ſollen, in der uns umgebenden Natur, an dem geſtirnten Himmel über uns, wir werden etwas von ihr gewahr, wenn wir ſeine majeſtätiſche Stimme in unſerm Innern vernehmen. Aber dieſes Etwas reicht nicht hin, ſo tiefe und lebendige Anbetungen in uns hervorzurufen, als von uns gefordert werden. In Chriſto ſollte uns erſcheinen, und iſt uns erſchienen die ganze Herrlichkeit des Vaters, ſoweit ſie uns offenbar werden kann. Glaubet mir, durfte er ſagen, daß ich im Vater bin, und der Vater in mir iſt, wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater, ich und der Vater ſind eins. Durch den Sohn, indem ſie auf ihn ihre Blicke gerichtet hat, muß ſich die Seele zum Vater erheben, um vor ihm mit Inbrunſt die Knie beugen zu können.

Darum ſollſt auch du, wie Paulus, Chriſtum in das Auge faſſen, in ihm Gott zu ſchauen, vor dem du die Knie beugen willſt, ſo oft du hierzu dich anſchickeſt. Heil dir, daß du es kannſt!

Paulus beuget ſeine Knie vor Gott als dem Vater Jeſu Chriſti, deſſen gedenkend, daß er, durch Chriſtum mit Gott verſöhnt, zu dieſem in dem glücklichen Verhältniſſe ſteht, in welchem er auf die rechte Art vor Gott ſeine Knie beugen kann, nämlich nicht knechtiſch, ſondern kindlich, nicht mit Furcht und Zittern, ſondern mit

Zuverſicht und Freudigkeit. In welchem milden Lichte uns auch die Herrlichkeit Gottes in Chriſto erſchienen: wir würden doch nicht im Stande ſein, anders vor ihm die Knie zu beugen, als mit einem beklommenen, zagenden, völlig entmuthigten Herzen, wenn wir nicht in Chriſto auch den kennten, der unſerer Sünden Schuld getilgt, und bewirkt hat, daß wir wieder bei Gott in Gnaden ſtehen, mit ihm frohe Gemeinſchaft haben, und uns des Beſten zu ihm verſehen können. Wie möchten aber die Anbetungen eines beklommenen, verzagten, völlig entmuthigten Herzens ihm angenehm, und uns in unſerm Chriſtenleben, in welchem ſich alles frei und fröhlich geſtalten muß, auf irgend eine Weiſe förderlich ſein? Nein, wohl betrübt und gedemüthigt, aber nicht bebend, zuweilen auch niedergeſchlagen, aber nicht von Schrecken überwältigt, ſondern in gutem Vertrauen will Gott uns vor ſich ſehen, und wir haben nur dann unſre Knie im Segen gebeugt, wenn dieſes Beugen unſere Zuverſicht erhöht, die Kräfte des neuen Lebens in uns erfriſcht und geſtärkt, und uns mit neuem Muthe zu den Kämpfen unſerer irdiſchen Tage beſeelt hat.

Wie Paulus, ſollſt auch du darin vor Gott, als dem Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, die Knie beugen, daß du ſie beugeſt in dem Bewußtſein deiner Verſöhnung mit Gott durch Chriſtum und des freien Zutrit-

tes zu Gottes Gnade, den wir durch dieſelbe erlangt haben.

Dazu aber wird vorausgeſetzt, daß du, in das neue Leben, das Leben aus Gott, eingetreten, der Verſöhnung mit Gott durch Chriſtum dich getröſten darfſt. Die können es nicht, die noch nicht, in der Erkenntniß ihrer Sünde, in aufrichtiger Betrübniß über dieſelbe und in entſchiedener Losſagung von derſelben, ſich zu Chriſto hingewendet, und, in der Ergebung an ihn, in ihm den Verſöhner gefunden haben.

Möchteſt du es können! Möchteſt du, als ein Begnadigter Gottes und ſein Kind durch Chriſtum, im Hinſehen auf dieſen, durchdrungen von dem Gefühle des Heiles, das dir durch ihn zu Theil geworden, und im feurigen Drange des Herzens täglich vor Gott deine Knie beugen, klagend und flehend, preiſend und dankend und mit Pſalmen ihm jauchzend. O, es würde reicher Segen auf dir ruhen, du würdeſt die Mühſeligkeiten deines Lebens leicht ertragen, dein Werk auch unter großen Beſchwerden fröhlich ausrichten, unter allen Wechſeln deiner Tage deinen Weg getroſt fortgehen, und einſt deinen Lauf ſelig beſchließen. Zu keiner Zeit hebt der Chriſt ſo frei und kühn ſein Angeſicht in die Höhe, zu keiner Zeit eignet er die theuern Verheißungen des Glaubens mit ſolcher Gewißheit ſich zu, zu kei-

ner Zeit fühlt er ſich ſo ſtark und groß in dem Herrn, als wann er vor Gott, dem Vater Jeſu Chriſti, in dem Bewußtſein ſeiner Verſöhnung mit ihm, die Knie gebeugt hat.

---

## 3.

Paulus beuget ſeine Knie vor Gott, als dem, der im Himmel und auf Erden die große Familie, unzählbare Kinder, hat.

Als der Vater unzählbarer Kinder im Himmel und auf Erden ſoll er auch dir gegenwärtig ſein, wenn du vor ihm deine Knie beugeſt, und du ſollſt dabei ſowohl diejenigen, welche im weitern, als diejenigen, welche im engern Sinne ſeine Kinder ſind, im Auge haben.

Kinder Gottes im weiteren Sinne ſind alle geſchaffen n Weſen. Schaue an die leuchtenden Körper, die in den unermeßlichen Räumen wandeln, die Sterne des Himmels, die du nicht zählen kannſt: ſie ſind Gottes Kinder. Wo wareſt du, ſpricht er zu Hiob, da ich die Erde gründete, da mich die Morgenſterne mit einander lobten, und alle Kinder Gottes jauchzten? Den Vater des Lichtes, nennet ihn Jacobus, bei welchem iſt keine Veränderung des Lichtes oder der Finſterniß. Siehe

an, was aus der Erde hervorſprießt, das Gras, die Blume, den Baum des Waldes; ſiehe an den Vogel, der durch die Lüfte ſich ſchwingt, den Wurm, der im Staube kriecht, das Thier des Hauſes und der Wildniß, das über den Boden einherſchreitet: du ſieheſt Gottes Kinder. Das alles hat er in das Daſein gerufen, und jedes mit der Schönheit geſchmückt, für die es empfänglich war. Für das alles trägt er väterlich Sorge, und läſſet an jedem, je nachdem es geartet iſt, einen Schein ſeiner Herrlichkeit leuchten. In dem allen offenbaret er ſeine Macht, Weisheit und Liebe. Den Vater, von dem alle Dinge ſind, nennet ihn Paulus, und David ſingt: der Herr iſt allen gütig und erbarmet ſich aller ſeiner Werke. Das Lebende nährt und verpflegt er. Daß es lebt, iſt von ſeinem Leben, er hat es ihm eingehaucht, er gießet unaufhörlich über daſſelbe ſeinen Lebensgeiſt aus, und bringt es zur Ruhe, wenn ſeine Stunde gekommen iſt. Und alles preiſet ihn als ſeinen Vater — hier durch ſein ſtummes Daſein, dort durch Töne, die zu ſeiner Ehre erſchallen. Es iſt keine Sprache noch Rede, da man nicht die Stimme ſeines Lobes höre.

Kannſt du auf dieſes alles nun, indem du vor Gott deine Knie beugſt, einen Blick werfen, ohne daß davon deine Anbetung ſich erweitere und erhöhe, von jedem einen eigenthümlichen Stoff und Ausdruck gewinne?

Kannſt du die Stimmen des Lobes über dir und um dich her, in der Nähe und in der Ferne vernehmen, ohne daß dein Lobgeſang kräftiger und freudiger zu ihm emporſteige?

Vornehmlich magſt du, o Menſch, in dieſem Sinne ein Kind Gottes heißen. Dir hat er das Angeſicht in die Höhe gerichtet, auf daß du zu ihm hinaufſchaueſt. Dich hat er fähig gemacht, die Natur der Dinge, ihre Geſetze und Ordnungen zu erforſchen, zu vernehmen und zu denken, was kein Auge ſieht, ihn ſelbſt zu erkennen, vor ihm die Knie zu beugen, ihn zu lieben, ihm zu vertrauen, ihm deinen Dank darzubringen. Dir hat er ſein Geſetz in das Herz geſchrieben, daß du nach demſelben lebeſt zu ſeinem Wohlgefallen, und dich mit einem freien Willen begabt, der dich hierzu in den Stand ſetzt. Dir hat er verliehen, was außer dir ſich dir darſtellt, in dich aufzunehmen, und davon in deinem Innern auf die mannichfaltigſte Weiſe bewegt zu werden, dich ſeiner Werke zu freuen, und für ſeine Zwecke thätig zu ſein. Von ſeinem Weſen hat er dir mitgetheilt, daß du ſein Ebenbild wäreſt. Dich hat er den Engeln wenig nachgeſetzt, mit Ehre und Schmuck hat er dich gekrönet, dich hat er zum Herrn gemacht über ſeiner Hände Werk, und hat alles unter deine Füße gethan. Zu dem Geſchlechte, dem du angehörſt hat er geſprochen: füllet die Erde,

und machet ſie euch unterthan, und herrſchet über die Fiſche im Meere, über die Vögel unter dem Himmel und über alle Thiere der Erde. Zu ſeinem Stellvertreter auf Erden hat er dich geſetzet, und dir die Aufgabe geſtellet, zu immer größerer Aehnlichkeit mit ihm, in der Ausbildung aller edeln Anlagen, mit denen er dich ausgeſtattet, emporzuſtreben, und alles, was dich umgibt, ſo eingerichtet, daß es dir hierzu behülflich werden muß.

Du erfreueſt dich unzählbarer Wohlthaten, die den andern Geſchöpfen neben dir nicht zu Theil werden können, weil ihnen das Vermögen fehlt, ſie zu erkennen und zu empfinden. Täglich, ſtündlich empfängſt du neue Zeichen ſeiner Huld und Gnade, daß du, wenn du nur einiger Maßen darauf achteſt, mit David ausrufen mußt: was iſt der Menſch, daß du ſeiner alſo gedenkeſt! Du biſt der Gegenſtand ſeiner beſonderſten Aufmerkſamkeit. Deine Angelegenheiten trägt er im Herzen, auf dich ſiehet ſein Auge, dich leitet ſeine Hand auf allen Wegen, die du geheſt. Deinen ganzen Lebenslauf, bis auf das allergeringſte Ereigniß, das dir zuſtößt, hat ſeine Weisheit geordnet, und jedes ſo gefügt, wie es für dich am zuträglichſten iſt.

Bin ich nun Vater, ſpricht er bei dem Propheten Malcachi, wo iſt meine Ehre? Seine Kinder ehren ihn nicht, wie ſie ſollten, und halten nicht ſeine Gebote.

Wir ſind von ihm abgefallen, aber haben nicht aufgehört, ſeine Kinder zu ſein; wir haben ſein Ebenbild an uns verdunkelt und verunſtaltet, aber wir haben es nicht auslöſchen können, wie auch der Sohn, der ſeines Vaters Lehre verachtet, noch ſeines Vaters Kind iſt, und was von des Vaters Geſtalt, Weſen und Art ihm angeſtammt, nicht völlig verleugnen kann. Und wie der menſchliche Vater das entartete Kind nicht aus ſeinem Herzen verſtößt, ſondern ſich um daſſelbe grämet, und kein heißeres Verlangen, kein eifrigeres Beſtreben hat, als es auf den rechten Weg, den es verlaſſen, zurückzubringen, und hierzu kein Mittel unverſucht — keine Mühe ſich zu ſauer, kein Opfer ſich zu koſtbar ſein läßt: ſo hat er der abgefallenen Kinder ſich erbarmt, und hat gethan das Unergründliche, das unausſprechlich Große, hat ſeinen Sohn dahin gegeben, ſie mit ſich zu verſöhnen und von neuem zu vereinigen, da es hierdurch allein zu bewerkſtelligen war. Nachdem dieſes geſchehen, iſt er unabläſſig bemüht, ſie zu bewegen, daß ſie ſich wieder zu ihm hinwenden und das dargebotene Gut annehmen, damit er ſie wieder als ſeine ihm wohlgefälligen Kinder lieben könne, in harten Geſchicken ſie heimſuchend, ſchwere Leiden über ſie verhängend, wo ſie anders nicht zu bewegen ſind, wie ja auch die Liebe des menſchlichen Vaters, wenn ſie rechter Art iſt, die Mittel der Strenge

nicht verſchmäht, wo es die Rettung, das Heil des Kindes gilt. Mit ſeinem Geiſte dringt er auf ſie ein, ihnen ihre Noth fühlbar, die entſetzliche Gefahr, in der ſie ſchweben, bemerklich zu machen, einen heiligen Ernſt, eine tiefe Bekümmerniß, eine aufrichtige Reue, ein heißes Verlangen nach Verſöhnung und Vereinigung mit ihm in ihnen zu erwecken, und dadurch die Sinnesänderung zu bewirken, bei der er ſie wieder im vollen Sinne des Wortes zu ſeinen Kindern annehmen, und ihnen ſeine ganze Liebe zuwenden kann, und, iſt ihm dieſes gelungen, immer mehr an ihnen zu vertilgen, was ſie von ihm geſchieden, in die urſprüngliche Klarheit und Wahrheit wieder herzuſtellen, was die Sünde an ihnen verdunkelt und verunſtaltet hat, ſie zu immer größerer Treue im Halten ſeiner Gebote, zu immer größerer Aehnlichkeit mit ſich zu bilden, und dadurch ihr Kindesverhältniß zu ihm immer reiner und inniger zu machen.

Alle, die dem menſchlichen Geſchlechte angehören, ſind in dieſem Sinne ſeine Kinder, in welcher Geſtalt ſie einhergehen, welche Farbe ſie tragen, welche Sprache ſie reden, auf welcher Stufe der Bildung ſie ſich befinden, welcher Macht und welchen Geſetzen ſie gehorchen, welche Ordnungen unter ihnen beſtehen, durch welche Sitten ſie ſich auszeichnen, vor welchen Namen ſie ihre

Knie beugen. Ueber allen wacht der Hüter Iſraels, der Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, und ſiehet auf ihre Wege. Alle überſchüttet er mit ſeinen Wohlthaten; unter allen, mag es von ihnen wahrgenommen werden oder ihnen verborgen bleiben, verherrlicht er ſeine Macht, Weisheit und Gnade. Sie alle weiſet er in die bequemen oder beſchwerlichen Bahnen, ſie alle leitet er auf den ebnen oder rauhen Pfaden, die ſie zu gehen haben, und hat ihnen ein Ziel geſetzt, wie lange und wie weit ſie wohnen ſollen. Ihnen allen thut er in ihrem Gewiſſen ſeinen Willen kund, und allen läſſet er ſo viel Licht der Erkenntniß leuchten, als ihr mehr oder weniger ſchwaches Geiſtesauge ertragen kann. Sie alle nun umfaſſet ſein gnadenreicher Rathſchluß, die Welt mit ſich zu verſöhnen — auch diejenigen unter ihnen, von welchen wir nicht einſehen, wie ſie darin begriffen ſein können; allen gelten die Anſtalten, die er zur Ausführung deſſelben getroffen — auch diejenigen, von denen es den Anſchein hat, als ob ſie gar nicht von denſelben berührt würden; allen iſt das Heil in Chriſto zugedacht — auch denjenigen, von welchen wir nicht zu ermitteln im Stande ſind, wie ſie zu demſelben gelangen mögen; bei allen wirket er, es ihnen zuzuwenden — auch bei denen, bei welchen wir nichts davon wahrnehmen, ja die den Namen Chriſti noch nie gehört haben, auf eine uns un-

erforſchliche Weiſe, ſo gewiß er alle zum ewigen Leben und dem Beſitze eines unvergänglichen Erbes erſchaffen, und Chriſtus für alle ſein Blut vergoſſen hat. Das Brot, das ich geben werde, ſpricht dieſer, iſt mein Fleiſch, welches ich geben werde für das Leben der Welt. Gott will, verſichert Paulus, daß allen Menſchen geholfen werde, und daß ſie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

Nein, kein Volk, keinen Menſchen hat er ausgeſchloſſen, kein Volk, keinen Menſchen hat er zurückgeſetzt oder vorgezogen, mit gleicher Liebe umfaſſet er alle, nur daß uns bei vielen die Art, wie er die Zwecke ſeiner Liebe verfolgt, in Dunkel gehüllt bleibt, aber am Ziele wird es offenbar werden. Sie ſind alle ſeine Kinder, wie ſie alle durch ihn leben und ſeines Geſchlechtes ſind, und die Natur haben, die ſein Sohn für ſeinen Erdenwandel angenommen hat. Haben wir, ſpricht Malcachi, nicht alle Einen Vater, hat uns nicht alle Ein Gott geſchaffen?

Wenn du nun, indem du dich anſchickeſt vor Gott deine Knie zu beugen, zu den tauſend Millionen, die jetzt auf Erden leben — alle Kinder des großen Vaters im Himmel — ſo weit du dieſes vermagſt, die Millionen hinzudenkeſt, die auf ihr gelebt haben und geſtorben ſind, und dann deine Gedanken richteſt auf die

Wohlthaten, die ihnen aus der Höhe zugeflossen sind, auf die Leiden, die sie erduldet, die Kämpfe, die sie bestanden haben, und die Hülfen, die ihnen dabei zu Theil geworden, die Werke, die sie hinterlassen, die Thaten, die Gott durch sie vollbracht, ohne daß von denselben eine bemerkbare Spur zurück geblieben, die Lasten, die er über sie verhängt, die Gerichte, die er unter ihnen gehalten, die Schickungen, in denen er sie heimgesucht, auf das, was er unter ihnen erhöhet und erniedriget, aufgebauet und zerstöret, wenn du dann in die Zukunft hinausblickest, auf die Geschlechter, die noch kommen werden — auch alle Kinder des großen Vaters im Himmel — die Huldverweisungen, die Leiden und Kämpfe, die ihnen mögen beschieden sein, die Hülfen, deren sie sich werden zu erfreuen haben, die Thaten, die Gott durch sie und unter ihnen vollbringen, die Gerichte, die er unter ihnen halten wird: mit welcher Inbrunst wirst du vor ihm, der dieser ganzen Familie Vater ist, deine Knie beugen!

Als den Vater dieser großen Familie sollst du ihn dir vergegenwärtigen, indem du vor ihm deine Knie beugest, auf daß du inne werdest und damit deine Anbetungen beseelest, wie du ein Glied dieser Familie, Glied eines Geschlechtes bist, in welchem alle, welche Verschiedenheit der Abstammung, der Sprache, der

Sitte, der Lebensordnung, des Glaubens und der heiligen Gebräuche sie auch von einander trennen, einander brüderlich lieben sollen, und wie du nur dann würdig vor Gott deine Knie beugest, wenn du ein aufrichtiges Wohlwollen gegen alle Menschen hegest.

Siehe, der Christ, wenn er vor Gott seine Knie beuget, hat in dieser Betrachtung alles von sich gethan, was von widerwärtigen Empfindungen in ihm sich geregt, alles, was ihn gegen Menschen erkältet, Menschen entfremdet hat, alle Vorurtheile, alle Abneigungen, ganz davon erfüllt, daß sie Eines Vaters Kinder sind. Ueber die Menschheit breitet der Blick seiner Liebe sich aus, er trägt die Menschheit liebend in seinem Herzen, was in ihr hoch und niedrig, ihm befreundet und verfeindet ist, in menschlicher Gesittung und in thierischer Rohheit seine Tage verlebt. Die Noth der Menschheit und ihr Heil liegt schwer in seiner Brust und heiß auf seinen Lippen, und wenn in seine Anbetungen Bitten sich mischen, so bittet er für alle, daß Gott sich ihrer erbarme und ihnen helfe, wie sie der Hülfe bedürftig sind, von ihnen nehme, was sie belastet, ihnen gebe, was ihnen nöthig und heilsam ist, zum Frieden lenke die Herzen derer, die mit einander im Streite liegen, Menschlichkeit lehre die Unmenschlichen, alle dahin führe, wohin sie gelangen sollen, und

denen, die noch im Schatten des Todes ſitzen, gewähre im Lichte des Lebens zu wandeln.

Ob der Vater dieſer großen Familie auch auf andern Weltkörpern Kinder hat? Wir wiſſen es nicht, vermuthen aber nicht ohne Grund, daß die leuchtenden Körper, die unſere Erde an Umfang ſo weit übertreffen, von Weſen bewohnt ſind, die auch denken und empfinden, auch die Fähigkeit beſitzen, ihren Schöpfer zu erkennen, zu verehren, zu lieben, ſeinen Willen zu thun, und für ſeine Zwecke zu wirken, und der Chriſt läßt gern ſeine Betrachtung hierauflenken und ſein Inneres damit erfüllen, wenn er vor Gott ſeine Knie beugt, um ſich deſto tiefer vor ihm zu demüthigen.

Aber wir wiſſen, daß er unzählbare Kinder im Himmel hat, Weſen, die auf höhern Stufen des Daſeins ſtehen, in hellerer Schönheit ſtrahlend, mit größern Fähigkeiten und Kräften begabt, in weitern Kreiſen wirken, größere Dinge ausrichten und größere Wunder ſchauen, als uns vergönnet iſt, und ihn feuriger und herrlicher preiſen, als wir es vermögen, aber doch auch in Demuth vor ihm die Knie beugen, das Heer der Engel und Engelfürſten, die tauſendmal Tauſend, die ihm dienen, die zehntauſendmal Tauſend, die ſeiner Befehle gewärtig vor ihm ſtehen. Näher kennen wir ſie nicht, aber wir erkennen in ihnen unſre Anver-

wandten — auch Mitglieder der großen Familie, die über die Erde und durch den Himmel ſich ausbreitet, Weſen, mit denen wir jetzt ſchon in Gemeinſchaft und in deren Kreis einzutreten, an deren Geſchäften Theil zu haben wir beſtimmt ſind. Auch zu dieſen erhebt der Chriſt ſein Herz, auch dieſe umfaßt er in ſeinen Gedanken, wenn er vor Gott ſeine Knie beugt, und ſinkt dann vor ihm nieder, durchdrungen von Schauern einer heiligen Freude.

---

Kinder Gottes im engern Sinne ſind diejenigen, welche für ihn, als ihren Vater, ein kindliches Herz haben, ihn kindlich ehren und lieben, ihm kindlich vertrauen, ihm kindlich danken für alles, was von ihm ihnen zukömmt, ſich in ſeinen Willen kindlich ergeben, wenn er ihnen Widerwärtiges zuſchickt und gern tragen, was er ihnen aufgelegt hat, die in Demuth vor ihm einhergehen, überall auf ſeine Stimme hören, in Einfalt und Lauterkeit des Sinnes ihm dienen, von ſeinem Geiſte, der in ihnen wohnet, ſich regieren laſſen, und ſich darum ſeines Wohlgefallens und ſeiner beſondern väterlichen Liebe zu erfreuen haben — als die Unbekannten und doch bekannt, als die Sterbenden und doch voll friſchen Lebens, als die Traurigen, aber

allezeit Fröhlichen, als die Armen, aber die doch viele reich machen, ein Geſchlecht, von ihm geboren, das ſeinen Namen an der Stirne und im Herzen trägt. Dieſe meint Chriſtus, wenn er ſpricht: auf daß ihr Kinder ſeid eures Vaters im Himmel. Die der Geiſt Gottes treibt, ſagt Paulus, die ſind Gottes Kinder, ſind wir Kinder, ſo ſind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Chriſti.

Aber kann denn Gott auf der ſündenbefleckten Erde in dieſem Sinne Kinder haben? Kann der Menſch, das Kind der Sünde, in dieſem Sinne ein Kind Gottes ſein? Kann der Heilige anders als mit Mißfallen auf uns hinblicken, ſo lange noch Eine Sünde an uns haftet? und wo iſt unter den Beſten der Menſchen Einer, der nicht Sünde im Herzen trüge, in mannichfaltiger Uebertretung ſein Leben führte? und könnte und möchte ein Menſch ſich von aller Sünde befreien, würde dieſer Menſch nicht wegen der Sünde ſeiner frühern Jahre vor Gott ſtrafwürdig bleiben?

Der Menſch kann in dieſem Sinne ein Kind Gottes ſein, zwar nicht durch ſich, aber durch Chriſtum, von dem Johannes zeugt: wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an ſeinen Namen glauben. So ſind wir, ſchreibt Paulus, nun alle Gottes Kinder durch den Glauben

an Chriſtum Jeſum. Der hat für diejenigen, welche ihn aufnehmen, in den Augen Gottes, die Schuld, die auf ihnen laſtet, hinweggethan, der hat die Sündigen, die ihn im Glauben umfangen, entſündiget, daß es iſt, als ob nie eine Sünde ihr Herz und ihr Leben befleckt hätte, der zerſtöret in ihnen mehr und mehr alles Werk und Weſen der Sünde.

Es gilt alſo hier Chriſtum aufnehmen, wie er ſich darbietet, als den einigen Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen in ſeinem ganzen Mittleramte, als den göttlichen Propheten, das heilige Vorbild, den Hohenprieſter, der mit ſeinem Blute in das Heilige eingegangen iſt, und die ewige Verſöhnung gefunden hat, den König der Herzen, ihn aufnehmen in ſein innerſtes Gemüth, daß er darin lebe, an ihn glauben mit dem ganzen Gemüthe, als an den Heiland, der von aller Noth der Seele erlöſen kann, und ihm, als dem Heilande, ſich ungetheilt dahin geben, daß er fortan das Herz und das Leben regiere.

Habe ich Chriſtum im Glauben mir angeeignet: dann ſiehet Gott an mir nicht meine vergangene Sünde, ſondern Chriſti Gerechtigkeit, die er, vermöge der Gemeinſchaft, worin ich mit Chriſto ſtehe, mir als meine Gerechtigkeit gelten läßt. Habe ich Chriſtum in mein innerſtes Gemüth aufgenommen: dann habe ich die

Sünde ausgewieſen, ich liebe ſie nicht mehr, ich haſſe ſie und will nichts mehr mit ihr zu ſchaffen haben, ich ſtreite wider ſie, die Kraft Chriſti ſtreitet in mir, und ich werde mit jedem Tage mehr und mehr von ihr frei. So ſiehet denn auch Gott an mir nicht mehr das, was noch von der Sünde an mir haftet, ſondern das, was ſich der Sünde widerſetzt, mit der Sünde ringt, den Willen, der ſich von ihr losgeſagt hat, den Geiſt Chriſti, der mich beſeelt, die Kraft Chriſti, die in mir wirket — und mich nicht wie ich jetzt erſcheine, ſondern wie ich künftig ſein werde; und wie er mich ſieht, bin ich ſein Kind, beſitze ich ſein Wohlgefallen, darf ich mich mit ſeiner Liebe jedes Kindesrechtes getröſten.

Mit allen, die in dieſem Sinne Gottes Kinder ſind, mit den Auserwählten, dem wahren Adel, den Zierden des menſchlichen Geſchlechtes, den Lichtern der Welt, den Begnadigten Gottes, den Erben des Himmels, biſt du in Gemeinſchaft, indem du vor Gott deine Knie beugeſt — nicht blos mit denen, welche du kennſt, auch mit denen, von welchen du nie gehört haſt, nicht blos mit denen, die Ein Gotteshaus, Eine Stadt, Ein Land mit dir vereinigt, auch mit denen, welche die weiteſten Räume von dir trennen, mit allen wahren Gotteskindern, die auf dem Erdboden wohnen, nicht blos mit denen, die mit dir leben, auch mit denen, die

vor dir gelebt haben und nach dir leben werden. Du ſtimmſt ein in Lobgeſänge, in Dankergießungen, in Gebete, die vor Jahrtauſenden erſchollen ſind, und erſchallen werden, ſo lange die Erde ſteht, mit Worten, die aus dem grauen Alterthume herüber und in die fernſte Zukunft hineintönen: denn wie ſollteſt du nicht David's: Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir iſt ſeinen heiligen Namen, ich will den Herrn loben allezeit und ſein Lob ſoll immerdar in meinem Munde ſein zu dem deinigen machen, wie möchte es jemals aufhören, von den Lippen der wahren Kinder Gottes zu erklingen? Beugeſt du deine Knie an dem Tage des Herrn, an den ihm geweiheten Feſten: alle wahren Kinder Gottes beugen ſie mit dir. An welchem Tage aber auch und zu welcher Stunde du ſie beugeſt, in deinem ſtillen Kämmerlein, auf deinem einſamen Wege, du biſt damit nicht allein, tauſend haben mit dir in Demuth die Blicke zur Erde geſenkt oder freudetrunken zum Himmel erhoben. Kannſt du anders als mit erhöheter Stärke der heiligen Gefühle ſie beugen, wenn du dieſer Gemeinſchaft dir bewußt biſt?

Wie feſt und innig mußt du in dieſem Bewußtſein mit allen wahren Gotteskindern dich verbunden fühlen, wie frohlockend muß deine Seele ſie als ihre Freunde für

die Ewigkeit, ihre Mitgenoſſen in dem Reiche Gottes, in dem Hauſe des Vaters begrüßen, mit welcher Gluth der Empfindung muß deine Liebe ſie umfaſſen, mit welchen Segenswünſchen auf ſie hinblicken, indem deine Gedanken und ihre Gedanken bei Gott ſich begegnen?

Zu keiner Zeit auch und an keinem Orte wirſt du deſſen, daß du ſelbſt ein Kind Gottes biſt, ſo ſelig gewiß, ſo ganz davon durchdrungen ſein, ſo deutlich und ſo lebhaft der hohen Ehre, der großen Vorrechte, des unausſprechlichen Glückes der Kinder Gottes inne werden und dich den theuern Hoffnungen derſelben ſo zuverſichtlich überlaſſen, als da, wo du mit denen, die auch Gottes Kinder ſind, vor dem gemeinſchaftlichen Vater die Knie beugſt.

Darum ſollſt du ſie beugen vor Gott, als dem Vater über alles, was Kinder heißt auf Erden.

Die Kinder Gottes im Himmel ſind alle ſeine Kinder in dieſem engeren Sinne, ſeine wahren Kinder, ſowohl diejenigen, welche er, nachdem ſie die Prüfungen eines frühern Lebens würdig beſtanden und dadurch zum Leben in ſeiner Nähe geſchickt geworden, in ſeine Herrlichkeit eingeführet hat, die Gemeine der Erſtgebornen, die im Himmel angeſchrieben ſind, als auch diejenigen, welche von ihm zu Engeln erſchaffen, ihre urſprüngliche

Reinheit und den ihnen verliehenen Adel bewahrt haben, und immer in der Gemeinſchaft mit ihrem Schöpfer geblieben ſind. Jene haben alles, was von der Sünde an ihnen geweſen, abgelegt, dieſe ſind von der Sünde niemals berührt worden, allen iſt die Sünde fremd, alle wandeln vor den Augen Gottes wie das fromme Kind auf Erden vor den Augen ſeines irdiſchen Vaters, und er findet an ihnen keine Fehl und keinen Mangel, nichts, was ihm mißfallen könnte. Sie ſchauen im Lichte allezeit des Vaters Angeſicht. Alle verbindet mit einander die lauterſte und feurigſte Liebe. Alle haben nur Einen Willen, den Willen Gottes, den ſie in allen Stücken auf das genaueſte vollbringen, und ihre Freude, ihre Wonne iſt, vor ihm die Knie zu beugen, wie ſie allezeit im Lichte des Vaters Angeſicht ſchauen. Ohne Aufhören erſchallet es durch ihre Kreiſe: heilig, heilig, heilig iſt der Herr; lobet den Herrn ihr ſeine Engel, ihr ſtarken Helden, die ihr ſeine Befehle ausrichtet, lobet den Herrn alle ſeine Heerſchaaren, ſeine Diener, die ihr ſeinen Willen thut, lobet den Herrn in ſeinem Heiligthume, lobet ihn in der Feſte ſeiner Macht, lobet ihn in ſeinen Thaten, lobet ihn in ſeiner großen Herrlichkeit, alles, was Odem hat, lobe den Herrn. Hallelujah! — Dieſen geſelleſt du dich zu, an dieſe ſchließeſt du dich an, du richteſt deine Gedanken dorthin, wohin die ihrigen immerfort

gerichtet, du vermiſcheſt deine Gefühle mit denen, von welchen ſie immerfort bewegt ſind, du vollbringeſt das Werk, das ſie unabläſſig beſchäftigt, du läſſeſt dein Loben und Danken in das ihrige erklingen, und lebeſt im Geiſte ſchon unter ihnen — o, wie muß es das Herz dir erheben und deine Anbetungen befeuern! — wenn du vor Gott, als dem Vater über alles, was Kinder heißt im Himmel, deine Knie beugſt.

Und wie du ihnen dich zugeſelleſt, ſo bereiteſt du dich zum dereinſtigen völligen Leben mit ihnen, du reinigeſt dich von der noch an dir haftenden Sünde, du übeſt dich in dem, was unter ihnen dein Geſchäft ſein wird, du nähreſt in dir die Liebe, die dich mit ihnen vereinigt, du befeſtigeſt dich in den Geſinnungen, die du mit ihnen gemein haſt, du ſtrebeſt dem Lichte zu, das auf ihren Bahnen leuchtet. O, wie muß auch dies das Herz dir erheben, deine Andacht befeuern!

Darum ſollſt du deine Knie beugen vor Gott, als dem rechten Vater über alles, was Kinder heißt im Himmel.

Beugeſt du ſie täglich vor Gott, vor ihm, als dem Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti und dem rechten Vater über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf

Erden: dann biſt du auf dem Wege des Heiles, dein Name iſt im Himmel angeſchrieben, und die Pforten des Himmels werden ſich dir öffnen und ſeine Schaaren dich aufnehmen, wenn du von hinnen geheſt. Mögeſt du alſo täglich ſie vor ihm beugen!

## II.

# Die höchste Angelegenheit.

Daß er euch Kraft gebe nach dem Reichthum seiner Herrlichkeit, stark zu werden durch seinen Geist an dem inwendigen Menschen, und Christum zu wohnen durch den Glauben in euern Herzen, und gegründet und eingewurzelt zu sein in der Liebe, auf daß ihr begreifen möget mit allen Heiligen, welches da sei die Breite und die Länge, und die Tiefe und die Höhe, auch erkennen die alle Erkenntniß übersteigende Liebe Christi, auf daß ihr erfüllet werdet mit allerlei Gottesfülle.
Epheser 3, V. 16, 17, 18, 19.

## 1.

## Der innere Mensch.

Einen innern Menschen nennt Paulus im Gegensatze zu einem äußern. Ist denn mehr als Ein Mensch in uns? Es ist nur Ein Mensch, in welchem Innerliches und Aeußerliches mit einander verbunden sind, doch wesentlich von einander verschieden, und nicht selten mit einander im Streite, welcher Streit dadurch geschlichtet werden soll, daß wir das Aeußere dem Innern unterwerfen.

Unter dem äußern Menſchen haben wir zu verſtehen: nicht blos den Leib, ſondern alles, was in uns der ſichtbaren und vergänglichen Welt angehört und ihr zugewendet iſt, mithin auch den Geiſt, in wie weit er der Welt angehört und von ihr ſich treiben läßt, den Willen, wie er Gut der Welt zu ſeinem Zwecke macht, den Verſtand, wie er für dieſen Zweck die Mittel ausſinnet und ordnet, das Gefühl, wie es von den Dingen der Welt angeregt wird, die Schmerzen, welche ihre Uebel, die Vergnügungen, welche ihre Annehmlichkeiten uns verurſachen — daſſelbe, was Paulus anderwärts das Fleiſch, das Geſetz in den Gliedern nennt.

Unter dem innern Menſchen haben wir demnach zu verſtehen nicht den Geiſt überhaupt und an ſich, ſondern das, was in dem Geiſte göttlicher Abkunft, Gott verwandt, Gott zugewendet iſt, als göttlicher Trieb in ihm wirket, was in ihm Gott erkennt, Gott anbetet, vor Gott ſich demüthigt, auf Gott ſein Vertrauen ſetzt, nach Gott ſich ſehnet, zu Gott hinſtrebt, mit Gott ſich vereinigt, worin das göttliche Leben, das wahrhaftige Leben der Seele ſein Beſtehen hat, was in ihm glaubt, liebt und hofft, was aber ſonſt noch des Geiſtes iſt in ſo fern, als es dem göttlichen Leben dienſtbar geworden, das, was Paulus anderwärts den Geiſt im höhern Sinne, das Geſetz im Gemüthe

nennt, und was Petrus meint, wenn er ſpricht: welcher Schmuck ſoll ſein der verborgene Menſch des Herzens unverrückt mit ſanftem und ſtillem Geiſte, ſolches iſt köſtlich vor Gott.

Der äußere Menſch, welcher von außen her bewegt wird, geht ganz nach außen, der innere, welcher von Gott angeregt wird, zunächſt nach innen, aber nicht um ſich in ſich ſelbſt zu verſenken, ſondern um mit dem, was er in ſeiner Tiefe ſich angeeignet, nach außen hin zu wirken. Der äußere Menſch will ſich an die Welt verlieren, der innere will in der Welt den Willen Gottes, wie er ihn in ſich trägt, zur Ausführung bringen.

Was der Eitle ſchmückt, womit der Stolze ſich brüſtet und Gepränge treibt, dem der Wohllüſtling gütlich thut, wofür der Habſüchtige ſammelt, der Ehrgeizige die hohe Stelle, der Ruhmbegierige den Namen zu erlangen ſucht — das iſt der äußere Menſch. Woran das Ebenbild Gottes ſtrahlt, worin das göttliche Leben wohnt und Chriſtus eine Geſtalt hat, worauf der Chriſt alles bezieht, wonach er alles richtet, woran allein er einen Ruhm zu haben wünſcht, was in ſich zu verſtärken er ſich unabläſſig bemüht zeigt — das iſt der innerliche Menſch.

Wohin zielen die Anſtrengungen, mit welchen wir die Menge ſich abquälen und abängſtigen ſehen? Sie

zielen dahin, den äußerlichen Menſchen reich und herrlich zu machen. Nur wenigen gelingt es. Laß es allen gelingen: was wird am Ende ihr Gewinn ſein? Kein andrer, als der traurige, daß in und mit ihnen dem Tode eine reichere und prächtigere Beute zufällt. Wohin gehet das Trachten des Chriſten? Es gehet dahin, dem innern Menſchen, in Weisheit, Tugend, Gottesgemeinſchaft, Seelenruhe und guter Zuverſicht, unvergängliche Güter zu erwerben, was ihm nicht fehlſchlagen kann, und wobei er ſich verſichert halten darf, daß keine Macht ihm werde entreißen können, was er ſich hiervon angeeignet hat.

Die Unfälle, welche dich treffen, treffen dich an deinem äußern Menſchen, den innern berühren ſie nicht, die Schmerzen, welche ſie dir verurſachen, werden von deinem äußern Menſchen empfunden, dem innern bleiben ſie fremd, daß, während jener weinet und ſeufzet, dieſer frohlocket und jauchzet, während jener unter ſeiner Laſt vergeht, dieſer in unverwüſtlicher Stärke prangt, wie Paulus ſpricht: obgleich unſer äußerlicher Menſch verweſet, wird doch der innerliche von Tage zu Tage erneuert. In dem Maße, in welchem der innere Menſch ſtark geworden iſt, vermag er auch den äußern zu erheben, wie er ihn in Paulus erhoben hatte, daß er ſagen konnte: wir werden untergedrückt, aber wir kommen

nicht um, wir tragen allezeit das Sterben unſers Herrn Jeſu an unſerm Leibe, doch ſo, daß auch das Leben des Herrn Jeſu an unſerm Leibe offenbar wird.

Hat denn der innere Menſch gar keine Betrübungen? O, daran fehlt es nicht. Er betrübt ſich über die Noth anderer, über die Sünde der Welt, über ſeine eigene Sünde und ſeine vielfältige Schwachheit. Aber dieſe Betrübungen kommen ihm nicht von außen her, er erwecket ſie ſich ſelbſt, ſie gehören auch nicht zu ſeinem Weſen, welches in einer immerwährenden Fröhlichkeit beſtehet, ſondern ſind vorübergehende Zuſtände, durch welche ſeine Entwickelung bedingt iſt, ſie vermindern ſich, wie er in ſeiner Vervollkommnung fortſchreitet, und müſſen aufhören, ſobald er darin eine gewiſſe Höhe erreicht hat.

Der äußere Menſch iſt nicht durchaus ſündig, es regen ſich auch in ihm unſündliche Gefühle und Neigungen; wir finden ihn nicht ſelten gerecht gegen andre, mitleidig, dienſtfertig, mild, nachſichtig, arbeitsſelig, enthaltſam. Noch weniger iſt er die Sünde ſelbſt. Aber in ihm wohnen die Lüſte, Begierden und Gemüthsbewegungen, aus welchen die Sünde kommt. In ihm wurzelt die ſündliche Eigenliebe, in ihm entbrennet die Wohlluſt, der Zorn, die Rachgier, ihn treibt das Verlangen nach Gold, nach Ehre, nach Wohlleben, in ihm er-

zeugt ſich der Stolz, der Argwohn, die Mißgunſt, die Schadenfreude, die Bitterkeit, der Haß. Du ſündigeſt nicht anders, als indem du den Antrieben des äußerlichen Menſchen Folge leiſteſt, und auch die menſchliche Verführung kann deiner nicht anders mächtig werden, als dadurch, daß ſie deinen äußern Menſchen bethört und beſtricket. Du ſündigeſt vielfältig, du ſündigeſt täglich, wenn du von deinem äußerlichen Menſchen dich regieren läßt. Die Luſt, ſpricht Jacobus, gebieret die Sünde. Ich ſehe ein Geſetz in meinen Gliedern, ſagt Paulus, welches widerſtreitet dem Geſetze in meinem Gemüthe, und nimmt mich gefangen unter der Sünde Geſetz.

In dem innern Menſchen iſt alles klar, heilig, Gott wohlgefällig, und kann keine Sünde mit ihm in Gemeinſchaft ſein. Nur göttliche Triebe beſeelen ihn, nur Werke, die in Gott gethan ſind, können von ihm ausgehen. Ich habe Luſt, ſpricht Paulus, an Gottes Geſetz nach dem inwendigen Menſchen. Hätte der innere Menſch immer vollkommne Gewalt über dich: ſo würde alles, was du denkſt, redeſt und thuſt, klar, heilig, Gott wohlgefällig ſein, kein ſündlicher Gedanke würde dein Herz beflecken, kein ſündliches Wort über deine Lippen kommen, keine ſündliche That dein Gewiſſen belaſten. Das Fleiſch aber gelüſtet, wie Paulus ſchreibt, wider den Geiſt, daß wir nicht thun mögen,

was wir wollen, das Gute, das ich will, (nämlich nach dem innern Menſchen) das thue ich nicht, das Böſe aber, das ich nicht will, das thue ich.

Darum ſoll der äußere Menſch, zwar nicht getödtet, aber dem innern unterworfen werden, daß dieſer ihn klar, heilig und Gott wohlgefällig darſtelle. Werke, die in Gott gethan ſind, kannſt du nicht anders vollbringen, als geleitet und getrieben von deinem innern Menſchen. Wer auf das Fleiſch ſäet, wird von dem Fleiſche das Verderben ernten, wer aber auf den Geiſt ſäet, erntet von dem Geiſte das ewige Leben.

Der äußerliche Menſch ſteht unter den Geſetzen des Naturlaufes. Nach deinem äußerlichen Menſchen biſt du, was die dir angebornen Fähigkeiten, die Umſtände, unter denen du gelebt, die Ereigniſſe, die dir begegnet ſind, die Menſchen, die auf dich eingewirkt, aus dir gemacht haben. Der inwendige Menſch ſteht allein unter dem königlichen Geſetze der Freiheit und Wahrheit, welches das Geſetz Gottes, und von ihm dir in das Herz geſchrieben, das Geſetz deines Weſens iſt. Durch deinen innern Menſchen biſt du, wenn dieſer in dir die Herrſchaft erlangt hat, nicht wie die Welt dich gezogen, ſondern wie Gottes Geiſt, mit welchem dein Wille Eins, und dadurch in ſein wahres Weſen verſetzt worden iſt, dich gebildet hat.

Nach den Geſetzen des Naturlaufes nimmt der äußere Menſch ab, wenn Krankheit ihn heimgeſucht hat, das Ungemach ihn bedrängt, das Alter an ihm zehrt. Aber bis dahin, wo das Ungemach ihn ereilt, die Krankheit ihn niedergeworfen, das Alter ihn beſchlichen hat, iſt er, wenn nicht der innere Menſch ihm entgegen tritt, und ihn bewältiget, in einem beſtändigen Zunehmen begriffen. Der innere Menſch kann nicht anders abnehmen, als dadurch, daß er ſich ſelbſt verwahrloſt; ſo wenig als das Ungemach, Krankheit und Alter ihn zu entkräften vermögen. In dem Maße aber, in welchem der äußere Menſch zunimmt, muß der innere abnehmen. In dem Maße, in welchem die Gedanken, die ungetheilt mit der Welt ſich beſchäftigen, heller und lebendiger in dir werden, müſſen die Gedanken, welche auf Gott gerichtet ſind, ſich verdunkeln; in dem Maße, in welchem die Weltgefühle und Weltneigungen ſich in dir verſtärken, müſſen die Gefühle und Triebe, die Gott zu ihrem Gegenſtande haben, ermatten; in dem Maße, in welchem du weltverſchlagener und weltſüchtiger wirſt, muß die Weisheit Gottes und das Verlangen nach Gottesgemeinſchaft von dir weichen.

---

Wie ſtehen wir nun von Natur zu dieſem inwendigen Menſchen? Führet er die Herrſchaft in uns, wie er

ſollte? Nein, nicht er, ſondern der äußerliche führet die Herrſchaft in uns durch ſeine Lüſte und Begierden. Dieſer hat jenen zwar nicht ertödten können; aber er hat ihn zurückgedrängt und geſchwächt. Auch in unſerm natürlichen Zuſtande mahnet und reizet uns der innere Menſch, vornehmlich durch das Gewiſſen, aber meiſt in matten und leiſen Regungen, ſelten, daß er in ſtärkere Aeußerungen hervorbricht. Zur Herrſchaft über uns kann er nicht anders gelangen, als durch eine Veränderung in unſerm innerſten Weſen, durch eine Veränderung, in welcher er ſich über den äußern erhebt, unſers Willens mächtig wird, und an die Stelle tritt, welche dieſer bis dahin in uns eingenommen hat, — es iſt die Veränderung, welche die Schrift als eine zweite Geburt, als etwas, womit ein neues Leben in uns anfängt, bezeichnet. In der Wiedergeburt erlangt der innere Menſch über den äußern die Oberhand, aber noch nicht die vollſtändige Herrſchaft. Der äußerliche Menſch gibt ſich, ſo lange wir auf Erden leben, dem innerlichen niemals ganz überwunden. Die Wiedergeburt unterwirft den äußern Menſchen dem innern, doch nicht in dem Maße, daß jener ſich nicht mehr gegen dieſen auflehnen könnte. Würden die Wiedergebornen wohl noch ſündigen, wenn der äußere Menſch, dem die ſündliche Begierde angehört, gar keine

Macht mehr bei ihnen hätte? Wo iſt aber Einer unter ihnen, der ſich nicht mannichfaltige Uebertretungen zu Schulden kommen ließe? So oft du im Stande der Wiedergeburt einen Fall gethan, hat dein äußerer Menſch über den innern einen Sieg — einen Sieg zwar von kurzer Dauer, aber doch einen Sieg davon getragen.

Darum gilt es, wenn die gnadenreiche Veränderung in dir vorgegangen iſt, daß du an deinem innern Menſchen ſtark, und immer ſtärker werdeſt. Das geſchieht, indem das Leben, welches aus Gott iſt, in dir tiefer Wurzel ſchlägt, weiter ſich ausbreitet, kräftiger ſich äußert, das Licht des Geiſtes in dir heller, dein Glauben zuverſichtlicher und lebendiger, dein Lieben feuriger und wirkſamer, dein Hoffen feſter und freudiger, dein Halten an Gott ausdauernder, deine Gemeinſchaft mit Gott inniger wird. Wie du an deinem innern Menſchen ſtark wirſt, wirſt du ſicherer in deiner Ueberzeugung, entſchiedener in deinem Wollen, freier in deinem Gemüthe, wächſeſt du in allen rühmlichen Eigenſchaften, wird der äußere Menſch in dir dem innern mehr unterthan, wird es dir leichter, die Sünde zu meiden, vermindern ſich deine Uebertretungen, vermehren ſich bei dir die Gott gefälligen Werke, geſtaltet ſich großartiger, was von dir ausgeht, erhöht und vervielfältiget ſich der Segen deiner Bemühungen.

Stark an deinem inwendigen Menſchen biſt du, in deinem Glauben, Lieben und Hoffen, ſtark gegen die Gemüthserregungen und Begierden, welche dich zur Sünde verleiten wollen. Unkeuſche Gefühle erwachen in dir, du unterdrückſt ſie, und wendeſt deine Augen ab von dem Gegenſtande, der ſie in dir hervorgerufen. Der Zorn entbrennt in dir, du dämpfeſt ihn. Gedanken der Rachgier wollen dich dahinnehmen, du weiſeſt ſie von dir. Die Furcht vor einem drohenden Uebel will dich zu einer Miſſethat ſchrecken du überwindeſt ſie. Eine böſe Angewöhnung, die du abgelegt haſt, will ſich deiner von neuem bemeiſtern, du leiſteſt ihren Anreizungen Widerſtand, bis ſie von dir weichen. Das Gold will dich verlocken, du ſprichſt zu ihm: hinweg mit dir! Die Ehre bei den Menſchen will dich verführen, du ſprichſt: ich bedarf deiner nicht. Die Noth ſetzet dir auf das Aeußerſte zu, zu thun, was wider Gottes Gebot iſt, du ſprichſt: meine Hülfe ſtehet nicht in dem Unrechte, ſondern in dem Namen Gottes, der Himmel und Erde gemacht hat. Das iſt die Stärke der Selbſtbeherrſchung.

Stark an dem innern Menſchen biſt du ſtark gegen die Weichlichkeit, ſtark, angenehme Gewohnheiten, die dir an der Beobachtung deiner Pflichten hinderlich werden, abzulegen, dem Vergnügen zu entſagen, dem

du nicht nachgehen kannſt, ohne das dir befohlene Werk, ohne eine Gelegenheit deinem Nächſten zu dienen, zu verabſäumen, ſtark, das Gut fahren zu laſſen, von dem du dich trennen mußt, um dem Unglücklichen beiſtehen zu können, wie theuer es dir auch ſein mag, ſtark, der dir an das Herz dringenden Bitte, durch deren Erfüllung du dich verſündigen würdeſt, die Gewährung zu verweigern, ſtark, auf die Gunſt der Menſchen, die du verſcherzen wirſt, wenn du nicht in das Unrecht willigſt, das ſie dir anſinnen, Verzicht zu leiſten, wie viel dir auch an derſelben gelegen ſei, ſtark, die Verbindung, die dich mit feſten Banden umſchlungen hält, aufzulöſen, wenn ſie dir nicht geſtatten will, die dir vorgezeichnete Bahn zu verfolgen, wenn ſie dich in Gefahr bringt, ein Mitſchuldiger fremder Sünden zu werden, ſtark, die Stellung, in der man dir Ehre erweiſt, in der du dich wohl befindeſt, die dir bedeutende Vortheile trägt, zu verlaſſen, wenn du ihr nicht mehr gewachſen biſt, oder du dich in ihr nicht anders, als mit Verletzung deines Gewiſſens, behaupten kannſt. Das iſt die Stärke der Selbſtverleugnung.

Stark an deinem innern Menſchen biſt du ſtark gegen die Verdroſſenheit. Du ſollſt eine Arbeit verrichten, der dein äußerlicher Menſch nichts als Unluſt

entgegenbringt, bei der dir keine Art von Aufmunterung zu Theil wird, bei der du nicht einmal auf Anerkennung rechnen darfſt, eine Arbeit, die dir große Mühe verurſacht, bei der du alle deine Kräfte zuſammen nehmen und aufbieten mußt, um nur einigermaßen den Forderungen, die man an dich macht, Genüge zu leiſten. Stark an dem innern Menſchen biſt du keinen Augenblick unſchlüſſig, zögerſt du keinen Augenblick, ſondern geheſt daran mit derſelben Entſchiedenheit und Willigkeit, mit welcher du an das Werk geheſt, das du dir ſelbſt erwählet haſt. Man tritt dir in den Weg, man ſucht dich irre zu leiten, zu verwirren, abzuſchrecken, dir die Sache zu erſchweren, die Umſtände ſind dir entgegen, ein Verſuch nach dem andern ſchlägt dir fehl, du biſt genöthigt, Rückſchritte zu thun, von neuem anzufangen, oft will es ſcheinen, als müßten alle deine Bemühungen vergeblich ſein. Stark an dem innern Menſchen läßt du den Muth nicht ſinken, und hältſt aus, und betreibeſt die Sache, bis du ſie zu Ende gebracht. Stark an dem innern Menſchen zeigeſt du dich niemals träge, immer wacker und rüſtig, fühlſt du einen feurigen Drang zu allem, was dir Nöthiges, Nützliches, Rühmliches zu thun vorkommt, und der Drang läßt dich nicht raſten, treibt dich zu den äußerſten Anſtrengungen, erhöht deine Kräfte weit über ihr natürliches Maß hinaus,

und du bringeſt mit wenigen Mitteln und ohne fremde Hülfe zu Stande, was andre, denen die zahlreichſten Mittel zu Gebote ſtanden, und die ſich jedes Beiſtandes zu erfreuen hatten, nicht haben zu Stande bringen können. Das iſt die Stärke des Eifers und der Beharrlichkeit.

Stark an dem innern Menſchen biſt du ſtark gegen das Schmerzgefühl, daß es dich nicht überwältigen, die Ruhe deines Gemüthes nicht ſtören kann. Ein ſchweres Körperleiden iſt über dich gekommen. Du ſträubſt dich nicht, du erbitterſt dich nicht, du klageſt nicht, du nimmſt es auf dich, und trägſt es mit ausdauernder Faſſung, viel mehr noch als deines Wehes deſſen dir bewußt, daß dieſer Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth ſind, zu der ſie uns bereiten und führen ſollen. Finſtre Geſchicke ſind in dein Leben hereingebrochen, ſie haben dir deine ſüßeſte Hoffnung zerſtört, haben dich in die widerwärtigſten Dinge verwickelt, dich deines theuerſten Gutes beraubt, haben dich arm, haben dich klein gemacht, haben dir Schmach zugefügt. Du murreſt nicht und widerſetzeſt dich nicht, deine Seele iſt ſtill dem Herrn, an den du glaubſt, den du liebſt, auf den du hoffeſt, du läßt dir gefallen, was er über dich verhängt hat, du fügeſt und findeſt dich darein, und ehreſt ihn durch Ergebung in ſeinen heiligen und gnädigen Willen.

Wohl treten zuweilen Thränen in deine Augen, aber du ſammelſt dich, wiſcheſt ſie ſchnell hinweg, und ſprichſt: Herr, dein Wille geſchehe! ſollte deine Hand noch lange Zeit ſchwer auf mir ruhen, ſollteſt du mir noch härtere Prüfungen beſchieden haben, dein Wille geſchehe! Du lebſt in Umſtänden, die dir täglich Verdruß bereiten, die dir Herzeleid über Herzeleid verurſachen. Aber dein Glaube wanket nicht, deine Liebe hält dich aufrecht, deine Hoffnung flößt dir immer friſchen Muth ein, und du triumphireſt: ich werde dennoch nicht zu Schanden werden. Das iſt die Stärke der Geduld und Standhaftigkeit.

Stark an deinem inwendigen Menſchen biſt du, wie gegen dich ſelbſt, ſo auch gegen andre ſtark, ſtark gegen den Verſucher, mag er mit glatten Worten, mit blendenden Vorſpiegelungen, mit dringenden Bitten, mit ungeſtümen Forderungen ſich dir nahen, du ſprichſt: hebe dich weg von mir, ich will nicht, wie ſollte ich ein ſo großes Uebel thun, und wider den Herrn, meinen Gott ſündigen? — ſtark gegen alle Feinde deines Heiles, gegen alle Mächte des Böſen, was ſollte die Sünde an dir vermögen? nur deinen äußern Menſchen kann ſie aufwiegeln, den innern, der in dir ſtark geworden iſt, ſie zu überwinden, wird ſie immer wider ſich haben, ſtark in dem Herrn und in der Kraft ſeiner Stärke be-

ſtehest du gegen alle liſtigen Anläufe des Argen und vor dem Schilde deines Glaubens müſſen alle ſeine feurigen Pfeile ausgelöſcht zurückprallen. Stark an deinem innern Menſchen biſt du auch ſtark gegen die Widerſacher deines äußern Menſchen. Deine Ankläger werden der Lüge überwieſen, die wider dich zeugen werden zum Schweigen gebracht, denen, die dir nachſtellen, die dich verfolgen, die dich verderben wollen, fällt auf das eigne Haupt, was ſie dir zu bereiten gedachten.

---

Woher wird denn nun der Chriſt ſtark an dem innern Menſchen? Dem Geiſte etwas mittheilen kann nur der, welcher ſelbſt Geiſt — ſtark machen nur der, welcher ſelbſt ſtark iſt, an göttlichem Weſen ſtark machen nur der Geiſt Gottes, welcher iſt der Inbegriff aller göttlichen Kräfte, die Fülle des göttlichen Lebens. Darum ſpricht Paulus: ſtark zu werden durch ſeinen Geiſt an dem inwendigen Menſchen. Sein Werk iſt die Wiedergeburt, durch welche der innere Menſch erſtarkt, und über den äußern die Oberhand erlangt. Sein Werk ſind auch die Stärkungen, deren jener bedarf, um dieſen ſich völlig zu unterwerfen. Was er in der Wiedergeburt angefangen und begründet hat, das führet er weiter durch ſeine fortdauernden Einflüſſe auf die wieder-

geborene Seele, welche alle dahinzielen, das Leben, welches er hervorgebracht hat, durch die Kräftigung des innern Menſchen zu erhöhen. Nur, daß wir ihn nicht verſäumen, ihm nicht entgegenwirken, vermeiden, was uns ſeinem Einfluſſe entzieht, die Mittel, durch welche er ſeinen Einfluß auf uns äußern will, recht gebrauchen, uns durch inbrünſtiges Flehen um ſeine Gaben mit ihm in Gemeinſchaft erhalten, und ſorgfältig und in Andacht das pflegen, was er in uns gewirkt hat.

Stark zu werden an dem innern Menſchen, das ſoll Gott geben nach dem Reichthume ſeiner Herrlichkeit. Gottes Herrlichkeit erkennen wir vornehmlich in ſeiner Allgenügſamkeit, nach welcher er zu geben hat aus unerſchöpflicher Fülle der Stärke, in ſeiner Allmacht, nach welcher er geben kann weit hinaus über unſer Bitten, Denken und Verſtehen, in ſeiner Gnade, nach welcher er geben will — auch den Unwürdigen, und gibt allen, die Empfänglichkeit haben, und im Geben nicht ermüdet, und in ſeiner Heiligkeit, nach welcher er in der Kräftigung des innern Menſchen das gibt, wodurch das Leben geheiliget und mehr und mehr zu ſeinem Bilde verkläret wird.

Paulus nennt die Herrlichkeit Gottes, um daran zu erinnern, daß dasjenige, wodurch wir an dem innern Menſchen ſtark werden, von ſeiner Herrlichkeit ausfließt.

Du ſieheſt die Herrlichkeit Gottes in ihrer herrlichſten Offenbarung, wenn du in das Leben derer ſchaueſt, die durch ſeinen Geiſt an dem innern Menſchen ſtark geworden ſind. Gottes Herrlichkeit leuchtet durch alle Gebiete der Schöpfung, in der Bläue des Himmels über dir, in ſeiner Wolkenpracht, in ſeinem Sternenſchimmer, in aller Anmuth und Schönheit, womit er die Erde geſchmückt hat, in der Majeſtät, dem Ernſte und der Milde, womit er den Weltlauf an uns vorüber führt, auf den Bahnen des Lebens uns leitet, in den Werken der Kunſt, die er durch des Menſchen Geiſt und des Menſchen Hand hervorbringt, aber viel heller noch — und heller noch als Moſes im feurigen Buſche und auf Sinai, Elias auf Horeb ſie erblickte, als ſie bei Salomo's Tempelweihe das Haus erfüllte, als Ezechiel auf dem Felde und über den Cherubim ſie ſah, leuchtet ſie an der wiedergebornen Seele, die durch ihn ſtark geworden iſt. Die Selbſtbeherrſchung und Selbſtverleugnung, die ſie übt, der Eifer und die Beharrlichkeit, womit ſie wirkt, die Standhaftigkeit, womit ſie das Ungemach trägt, geben von Gottes Herrlichkeit Zeugniß, die Geſtalt, die ſie, in Einfalt und Lauterkeit, in Wahrheit und Klarheit, an ſich hat, die Werke, die ſie im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung vollbringt, ſpiegeln Gottes Herrlichkeit ab. Die Worte

der Lehre, der Mahnung, des Troſtes und des Friedens, die ſie im Munde führt, der Blick ihres Auges, die Züge ihres Angeſichtes ſind dieſer Herrlichkeit Widerſchein. Alles, was in dem Leben der Menſchen dunkel, mißgeſtaltet, widerwärtig, Abſcheu erregend hervortritt, kommt von dem äußern Menſchen, von dem innern kann nur Herrliches ausgehen.

Möchteſt du denn ſtark werden durch Gottes heiligen Geiſt nach dem Reichthume ſeiner Herrlichkeit. Stark an dem inwendigen Menſchen wirſt du auch an demſelben reich ſein, reich in himmliſchen Gütern, reich in deinem Glauben, der alle Schätze der göttlichen Wahrheit zum Eigenthume hat, reich in deiner Liebe, die Gott und Menſchen, den Himmel und die Erde, den Verwandten, den Bekannten und den völlig Unbekannten, den Feind wie den Freund umfaßt, reich in deiner Hoffnung, die jede theure Verheißung Gottes ſich zueignet, und des ganzen himmliſchen Erbes ſich getröſtet, reich an Barmherzigkeit und Dienſtfertigkeit, an Demuth, Milde, Freundlichkeit, Nachſicht und Vergebung, reich an Frieden, wo dein äußerlicher Menſch ſtreiten muß, reich an Freude, an heiliger und ſeliger Freude, wo alles dir abgeht, deſſen die Welt ſich erfreut, ſelbſt mitten in des Lebens Trübſal.

## 2.

## Chriſtus im Herzen.

Paulus nennet auch das Mittel, durch welches das Starkwerden an dem inwendigen Menſchen bewirkt wird, indem er hinzuſetzt: und Chriſtum zu wohnen durch den Glauben in euern Herzen.

Damit bezeichnet er aber nicht etwas Zufälliges und Vorübergehendes, ſondern ein bleibendes Verhältniß. Rühme nicht, daß Chriſtus in deinem Herzen wohne, wenn er dir völlig fremd iſt, du von ihm nichts wiſſen willſt, du ihm gar nichts abgewinnen kannſt, du wohl gar von dem, was auf ihn ſich bezieht, an ihn erinnert, mit Widerwillen dich wegwendeſt. Rühme nicht, daß er in deinem Herzen wohne, wenn du zwar an den Plätzen, wo er verkündigt, ſein Gedächtniß begangen wird, zuweilen dich einfindeſt, aber nur um zu zeigen, daß du nicht vergebens die Taufe auf ſeinen Namen empfangen habeſt, wenn hier zwar etwas von ihm auf dich eindringt, dich in deinem Innern bewegt, aber blos weil du dich deſſen nicht zu erwehren vermagſt, und du dich davon ſo bald als möglich zu entledigen ſuchſt. Rühme nicht, daß Chriſtus in deinem Herzen wohne, wenn du zuweilen, wie die Stimmung dich anwandelt, dich mit ihm be-

ſchäftigeſt, Eindrücke von ihm in dich aufnimmſt, Gefühle von ihm in dir wecken läßſt, aber dann hingeheſt, um ihn unter deinen Arbeiten, Sorgen, Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten zu vergeſſen.

Was in uns wohnt, das haben wir immer bei uns. Wohnet nun Chriſtus in dir: ſo iſt er dir immer gegenwärtig; was du über ihn vernommen, von ihm empfangen haſt, das weichet auch unter deinen Arbeiten, Sorgen, Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten nie ganz von dir. Nichts iſt im Stande, ihn aus deinem Bewußtſein zu verdrängen, wie ſtark auch eine Sache dich in Anſpruch nehme, wie heftig ſie dir zuſetze, wie ſehr ſie dir zu ſchaffen mache. Alles, was in dein Bewußtſein eingeht, muß ſich mit dem was daſſelbe von ihm aufbewahrt, vereinigen, ſich davon beſtimmen und geſtalten laſſen, und was dieſer Vereinigung widerſtrebt, das kannſt du nur die kürzeſte Zeit in demſelben feſthalten. Nichts iſt im Stande, ihn in dir zu verdunkeln. Ein heller Schein leuchtet er fort und fort durch dein inneres Weſen, während das, was ihn verleugnet, nur als ein dunkler Schatten an dir vorüberzieht.

Gegenwärtig iſt dir der ganze Chriſtus, wie er ſich gegeben hat, die Gottheit und die Menſchheit in ihm,

alles, wodurch er uns etwas ſein und gewähren will. Gegenwärtig ſind dir die Wahrheiten, die er verkündigt, jede nach ihrer beſondern Wichtigkeit, die Gebote, die er gegeben hat, daß wir darnach thun und darnach uns prüfen; in ſeinem Worte hörſt du ihn ſelbſt. Gegenwärtig iſt dir ſein heiliger und ſegensvoller Wandel, und in dem Wandel ſieheſt du ihn ſelbſt — in ihm dein Vorbild. Gegenwärtig iſt dir ſein bitteres Leiden und Sterben, das er erduldet hat, uns von der Sünde Schuld und Strafe zu befreien und Gottes Gnade und das ewige Leben zu erwerben, und in dieſem Leiden und Sterben tritt wieder er ſelbſt dir vor die Augen, der göttliche Dulder, der Sündenträger der Welt, der Stifter eines neuen Bundes zwiſchen Gott und den Menſchen. Willſt du nur das Eine oder das Andere von ihm, ſei es der Lehrer oder das Vorbild oder der Verſöhner, während du gegen das Uebrige dich gleichgültig zeigſt, es glaubſt von dir weiſen zu müſſen: ſo nenne dein Verhältniß zu ihm wie du willſt; es mag dir in mancher Beziehung ein erſprießliches ſein, ein Wohnen Chriſti in deinem Herzen iſt es nicht.

Gegenwärtig iſt dir Chriſtus, wenn er in deinem Herzen wohnt, in allen Lagen und unter allen Umſtänden, auf den Wegen, die du einſam geheſt, auf den Plätzen, an denen du in ſtiller Abgeſchiedenheit verwei-

leſt, unter den Menſchen, mit denen du verkehreſt, bei dem Werke deines Berufes und bei allen Geſchäften, die du treibeſt, in dem Kreiſe deiner Angehörigen und Freunde, mit denen du über ihn dein Geſpräch haſt, bei den Begünſtigungen und Förderungen, die dir zu Theil werden, bei den Hemmungen und Hinderniſſen, die dir entgegentreten, bei dem Gelingen und Fehlſchlagen deiner Unternehmungen, an guten und an böſen Tagen, in der trüben Verſtimmung und in des Herzens Fröhlichkeit, in deiner bangen Bekümmerniß und in deiner beſten Zuverſicht. In jeder Lage und unter allen Umſtänden iſt er dir gegenwärtig, wie er in dieſer Lage und unter dieſen Umſtänden ſich dir hilfreich erweiſen kann, in deiner Abgeſchiedenheit als der, welcher die ſträflichen Lüſte, Gedanken und Anſchläge von dir fern und dich der heiligen Gegenwart Gottes eingedenk hält, auf den Wegen, die du einſam geheſt, als der, auf welchen du hören mußt, um nicht irre zu gehen, unter Menſchen, als der, welcher dich behütet, daß du nicht mit ihnen und an ihnen ſündigeſt, bei dem Werke, das du treibeſt, als der, welcher dich weiſet, wie du es zum Wohlgefallen Gottes ausrichteſt, und dich ermuntert, wo du läſſig und verdroſſen werden könnteſt, in deinem Hausweſen, als der, welcher dich lehret, darin alles auf die rechte Art anordnen und zur rechten Stunde beſchicken, und reden, wie

es ſich gebühret, und wie es Frucht ſchaffen kann, bei den Förderungen, die dir zu Theil werden, als der, welcher dich mahnet, ſie dankbar anzuerkennen, bei den Hinderungen, die du erfährſt, als der, welcher dir den Muth aufrecht erhält, bei dem Gelingen deiner Unternehmungen, als der, welcher an den dich erinnert, dem du es zuzuſchreiben haſt und vor Vermeſſenheit und Uebermuth dich warnt, bei deinen Fehlſchlagungen, als der, welcher dir verleiht, dich in das, was Gott gefügt hat, mit Ergebung zu finden, in deinem Wohlergehen, als der, welcher dich bedeutet, zu bedenken, daß andere Zeiten kommen werden, und derer nicht zu vergeſſen, denen es übel ergeht, unter widerwärtigen Geſchicken, als der, welcher für jedes Ungemach reichen und ſüßen Troſt hat, und dir geben kann, in Geduld zu tragen und zu deinem Heile anzuwenden, was dir von Gott auferlegt worden, in des Herzens Fröhlichkeit, als der, welcher der Fröhlichkeit das Maß ſetzt, in der trüben Verſtimmung, als der, von welchem ein Licht ausgeht, das alle Finſterniß der Seele zu zerſtreuen vermag, in der Unruhe über deine Sünde, als der, welcher dich mit Gott verſöhnet hat, daß du ſein Kind und Erbe ſein kannſt, und in der guten Zuverſicht, als der, durch welchen du in Gottes Gnade ſtehest und der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit dich rühmeſt.

In denen aber, welchen Christus immer und überall gegenwärtig ist, erweiset er sich auch wirksam; ohne das würde man ihnen nicht einräumen können, daß er in ihnen wohne, sie hätten ihn wohl bei sich aber nicht in sich. Wo Christus ist, da läßt er sich auch verspüren, und die Stelle, an welcher sein Wirken nicht angetroffen wird, hat er auch noch nicht eingenommen. Er kann nicht anders in uns wohnen, als mit seiner Kraft, welche die Kraft des lebendigen Gottes ist, mit der Kraft seines Wortes, seines heiligen Lebens, seines bittern Leidens und Sterbens. Wohnet Christus in uns: so leuchtet er uns mit seinem Lichte, und vertreibet aus unserm Innern allen Irrwahn, und zerstöret darin alle Gewebe des Selbstbetruges, und verbreitet einen hellen Schein über all unser Denken und Erkennen, läßt uns in jede Tiefe unsers Herzens schauen, und enthüllet uns eine Wahrheit nach der andern. Sie hat und übt Gewalt an unserm Willen, und zwinget ihn unter sich, und schlägt zu Boden die Wünsche, die Begierden, die Leidenschaften, die sich wider dasselbe erheben, daß wir vermeiden, was es untersagt, und thun, wofür es uns in Anspruch nimmt. Sein heiliger Wandel dringt sich uns als Vorschrift für den unsrigen auf, theilt sich mehr und mehr dem unsrigen mit, ihn sich gleichförmig darzustellen. Da er in uns Wohnung nahm, ist unser alter Mensch

mit ihm gekreuzigt worden und ein neuer mit ihm auferstanden, welcher zur Ehre Gottes lebt, und täglich ziehet er uns, durch die Reue über die Sünden, die wir uns haben zu Schulden kommen lassen, welche er in uns wirkt, in sein Leiden und Sterben hinein, auf daß wir auch täglich zu einem neuen Leben mit ihm auferstehen. Wir wissen und fühlen uns, indem er die Früchte seines Leidens und Sterbens uns fort und fort aneignet, als solche, die durch ihn bei Gott in Gnaden stehen, und getrösten uns deß alle Wege, und sind eifrigst bemüht, unsern Beruf und unsre Erwählung zu befestigen, uns des Ehrenstandes, dem wir angehören, würdig zu zeigen, und ihn mit rühmlichen Werken zu zieren.

Nicht genug, daß Christus, wenn er in uns wohnet, sich bei uns wirksam erweist, er hat auch in dem Maße, in welchem er in uns wohnet, ein Leben in uns, wie Paulus an einem andern Orte sagt: nicht ich lebe, sondern Christus lebet in mir. Was wir unser Leben nennen, ist in seinem Wesentlichen nicht mehr unser Leben, sondern das Leben Christi in uns. Was in uns sieht, hört, fühlt, denkt, überlegt, Beschlüsse faßt, was durch uns redet und handelt, was in uns erniedrigt, gekränkt, verletzt, erhöhet, gefördert wird, was in uns sich betrübt und erfreut, was in uns zu- und abnimmt — es ist Christus, wie er selbst spricht: ich in ihnen, wie du

Vater in mir, bleibet in mir, auf daß ich in euch bleibe. Hat Chriſtus aber ein Leben in uns: ſo kann es nicht fehlen, daß er auch in uns eine Geſtalt habe, nämlich ſeine Geſtalt in der unſrigen, ſeine in die unſrige hinein- unſre der ſeinigen angebildet, ſeine Einfalt und Lauterkeit, ſeine Huld, Milde und Freundlichkeit, ſeine Gelaſſenheit und Demuth, ſeine Wahrheit und Treue in der Eigenthümlichkeit unſers Weſens, ſo weit ſich dieſe damit vereinigen läßt, daß Jeder, in welchem Chriſtus wohnt, ſein Bild auf beſondere Weiſe und in beſonderem Ausdrucke an ſich darſtellt, und nichts in uns noch an uns iſt, was Chriſtum verleugnet, nichts in uns noch an uns, was nicht, wenn auch in mangelhafter Art, ihm gleichförmig wäre, was nicht wenigſtens einen Zug hätte, an welchem er erkannt wird.

Die Geſtalt Chriſti iſt die reinſte und edelſte, die unter Menſchen angetroffen wird, ja die reinſte und edelſte, die nur irgend gedacht werden kann — die Geſtalt Chriſti an einer menſchlichen Seele dieſer Seele Verklärung. Sie zeigt uns, ſelbſt da, wo ſie in körperlicher Mißgeſtalt hervortritt, das Höchſte der Schönheit, indem ſie über dieſe einen Schimmer verbreitet, der uns das Entſtellende kaum noch bemerken läßt.

Chriſtus ſoll in unſern Herzen wohnen, und er will es. All ſein Denken für uns und an uns gehet dahin,

daß er ſich eine Wohnung in uns bereite. Siehe, ſpricht er, ich ſtehe vor der Thür und klopfe an, ſo Jemand meine Stimme hören wird und dieſelbe aufthun, zu dem werde ich eingehen, und das Abendmahl mit ihm halten, und er mit mir — die Thüre aber iſt die, welche in unſer Herz führt — wer mich liebt, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen, und Wohnung bei ihm machen.

Wohnet Chriſtus in deinem Herzen: dann kannſt du niedrig ſein und hoch ſein, Ueberfluß haben und Mangel leiden, und vermagſt alles durch ihn, der dich mächtig macht. Du begehreſt als wünſchteſt du kaum; du beſitzeſt, als hätteſt du nicht; du verliereſt, als ob dir nichts genommen würde; du entbehreſt, ohne etwas zu vermiſſen; du arbeiteſt eifrig, angeſtrengt, und weißt dabei von keiner Plage. Das erhitzte Treiben der Welt, die um das eitle Gut ſich abmühet, iſt dir fremd. Du haſt deine Sorgen und kenneſt keine Beſorgniß. Du biſt auf deiner Huth und bleibſt frei von Angſt. Du biſt arm, und kannſt doch viele reich machen. Du haſt Trübſal, und fühlſt dich allezeit fröhlich. Du ſtirbſt täglich, und erfreueſt dich des friſcheſten und kräftigſten Lebens. Du wirſt unabläſſig angefochten, und ſteheſt immer feſt. Man beugt dich nieder, und du hältſt dich

fort und fort aufrecht. Man überhäuft dich mit Schmach, und du glänzeſt in Ehren. Mit Chriſto wohnet in dir ſein Friede, der Friede Gottes, welcher höher iſt als alle Vernunft, es wohnet in dir eine heilige Stille, feiernd, wartend, hoffend, in die von dem Getöſe der Welt, von den Kämpfen der Leidenſchaft und von dem Streite, den du ſelbſt zu führen haſt, nichts hereinbricht, und die durch keinen Wechſel der Dinge geſtört werden kann.

In dem Maße, in welchem Chriſtus in uns wohnt, ſind wir ſtark an dem inwendigen Menſchen. Nur durch ihn und in der Kraft ſeiner Stärke können wir an dem innern Menſchen ſtark ſein. Wohnt er nicht in uns: ſo können wir wohl ſtark ſein an dem äußern, nicht aber an dem innern Menſchen, welcher allein der wahre Menſch und bei welchem allein die wahre Stärke zu ſuch n iſt; an dem innern findet ſich nichts als Ohnmacht, und was die Welt als Stärke an uns preiſt, iſt nichts anders, als die Macht des äußern Menſchen über den innern. Wohnet aber Chriſtus in uns: ſo ſind wir ſtark auch gegen den äußern Menſchen, ſtark das eigene Herz und in demſelben die Welt zu überwinden.

Chriſtus ſoll und will in deinem Herzen wohnen. Wohnt er wirklich darin? Etwas muß darin wohnen; denn das Herz kann nicht leer ſein, ſo lange es ſchlägt.

Wohnet nicht Chriſtus darin: ſo wohnet darin etwas Anderes. Was iſt dieſes Andere? Iſt es irdiſches Beſitzthum, Ehre bei den Menſchen, die Zerſtreuung, die Weltluſt, tägliches Wohlleben, Kleiderpracht, Glanz der Umgebung, ein Menſch, dem du in der Bethörung der Sinne deine Neigung zugewendet haſt? Haſt du bei dieſen Dingen gefunden — wirſt du bei ihnen finden, was du ſucheſt? werden ſie dir geben, was ſie dir vorſpiegeln? gewiß nicht zum kleinſten Theile, wenn ſie nicht gar dir mehr Noth und Pein bereiten, als ſie dir Ergötzen gewähren. Und möchteſt du bei ihnen finden, was du ſucheſt, möchten ſie dir geben, was ſie dir vorſpiegeln im volleſten Maße: zu dem, was das Vornehmſte iſt, zu dem Frieden der Seele werden ſie dir nimmer verhelfen können, zum Frieden der Seele werden ſie dich nie gelangen laſſen, Unruhe über Unruhe, Zerwürfniß über Zerwürfniß werden ſie dir zu Wege bringen. Und könnten ſie auch zu dieſem dir verhelfen: wirſt du ſie immer behalten, dich ihrer immer erfreuen können? Ach, nur kurze Zeit. Wie nun dann, wann dieſe Zeit vorüber iſt?

Aber weil dieſes Andere, was es auch ſei, in deinem Herzen wohnet, darum kann Chriſtus nicht ſich darin Wohnung nehmen: denn es iſt ihm entgegen, es ziehet von ihm ab. Und wäre es an ſich nicht ihm entgegen,

und zöge es nicht von ihm ab: er will das ganze Herz ausfüllen, weshalb er nichts neben ſich haben, und nur das mit ihm in Einem Herzen wohnen kann, was er in ſich faßt oder an ſich herangezogen, geheiligt und mit ſich vereinigt hat, und was darum nicht als etwas von ihm Verſchiedenes, ſondern als etwas zu ihm Gehörendes anzuſehen iſt, das man liebt, weil man ihn liebt.

Wie nun, fragſt du vielleicht — o möchteſt du das fragen! — wie räume ich das Andere hinweg? es hat ſich bei mir feſtgeſetzt, es hat mir das Herz dahin genommen, es iſt mir zu mächtig geworden, ich habe auf alle Weiſe verſucht, mich davon zu befreien, aber alle meine Bemühungen ſind vergeblich geweſen, nicht einmal den rechten Willen dazu habe ich gewinnen können. Man glaubt dir dies gern; auch alle Verſuche, die du noch machen möchteſt, werden vergeblich ſein. Du kannſt es nicht hinwegräumen, du ſollſt es auch nicht hinwegräumen. Chriſtus wird es hinwegräumen, ſobald du ihn einläſſeſt, er wird aus deinem Herzen austreiben, was keine Stätte neben ihm haben darf, wenn er erſt eine Gewalt über daſſelbe erlangt hat. Möchteſt du ihn einlaſſen!

Wie das geſchehe? Es geſchieht durch den Glauben, wie Paulus in den Worten anzeigt: Chriſtum zu wohnen durch den Glauben in euern Herzen. Nur durch deinen Glauben an ihn kann Chriſtus mit dir in Gemeinſchaft kommen, und du mußt ihm fern bleiben, ſo lange du dieſen Glauben nicht haſt. Nur ſo viel von ihm kannſt du dir aneignen und in dich aufnehmen, als du von ihm glaubſt. Findeſt du nur Menſchliches in ihm: ſo kannſt du auch nur Menſchliches von ihm in dich aufnehmen — nicht das, was ein himmliſches Licht in der Seele anzündet, mit göttlicher Gewalt das Herz bewegt, die Leidenſchaft überwindet, den Willen ſich dienſtbar macht, das Gemüth mit unerſchütterlicher Zuverſicht erfüllt, und das ganze Leben nach ſich geſtaltet. Soll Chriſtus, als der göttliche Lehrer, das heilige Vorbild, der wahrhafte und einige Verſöhner der Menſchen mit Gott, dir immer und überall gegenwärtig ſein, in dir als eine Kraft ſich erweiſen, ſoll er als ſolcher dich beſeelen, treiben und regieren: ſo mußt du vor allem den göttlichen Lehrer, das heilige Vorbild, den, an welchem wir haben die Erlöſung durch ſein Blut, die Vergebung der Sünde, den, welcher uns von Gott gemacht iſt, zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlöſung, in ihm erkennen. Den kannſt du aber nicht in ihm erken-

nen, wenn du nicht den Sohn Gottes in ihm erkennſt. Der Sohn Gottes allein kann uns über des Vaters Weſen und Sinn, Rath und Willen einen vollkommnen Unterricht ertheilen, er allein einen in allen Stücken vollkommnen Wandel führen, und eine fleckenreine und mängelfreie Tugend an ſich darſtellen, er allein vermochte, mit ſeinem Blute in das Heilige einzugehen, und die ewige Verſöhnung zu ſtiften. Einen ſolchen Hohenprieſter, ſagt die Schrift, ſollten wir haben, der da wäre heilig, unſchuldig, von Sündern abgeſondert und höher denn der Himmel iſt.

Doch nicht genug, daß dein Verſtand in ihm den göttlichen Lehrer, das heilige Vorbild, den wahrhaftigen und ewigen Verſöhner, den Sohn Gottes erkenne, auch dein Herz muß dieſes alles in ihm erkennen. Dein Herz muß in ihm den Sohn Gottes, den göttlichen Lehrer, das heilige Vorbild, den wahrhaftigen und ewigen Verſöhner gefunden haben, bevor er in demſelben Wohnung machen kann. Es gilt einen Glauben, der, mit allem, was er in ſich faßt, des Herzens mächtig geworden, daſſelbe in ſeiner Tiefe bewegt, in demſelben die ſtärkſten Antriebe erzeugt, und aus demſelben hinwegdrängt, was Chriſto entgegenſtrebt, einen Glauben, der vor der Herrlichkeit des Sohnes Gottes in Ehrfurcht ſich beuget, der, von der Wahrheit ſeines Wor-

tes, der Heiligkeit seines Gebotes, der Lauterkeit seines Sinnes, der Vollkommenheit seines Wandels durchdrungen, nichts Größeres kennt, als Christi Wort bewahren, Christi Gebot erfüllen, Christo in seinem Sinne und Wandel ähnlich werden, einen Glauben, der das Verdienst seines Leidens und Sterbens ergriffen und sich zugeeignet, und, in unbegrenzter Dankbarkeit für das, was er gethan, geduldet und erworben, ihm das Herz dahin gegeben, einen Glauben, der sich mit dem ganzen innern Menschen in den ganzen Christus hinein gelebt hat, den ganzen Christus umfangen hält, und mit ihm eins geworden ist.

Solchem Glauben — es ist der, den wir den lebendigen, den Glauben des Herzens nennen — kann Christus sich nicht versagen. Solcher Glaube ziehet in uns hinein, nachdem er ihm eine Stätte bei uns bereitet hat. In solchem Glauben haben wir ihn selbst, kräftig wirksam, das Leben unsers Lebens, immer mehr nach sich unser Wesen verklärend von einer Klarheit zu der andern. Nimmer aber wird Christus in dir wohnen können, so lange du ohne diesen lebendigen Glauben bist, wie willig du auch allem beitretest, was die Kirche von ihm verkündiget, wie große Dinge auch du von ihm bekennest und rühmest, wie tief auch du dich selbst herabsetzest, wie unbedingt auch du auf dich

ſelbſt verzichteſt, wie laut auch und wie nachdrücklich du ausſprecheſt, wie oft auch du wiederholeſt, daß nur durch ihn dem Menſchen könne geholfen werden.

Mußt du geſtehen, daß dieſer lebendige Glaube der deinige noch nicht ſei: ſo trachte eifrigſt, ihn zu gewinnen; mit ihm gewinneſt du Chriſtum, mit welchem es fröhlich durch das Leben und fröhlich durch das Sterben geht zu den leuchtenden Wohnungen in dem Hauſe ſeines Vaters, wo er den Seinigen die Stätte bereitet hat.

Merke, das Herz ſoll Chriſtum finden, als den Sohn Gottes, den göttlichen Lehrer, das heilige Vorbild, den einigen Verſöhner. Das iſt die Aufgabe. Wie löſeſt du ſie? Damit dein Herz den Sohn Gottes in ihm finde, iſt nöthig, daß du die Worte, die er geredet, die Wunderthaten, die er vollbracht, die Wunderwerke, die an ihm geſchehen ſind, das Leben, das er geführt, und das Ende, mit welchem er daſſelbe beſchloſſen hat, recht andächtig betrachteſt. Damit dein Herz den untrüglichen Lehrer, das heilige Vorbild, den Verſöhner der Menſchen mit Gott in ihm finde, iſt nöthig, daß du in ſorgfältiger Erwägung deines Seelenzuſtandes inne werdeſt, wie ſehr du eines Helfers bedarfſt, der dich in deinen wichtigſten Angelegenheiten göttlich unter-

weiſe, dich von Irrthümern befreie, und dir überall den Weg zeige, auf welchem du zu deinem Heile gelangen kannſt, der deiner Sünden Schuld, welche groß iſt bis an den Himmel, und von der du ſelbſt nicht das Geringſte abzutragen vermagſt, tilge, das ewige Verderben, dem du verfallen biſt, von dir abwende, und dich der Gnade Gottes wieder theilhaftig mache, von der Macht der Sünde, der du ſelbſt dich nicht entziehen kannſt, dich befreie, und dich in den Stand ſetze, die Gebote Gottes zu erfüllen, wozu du die Kraft nicht beſitzeſt, der in dir die Schrecken des Todes überwinde und dich des ewigen Lebens verſichere, und dann ſeheſt, wie er dieſer Helfer dir ſein kann und ſein will, und die Hülfe recht in das Auge faſſeſt, welche er in ſeinem Wort, in ſeinem Wandel, in ſeinem Leiden, Sterben und Auferſtehen dir darbietet. Kannſt du das thun: dann wird auch bei dir Chriſtus bald die Stätte finden, wo er wohnen und ſich kräftig erweiſen kann.

Wohnet Chriſtus bereits in deinem Herzen: ſo ſorge, daß er nicht daraus weiche; du weißt, was du damit einbüßen würdeſt. Er wohnt in deinem Herzen durch den Glauben, und muß daraus weichen, wenn dein Glaube aufhört, ein lebendiger zu ſein. Er wird aber bald aufhören, ein lebendiger zu ſein, wenn du, der Welt dich zuwendend, dich den Dingen, welche dem

Glauben Nahrung geben, entziehest. Sorge, daß dein Glaube ein lebendiger bleibe. Er kann und ſoll noch wirkſamer in dir wohnen, noch mehr dich durchdringen, noch weiter ſeine Geſtalt in dir ausbilden. Es wird geſchehen, wenn der lebendige Glaube in dir zunimmt. Sorge, daß er in dir wachſe ohne Aufhören. Die Mittel bieten ſich dir dar in dem göttlichen Worte, in Chriſti Nachtmahle, im inbrünſtigen Gebete und im Umgange mit glaubenskräftigen Menſchen. Gebrauche ſie eifrig. Das wird Gott ſegnen, daß mit jedem Tage der Glaube in dir gewiſſer, ſtärker und freudiger, mit jedem Tage Chriſtus in dir mächtiger und herrlicher werde.

---

## 3.

### Gegründet und gewurzelt in der Liebe.

Davon, daß Chriſtus durch den Glauben in unſern Herzen wohnt, iſt unzertrennlich, was Paulus weiter nennt: das Gegründet und Eingewurzelt ſein in der Liebe.

Wir haben hier zunächſt zu denken an die Liebe zu Chriſto.

Alles, was nur irgend mit heiliger Liebe geliebt werden kann, iſt bei Chriſto, und zwar in der höchſten

Reinheit und Vollendung anzutreffen. Du haſt es in ihm gefunden, nicht blos deine Gedanken, auch deine Gefühle haben es in ihm gefunden, du haſt es anerkannt, du biſt davon mächtig bewegt worden, und wirſt immerfort von neuem davon bewegt, wenn er durch den Glauben in deinem Herzen wohnt. Dabei kann es nicht fehlen, daß du ihn liebeſt. Wie könnteſt du, durch ſein Wohnen in deinem Herzen ihm vertraut geworden, dieſe Einfalt und Klarheit des Geiſtes, dieſe durch nichts zu trübende Lauterkeit der Geſinnung und des Wandels, dieſe Anmuth und Holdſeligkeit der Rede, dieſe ungefärbte Herzensdemuth, dieſe Milde und Freundlichkeit, dieſe unwandelbare Gleichmüthigkeit und Beſonnenheit, dieſe ſtille Gelaſſenheit unter den bitterſten Leiden, dieſe freudige Ergebung in den Willen Gottes, dieſe heitere Gemüthsruhe, dieſes Aufgeben alles deſſen, was der Menſch für ſich ſucht, dieſes ungetheilte Leben für Gott und die Menſchen betrachten, ohne daß es dich zu ihm hinziehe? wie könnteſt du damit dich täglich beſchäftigen — und du beſchäftigeſt dich ja damit täglich, ſo gewiß Chriſtus in deinem Herzen wohnet — ohne daß dadurch die Liebe zu ihm bei dir erhöhet würde? Du ſieheſt nichts an ihm und höreſt nichts aus ſeinem Munde — denn du ſieheſt mit dem Auge und höreſt mit dem Ohr des Glaubens —

das nicht geeignet wäre, Liebe zu ihm einzuflößen, das nicht Liebe zu ihm einflößen müßte. Und da du, täglich mit ihm dich beſchäftigend, täglich etwas ſieheſt, das du bisher überſehen, etwas höreſt, das du bisher überhört hatteſt: ſo muß ja auch dadurch deine Liebe täglich neuen Zuwachs erhalten, und es muß bald dahin kommen, daß er dir über alles geht, und du alles, was bei dir ſonſt noch Gegenſtand einer lautern Zuneigung iſt, in die Liebe, die du zu ihm haſt, aufnimmſt.

Keine vortreffliche Eigenſchaft übt eine ſo große Gewalt an unſerm Herzen, als die Liebe. Könnteſt du jeder andern mit Gleichgültigkeit begegnen, bei jeder andern auf ein kaltes Lob dich beſchränken: der Liebe kannſt du deine Liebe nicht verſagen. Wo die Liebe redet, wäre auch ihr Wort an dich nicht gerichtet, für dich ohne alle Bedeutung, wo die Liebe handelt, möchte auch ihre That dir ganz fremd ſein, auf keine Weiſe dir zu Gute kommen, da erwärmt ſich in Liebe dein Herz. Bei Chriſto iſt alles, was er ſagt und was er thut, von Liebe beſeelt; der Odem der Liebe wehet dich an, ſo oft du in ſeiner Nähe verweileſt, ſeines Wohnens in deinem Herzen inne wirſt. Die Liebe ſelbſt ſtellt ſich dir dar, ſo oft auf ihm deine Blicke ruhen. Die Liebe ſelbſt giebt in ihm ſich dir zu lieben; wie möchteſt du widerſtehen?

Und dieſe Liebe iſt dir nicht fremd, du biſt in ſie eingeſchloſſen. Sie hat für dich gezittert und gezagt, vor Richterſtühlen geſtanden, ſich verurtheilen, höhnen, ſchlagen, geißeln, kreuzigen laſſen. Dieſer Liebe verdankeſt du, daß Gottes heiliger Zorn von dir abgewendet, der Fluch und die Verdammniß von dir hinweggenommen worden, daß du der Gnade Gottes und der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit dich rühmen kannſt. Wie ſollte nicht, indem du erwägeſt, was ſie für dich gethan und erduldet, wovon ſie dich befreit und was ſie dir erworben hat, die heißeſte Gegenliebe in dir entzündet werden?

Wie möchte aber auch Chriſtus dir immer und unter allen Umſtänden gegenwärtig ſein, ſich an dir wirkſam erweiſen, in dir ein Leben haben, in dir ſeine Geſtalt ausprägen, worin ja ſein Wohnen im Herzen ſich kund macht, wenn nicht ſchon die erſten Anfänge des lebendigen Glaubens an ihn ihm deine Liebe gewonnen hätten? Zu einem rechten Wohnen Chriſti im Herzen durch den Glauben an ihn kann es nicht anders kommen, als mittelſt der Liebe zu ihm, die aus dieſem Glauben hervorgeht, ſobald er lebendig geworden iſt.

Aus der Liebe zu Chriſto fließet die Liebe zu Gott.

Wir können Gott nicht anders lieben, als durch Chriſtum und in Chriſto. Nein, den Gott, deſſen Abſichten ich entgegen gehandelt, deſſen Gebote ich mit Gedanken, Worten und Werken übertreten, in deſſen Reiche ich vielfältig Schaden und Verderben angerichtet, deſſen Kinder ich verletzt und betrübt habe, deſſen Heiligkeit ſich von mir abwenden, deſſen Gerechtigkeit ſchwere Strafen über mich verhängen muß, würde ich nicht lieben, ich würde nur ihn fürchten können, ich würde vor ihm fliehen, ich würde mich vor ihm verbergen, ſo ich könnte, wenn ich nicht durch Chriſtum mich mit ihm verſöhnet wüßte. Durch dich, Herr, iſt es bewirkt worden, da du dein Blut für mich vergoſſen und am Kreuzesſtamme meine Schuld getragen, und mich alles deſſen, was auf mir laſtete, entledigt haſt, daß ich nicht mehr erſchrecken darf, ſondern in kindlicher Zuverſicht und mit frohen Wallungen zu ihm als meinem huldreichen Vater hinaufblicken darf.

Aber auch nachdem ich mich durch Chriſtum mit Gott verſöhnet weiß, kann ich ihn an ſich ſelbſt nicht lieben. Er iſt mir zu wenig gleich, er iſt zu weit über mich erhaben, er ſtehet mir zu fern, als daß ich ihn lieben könnte. In Chriſto hat er ſich zu mir herabgelaſſen, iſt er mir nahe getreten, daß mein Herz ihn erreichen kann. Was ich lieben ſoll, muß ich mit meinen

Gedanken umfaſſen können. Den Unendlichen umfaßt kein Gedanke. In Chriſto hat er ſich den Bedingungen endlicher Naturen unterworfen. Was ich lieben ſoll, muß ich ſehen, oder doch in einem Bilde mir vorſtellen können. Gott ſehe ich nicht, die Himmel, die Engelfürſten ſehen ihn nicht, und in allen Räumen ſeiner Schöpfung findet ſich nichts, das geeignet wäre, ihn nur einigermaßen abzubilden. In Chriſto, ſeinem Sohne, welcher iſt der Abglanz ſeiner Herrlichkeit, das Ebenbild ſeines Weſens, iſt er mir ſichtbar geworden. In Chriſto, dem Sohne, in welchem er ſich mir geoffenbaret hat, kann ich den Vater lieben, und ich liebe den Vater, wenn ich den Sohn liebe.

Liebe ich in Chriſto den, der mich geliebt und ſich ſelbſt für mich gegeben hat: wie ſollte ich nicht auch in dem Vater den lieben, deſſen Liebe den Rathſchluß, mich ſündigen Menſchen von dem Verderben, dem ich anheim gefallen war, zu erretten, gefaßt, und um meinetwillen des eingebornen Sohnes nicht verſchonet hat? Die erlöſende, heiligende und ſeligmachende Liebe iſt zugleich und in gleichem Maße Liebe des Vaters und des Sohnes, und wie in dem Sohne, ſo erkenne ich auch in dem Vater meinen Heiland, dem in unbegränzter Dankbarkeit mein Herz angehören muß.

Gott lieben heißt: in ihm ein Gut, ein großes

Gut erkennen und empfinden. Liebſt du Gott: ſo haſt du eine Freude an ihm, wie der Freund an dem Freunde ſeines Herzens, das Kind an dem Vater und der Mutter eine Freude hat. Du haſt dieſe Freude an ihm ſelbſt, als dem Inbegriffe aller Wahrheit, Schönheit und Vollkommenheit, dem Inbegriffe alles deſſen, was wir mit reinem Wohlgefallen betrachten, an ihm, dem Heiligen und Gnädigen, dem Barmherzigen und Getreuen, dem Allgenügſamen und allein Seligen, aus deſſen unerſchöpflicher Fülle ohne Aufhören die edelſten Güter ſich ergießen, der dich je und je geliebt, in deinem Jammerſtande ſich deiner erbarmt und dir den Erlöſer gegeben, der von Jugend auf ſich deiner angenommen, dich gehütet und geleitet, das Uebel von dir abgewendet, den Weg deines Heiles dich gelehrt und dich mit Wohlthaten jeder Art überſchüttet hat, der immerfort dir nahe legt, was zu deinem Frieden dient. Du haſt deine Freude an allem, was von ihm herrührt und an ihn erinnert. Du haſt deine Freude an den Worten ſeines Mundes, nicht blos an denen, die für dich einen ſüßen Klang haben, ſondern auch an denen, die Ernſtes dir vorhalten, die, mahnend, ſtrafend, auf dich eindringen, weil es ſeine Worte ſind. Du haſt deine Freude an ſeinen Werken, nicht blos an denen, die deinen Sinnen ſchmeicheln oder dir

zum Nutzen gereichen, ſondern auch an denen, die in ihrer Beſchaffenheit dir mißfallen, die dich mit Schaden bedrohen, weil er ſie hervorgebracht. Du haſt deine Freude an den Wegen, auf welchen er die Menſchen, auf welchen er dich führt, nicht blos an denen, die du verſteheſt und die deinen Wünſchen zuſagen, ſondern auch an den dir unbegreiflichen, unbequemen, widerwärtigen, weil er ſie erwählet hat. Du haſt deine Freude hieran, wie der Menſch der Welt an dem ſich ergötzt, was dieſe ihm darbietet.

Es iſt deines Herzens Luſt, an ihn zu denken, ſein Wort zu erwägen, ſeine Werke zu betrachten, ſeinen Wegen nachzuforſchen, ſeinen Namen zu preiſen, daß du mit David ſagen magſt: wenn ich mich niederlege, denke ich an dich, wenn ich erwache, rede ich von dir, es iſt ein köſtlich Ding, dem Herrn danken, und lobſingen deinem Namen, du Höchſter. Du läßt mich fröhlich ſingen von deinen Werken, und ich rühme die Geſchäfte deiner Hände. Es iſt deine Luſt, dich mit ihm zu unterreden, wie diejenigen, deren Sinn auf das Eitle geſtellt iſt, ſich an dem Geſpräche mit ihren Freunden vergnügen, und es drängt dich, ihm zu offenbaren, wovon dein Herz ſich bewegt fühlt. Du ſehneſt dich, ihm noch näher zu kommen, ihn dir noch mehr aneignen, dich noch inniger mit ihm vereinigen

zu können, wie es im zwei und vierzigſten Pſalm heißt: meine Seele dürſtet nach Gott, dem lebendigen Gott, wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angeſicht ſchaue? Immer und überall möchteſt du ihn bei dir haben, deinem Bewußtſein völlig gegenwärtig, dein deutlichſtes Denken, dein lebhafteſtes Empfinden, und es frohlocket in dir, wenn du von dem, was dich auf einige Zeit von ihm abgezogen hatte, ihm wieder zueilen kannſt. Mit freudigem Gemüthe vollbringſt du ſeinen Willen — auch da, wo er das Beſchwerlichſte von dir fordert, auch da, wo er deinen ſtärkſten Neigungen zuwiderläuft, weil du dich dadurch von deiner innigen Gemeinſchaft mit ihm in noch höherem Grade verſicherſt, weil du ſeinen Willen zu dem deinigen gemacht haſt, und forſcheſt nach ſeinem Willen, wo er dir unbekannt iſt, um ihn vollbringen zu können. Das iſt die Liebe zu Gott, ſpricht Johannes, daß wir ſeine Gebote halten, und ſeine Gebote ſind nicht ſchwer, für den nämlich ſind ſie nicht ſchwer, der zu Gott Liebe hat.

Kann der Gedanke an Gott dein Inneres nicht erwärmen, keine frohe Wallung in dir hervorrufen, gehören ſeine Worte, ſeine Werke, ſeine Wege zu den dir gleichgültigen Dingen, iſt es dir zuwider, dich mit ihm zu beſchäftigen, vermagſt du nicht aus voller Bruſt in die Lobgeſänge, die ihn verherrlichen, einzuſtimmen, haſt

du ihm niemals etwas mitzutheilen, hegeſt du gar kein dauf ihn gerichtetes Verlangen, zeigeſt du dich unbekümmert um das, was er geboten hat, oder thuſt du zwar, was er von dir fordert, aber mit Unwillen und Widerſtreben, weil du es nicht unterlaſſen kannſt, ohne dir Unheil zu bereiten: o, wie weit biſt du noch davon entfernt, Gott zu lieben!

Ueber alles ſollen wir Gott lieben. Nicht blos ein koſtbares, ſondern das höchſte Gut der Seele ſollen wir in ihm erkennen und empfinden, nicht blos unſre Freude, unſre höchſte Freude ſoll er ſein, das Leben unſers Lebens. Wir ſollen ihn lieben ungetheilt, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe, wie Aſſaph ſpricht: wenn ich nur dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde. Alle unſre Neigungen ſollen ihn zum Gegenſtande haben, alle unſre Gedanken und Gefühle auf ihn ſich beziehen. Wir ſollen ihn allein an ſich ſelbſt lieben, jedes Andere aber, das wir auch lieben, darum, weil wir ihn lieben. Wir ſollen nichts neben ihm lieben, ſondern alles Andere, wie es in ihm befaßt iſt, oder er es mit ſich vereinigt hat. Wir ſollen ihn lieben aus allen Kräften, das heißt, wie wir nur irgend zu lieben vermögen, mit den ſtärkſten Gefühlen, deren wir fähig ſind, mit dem feurigſten Verlangen, mit der entſchiedenſten und völligſten Dahingebung.

Die Liebe zu Gott muß in der Liebe zu den Menſchen ſich bewähren. Die wahre, lautre Menſchenliebe hat ihren Urſprung in der Gottesliebe; nur in dem Maße, in welchem wir Gott lieben, ſind wir fähig, die Menſchen zu lieben.

Meineſt du Menſchenliebe zu beſitzen? Worauf gründeſt du dieſe Meinung? Darauf, daß ihre Noth dir Mitleid erregt, und dieſes Mitleid dich treibt, ihr abzuhelfen? Das beweiſet wohl für dein weiches Herz, aber noch nicht für deine Liebe. Die Liebe hat das Mitleid immer bei ſich, du hätteſt gewiß keine Liebe, wenn die Noth deines Nächſten dir nicht zu Herzen ginge, und je mehr du einen Menſchen liebſt, deſto ſtärker wirſt du von dem Leid, das ihn betroffen hat, bewegt werden. Aber das Mitleid kann auch ohne Liebe vorhanden ſein, und du kannſt Mitleid haben mit Menſchen, die dir völlig gleichgültig, ja ſogar mit ſolchen, die dir verhaßt ſind, du könnteſt mit jedem, der die menſchliche Geſtalt trägt, Mitleid haben, ohne einen einzigen zu lieben.

Was wir lieben, das hat einen Werth für uns. Worin beſtehet nun der Werth, den deine Nebenmenſchen für dich haben? Darin, daß du in ihnen deines Gleichen erblickſt, daß du dich an ſie anſchließen, mit ihnen verkehren kannſt, daß ſie im Stande ſind, dir

Dienſte zu leiſten, und du mancherlei Dienſte von ihnen empfängſt? Das mag ihnen bei dir eine Zuneigung zu Wege bringen, das mag auch zu deiner Liebe mitwirken; iſt es aber das allein, was ihnen für dich einen Werth gibt: ſo rühme dich nicht, ſie zu lieben. Was du für ſie empfindeſt, gehört einer feinern Eigenſucht an, du liebſt nicht ſie, ſondern in ihnen dich ſelbſt, dasjenige, was von dir an ihnen ſich ſpiegelt, die Annehmlichkeiten, die ſie dir gewähren, die Vortheile, zu denen ſie dir verhelfen.

Was in der wahren Liebe dem Menſchen den Werth gibt, das iſt das Ebenbild Gottes an ihm, der Werth, den er in den Augen Gottes hat, die Beſtimmung, die Gott ihm angewieſen, das Heil, das Gott ihm zugedacht, die Sorge, die Gott für ihn trägt. Wie möchteſt du die Menſchen lieben können, wenn dein Herz von Gott abgewendet iſt? Liebſt du ſie mit lauterer Liebe: ſo liebſt du Gott in ihnen, und ſie darum, weil du Gott liebſt. So gewiß du aber Gott liebſt, ſo gewiß wirſt du auch deinen Nächſten lieben, da er göttlichen Geſchlechtes iſt, göttliches Weſen in ſich hat, da Gott ihn ſo hochgeſtellt, ihn zum ewigen Leben erſchaffen, ſich mit ihm in ſo nahe Beziehung geſetzt hat. Du liebſt ihn, weil Gott ihn liebt, in allen ſeinen Angelegenheiten ihn beachtet, ihn bei allen Fügungen ſei-

ner Weltregierung ſein Augenmerk ſein läßt, zu ſeinem Beſten alle Dinge lenket, ſo Großes für ihn gethan und noch thut, für ihn ſeinen Sohn dahin gegeben, der Einwirkungen ſeines Geiſtes ihn würdigt, ja zum Tempel ſeines Geiſtes ihn erſehen. Es iſt nicht möglich, daß du Gott liebeſt, ohne die Menſchen zu lieben. So Jemand ſpricht, ſagt Johannes, ich liebe Gott und haſſet ſeinen Bruder (d.h. zu ſeinem Bruder keine Liebe hat), der iſt ein Lügner; denn wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht ſiehet? Es iſt nur eine und dieſelbe Liebe, mit der man Gott und den Nächſten, und im beſſern Sinne auch ſich ſelbſt liebt.

Liebſt du Gott: ſo liebſt du unter den Menſchen vorzugsweiſe diejenigen, an welchen ſein Ebenbild heller ſtrahlet, ſo wie diejenigen, welche ſeine heilige Ordnung oder ſeine beſondere Fügung näher mit dir verbunden hat, vorzugsweiſe alſo die Auserwählten, die wahren Gotteskinder, die, erneuert im Geiſte ihres Gemüthes, den neuen Menſchen angezogen, der nach Gott geſchaffen iſt, diejenigen, mit welchen du in der reinen und edeln Freundſchaft lebſt, welche durch Uebereinſtimmung in dem chriſtlichen Glauben, der chriſtlichen Geſinnung und Gemüthsart geſtiftet wird, den Gatten, den Gott dir zugeführt, die Gattin, die er dir beſchie-

den, die Kinder, die er an dein Herz gelegt, den Vater, die Mutter, die er dir erſehen, die Geſchwiſter, die er dir an die Seite gegeben, und die ſonſt noch durch Verwandtſchaft des Blutes dir nahe ſind, die Wohlthäter, durch die er dich geſegnet, die Obrigkeit, die er über dich geſetzt, die Genoſſen deines Stammes und Volkes. Aber Keinen kannſt du von deiner Liebe ausſchließen. Keiner, der nicht bei dir Theilnahme fände, keiner, deſſen du nicht in ſeiner Noth dich erbarmteſt, dem du nicht bereit wäreſt zu dienen, wie du die Mittel haſt, und wie ſich dir die Gelegenheit darbietet. Keiner, dem du nicht Schonung angedeihen ließeſt, keiner, dem du nicht mild und freundlich begegneteſt, keiner, deſſen Seelenheil dir nicht am Herzen läge, dem du nicht wünſchteſt, zu demſelben verhelfen zu können. Auch deinen Feind ſchließeſt du nicht aus, da ja dein himmliſcher Vater, den du liebeſt und dem du immer ähnlicher zu werden trachteſt, ſeine Sonne läßt aufgehen über Gute und Böſe, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Du ſegneſt, die dich fluchen, du thuſt wohl denen, die dich beleidigen, du bitteſt für die, die dich haſſen und verfolgen.

Das iſt die heilige Liebe, in der wir nach dem Wunſche des Apoſtels ſollen gegründet und eingewurzelt ſein, Gottesliebe in der Chriſtusliebe und Menſchen-

liebe in der Gottesliebe, die Liebe, in welcher, als dem Lebensgeiſte des neuen Menſchen, des Glaubens Herrlichkeit am ſtärkſten hervortritt, die Liebe, von welcher Johannes ſagt: wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm, und Paulus ſchreibt: nun aber bleiben dieſe drei: Glaube, Hoffnung und Liebe, die Liebe aber iſt die größte.

---

Merke nun wohl, unſer Apoſtel ſagt nicht, wie auf den erſten Blick das Natürliche zu ſein ſcheint: die Liebe in euch gegründet und eingewurzelt, ſondern er ſagt, was auf den erſten Blick befremden kann: ihr in der Liebe gegründet und eingewurzelt. Er wählt ſeinen Ausdruck mit Sorgfalt, den Anſpruch zu bezeichnen, welchen die Liebe an uns zu machen hat, nämlich nicht wir ſollen die Liebe, ſondern die Liebe ſoll uns haben, welches dann der Fall iſt, wenn ſie ſich unſer in dem Maße bemächtigt hat, daß nicht blos ſie die Herrſchaft über uns führt, ſondern wir ganz in derſelben begriffen ſind. Die Erkenntniß, der Glaube, die Demuth, die Treue, die Geduld ſollen im Menſchen, der Menſch aber ſoll, mit allem, was er iſt und was er hat, in der Liebe ſein, wo Johannes von Gott ſagt, nicht er habe Liebe, ſondern er ſei die Liebe.

Auch die bildlichen Worte: gegründet und eingewurzelt bezeichnen die Sache genau.

Wir ſollen in der Liebe gegründet ſein, das heißt, in ihr unſer Weſen, unſer Beſtehen und unſere innere Sicherheit haben. Wir ſind in der Liebe gegründet, wenn wir in ihr alſo ruhen, daß ſie uns trägt und unſere Kräfte zuſammenhält, wenn ſie an allem, was ſich in uns regt und von uns ausgeht, ſich bemerklich macht, alles, was ſich in uns regt und von uns ausgeht, von ihr die Geſtalt und Farbe hat. Biſt du in der Liebe gegründet: dann äußert die Liebe einen entſcheidenden Einfluß auf die Bildung deiner Meinungen und Anſichten; es iſt die Liebe, was in dir urtheilt und richtet; du freueſt und betrübeſt dich in der Liebe; die meiſten deiner Wünſche, Sorgen und Hoffnungen ſind von der Liebe dir eingegeben, an allem hat ſie ihren Antheil; du redeſt und ſchweigeſt, du thuſt und unterläſſeſt, wie die Liebe dich lehrt, und ordneſt jedes Beginnen nach Rückſichten, welche die Liebe dir vorſchreibt. Es iſt etwas Feſtes, ſich gleich Bleibendes in deinem Benehmen, etwas, woran man dich erkennt, und dieſes Feſte, ſich gleich Bleibende iſt durch die Liebe beſtimmt — es iſt eine Uebereinſtimmung in deinen Neigungen und Beſtrebungen, und dieſe Uebereinſtimmung iſt durch die Liebe hervorgebracht, du ſprichſt

und handelſt mit Zuverſicht, und dieſe Zuverſicht iſt von der Liebe dir eingeflößt worden.

In der Liebe gegründet leiſtet du den Anwandlungen der Verdroſſenheit und den Reizungen zur Sünde Widerſtand, überwindeſt du die ſtarke Begierde, vermeideſt, was dir unterſagt, vollbringſt, was dir befohlen iſt, und hältſt unter Beſchwerden und Drangſalen dich aufrecht in der Kraft, mit welcher die Liebe dich ausrüſtet.

In der Liebe ſollen wir ſein eingewurzelt, daß wir, tief in ſie eingedrungen, in ihr feſt ſtehen, nicht hin und her bewegt werden von wechſelnden Launen und Stimmungen, nicht wankend gemacht durch widerwärtige Ereigniſſe, durch Verkennung, Undank und liebloſe Begegnung von Seiten der Menſchen, wie der Baum in dem Lande feſt ſtehet, in welches ſeine Wurzeln tief eingedrungen ſind, und den Stürmen Trotz bietet, die durch ſeine Wipfel brauſen, daß die Zweige krachen.

In der Liebe ſollen wir ſein eingewurzelt, daß unſer inneres Leben aus ihr Nahrung ziehe, wie die Pflanze aus dem Boden, in welchem ſie ihre Wurzel hat. Von der Liebe muß unſer inneres Leben genährt werden, wenn es ein geſundes und kräftiges ſein ſoll. Empfängt es ſeine Nahrung nicht von der Liebe: ſo

empfängt es ſie von der Eigenſucht, was ihm nur zu Siechthum und Mißgeſtalt gedeihen kann. Dein Erkennen iſt nur dann ein menſchlich edles und ein fruchtbares, wenn es aus der Liebe erwachſen iſt, dein Fühlen nur dann ein reines und friſches, wenn es Kräfte der Liebe in ſich hat, dein Streben nur dann ein umfaſſendes und erſprießliches, wenn es von der Liebe getrieben wird. Zu allen Tugenden, auch zu denen, die unabhängig von der Liebe vorhanden ſein können, muß die Liebe mitwirken, damit ſie in der Geſtalt zum Vorſchein kommen, in welcher man ſie an Chriſto geſehen, und in welcher ſie bei den Chriſten gefunden werden ſollen. Du kannſt demüthig ſein ohne Liebe, indem du dich beſcheideſt, wie dir nicht gebühre, dich über irgend einen Menſchen zu erheben; aber recht demüthig biſt du erſt dann, wenn du dich auch deshalb nicht erhebeſt, weil du damit verletzen würdeſt. Du kannſt Sanfmuth beweiſen ohne Liebe, indem du dies für würdig und anſtändig erkennſt; aber ſanftmüthig, wie Chriſtus dich begehrt, biſt du erſt dann, wenn du an dich hältſt und dein Wort milderſt, auch um nicht zu betrüben. Du kannſt dein Kreuz in Geduld tragen ohne Liebe, indem du unter die weiſe und gnädige Fügung dich beugſt, die dir daſſelbe zu deinem Heile auflegt; aber geduldig im vollen Sinne biſt du erſt dann,

enn du es auch darum gern auf dich nimmſt, weil dir lles lieb iſt, was von Gott kommt. Du kannſt Nachcht üben ohne Liebe, indem du dies als billig anehſt, da du für deine Fehler Nachſicht begehreſt; aber riſtliche Nachſicht übſt du erſt dann, wenn der Fehler es Nächſten dich mehr dauert, als entrüſtet. In jeer Tugend des wahren Chriſten iſt das das Köſtlichſte, Wohlthuendſte und Preiswürdigſte, was von der Liebe r zugefloſſen. Nur in dem Maße, in welchem du on der Liebe in dich aufgenommen haſt, kann in deiem Gemüthe Stille ſein, und eine beſtändige Fröhlicheit kann nur durch die Liebe in dir unterhalten werden.

---

Gegründet und eingewurzelt ſollen wir ſein in der iebe. In ihr gegründet und eingewurzelt ſind wir uch ſtark an dem inwendigen Menſchen und reich in einer Stärke, und allein dadurch, daß er dich in die iebe hineinführt, kann der Glaube dich ſtark machen, ie er auch dadurch ſich als einen lebendigen erweiſt, ls einen ſolchen, durch welchen Chriſtus im Herzen ohnet.

Siehe das Ziel, welches unſere Gebete, unſere Berebungen und Kämpfe um den Glauben im Auge haen müſſen; es iſt das, daß wir durch denſelben in die eilige Liebe hineinkommen, in ihr gegründet und ein-

gewurzelt werden. Begehreſt du den Glauben ohne die Liebe, oder begehreſt du ihn nicht um der Liebe willen: ſo ſucheſt du etwas völlig Werthloſes, etwas, das dir nicht die geringſte Frucht tragen kann. Aber auch ohne den Glauben wirſt du nimmer in die Liebe hinein kommen. Nur das, was du von Chriſto glaubſt, kannſt du in ihm lieben, und nur in Chriſto kannſt du Gott, nur durch das, was an ihnen Gottes iſt, kannſt du die Menſchen lieben. Darum hüte dich eben ſo ſehr, den Glauben neben der Liebe gering zu achten, als ihn über die Liebe zu erheben.

Wie du aber in dem rechten Glauben, dem Glauben des Herzens zunimmſt, wird auch die Liebe deiner mehr und mehr mächtig werden, mehr und mehr dich umfangen und durchdringen, und mit den himmliſchen Gaben und Kräften, den Kräften des ewigen Lebens, dich erfüllen.

---

## 4.

## Der Segen.

Paulus macht den Epheſiern nun auch bemerklich, wozu er Gott bitte, daß Chriſtus durch den Glauben in ihren Herzen wohne und ſie in der Liebe ſeien gegründet und eingewurzelt, indem er hinzufügt: auf daß ihr begreifen möget mit allen Heiligen, wel-

ches da ſei die Breite und die Länge, die Höh. und die Tiefe, auch erkennen die alle Erkenntniß überſteigende Liebe Chriſti, auf daß ihr erfüllet werdet mit aller Gottesfülle.

Wovon ſollen ſie die Länge und die Breite, die Höhe und die Tiefe begreifen? Der Apoſtel hat es in den Gedanken, ohne es auszuſprechen. Es kann nur das ſein, wovon er eben in dieſem Kapitel redet. Er redet aber von den Anordnungen, die Gott getroffen hat, das von ihm abgefallene Menſchengeſchlecht mit ſich zu verſöhnen, und von neuem zu vereinigen und in ſeiner Gemeinſchaft ſelig zu machen, die wir mit dem Namen: göttliche Heilsanſtalt bezeichnen. Der Apoſtel nennt ſie: das Geheimniß Chriſti, welches nicht kund gethan iſt in den vorigen Zeiten den Menſchenkindern, als es nun geoffenbaret iſt, ſeinen heiligen Apoſteln und Propheten durch den Geiſt, den unausforſchlichen Reichthum Chriſti, das Geheimniß, das von der Welt her in Gott verborgen geweſen.

Die göttliche Heilsanſtalt hat eine Länge, ſowohl bei dem menſchlichen Geſchlechte, als bei dem einzelnen Menſchen.

Begründet in einem von Ewigkeit gefaßten Rathſchluſſe Gottes, beginnet ſie in der Wirklichkeit bei den

erſten Menſchen, und reichet durch alle Zeiten, die geweſen ſind und noch kommen werden, bis an der Welt Ende. Abrahams Erwählung, Moſes Sendung, Davids Regierung, das prophetiſche Wort, die Einrichtungen des alten Bundes, Iſraels Gefangenſchaft und Wiederkehr in das Land ſeiner Väter, das Erſcheinen Chriſti, mit welchem ſie in das Leben getreten, ſein Tod und ſeine Auferſtehung, die Ausgießung des Geiſtes, die Gründung und Ausbreitung der chriſtlichen Kirche, die Veränderungen, die in ihr ſich zugetragen, was ſeit der Erſcheinung Chriſti in den Weltreichen ſich begeben, unzählige Kämpfe, Niederlagen und Siege, die Fortſchritte der Wiſſenſchaften und Künſte, Umgeſtaltungen jeder Art in Verfaſſungen, Ordnungen und Sitten — das alles liegt auf ihrer Bahn, deren Ende kein menſchliches Auge abzuſehen vermag. So lange auf der Erde Menſchen wohnen, wird die göttliche Heilsanſtalt ſich auf derſelben wirkſam erweiſen.

Sie hat eine Länge bei dem einzelnen Menſchen. Kaum hatteſt du das Licht der Welt erblickt, als ſie ſchon an dich ſich wendete. Durch die Taufe hat ſie dich als den Ihrigen bezeichnet, dir ihre Weihe ertheilt, dir ihre Wohlthaten und Verheißungen zugeſichert. Sie hat Sorge getragen, daß du in ihrem Geiſte und für ihre Zwecke unterwieſen und erzogen würdeſt. Bei

deiner völligen Aufnahme in die chriſtliche Gemeinſchaft hat ſie deine Gelübde empfangen und ihren Segen über dich ausgeſprochen. Von da ab haſt du ihre Einwirkungen erfahren in allem, womit die chriſtliche Kirche ſich an dich gemacht, in der Schrift, die du geleſen, in den Feſten, die du mitgefeiert, in den Gottesdienſten denen du beigewohnt, in dem Sacramente, das ſie dir geſpendet, in den Lehren und Ermahnungen, die dir zu Theil geworden. Alle frohen und ſchmerzlichen Ereigniſſe, die dich betroffen, ſind ihr dienſtbar geweſen, und alles, was dir noch begegnen ſoll, wird ihr dienſtbar ſein. Bis an das Ende deines Lebens wird ſie dich begleiten; an dein Sterbebette wird ſie treten, dich zu erſchrecken oder zu tröſten, und dann ſich mit dir in die Ewigkeit verlieren.

Ihre Länge iſt nicht zu ermeſſen.

Die chriſtliche Heilsanſtalt hat auch eine Breite.

Ueber den ganzen Erdboden ſoll ihre Wirkſamkeit ſich erſtrecken. Durch dich, ſo lautet die Verheißung, welche Abraham gegeben wurde, ſollen alle Geſchlechter der Erde geſegnet werden. Mit denen, die nahe waren, ſollen die, welche fern waren, mit den Juden ſollen die Heiden (wie es Vers 6 heißt) einverleibt werden zu Miterben und Mitgenoſſen der Verheißung Gottes in Chriſto durch das Evangelium, und Paulus hat das

Amt empfangen (wie er Vers 8 ſchreibt), unter den Heiden zu verkündigen den unausforſchlichen Reichthum Chriſti. Ihr nächſtes Gebiet gehet ſo weit, als die chriſtliche Kirche vorgedrungen iſt. Die chriſtliche Kirche aber iſt beſtimmt, die ganze Menſchheit in ſich aufzunehmen, und wird ſie zu ihrer Zeit in ſich aufgenommen haben. Jetzt ſchon äußert die göttliche Heilsanſtalt einen Einfluß außerhalb der chriſtlichen Kirche. Faſt kein Volk der Erde, das nicht mit der Chriſtenwelt in Verbindung gekommen wäre, und dadurch manches an ſich gebracht hätte, was aus der göttlichen Heilsanſtalt gefloſſen iſt, Erkenntniſſe, Gefühle, Sitten, Denkweiſen, Geiſtesrichtungen. Auch die vernunftloſe Schöpfung iſt ihr nicht fremd. Das ängſtliche Harren der Kreatur wartet, wie der Apoſtel an einem andern Orte ſchreibt, auf die Offenbarung der Kinder Gottes, denn auch die Kreatur frei werden wird von dem Dienſte des vergänglichen Weſens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Nicht blos über den ganzen Erdboden ſoll ihr Wirken ſich erſtrecken, auch auf die unſichtbare Welt, die Engel am Throne, denen durch ſie Mitgenoſſen zugebildet werden, ſoll ſie ſich ausdehnen. Auf daß jetzt kund würde, heißt es im 10. Verſe unſers Kapitels, den Fürſtenthümern und Herrſchaften im Himmel, an der Gemeine, die mannichfaltige Weisheit Gottes.

Bei dem einzelnen Menſchen nimmt ſie nicht blos das Eine und Andere in Anſpruch, ſondern Alles, was in und an ihm iſt und zu ihm gehört — leiblich und geiſtig, und nichts darf ſich ihr entziehen. Alle Sünde, die du je begangen, mit Gedanken, Worten und Werken, alle, die du in deinem Herzen getragen, ſoll verſöhnt, alles, was an dir unrein iſt, ſoll geheiliget, alles, was an dir verwerflich iſt, ſoll hinweggethan, alles, was an dir ſchwach iſt, ſoll gekräftigt, alles, was an dir mangelhaft iſt, ſoll vervollkommnet werden. Dein Sehen und Hören, dein Empfinden und Denken, dein Streben, Wollen und Thun, was ſich nur irgend in dir regt, auch ohne von dir wahrgenommen zu werden, was nur irgend von dir ausgehet, auch ohne daß du es beabſichtigt hätteſt, was ſich noch in dir entwickeln, in dein Leben eintreten wird — das Geheimſte, Geringfügigſte, Zufälligſte nicht ausgenommen — begehrt ſie zu geſtalten.

Wie ihre Länge nicht zu ermeſſen, ſo iſt ihre Breite nicht zu umſchreiben.

Die göttliche Heilsanſtalt hat eine Höhe, aus der ſie ſtammt und zu der ſie erheben will.

Gott iſt ihr Ziel, zu Aehnlichkeit mit Gott will ſie bilden, und dadurch zur innigſten Gemeinſchaft mit ihm geſchickt machen. Du nenneſt Gott das Höchſte

— mit Recht. Aber kann dein Gedanke ihn in seiner Höhe erfassen? vermagst du zu sagen, wie weit dieselbe über alles Geschaffene emporsteigt?

Zu dieser Höhe wirst du niemals gelangen: denn du kannst nicht Gott sein. Aber es sind unzählbare Höhen zwischen ihm und der Stufe, auf welcher du stehest, die du, eine nach der andern ersteigen sollst, die sie dich hinanführen will. Vermagst du die höchste von diesen zu bezeichnen? Du vermagst kaum über diejenigen Auskunft zu geben, die nur um weniges über die Stufe, auf der du dich befindest, erhaben sind. Zum Himmel will sie sich mit dir hinaufschwingen. Weißt du, wie hoch der Himmel ist? Zu den höchsten Gütern will sie dir verhelfen. Bist du im Stande, von diesen dir eine genaue Vorstellung zu machen? Kannst du dich weiter über sie erklären, als eben dahin, daß sie die höchsten sind?

Wie ihre Länge nicht zu ermessen, ihre Breite nicht zu umschreiben ist, so ist ihre Höhe von dem Gedanken nicht zu erreichen.

Die göttliche Heilsanstalt hat eine Tiefe — nein, nicht Eine, sie hat mehr als Eine Tiefe.

Sie, die vom Himmel stammt, steigt in die Tiefe unsers Elendes hernieder, um sich da unsrer anzunehmen. Wie tief ist diese Tiefe! Das Tiefste ist die

Sünde, die das Elend ausgeboren hat — das Tiefſte, weil ſie am weiteſten von Gott, welcher das Höchſte iſt, abſteht. In dieſe Tiefe, wo nichts als Finſterniß und Grauen wohnt, läßt ſie ſich hinab, uns da zu erfaſſen. Die Tiefe deines Elendes, ſo weit du daſſelbe fühlſt, kennſt du wohl; aber auch die Tiefe der Noth, in welcher du dich befindeſt, ohne etwas davon wahrzunehmen und des Jammers, in welchen du durch die Sünde noch gerathen wirſt? Noch viel weniger kennſt du die Tiefe der Sünde. Und daß die göttliche Heilsanſtalt in dieſe Tiefe herabſteigt, dich aus derſelben heraufzuziehen, daß ſie aus dieſer Tiefe dich heraufziehen und zum Himmel erheben kann, verſteheſt du das?

Sie hat eine Tiefe, aus der ſie hervorgegangen. Das iſt die Liebe Gottes. Seine Liebe hat ihn bewogen, ſie allein konnte ihn bewegen, die Anſtalt zu errichten. Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben. Aber welch eine Liebe, die in dem, der ihre Gebote freventlich übertreten hat, ſie täglich freventlich übertritt, nur den Unglücklichen ſieht, die für den, der ſich ihr immer widerſetzt, ſie von ſich ſtößt, ſie beleidigt, das große Erbarmen hegt, die das Aeußerſte daran ſetzt, des eingebornen Sohnes nicht verſchont, um die Empörer

in ihrem Reiche nicht ſtrafen, nicht verdammen zu müſſen!

Sie hat eine Tiefe, in der ſie ſich fortbewegt. Das iſt Gottes Weisheit. Seine Weisheit nimmſt du wahr in allen ſeinen Werken, ſo weit du ſie zu erforſchen vermagſt. Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und viel! Du haſt ſie alle weislich geordnet. Aber in keinem erſcheint ſie ſo groß, als in dem Werke unſrer Erlöſung, Heiligung und Beſeligung. Sie hat dieſes Werk ausgedacht, kein Menſch, kein Engel hätte es gekonnt. Sie hat die Anordnungen getroffen, durch welche ſein Eintreten in die Welt vorbereitet worden, die für ſein Eintreten in die Welt geeignete Zeit und die demſelben angemeſſenen Umſtände erwählet, und die erforderlichen Mittel ihm zugewieſen. Sie bahnet ihm den Weg zu den Herzen der Menſchen. Darum konnte Paulus ſagen: auf daß jetzt kund würde an der Gemeine die mannichfaltige Weisheit Gottes. O, welch eine Tiefe des Reichthumes der Weisheit und Erkenntniß Gottes, ruft er an einem andern Orte aus, wie gar unbegreiflich ſind ſeine Gerichte und unerforſchlich ſeine Wege! wer hat des Herrn Sinn erkannt? wer iſt ſein Rathgeber geweſen?

Aber ſiehe da noch Eine Tiefe, die Tiefe des Geheimniſſes, in welches kein Verſtand einzudringen ver-

mag. Den heiligen Apoſteln iſt ſie durch Offenbarung kund geworden, und uns durch dieſe. Aber auch nachdem ſie uns kund geworden, verſtehen wir weder das Werk, auf welchem ſie ruhet, noch die Art und den Zuſammenhang ihres Einwirkens auf die Menſchen, noch die Wege, welche unter dieſen ſie einſchlägt. Das ſind die Tiefen der Gottheit, welche nur ihr Geiſt erforſchet.

Die Tiefe der göttlichen Heilsanſtalt iſt nicht zu ergründen.

---

Wenn nun aber ihre Länge nicht zu ermeſſen, ihre Breite nicht zu umſchreiben, ihre Höhe von dem Gedanken nicht zu erreichen, ihre Tiefe nicht zu ergründen iſt: wie kann der Apoſtel bitten, daß wir ihre Länge und Breite, ihre Höhe und Tiefe begreifen mögen?

Merke wohl, er ſagt nicht: daß ihr die Länge und die Breite und die Höhe und die Tiefe begreifen möget, ſondern, daß ihr begreifen möget, was da ſei die Länge und die Breite, die Höhe und die Tiefe. Seine Meinung gehet nicht dahin, daß man das Ende der Länge, die Grenze der Breite, das Aeußerſte der Höhe und Tiefe der göttlichen Heilsanſtalt erfaſſe, ſondern dahin, daß man die Länge wahrnehme, wie ſie nicht zu ermeſſen, die Breite, wie ſie nicht zu umſchreiben, die Höhe, wie

ſie nicht von dem Gedanken zu erreichen, die Tiefe, wie ſie nicht zu ergründen iſt, daß man inne werde, wie ſie durch alle Zeiten geht, über alle Räume ſich ausbreitet, zu jeder Höhe ſich erhebt, in jede Tiefe hinabſteigt, daß man dieſelbe in jedem Theile ihrer Länge und Breite, in jeder Höhe und Tiefe, ſo weit ſie ſich darſtellt, anerkenne, und bis dahin mit ſeinen Blicken ſie verfolge, wo ſie ſich in das Unendliche verliert.

Deſſen werden diejenigen ſich nicht rühmen wollen, die ſich mit der göttlichen Heilsanſtalt wenig oder gar nicht beſchäftigt haben. Aber auch unter denen, welche ernſtlich bemüht geweſen ſind, in dieſelbe einzudringen, iſt die Anzahl derer nicht klein, denen von ihrer Länge und Breite, Höhe und Tiefe kaum etwas, kaum das offenbar geworden, daß die Länge nicht zu ermeſſen, die Breite nicht zu umſchreiben, die Höhe von dem Gedanken nicht zu erreichen, die Tiefe nicht zu ergründen iſt. Woran fehlt es bei dieſen? Daran, daß Chriſtus nicht durch den Glauben in ihren Herzen wohnet: denn das wird erfordert, wenn wir begreifen wollen, welches da ſei die Länge und die Breite, die Höhe und die Tiefe.

Wohnet Chriſtus durch den Glauben in deinem Herzen: dann findeſt du ihn auch überall in der Geſchichte und in deinem Leben, und begreifeſt, was da ſei die Länge.

Wohnet Chriſtus durch den Glauben in deinem Herzen: dann biſt du ſelbſt in der göttlichen Heilsanſtalt befaßt, du haſt deine Stelle mitten auf ihrem Gebiete, und triffſt ſie an, wohin du deinen Blick richteſt, vor dir, hinter dir, dir zur Seite, durch ſie ſteheſt du mit allen, die ihr angehören, auch mit denen, die durch die weiteſten Räume von dir getrennt ſind, in Verbindung und wie ſie auf den ganzen Menſchen ihren Einfluß äußert, haſt du an dir ſelbſt erfahren und erfähreſt es täglich; du begreifeſt, was da ſei die Breite.

Wohnet Chriſtus in deinem Herzen durch den Glauben: dann gehen deine Gedanken aufwärts, du ſieheſt dein Ziel in der Höhe, du erhebeſt dich von einer Höhe zur andern, und auf jeder, die du erreicht haſt, zeigen ſich dir neue Höhen; du begreifeſt, was da ſei die Höhe.

Wohnet Chriſtus durch den Glauben in deinem Herzen: dann weißt du etwas von der Tiefe der Sünde, dieſes Etwas iſt dir an dir ſelbſt offenbar geworden, bei dir ſelbſt haſt du in ihre Tiefe hinabgeſchaut, und haſt ſie unergründlich gefunden und ein Schaudern hat dich ergriffen, ohne das würdeſt du nicht zu dem lebendigen Glauben, durch welchen Chriſtus im Herzen wohnet, gelangt ſein, bei dir ſelbſt iſt die Heilsanſtalt in dieſe Tiefe hinuntergeſtie-

gen, dich ſelbſt hat ſie aus derſelben heraufgezogen, und dir hat nicht verborgen bleiben können, aus welcher Liebe ſie hervorgegangen iſt, welche Weisheit ſich in ihr kund gibt, und in ſchweigender Demuth beteſt du an das unerforſchlich heilige Geheimniß; du begreifeſt, was da ſei die Tiefe.

Paulus ſetzet hinzu mit allen Heiligen, das heißt: mit allen wahren Chriſten, mit allen, denen Chriſtus durch den Glauben im Herzen wohnt, theils um damit noch Einmal auf die Breite der göttlichen Heilsanſtalt hinzudeuten, theils um daran zu erinnern, wie auch das Begreifen der Länge und Breite, der Höhe und Tiefe der göttlichen Heilsanſtalt Sache der chriſtlichen Gemeinſchaft ſei, die ihm ſo ſehr am Herzen lag, wie hierin vorzugsweiſe dieſe Gemeinſchaft ſich müſſe geltend machen, und ſolches Begreifen als das ſtärkſte Band derſelben ſich erweiſe.

---

Und erkennen, ſagt Paulus weiter — das nennend, wovon die göttliche Heilsanſtalt beſeelt iſt —: die alles Erkennen überſteigende Liebe Chriſti.

Erkennen das alle Erkenntniß Ueberſteigende — iſt das nicht ein Widerſpruch? Der Apoſtel meinet

nicht, daß die Liebe Chriſti an ſich und bei allen ohne Unterſchied, ſondern nur, daß ſie bei denen, welche nicht in der Liebe gegründet und gewurzelt ſind, alle Erkenntniß überſteige. Dieſe haben, die Liebe Chriſti zu erkennen, nur ihren Verſtand. Mit dem Verſtande aber kann Liebe nicht erkannt werden. Um die Liebe zu erkennen, muß man ſelbſt Liebe haben, um ſie recht zu erkennen, muß man in ihr gegründet und eingewurzelt ſein. Mit dem Verſtande erkennen wir wohl, was den Sinnen ſich darſtellt, aber nicht, was den Sinnen ſich entzieht, wohl der Liebe Werk, aber nicht die Liebe ſelbſt, die in dem eignen Herzen gefunden werden will. Aus der Größe des Werkes ſchließen wir auf die Größe der Kraft, die es hervorgebracht; aber die Beſchaffenheit der Kraft läßt ſich nicht daraus erſchließen, wenn ſie uns nicht ſchon anderswoher bekannt iſt. Du ſieheſt, was eine Mutter für ihr Kind thut und erduldet, und dein Verſtand erkennt dies für etwas Großes. Aber, was dabei in ihrem Innern vorgeht, ſieheſt du nicht, und dein Verſtand ermittelt es nicht, und hätteſt du ihr von Thränen naſſes, ihr von Freude ſtrahlendes Auge geſehen. Um das, was in ihrem Innern vorgeht, weiß nur ſie ſelbſt und die andere Mutter, die auch ein Mutterherz hat. Was weiß der erbarmungsloſe Menſch von dem Weſen der Barmherzigkeit, von wie vielen Werken

derſelben er auch Zeuge geweſen? Der Barmherzige aber erkennet ſie in jeder ihrer Aeußerungen, in den leiſeſten Zügen ihres Ausdruckes.

Unter allen menſchlichen Eigenſchaften iſt die Liebe die verborgenſte. Die Macht, die Weisheit, die Gerechtigkeit, die Geduld, die Treue treten in ihren Werken an das Licht; die Liebe vollbringt ihre Werke, ohne in ſie überzugehen, ſie ſtellt ihre Werke gleichſam heraus, während ſie ſelbſt in das Gemüth eingeſchloſſen bleibt. Nicht einmal die ganze Größe der in ihr wirkenden Kraft erkenneſt du mit deinem Verſtande: denn es iſt unmöglich, daß du alle Werke, deren ſie fähig iſt, geſehen habeſt.

Wie ſollteſt du nun gar die Liebe Chriſti, hinter der jede andere in ſo weiter Ferne zurückbleibt, mit deinem Verſtande erkennen? Möchteſt du auch bei einem Herzen, welchem die Liebe fremd iſt, faſſen, wie Jemand das, was Chriſtus gethan und erduldet hat, anders als um ſeiner ſelbſt willen thun und erdulden könne: von dem, was bei ſeiner Aufopferung für die Menſchen ſein Inneres durchglühte, und in aller Schmach und Pein ihn ſtandhaft erhielt, kannſt du nicht einmal eine Ahnung haben, wenn du nichts von Liebe bei dir ſelbſt findeſt. Und hätteſt du, was freilich undenkbar iſt, ohne ſelbſt Liebe zu haben, in ſeinem Erdenwandel, in ſei-

nem Leiden und Sterben für uns ſeine Liebe erkannt: o, wie weit wäreſt du noch davon entfernt, ſie, die ja Ewigkeiten hindurch ſich in immer neuen Erweiſungen offenbart, ganz erkannt zu haben! Die Liebe Chriſti hat auch ihre nicht zu ermeſſende Länge — ſie gehet durch alle Zeiten —, ihre nicht zu umſchreibende Breite — ſie umfaſſet das Weltall —, ihre von dem Gedanken nicht zu erreichende Höhe — himmliſchen Urſprunges will ſie mit allem, was von ihr umfaßt worden, himmelan —, ihre nicht zu ergründende Tiefe — ſie kommt aus ſeinem innerſten Weſen. — Solche Liebe zu erkennen, iſt es auch nicht genug, Liebe zu haben; es wird erfordert, daß man in der Liebe gegründet und eingewurzelt ſei.

Die Liebe Chriſti iſt heilige Liebe, darum vermag nur der ſie zu erkennen, welcher in heiliger Liebe gegründet und eingewurzelt iſt.

Biſt du in heiliger Liebe gegründet und eingewurzelt: dann erkenneſt du die heilige Liebe überall, wo ſie ihr Werk hat. Aus dem, was du von derſelben in dir haſt, entnimmſt du des Werkes Deutung. Indem du in der Liebe mehr gegründet und eingewurzelt wirſt, und ſolcher Geſtalt mehr von ihr in dein Weſen übergeht, enthüllet ſich dir auch mehr von der größern Liebe Chriſti. Da Chriſtus in dir wohnt, ſo erfährſt du in

deinem innerlichen und äußerlichen Leben Wirkungen seiner Liebe, die andern fremd bleiben. Aus diesen und aus dem, was die Liebe in dir vermag, gewinnst du eine freilich unvollkommene Vorstellung von dem unbegrenzten Vermögen seiner Liebe.

Davon aber, daß die Erkenntniß der Liebe Christi in dir zunimmt, ist unzertrennlich, daß der Glaube, durch welchen Christus im Herzen wohnet, in dir zu noch kräftigerm Leben gelangt, und du noch fester in der Liebe gegründet, noch tiefer in sie eingewurzelt wirst — und hiervon die Folge — was die Wünsche des Apostels auch in sich fassen —: daß du erfüllet wirst mit aller Gottesfülle.

---

Unter der Gottesfülle, mit welcher wir erfüllet werden sollen, haben wir zu verstehen: alles, was wir von göttlichem Wesen und Leben nicht bereits in der Liebe besitzen, göttliche Erkenntniß, göttliche Weisheit, göttliche Heiligkeit, göttliche Langmüthigkeit, göttliche Genüge, göttlichen Frieden, göttliche Seligkeit, wodurch wir stark werden an dem inwendigen Menschen, so weit das alles sich dem Menschen mittheilen kann, sammt allen Ausflüssen der göttlichen Gnade.

Wir ſind geſchaffen, Gottesfülle in uns aufzuneh-men, und haben nicht blos eine Empfänglichkeit dafür, ſondern auch ein, aus dem Bedürfniſſe derſelben hervor-gehendes Verlangen darnach, das die Sünde wohl hat ſchwächen, verdunkeln und irre leiten, aber nicht vertil-gen können, ein Verlangen, das wir freilich nur dann recht verſtehen, wenn Chriſtus uns erleuchtet hat, ein Verlangen, für welches wir, in unſerer Verblen-dung, bei den Dingen dieſer Welt Befriedigung ſuchen, ohne ſie jemals zu finden, da ſie bei denſelben nicht an-zutreffen iſt. Was wir von der Fülle der Macht, der Ehre, der Bewunderung, des Reichthums, des Vergnü-gens erwarten, das kann allein Gottesfülle uns gewäh-ren. Gottesfülle meinen wir Betrogenen, ohne ſelbſt es zu wiſſen, wenn wir um Fülle der Macht, der Ehre, der Bewunderung, des Vergnügens, des Reichthums uns bemühen. Daher die peinigende Leere, welche alles irdiſche Gut in uns zurückläßt. Der Gottesfülle aber werden wir dadurch, und nur dadurch theilhaftig, daß wir in der Liebe zu Gott, durch die Liebe zu Chriſto, ge-gründet und eingewurzelt werden. In dem Maße, in welchem wir Gott lieben, kann er ſich uns mittheilen, und theilt er ſich uns mit. Wir werden ihn aber um ſo inniger lieben, je mehr wir die Länge und die Breite, die Höhe und die Tiefe der göttlichen Heilsanſtalt be-

greifen — und Chriſtum um ſo inniger, je beſſer wir ſeine Liebe erkennen.

Zu der Fülle Gottes gehört auch alles, was von Gott ausgeht, was er geſchaffen hat, die in ihm wohnende Fülle zu offenbaren. Wir haben es uns zugeeignet, es hat in uns ein Leben, wir erfreuen uns daran, wir benützen und genießen es als das Unſrige, wenn wir mit der Fülle Gottes erfüllet ſind.

Daß wir erfüllet werden mit aller Gottesfülle, das iſt das Ziel aller Rathſchlüſſe Gottes, aller Anſtalten, die er getroffen hat. Erfüllet mit Gottesfülle haben wir das Höchſte erreicht, was ein geſchaffenes Weſen zu erreichen, ja das Höchſte, was es zu denken vermag, den Inbegriff aller wahren Güter, volle Genüge auf ewig. Dahin mögen wir nun freilich in dieſem Leben nicht gelangen. Aber was in dieſem Leben begonnen hat, das ſoll in jenem vollendet werden. Fülle der Gottheit in ihnen, das iſt die unvergängliche Herrlichkeit derer, die Gottes Angeſicht ſchauen, das, woraus ohne Aufhören ihre Seligkeit ſich ergießet. Darum ſagt Paulus nicht: daß ihr erfüllet ſeid, ſondern, daß ihr erfüllet werdet. Aber in dem zukünftigen Leben kann nichts vollendet werden, was nicht in dem gegenwärtigen begonnen hat und weiter geführt worden iſt.

Im Grundterte lauten die Worte: daß ihr erfüllet

werdet in alle Gottesfülle hinein, das heißt, daß das göttliche Weſen und Leben in euch der Fülle, die in Gott iſt, näher und näher komme. Das geſchieht bei denen, in welchen durch den Glauben Chriſtus wohnet. Wie ſie mehr und mehr in der Liebe gegründet und in der Liebe eingewurzelt werden, vermehret und erhöhet ſich in ihnen das göttliche Weſen und Leben.

Daß ich armer, beſchränkter Menſch von geſtern her, ein Kind des Staubes und der Vergänglichkeit, ein Spiel des Augenblickes und der geringfügigſten Zufälle, befleckt von Sünde und Miſſethat, Gottesfülle in mich aufnehmen kann, mit Gottesfülle erfüllt werden ſoll — wie erhebt das mein Herz! Ich verliere mich in Bewunderung und Entzücken, indem ich es denke. Und das könnte ich jemals vergeſſen? Dagegen könnte ich jemals mich gleichgültig zeigen? Daneben ſollte ich nicht jedes andere gering achten? Nein, ich kann es nimmer vergeſſen; ich werde es allezeit in meinen Gedanken und in meinem Herzen tragen. Erfüllet zu werden mit aller Gottesfülle, das ſoll immerdar mein eifrigſtes Beſtreben, das bei allen meinen anderweitigen Beſtrebungen mein Augenmerk ſein.

## 5.

## Das Können Gottes.

Der überschwänklich thun kann über alles, was wir bitten oder verstehen, nach der Kraft, die da in uns wirket.

Ephes. 3. V. 20.

Gott kann. Er allein kann an sich selbst und im vollen Sinne des Wortes. Alles Können ist bei ihm, das Können der Geschöpfe von ihm und durch ihn. Das Feuer kann verzehren, der Wind kann Bäume entwurzeln, die Wolke kann Regen geben, das Land kann allerlei Gewächs bringen, das Brod kann dich ernähren, das Wasser kann deinen Durst stillen, das Thier kann sich bewegen, der Mensch kann denken, handeln — aber nicht aus sich selbst, ihr Können ist das Können Gottes in ihnen, und gehet so weit, als Gott sein Können durch sie äußern will.

Sein Können ist ein unbegrenztes, wir nennen es Allmacht, und verstehen darunter nicht blos, daß alle in der sichtbaren und unsichtbaren Welt wirkenden Kräfte ihm angehören und von ihm regiert werden, sondern auch, daß sie aus seiner unermeßlichen Kraftfülle

geſloſſen ſind, und von ihm in das Unendliche erhöht werden können, daß ſeine Macht zu allem ausreicht, was er ſich vorſetzen mag, wie es in der Schrift heißt: unſer Gott iſt im Himmel und er kann ſchaffen, was er will, er machet die Todten lebendig, und rufet dem, das nichts iſt, daß es ſei.

Sollte Gott, wie wohl behauptet wird, blos deshalb alles können, was er will, weil er nur das will, was er auch kann? So müßte ſich etwas denken laſſen, das er nicht kann. Was wird er denn können? Gewiß was den Geſetzen ſeiner Natur gemäß iſt. Was aber den Geſetzen ſeiner Natur gemäß iſt, das geſchieht. Gott könnte alſo nur das, was er wirklich thut, und was er nicht wirklich thut, das könnte er auch nicht. Was den Geſetzen ſeiner Natur gemäß iſt, das muß geſchehen, alles alſo, was er kann, das müßte er auch thun, und es ſtände nicht bei ihm, etwas davon zu unterlaſſen. Nein, ein Gott, von welchem geſagt werden mag, er wolle nur das, was er könne, iſt kein ſelbſtſtändiger Gott, ſondern ein abhängiger. Sein Wollen hängt ab von ſeinem Können, und ſein Können von einer, gleichviel ob äußern oder innern Nothwendigkeit. Er wählt nicht, er beſchließt nicht, er weiß nicht vorher, er lenket nicht, er hat auch keinen Willen, denn bei einem, der thun muß, kann von ei-

nem Willen nicht die Rede ſein. Er iſt nicht der Herr des Himmels und der Erde, nicht der Herr meines Lebens. Was geſchehen ſoll, ſteht feſt, und er kann nichts daran ändern. Möchte mein Wohl ihm auch am Herzen liegen, er kann ſich meiner nicht annehmen. Möchte meine Klage ihn bewegen, er kann meine Noth nicht wenden, meinen Schmerz nicht ſtillen. Er muß geſchehen laſſen, was geſchieht, kommen laſſen, was kommt. Er hat es eingerichtet, nicht wie er gut fand, ſondern wie er es einrichten mußte, im Grunde hat er nichts eingerichtet, es iſt nur durch ihn eingerichtet worden, er iſt nur Werkzeug geweſen. Er ſendet mir die Plage, nicht weil ſie mir heilſam, ſondern weil er dazu genöthigt iſt; im Grunde ſendet er nichts; was mich trifft, das trifft mich nach dem Weltlaufe. Es iſt Thorheit, daß ich zu ihm bete, Thorheit, daß ich auf ihn mein Vertrauen ſetze. Da er keinen Willen hat: ſo kann er mir auch nichts geboten haben, und er kann nicht anders belohnen und ſtrafen, als durch das, was nach dem Geſetze der Natur aus meinen Handlungen hervorgeht. Er iſt kein lebendiger Gott, er iſt weniger als ich, er iſt nichts, als ein anderer Name für eine blinde, ewige Nothwendigkeit.

Ein ſolcher Gott iſt nicht mein Gott. Mein Gott iſt ein ſelbſtſtändiger, freier, lebendiger

Gott, ein Gott, der mir helfen kann, der alle Dinge in ſeiner Hand hat. Mein Gott iſt der Gott der Schrift, von dem ſie ſagt: bei ihm iſt kein Ding unmöglich, alles, was er will, das thut er, im Himmel und auf Erden, im Meere und in allen Tiefen, der die Wolken läßt aufgehen vom Ende der Erde, der die Blitze ſammt dem Regen macht, der den Wind aus heimlichen Oertern kommen läßt; er macht es, wie er will, beides mit den Kräften, die im Himmel und mit denen, ſo auf Erden wohnen, und Niemand kann ſeiner Hand wehren, noch zu ihm ſagen: was machſt du? in deiner Hand iſt Kraft und Macht, und iſt Niemand, der wider dich ſtreiten möge; wenn er ſpricht, ſo geſchieht es, wenn er gebeut, ſo ſteht es da.

Er kann den Lauf der Natur aufhalten, er kann ihm eine andere Richtung geben, er kann herbeiführen, was dem ſich ſelbſt überlaſſenen Laufe der Natur entgegen wäre. Er kann von mir abwenden, was nach dem ſich ſelbſt überlaſſenen Laufe der Natur mich treffen müßte, er kann mir zuwenden, was nach dem ſich ſelbſt überlaſſenen Laufe der Natur mir nicht zu Theil werden könnte. Sein Wollen wird nicht durch ein Können und Müſſen beſtimmt, ſondern beruht lediglich auf einem freien Beſchließen, und alles Können und Müſſen reicht ſo weit und nicht weiter, als ſein Wollen. Von ihm

darf nicht gesagt werden: er will was er kann, sondern es muß gesagt werden: er kann was er will. Nichts kann ihn hemmen, vor seinem Willen muß jedes Hinderniß weichen, jede Schranke fallen. Nichts kann sich ihm versagen, alles muß seine Befehle ausrichten. Er konnte mich schon vor Jahren aus diesem Leben abfordern, und hat es nicht gethan, weil es ihm in seiner Weisheit nicht gefiel. Er konnte dem, der gestern gestorben ist, noch eine Reihe von Jahren zulegen, und hat es nicht gethan, weil es ihm nicht gefiel. Er konnte mich höher und niedriger stellen, mich reicher und ärmer machen, und hat es nicht gethan, weil es ihm in seiner Weisheit gefiel, mir die Stellung anzuweisen, die ich einnehme, mir das Maaß von Glücksgütern zu verleihen, das ich besitze. Vater, spricht Christus, es ist also wohlgefällig gewesen vor dir. Er hat erwählet, was mir heilsam ist, ich bitte ihn darum, und er gewährt es mir. Er lenkt alle Ereignisse meines Lebens, ich setze mein Vertrauen auf ihn, und werde nicht zu Schanden. Er hat mir verboten und geboten, ich gehorche ihm, und er gedenkt es mir.

---

Paulus bringt dieses unbegränzte Können Gottes unserm Verständnisse näher, er stellt es mir gleichsam

vor die Augen, wenn er ſpricht: er kann überſchwänklich thun über alles, was wir bitten oder verſtehen.

Ueber alles, was wir bitten: damit wäre, dem Anſcheine nach, in dem Munde derer, welche nicht gewohnt ſind, Gott Bitten vorzutragen, wenig geſagt. Nur dem Anſcheine nach. Was ſind Bitten? Es ſind an Gott gerichtete Wünſche. Fehlt es dieſen nun wohl an Wünſchen? gewiß nicht, nur daß ſie dieſelben nicht an Gott richten. Sie wünſchen ſich das Nothwendige, das leicht zu Entbehrende, das völlig Ueberflüſſige; ſie wünſchen ſich, was das Auge ergötzt, den Gaumen kitzelt, für das Ohr einen ſüßen Klang hat, alles, wovon ſie ſich einen Genuß glauben verſprechen zu dürfen, alles, was ſie auf irgend eine Art zur Erreichung ihrer Abſichten fördern kann. Es darf nur etwas nicht zu Verſchmähendes ihnen gezeigt, ihnen genannt werden: ſo wünſchen ſie es ſich auch. Wird ihnen gegeben, ſo verlangen ſie mehr. Wird ihnen mehr zu Theil, ſo verlangen ſie noch mehr. Ihre Wünſche haben keine Grenzen, ſie gehen in das Unermeßliche. Aber Gott kann mehr thun, als ſie wünſchen; er kann auch das thun, wornach nie ein Wunſch in ihnen angeregt worden iſt, nie ein Wunſch in ihnen angeregt werden wird. Biſt du ein

irdiſch geſinnter Menſch: ſo wünſcheſt du dir nur Irdiſches. Gott kann, was weit mehr iſt, Himmliſches gewähren, er kann dir geben, daß Chriſtus durch den Glauben in deinem Herzen wohne, daß du in der Liebe ſeieſt gegründet und eingewurzelt und begreifeſt die Länge und die Breite, die Höhe und die Tiefe der göttlichen Heilsanſtalt, und erkenneſt die alle Erkenntniß überſteigende Liebe Chriſti, und mit aller Gottesfülle erfüllet, und dadurch ſtark werdeſt an deinem inwendigen Menſchen. Wie weit deine Wünſche umher ſchweifen, wie hoch ſie ſich erheben: du wünſcheſt dir nicht viel, und wären es alle Genüſſe der Sinne bei einem unverwüſtlichen Körper, alle Schätze der Erde, alle Ehren, welche die Welt verleihen kann, wenn du dir nur Irdiſches wünſcheſt. Gott kann überſchwänklich mehr an dir thun. Möchteſt du lernen, dahin deine Wünſche zu richten.

Doch, wenn Paulus ſpricht: über alles, was wir bitten: ſo redet er vornehmlich von ſich und denen, die mit ihm in das himmliſche Weſen geſetzt worden, von wahren Chriſten, von ſolchen, die täglich und ſtündlich bitten, die um alles bitten, was ſie zu erlangen wünſchen, denen das Bitten ein ſüßes Geſchäft iſt.

Bittet der Chriſt auch um Irdiſches? Ja, auch um Irdiſches, weil er deſſen bedarf, er bittet darum

auch wohl über ſein Bedürfen hinaus, weil Gott ihm häufig darüber hinaus zu ſeiner Erquickung gewährt hat, weil er mit dem, was ihm darin zu Theil geworden, andern zu helfen vermag. Bittet er darin um viel? Für ſich gewöhnlich nicht, weil er ſich auch des Wenigen für unwürdig hält, weil er eine Sorge hat, die Gnade, die ſchon in ſo reichem Maße an ihm ſich verherrlicht hat, zu mißbrauchen, weil er am liebſten Gott überläßt, wie viel dieſer ihm verleihen möge. Aber er geräth in Verlegenheiten, wo viel geſchehen muß, wenn ihm geholfen werden ſoll, in Nöthen, denen er nur durch eine wunderbare Fügung entzogen werden kann, in Seelenbedrängniſſe, die nur durch außerordentliche Erweiſungen der göttlichen Gnade zu beſeitigen ſind. Da gewinnt er eine Kühnheit, über die er zu einer andern Zeit ſelbſt erſtaunen muß, er gewinnt ſie in der Erinnerung an das hohe Recht der Auserwählten, an den Ausſpruch des Apoſtels: alles iſt euer, an die Aufforderung: rufe mich an in der Noth, ſo will ich dich erretten, an die Zuſicherung: er thut, was die Gottesfürchtigen begehren, er höret ihr Schreien und hilft ihnen, und es erſcheint ihm nicht mehr gewagt, Gott um das Viele, das Außerordentliche, das Wunderbare anzugehen. Kein Chriſt, der ſich nicht in Lagen befunden hätte, wo er kein Bedenken trug, zu

Gott hinauf zu rufen: ach, daß du Berge verſetzteſt! ach, daß du die Erde und das Meer bewegteſt! ach, daß du die Himmel zerriſſeſt! Und hätte der Chriſt überall für ſich nur um wenig zu bitten: ſeine Liebe hat zu bitten für die Angehörigen, für die Freunde, für alle, deren Zuſtand er kennt, für die Menſchheit, die er in ſeinem Herzen trägt — und ſo viel meiſt für einen Einzigen. Je ſchüchterner er gewöhnlich iſt, für ſich etwas zu begehren; deſto beherzter zeigt er ſich, wo es gilt, etwas für andere zu erbitten. Kein Menſch hat ſo oft und um ſo viel zu bitten, als der wahre Chriſt. Eine Bitte drängt bei ihm die andere. Immerfort hat er etwas auf ſeinem Herzen, beſtändig liegt er vor Gottes Thür, und der Drang ſeines Herzens iſt nicht ſelten ſo groß, es nimmt ihn in dem Maße dahin, daß er, wenn er auch möchte, nicht im Stande ſein würde, ſeinen Bitten ein Ziel zu ſetzen. Einen Unverſchämten könnte man ihn nennen, wenn er nicht ein Chriſt wäre, wenn nicht ſeine Bitten aus chriſtlichem Glauben und chriſtlicher Liebe in Demuth hervorgingen. Aber um wie viel und für wie viele er auch bitte: Gott kann überſchwänklich mehr thun.

Der Chriſt bittet nicht blos um Irdiſches, ſondern auch, und zwar vornehmlich um Himmliſches, um das Irdiſche nur, weil er deſſen für das Himmliſche

nicht entrathen kann. Um wie viel und wie Großes hat er hierin zu bitten! Du bitteſt, daß Gott dich von der Sünde befreie, die du bei dir gefunden; er kann dich auch von der Sünde befreien, mit der du behaftet biſt, ohne ſie noch bei dir gefunden zu haben, er kann auch die Sünde tilgen, die noch tiefer wurzelt, noch höher hinauf gewachſen iſt, und ſich noch weiter durch das Herz verbreitet, als die deinige. Du bitteſt, daß er der Schwachheit, die du fühleſt, aufhelfe; er kann auch der Schwachheit aufhelfen, die du nicht fühleſt — und wie manche an dir haftende Schwachheit iſt dir bis jetzt verborgen geblieben! — er kann mit Kräften dich rüſten, die zu allem ausreichen, er kann, wovor du erſchrecken müßteſt, wenn es dir aus dir ſelbſt ankäme, darum zu bitten, mit ſeiner Gottesfülle dich erfüllen. Du bitteſt, daß er dich die Stufe der Vollkommenheit, die zunächſt vor dir iſt, erſteigen laſſe; er kann dich zu der höchſten hinaufführen. Du bitteſt, daß er die Unruhe deines Gemüthes beſchwichtige, die Sorge, die Angſt, die dich quält, von dir wegnehme; er kann mehr thun, er kann ſeinen Frieden und in demſelben eine heilige Stille, eine durch nichts getrübte Heiterkeit durch dein Inneres verbreiten. Du bitteſt, daß er dich in deiner Trübſal erquicke; er kann mehr thun er kann dich des ſüßeſten Troſtes theilhaftig machen, er

kann dir verleihen, mitten in deiner Trübsal fröhlich zu sein. Du bittest für deinen Zweifelmuth um ein Zeichen seiner Gnade; er kann mehr thun, er kann die stärkste Versicherung, das lebendigste Gefühl derselben in dein Herz geben. Du bittest ihn, daß er dich seiner nähern Gemeinschaft würdige; er kann mehr thun, er kann sich mit dir auf das innigste vereinigen.

---

Gott kann auch thun überschwänklich über unser Verstehen.

Wir sind oft verlegen, zu bitten, weil wir nicht einsehen, wie uns das, warum wir ihn angehen möchten, gewährt werden soll, da die Umstände, wie sie sich uns darstellen, durchaus entgegen sind, und bitten entweder gar nicht, oder mit einem, wo nicht ungläubigen, so doch zweifelnden Herzen; er aber könnte, obgleich wir nicht verstehen, die Bitte erfüllen. Wir verstehen nicht, wie ein Uebel, das uns bedroht, das uns bereits erfaßt hat, noch abzuwenden sei; er kann mehr thun, als wir verstehen, er kann es abwenden. Wir verstehen nicht, wie unser Beginnen, bei den Hindernissen, die ihm von allen Seiten in den Weg gelegt werden, noch möge zu seinem Ziele gelangen; er kann mehr thun, als wir verstehen, er kann ihm dazu ver-

helfen. Wir verſtehen nicht, wie eine uns theuere Sache, bei der mißlichen Lage, in welcher ſie ſich befindet, noch möge ein erfreuliches Ende gewinnen; er kann mehr thun, als wir verſtehen, er kann es ordnen, daß ſie es gewinnen muß. Wir verſtehen nicht, wie aus dem thörichten, ſündlichen, heilloſen Treiben der Menſchen etwas Gutes möge hervorgehen, und überlaſſen uns den bängſten Beſorgniſſen; ihm iſt es ein Geringes, es dahin zu lenken. Wir verſtehen nicht, wie es wieder möge Tag werden, wenn Finſterniß das Erdreich bedeckt und Dunkel die Völker; er ruft in die Nacht hinein: es werde Licht, und es wird Licht. Wir verſtehen nicht, wie die Ordnung in den Reichen möge wieder hergeſtellt werden, wenn Ein Band derſelben nach dem andern ſich löſet, oder gewaltſam zerriſſen wird, wie der Friede zu den Völkern möge zurückkehren, wenn die Leidenſchaften ſich immer mehr erbittern, die Beſtrebungen immer entſchiedener, weiter und feindſeliger auseinander gehen, die Parteiungen und Rotten immer zahlreicher werden; er vermag es zu bewirken. Wir verſtehen nicht, wie bei dem Tode des Leibes das Leben des Geiſtes erhalten werden und aus dem Staube der Verweſung eine neue Schöpfung ſich erheben, wie der Menſch der Sünde zu einem Menſchen nach ſeinem Wohlgefallen, das Kind des Zornes

zu einem Kinde der Gnade geſtaltet werden möge; er kann es thun.

O, mein Gott, könnteſt du nicht mehr, als ich kurzſichtiger Menſch verſtehe: wie ſollte ich mich in meinen Nöthen und Bedrängniſſen deiner getröſten?

So oft verſtehen wir uns ſelbſt nicht. Es fehlt uns etwas, und wir wiſſen nicht was. Wir haben ein Verlangen, und wir wiſſen nicht, wohin es zielt. Es iſt eine Leere in uns, und wir wiſſen nicht, wodurch ſie auszufüllen ſei. Wir fühlen uns gedrückt, bewegt, beklommen, und wiſſen nicht wovon. Das ſind die Zuſtände, die Paulus im Auge hat, wenn er ſpricht: wir wiſſen nicht, was wir beten ſollen, ſondern der Geiſt vertritt uns auf das Beſte mit unausſprechlichem Seufzen. Er kann uns geben, was wir nicht zu nennen vermögen, wofür ſelbſt ſein Geiſt in uns das Wort nicht findet.

Was wiſſen wir von den Dingen, welche Gott denen, die ihn lieben, in ſeinem himmliſchen Reiche aufbewahrt? Einiges, das uns geoffenbaret worden, daß ſie nämlich ruhen werden von ihrer Arbeit, keine Qual ſie anrühren und Gott abwiſchen wird alle Thränen von ihren Augen, daß ſie, zu höherer Aehnlichkeit mit Gott emporgehoben, ihn ſehen werden, wie er iſt, und erkennen, wie ſie erkannt ſind, daß ſie, gekommen zu

der Menge vieler tauſend Engel, zu der Gemeine der Erſtgebornen, die im Himmel angeſchrieben ſind, und zu dem Mittler des neuen Bundes, in weitern Kreiſen, in höhern Verrichtungen, mit größeren Kräften ausgerüſtet, für die Zwecke Gottes werden thätig ſein — Einiges, das wir aus dem uns Geoffenbarten erſchließen. Wir nehmen beides an; aber können wir uns rühmen, daß wir es verſtehen? Sind wir im Stande, näher anzugeben, in welcher Art das, was wir die Verklärung und Vollendung der Gerechten nennen, erfolgen werde? Wie viele Fragen haben wir darüber aufzuwerfen, die Niemand uns beantworten kann! Das Meiſte hat uns müſſen völlig verborgen bleiben, weil wir eben ſo wenig fähig ſind, etwas davon zu verſtehen, als der Blindgeborne fähig iſt, den zu verſtehen, der zu ihm von der Pracht der Farben, der Taubgeborne den, der zu ihm von den Vergnügungen der Tonkunſt redet, und das uns Mitgetheilte nur für etwas Geringes hätten halten können. Wenn Paulus von einer ewigen und über alle Maßen wichtigen Herrlichkeit redet, und Petrus von einer unausſprechlichen Freude: ſo werden wir damit auf Dinge hingewieſen, von welchen wir auch nicht einmal eine Ahnung haben können.

Ueberſchwänklich mehr als ſie verſtehen, wird Gott in jenem Leben an denen thun, die ihn lieben. Er

kann es; kann jetzt noch verſchloſſene Sinne an ihnen öffnen, daß ſie wahrnehmen, was ſich ihnen jetzt noch entzieht; er kann ihnen Gebiete ſeiner Schöpfung, Wunder ſeiner Werke enthüllen, die ihnen ganz fremd, — er kann ihnen Verrichtungen anweiſen, die von allen, welche ſie kennen, durchaus verſchieden ſind, er kann ſie Freuden ſchöpfen laſſen, aus Quellen, die ihnen in dieſem Leben unzugänglich bleiben.

Mehr als wir verſtehen, das heißt nicht blos mehr als wir erkennen und begreifen, ſondern auch mehr als wir uns vorzuſtellen vermögen. Du kannſt denken, was nicht iſt, was nicht geweſen iſt und nicht ſein wird, Möglichkeiten ohne Zahl. Laß nun deine Einbildungskraft umherſchweifen, ſo weit ſie es vermag, in immer neuen Dichtungen ihr ſchöpferiſches Vermögen offenbaren, laß ſie den höchſten Schwung nehmen, deſſen ſie fähig iſt: ſie wird immer in unermeßlicher Ferne hinter dem zurück bleiben, was Gott thun kann. Würden dir zu ſolcher Beſchäftigung Jahrtauſende gegeben: nach Ablauf derſelben würde es immer noch gelten: Gott kann überſchwänklich mehr, überſchwänklich Größeres thun, als du gedacht haſt. Was du gedacht hätteſt, die Jahrtauſende hindurch, würde kaum der Rede werth ſein gegen das, was Gott thun kann.

Nach der Kraft, ſetzt Paulus hinzu, die in uns wirket, das heißt: nach der Kraft, mit welcher er ſchon über alles Bitten und Verſtehen gethan hat für uns und in uns, denen er den hellen Schein in die Herzen gegeben hat.

Er berufet ſich hiermit auf die eigne Erfahrung derer, an welche er ſchreibt.

Auch an dir hat Gott gethan überſchwänklich über alles, was du gebeten. Du bateſt nicht, und er gab dir. Du bateſt um wenig, und er gab dir viel. Du bateſt um ein Geringes, und er gab dir Großes. Du bateſt um eine Sache, und er that mehr, er gab dir Einſicht und Kraft, dir die Sache und noch anderes dazu zu erwerben. Du bateſt um ein irdiſches Gut, und er that mehr, er gab dir ſeinen Segen. Du bateſt um Befreiung von einem Ungemache, und er that mehr, er ließ das Ungemach fortdauern, um dich durch daſſelbe von dem viel größern Uebel, von der Sünde, zu befreien.

Er hat mehr an dir gethan, als du verſtandeſt und noch verſteheſt. Oder verſteheſt du, wie er die erwünſchte Veränderung, die du nicht zu hoffen wagteſt, in dein Leben hereingeführt, wie er die Ereigniſſe geordnet, daß du aus der Noth, in welcher Jedermann dich verloren gab, errettet, daß du des Gutes, welches

für dich nicht beſtimmt zu ſein ſchien, theilhaftig wurdeſt? O, wie vieles iſt dir begegnet, das du für unmöglich gehalten, das du noch für unmöglich halten würdeſt, wenn du es nicht erlebt hätteſt, was du nicht glauben würdeſt, wenn es nicht dir ſelbſt begegnet wäre, was du Mühe haſt zu glauben, auch nachdem es dir begegnet iſt!

Gehöreſt du zu denen, in welchen Gott, als ſeinen Kindern, wirket mit ſeiner Kraft, nachdem er in ihnen das neue Leben hervorgebracht: ſo wirſt du noch viel reichere Erfahrungen von ſeinem weit über alles Bitten und Verſtehen hinaus gehenden Können Gottes gemacht haben.

Oder hatteſt du wohl um alle die Segnungen in himmliſchen Gütern, mit denen er dich überſchüttet hat, ſeit er dich in das Reich ſeines Sohnes verſetzet, um alle Erleuchtungen, Belebungen, Kräftigungen, Tröſtungen, ſüßen Zuſicherungen, die ſeitdem dir zu Theil geworden, gebeten? Um einige hatteſt du gebeten, um die meiſten nicht. Um manche wagteſt du nicht zu bitten. Um andere konnteſt du nicht bitten, weil die Gewährung deiner Bitte zuvorkam, weil du deinen Zuſtand, dein Bedürfniß nicht kannteſt, nicht wußteſt, wie dir zu helfen ſein möchte. Zuweilen hatteſt du gebeten; aber die Gewährung ließ das Maaß

deiner Bitte weit hinter ſich zurück. Zuweilen hatteſt du nicht um das Rechte gebeten; er aber gab dir ſtatt deſſen, warum du ihn angegangen, das dir Nöthige, dir Heilſame.

Verſteheſt du, wie es zugegangen, daß du weiland Finſterniß ein Licht in dem Herrn geworden, wie ſein Geiſt auf dich eingedrungen, deinen harten Sinn gebrochen, deinen Stolz darnieder geworfen, dich aus deiner Sicherheit aufgeſchreckt, von deinem Herzen Beſitz genommen, und in demſelben durch den Glauben Chriſto eine Wohnung bereitet hat? Verſteheſt du, wie er dich weiter geführt durch Betrübungen und Erfreuungen, durch Demüthigungen und Erhebungen? Sieheſt du ein, wie die Wirkungen, die er in dir hervorgebracht, geeignet waren, dich zu fördern? Würdeſt du die Mittel, die er angewendet, ſelbſt erwählet, würdeſt du ſie nicht, zu einem ſehr großen Theile, wenn ein anderer ſie dir angerathen hätte, von dir gewieſen haben? Du haſt empfangen, reichlich empfangen, wo du meinteſt, etwas einzubüßen. Du haſt zugenommen, wo du meinteſt, abzunehmen. Er hat ſeines Geiſtes Gaben tiefer in dein Herz gegeben, wo du meinteſt, er wolle ſie dir völlig entziehen.

Ueberſchwänklich mehr als du gebeten, verſtanden und noch verſteheſt, hat Gott an dir gethan von deiner

frühesten Kindheit ab alle Tage deines Lebens, und überschwänklich mehr, als du bittest und verstehest, wird er an dir thun alle Tage, die noch kommen werden, so lange du hienieden walleſt; und was er gethan hat an dir, dem Auserwählten, zu deinem Erwählungsſtande und in demſelben, das dient dir zum Pfande für das, was er, noch viel weiter über dein Bitten und Verſtehen hinaus, an dir thun will, wenn er dich in ſein Reich eingeführt hat. Jeder Herrlichkeit und Seligkeit will er dich theilhaftig machen.

Er kann überſchwänklich thun über alles, was wir bitten und verſtehen, nicht blos nach ſeiner Macht, ſondern auch nach ſeiner Liebe, die ſo weit gehet als ſeine Macht, und er thut darüber hinaus nach unſerm Bedürfen und nach unſrer Empfänglichkeit.

Warum zögerſt du denn zu bitten? Weil das, was du auf dem Herzen haſt, viel — weil es etwas Großes iſt? Laß das dich nicht hindern und nicht irren. Bitte um das Viele, um das Große; wie viel und wie groß es ſei, er kann noch mehr thun. Weil du nicht verſtehest? Bitte nur um das, was du nicht verſtehest, er kann überſchwänklich mehr thun, als du verſtehest. Er wird überſchwänklich mehr thun, als du bittest und ver-

ſteheſt, wenn dies zu deinem Frieden dient. Muß er dir das, warum du gebeten, verſagen, weil es dir nicht gut iſt: ſo wird er das Beßre dir geben. Um je mehr, um je Größeres du bitteſt, deſto höher ehreſt du ihn, nur daß du, zwar mit Vertrauen, aber auch in Demuth bitteſt.

Bitte um das zeitliche, bitte noch inbrünſtiger um das ewige Gut. Von dem letztern gilt die Zuſicherung des Herrn: bittet, ſo wird euch gegeben, ſo denn ihr, die ihr arg ſeid, könnet euern Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel ſeinen heiligen Geiſt geben denen, die ihn darum bitten.

Verſäumeſt du zu bitten, weil du meineſt, du werdeſt, wie bisher, ſo auch fernerhin, empfangen ohne gebeten zu haben? Das könnte dir doch wohl fehlſchlagen, und auch bisher würdeſt du gar vieles, das nicht eben zu dem Nothwendigen gehört, empfangen haben, wenn du mit kindlichem Sinne darum gebeten hätteſt, was dir vorenthalten wurde, weil du zu bitten trotzig dich weigerteſt. Seinen heiligen Geiſt aber kann er dir nicht geben, wenn du ihn nicht begehreſt, du begehreſt ihn nicht, wenn du nicht um ihn bitteſt. Begehreſt du ihn: ſo wirſt du auch um ihn bitten, und bitteſt du um denſelben von Herzens Grund, ſo wird er ihn dir geben.

Seine Macht iſt ohne Grenzen, und ſeine Liebe ge-

het ſo weit als ſeine Macht. Frohlocke ihm, meine Seele, und ſei in ihm fröhlich alle Wege, und diene ihm mit Freuden. Hoffe auf ihn, meine Seele, in deinen Fährlichkeiten, er kann dich bewahren, wie nahe die Gefahr auch an dich herangetreten, wie dicht und bedrängend ſie dich umringe, und er wird es thun, wenn ſeine gnadenreichen Abſichten mit dir es geſtatten. Hoffe auf ihn in deinen Nöthen, er kann dich erretten, wie feſt auch das Weh dich umſchlungen halte, und er wird es thun zur rechten Stunde. Die auf den Herrn hoffen, empfangen neue Kraft, daß ſie auffahren mit Flügeln wie Adler. Hoffe auf ihn zur guten und zur böſen Zeit. Er wird dir durch die gute und die böſe Zeit, er wird dir durch das Leben und das Sterben hindurchhelfen, und dir dereinſt, ſo er unter den Seinigen dich findet, verleihen, weit über dein Verſtehen hinaus, Ehre und Freude in ſeinem himmliſchen Reiche.

## III.

# Gottes Ehre bei und an der Gemeine.

Dem ſei Ehre in der Gemeine in Chriſto Jeſu, zu aller Zeit, von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Epheſer 3, V. 21.

### 1.

Gott ſoll Ehre erwieſen werden. Ihm gebührt ſie — ihm allein. Was wir ſonſt noch mit Recht für ehrenwerth halten, kann nur deshalb dafür gelten, weil ſich darin Gottes Herrlichkeit offenbart, und nur dann ehren wir etwas — einen Menſchen, eine Sache — auf die rechte Art, wenn wir Gott darin ehren. Von ihm und durch ihn und zu ihm, ſpricht Paulus, ſind alle Dinge, ihm ſei Ehre in Ewigkeit. Er iſt der Allerhöchſte, der Erſte und der Letzte, der Gewaltige und allein Selige, der König aller Könige und der Herr aller Herren. Du biſt groß, ſpricht Jeremias, und dein Name iſt groß, du kannſt es mit der That beweiſen.

Hebet, heißt es bei Jeſaias, eure Augen in die Höhe, und ſehet! Wer hat ſolche Dinge geſchaffen, und führet ihr Heer bei der Zahl heraus, und rufet ſie alle mit Namen? Seine ſtarke Kraft iſt ſo groß, daß es nicht an Einem fehlen kann. Wer miſſet die Waſſer mit der Fauſt, wer faſſet den Himmel mit einer Spanne, wer begreifet die Erde mit einem Scheffel? Wer wäget die Berge mit einem Gewichte und die Hügel mit einer Wage?

Ihm ſollen wir Ehre erweiſen: damit, daß wir ihn anbeten als den, der über alles erhöhet iſt — „erhebet den Herrn unſern Gott, betet an zu ſeinem Fußſchemel, denn er iſt heilig;" fordert der 99ſte Pſalm — damit, daß wir ihn loben über alles, was er geſchaffen und geordnet hat — „Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und viel, du haſt ſie alle weislich geordnet und die Erde iſt voll deiner Güter", ſpricht der 104te Pſalm, und Aſſaph: „ich gedenke an die Thaten des Herrn, ja ich gedenke an die vorigen Wunder, und rede von allen deinen Werken und ſage von deinem Thun, du biſt der Gott, der Wunder thut, und haſt deine Macht bewieſen unter den Völkern" — und damit, daß wir ihm danken für alle Wohlthat, die von ihm uns iſt zugefloſſen — „danket dem Herrn, denn er iſt ſehr freundlich und ſeine Güte währet ewig." —

Ihn preiſet alles, was Odem hat. Seraphim bedecken ihre Angeſichter mit ihren Flügeln, und rufen einander zu: heilig, heilig iſt der Herr Zebaoth. Ihn preiſen alle ſeine Heerſchaaren, die ſtarken Helden, die ſeine Befehle ausrichten. Ihn preiſen alle ſeine Werke. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feſte verkündigt ſeiner Hände Werk, Ein Tag ſagt es dem andern und Eine Nacht thuts kund der andern.“ Ihn preiſen Sonne, Mond und alle leuchtenden Sterne, Feuer, Hagel, Schnee und Dampf, Sturmwinde, die ſein Wort vollbringen, Berge und alle Hügel, Thiere und alles Vieh, Gewürm und Vögel. „Alle Lande ſind ſeiner Ehre voll und ſein Lob gehet, ſo weit Himmel und Erde iſt.“

„Saget unter den Heiden, daß der Herr König ſei, und habe ſein Reich, ſo weit die Welt iſt, bereitet, daß es bleiben ſoll, und richtet die Völker recht. Der Himmel freue ſich und die Erde ſei fröhlich, das Feld jauchze und es rühmen alle Bäume des Waldes und die Waſſerſtröme frohlocken vor dem Herrn, der den Erdboden richtet mit Gerechtigkeit und die Völker mit ſeiner Wahrheit. Lobet ihr Knechte des Herrn ſeinen Namen; gelobt ſei der Name des Herrn von nun an bis in Ewigkeit, vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang ſei gelobet der Name des Herrn. Lobſinget zu Ehren ſeinen Namen und rühmet ihn herrlich. Betet an den

Herrn im heiligen Schmuck, es fürchte ihn alle Welt, dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen, dem Unſichtbaren und allein Weiſen ſei Ehre und Preis in Ewigkeit.“ Mit ſolchen Worten fordert die Schrift auf, Gott Ehre zu erweiſen.

Ehre ſoll ihm erwieſen werden, als dem, der überſchwänklich thun kann zu unſerm Heile über unſer Bitten und Verſtehen. Dieſes Können iſt begründet in ſeiner Macht und in ſeiner Liebe. Wer die Macht hat, kann wohl; aber das iſt noch nicht das vollſtändige Können. Du haſt die Macht, das dir befohlene Werk auszurichten, aber du kannſt es nicht, wenn weder außer dir noch in dir etwas iſt, das dich antreibt. Du haſt die Macht, deinem Nebenmenſchen zu dienen, aber du kannſt es nicht, wenn Stolz und Eigenſucht dich regieren. Du haſt die Macht, deinem Feinde Gutes zu erweiſen, aber du kannſt es nicht, wenn du von Haß gegen ihn entbrannt biſt. So hat auch Gott die Macht, dich zu ſchützen, zu retten, zu ſegnen; aber wirſt du dich deſſen erfreuen können, wenn du nicht weißt, daß er Liebe für dich hat? Nach ſeiner Macht kann er nicht blos dich ſchützen, retten und ſegnen, ſondern auch mit Ungemach dich heimſuchen, dich verderben. Welches Können ſollſt du dir zueignen? Nur die Liebe mag für das Erſtere entſcheiden. Wenn

nun aber ſeine Gerechtigkeit das Letztere forderte, würdeſt du ſagen dürfen, er könne dich verſchonen, er könne dich ſelig machen? Nach ſeiner Gerechtigkeit muß er deiner Sünde wegen dich ſtrafen. Er kann dich nicht verſchonen, er kann dich nicht ſelig machen, es ſei denn, daß ſeine Liebe etwas in das Werk ſetze, wodurch es ihm möglich wird. Sie hat es gethan. Wenn ein Menſch ſpricht: meine Sünde iſt zu groß, als daß ſie mir könnte vergeben werden: ſo meint er damit nicht, daß Gott hierzu die Macht fehle, ſondern er begreift nur nicht, wie die Größe der Gnade der Größe ſeiner Sünde gleichkommen möge. Daß du, o Gott, mich tief geſunkenen Menſchen zu dir erheben, mit dir vereinigen, mit allen den verſcherzten Gaben von neuem ſchmücken, mir all das verlorene Gut von neuem zuwenden kannſt, das iſt nicht das Geheimniß deiner Macht, ſondern das iſt das Geheimniß deiner Liebe, und zu allem, was deine Macht für mich thut, iſt ſie von der Liebe bewegt worden. Auch nach deiner unbegrenzten Liebe kannſt du überſchwänklich mehr für mich thun, als ich bitte und verſtehe; das iſt meine Zuverſicht, die Wonne und das Entzücken meiner Seele.

Nach ſeiner Macht und nach ſeiner Liebe ſegnet er im Reiche der Natur.

Er hat die Erde zugerichtet, daß ſie ihr Gewächs

bringt, und gesagt: so lange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte. Er lässet das Land auflockern, und den Samen ausstreuen, und behütet die Saat, daß nicht Frost, nicht Hitze, nicht Nässe, nicht Ungeziefer sie verderbe, und gibt Regen und Sonnenschein zur rechten Zeit, daß wir jährlich zu ernten haben — Ein Jahr durch das andre gerechnet, mehr als zur Genüge, und niemals leer ausgehen.

„Du suchest das Land heim," singt David, „und wässerst es, und machest es sehr reich. Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle. Du lässest das Getreide wohl gerathen, denn also bauest du das Land. Du tränkest seine Furchen, und feuchtest sein Gepflügtes, mit Regen machest du es weich, und segnest sein Gewächs. Du krönest das Jahr mit deinem Gute, und deine Fußstapfen triefen von Segen. Die Wohnungen der Wüste sind auch fett, daß sie triefen, die Hügel umher stehen lustig, und die Auen stehen dick mit Korn, daß man singet und jauchzet. Aller Augen warten auf dich, du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit, du thust deine Hand auf und erfüllest alles, was lebet mit Wohlgefallen." Im 104ten Psalm heißt es: „Du lässest Brunnen quellen in den Gründen, daß die Wasser zwischen den Bergen hinfließen, daß alle Thiere auf dem Felde trinken, und das Wild seinen Durst lösche. An denselben

ben ſitzen die Vögel des Himmels, und ſingen unter den Zweigen. Du feuchteſt die Berge von oben her, du machſt das Land voll Früchte, die du ſchaffeſt. Du läſſeſt Gras wachſen für das Vieh, und Saat zu Nutz den Menſchen, daß du Brod aus der Erde bringeſt, und daß der Wein erfreue des Menſchen Herz und ſeine Geſtalt ſchön werde vom Oel, und das Brod des Menſchen Herz ſtärke. Wenn du ihnen gibſt, ſo ſammeln ſie; wenn du deine Hand aufthuſt, ſo werden ſie mit Gut geſättigt. Du läſſeſt deinen Odem aus, ſo werden ſie geſchaffen, und erneuerſt die Geſtalt der Erde."

Erkenneſt du das, wie es ſich gebührt? Haſt du erwogen, was eintreten müßte, wenn nur einige Jahre des Mißwachſes in ununterbrochener Folge uns heimſuchten, und die erſchöpften Vorräthe nicht durch neue Zuflüſſe erſetzt würden? Haſt du deinen Blick wohl ruhen laſſen auf der Fülle und Mannichfaltigkeit der Gaben, die alljährlich aus dem Schooße der Erde uns zuwachſen? Haſt du darüber nachgedacht, wie wir unaufhörlich empfangen — nicht blos was wir bedürfen, ſondern auch, was uns zur Erquickung gereicht, was das Leben ſchmückt und das Herz erfreut? Und haſt du dich erinnert, ſo oft du empfingſt, woher es dir gewährt worden, dich daran erinnert, daß es nur durch Gottes Macht und Liebe dir hat gewährt werden kön-

nen? Biſt du von der Gabe, ehe du dich ihrer bemächtigt, dem Geber zugeeilt, ihm aus der Fülle des Herzens deinen Dank darzubringen? Haſt du, ſo oft du von derſelben dir etwas zueigneteſt, zu ihm dein Herz erhoben, ihn zu preiſen für das, was er beſcheeret, und dafür, daß er dir Geſundheit und Leben erhalten, und dir die Kräfte geſtärket zum nöthigen Wirken, und dich dadurch zu kindlicher Liebe, kindlichem Gehorſam und kindlichem Vertrauen erwecken, vor ſchnödem Mißbrauche ſeiner Gaben dich warnen, und zu einem ihm gefälligen Gebrauche dich antreiben laſſen?

Nach ſeiner Macht und Liebe ſegnet er mit viel köſtlichern Gütern im Reiche der Gnade.

Auch hier läſſet er das Land auflockern und den Samen ausſtreuen, und die Sonne darauf ſcheinen, und feuchtet es aus der Höhe — auch mit Schmerzensthränen — und wehret ab, was die junge Saat beſchädigen oder verderben könnte, daß ſie wächſt und gedeihet und Frucht trägt für das ewige Leben. „Sie gehen hin und weinen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.“ Hier gibt er Raum zur Buße denen, die in Sünden verſtocket ſind, läſſet fort und fort ihnen Buße predigen, ſie zur Buße ermahnen und ſchrecken, und erweichet ihre harten Herzen durch ſchwere

Heimſuchungen, läſſet ſie die Sünde und das Verderben derſelben in ſeiner ganzen Größe erkennen, läſſet ſie ihre eigene Sünde in ihrer Beſchaffenheit und in allen ihren Ausgeſtaltungen ſehen, erwecket in ihnen eine aufrichtige und tiefe Betrübniß über ihre Miſſethat verſichert ſie dann, daß ihnen ihre Sünde um Chriſti willen vergeben ſei, und ſchaffet in ihnen einen neuen Sinn und ein neues Herz, daß ſie in ſeinen Geboten wandeln können. Hier verleihet er Fortgang den Anfängern des Glaubens und der Liebe in der begnadigten und wiedergeborenen Seele, überwindet in ihr die Reizungen der Sünde, denen ſie noch bloß geſtellt iſt, vertilget mehr und mehr, was noch von der Sünde an ihr haftet, kräftiget, was noch in Schwachheit ſeufzet und flehet, erhöhet jede Tugend, die er in ihr hervorgebracht, macht ſie immer ſorgfältiger in der Vermeidung des Böſen, immer tüchtiger, eifriger und ausdauernder zu allen Werken, die ihm wohlgefallen, beſchwichtiget die Zweifel, von denen ſie beunruhiget wird, durch die ſüßeſten Verſicherungen, tröſtet ſie in allen ihren Bedrängniſſen und in aller ihrer Traurigkeit, und erfriſchet ſie unabläſſig mit ſeinem gewiſſen und freudigen Geiſte, daß ſie ſtark werde, nach dem Reichthume ſeiner Herrlichkeit, an ihrem inwendigen Menſchen, und immer mehr erfüllet mit aller Gottesfülle, geſchmücket mit dem Schmucke

der Gerechtigkeit, bis er ſie in ſeine volle Freude einführen kann.

Haſt du hiervon etwas wahrgenommen — an Gelegenheit hat es dir nicht gefehlt —, ſo wahrgenommen, daß es dir in das Herz gehen konnte: du wirſt, auch wenn du dem Reiche Gottes noch nicht angehörſt, dich gedrungen fühlen, dafür Gott Ehre zu erweiſen. Von Herzensgrund aber wirſt du nur dann dies können, wenn du, als ein Genoſſe des Reiches, davon an dir ſelbſt Erfahrung gemacht. Haſt du dieſe gemacht: dann heißt es bei dir fort und fort: nicht mir, Herr, deinem Namen gebühret die Ehre, du haſt es gethan, durch deine Gnade bin ich, was ich bin, darum ſoll mein Mund deinen Ruhm verkündigen von nun an bis in Ewigkeit.

Fahre fort, laß nicht ab, werde nicht müde, ſeinen Ruhm zu verkündigen, wie er ſich an dir verherrlicht hat.

---

Ihm ſei Ehre in allen Landen und unter allen Völkern, wo nur irgend ein Gedanke, eine Ahnung von ihm die Herzen bewegt. Ihm ſei Ehre vornehmlich in der Gemeine in Chriſto Jeſu. Wenn wir die Worte: in Chriſto Jeſu nicht auf die Gemeine, ſondern,

wie es dem Schriftgebrauche gemäß iſt, auf die Gott zu erweiſende Ehre zu beziehen haben, die ihm in Chriſto Jeſu, das heißt: in der Erinnerung an das, was er durch Chriſtum gethan hat und noch thut, und mit einem von Chriſto erfüllten Herzen, erwieſen werden ſoll: ſo liegt doch am Tage, daß wir bei den Worten: in der Gemeine nicht an die einzelnen kirchlichen Vereine denken dürfen, welche das Band des gemeinſchaftlichen Gottesdienſtes zuſammenhält, ſondern die große Gemeine zu verſtehen haben, welche ſich Chriſtus, der Sohn Gottes, durch ſein Wort und ſeinen Geiſt auf dem ganzen Erdenrunde verſammelt hat, die Menge der Gläubigen, die wir die chriſtliche Kirche nennen.

Die Gemeine hat er von der Welt ausgeſondert, daß ſie ihm angehöre und er in ihr ſein Reich habe. Sie hat er auserwählet, berufen und tüchtig gemacht, ſeinen Ruhm zu verkündigen. In der Gemeine leuchtet das Licht ſeiner Offenbarungen. Zu ihr hat er geredet durch die heiligen Männer, welche ſein Geiſt im alten Bunde getrieben, durch ſeinen Sohn und die Apoſtel, über welche er ſeinen Geiſt ausgegoſſen hatte. Ihr hat er ſich zu erkennen gegeben als den Schöpfer der Welt, den Regierer aller Dinge, den oberſten Herrn und König der Menſchen, deſſen Willen ſie gehorchen ſollen, und ihren Richter nach ſeinem heiligen Geſetze, und hat ſeine

Rechte ihr kund gethan. Sie hat er belehrt über ſein Walten unter den Menſchen, über die Abſichten, die er mit ihnen hat, über die Rathſchlüſſe, die er für ſie gefaßt, über die Anſtalten, die er zu ihrem Heile getroffen, und über die Ordnung, in welcher allein ſie dieſes Heiles theilhaftig werden können. Ihr zeigt er, wie er von jeher die Welt gerichtet hat; ſie läßt er ſehen die Wege, die er im Verborgenen geht, die Werke, von denen die Welt nichts wahrnimmt.

Wie ſollte ſie ihn preiſen für das, was ſie von ihm weiß, für ſeine Schöpfung, für ſeine Regierung und ſeine Herrſchaft, für ſein heiliges, weiſes und gnadenreiches Walten, für ſeine Abſichten und Rathſchlüſſe, für die Anſtalten, die er getroffen, für die Ordnung des Heiles, die er feſtgeſetzt, für ſeine der Welt verborgenen Werke und Wege!

Unter der Gemeine hat er aufgerichtet das Wort von der Verſöhnung, welches ihr täglich durch Rede und Schrift verkündigt wird, ſo daß von ihr im beſondern Sinne geſagt werden kann, Chriſtus habe ſie ſich mit ſeinem Blute erkauft, wie diejenigen, von welchen dies im vollen Sinne zu ſagen iſt, ſich in ihrer Mitte befinden.

Wie ſollte ſie ihn preiſen für die unermeßliche Wohlthat.

Unter der Gemeine wirket kräftiger als anderwärts ſein Geiſt. Auf ſie dringet er unabläſſig ein, ſie der unermeßlichen Wohlthat theilhaftig zu machen, ſie zu erneuern, zu heiligen, mit ſeinem reichen Troſte zu erfüllen, ſeinen Frieden durch ſie zu verbreiten. Unter ihr verrichtet er ſeine herrlichſten Wunder in der Umgeſtaltung der menſchlichen Seelen und aller menſchlichen Dinge. Vor ihren Augen muß alles, was irdiſch iſt, ſich himmliſch verklären. In ihrem Umkreiſe erblickt ſie diejenigen, welche die Lichter der Welt, das Salz der Erde, die Zierden des menſchlichen Geſchlechtes ſind. Sie iſt unaufhörlich Zeuge von Thaten, die, wir mögen nun auf ihre Größe, auf die Lauterkeit der Geſinnung, aus der ſie hervorgegangen ſind, oder auf die Erfolge ſehen, die ſie nach ſich ziehen, alles, was anderwärts angetroffen wird, in weiter Ferne hinter ſich zurücklaſſen. Sie ſchmücket er mit ſeinen edelſten Gaben, ſie nähret er mit ſeinem koſtbarſten Gute, ſie erfreuet er mit den ſüßeſten Vergnügungen.

Wie ſollte ſie ihn preiſen für ſein mächtiges und gnadenreiches Wirken an ihr!

Und wohin zielet das alles? Dahin, daß ſie bereitet werde zum Erbtheile der Heiligen in dem Lichte: denn das hat er ihr zugedacht; er hat ſie erſehen, ſie in ſeine Herrlichkeit einzuführen, daß ſie, in dem ſtrahlen-

den Mittelpunkte ſeines Reiches und in der innigſten Gemeinſchaft mit ihm, des kräftigſten Lebens, der ausgedehnteſten Freiheit, der reinſten Freude genieße. Wie ſollte ſie ihn preiſen für das, was er ihr zugedacht und wozu er ſie erſehen hat!

Die Gemeine erkennt in den Gaben, mit welchen Gott nach ſeiner Macht und Liebe in dem Reiche der Natur uns ſegnet, nicht blos das, was das irdiſche Leben erhält, erleichtert, fördert und erfreut, ſondern auch etwas, deſſen ſie bedarf, um dem, weit über alles Irdiſche hinaus, ihr geſetzten Ziele, dem Ziele ihrer himmliſchen Berufung, zuzuſtreben, das ſie in den Stand ſetzt und ihr die Mittel darbietet, für die ihr angewieſenen Zwecke thätig zu ſein. Sie hat aus dem Munde eines Apoſtels ein Wort, zu ihr geſprochen, vernommen, welches lautet: alles iſt euer; dieſem Worte vertrauend, betrachtet ſie, was in dem Bereiche des irdiſchen Lebens ſich ihr darbietet, als das Ihrige durch Gottes Gnade und weiß es als ein ſolches ſich anzueignen, zugleich als dieſer Gnade Zeichen und Pfand. Wie ſollte ſie nicht auch für das Irdiſche mit hoher Inbrunſt ihn preiſen!

Er ſoll Ehre haben vornehmlich bei der Gemeine. In der Nacht, da der, von welchem ſie den Urſprung und den Namen hat, geboren war, erklang auf dem

Felde bei Bethlehem — es war die Stimme der himmliſchen Heerſchaaren: Ehre ſei Gott in der Höhe!

So ſei ihm denn Ehre bei der Gemeine an den Oertern, wo ſie ſich zu verſammeln pflegt, vor ihm anbetend ſich zu beugen, zu ihm in Flehen und Danken das Herz zu erheben, ſein Wort zu hören, die Wunder ſeiner Macht zu betrachten, ſich in die Geheimniſſe ſeiner Liebe zu verſenken. Es fehle hier keiner, den ſie zu den Ihrigen zählt. Es ſtelle jeder ſich ein, getrieben von einem heißen Verlangen, Gottes Namen zu verherrlichen, und jedes Herz ſei ſeiner Ehre voll, und über aller Lippen ſtröme das Zeugniß, das Gebet, der Geſang aus des Herzens Fülle und Tiefe.

Ihm ſei Ehre bei der Gemeine in den Häuſern, und es erſchalle in allen ohne Aufhören von ſeiner Größe, von ſeinen Thaten und von ſeinem Ruhme.

Ihm ſei Ehre bei der Gemeine in dem ſtillen Gemache, wo der Einzelne einſam verweilt, auf den Wegen, die er einſam wandelt, und was da ſeine Gedanken beſchäftigt, weiſe ihn zu Gott hin, und verliere ſich zuletzt mit ihm in Anbeten, Loben und Danken.

Ihm ſei Ehre bei der Gemeine am Morgen und am Abend, zur hellen Tageszeit und zu den nächtlichen Stunden, welche die Ihrigen durchwachen.

Ihm ſei Ehre bei jedem Ereigniſſe, das in ihr ſich

zuträgt, und bei jedem Werke, das unter ihr getrieben wird.

Ihm ſei Ehre bei dem Geſchlechte, das unter ihr ſeine Laufbahn beginnt, und bei dem, das im Begriffe ſteht, ſie zu beſchließen.

Ihm ſei Ehre bei dir, Gemeine Chriſti, für alles, was er geordnet hat, und für alles, was er thut im Reiche der Natur und im Reiche der Gnade, nicht blos wo du verſteheſt, ſondern auch, wo ſein Rath dir unerforſchlich bleibt: denn du weißt, er wird es herrlich vollenden. Ihm ſei Ehre bei dir nicht blos, wo er gewährt, ſondern auch, wo er verſagt: denn du weißt, er verſagt nur, um Unheil abzuwenden, und dermaleinſt in deſto größerem Maße gewähren zu können. Ihm ſei Ehre bei dir, nicht blos wo er heilet, ſondern auch wo er Wunden ſchlägt: denn du weißt, er verwundet nur, um zu heilen zur völligen Geneſung von aller deiner Krankheit. Ihm ſei Ehre bei dir, nicht blos wenn er auf grüner Aue dich weidet und zu friſchen Waſſerbächen dich führt, ſondern auch wenn er durch Wüſten dich gehen heißt, in denen du hungern und durſten mußt, Sonnenbrand dich quält, giftige Luft dich anwehet, die Seuche im Finſtern ſchleicht und am Mittage verderbet: denn du weißt, dies iſt der Weg nach Kanaan. Ihm ſei Ehre bei dir, nicht blos wo das Le-

ben in Geſundheit und Friſche blüht, ſondern auch wo der Tod ſeine Ernten hält: denn du weißt, durch den Tod erlöſet er die Seinen von allem Uebel, und hilft ihnen aus zu ſeinem himmliſchen Reiche.

Es iſt ein köſtlich Ding, dem Herrn danken, und lobſingen dem Namen des Allerhöchſten. Daran erfriſchet ſich das Herz, davor weichen die Geiſter der Furcht und des Entſetzens, davon erhellen ſich die trüben Gedanken, und es ſtillet ſich der Aufruhr im Gemüthe, es erkräftigt ſich das Leben und mit dem Leben die That, es erhöhet ſich die Hoffnung, es verjüngt ſich der Muth, es erheitert ſich das Angeſicht, und was uns bedrängt, nimmt eine Geſtalt an, in der es uns weder Kummer noch Sorge zu erwecken im Stande iſt.

Wache auf in der Morgenfrühe, du ſeine Braut, die er ſich erwählet hat, dich ihm zu ſchmücken, wache auf, mit Harfe und Pſalter ihm zu ſingen ein neues Lied: denn ſeine Gnade reichet ſo weit der Himmel iſt.

Ihm ſei Ehre in der Gemeine zu aller Zeit, von Geſchlecht zu Geſchlecht, ohne Aufhören. Niemals darf das Lob Gottes in der Gemeine verſtummen: denn ſeine Gnade währet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Jedes Geſchlecht ſoll es dem nachfolgenden zutragen, als ſein theuerſtes Gut auf daſſelbe vererben. Von Geſchlecht zu Geſchlecht ſoll es lauter, vollſtimmiger und kräftiger

erſchallen, gewaltiger durch die Saiten rauſchen: denn jedem Geſchlechte zeigen ſich zu denen, von welchen die Kunde ihm überliefert worden, neue Thaten ſeiner Macht, enthüllen ſich bis dahin verhüllte Geheimniſſe ſeiner Liebe, mit jedem Geſchlechte erweitern ſich die Grenzen ſeines Reiches, erhebt ſich ſein Reich zu größerer Herrlichkeit, nähern ſich ſeine Rathſchlüſſe dem Ziele ihrer Vollendung.

---

## 2.

Gott ſoll nicht blos von der Gemeine Ehre erwieſen werden; er ſoll auch an der Gemeine ſelbſt eine Ehre haben. Er hat an derſelben eine Ehre, wenn bei ihr angetroffen wird, was ſie an ſich darſtellen ſoll, wenn ſie thut, wie ihr befohlen und duldet, wie ihr gegeben iſt.

Die Gemeine Chriſti ſoll göttliches Weſen an ſich darſtellen. Dazu iſt ihr in Chriſto, welcher ſagen durfte: „wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater," das göttliche Weſen offenbar geworden. Es ſind euch, ſchreibt Petrus, die größten und koſtbarſten Verheißungen gegeben, daß ihr durch ſie der göttlichen Natur theilhaftig werdet. Wie die Welt an dem in ihr herr-

ſchenden ungöttlichen Weſen erkannt wird: ſo ſoll die Gemeine Chriſti, die von der Welt ausgegangen iſt, durch göttliches Weſen ſich unterſcheiden. Nur durch göttliches Weſen kann ſie mit Gott in Gemeinſchaft ſein.

Daſſelbe beſtehet in göttlichem Lichte, in göttlicher Lauterkeit und in göttlicher Liebe.

Göttliches Licht ſoll in der Gemeine Chriſti ſcheinen, von göttlichem Lichte jeder, der ihr angehört, erleuchtet ſein. Das göttliche Licht aber iſt die richtige Erkenntniß, welche durch Belehrung, Forſchen und Nachdenken gewonnen wird. Meineſt du, die Gemeine Chriſti könne des Lichtes entrathen? Um dies zu können müßte ſie ihren Urſprung verleugnen; denn ſie iſt aus dem Lichte geboren. Warum wäre ihr das Licht der Offenbarung gegeben, welches mit ſeinem Scheine zunächſt die göttlichen Dinge erhellet, von da aus aber ihn über alle Gebiete des menſchlichen Wiſſens verbreitet? Warum betete der Apoſtel: „daß er euch gebe den Geiſt der Weisheit und erleuchtete Augen des Verſtandes?“ Warum ermahnte Petrus: „wachſet in der Gnade und in der Erkenntniß unſers Herrn Jeſu Chriſti?“ Oder meineſt du, ſie dürfe irgend eine Art von Finſterniß bei ſich unterhalten? Von dem, welcher ſie geſtiftet hat, ſingt Zacharias: „es hat uns beſucht der

Aufgang aus der Höhe, auf daß er erſcheine denen, die in der Finſterniß und im Schatten des Todes ſitzen.“ Ihn preiſet Simeon: „ein Licht zu erleuchten die Heiden.“ Ihn meinet der Prophet, wenn er ausruft: „mache dich auf, werde Licht; dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir, Finſterniß decket das Erdreich und Dunkel die Völker, aber über dir gehet auf der Herr, und ſeine Herrlichkeit erſcheinet über dir, die Heiden werden in deinem Lichte wandeln und die Könige in dem Glanze, der über dir aufgeht.“ Von ihm zeuget Johannes: „dieſer iſt das wahrhaftige Licht, welches alle Menſchen erleuchtet.“ Er ſelbſt ſagt von ſich: „ich bin gekommen in die Welt ein Licht, auf daß, wer an mich glaubet, nicht in der Finſterniß bleibe.“ „Die Nacht,“ ſpricht Paulus, „iſt vergangen, der Tag iſt herbei gekommen.“

Mögen nur diejenigen ſich nicht rühmen, der Gemeine Chriſti zu dienen, die den Fortſchritten des Lichtes in ihr hemmend entgegen treten, für ihre Satzungen blinden Glauben fordern, ihr das eigne Sehen, Denken und Forſchen unterſagen, verweiſen oder erſchweren, es ihr unmöglich machen würden, wenn ſie könnten. Nein, ſie dienen ihr nicht, ſie ſind ihre Widerſacher, bemüht, ſie ihres edelſten Schmuckes, ſie Eines ihrer koſtbarſten Güter zu berauben. „Ihr,“ rühmet Paulus von den

Epheſiern, „ehedem Finſterniß, ſeid nun ein Licht in dem Herrn.“

Folget die Gemeine Chriſti dem Zuge ihrer Natur, dem ihr eingepflanzten göttlichen Triebe: ſo dringt ſie, trachtend ihre Erkenntniß zu erweitern, und mehr und mehr mit der Wahrheit in Uebereinſtimmung zu bringen, unaufhaltſam immer tiefer in das Licht hinein, und eignet immer mehr von dem göttlichen Lichte ſich an.

Die Gemeine Chriſti ſoll an ſich darſtellen göttliche Lauterkeit. „Ihr ſeid abgewaſchen,“ ſchreibt Paulus an die Korinther, „ihr ſeid geheiligt durch den Namen unſers Herrn Jeſu Chriſti und durch den Geiſt unſers Gottes.“ „Nach dem, der euch berufen hat,“ fordert Petrus auf, „und heilig iſt, ſeid auch ihr heilig in allem euern Wandel.“ Meineſt du, die Gemeine Chriſti dürfe Unreines bei ſich dulden oder gar pflegen? „Was hat das Licht,“ ſpricht Paulus, „für Gemeinſchaft mit der Finſterniß? wie ſtimmet Chriſtus mit Belial? was hat der Tempel Gottes für Gleiche mit den Götzen? gehet aus von ihnen und rühret kein Unreines an.“ Oder meineſt du, Chriſti Blut und Gerechtigkeit werde die Unreinigkeit bedecken, die du bei dir duldeſt und pflegeſt? Irre dich nicht, Chriſtus iſt kein Diener der Sünde, hüte dich, ihn zu läſtern. „So wir

im Lichte wandeln," zeuget Johannes, „haben wir Gemeinſchaft mit Gott und das Blut Jeſu Chriſti ſeines Sohnes macht uns rein von aller Sünde." So lange du noch Einer Sünde bei dir Raum gibſt, noch Eine ſträfliche Begierde bei dir nährest, haſt du keinen Theil an Chriſto, darfſt du nicht das Geringſte ſeines Verdienſtes dir zueignen.

Wozu hat Chriſtus den Fluch und die Verdammniß der Sünde durch ſein Leiden und Sterben hinweg genommen? Höre den Apoſtel: „der ſich ſelbſt für uns gegeben hat," ſpricht er, „daß er uns erlöſete von aller Ungerechtigkeit, und ihm reinigte ein Volk zum Eigenthume, das fleißig wäre zu guten Werken." Und was ſagt er von der Gemeine? „Chriſtus hat geliebt die Gemeine, und hat ſich ſelbſt für ſie gegeben, daß er ſie heiligte, und hat ſie gereiniget durch das Waſſerbad im Worte, auf daß er ſie ihm ſelbſt darſtellte eine Gemeine, die herrlich ſei, und nicht habe einen Flecken oder eine Runzel oder deß etwas, ſondern daß ſie ſei heilig und unſträflich." Kann ſie davon, daß ihre Sünde verſöhnet iſt, ein lebendiges Bewußtſein haben, ohne ſich dadurch auf das ſtärkſte angetrieben zu fühlen, ſich von aller Befleckung des Fleiſches und des Geiſtes zu reinigen? Heißt es nicht im 93ſten Pſalm: „Heiligkeit iſt die Zierde deines Hauſes?" Hat ſie nicht in der Taufe

das Sacrament der Reinigung und der Reinigkeit empfangen? Iſt nicht der in ihr waltende Geiſt ein Geiſt der Heiligung? zielet nicht all ſein Wirken an ihr dahin, ihr ganzes Weſen, wie es durch ihn erneuert worden, in göttliche Lauterkeit zu verklären?

Sie ſoll an ſich darſtellen göttliche Liebe — die Liebe iſt von Gott, ſagt Johannes, und wer lieb hat, iſt von Gott geboren —. „Wie er uns denn erwählet hat," ſchreibt Paulus, „ehe der Welt Grund gelegt worden, daß wir ſollten ſein heilig und unſträflich vor ihm in der Liebe. Die Hauptſumme des Geſetzes iſt Liebe von reinem Herzen, von gutem Gewiſſen und von ungefärbtem Glauben." Iſt es nicht ein Rathſchluß der Liebe und ein Werk der Liebe, woraus ſie hervorgegangen? Iſt es nicht das Kreuz, das Denkmal der reinſten und höchſten Liebe, worum ſie ſich verſammelt? Was wird ihr ſo oft und ſo eindringlich verkündigt, ſo vielfältig in Erinnerungszeichen und Sinnbildern vor die Augen geſtellt, als die Liebe Gottes und Chriſti? Iſt es nicht das Sacrament der Liebe, was in dem heiligen Nachtmahle unter ihr ausgetheilt wird? Sind nicht unter allen Ermahnungen, die ſie vernimmt, die Ermahnungen zur Liebe die zahlreichſten und beweglichſten? Findet ſie ſich nicht von Liebe umfangen und getragen? Siehet ſie nicht ohne Aufhören

Liebe auf ſich eindringen? Fühlt ſie nicht jeden Augenblick vom Odem der Liebe ſich angeweht? Bietet ſich ihr nicht in ihren Kreiſen auf allen Plätzen Gelegenheit dar, Liebe zu beweiſen, wie ſie anderwärts nicht angetroffen wird? Vernimmt ſie nicht an die Liebe gerichtete Klagen und Aufforderungen, für die man anderwärts kein Ohr hat? Kann ſie als eine Gemeine, als einen Verein, als ein Ganzes und insbeſondere als ein Ganzes unter Chriſto ſich erweiſen, wenn ſie nicht in ihren Gliedern von Liebe beſeelt iſt?

Nein, zu der rechten Gemeine Chriſti, welcher geſagt hat: „ich bin nicht gekommen, daß ich die Welt richte, ſondern daß ich die Welt ſelig mache," darfſt du dich nicht zählen, wenn du dich lieblos erhebeſt, lieblos ausſchließeſt, lieblos richteſt und verdammeſt, ſchmäheſt, anfeindeſt, verfolgeſt, die nicht in allen Stücken mit dir Eines Glaubens ſind; die rechte Gemeine Chriſti kennet dich nicht. Göttliche Liebe ſoll die Gemeine Chriſti darſtellen in ihrem Fühlen, in ihrem Denken, in ihrem Wünſchen, in ihrem Reden und Thun.

Wo nun alſo göttliches Licht in der Gemeine ſtrahlt, göttliche Lauterkeit in ihr pranget, göttliche Liebe in ihr waltet, da hat Gott an ihr eine Ehre, weil an ihr ſeine Herrlichkeit ſichtbar iſt. „Vater," ſprach Chriſtus, da er im Begriffe ſtand, ſeinen Erdenwandel zu be-

ſchließen, „ich habe dich verkläret auf Erden.“ Er hatte ihn aber vornehmlich dadurch verkläret, daß er an ſich ſelbſt des Vaters Sinn und Weſen dargeſtellt. Alſo ſoll er auch durch die Gemeine verkläret werden, indem ſie göttliches Licht, göttliche Lauterkeit und göttliche Liebe an ſich darſtellt. Und er wird auf dieſe Weiſe im Einzelnen durch ſie verklärt. Faſſe in das Auge dieſe Lichtfreunde, die in ernſtem, redlichem und unermüdlichem Forſchen eine Wahrheit nach der andern an ſich bringen, dieſe lautern Seelen, die nur reine Geiſtesluft einathmen können, und von dem, was unrein iſt, mit Entſetzen ſich abwenden, dieſe Menſchen, in denen die Macht der Liebe die Regungen der Selbſtſucht ſich unterworfen hat: du ſieheſt den Wandel Gottes in der Gemeine, wirſt du umhin können, ihn in ſeinem Wandel zu preiſen? Wie er durch Einzelne in der Gemeine verklärt wird: ſo ſoll er verkläret werden durch Alle, die der Gemeine angehören.

Mache dich auf, Gemeine Chriſti, werde Licht, werde Lauterkeit, werde Liebe. Ihr, redliche Forſcher der Wahrheit, ziehet die Finſtern in eure Lichträume, ihr, lautere Seelen, ziehet die Unreinen in eure heiligen Kreiſe, ihr von Liebe bewegten, ihr von Liebe erfüllten, in Liebe brennenden Herzen ziehet die Kalten, die Gleichgültigen, die Selbſtſüchtigen in eure Liebesglut,

und unter euch ermuntere und treibe jeder ſich ſelbſt und die andern.

Fahre fort;
Zion, fahre fort im Licht,
Mache deinen Leuchter helle.
Laß die erſte Liebe nicht.
Suche ſtets die Lebensquelle.
Zion, dringe durch die enge Pfort;
Fahre fort.

Die Gemeine ſoll nicht blos göttliches Weſen an ſich darſtellen, ſondern auch alles, was aus der Eigenthümlichkeit der menſchlichen Natur Würdiges und Rühmliches hervorgebildet werden kann, alles, was derſelben zur Zierde gereicht, zartes Gefühl, reine, edle und einnehmende Rede, anſtändige und gefällige Sitte, Erzeugniſſe des Erfindungsgeiſtes und des Kunſtfleißes, die das Leben ſchmücken. „Was wahrhaftig iſt," ermahnet Paulus, „was ehrbar, was gerecht, was keuſch, was lieblich, was wohllautet, iſt etwa eine Tugend, iſt etwa ein Lob, dem denket nach:" denn das alles gehört zur menſchlichen Vollkommenheit, der ſie nachzuſtreben berufen iſt; es iſt dem göttlichen Weſen verwandt; ſie muß es ſich aneignen, damit dieſes in einer angemeſſenen Geſtalt und Umgebung zum Vorſcheine komme. Auch ſind ihr hierzu An-

regungen und Mittel gegeben, wie ſie außer ihr nicht gefunden werden. Die Lehren, die ſie bewahrt, die Geſchichten, die ihr überliefert worden, die Uebungen, die in ihr Statt haben, die Anſtalten, die in ihr in das Leben getreten, wirken dahin, und dürfen nur zu dem Einfluſſe gelangen, welchen ſie zu äußern fähig und beſtimmt ſind, um hervorzubringen, was man an dem Menſchen und in dem menſchlichen Leben mit Wohlgefallen betrachtet. Und ſie haben es hervorgebracht — aller Orten, wo der Name Chriſti genannt wird, in größerm oder geringerm Maße — in größerm Maße da, wo das Chriſtenthum in ſeiner Lauterkeit getrieben wird, in geringerm, wo es ſich von den Verunſtaltungen, welche Menſchenwitz ihm zugefügt, noch nicht hat befreien können, überall aber in einem Maße und in einer Annäherung an das Vollkommene, wie es anderwärts nirgend wahrzunehmen iſt.

Auch durch das Menſchlich-Würdige, welches die Gemeine an ſich darſtellt, hat Gott eine Ehre an ihr: denn er hat den Trieb dazu eingepflanzt, das Vermögen dazu verliehen, Er ihr die Mittel dargereicht, Er ihr die Lehren, die ſie bewahrt, kund gemacht, die Ereigniſſe, die ihr überliefert worden, herbeigeführt. Sein Geiſt wirket in den Anſtalten, die unter ihr in das Leben getreten ſind, und in den Uebungen, die bei

ihr Statt haben. Durch ihn iſt es geworden — ein Zeugniß ſeiner Größe und Herrlichkeit; er hat es hervorgerufen, damit er daran eine Ehre habe.

Hat er hierin an der Gemeine die Ehre, die er haben könnte und ſollte? O, wie weit iſt es davon entfernt! wieviel Unmenſchliches, Rohes, Verſäumtes, Mangelhaftes in ihrer Mitte! wie viel, wofür noch nichts geſchehen iſt! nicht Eins, worin das Höchſte an irgend einer Stelle erreicht wäre. Zion, fahre fort im Licht. Bemühe dich, Gemeine Chriſti, alles Ernſtes, dir anzueignen, was dir noch abgeht, und halte nichts gering, was würdig und rühmlich genannt werden mag. Ihr Trägen werdet eifrig. Ihr Eifrigen werdet noch eifriger, und reizet an die Trägen, muntert auf die Verdroſſenen. Ihr Begabten und Geförderten helfet fort den Verwahrloſten und Zurückgebliebenen.

Nur daß du, Gemeine Chriſti, bei allem Menſchlich-Würdigen und Rühmlichen, das du anſtrebſt, auch Gottes Ehre ſucheſt, und deine Bemühungen alſo richteſt, wie er durch dieſelben am meiſten verherrlicht werden kann, und für das, was du dir zu eigen gemacht, ihm die Ehre gebeſt, und es in der Geſtalt und Weiſe an das Licht treten laſſeſt, daß er davon eine Ehre habe.

Gott hat Ehre an der Gemeine, wenn ſie thut, was ihr befohlen iſt.

Ich ſtelle mir die Gemeine vor, wie ſie thut, was ihr befohlen iſt. Was ſehe ich? Ich ſehe ein Thun, dem Thun Gottes ähnlich, Werke, in denen das Wirken ſeiner Liebe ſich abbildet. Ich ſehe ſie Hülfe leiſten, wo es der Hülfe bedarf, und wo Hülfe wohlthut, milde Gaben austheilen unter die Nothleidenden, dem Hungernden ihr Brod brechen, den Nackten kleiden, den Elenden in ihr Haus führen, Witwen und Waiſen beſchützen und vertreten, Kranke pflegen, Niedergeſchlagene aufrichten, Muthloſe ermuthigen, bei Betrübten theilnehmend und tröſtend verweilen. Ich ſehe ſie den Fehlenden Nachſicht beweiſen, die Schwachen tragen, mit der hartnäckigen Verkehrtheit Geduld haben, die Uebelthat, die man an ihr begangen, das Herzeleid, das man ihr zugefügt, vergeben — vergeben ſiebzig mal ſieben mal, dem Feinde in ſeiner Bedrängniß beiſtehen, ihm gewähren, was ihn fördern kann. Ich ſehe ſie Irrende mit Sanftmuth und Freundlichkeit zurechtweiſen, den Sündern auf ihren dunkeln Wegen nachgehen, ſich an ſie hangen, mit Bitten, Ermahnungen, ernſten Vorhaltungen auf ſie eindringen, ob es ihr gelinge, ſie zur Buße zu bewegen. Ich ſehe ſie ſolche, in denen das neue Leben erwacht iſt, in dem-

ſelben weiter führen, Zweifelnde von ihrer Bekümmerniß befreien, Wankende befeſtigen. Hat Gott nicht eine Ehre an ihr in dieſem Thun, wie er eine Ehre an ihr hat, indem ſie göttliches Weſen an ſich darſtellt?

Und wie erweiſet ſie ſich dabei? Es koſtet nicht ſelten große Mühe, ſolches zu leiſten; ſie weigert der Mühe ſich nicht. Es ſind Unbequemlichkeiten, es ſind nicht geringe Beſchwerden zu übernehmen; ſie übernimmt ſie. Es werden ſaure Anſtrengungen ihr angeſonnen; ſie unterziehet ſich ihnen mit aller Willigkeit. Sie hat mit ſtarken Regungen der ſinnlichen Natur, mit entgegenſtrebender, tief eingewurzelter Begierde zu kämpfen; ſie beſtehet den Kampf. Der Zorn will entbrennen, die Beleidigung, die ſie erlitten, ſtellt ſich ihr unabläſſig von neuem vor die Augen, und erzeugt Gefühle, die ihr nicht geſtatten wollen, dem Wohlthat angedeihen zu laſſen, der ihr mit Uebelthat auf alle Weiſe zugeſetzt hat; ſie überwindet die Entrüſtung, ſie unterdrückt die mißgünſtigen Gefühle, weiſet von ſich die widerwärtige Erinnerung. Sie kann nicht helfen, ohne ſich von einem werthvollen und hochgehaltenen Beſitzthum zu trennen, ohne ſich des theuern Andenkens an einen in die Ferne gezogenen Freund, an einen geliebten Todten zu entäußern; ſie trennt ſich von dem hochgehaltenen Beſitzthume, ſie

entäußert ſich des theuern Andenkens und hilft. Sie kann dem Hungernden nicht geben, ſeinen Hunger zu ſtillen, ohne ihr geringes Scherflein, alles, was ſie hat, ohne den Biſſen Brod, der kaum für den eignen Hunger ausreicht, mit ihm zu theilen; ſie theilet das Scherflein, ſie theilet den Biſſen, und giebt das nur mit Schmerzen zu Entbehrende. Dabei geht ſie in Demuth einher, über keinen ſich erhebend, keinen gering achtend, keinen Dienſt, den ſie leiſten kann, für zu niedrig haltend, keines ſich ſchämend, mit keinem Liebeswerke ſich etwas dünkend, und läßt ihre linke Hand nicht wiſſen, was die rechte thut.

Wer hat ſie dies gelehrt? wer hat ſie hierzu tüchtig gemacht? Gott hat es gethan durch Chriſtum. Er hat es ihr befohlen. Er hat ihr ſeine Liebe und die Liebe Chriſti gezeigt, und dadurch in ihr die Liebe entzündet. Er hat ſie Chriſti Wandel ſehen laſſen, an dem ſie das aufmunternde, das antreibende, das ſich ihr zur Nachahmung unwiderſtehlich aufdringende Vorbild beſitzt, den Wandel, in welchem er ſich ſelbſt erniedrigt hat, und alles dahin gegeben, und die bitterſten Schmerzen ſammt der äußerſten Schmach auf ſich genommen. Er hat ihr die Kraft verliehen, womit ſie unter Mühen, Beſchwerden und Anſtrengungen ausdauert, das eigne Herz überwindet, die ſchwere

Verleugnung übt, von dem geliebten Gute ſich trennt, den eignen Hunger vergißt, indem ſie den des andern ſtillt. „Laſſet euer Licht leuchten," ſpricht Chriſtus, „vor den Leuten, daß ſie eure guten Werke ſehen, und den Vater im Himmel preiſen." Wer ſollte nicht Gott preiſen, wenn er, ſolche Werke ſchauend, das Wirken Gottes darin wahrnimmt?

Er hat Ehre an der Gemeine, wenn ſie thut, was ihr befohlen iſt.

Hat er nun wirklich dieſe Ehre an der Gemeine Chriſti? Er hat ſie an einigen in derſelben. Es ſind ihrer, welche die Liebe Gottes und Chriſti unabläſſig dringt, Werke zu vollbringen, in denen das Wirken Gottes ſich abbildet, die dabei keine Mühe, Beſchwerde und Anſtrengung ſcheuen, die ſich durch keine Regung der ſinnlichen Natur, keine widerwärtige Erinnerung abhalten laſſen, die ſich nicht beklagen, wenn ſie auf ein geliebtes Gut, auf eine theure Hoffnung Verzicht leiſten, das kaum zu Entbehrende hingeben ſollen, und dabei ſich ſelbſt gering halten. Es ſind ihrer, an welche die Noth nie vergebens ſich wendet, wo ſie nur irgend zu helfen oder zu lindern vermögen, bei denen es nur des Anblickes derſelben bedarf, um ſie zu den Hülfsleiſtungen zu bewegen, die ſie zu gewähren ſich

im Stande finden, die der verſchämten an allen Orten, wo ſie ſich verborgen halten könnte, nachforſchen und ſie mit der Hülfe gleichſam verfolgen, hier ſie aufnöthigend, dort ſie anſchmeichelnd, da ſie ihr zueignend, ohne daß ſie gewahr wird, wie und woher ſie gekommen, die man nicht anders antrifft, ſelbſt in Stunden der Erholung, als in eifriger Thätigkeit für das Heil des Nächſten und des Ganzen Wohl, die man unter den Menſchen nicht anders wandeln ſieht als ſegnend. Mögen ſie nicht müde werden! möge fernerhin, mit jedem Tage, mit jeder Stunde, Gottes Ehre an ihnen ſich mehren!

Aber Gott will nicht blos an einigen, an vielen, er will an der Gemeine, mithin an allen, die ihr angehören, eine Ehre haben. Was ſoll man denn zu denen ſagen, die auch nicht Eine That der wahren, lautern Liebe aufzuweiſen haben, die ſich zu nichts verſtehen mögen, als wobei ihr Vergnügen, oder ihr Vortheil ſeine Rechnung findet, die ſich wohl bemühen und anſtrengen, aber nur da, wo der Lohn die Arbeit überwiegt, die wohl einer Leidenſchaft Gewalt anthun, aber nur da, wo die Furcht ſie nöthigt, oder wo es gilt, eine andere, die in ihnen mächtiger iſt, befriedigen, die wohl das Eine und andre geliebte Gut aufgeben, aber nur da, wo ſie gewiß ſind, ein gröſſeres dafür einzutauſchen, und mit dem, was ſie,

engherzig, feig und klein, nur ſich ſelbſt geleiſtet, ein Gepränge treiben, als ob es neben die größte That ſich ſtellen dürfte, oder gar über ſie? Nein, an ihnen hat Gott keine Ehre, ſie kann die rechte Gemeine Chriſti nicht zu den Ihrigen zählen, und er, Chriſtus, wird, wann er erſcheint, ſeine rechte Gemeine auszuſcheiden, und in die Herrlichkeit ſeines Vaters einzuführen, ſie unwiderruflich zurückweiſen müſſen. Möchten ſie einmal inne werden, möchte einmal ein Gefühl davon ſie ergreifen und erſchüttern, welches Vorrechtes ſie ſich begeben, was ſie konnten, was ſie ſollten, und nicht gethan haben, was an ihnen prangen könnte, prangen ſollte, während nichts davon bei ihnen wahrzunehmen iſt!

---

Gott hat eine Ehre an der Gemeine, wenn ſie duldet, wie ihr gegeben iſt.

Ihr iſt beſchieden, Drangſale zu erdulden. Unter Drangſalen muß ſie ihren Glauben und ihre Treue bewähren; unter Drangſalen muß ſie geläutert und für die himmliſche Vollendung gebildet werden. Sie hat Drangſale zu erdulden gehabt — alle Jahrhunderte ihres Beſtehens hindurch bis auf dieſen Tag, und wird

ihrer zu erdulden haben, ſo lange ſie auf Erden ſich mühet und ſtreitet. Die grauſamſten Verfolgungen ſind über ſie ergangen, keine Schmach und keine Pein, die ihr nicht von ihren Widerſachern wäre zugefügt, keine Gräuelthat, die nicht von ſolchen, die ſich zu ihr bekannten und auch äußerlich zu ihr hielten, an ihr wäre verübt worden. Zu dem hat all das Ungemach, wovon Menſchen ſonſt heimgeſucht werden, auch ſie betroffen — und in noch größerem Maße. Sie hat in denen, die ihr angehören, bitterern Mangel, langwierigere und ſchmerzlichere Krankheiten, empfindlichere Verluſte und Demüthigungen, tieferes Herzeleid erfahren, als diejenigen, die der Welt angehören, zu erfahren pflegen.

Aber ihr iſt auch gegeben in Geduld zu ertragen: denn ſie weiß, von wem und wozu das Ungemach über ſie verhängt wird, ſie weiß, daß nichts anders als nach Gottes heiligem und gnädigem Willen ihr begegnen kann, daß der ſie nicht wird laſſen über Vermögen verſucht werden, ſie weiß, daß ihre Erlöſung mit ſchnellen Schritten ſich nahet, daß die kurze Trübſal bei weitem der Herrlichkeit nicht werth iſt, die an ihr ſoll offenbar werden, und daß die Krone der Gerechtigkeit in den Kämpfen der Trübſal errungen ſein will. Sie hat auch auf ihrer Leidensbahn ihren Herrn zum Vorgän-

ger, der, da er wohl hätte mögen Freude haben, das Kreuz erduldete und der Schande nicht achtete, der unter den härteſten Leiden und den ſchwerſten Mißhandlungen ſeinen Mund nicht aufthat, ſondern alles dem anheimſtellte, der da recht richtet, der, weil er bis zum Tode am Kreuze gehorſam geweſen, von Gott erhöhet worden, und einen Namen empfangen hat, der über alle Namen iſt.

Und wie hat ſie auch geduldet, wie duldet ſie fort und fort in ihren Auserwählten! Siehe ſie in Hunger und Durſt, in Froſt und Blöße, auf ſchmerzvollen Krankenbetten und in andern Bedrängniſſen des Leibes, ſiehe ſie in Hohn und Schmach, in Gefängniſſen und Banden, in der Marterkammer unter des Peinigers Hand, unter den Qualen der ſchauderhafteſten Hinrichtung, ſiehe ſie in ihrer, die äußerſte Leibesnoth nicht ſelten weit hinter ſich zurücklaſſender, Seelennoth. Verzagen ſie? geben ſie das auf, woran ſie bis dahin gehalten? führen ſie Beſchwerden? flehen ſie, daß man ſie verſchone? brechen ſie in Vorwürfe und Verwünſchungen aus? Nichts von dem allen. Du ſieheſt ſie ſtillgefaßt und ſtandhaft. Und was du an ihnen wahrnimmſt, iſt nicht die ſtarre Gleichgültigkeit der Abſtumpfung, ſondern ein durch nichts zu erſchütternder Gleichmuth, nicht trotzbietender Ingrimm, ſondern hei-

tere Seelenruhe. Du höreſt ſie nicht ſelten mitten in der Qual den Herrn preiſen, daß er ſie würdigt, für ihn die Qual zu leiden, oder daß er ſie durch das große Ungemach zu ſeiner Herrlichkeit einführen will. Sie ſind guter Zuverſicht; ihr innerer Menſch fühlt ſich über Schmerz erhoben, und wird nicht davon angetaſtet.

Was iſt es, das ihren innern Menſchen über den Schmerz erhebt, daß er davon nicht angetaſtet wird? Es iſt des Glaubens Kraft. Der Glaube aber iſt von Gott, und des Glaubens Kraft an der menſchlichen Seele die Kraft des Geiſtes Gottes an ihr.

Die Erdulder großer Trübſale in der Gemeine Chriſti, die willig dahin nehmen, und, ergeben in Gottes Fügung, ſtill tragen, was er ihnen auflegt, ſind ſeine Ehre: denn ſie dulden in ſeiner Kraft, und was ſie dazu thun, beſteht darin, daß ſie ſeine Kraft in ſich wirken laſſen. Geſchähe es in der, der menſchlichen Natur mitgetheilten Kraft: er würde daran eine Ehre haben, weil er ſie mit dieſer Kraft ausgeſtattet; wie vielmehr muß er daran eine Ehre haben, da es in der Kraft ſeines Geiſtes geſchieht, der darin das Vermögen des Menſchen weit über ſein natürliches Maß hinaus erhöhet, um an der Gemeine ſeine Herrlichkeit zu offenbaren! Nun denn, immerfort, Gemeine Chriſti, muthig

und unverzagt, wacker und frisch unter aller Bedrängniß in deinen Auserwählten! Trifft es dich, Schlag auf Schlag, wirst du aus Einer Noth in die andere geführt, aus dem tiefen Seelenleiden in noch tieferes: bedenke, je dunkler die Prüfungsstunde, desto heller glänzet an dir Gottes Ehre, wenn du darin aushältst und aufrecht bleibest, sie glänzet an dir auch um so heller, je stiller du duldest, je fester du dich behauptest, je mehr du durch das Ungemach in allem christlichen Wesen gefördert wirst. Wie wird sie einst an dir strahlen, wenn er dich, genugsam durch die Trübsal geläutert und in der Trübsal bewährt, in sein himmlisches Reich wird eingeführt haben! Darum immerfort muthig und unverzagt, wacker und frisch in aller Bedrängniß.

Kannst du dulden im Glauben an Gottes weise und gnädige Führung: schicke dich auch zu dulden aus Unterwerfung unter seinen heiligen Willen, schicke dich auch zu dulden zu seiner Ehre.

Gemeine Christi, dir gebühret zu dulden, weil dir zu dulden gegeben ist, weil Gott dich ersehen hat, daß bei dir seine Ehre wohne. Mögest du in deiner Gesammtheit es lernen, wie du in deinen Auserwählten es kannst und übest! Mögest du in deiner Gesammtheit dahin gelangen, dich willig unter deine Last zu beugen,

aber ungebeugt am Geiſte und fröhlichen Herzens, wartend auf den Tag deiner Erlöſung und Vollendung, ſie zu tragen — eine Ehre dem Herrn, deinem Gott.

Ja, auch darin ſei ihm Ehre an der ganzen Gemeine, zu aller Zeit, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

## IV.

# Der Glaube und die Geſinnung.

---

In Chriſto Jeſu gilt der Glaube, der durch die Liebe thätig iſt.

Gal. 5, V. 6.

Hüte dich, im Chriſtenthume den Glauben und die Geſinnung von einander zu trennen. In Gedanken laſſen ſie ſich wohl von einander abſondern, aber in der Wirklichkeit gehören ſie weſentlich zuſammen, und diejenigen, welche die Geſinnung mit Zurückſetzung des Glaubens erheben, haben nicht weniger Unrecht, als diejenigen, welche, mit Zurückſetzung der Geſinnung, den Glauben als dasjenige anſehen, worauf es im Chriſtenthume allein ankomme.

Das Verhältniß aber iſt dieſes: die chriſtliche Geſinnung wurzelt in dem chriſtlichen Glauben, und der chriſtliche Glaube muß in der chriſtlichen Geſinnung ſich bewähren.

Unter der chriſtlichen Geſinnung verſtehen wir die Geſinnung, die Chriſtus fordert, die wir an ihm ſelbſt in ihrer ganzen Vollkommenheit erblicken, und aus welcher die Werke, die wir für chriſtliche erkennen ſollen, hervorgehen müſſen. Daß dieſe Geſinnung etwas Vortreffliches ſei, wird Niemand ſich erwehren können, einzuräumen. Wo ſie ſich uns darſtellt — im Worte, in der That, in dem Blicke des Auges, in den Zügen des Angeſichtes, da verweilen wir mit Wohlgefallen, mit froher Bewunderung. Sie hat dich wohl ſchon bis zu Thränen gerührt, du hätteſt zuweilen vor ihr auf die Knie ſinken mögen. Bei Chriſto leuchtet in ihr vor allem andern die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater. Sie ſtehet an ſich gewiß höher als der Glaube. Wir dürfen aber ſchon deshalb nicht dieſen gegen ſie für etwas Geringfügiges oder gar Gleichgültiges und Entbehrliches erklären, weil die chriſtliche Geſinnung nur aus dem chriſtlichen Glauben erwachſen kann, und durch ihn unterhalten werden muß.

Wenn gleich die chriſtliche Geſinnung in der Hauptſache mit der tugendhaften Geſinnung überhaupt, wie die Vernunft das Bild derſelben in ſich trägt, und wie erleuchtete Sittenlehrer unter den Heiden ſie in ihren Grundzügen vorgezeichnet haben, zuſammentrifft: ſo hat ſie doch auch ihr Eigenthümliches, ſowohl in ihrem

Weſen als in ihrer Ausgeſtaltung. Wir finden in ihr nicht weniges, was wir bei jener vergebens ſuchen, und dieſes eben iſt ihr Herrlichſtes. Wir finden das, was ſie mit jener gemein hat, zum größten Theile, anders gehalten und geordnet, weil ſie von einem andern Geiſte beſeelt iſt. Könnteſt du einen Menſchen, in welchem die tugendhafte Geſinnung, wie auch der Heide ſie kennt, ihre höchſte Vollkommenheit erreicht hätte, neben einen Menſchen ſtellen, bei welchem die chriſtliche Geſinnung in ihrer Gottergebenheit, in ihrer Einfalt, Wahrheit und Lauterkeit, in ihrer Milde, in ihrer tiefen und aufrichtigen Demuth, in ihrer Kraft der Selbſtverleugnung, zur höchſten Vollkommenheit gelangt wäre, wie ſie in Chriſto ſich dargeſtellt hat: du würdeſt erſtaunen über den Unterſchied, und urtheilen, jener, bei aller ſeiner augenfälligen Größe, ſei doch nur von der Erde, dieſer aber, bei aller ſeiner ſcheinbaren Niedrigkeit, ſei von oben her; du würdeſt, wenn du jenem die erſte Stelle unter den Menſchen anwieſeſt, dieſem, weil alles an ihm himmliſch iſt, unter den Himmliſchen einen Platz ſuchen müſſen; du würdeſt jenen vielleicht in preiſenden Worten erheben, vor dieſem aber, die Hand auf dem Herzen, in froher Bewunderung verſtummen.

Woher nun dieſes Eigenthümliche der chriſtlichen Geſinnung? Nur aus dem Glauben kann es ſtammen

— wobei aber nicht blos die Forderungen, die er in ſich ſchließt, ſondern auch die Lehren, die er angenommen hat, in Betrachtung kommen, die Lehre von der Gemeinſchaft mit Gott in einem ewigen Leben, zu welcher der Menſch erſchaffen worden, von Gottes väterlich weiſem Walten in der Welt und in dem Leben der Menſchen, von des Menſchen Verderben und Elend und der Gnade, die ſich ſeiner erbarmt hat, von der durch Chriſtum geſtifteten Verſöhnung und der Vergebung der Sünden, die durch ihn zu erlangen ſteht, von dem Heile der Erlöſten, von ihrem Leben in dem göttlichen Reiche als Gottes Kinder und von der Herrlichkeit und Seligkeit, zu der ſie gelangen ſollen. Darum wird das Eigenthümliche, wodurch die chriſtliche Geſinnung ſich auszeichnet, einem Menſchen ſo lange fremd bleiben müſſen, als ihm der chriſtliche Glaube fehlt.

Aber nicht blos das Eigenthümliche ihres Weſens und ihrer Geſtaltung: ſondern auch *ſie ſelbſt*, denn ſie wird aus dem Glauben geboren.

Das Wort: *Glaube* hat im Chriſtenthume eine weitere und eine engere Bedeutung. In der weitern bezeichnet es den Glauben an die *chriſtliche Lehre überhaupt*, wie wenn Chriſtus ſpricht: ſo ich euch aber die Wahrheit ſage, warum glaubet ihr nicht? und wenn es heißt: es iſt aber der Glaube eine gewiſſe Zu-

verſicht deß, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, was man nicht ſiehet, wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er ſei, und denen, die ihn ſuchen, ein Vergelter ſein werde.

Dieſer Glaube iſt es, woraus, in dem Zuſammenwirken aller Wahrheiten, die ihm gegeben ſind, das neue Leben, welchem die chriſtliche Geſinnung angehört, hervorgeht. In dem Zuſammenwirken aller ihm gegebenen Wahrheiten: denn die chriſtlichen Wahrheiten ſtehen mit einander in Verbindung, und bilden ein Ganzes, aus welchem nichts hinweggenommen — in dem jeder Theil ſeine Stelle hat, von der er nicht verrückt werden kann, ohne daß das Uebrige ſeine Bedeutung verliert. Dieſes Ganze iſt ein Bau, der, feſt ineinander gefügt, auf der Erde ruhend, ſeine Zinnen in die Wolken, ja über die Wolken bis in den Himmel erhebt, und zuſammenſtürzen muß, wenn er an irgend einer Stelle eine Beſchädigung erleidet. Es zeiget uns den Menſchen in der Tiefe ſeines ſittlichen Verderbens, auf der Höhe der ſittlichen Vollendung und der himmliſchen Verklärung und auf allen Stufen, die aus jenem zu dieſer hinauf führen, von denen keine überſprungen werden kann. Es zeiget uns das Wechſelverhältniß Gottes und des Menſchen, des Gottes, der den Menſchen geſchaffen, und ihm ſein Gebot gegeben, und des Menſchen, der von Gott

abgefallen iſt und ſein Gebot übertreten hat, des Gottes, der die Welt alſo geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, des ewigen Lebens theilhaftig werden, und des Menſchen, der, im Glauben an den Sohn Gottes, des ewigen Lebens theilhaftig, Gott kindlich liebt, ihm kindlich dient und kindlich vertraut. Und wie jede Wahrheit in dem Zuſammenhange des Ganzen ihre beſtimmte Stelle hat: ſo ſoll ſie auch in demſelben ihre beſtimmte Wirkſamkeit äußern, die ſie nur in dieſer Verbindung mit den übrigen zu äußern vermag, ſo daß nur aus dem Zuſammenwirken aller in dieſer Verbindung die chriſtliche Geſinnung hervorgehen kann. Wähle Einer aus dieſem Zuſammenhange, welche Wahrheit er will, und laſſe ſie in ſich eindringen: er wird Bewegungen verſpüren, welche nur durch ſie erregt werden konnten, und die in dem Menſchen erregt werden müſſen, wenn die chriſtliche Geſinnung in ihm zum Vorſcheine kommen ſoll, während durch die andern andre Bewegungen erregt werden, die ebenfalls zum Entſtehen der chriſtlichen Geſinnung unentbehrlich ſind. In ihrem Zuſammenwirken ſteigen ſie mit dem Menſchen in die tiefſte Tiefe ſeines Elendes hinab, um ſich dann mit ihm zu der höchſten Höhe des Heiles zu erheben. Des chriſtlichen Glaubens, des ganzen chriſtlichen Glaubens, in

dem feſten Zuſammenhange aller ſeiner Beſtandtheile, bedarfſt du, damit du der chriſtlichen Geſinnung theilhaftig werden könneſt. Darum ſiehe zu, daß du nichts davon einbüßeſt, und dir nichts davon verkümmert werde.

Der Glaube an die chriſtliche Wahrheit ruht auf dem Glauben an die nachgewieſene Offenbarung Gottes in Chriſto. Warum glaubeſt du an die chriſtliche Wahrheit? weil du ſie von Jugend auf gehört, und ſie dadurch ſich dir eingeprägt, und ſich deiner bemächtigt hat? Schlechter Glaube! Wie, wenn du nun von Jugend auf, ſtatt der chriſtlichen Wahrheit, die Irrlehre gehört und dieſe ſich bei dir feſtgeſetzt hätte, würdeſt du nicht an dieſe glauben? Oder glaubſt du an die chriſtliche Wahrheit, weil ſie einen tiefen Eindruck auf dich gemacht, und dieſer dich dahin genommen, ohne daß dir klar geworden, wie dir dabei geſchehen? Schlechter Glaube! Wenn nun einmal etwas der chriſtlichen Wahrheit Widerſprechendes, was leicht geſchehen kann, einen noch ſtärkern Eindruck auf dich machen ſollte, würdeſt du nicht von der chriſtlichen Wahrheit dich ab- und dieſem zuwenden müſſen? Oder glaubeſt du, weil die chriſtliche Wahrheit deinen Gefühlen zuſagt? Schlechter Glaube! Wenn nun einmal, wovor du nicht ſicher biſt, deine Gefuhle ſich umſtimmten, müßteſt du nicht die

chriſtliche Wahrheit aufgeben? wenn einmal, wie ſich auch ereignen kann, etwas anderes, etwas Widerchriſtliches dir dargeboten würde, das deinen Gefühlen noch mehr zuſagte, müßteſt du nicht dieſem andern gläubig dich überlaſſen? Die chriſtliche Geſinnung kann nur aus einem feſten und ſichern, ſich ſeiner ſelbſt und ſeines Grundes deutlich bewußten Glauben erwachſen. Feſt und ſicher aber iſt der Glaube nur, wenn er auf Gottes untrüglichem Worte beruht, wie Paulus ſagt: „der Glaube kommt aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes," und an einem andern Orte: „auf daß euer Glaube beſtehe nicht auf Menſchen Weisheit, ſondern auf Gottes Kraft." Er beſtehet aber auf Gottes Kraft und nichts vermag ihn zu erſchüttern, wenn er iſt ein Glaube an den Herrn Jeſum Chriſtum, welcher, geſtützt auf die Zeugniſſe, die Gott ſelbſt von ihm gegeben hat, ſagen durfte: meine Lehre iſt nicht mein, ſondern deß, der mich geſandt hat.

Unter dem Glauben im engern Sinne verſtehen wir den Glauben an die Lehre von der durch Chriſtum geſtifteten Verſöhnung der Menſchen mit Gott insbeſondere, oder, was daſſelbe iſt, den Glauben an Chriſtum, als den Verſöhner. Dieſen Glauben meint Paulus, wenn er ſpricht: ſo halten wir nun, daß der Menſch durch den Glauben

gerecht werde, ohne des Gesetzes Werke, dem, der nicht mit Werken umgeht, glaubt aber an den, der die Gottlosen gerecht macht, wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit. Ist nun gleich der Glaube an die Versöhnung in dem Glauben an die christliche Lehre überhaupt schon begriffen: so wirket er doch zur Erzeugung der christlichen Gesinnung auf besondere Weise, wie er es ist, wodurch man die durch Christum gestiftete Versöhnung sich aneignet. Die christliche Gesinnung, welche in der Liebe zu Gott ihr innerstes Wesen hat, setzt bei mir voraus, daß ich, der von Gott Abgefallene, mich mit ihm versöhnt wisse: denn wie möchte ich ihn lieben, wie nur mich ihm nahen, wie nur den Muth haben, zu ihm aufzublicken, wenn ich mich ihm ganz entfremdet, vor ihm verdammlich, ihn von mir abgewendet, wider mich entrüstet finde, und nicht an ihn denken kann, ohne über das unselige Verhältniß, in welchem ich zu ihm stehe, zu erschrecken? Mich mit Gott versöhnet wissen, das kann ich aber allein in dem Glauben an Jesum, als den, der sich für meine Sünden zum Opfer dargebracht, und damit meiner Sünden Schuld getilgt hat. Ohne diesen Glauben würde ich mich immer und ewig von Gott geschieden, seiner strafenden Gerechtigkeit verfallen, immer und ewig mich unvermögend fühlen, mich aus den Tiefen des Verderbens dahin zu erheben, wo die

chriſtliche Geſinnung von dem Herzen Beſitz nehmen kann.

Dieſe aber iſt nicht blos durch den Glauben an die durch Chriſtum geſtiftete Verſöhnung bedingt, ſondern auch von demſelben beſeelt, wie ſie in ihm vornehmlich ihren Urſprung hat. Frage nur Einen, in welchem die chriſtliche Geſinnung wohnt, wie dieſelbe ſeiner mächtig geworden. Gerührt von der Liebe deſſen, wird er dir antworten, der ſich in meinem Elende meiner erbarmt, und das Große für mich gethan, durch den Tod ſeines Sohnes mich mit ſich verſöhnet hat, habe ich ihm meine Liebe nicht verſagen können; in dem Bewußtſein meiner Verſöhnung mit Gott habe ich nicht umhin gekonnt, ſeinem Geiſte mein Herz zu öffnen. Errettet aus der Nacht der Finſterniß habe ich mich auf das ſtärkſte gedrungen gefühlt, das Weſen des Lichtreiches mir anzueignen, zu dem Stande der Gnade erhoben, treibet es mich unabläſſig, mich dieſes Standes würdig darzuſtellen. Siehe zu, ob nicht die chriſtliche Geſinnung, wo du ſie immer antriffſt, den Gedanken der Verſöhnung mit Gott unabläſſig in ſich trägt, von demſelben unabläſſig bewegt wird, und ob nicht dieſer Gedanke allem, was ſie in ſich faßt, allem, was von ihr ausgeht, ein eigenthümliches Gepräge gibt?

Wie die chriſtliche Geſinnung in dem Glauben ih-

ren Urſprung hat: ſo muß ſie auch von dem Glauben ihre Nahrung empfangen. Nur durch den Glauben kann ſie erhalten, geſtärkt und weiter hinauf gebildet werden. Läſſeſt du den Glauben bei dir erſterben: ſo iſt unvermeidlich, daß auch die Geſinnung dir ausgehe. Darum, willſt du die chriſtliche Geſinnung gewinnen, in derſelben beharren und zunehmen: ſo denke darauf, wie du den Glauben dir zu eigen macheſt, wie du gegen die Anfechtungen, denen er ausgeſetzt iſt, dich rüſteſt, wie du, was von demſelben dir wankend geworden iſt, befeſtigeſt, und wie du tiefer in ihn hineinkommeſt.

---

Hier ſprichſt du nun vielleicht mit nicht wenigen: „der Glaube, der iſt eben meine Sache, auf den gebe ich alles — nicht um der Geſinnung willen, die aus ihm hervorgehen mag, ſondern um ſeiner ſelbſt willen. Sei die Geſinnung etwas Löbliches, für nöthig kann ich ſie nicht halten, der Glaube reicht zu meinem Heile aus; habe ich nicht aus dem Munde eines Apoſtels die Worte gehört: „„wir wiſſen, daß der Menſch durch des Geſetzes Werke nicht gerecht wird, ſondern durch den Glauben an Jeſum Chriſtum, ſo glauben wir auch an Chriſtum Jeſum, auf daß wir gerecht werden durch

den Glauben, und nicht durch des Geſetzes Werke, denn durch des Geſetzes Werke wird kein Fleiſch gerecht.““ Iſt es nicht genug, wenn ich recht zuverſichtlich glaube, daß mir Gott, vermöge der durch Chriſtum vollbrachten Verſöhnung, meine Sünden vergeben, und mich zu Gnaden annehmen will?“

Gerecht vor Gott kann der Menſch freilich nicht durch ſeine Werke ſein, da dieſe, davon abgeſehen, daß ſie bei keinem in allen Stücken den Forderungen des göttlichen Geſetzes Genüge leiſten, hier überall nicht an ſich ſelbſt, ſondern nur als Ausdruck der Geſinnung in Betrachtung kommen, und nur durch die in ihnen ſich offenbarende Geſinnung etwas gelten können — auch nicht durch ſeine Geſinnung, die in dieſem Leben niemals zu der Vollkommenheit gelangt, in welcher ſie vor Gott beſtehen kann, ſondern allein durch den Glauben, durch welchen man das von Chriſto zu Wege gebrachte Heil ſich zueignet, aber auch nur durch einen ſolchen Glauben, der die chriſtliche Geſinnung mit ſich führt, denn nur durch einen ſolchen Glauben iſt man mit ihm in der lebendigen Gemeinſchaft, in der man an dem, was er erworben, Theil haben kann. Möchte man indeß auch durch einen Glauben, der die Geſinnung nicht mit ſich führt, vor Gott gerecht werden können: ſo kann man ohne die Geſinnung das

Wohlgefallen Gottes, woran das Recht der Kindschaft geknüpft ist, nicht besitzen, welches nur auf denen ruht, an welchen göttliches Wesen sich darstellt, und nicht in das himmlische Reich eingehen, das nur solche aufnehmen kann, die himmlisch gesinnet sind. Warum ermahnete sonst Petrus: so wendet nun allen Fleiß an, und reichet dar in eurem Glauben Tugend, in der Tugend Bescheidenheit, in der Bescheidenheit Mäßigkeit, in der Mäßigkeit Geduld, in der Geduld Gottseligkeit, in der Gottseligkeit brüderliche Liebe und in der brüderlichen Liebe allgemeine Liebe? Warum schriebe Paulus: wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein, die der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder? Warum forderte er: ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, und ein jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war? Warum versicherte der Herr selbst: es sei denn, daß Jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen?

In der Gesinnung und durch sie will der Glaube sich thätig erweisen.

Alle Lehren, die er umschließt, haben die Gesinnung im Auge, in allen wirket er auf die Gesinnung hin, sie fordernd, anpreisend, nahe bringend, ihr den

Weg bahnend, und es iſt keine unter ihnen, die nicht mit der Geſinnung in kräftig fördernder Verbindung wäre.

Aber das nicht allein, er bringt auch die Geſinnung hervor — überall, wo er, nach ſeinem Inhalte, recht erwogen, und dadurch in der Seele lebendig wird. Du haſt es noch nicht recht erwogen, welche Liebe das ſei, die für dich den eingebornen Sohn gab, und aus welcher Noth du durch dieſe Hülfe errettet worden biſt, wenn es dir nicht in das Herz gegangen iſt, und dich im tiefſten Grunde deines Herzens zu dem, der dich alſo geliebt, hingezogen hat. Du haſt es noch nicht recht erwogen, wie tief der Sohn Gottes ſich für dich erniedriget, welche Schmach, welche Pein, welche Angſt er auf ſich geladen, damit du, ein Kind des Zornes und der Finſterniß, ein Kind Gottes und ein Erbe in dem Reiche des Lichtes würdeſt, damit du könnteſt ſelig ſein, wenn es dich nicht in deinem Innerſten getroffen, heiße Gefühle der Dankbarkeit in dir erweckt hat, und nun durch dieſe dich treibt, dich ihm ſo darzuſtellen, wie du ſeiner würdig erſcheinſt und ihm gefallen kannſt. Wie möchteſt du aber anders ihm gefallen und ſeiner würdig ſein, als wenn du gleich ihm geſinnet biſt? Du haſt es noch nicht recht erwogen, daß er dich durch ſein bitteres Leiden und Sterben ihm zum Eigenthume erkauft hat, wenn du dich nicht auf das

ſtärkſte gedrungen fühlſt, die Geſinnungen derer, die ihm angehören, durch dein Leben leuchten zu laſſen, und durch ſie ihn als deinen Herrn vor der Welt zu verherrlichen. Du haſt es noch nicht recht erwogen, welche Weisheit und Gnade über dir wacht und waltet, welche Treue im Himmel für dich Sorge trägt, wie auch die härteſten Geſchicke, die dich treffen, Fügungen jener Weisheit und Gnade ſind, und wie wunderbar dieſe Treue dir geholfen, dich gerettet und geſegnet hat, wenn du nicht, mit Ueberwindung aller Unluſt und alles Widerſtrebens, der Führung dieſer Weisheit, Gnade und Treue dich überläſſeſt. Von ſolcher Glaubenserweiſung redet Paulus, wenn er ſpricht: nicht ich lebe, ſondern Chriſtus lebet in mir, und was ich jetzt lebe im Fleiſche, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und ſich für mich dahin gegeben hat. So kannſt du mit ihm ſprechen, wenn die Kräfte des Glaubens bei dir wirkſam geworden ſind.

Durch die Geſinnung bewährt ſich der Glaube als ein lebendiger, und nur durch den lebendigen Glauben kann man vor Gott gerecht ſein. Der Glaube ohne Werke, die nur dann rechter Art ſind, wenn ſie aus der chriſtlichen Geſinnung fließen, iſt, wie Jacobus ſpricht, todt an ihm ſelber. Dieſen todten Glauben meint derſelbe Apoſtel, wenn er fragt: „kann auch

der Glaube den Menſchen ſelig machen?" Von dem Glauben Abrahams aber verſichert er, „er ſei durch Werke vollkommen geworden."

Glaube und Geſinnung — dieſe beiden Stücke machen den wahren Chriſten, das Eine nicht ohne das Andere, beide unzertrennlich mit einander vereinigt. Der Glaube das Mittel, die Geſinnung der Zweck. Der Glaube das Erſte, die Geſinnung das Höchſte. „Iſt Jemand in Chriſto: ſo iſt er eine neue Kreatur." Von Chriſto heißt es: „der ſich ſelbſt für uns gegeben hat, auf daß er uns erlöſete von aller Ungerechtigkeit, und reinigte ihm ein Volk zum Eigenthume, das fleißig wäre in guten Werken." Vergebens rühmeſt du dich deines Glaubens, wenn er, nichts als Glaube, die Geſinnung nicht bei ſich hat. Nicht im mindeſten kann er dir helfen, nur zur Verdammniß kann er dir gereichen. Das iſt das Höchſte, daß du ein chriſtlicher Menſch werdeſt, ein Menſch nach dem Herzen Gottes, ein Menſch nach dem Vorbilde Chriſti, ein Menſch, durch ſeine Seelengeſtalt fähig, in die Schaar der vollendeten Gerechten aufgenommen zu werden.

Worin beſtehet nun die chriſtliche Geſinnung? Paulus nennet die Liebe, als dasjenige, worin der Glaube ſich thätig erweiſen müſſe.

Offenbar meint er die Liebe des Nächſten, wie gewöhnlich, wenn er von der Liebe ſchlechthin redet. Dieſe Liebe iſt aber nicht die chriſtliche Geſinnung ſelbſt, ſondern dasjenige, worin dieſe zunächſt hervortritt. Die Geſinnung ſelbſt ſteht höher. Wir nennen ſie Gottſeligkeit — ein ſeliges Dahingegebenſein an Gott in ehrfurchtsvoller Liebe und kindlicher Zuverſicht durch Chriſtum. Aus dieſer fließt die chriſtliche Menſchenliebe, die Liebe, die ſich nicht ungebärdig ſtellt, nicht eifert, ſchmähet und höhnet, nicht verachtet und herabſetzt, nicht läſtert, nicht kränkt, ſich nicht erbittern läßt, und nicht nach Schaden trachtet, die Liebe, die ſich jedermann gelind, nachſichtig, langmüthig erzeigt, in Demuth einher geht, alles erträgt, glaubt, hofft und duldet, aller menſchlichen Noth ſich erbarmet, hilft und dient, wie ſie es vermag, mit jeder Anſtrengung und Aufopferung, die ſich ſelbſt verleugnende, ſich ſelbſt vergeſſende Liebe, von der Paulus ſpricht: die Hauptſumme des Gebotes iſt Liebe von reinem Herzen, von gutem Gewiſſen und von ungefärbtem Glauben.

Zweifelſt du noch, ob dieſe Liebe, wie ſie aus der Gottſeligkeit fließt und das ganze Weſen der Gottſeligkeit in ſich hat, höher zu ſtellen ſei, als der Glaube: ſo höre eben dieſen Apoſtel: wenn ich allen Glauben hätte,

alſo daß ich Berge verſetzte, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich nichts.

Doch keine Liebe, die nicht aus dem Glauben käme. In der Liebe aber tritt der Glaube, der in ihr lebt, unabläſſig hervor mit ſeinem ſeligen Wiſſen, ſeiner Hoffnung und Zuverſicht, und befähigt und treibt ſie zu Thaten, die viel größer ſind, als alle, wozu die Ruhmbegierde befeuert hat, und verleihet ihr den unerſchütterlichen Muth, die weltüberwindende Macht und die beſtändige Freudigkeit.

Iſt der chriſtliche Glaube herrlich an ſich ſelbſt — und das iſt er gewiß —: noch viel herrlicher erſcheint er in der Geſinnung, die er hervorbringt. Hätteſt du an ſeiner Göttlichkeit noch einen Zweifel: du dürfteſt nur einen Menſchen ſehen, in dem er die heilige Flamme der Liebe entzündet hat, dem dieſe Liebe im Auge ſtrahlt, im Angeſichte leuchtet, der in dem Geiſte der Liebe denkt, redet, handelt, erträgt, duldet, fürchtet, hofft, ſchüchtern und unverzagt, weich und feſt, ernſt und mild, ſtreng und voll Erbarmen, klein in ſeiner Größe und groß in ſeiner Kleinheit, um dich zu dem Geſtändniſſe gezwungen zu fühlen: er könne nur von Gott ſein.

So ringe denn, daß dein Glaube in der gottſeligen Liebe rechtſchaffen erfunden werde und viel köſtlicher, als das vergängliche Gold, das durch das Feuer bewäh-

ret wird, zu Lob, Preis und Ehre, wann nun geoffenbaret wird Jeſus Chriſtus, unſer Herr.

Oder möchteſt du denen beiſtimmen, welche die Geſinnung als etwas dem Glauben Anhangendes betrachten, womit es ſich von ſelbſt gebe, wenn nur der Glaube da ſei? Laß dich nicht irren. Anſtrengungen ſind erforderlich — nicht blos damit der Glaube lebendig werde, ſondern auch damit er tiefer in die Geſinnung eindringe, und das, was ihm entgegenſtrebt, mehr und mehr überwinde, unter denen das Gebet am wenigſten fehlen darf. Von einem Kampfe des Glaubens redet die Schrift; den kämpfe, den kämpfe aus. Ringet darnach, ruft der Herr uns zu, daß ihr durch die enge Pforte eingehet. Darnach ringe, bis du das Ziel erreicheſt.

## V.

# Die Gemeinſchaft mit Gott in der Liebe.

---

Gott iſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm.
1 Joh. 4, 16.

Die Liebe, von welcher Johannes zeuget, daß der Chriſt durch ſie in Gott bleibe und Gott in ihm, iſt dieſelbe, von welcher er ſchreibt: wer ſeinen Bruder liebet, der bleibet im Lichte, wir wiſſen, daß wir aus dem Tode in das Leben gekommen ſind, denn wir lieben die Brüder, wer die Brüder nicht liebet, der bleibet im Tode, hat uns Gott alſo geliebt; ſo ſollen wir uns auch unter einander lieben, von der Paulus ſagt: die Liebe thut dem Nächſten nichts Böſes, und die das Gebot meint, welches Chriſtus dem vornehmſten und größten Gebote gleichſtellt: du ſollſt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt.

Dieſer Liebe ſteht entgegen die Selbſtſucht,

von der jedes Herz regiert wird, das ohne Liebe iſt. Der ſelbſtſüchtige Menſch hat überall blos ſich und das Seinige im Auge, andre kommen bei ihm nur ſo weit in Betrachtung, als er ſie mit ſeinem Ich in Verbindung weiß, von ihren Zuſtänden in ſeinem Ich berührt wird, und von ihnen Schaden zu beſorgen oder Vortheile zu erwarten hat; an ſich ſind ſie ihm gleichgültig. Er wird ſich nicht weiter um ſie bemühen, als er es für nöthig hält, um ſie ſich geneigt zu machen, und zu den Dienſten, die ſie ihm leiſten können, zu bewegen, und wenn er ihrer Noth ſich erbarmet, ſo geſchieht es allein deßwegen, damit er ſich von den unangenehmen Empfindungen, die dieſe ihm verurſacht, befreie, und ſich der angenehmen, welche das Wohlthun begleiten, und des Dankes, den es zu Wege bringt, verſichere.

Hat die Liebe von deinem Herzen Beſitz genommen: dann ſtelleſt du bei dir den andern dir ſelbſt gleich, du wünſcheſt ſein Wohl, wie du das deinige wünſcheſt, du ſucheſt es, weil es das Wohl eines Menſchen iſt, den Gott nach ſeinem Bilde erſchaffen, und für den Chriſtus ſich dahin gegeben hat. Den Menſchen ſieheſt du in ihm, wie du ihn in dir ſieheſt, und in dir ſieheſt du auch nicht dein Ich, ſondern nur den Menſchen. Dem Menſchen iſt dein Herz zugethan und geöffnet. Was ihn betrübt, und was ihn erfreut, das nimmſt du in dich auf, und

läßt es das Deinige ſein. Du freueſt dich mit den Fröhlichen und weineſt mit den Weinenden — nicht weil ſich dir das ſo aufdringt, und du dich deſſen nicht erwehren kannſt, wie nicht ſelten auch dem völlig Liebloſen begegnet, ſondern aus freier Entſchließung, und erregeſt in dir das Mitgefühl, wo es von ſelbſt ſich nicht einſtellen möchte. Du trägeſt die Angelegenheit deiner Nebenmenſchen in deinem Herzen, und bringeſt ſie täglich in deinem Gebete vor Gott. Du biſt aber auch darauf bedacht, ihnen in derſelben förderlich zu werden, hinweg zu nehmen, was ſie drückt, beläſtigt und hindert, ihnen zu gewähren, was ihnen nöthig und heilſam iſt, in weltlichen und geiſtlichen Dingen; du ſteheſt bei, wie du es vermagſt, mit Rath und That, du gibſt, wie du haſt — auch da, wo du ſelbſt kaum entbehren, auch das, wovon du nur mit ſchwerem Herzen und unter heißen Thränen dich trennen kannſt: denn der Chriſt liebt nicht mit Worten, ſondern mit der That und in der Wahrheit, und iſt angewieſen, für die Brüder das Leben zu laſſen. So du nur geben möchteſt von deinem Ueberfluſſe, dürfteſt du der Liebe dich nicht rühmen. Wo du ſelbſt nicht haſt und nicht kannſt, da wendeſt du dich mit deiner Fürſprache an andere, welche haben und können: denn die Liebe läßt dir keine Ruhe. Zu allermeiſt biſt du um das Seelenheil deines Nächſten bemüht, ihn für

Chriſtum zu gewinnen, in der Gemeinſchaft mit Chriſto zu befeſtigen und weiter zu führen, darauf ſind deine eifrigſten Anſtrengungen gerichtet, das haſt du bei aller anderweitigen Sorge um denſelben unabläſſig im Auge. Du vermeideſt, ohne Noth zu ſagen und zu thun, was einem Menſchen Schmerz zufügen würde, du bedenkeſt mit Sorgfalt, was du ſagſt und thuſt, daß nicht Jemand, auch ohne daß es von dir beabſichtigt worden, dadurch ſich verletzt fühle. Ueber keinen erhebſt du dich, keiner iſt dir zu gering, als daß du mit ihm verkehren möchteſt. Keinen verdammeſt, keinen richteſt du. Keiner wird von dir mit harten und heftigen Worten angelaſſen. Wo du verſagen, wo du entgegentreten mußt, geſchieht es mit Gelindigkeit, mit dem unverkennbaren Ausdrucke des Wohlwollens, der es jeden merken läßt, wie viel lieber es dir wäre, bewilligen, einſtimmen zu dürfen, und deinem Ernſte fehlt niemals die Milde. Du ſtehſt von deinem vermeinten Rechte ab, wo du dieſes nur irgend mit deiner Pflicht zu vereinigen im Stande biſt. Du haſt mit den Fehltritten anderer dieſelbe Nachſicht, die du dir für die deinigen wünſcheſt, und hilfſt ihnen zurecht mit ſanftmüthigem Geiſte; du trägeſt in Geduld ihre Schwachheiten und Gebrechen. Du kannſt alles vergeben, was man dir Uebles zufügt, auch was offenbar aus böſer Abſicht geſchehen. Nach

der Vorſchrift deines Heilandes ſegneſt du von Herzen, die dir fluchen, thuſt du wohl denen, die dich haſſen, bitteſt du für die, die dich beleidigen und verfolgen. Auch den erbittertſten Feind ſchließeſt du von deinem Wohlwollen nicht aus.

Durch ſolche Liebe ſollen Chriſten vor allen andern ſich auszeichnen, und alles, wodurch ſie ſonſt noch ſich auszeichnen, ſoll in der Liebe zuſammengefaßt und von ihr beſeelt ſein. Darin haben ſie den Herrn zu ihrem Vorbilde, deſſen ganzes Leben das lauterſte Lieben geweſen, und der ſich aus Liebe für uns dahin gegeben hat in des Todes Pein und Schmach. Ein neu Gebot, ſpricht er, gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe, daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine rechten Jünger ſeid, ſo ihr Liebe unter einander habet. Wo wahre Liebe iſt, da wird man keine Tugend vergebens ſuchen. So ſeid nun, ſpricht Paulus, niemand etwas ſchuldig, denn, daß ihr euch unter einander liebet; denn wer den andern liebet, der hat das Geſetz erfüllet; in Chriſto gilt allein ein Glaube, der durch Liebe thätig iſt; nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, dieſe drei, die Liebe aber iſt die größte unter ihnen.

Indem Johannes ſich des Ausdruckes bedient: **bleibet** in der Liebe, gibt er zu erkennen, daß wir die

Liebe nicht als eine Eigenſchaft des Chriſten anzuſehen haben, ſondern als das Weſen deſſelben, worin alle ſeine Eigenſchaften begriffen ſind. Der Chriſt hat nicht blos Liebe; er lebt in der Liebe. Die Liebe hat ihren Antheil an den Gedanken, die ihn beſchäftigen und an den Ueberlegungen, die er anſtellt, ſie beherrſcht und ordnet alle Bewegungen ſeines Gemüthes, ſie macht in allem ſeinen Thun und Laſſen ſich bemerkbar, ſie drückt ſich aus in ſeinem Blicke, in den Zügen ſeines Angeſichtes, und alle Worte, die aus ſeinem Munde gehen, athmen den Geiſt der Liebe.

---

Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, nämlich in dem Reiche Gottes und in inniger Gemeinſchaft mit Gott.

Wenn Gott die Liebe iſt: ſo kann ſein Reich nur da ſein, wo Liebe ſich kund gibt, muß aber auch überall ſein, wo Liebe angetroffen wird. Nun ergießet die Liebe Gottes ſich durch alle Räume der Schöpfung. Was nur irgend vorhanden iſt, das iſt aus ihr hervorgegangen, beſtehet durch ſie fort, erfährt ohne Aufhören ihre Einwirkungen, und empfängt von ihr, was und wie es empfangen kann. Wohin du auch deine Blicke richteſt, du triffſt auf Offenbarungen, auf Werke und Segnun-

gen der Liebe. Die mit Vernunft begabten Weſen hat ſie ſich zu ihren Werkzeugen erſehen, Wohlſein und Freude zu verbreiten, und hierzu nicht blos die Forderung an ſie ergehen laſſen, ſondern auch einen Trieb, den Trieb der Liebe, ihnen eingepflanzt. Aber ſie können der Forderung ſich verſagen, den Trieb zurückweiſen. Indem ſie das thun, ſcheiden ſie aus dem Reiche Gottes, ſchließen ſie ſelbſt ſich von ihm aus. Der liebloſe Menſch lebt in einem Reiche, welches nicht Gottes iſt. Zwar bleibt er der Herrſchergewalt Gottes unterworfen, die ihm gewährt und verſagt, ſeine Anſchläge fördert oder vereitelt, wie es ihr gefällt, ſeine Beſtrebungen zu andern Zielen leitet, als er ſich geſetzt, ihn nicht ſelten nöthigt, zu thun, was er nicht will, und zu ihrer Zeit die verdiente Strafe über ihn verhängt. Aber die Liebe Gottes bleibt ihm fremd, er befindet ſich außer ihr, er vernimmt ſie nicht, er verſteht ſie nicht, und wird ihrer auch da nicht inne, wo ſie in den ſtärkſten und rührendſten Erweiſungen an ihm vorüber geht. Einen Gott der Liebe kennt er nicht, von einem Reiche der Liebe weiß er nicht, und ſein endliches Schickſal, wenn er bei dieſem Sinne beharret, kann kein anderes ſein, als dem Reiche der Finſterniß anheim zu fallen.

Hat die Liebe von deinem Herzen Beſitz genommen: dann gehörſt du dem Reiche Gottes, dem Reiche

des Lichtes, des Lebens und der Freude an, das über die ſichtbare und unſichtbare Welt ſich ausbreitet. Hat ſie dein Herz erfüllet: dann lebſt du in dieſes Reiches Mitte, und haſt in ihm dein Erbe und Antheil an allen Rechten ſeiner Genoſſen, ſteheſt mit allen denen, die dieſes Reich auf Erden und im Himmel zu den Seinigen zählt, in genauer Verbindung, und erfreueſt dich darin einer Ehre, die alles, was Menſchen auszeichnen kann, in weiter Ferne hinter ſich zurückläßt. Du erkenneſt die Liebe Gottes, wo ſie ſich zu erkennen gibt. Du erkenneſt ſie nicht blos, du empfindeſt ſie auch, ſieheſt und fühleſt dich allenthalben von Liebe umfangen, du erfährſt unaufhörlich von ihr einen Einfluß auf dein Inneres, und kannſt dir alles, was von ihr kommt, zu eigen machen. Was dir für deine irdiſchen Bedürfniſſe und zu deiner Ergötzung gegeben wird, das empfängſt du im Reiche Gottes, in allen Gütern, welche das Reich Gottes in ſich ſchließt, erblickſt du das Deinige, und alle theuern Hoffnungen, welche es darbietet, ſind dir zugeſichert, was ſie dir vorhalten, wirſt du einſt beſitzen. Du haſt deinen Wandel in dem Reiche Gottes auf Erden, um in demſelben für das ewige Reich im Himmel bereitet, und einſt in daſſelbe verſetzt zu werden.

Wo das Reich Gottes iſt, da iſt Gott ſelbſt; blei-

beſt du in ſeinem Reiche: ſo bleibeſt du in ihm und in allem, was er hat und vermag, in Zeit und Ewigkeit.

Durch die Liebe biſt du aber auch mit Gott in einer noch nähern Gemeinſchaft. Wenn Johannes ſagt: Gott iſt die Liebe, ſo gibt er dadurch zu erkennen, daß wir die Liebe nicht als eine Eigenſchaft anzuſehen haben, die Gott neben andern Eigenſchaften und in gleicher Bedeutung mit denſelben zuzuſchreiben wäre, ſondern als das Weſen Gottes, welchem die Eigenſchaften angehören. Die Eigenſchaften hat er, die Liebe iſt er ſelbſt — die ewige, unveränderliche, allgegenwärtige, allmächtige, heilige, gerechte, allwiſſende, weiſe und ſelige Liebe. Lebſt du in der Liebe: dann iſt dein Sinn Gottes Sinn und Gottes Sinn dein Sinn, und dich bindet an ihn das feſte Band der Uebereinſtimmung mit ihm. Er hat Wohlgefallen an dir, weil er an dir in deiner Liebe ſein Bild ſieht, und du biſt dir deſſen froh bewußt. Der Herr und König des Reiches, dem du angehörſt, iſt dein Freund, er trägt dich in ſeinem Herzen, und du darfſt alle Wege mit ihm verkehren, dich in allen Angelegenheiten an ihn wenden, und er erhört dich, und gewährt dir, was dir Noth thut. Ueber alles, was du auf dem Herzen haſt, darfſt du dich mit ihm unterreden, und was nur irgend zu deinem wahren Wohle

gereichen kann, das darfſt du mit der freudigſten Zuverſicht von ihm erwarten.

In dieſes ehrenvolle und glückliche Verhältniß zu ihm hat die Liebe dich geſtellt, und du bleibſt darin ewiglich, ſo du in der Liebe bleibſt. Nichts kann von ihm dich trennen, nichts von ihm dich entfernen, wenn du nicht aus der Liebe weicheſt.

Wo du verweileſt, da haſt du ihn bei dir, und was dir begegnet, das trifft dich in ſeiner Gemeinſchaft. In ſeiner Gemeinſchaft treibſt du das Werk deines Berufes, als das von ihm dir angewieſene. Möchte es auch das allerbeſchwerlichſte und undankbarſte ſein: du betreibſt es mit fröhlichem Herzen und vollbringſt, was dir darin obliegt, eifrigſt bemüht, daß es nach ſeinem Willen geſchehe, und er dadurch verherrlicht werde. So ruhet denn auch ſein Segen darauf. In ſeiner Gemeinſchaft genieſſeſt du, was dir Gutes gegeben wird, mit dankerfülltem Gemüthe, mit heiligem Sinne, in Genügſamkeit und Mäßigung, unabläſſig darauf bedacht, daß du hierdurch zu ſeinem Dienſte tüchtiger werdeſt. Wie ſtill, wie rein, wie innig kannſt du dich freuen! In ſeiner Gemeinſchaft erträgſt du das Ungemach, das dich betroffen, deß eingedenk, daß er

es zu deinem Heile über dich verhängt hat, und feſt vertrauend, er werde dich zur rechten Stunde davon erlöſen, und bis dahin dir mit ſeiner Hülfe und mit ſeinem Troſte nahe ſein. Weil du willſt, ſprichſt du, und wie du willſt, dein Wille iſt der beſte, und ſorgeſt, daß die Zwecke, zu welchen er es über dich verhängt hat, an dir erreicht werden. Wie bereitwillig und geduldig kannſt du es tragen! welche köſtliche Früchte werden dir aus der Trübſal erwachſen!

---

Wer in der Liebe bleibt, der bleibet in Gott und Gott in ihm — Gott in ihm mit ſeinem Leben, mit ſeiner Kraft und mit ſeinem Frieden.

Die Liebe iſt von Gott, und wer lieb hat, iſt von Gott geboren und kennet ihn, ſpricht Johannes. Daß wir lieben können, das hat Gott uns anerſchaffen in ſeinem Ebenbilde. Daß wir wirklich lieben, das bringt ſein Geiſt in uns hervor, nachdem der urſprünglich uns eingepflanzte Trieb von ſelbſtſüchtigem Weſen überwältigt worden; aus ſeiner Liebesfülle gießt er es in uns aus. In der Liebe theilt Gott ſich ſelbſt uns mit. Sie iſt das Leben Gottes in uns, und nur in dem Maße, in welchem wir Liebe haben, oder vielmehr die Liebe

uns hat, ſind wir des göttlichen Lebens theilhaftig, und alle Kräfte unſerer Natur können nur durch Liebe zum göttlichen Leben verkläret werden. In der Liebe erkennen wir Gott recht, weil wir ihn in uns finden. Das göttliche Leben aber iſt allein wahres, kräftiges, freudiges Leben, die Quelle himmliſcher Seligkeit.

„Daran, daß wir die Brüder lieben, wiſſen wir, daß wir aus dem Tode in das Leben gekommen ſind, wer ſeinen Bruder nicht liebt, der bleibt im Tode.“ Welcher Gaben, Vorzüge und Leiſtungen ſich auch ein Menſch zu rühmen habe: es iſt ohne die Liebe alles Tand, Tand iſt ſein Denken und Streben, Tand ſind alle ſeine Werke; ihm fehlt der göttliche Lebensgeiſt, darum kann nimmer Lebendiges von ihm ausgehen. Vergebens berufeſt du dich auf deine Erkenntniß, deinen Glauben, deine frommen Erregungen, auf deine Sündenbekenntniſſe, deine Bußübungen, deine Gebets- und Erbauungsſtunden, deine Weltverachtung und Weltverleugnung: du biſt nicht aus Gott geboren, und haſt das wahre Leben nicht, du biſt noch im Tode, und die ſcharfen Urtheile, die du ausſprichſt, indem du andere richteſt, ſchlagen auf dich ſelbſt zurück, du biſt unfähig, der himmliſchen Seligkeit theilhaftig

zu werden, du trägſt die Verdammniß in dir, und nichts kann ſie von dir nehmen, nichts verhindern, daß du ihr völlig anheim falleſt, ſo lange die Liebe noch nicht von dir Beſitz genommen hat.

Mit der Liebe dringt das göttliche Leben in dich ein. Es bleibet bei dir und offenbaret ſich in deinem ganzen Wandel, göttliches Weſen, göttliche Geſtalt in demſelben hervor bildend, es beſeelt die Worte, die aus deinem Munde gehen, zu göttlicher Rede, die Thaten, die du vollbringſt, zu göttlichen Werken, es wächſet in dir ohne Aufhören, bemächtigt ſich immer mehr deiner Gedanken und Beſtrebungen, und unterwirft ſich immer mehr die ihm entgegen geſetzten Neigungen, wenn du in der Liebe bleibeſt.

Iſt das Leben Gottes in dir: ſo haſt du auch in dir ſeine Kraft. In ſeiner Kraft leiſteſt du, was dir obliegt, weil er es dich geheißen, und bedarfſt dazu keines andern Antriebes, erfüllſt du die Pflichten, bei denen du dich ſelbſt auf das empfindlichſte verletzen mußt, vollbringſt du das Werk, das nur mit der äußerſten Anſtrengung und mit der Verzichtleiſtung auf Güter, die deinem Herzen ſehr theuer ſind, vollbracht werden kann, ohne daß dir dabei anderswoher eine Aufmunterung zu Theil ward. In ſeiner Kraft widerſtehſt du der Verſuchung zum

Bösen, und hältst dich im Streite mit ihr aufrecht, und weiſest ſie von dir, wie ſehr dir durch ſie zugeſetzt werde, wie ſchwach die Seite ſei, auf die ſie bei dir eindringt, und wie geſchickt ſie dein menſchliches Gefühl zu gewinnen wiſſe. In ſeiner Kraft erduldeſt du ſtandhaft das dir auferlegte Ungemach, wie ſtark und wie anhaltend es dich bedränge, wie die Ausſicht auf nahe Erlöſung von Tag zu Tage ſich mehr und mehr verdunkele, die Pein des Körpers, das Leid der Seele, denen nur der Tod ein Ende machen kann, und biſt dabei getroſt und guter Dinge, und wunderſt dich, ſo leicht über das hinweg, durch das hindurch zu kommen, wovor Grauen und Entſetzen dich anwandelte, da es ſich dir in der Ferne zeigte. In ſeiner Kraft hoffeſt du, wo du nichts wahrnimmſt, was geeignet wäre, deine Hoffnungen zu begünſtigen, wo alles, was ſich dir darſtellt, ihnen entgegen iſt, und dich mit den bängſten Beſorgniſſen erfüllen will, wo die Welt alles verloren gibt, und es für Thorheit erklärt, noch irgend einer Hoffnung Raum zu geben. In ſeiner Kraft trittſt du unverzagt auf die Bahn, wo die Gefahr dich erwartet, vor der die Beherzteſten erbleichen, und ſchaueſt der Gefahr in das Angeſicht, ohne zu erſchrecken, und bieteſt dich ihr dar, ohne auch nur

einen Augenblick zu bedenken, ob du dich ihr nicht entziehen könneſt.

Des Menſchen eigene Kraft iſt die Kraft des ungöttlichen Weſens in ihm, in der er nur ſolche Werke, zu denen ſein Vortheil oder die Luſt der Sinne ihn antreibt, vollbringen, und die eine ſelbſtſüchtige Neigung nur durch eine andere überwinden kann, für das wahrhaft Gute aber nichts vermag. Auf dieſe Kraft, oder vielmehr auf dieſe Ohnmacht biſt du beſchränkt, wenn nicht die Kraft Gottes in dir iſt. Was aber dieſe vermag, das ſieheſt du an ſo vielen Streitern Gottes — vornehmlich an den Apoſteln des Herrn. Gottes Kraft war in ihrer Schwachheit mächtig, darum konnten ſie die groſſen Dinge thun. Gottes Kraft war aber in ihnen mächtig, weil das Leben Gottes in ihnen war, und das Leben Gottes war damit in ihnen, daß der Geiſt der Liebe ſie regierte.

In Gott iſt Friede, weil er ewig nur mit ſich ſelbſt übereinſtimmen kann, und alles von ihm Geſchaffene mit ſeinen Gedanken übereinſtimmen, und auch das ſich wider ihn Auflehnende ſeinen Zwecken dienen muß. Ihn berühret kein Streit, und aller Streit außer ihm iſt in ihm geſchlichtet. Der Menſch aber lebt immer und überall im Streite.

Das Geſetz in ſeinen Gliedern widerſtreitet dem Geſetze in ſeinem Gemüthe, und die Lüſte, die jenem Geſetze angehören, ſtreiten fort und fort wider einander, daß er ſelten etwas für ſich erlangen kann, ohne wider etwas in ſich anzugehen. Er hat zu ſtreiten mit ſeines Gleichen, mit der Natur und mit Ereigniſſen, die, von dem Weltlaufe herbeigeführt, in ſein Leben eintreten. Zum Frieden kann er allein dadurch gelangen, daß er Gott in ſich aufnimmt.

Lebt aber durch die Liebe Gott in dir: ſo macht er dich ſeines Friedens theilhaftig. Er hat dich, da du früher mit ihm im Streite warſt, durch den Tod ſeines Sohnes mit ſich verſöhnet, und gibt dir von deinem Verſöhnungsſtande in deinem Innern die kräftigſten Verſicherungen. Er unterwirft mehr und mehr ſeinem heiligen Willen, was in dir mit dieſem und wider einander ſtreitet, läßt dich der Uebereinſtimmung deiner Geſinnung mit ſeinem Liebesſinne inne werden, und bewahret dir unter allen Anfechtungen und Kämpfen, die du noch zu beſtehen haſt, in deinem Gemüthe eine heitre Ruhe. Denn völlig entzogen wirſt du durch das Leben Gottes in dir dem Streite nicht, nicht einmal dem Streite wider dich ſelbſt. Aber in dein innerſtes Weſen vermag kein Streit einzudringen, durch dieſes verbreitet er ohne Aufhören ſeinen

Frieden, und so oft du [illegible] dem Leben Gottes in dir ein stärkeres Bewußtsein empfängst, findest du dich von seligen Friedensgefühlen bewegt, und wirst gewahr, daß du, wenn du in ihm bleibest, und er in dir, in ihm immer Frieden haben werdest.

In seinem Frieden kannst du allezeit fröhlich sein, und genießest nicht selten, ohne daß dir ein besonderer Anlaß dazu gegeben wäre, eine Freudigkeit, in der du den Anfang der ewigen Freude im Himmel erkennest; es ist von den Ausflüssen seiner Seligkeit, die sich in dein Inneres ergießen.

Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm mit seinem Leben, seiner Kraft und seinem Frieden.

Das Bleiben in der Liebe setzt voraus, daß man bereits in der Liebe sei. Bist du nicht in der Liebe: so bist du auch nicht in Gott und Gott ist nicht in dir, und befindest dich in einem höchst beklagenswerthen Zustande; du bist das Jammervollste, was ein Geschöpf sein kann, ein unsterbliches Wesen ohne Gott, in welchem es doch nur allein zu bestehen vermag. Sorge, daß du dich diesem Zustande entreißest, sorge, daß du in die Liebe hinein kommest.

Erwäge: wen sollst du lieben? deinen Nächsten, dein anderes Ich — denn das siehest du in jedem

deiner Nebenmenſchen — den, der mit dir die menſchliche Natur, ihre Schwächen, ihre Bedürfniſſe und ihre Vorzüge, die menſchliche Beſtimmung und Hoffnung, die menſchliche Luſt und die menſchliche Plage, die menſchliche Rede und das menſchliche Angeſicht gemein hat, den, der gleich die vorüber geht, und in Kurzem hier keine Stätte mehr haben wird, den, für welchen, wie für dich, Chriſtus geſtorben iſt. Wie könnteſt du dieſem dein Herz wohl verſchließen? Aber die rechte Liebe des Nächſten kommt aus der Liebe zu Gott, und die Liebe zu Gott aus der Liebe zu Chriſto, in welchem Gott uns offenbar und unſerer Liebe zugänglich geworden iſt, und die Liebe zu Chriſto aus dem Glauben. Bete und ringe, daß du dahin gelangeſt, durch den Glauben in Chriſto Gott zu lieben, der die Liebe ſelbſt iſt, und uns alſo geliebt hat, daß er ſeinen eingebornen Sohn in die Welt geſandt, daß wir durch denſelben leben möchten.

Lebeſt du aber in der Liebe, ſo ſorge, daß du darin bleibeſt, und das ſelbſtſüchtige Weſen deiner nicht wieder mächtig werde, und du immer tiefer in ſie hinein kommeſt; je tiefer du in ſie hinein kommſt, deſto tiefer kommſt du in Gott hinein — in ſein Leben, in ſeine Kraft, in ſeinen Frieden.

Unauslöſchlich ſei es dir in das Herz geprägt —

dein frohestes Wissen, dein lebendigstes Denken, dein stärkstes Empfinden: Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm.

## VI.

# Die Barmherzigkeit.

Seid barmherzig, wie auch euer Vater im Himmel barmherzig iſt.

Luk. 6, V. 36.

Die erſte und vornehmſte Aeußerung der Menſchenliebe iſt die Barmherzigkeit, welche daraus hervorgeht, daß ſie das natürliche Mitleiden in ſich aufnimmt. Du kannſt wohl Mitleiden haben, aber nicht barmherzig ſein, wenn du ohne Liebe biſt. Aber auch bei aller Liebe könnteſt du es nicht, wenn du nicht den Zuſtand deines Nebenmenſchen zu dem deinigen zu machen vermöchteſt. Der Barmherzige wird nicht blos von der Noth ſeines Nebenmenſchen getroffen und bewegt, ſondern er läßt ſie ſich liebreich zu Herzen gehen, und vermeidet deshalb, was demſelben eine Laſt auflegen, ein Leiden verurſachen würde, und zeigt ſich eifrig bemüht,

ſeine Laſt zu erleichtern, ſein Leiden zu mildern, und wo möglich es ganz zu entfernen.

Du forderſt von dem, der nicht hat, mit der äußerſten Strenge, du drängeſt deinen Schuldner, der durch Krankheit und Unfälle in Armuth gerathen iſt, um eine Summe, deren du leicht entbehren kannſt; er ſpricht: habe Geduld mit mir, du aber heißeſt ihn verkaufen, was er hat, das nöthigſte Hausgeräth, das letzte Kleid, das wärmende Bett, du verkümmerſt das kleine Erbtheil der Wittwe und der Waiſen, du nimmſt ungebührlichen Zins von dem, der in drückender Verlegenheit gezwungen iſt, von dir zu entlehnen, und ſcharreſt geringe Geldſtücke zuſammen, an denen Schweiß- und Blutstropfen hangen; du trügeſt und feilſcheſt auf das Aeußerſte mit denen, die gegen kärglichen Gewinn, wovon ſie ſich und eine zahlreiche Familie kümmerlich nähren, dir zum Verkauf anbieten: ſo biſt du ein Unbarmherziger.

Ein Dürftiger nahet ſich dir ſchüchtern, und ſpricht dich um eine Gabe an, du aber begnügſt dich nicht ihn abzuweiſen, ſondern thuſt dies auch mit harten, ſchneidenden Worten, mit Worten der Verachtung, des Hohnes, mit Worten, die ihm ſein unverſchuldetes Unglück zum bittern Vorwurfe machen: ſo biſt du ein Unbarmherziger.

Du ſpotteſt über einen Menſchen, der mit einem körperlichen Gebrechen behaftet iſt, der zerriſſene Kleider trägt, den die Laſt der Jahre niedergebeugt hat, der einen Unfall erlitten, eine ſchmerzliche Demüthigung erfahren, den man in der Geſellſchaft überſieht oder zurückſetzt, dem das Geſchick und die Sicherheit des Benehmens, die Wahl des angemeſſenen Wortes abgeht, den die Natur mit den Gaben des Geiſtes kärglich bedacht hat, und ſchneideſt damit tief in ein Menſchenherz, das vielleicht ſchon um und um wund iſt: ſo biſt du ein Unbarmherziger.

Du weißt, oder könnteſt doch wiſſen, daß das Wort, welches du im Munde haſt, die empfindliche Seite eines Menſchen ſtark berühren, einen alten Gram bei ihm erneuern, ihm einen unangenehmen Vorfall in das Andenken zurückrufen, ihm ein widerwärtiges Verhältniß, einen Fehltritt, über welchen er bittere Reue fühlt, vor die Augen rücken, die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf etwas hinlenken wird, das er ſich auf das eifrigſte bemüht verborgen zu halten, gleichwohl ſprichſt du das Wort aus — vielleicht gar in der Abſicht, ihm eine Kränkung zu bereiten: du biſt ein Unbarmherziger.

„Das gute Gerücht iſt köſtlicher", ſagt Salomo, „als großer Reichthum," und ein zartfühlender

Menſch möchte wohl eher alles, was er an irdiſchem Gute beſitzt, als ſeine Ehre Preis geben. Deſſen nicht achtend, machſt du dir ein Geſchäft daraus, Fehltritte, die ſich jemand hat zu Schulden kommen laſſen, zu verbreiten, ſie in das ungünſtigſte Licht zu ſetzen, unſichere Gerüchte, die einem Menſchen nachtheilig ſind, und die du, ſelbſt dann, wenn ſie einen ſichern Grund hätten, unterdrücken ſollteſt, umherzutragen, das Wort, das jemand geredet, die That, die er vollbracht, zu entſtellen, du gibſt verläumderiſch das Schlimme, das du ſelbſt von jemand erdacht haſt, für Wahrheit aus, um ihn herabzuſetzen, du redeſt falſches Zeugniß wider deinen Nächſten, du ſucheſt Verdacht zu erregen, wo nur ein entfernter Schein des Böſen vorhanden iſt, und wohl nicht einmal dieſes, und deuteſt lieblos zum Argen, was aus einem ſchuldloſen Herzen gekommen ſein kann, du meideſt deinen Bekannten, deinen Freund, weil ihm unverdienter Weiſe Schmähliches widerfahren iſt: du biſt ein Unbarmherziger.

Dein Untergebener iſt bereits auf das Aeußerſte angeſtrengt, und du forderſt noch mehr von ihm, die Laſt, die auf ſeinen Schultern ruht, drückt ihn zu Boden, und du legeſt ihm eine neue Laſt auf, keine Ergötzung, keine Erholung, keine Ruhe ſoll er haben, du erſchwerſt ihm, ſtatt ihn aufzumuntern und ihm Erleichterung zu ver-

ſchaffen, ſeine mühſelige Arbeit durch harten Tadel, ſcharfe Verweiſe, unfreundliche, wegwerfende Begegnung, und bringſt ihn dahin, mit Hiob auszurufen: warum iſt das Licht gegeben dem Mühſeligen und das Leben dem Geplagten? von dem ihm kärglich zugemeſſenen Verdienſte läßt du ihn erſetzen, was durch Zufall oder Unvorſichtigkeit verdorben worden: du biſt ein Unbarmherziger.

Du plageſt mit deinen Launen, deinem Eigenſinne deine Hausgenoſſen, begehreſt von ihnen das Unmögliche, ſchiltſt ſie um das, was du ſelbſt ihnen befohlen haſt, nimmſt mit Kälte, mit Unwillen, mit Entrüſtung das auf, wodurch ſie dir eine Freude zu bereiten gedachten. Du fährſt mit rohem Ungeſtüm durch das zarte Gemüth deines Weibes, quälſt es mit grundloſem Argwohn, ſchaffeſt ihm namenloſen Gram durch dein tyranniſches Weſen, deine Gelage, dein Spiel, deine Untreue. Du ſtößeſt dein Kind von dir, das ſich zärtlich an dich ſchmiegen will, du ſtrafeſt es mit empörender Härte für das geringe Vergehen, du ſtrafeſt nicht, du mißhandelſt es, nur mit Furcht und Zittern kann dein Kind an den Vater, die Mutter denken, die Freuden der Jugend bleiben ihm fremd, und tief prägen dieſe finſtern Züge, dieſe fürchterlichen Gebärden ſeinem weichen Gemüthe ſich ein, um der Schrecken ſeines ganzen Lebens zu bleiben, und ihm jede Luſt der künftigen

Tage zu vergällen. Voll bittern Grames über den begangenen Fehltritt, mit einem Herzen, das vor Traurigkeit brechen möchte, bittet ein Menſch dich um Vergebung, dein Kind bittet dich, in Schmerz aufgelöſt, auf ſeinen Knieen um Vergebung, und du, der Vater, die Mutter, vergibſt nicht. O, du Unbarmherziger!

Die Barmherzigkeit vermeidet nicht blos, was dem Nebenmenſchen eine Laſt auflegen, ein Leiden verurſachen würde, ſondern iſt auch bemüht, ſeine Laſt zu erleichtern, ſein Leiden zu mildern, und wo möglich von ihm zu entfernen.

Du höreſt von einer großen Noth: eine Familie ſchmachtet in bittrer Dürftigkeit, die Krankheit iſt in das Haus gekommen, und es fehlt an allem, das Allerunentbehrlichſte iſt nicht vorhanden, die Kinder ſind nicht bekleidet und haben nicht zu eſſen, Vater und Mutter können ihnen nicht geben. So gib du, was du geben kannſt, und reichet das nicht hin, ſo ſprich deine Freunde und Bekannten an, dringe in ſie und laß nicht ab von ihnen, bis du ſie willig gemacht, und was du ſelbſt gibſt, das gib auf liebreiche Weiſe, mit freundlichen Blicken, mit ſanften, tröſtenden Worten. Damit übeſt du Barmherzigkeit.

Hat dich Gott mit Mitteln reichlich geſegnet: ſo darfſt du nicht abwarten, daß die Noth dir vor die Au-

gen trete; dir gebühret, ihr nachzuforſchen, ſie aufzuſuchen — die Noth, die ſich verbirgt, iſt meiſt die größte, und du wirſt nicht lange zu ſuchen haben, — um ihr deine Hülfe angedeihen zu laſſen. Du wäreſt nicht barmherzig, wenn du, unbekümmert um den Jammer deiner Nebenmenſchen, die im Elende verderben — ihre Zahl iſt nirgend gering — dein Gut karg zuſammenhalten oder in Ueppigkeit verpraſſen könnteſt.

Lazarus liegt vor deiner Thür voller Schwären, niemand achtet ſeiner; willſt du vorüber gehen und ihn dort liegen laſſen, daß er in Hunger und Krankheit umkomme? Ein Barmherziger überwindeſt du den Ekel, den ſein Zuſtand dir verurſacht, durch das Mitleid, welches er dir einflößen muß, nimmſt ihn in dein Haus und pflegeſt ihn, auf daß ihm, wo nicht Geneſung, ſo doch Sättigung, Erquickung und Linderung ſeiner Schmerzen zu Theil werde, und vermagſt du das nicht, ſo ſorgeſt du, daß du ihm anderwärts Aufnahme und Pflege verſchaffeſt. Ein Menſch, ſo erzählt der Herr, war unter die Mörder gefallen, die hatten ihn ausgezogen und geſchlagen und halb todt liegen laſſen. Ein Prieſter und ein Levit kamen des Weges, ſahen ihn, und gingen vorüber. Ein Samariter aber kam auf ſeiner Reiſe auch dahin; und da er ihn ſah, jammerte ihn ſein, er ging zu ihm, verband ſeine Wunden, hob ihn

auf ſein Thier und führte ihn in die Herberge und pflegte ſein, und als er des andern Tages weiter reiſete, gab er dem Wirthe Geld, und ſprach zu ihm: pflege ſein, und ſo du etwas mehr wirſt darthun, will ich dir's bezahlen, wenn ich wieder komme. Der war barmherzig.

Ein Kind hat Vater und Mutter verloren, und es iſt niemand da, der Vater- oder Mutterſtelle bei ihm vertreten könnte. Hinausgeſtoßen in die Welt wird es vielleicht die übelſte Behandlung erfahren, ohne Lehre, Weiſung, Zucht und Ermahnung aufwachſen, und frühe dem Verderben anheim fallen. Laß es dein Kind ſein, wenn dir die Umſtände das irgend geſtatten, und geſtatten ſie es nicht, ſo ſuche, daß du ihm anderwärts ein Vater-, ein Mutterherz gewinnſt. Ein Menſch kann, erſchöpft an Kräften, auf ſeinem ſauern Wege nicht weiter, du aber erfreuſt dich friſcher Stärke, gib ihm deinen Arm zur Stütze, und geleite ihn zu ſeinem Ziele. Ein Menſch iſt unter ſeiner Laſt dahingeſunken, du aber biſt rüſtig und deine Schulter iſt frei, hilf ihm auf, und trage für ihn die Laſt. Ein Menſch iſt hart verklagt worden, die Beſchuldigungen ſind falſch, aber ſie werden ihm großes Unheil bringen, wenn ſie Glauben finden, was leicht geſchehen könnte, bei dem ungünſtigen Scheine, bei der Argliſt ſeines Widerſachers; du weißt, daß ſie ihn nicht treffen, und durchſchaueſt

das Lügengewebe, so tritt denn auf, für ihn nach der Wahrheit zu zeugen. Ein Mensch wird von seinen unbarmherzigen Gläubigern gedrückt und auf alle Weise geängstigt, das Herz ist ihm so schwer, die Sorge, die mit ihm sich niederlegt und mit ihm aufsteht, scheucht den nächtlichen Schlaf von seinem Bette, schrecket in bangen Träumen ihn auf, wenn dieser seiner einmal mächtig geworden; du kannst ihn retten, durch Zureden, durch Bürgschaft, durch deinen Einfluß bei andern, säume nicht, aufzubieten, was in deinem Vermögen ist. Ein Mensch befindet sich in einer höchst bedrängten Lage; du kannst die Sache wenden, ohne deiner Pflicht zu nahe zu treten, es kömmt nur darauf an, daß du deinen Stolz, deinen Eigensinn beugest, einen gefaßten Entschluß abänderst, einen ertheilten Befehl zurücknimmst, du darfst nur ein Wort aussprechen, so ist es geschehen, überwinde deinen Stolz, deinen Eigensinn, ändere deinen Entschluß ab, nimm den Befehl zurück, sprich das Wort aus. Ein Mensch steht allein, man hat ihn von sich gewiesen, man sieht an ihm vorbei, über ihn weg oder mit Blicken des Spottes und der Verachtung auf ihn hin, er ist nicht weit davon entfernt, an sich völlig zu verzweifeln, geselle dich ihm zu, höre ihn, rede zu ihm freundlich, auf daß du dem Muthlosen neuen

Muth erweckeſt. In dem allen vollbringſt du Werke der Barmherzigkeit.

---

Du ſollſt barmherzig ſein. Chriſtus gebietet es dir, und was der gebietet, das iſt gewiß das Rechte, das Nothwendige, das Unerläßliche. Wie möchte er die Liebe, die er zur Bedingung ſeiner rechten Jüngerſchaft und damit der Theilnahme an ihm und ſeinen Segnungen macht, bei dir anerkennen, wenn er die Barmherzigkeit, die erſte und vornehmſte Aeußerung derſelben, nicht bei dir findet? Nimmermehr wird er dich zu den Seinigen zählen, unter denen, zu welchen er ſprechen wird: ich habe euch noch nie erkannt, wirſt du deine Stelle haben, wenn du nicht barmherzig biſt.

Du ſollſt barmherzig ſein, weil die Barmherzigkeit das Menſchliche, die Unbarmherzigkeit das Unmenſchliche iſt. Das Gefühl für fremdes Leid, aus welchem die Barmherzigkeit erwächſt, ſobald die Liebe ſich mit ihm vereinigt, und auch ohne das Hinzutreten der Liebe Erſcheinungen der Barmherzigkeit hervorgehen, iſt dem Menſchen anerſchaffen, und gehört zu ſeinen edelſten Vorzügen, und hat auch durch die Sünde, die ſo viel in ihm zerrüttet hat, nicht erſtickt werden können. Nur auf den tiefſten Stufen der natürlichen Roh-

heit oder der Verwilderung, auf welchen der Menſch ſich kaum von dem Thiere unterſcheidet, würde man es vergebens ſuchen. Wäre es nur bei dir, der du in der Chriſtenheit geboren und aufgewachſen biſt, und von deiner Kindheit an unter dem bildenden Einfluſſe chriſtlicher Lehren und Anſtalten geſtanden, nicht anzutreffen: ſo müßte es durch Eigenſucht und rohe Leidenſchaften in dir zerſtört worden ſein. Es war eine Zeit, und du erinnerſt dich ihrer noch wohl, wo die Leiden deiner Nebenmenſchen dir Betrübniß in das Herz und Thränen in die Augen brachten. Aber weil man dich zog und anleitete, oder du dich ſelbſt richteteſt, überall zunächſt das Deinige zu beachten und zu ſuchen, und du dich gewöhnteſt, was andere angeht, nur nach ſeiner Beziehung auf dich zu würdigen, verlernteſt du allmählich, dich in die Zuſtände anderer zu verſetzen und ihre Gefühle dir anzueignen; weil du der Eitelkeit, dem Ehrgeize, dem Hochmuthe, der Habſucht, dem Neide, dem Zorne, der Rachgierigkeit bei dir Raum gabſt, verhärtete ſich dein Herz gegen ihre Bedrängniſſe und Schmerzen, und du wurdeſt ein Unmenſch.

Du ſollſt barmherzig ſein, wie und weil der Vater im Himmel barmherzig iſt. Daß du barmherzig ſein kannſt, das iſt von ſeinem Odem in deiner Bruſt. Barmherzigkeit üben iſt dein göttliches Vermö-

gen und dein göttliches Recht. Indem du Barmherzigkeit übeſt, beweiſeſt du göttlichen Sinn, vollbringeſt du göttliche Werke, und erſcheineſt als Gottes Stellvertreter unter deinen leidenden Brüdern.

Oder meineſt du, die Barmherzigkeit Gottes in Abrede ſtellen zu dürfen, weil er, der alle Dinge ordnet und lenket nach ſeinem Wohlgefallen, es nicht allein geſchehen läßt, daß Menſchen ſo bittre Kränkungen, ſo große Schmerzen zugefügt werden, ſondern auch ſelbſt mit ſo vielfältigem Ungemach und ſo ſchweren Leiden ſie heimſucht? Laſſen wir dahin geſtellt ſein, wie viel davon wir als wohlverdiente Strafe unſrer Uebertretungen und Miſſethaten anzuſehen haben: willſt du den Vater unbarmherzig nennen, der, wo er dieſes für nöthig erachtet, bei ſeinem Kinde ſtrenge Mittel anwendet, um es vor dem Verderben zu bewahren, es dem Verderben zu entreißen, es auf den Weg zu bringen, auf dem Wege zu erhalten und weiter zu führen, auf welchem allein es ſein Glück finden kann? Thut die Anwendung dieſer Mittel ſeinem Herzen nicht weh? muß er nicht ſein Herz überwinden, um ſie anwenden zu können? iſt es etwas anders, als Erbarmen mit ſeinem Kinde, was ihn hierzu bewegt und in den Stand ſetzt? O, gewiß würde der, welchen Chriſtus den Vater nennt, uns mit Plagen, Ungemach und Schmerzen verſchonen, wenn dies

mit ſeiner Gerechtigkeit und mit ſeiner Barmherzigkeit ſelbſt vereinbar wäre. Unſer Leiden geht ihm wohl zu Herzen; aber er läßt das Ungemach uns treffen, er ſendet die Trübſal uns zu, und läßt ſie, ungeachtet unſers inbrünſtigen Flehens um Erlöſung, bei uns fortdauern, er führt aus einer Bedrängniß in die andere — aus Barmherzigkeit, da wir ohne das nicht von dem unendlich größern Uebel befreiet, und des hohen Heiles, das er uns zugedacht hat, theilhaftig werden könnten. Nach ſeiner Barmherzigkeit ſollen auch die von uns verſchuldeten Leiden, wenn wir ſie uns zu Nutze machen, uns zu Wohlthaten werden. Und wo iſt ein Menſch, der nicht zur Zeit ſeiner Trübſal, in mancherlei Linderungen, Erquickungen und Stärkungen, die Barmherzigkeit Gottes erfuhr, der ſich nicht oft in ſeinem tiefen Weh getröſtet fand, wie nur ein Mutterherz das betrübte Kind tröſten kann, dem nicht oft ſeine düſterſte Trauer zur hellen Freude ſich verklärte?

Den ſtärkſten Beweis aber von der großen Barmherzigkeit Gottes haben wir daran, daß er ſeinen Sohn in die Welt geſandt, in die Pein, in die Schmach, in den bittern Tod gegeben hat, auf daß diejenigen, die an ihn glauben, nicht verloren würden, ſondern das ewige Leben hätten. Weil unſer grenzenloſes Elend ihm zu Herzen ging, darum beſchloß und vollführte er das Un-

begreifliche und nie genug zu Preisende. Und was sollen wir sagen zu den zahlreichen Anstalten, die er getroffen, uns zu helfen, zu der Langmuth und Geduld, mit der er uns, bei unsern fortgesetzten Uebertretungen, bei unserm beharrlichen Widerstreben, bei unsern gehäuften Missethaten, getragen, zu den unseligen Folgen unsrer Uebertretungen, die er von uns abgewendet, zu den Wohlthaten, die uns, wie unwürdig wir uns ihrer auch zeigen mögen, unaufhörlich zufließen, zu den Weisungen und Warnungen, Ermahnungen und Antrieben, die uns unausgesetzt zu Theil werden? Von unergründlicher Barmherzigkeit geben sie Zeugniß.

Barmherzig ist der Vater im Himmel; wie möchtest du glauben, ihm wohlzugefallen, wie mit seiner Gnade dir schmeicheln, wie dürftest du ihn deinen Vater, dich sein Kind nennen, wenn du nicht auch barmherzig bist? wie solltest du bei einem unbarmherzigen Sinne dich nicht vor ihm im höchsten Grade verwerflich finden?

Auch dir ist von ihm Barmherzigkeit widerfahren von Jugend auf, täglich, stündlich empfängst du rührende Beweise seiner Barmherzigkeit, wohin du deine Augen wendest, stellen sie sich dir dar, und du könntest fortfahren, dich gegen andere unbarmherzig zu zeigen?

müßteſt du nicht bei jedem neuen Beweiſe derſelben die allertiefſte Beſchämung empfinden? Du machſt Anſprüche über Anſprüche an die Barmherzigkeit Gottes, von der du nichts fordern kannſt, und verweigerſt den Menſchen die Barmherzigkeit, die ſie von dir zu erwarten berechtigt ſind?

Sei barmherzig: denn du biſt der Barmherzigkeit bedürftig.

In jede Lage, in welcher Menſchen von andern Mißhandlungen erlitten, kannſt du auch gerathen; jeder Unfall, der Menſchen getroffen hat, kann dich auch treffen. Thörichter Wahn, in welchem der Menſch ſich vor irgend einem Wechſel der Dinge ſicher glaubt! Wird man dir, wenn es dir übel geht, Theilnahme ſchenken, Hülfe leiſten, ſo du in den Tagen deines Wohlergehens, nur mit dem Genuſſe deines Glückes beſchäftigt, der Noth deiner Nebenmenſchen Hand und Herz verſchloſſen gehalten? Nicht einmal ein kaltes Bedauern wird man für dich haben, ſpotten wird man wohl gar deines Unglückes, ſich freuen deiner Demüthigung. Wird man dich hören, wenn du um Erbarmen fleheſt, ſo du für jede Klagen deiner Nebenmenſchen nur taube Ohren gehabt? An den Hohn und Uebermuth früherer Zeiten wird man dich erinnern, darauf, daß deine Umſtände ſich verändert

haben, wird man mit bittern Worten dich hinweiſen. Wird man dich ſchonen, wenn du, der Geehrte, der Mächtige, der Gebieter, ein Verachteter, ein Ohnmächtiger, ein Untergebener deiner Untergebenen geworden biſt, ſo du die, welche von dir abhängig waren, mit ſchonungsloſer Härte, nach deinen Launen und Leidenſchaften behandelt haſt? Drücken wird man dich, wie du gedrückt, plagen, wie du geplagt, läſtern, wie du geläſtert, verfolgen und kränken, wie du verfolgt und gekränkt haſt, und jeder wird urtheilen, daß dir darin dein Recht widerfahre. Solches geſchieht freilich nicht nach dem Sinne des Chriſten, aber nach dem Laufe der Welt, und dieſer, nicht der Sinn des Chriſten, wird dich richten. Mit dem Maße, mit welchem ihr meſſet, ſpricht der Herr, wird man euch wieder meſſen.

Möchteſt du aber auch als ein Unbarmherziger bei Menſchen Erbarmen finden; bei Gott findeſt du es nicht. Zwar wird er dir das nicht verſagen, was du nöthig haſt, um dein irdiſches Leben bis zu dem Ziele, das demſelben von ihm beſtimmt worden, fortſetzen zu können, auch wird er es an Einwirkungen auf dein Inneres, welche geeignet ſind, dich zu erſchüttern, zu erweichen, zu bewegen, daß du bedenkeſt, was zu deinem Frieden dient, nicht fehlen laſſen — nach ſeiner Barmherzigkeit. Aber kannſt du auch zu ſeiner Barmherzig-

keit Zuverſicht hegen? kannſt du in deinen Nöthen zu ihm deine Augen erheben und bei ſeiner Barmherzigkeit Troſt und Hülfe ſuchen? mußt du nicht fühlen, daß du nicht werth biſt, auch nur das Geringſte von derſelben zu empfangen? Und könnteſt du beten, möchteſt du beten in deinem Herzeleid, in deiner Herzensangſt: wird das Gebet des Unbarmherzigen von dem Barmherzigen gehört werden, und dir die Erquickungen und Stärkungen der Gnade hernieder ziehen? Nur die Barmherzigen hört der Barmherzige im Himmel, nur ſie können die Tröſtungen des Glaubens in ihr Inneres aufnehmen.

Dein Leben iſt voller Uebertretungen, du fühlſt darüber keine Beunruhigungen, weil dein Gewiſſen eingeſchlafen iſt. Aber wenn es nun, aus ſeinem Schlafe aufgeſtört, dir deine Schuld in ihrer ganzen Größe, deine Verdammlichkeit in ihrer furchtbaren Geſtalt vorhält, und du unter den Schrecken, mit denen es dich verfolgt, um Barmherzigkeit gen Himmel rufſt: wirſt du die tröſtliche Verſicherung hören: ich habe mich deiner erbarmt, dir ſind deine Sünden vergeben? wirſt du nicht vielmehr in deinem Innern das Zeugniß vernehmen, für dich ſei keine Barmherzigkeit im Himmel, auch nicht Eine von deinen vielen Sünden könne dir vergeben werden?

Deine Tage auf Erden gehen vorüber, und wenn ſie vorübergegangen ſind, ſollſt du vor dem Richterſtuhle Chriſti erſcheinen, auf daß du empfangeſt, nach dem du gehandelt haſt. Wie könnteſt du hoffen, hier Barmherzigkeit zu erlangen, wenn du in deinem Leben auf Erden nicht Barmherzigkeit bewieſen? Nach dem ſtrengen Rechte mußt du gerichtet werden, ja die Barmherzigkeit ſelbſt müßte dich verdammen. Es wird, ſpricht Jacobus, ein unbarmherziges Gericht über den gehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat. Könnte die Barmherzigkeit alle deine andern Sünden vergeben, dieſe Eine kann ſie nicht vergeben, daß du nicht barmherzig geweſen, und dieſe würde auch die Vergebung der andern unmöglich machen.

Erinnere dich an jenen Knecht im Evangelio. Er war ſeinem Herrn tauſend Pfund ſchuldig, und da er nicht zu bezahlen hatte, und vor dem Herrn niederfiel, und ihn um Geduld bat, jammerte den Herrn dieſes Knechtes, und er erließ ihm die Schuld. Derſelbe Knecht aber ging hinaus, und fand einen ſeiner Mitknechte, der ihm hundert Groſchen ſchuldig war, den griff er und würgete ihn, und ſprach: bezahle mir, was du mir ſchuldig biſt, und warf ihn in das Gefängniß, bis er bezahlete. Da der Herr ſolches vernahm, ward er zornig, und forderte den Knecht vor ſich, und ſprach zu

ihm: ſollteſt du dich nicht erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmet habe? und überantwortete ihn den Peinigern, bis er bezahlte, was er ſchuldig war. So wirſt auch du, wenn du nicht gegen deine Nebenmenſchen barmherzig geweſen, bezahlen müſſen alles, was du ſchuldig biſt; deine Schuld aber iſt unermeßlich.

Wenn des Menſchen Sohn, zeuget er ſelbſt, wird ſitzen auf dem Stuhle ſeiner Herrlichkeit, und alle Völker zum Gericht um ſich wird verſammelt haben, wird er zu denen zu ſeiner Linken ſprechen: ich bin hungrig, ich bin durſtig geweſen, und ihr habt mich nicht geſpeiſet, nicht getränket, ich bin ein Gaſt geweſen, und ihr habt mich nicht beherberget, ich bin nackend geweſen, und ihr habt mich nicht bekleidet, ich bin krank und gefangen geweſen, und ihr habt mich nicht beſucht, wahrlich ich ſage euch, was ihr nicht gethan habt Einem unter dieſen Geringſten, das habt ihr mir auch nicht gethan, gehet von mir, ihr Verfluchten. Zu denen zu ſeiner Rechten aber wird er ſprechen: ich war hungrig, durſtig, und ihr ſpeiſetet, tränktet mich, ich war ein Gaſt und ihr beherbergtet mich, ich war nackend, und ihr bekleidetet mich, ich war krank, ich war gefangen, und ihr beſuchtet mich, wahrlich ich ſage euch, was ihr Einem unter dieſen meinen geringſten Brüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan, komm

nun her, ihr Geſegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet iſt vom Anbeginn der Welt.

Die Barmherzigkeit triumphiret über das Gericht. Selig die Barmherzigen! denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen.

## VII.

# Die Gottesliebe

### in ihrem Entſtehen, in ihrem Wachsthum und auf ihrer Höhe.

Die Liebe Gottes iſt ausgegoſſen in unſer Herz durch den heiligen Geiſt, welcher uns gegeben iſt.
Römer 5, V. 5.

Die Menſchenliebe hat ihren Urſprung in der Gottesliebe. Darum laß uns dieſe in ihrem Entſtehen, in ihrem Wachsthume und auf ihrer Höhe jetzt näher in das Auge faſſen. Die vorſtehenden Worte des Apoſtels Paulus können, nach dem Zuſammenhange, eben ſo wohl auf die Liebe des Chriſten zu Gott, als auf die Liebe Gottes zu denen, die durch Chriſtum mit ihm in Gemeinſchaft ſind, bezogen werden. Auch iſt die letztere Beziehung durch die erſtere bedingt; nur in dem Maße, in welchem ich Gott liebe, kann ich mich von ihm geliebt wiſſen und fühlen. Nehmen wir ſie denn

nach jener, nach welcher ſie uns die Liebe des Chriſten zu Gott auf ihrer höchſten Stufe zeigen, und ſehen, wie ſie dahin gelange.

Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß der Menſch in ſeinem urſprünglichen Zuſtande Gott geliebt habe. Wie hätte er den nicht lieben ſollen, der ihn erſchaffen, ihn in all das Gut, deſſen er ſich erfreute, eingeſetzt, ſeine Mitgeſchöpfe ihm zugeführt und unterthan gemacht, und den Ort ſeines Aufenthaltes mit ſo vielen Reizen geſchmückt hatte, den nicht lieben ſollen, dem er ſich durch den ihm eingehauchten Lebensodem, durch die ihm verliehene Aehnlichkeit mit ſich verwandt, zu welchem er ſich ſchon dadurch hingezogen fühlte, daß er in ihm das Weſen erkannte, welches allein ſeiner großen Bedürftigkeit abhelfen könne?

Aber dieſe Liebe iſt nicht bei ihm geblieben, eine andere, die Liebe zu ſich ſelbſt, iſt ihrer mächtig geworden, und hat ſich an ihre Stelle geſetzt. Mit dem Vermögen, ſeinen Schöpfer zu lieben, in dieſer Liebe zu beharren und darin fort und fort zuzunehmen, hatte er zugleich das Vermögen empfangen, ſich von ſeinem Schöpfer zu trennen, ſich auf ſich ſelbſt zurück zu ziehen, und von jenem immer weiter zu entfernen. Wir wiſſen, welche traurige Wahl er getroffen, und wie mit der Selbſtſucht die Sünde in ihn eingedrungen, und nicht

abgelaſſen, die urſprüngliche Liebe in ihm zu ſchwächen, um ſie, ſo ſie es vermöchte, gänzlich zu vertilgen. Doch wie groß auch die Verwüſtungen ſind, welche jene in ſeiner Natur angerichtet: es hat ihr nicht gelingen können, die Liebe zu Gott völlig aus ihr zu verdrängen; eine, wenn auch nur geringe, Spur, eine, wenn auch nur ſchwache, Bewegung derſelben iſt ihr geblieben. Nein, wir können den nicht verleugnen, in dem wir leben, weben und ſind, deſſen Hand uns hält, deſſen Kraft uns beſeelt und durchdringt, und der ſich in keiner Stunde unſers Lebens an uns unbezeugt läßt. Wir können dem das Herz nicht ganz entziehen, der ſich uns nicht entzieht, wenn wir uns auch die ſchwerſten Beleidigungen gegen ihn laſſen zu Schulden kommen, den wir immer und überall hülfreich und erbarmend bei uns finden. Wir können dem das Herz nicht völlig verſchließen, der uns mit ſeinen Wohlthaten überſchüttet, der uns gibt, nicht blos, was wir nöthig haben, das Brod, das uns nährt, das Gewand, das uns bekleidet, das Obdach, das uns ſchützt, das Feuer, an dem wir uns erwärmen, die Luft, die wir einathmen, das Licht, das uns leuchtet, ſondern auch weit über unſer Bedürfen hinaus zu des Herzens Luſt und Freude. Alles, was uns erquickt, wohlthut, ergötzt, beſeligt — wer kann ausreden, wie viel deſſen iſt? — fließt ja von

ihm uns zu, und es iſt kein Augenblick, in welchem nicht von ihm uns Gutes zu Theil würde. Seine Gnade reichet — wer müßte das nicht eingeſtehen? — ſo weit der Himmel iſt, und ſeine Treue ſo weit die Wolken gehen. Auch in der weiteſten Entfernung von Gott wirſt du dich einer frohen Rührung, die der Liebe nicht fremd iſt, nicht erwehren können, wenn du, bei den Dingen, die dich in ihrer Schönheit, Anmuth, Pracht und Herrlichkeit entzücken, dich erinnerſt, daß ſie nur der Widerſchein ſeiner unendlichen Vollkommenheit ſind, und deſſen dir bewußt wirſt, wie er alles das iſt, was du in ſeiner Vortrefflichkeit bewunderſt, worüber du Thränen der Freude vergießeſt — aber im höchſten Grade, ja ohne Grenze und Maß.

Doch nur eine Spur, eine ſchwache Bewegung von der Liebe zu Gott iſt in unſerm natürlichen Zuſtande bei uns zu finden, und ſelbſt die erſten Anfänge einer wirklichen Liebe zu Gott bleiben uns fremd, ſo lange dieſer Zuſtand bei uns fortdauert.

Die Gefühle, welche der Welt angehören, haben unſer Herz in ihrem Beſitze, und verhärten es gegen die Empfindungen, in welchen die Gottesliebe ſich unſer bemächtigen will, Empfindungen, die wir nicht nähren können, ohne jenen den Krieg anzukündigen. Ein Herz, das die Welt vereitelt hat, das ſie an ihr Gut, ihre

Luſt, ihre Zerſtreuungen, Arbeiten, Sorgen, Beſtrebungen gefeſſelt hält, vermag den Gott geheiligten Rührungen, die ſo weit über alles Gut, alle Luſt, alle Zerſtreuungen, Arbeiten, Sorgen und Beſtrebungen der Welt hinausgehen, nicht bei ſich Raum zu geben.

Unſre ſinnlichen Begierden führen die Herrſchaft über uns, und geſtatten dem, was außer ihrem Bereiche liegt, nicht anders, als in flüchtigen Anwandlungen mit uns in Gemeinſchaft zu kommen. Was läge aber wohl weiter aus ihrem Bereiche, als die Wallungen, welche den Blick in die Höhe lenken, während jene unabläſſig niederwärts ziehen? Das in den Dienſt der ſinnlichen Begierden hingegebene Herz kann den nicht in ſich aufnehmen, der dieſe Begierden verdammen muß. Ueberdies verlangt die Gottesliebe — und das bringt ihre Natur mit ſich — das ganze Herz, und duldet nichts neben ſich. Was mit ihr fortbeſtehen ſoll, muß nicht blos ſich ihr unterordnen, ſondern auch ſich mit ihr verſchmelzen laſſen. Wie möchte ſie in einem Herzen wohnen, das ſeine, an ſich ſchon mit ihr unvereinbaren und ihr widerſtrebenden Neigungen nicht blos neben ihr, ſondern über ihr haben will?

In unſerm natürlichen Zuſtande lieben wir uns ſelbſt über alles, ja uns allein, jedes andre nur um unſer ſelbſt willen. Wohin ſich auch unſre Neigungen

wenden, und wie ſehr ſie ſich an ihren Gegenſtand zu verlieren ſcheinen: in dieſem Gegenſtande ſuchen wir allein unſer Vergnügen, unſern Vortheil, unſre Selbſtgefälligkeit, unſre Selbſterhebung. Wie ſollten wir dabei Gott lieben, der nur mit völliger Verzichtleiſtung auf uns ſelbſt geliebt werden kann? Wir müſſen zum wenigſten nicht ungeneigt ſein, von uns ſelbſt abzuſtehen, damit ſie in uns beginnen könne. Nichts Geringeres als eine völlige Umwandlung unſres Sinnes wird erfordert, um uns für ſie empfänglich zu machen.

Doch hiervon abgeſehen: kannſt du den lieben, der dir mit unerbittlicher Strenge das unterſagt, worauf deine heißeſten Wünſche gerichtet ſind, der das von dir fordert, dem deine ſtärkſten Gefühle und Wünſche entgegenſtreben, der die Uebertretung ſeiner Gebote mit den ſchwerſten Strafen bedroht, und dieſe ſo oft vor deinen Augen furchtbar vollzieht? Du haſt dieſe Gebote übertreten und die Strafen verwirkt. In deinem natürlichen Zuſtande iſt es deine Art, ſie zu übertreten, du übertrittſt ſie täglich und ſtündlich. Kannſt du den lieben, vor dem du in tiefſter Beſchämung deine Augen niederzuſchlagen genöthigt biſt, den du wider dich entrüſtet weißt, in dem du den Rächer deiner Miſſethat erblickſt, deſſen ſchwere Hand du aufgehoben ſiehſt, dich zu verderben, der ſich dir nicht an-

ders offenbaren kann, als umgeben von Schrecken, die dich im Tiefſten deiner Seele erſchüttern?

---

In dieſem Verhältniſſe zu Gott findet uns die Gnade, die ſich unſrer annehmen will, die Liebe zu ihm in uns zu erwecken, ja in unſer Inneres auszugießen. Sie beginnt ihr Werk damit, daß ſie uns unſre Miſſethat ſammt unſerer innern Verwerflichkeit vor die Augen ſtellt, und damit der Eigenliebe entgegentritt, die es uns unmöglich macht, Gott zu lieben. In der Geſtalt, in welcher wir, nachdem dieſes geſchehen, uns erblicken, können wir uns nur mit Mißfallen und Abſcheu betrachten. Das Ich, das wir bis dahin auf alle Weiſe geehrt und vergöttert haben, können wir nicht mehr hoch halten, wir müſſen uns mit Widerwillen, wo nicht mit Entſetzen von ihm abwenden, nachdem wir in demſelben das erkannt haben, wodurch wir in den großen Jammer, in die bange Rath- und Hoffnungsloſigkeit, in das unſelige Verhältniß zu Gott gebracht worden ſind.

Aber ein Leben ohne Liebe — dieſe entſetzliche Leere! — wer vermöchte es zu ertragen? Befreit von uns ſelbſt und von allem, was wir nur um unſer ſelbſt willen geliebt haben, ſuchen wir nach etwas Anderem,

das wir in Liebe umfaſſen können. Dieſes Andere kann uns Gott noch nicht ſein: denn noch ſteht zwiſchen ihm und uns, anklagend und hinwegſcheuchend, die Sünde. Nun vernehmen wir, er habe beſchloſſen, den ſündigen Menſchen mit ſich zu verſöhnen, und ein Werk hinausgeführt, durch welches dieſe Verſöhnung geſtiftet worden, er könne und wolle unſre Miſſethat tilgen, und ihrer ſo wenig gedenken, als wäre ſie niemals geſchehen, und unſern Wandel gelten laſſen, als wäre er ſeinen Geboten gemäß geweſen. Wir hören die Botſchaft von der Vergebung der Sünden, zu Wege gebracht durch das Blut ſeines Sohnes, und ergreifen ſie in zuverſichtlichem Glauben. Darf uns nun noch bange ſein? Dürfen wir noch von ferne ſtehen, und verlegen unſre Augen niederſchlagen? Er iſt uns nicht mehr der erzürnte Richter, vor dem wir erſchrecken müßten, er iſt uns der huldreiche Vater, und wir wagen, uns ihm zu nahen, und unſre Augen zu ihm zu erheben. Das ſüße Gefühl der Verſöhnung durchſchauert uns in den frohesten Rührungen, wenn wir ſeiner gedenken. Aber daß er uns einmal der erzürnte Richter geweſen, und wir vor ihm haben erſchrecken können, erſchrecken müſſen, das läßt uns recht die Größe der Wohlthat erkennen, die uns in der Verſöhnung mit Gott durch Chriſtum zu Theil geworden. Wir betrachten das Elend, von dem wir erlöſet ſind,

das Heil, das uns erworben iſt, und fragen, wie dieſes geſchehen; und uns wird geantwortet: alſo hat Gott die Welt geliebet, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab, und in der Schmach ſterben ließ. Alſo hat er die Welt, alſo hat er, erlöſete Seele, dich geliebt, kannſt du das erwägen, ohne in der Tiefe deines Gemüthes davon bewegt zu werden? Eine ſolche Liebe faſſeſt und ergründeſt du nicht; aber dein Herz verſteht ſie, und wendet ſich ihr zu. Von der höchſten Liebe, von der Liebe, die den eingebornen Sohn gab, in deinem Innern durch den Geiſt des Herrn berührt und ergriffen — wie möchteſt du dich ihr verſagen, wie verhindern, daß dein Herz in Gegenliebe zerfließe? Die Dinge dieſer Welt werden auch in ihrer vereinigten Macht viel zu ſchwach ſein, ſich gegen ſie zu behaupten, und die ſinnlichen Begierden, die ihr das Herz möchten ſtreitig machen, weichen zurück vor dieſer heiligen Gewalt.

Hat nun auf dieſe Weiſe die Gottesliebe von uns Beſitz genommen: ſo können auch die Gebote Gottes uns nicht mehr verhaßt ſein. Mögen ſie unſern Neigungen noch manchen Zwang anlegen: wir ſind mit ihnen einverſtanden, wir ſegnen dieſen Zwang und unterwerfen uns ihm gern. Mögen ſie oft nicht anders als unter großen Verleugnungen vollbracht werden können: wir ſind zu dieſen Verleugnungen bereit, es iſt uns er-

wünſcht, Gelegenheit zu haben, auf ſchweren Proben unſere Liebe bewähren zu können.

Das Einzige, was unſerer Liebe noch im Wege ſteht, und uns von dem Gegenſtande derſelben fern hält, iſt die noch an uns haftende Sünde. Aber dieſe haftet auch nur noch an uns, wir ſind nicht mehr mit ihr in innerlicher Gemeinſchaft. Weit entfernt, ihr Nahrung zu geben, haſſen wir ſie und ſtreiten wider ſie, und die in uns mächtig gewordene Gnade wirket unabläſſig dahin, alles ſündige Weſen in uns zu zerſtören, und unſere Erneuerung zu dem Bilde deſſen, den wir lieben, zu vollenden.

---

Die Liebe Gottes iſt nunmehr in unſerm Herzen entzündet, aber noch nicht in daſſelbe ausgegoſſen.

Indeß erwärmt und verſtärkt ſie ſich immer fort durch innige Beſchäftigung mit ihrem Gegenſtande, den ſie ſich unabläſſig gegenwärtig erhält. Wir dringen tiefer und tiefer ein in das Geheimniß der Liebe, die uns mit ſich verſöhnet hat; das Gefühl, daß wir mit Gott verſöhnet ſind, wird immer lebendiger und freudiger in uns, wie die Erkenntniß des Heiles, das uns darin widerfahren, immer deutlicher wird.

Dieſelbe Liebe, die uns mit ſich verſöhnet hat, nehmen wir nun auch in allem wahr, was uns zur Be-

friedigung unſrer Bedürfniſſe, zur Erquickung und zur Freude gereicht, in den Erſcheinungen, die unſer Auge ergötzen, in den Ereigniſſen, die unſerm Herzen wohlthun, ja in allem, was ſich uns darſtellt und ſich mit uns zuträgt, in allen Führungen unſers äußerlichen und innerlichen Lebens, und wir lernen immer beſſer verſtehen, wie auch unſre Schmerzen von der Liebe kommen, die uns mit ſich verſöhnet hat, und uns geſendet werden, uns zu läutern, zu üben und zu vollenden.

Wir werden immer fähiger, in Gott nicht blos den, der ſich unſer erbarmt, ſondern auch mit uneigennütziger Liebe den zu lieben, der an ſich ſelbſt über alles geliebt zu werden verdient, weil in ihm alles, was geeignet iſt, eine reine Liebe für ſich zu erwecken, im höchſten Grade ſich vereinigt.

Indem wir uns immer mehr an die Betrachtung ſeiner Vollkommenheit verlieren, werden wir immer mehr dem Geiſte befreundet, durch welchen die Liebe in uns iſt entzündet worden. Endlich aber tritt dieſer Geiſt mit uns in fortdauernde Vereinigung, ſo daß er nicht blos auf uns einwirkt, ſondern wir ihn bei und in uns haben, das Pfand unſrer Erwählung und unſers himmliſchen Erbes, das fortdauernde, alle Zweifel

beſiegende Zeugniß unſrer Kindſchaft, und wir nun rühmen dürfen, er ſei uns gegeben.

Damit iſt die Liebe Gottes in unſer Herz ausgegoſſen.

---

Sie hat unſer ganzes Herz, ja unſer ganzes Weſen durchdrungen, und alle Gefühle und Kräfte deſſelben, all unſer Schauen, Empfinden, Denken und Streben in ſich hineingezogen. Gott iſt unſers Herzens Luſt und unausſprechliche Wonne. Wir können nicht müde werden, uns mit ihm zu beſchäftigen, und ſchöpfen aus jeder neuen Beſchäftigung mit ihm ein bisher von uns noch nicht gekanntes Vergnügen. Wir erkennen nicht nur, wir empfinden auch in ihm, unter den ſüßeſten Bewegungen das höchſte Gut der Seele. Herr, wenn ich nur dich habe, ſpricht es in uns: ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde, und ob mir auch Leib und Seele verſchmachtet, biſt du doch Gott allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil. Wir haben an ihm völlig genug, und können alles andern entrathen, ja, unter den härteſten Entbehrungen und unter den heftigſten Schmerzen werden wir an ihm völlig genug, bei dem Verſchmachten des Leibes und der Seele in ihm die Fülle des ſeligen Lebens haben.

In völliger Verzichtleiſtung auf uns ſelbſt haben

*wir uns mit allem, was wir das Unſrige nennen, ihm* ergeben, daß es nicht mehr das Unſrige, ſondern mit uns ſelbſt allein das Seinige ſei, und er damit und mit uns ſelbſt thue, wie ihm wohlgefällt. Wir wollen nichts ſein und nichts haben, als nur in der Gemeinſchaft mit ihm. Und wie genau wir uns auch mit ihm vereinigt fühlen: wir ſtreben unabläſſig, noch genauer mit ihm vereinigt zu werden — zu ihm hinan, in ihn hinein, uns ganz an ihn zu verlieren und mit ihm zu verſchmelzen. Und in welchem Maße wir uns auch in ihm befriedigt finden, fort und fort ruft es in uns: „meine Seele dürſtet nach Gott, dem lebendigen Gott, wann werde ich dahin kommen, daß ich ſein Angeſicht ſchaue?" und niemals kann in dieſem Leben der Sterblichkeit unſer Durſt völlig geſtillt werden.

Wir lieben ihn nun allein um ſeiner ſelbſt willen, und ſind gewiß, daß wir ihn lieben würden, wenn er uns nie etwas gegeben hätte, und wir nie etwas angenehmes von ihm erwarten dürften. Möchte er ſein Angeſicht von uns wenden, möchte er ſich vor uns verbergen, ſich uns ganz entziehen, möchte er uns die allerſchmerzlichſten Prüfungen auflegen, wir würden ihn dennoch lieben. Ja, möchte er, was er nicht kann, uns von ſich hinwegweiſen, uns aus ſeiner Nähe ver-

ſtoßen, uns in Tiefen des Jammers hinabſtürzen, wir würden, deß ſind wir freudig gewiß, dennoch ihn lieben.

Die in das Herz ausgegoſſene Gottesliebe erfüllet das Herz, und herrſchet über alles, was in demſelben ſich regt. Sie vertreibt daraus, was ihr entgegen iſt, oder ſich mit ihr nicht vereinigen läßt. Was ſich aber mit ihr vereinigen läßt, das nimmt ſie in ſich auf, es mit ihrem Geiſte zu beſeelen, es zu heiligen und nach ſich zu geſtalten. Nicht ſo, daß wir genöthigt wären, allem zu entſagen, was nicht Gott ſelbſt iſt, wohl aber ſo, daß wir uns genöthigt finden, uns alles deſſen zu entäußern, was nicht aus ihm, von ihm oder zu ihm iſt, in die Liebe zu ihm eingeſchloſſen, und von ihr umfaßt werden kann, und wir jedes andre nur in ſo fern und darum zu lieben vermögen, in wie fern und weil es aus ihm, von ihm oder zu ihm iſt. Wir lieben in der uns umgebenden Welt, was eine reine Zuneigung zu erwecken im Stande iſt, wir lieben Vater und Mutter, Weib und Kind, Schweſter und Bruder, den Freund und den Wohlthäter, die er mit uns verbunden, die Menſchen, die er nach ſeinem Bilde geſchaffen hat, und was nur irgend in der Welt von ſeiner Herrlichkeit Zeugniß gibt — in ihm, allein in ihm. Dagegen, was die Schrift die Welt nennt, ihr Gut, ihre Ehren, ihre Vergnügungen und Luſtbarkeiten, das

alles lieben wir nicht mehr an ſich ſelbſt, ſondern lediglich wie weit es uns als Mittel dienen kann, den, welchen wir über alles und in allem lieben, zu verherrlichen.

Die in das Herz ausgegoſſene Gottesliebe regiert fortan unſer Thun und Laſſen. Wir vermeiden, was Gott mißfällt, und thun, was ihm wohlgefällt, dort zurückgehalten, hier getrieben von der uns erfüllenden Liebe, und überall würden wir jenes vermeiden, dieſes vollbringen, und weder einer Verſäumniß, noch einer Uebertretung uns anzuklagen haben, wenn nicht die menſchliche Schwachheit darin ihr Recht an uns geltend machte, daß ſie unſrer Liebe nicht geſtattet, ſich in ihrer Wärme immer gleich zu bleiben. Auch nachdem die Liebe Gottes in unſer Herz ausgegoſſen iſt, treten Stunden in unſer Leben ein, wo andre Dinge unſer Herz in einem Maße dahin nehmen, daß wir uns kaum von denen, die der Welt noch angehören, unterſcheiden. In ſolchen Stunden — und nur in ſolchen — geſchieht es, daß wir unterlaſſen, was unſrer Liebe angeſonnen wird, und thun, wovor unſere Liebe uns bewahren ſollte. Aber wie ſchnell und mit welcher tiefen Betrübniß werden wir deß inne! Es gibt keinen bitterern Schmerz für uns, als den, das Gebot deſſen, den wir im Herzen tragen, übertreten zu haben, wie wir auch kein ſtärkeres Verlangen hegen, als das, demſel-

den immer nachzukommen. Was andern befohlen werden muß, das lehret, dazu dringt uns das Herz, daß wir nicht zu widerſtehen vermögen; wo es bei andern der Androhung, der Ermunterung, der Verheißung bedarf, da haben wir genug und mehr als genug an unſerer Liebe, die in uns betet: „fordere von mir, Herr, was du willſt, auf daß ich es hinausführe," und auch die Gebote, die wohl ohne Liebe erfüllt werden könnten, da ſie mit unſern natürlichen Neigungen, mit unſerm Vortheile, mit ſtarken Gewiſſensmahnungen zuſammentreffen, werden von uns aus Liebe erfüllt. Dem Worte, das wir reden, iſt es anzuhören, der That, die wir verrichten, iſt es anzuſehen, daß die Liebe Gottes in uns ausgegoſſen worden; beides, das Wort und die That ſind von dem Geiſte der Liebe beſeelt. Und keine That kann für den zu groß ſein, in den die Liebe Gottes ausgegoſſen worden.

Sind theuere Opfer zu bringen, wir bringen ſie mit freudigem Herzen. Was kann der noch theuer halten, der alles nur in Gott liebt, und keine heißere Begierde hat, als die ſeine Gottesliebe zu beweiſen? Was kann der aufopfern, der alles nur in Gott beſitzt, wo man eine Sache tauſendmal dahingeben kann, ohne ſie nur ein einziges Mal zu verlieren, und ſie nicht ein einziges Mal dahingeben kann, ohne ſie ſich in höherem Grade anzueignen?

Sollen wir uns Gefahren unterziehen: wir zögern

nicht einen Augenblick, denn wir wiſſen von keiner Gefahr. Was kann dem gefährdet werden, und was ſollte der nicht der Gefahr ausſetzen, der ſich ſammt allem, was er beſitzt, mit Gott vereinigt, an Gott verloren hat?

Müſſen wir beſchwerliche Anſtrengungen übernehmen: wir weigern uns nicht. Wie möchten wir uns weigern? was kann dem beſchwerlich fallen, dem das Innere für die heiligen Zwecke durchglüht iſt?

Wie zu allem Thun, ſo ſind wir auch ſtark zu allem Leiden, und bedürfen dazu keines Troſtes. Statt alles Troſtes dient uns dies, daß unſer Leiden uns von dem, der uns liebt, auferlegt worden, und daß es zu ſeiner Verherrlichung gereichen ſoll, ja, wir haben darin mehr als der kräftigſte Troſt uns geben kann. Möchten wir uns von unſerem Ungemache nicht den geringſten Gewinn zu verſprechen haben: wir leiden gern für ihn. Wir können nach der Trübſal, wenn ſie lange ausgeblieben iſt, uns ſehnen, um auch in ihr unſere Liebe zu bewähren; wir können flehen: Herr, ſchlage mich hart, verwunde mich tief, damit ich recht zeigen möge, wie ich dich liebe.

In dieſer glücklichen Verfaſſung des Gemüthes kann auch nichts uns Sorge verurſachen, da wir uns in allen Stücken auf das Beſte berathen wiſſen, und wir in Gott eine unwandelbare Ruhe gefunden haben.

Alles Unſelige iſt in uns überwunden. Jede Freude, die uns zu Theil wird, geſtaltet ſich uns zur heiligen Gottesfreude, und ohne Aufhören empfangen wir aus der Seligkeitsfülle, die bei dem höchſten Gute angetroffen wird.

Siehe die Höhe, zu welcher die Gottesliebe des Chriſten hinanſtrebt!

## VIII.

# Der Reichthum der Liebe.

Darum bete ich, daß eure Liebe immer mehr und mehr reich werde.

Philipper 1, V. 9.

Die Liebe, welche Paulus im Auge hat, iſt die chriſtliche Gottesliebe und Menſchenliebe in ihrer unzertrennlichen Vereinigung, Menſchenliebe von Gottesliebe beſeelt, Gottesliebe in Menſchenliebe ſich ergießend. Du kannſt die Menſchen nicht lieben, wenn du nicht Gott liebſt, welcher allein an ſich ſelbſt Gegenſtand einer lautern Liebe ſein kann, und du kannſt Gott nicht lieben, ohne damit auch den Menſchen zu lieben, den er nach ſeinem Bilde erſchaffen hat.

Von dieſer Liebe wünſcht der Apoſtel, daß ſie bei den Chriſten, an die er ſchreibt, je mehr und mehr reich

werde. Sollte er nicht damit anfangen, ſie ſelbſt ihnen zu wünſchen? Er thut dies nicht, weil er ſie, als dasjenige, worin das ganze thätige Chriſtenthum wurzelt, bei ihnen vorausſetzt. „Wenn ich mit Menſchen„und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht; „ſo wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. „Und wenn ich weiſſagen könnte, und wüßte alle Ge„heimniſſe, und hätte allen Glauben, alſo, daß ich „Berge verſetzte, und hätte der Liebe nicht; ſo wäre ich „nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen „gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte der „Liebe nicht; ſo wäre mir es nichts nütze.“ Nein, du biſt kein Chriſt, du haſt keinen Antheil an Chriſto, der uns geliebt, und ſich für uns gegeben hat, wenn dein Herz ohne Liebe iſt, weſſen du auch ſonſt dich zu rühmen hätteſt, welcher erleuchteten und tiefen Einſichten, welches ſtarken Glaubens, welcher lebhaften Rührungen, welches feurigen Eifers im Vollbringen deſſen, was das Chriſtenthum vorſchreibt.

Der Apoſtel wünſcht ihnen auch nicht, daß ihre Liebe überhaupt reich werde, ſondern, daß ſie es werde *je mehr und mehr*. Das Erſtere darf er ihnen nicht erſt wünſchen: denn die Liebe iſt immer reich. Laß uns *ihren Reichthum* näher betrachten.

Bei irdiſchem Gute kann die Liebe arm ſein, und iſt es oft. O, wie groß iſt die Zahl derer, denen es das Herz bricht, nicht geben zu können, weil ſie kaum das Nöthige beſitzen, oder gar ſelbſt Mangel leiden! Aber an dem, worauf es am meiſten ankömmt, iſt ſie immer reich — reich für ſich und für andere.

Sie iſt reich für ſich.

In ihr ſelbſt beſitzeſt du ein Gut von unſchätzbarem Werthe, das dich für viele Entbehrungen entſchädigen, und dir alles, was nicht zu den unabweislichen Forderungen der Natur gehört, erſetzen kann. Wie es keinen jammervolleren Zuſtand gibt, als den, in welchem das Gemüth ſich von Neid, Haß und Rachgier gepeinigt — ja, gepeinigt — fühlt: ſo gibt es auch keinen glücklicheren, als den, in welchem es ſich befindet, wenn es von der Liebe bewegt wird. Die Liebe nimmt alles Beengende von dir hinweg, läßt dich einer ſüßen Freiheit genießen, und gibt deinem Innern die weiteſte Ausdehnung. Die heiterſten Gedanken, die ſanfteſten Wallungen, die froheſten Beſtrebungen gehören ihr an, wie ſie ja auch in ihrem Weſen nichts anders iſt, als Wohlgefallen, Luſt an dem Geliebten.

Was du liebſt, das iſt gewiſſermaßen dein eigen, du empfängſt davon die angenehmſten Eindrücke, und ergötzeſt dich daran, ſo oft es dir gefällt. Das gilt

vorzüglich von Gott, dem höchſten Gute der Seele. In der Liebe zu ihm gehört er dir an, und du ſprichſt mit David: Gott, du biſt mein Gott, frühe wache ich zu dir, wenn ich mich niederlege, denke ich an dich, wenn ich erwache, rede ich von dir. Alle Scheu und Verlegenheit vor ihm iſt von dir gewichen, du naheſt dich ihm in der beſten Zuverſicht, und verkehreſt mit ihm in aller Vertraulichkeit, wie du mit den Menſchen verkehreſt, die dir die theuerſten — und mit allen den Dingen, die deinem Herzen befreundet ſind, und vermiſſeſt nichts, wo du dich von allem Umgange mit Menſchen ausgeſchloſſen ſiehſt. Die Beſchäftigung mit ihm gewähret dir ein unausſprechliches Vergnügen. Die Betrachtung ſeiner Macht und Heiligkeit, ſeiner Weisheit und Gnade erfüllt dich mit freudiger Bewunderung, und flößt dir das ſüßeſte Vertrauen ein. Wo du ihn findeſt — und du findeſt ihn allenthalben, in ſeinem Worte, in ſeinen Werken und in ſeinen Wegen, in jedem Ereigniſſe deines Lebens, in jedem Gute, deſſen du dich erfreueſt, an jeder Stelle, die du betrittſt — da ſchauert es in deinem Herzen auf, wie wenn du plötzlich dem Freunde begegneſt, der dir über allen ſteht.

Er gehört dir auch an in ſeiner Gegenliebe. So gewiß du ihn liebſt, ſo gewiß liebt er dich mit der zärtlichſten Liebe, und läßt dich ſein Kind ſein mit allen

Kindes-Rechten und Vorzügen, und du machſt davon täglich die angenehmſten Erfahrungen,, empfängſt von ihm die koſtbarſten Gaben und daneben die ſüßeſten Zuſicherungen. Mit ihm gehört in einem gewiſſen Sinne alles dir an, weil ihm alles angehört, und du eigneſt jedes dir zu, wie es ſich fügen will, hier beſchauend, da gebrauchend, dort genießend. Er gehört dir an mit ſeiner Allmacht, die in ſofern in deinen Dienſt gegeben iſt, als ſie, was dir ſchädlich iſt, von dir abwendet, und was zu deinem Heile gereicht, herbeiführt. Könnteſt du darüber hinaus noch etwas begehren?

Was du außer Gott beſitzeſt, iſt vergänglich, und du wirſt dich in kurzer Zeit davon trennen müſſen; was du in Gott beſitzeſt, indem du ihn liebſt, das bleibt dir in Ewigkeit. Was du außer ihm beſitzeſt, das vermag dir in unzähligen Fällen nicht die mindeſte Hülfe zu gewähren; in der Liebe zu ihm aber beſitzeſt du, was zu allem ausreicht. O, des überſchwänklichen Reichthums der Liebe!

Auch deine Menſchenliebe kann nicht ohne Erwiederung bleiben. Mögen viele ſie nicht erkennen, andere ſie in kalter Gleichgültigkeit unbeachtet laſſen, noch andere ihr mit Haß und Anfeindung begegnen: es wird niemals an ſolchen fehlen, die ſie auf die gebührende Art anerkennen, und ihr das Herz öffnen. Wie die

Wohlthat den Dank, ſo fordert und erzeugt die Liebe die Gegenliebe — und in derſelben Vertrauen, freundliches Entgegenkommen, Aufmerkſamkeit, Bereitwilligkeit zu helfen und zu dienen. Wo hätte wohl ein liebevoller Menſch nicht bei andern Liebe gefunden? wann hätte ein ſolcher ſich beklagen dürfen, den Beiſtand, welchen Menſchen gewähren können, überall vergebens angeſprochen zu haben? Gewönne deine Liebe dir nur Ein Menſchenherz: du würdeſt dich darin eines großen Reichthums zu rühmen haben: denn wie viel ſchließt ein Menſchenherz in ſich.

---

Reich iſt die Liebe auch für andre, reich an Eifer, reich an Kraft, reich an Mitteln, reich an Gebeten und an geſegneten Werken.

Sie iſt reich an Eifer, zum Beſten andrer ſich thätig zu erweiſen: denn es dringet ſie die Liebe Gottes und Chriſti, von der ſie erfüllt iſt, die Dankbarkeit für die Gnade, die ihr in der Erlöſung widerfahren, die Noth derer, welche mit irdiſchen Uebeln behaftet, von dem ewigen Verderben bedroht ſind, die Größe des Heiles, das ſie Gefahr laufen zu verſcherzen. Sie vernimmt die Bitte des Bedrängten, und eilt, alſobald zu gewähren, was ſie vermag. Sie hört die, nicht an ſie gerichtete, Klage des Unglücklichen, ſie ſieht das

ſtumme Elend — o, wie oft iſt das Elend ſtumm aus Schaam, aus Entmuthigung, da es überall abgewieſen worden! — die Klage, der Anblick geht ihr durch das Herz; es treibt ſie und läßt ihr keine Ruhe, und nichts darf unverſucht bleiben, die Klage zu ſtillen, das Elend zu entfernen. Die Noth darf ihr nicht erſt vor die Augen treten, um ihre Thätigkeit in Anſpruch zu nehmen; ſie ſpüret ihr nach, wenn ſie ſich vor ihr verbirgt, ſie verfolgt ſie, wenn ſie vor ihr flieht, ſie dringet ſich ihr auf, wenn ſie ſich ihr zu entziehen ſucht. Menſchen Gutes erzeigen iſt ihr dringendſtes Lebensbedürfniß, und es kann ſich ihr hierzu keine Gelegenheit darbieten, die nicht auf das begierigſte von ihr ergriffen würde.

Dieſer Eifer kann zuweilen erkalten, aber er wird bald wieder von neuer Wärme durchdrungen ſein. Er kann zuweilen an dem Widerſtande, welchen er findet, und an den Schwierigkeiten, mit welchen er es aufzunehmen hat, ermüden; aber in kurzer Zeit wird er neue Stärke gewonnen haben. Erlöſchen kann er niemals, ſo gewiß er Eifer der Liebe iſt. Suchet man ihn bei dir vergebens: ſo nenne das, wovon du dich bewegt fühlſt, wie du willſt; Liebe iſt es nicht. Die Liebe iſt reich an Eifer.

Wohl möchte man Bedenken tragen, das als einen

Reichthum anzuſehen, wann dieſer Eifer ſich in ſich ſelbſt verzehren müßte. Aber zu dem Eifer geſellet ſich die Kraft, die Kraft zu handeln und zu ertragen für andere.

Zu den ſchwerſten Dingen, zu dem, was der Menſch ohne ſie gar nicht vermöchte, macht die Liebe dich fähig. Sie kann mehr als der ſtärkſte Naturtrieb, die feurigſte Leidenſchaft: denn ſie kann dieſe zurückdrängen, und thun, was ihnen entgegen iſt. Sie kann ſich unter Anſtrengungen aufrecht erhalten, denen ein von ihr nicht unterſtützter Menſch erliegen müßte. Sie kann auf, zahlreich ſich ihr darbietende, Annehmlichkeiten Verzicht leiſten, in die härteſte Noth ſich fügen, das allerbeſchwerlichſte und mühſeligſte Leben führen, das dringende Bedürfniß auf das Aeußerſte beſchränken, ſie kann Hunger und Durſt, Froſt und Hitze leiden, ſie kann durch Feuer und Waſſer gehen, den Leib der heftigſten Pein, dem gewiſſen und martervollen Tode dahin geben. Sie kann, was der zartfühlenden Seele am meiſten zuſetzt, jeder Schmach und Mißhandlung ſich bloßſtellen.

Sie kann es: denn ſie hat es gethan — viel tauſendmal in der Chriſtenheit, und thut es täglich. Deß geben Zeugniß Werkſtätten und Arbeitszimmer, Straßen und ſtille Kammern, Flammen und Fluthen, Ge-

fängniſſe und Krankenhäuſer, wo die vergiftete Luft mit jedem Athemzuge das Leben bedroht, durchſchiffte Meere und durchwanderte Wüſten, Scheiterhaufen und Blutgerüſte. Sie hat es gethan, und thut es täglich, Uebel von Menſchen abzuwenden, Menſchenleben zu retten, Sieche zu pflegen und zu tröſten, Sterbenden den letzten Kampf zu erleichtern, der Heidenwelt das Evangelium zu verkündigen, Sünder zur Buße zu führen. Die Liebe erhöhet die natürliche Kraft über ihr natürliches Maß weit hinaus. O, wie oft hat ſie vollbracht, was jedermann für unausführbar hielt! Wie oft hat ſie Hinderniſſe beſiegt, die dem, der ihre Macht nicht kennt, als durchaus unüberwindlich erſcheinen müßten! Was überall Widerſtand leiſtet, das weichet dem ſanften Blicke, dem milden Hauche, der herzlichen Bitte, der freundlichen Begegnung, der beharrlichen Ausdauer der Liebe.

An der Kraft iſt es nicht genug; es bedarf auch der Mittel. Aber auch an Mitteln iſt die Liebe reich. Sie weiß alles, was ihr zu Gebote ſteht, als Mittel des Wohlthuns zu verwenden, weil es ihr mit dem Wohlthun Ernſt iſt, und ſie unabläſſig darauf denkt, wie dem Bedrängten zu helfen ſein möge, und jedes darauf anſieht, ob es ihr nicht als Mittel dienen könne.

So kann es ihr auch unter den bedrängteſten Umſtänden nie fehlen. Hat ſie nicht Silber und Gold: ſo hat ſie Hände zu arbeiten, um von dem Ertrage ihres Fleißes den Dürftigen zu unterſtützen. Wo ihr zu ſolcher Arbeit die Zeit oder die Kraft fehlt, oder durch Arbeit das Erforderliche nicht herbeigeſchafft werden kann, oder die Hand müde dahinſinkt, hat ſie die Zunge zur Fürſprache bei denen, die zu helfen vermögen, und wenn ſolche ihr nicht bekannt ſind, oder ſie nicht zu ihnen gelangen kann, oder die bittende, flehende Rede fruchtlos bleibt — den Verſtand, um guten Rath auszudenken, und wo aller Rath ausgeht — das mitfühlende Herz und in demſelben die heilige Lehre, damit zu tröſten. Das Wort, womit die Liebe tröſtet, dringt immer in das Herz, weil es aus dem Herzen kommt, weil es das ausſpricht, wovon das Herz erfüllt iſt. Möchte dieſes auch das Allergewöhnlichſte, das Allerbekannteſte ſein, möchte der Leidende es ſich ſelbſt tauſendmal vergebens vorgehalten haben: es trifft und bringt große Wirkungen hervor, weil es mit dieſen Worten geſagt wird. Findet deine Liebe auch das Wort nicht: ſo wird deine ſtumme Theilnahme, der unverkennbare Ausdruck deiner tiefen Betrübniß, dein naſſes Auge, der Druck deiner Hand ihm zum großen Troſte gereichen. Auch durch freundlichen Blick, milde Begegnung, ſanfte Er-

wiederung, leutſelige Herablaſſung erweiſet die Liebe ſich vielfältig hülfreich.

Wenn die Liebe dem Verſtande ihr ſcharfes Auge leiht: ſo ſieht dieſer tauſend Dinge, an denen er, ſich ſelbſt überlaſſen, vorüber gegangen wäre, ohne ſie wahrzunehmen. Von der Liebe geleitet, entdeckt er Auswege, wo er, ſich ſelbſt überlaſſen, längſt alles weitere Suchen und Forſchen für verlorene Mühe würde gehalten haben, und holet die Hülfe von Orten her, wo Niemand ſie geſucht hätte, und wendet ſie an mit dem ſichern Geſchick, welches nur die Liebe zu verleihen im Stande iſt.

Wie an Kraft und an Mitteln iſt die Liebe auch reich an Gebeten.

Liebſt du Gott: ſo haſt du den Sinn, zu beten, die Stille, die Reinheit, die Gottinnigkeit, die zum rechten Beten erfordert wird. Du haſt das Bedürfniß zu beten, da du dir im Gebete Gott auf das lebhafteſte vergegenwärtigeſt, mit ihm dich auf das innigſte vereinigſt, und von ſeiner Liebe die ſtärkſten Eindrücke empfängſt. Du haſt auch das Herz zu beten, den Muth, die Zuverſicht, die Freudigkeit. Du beteſt in deinen großen und in deinen kleinen Anliegen, du bringſt vor ihn alles, was dein Inneres bewegt, deine Freude, deine Bekümmerniß, deine Hoffnungen, deine Sorgen, deine Wün-

ſche und dein Vorhaben. Du kannſt nichts beginnen, ohne dich vorher mit Gott darüber unterredet zu haben; dir kann nichts begegnen, worüber du dich nicht mit Gott beſprechen müßteſt. Und jedes deiner Gebete hat ſein Eigenthümliches, iſt ein beſonderes Stück deines verborgenen Lebens mit Gott, eine neue Offenbarung deiner Liebe zu ihm. Niemals wirſt du um Stoff zu beten verlegen ſein; er bietet ſich dir dar von allen Seiten, und dringt ſich dir auf zu jeder Stunde.

Liebſt du, was ſich ja von der Liebe zu Gott nicht trennen läßt, den Nächſten, wie dich ſelbſt: ſo beteſt du auch für dieſen, wie du für dich beteſt, du beteſt, wenn du an das Werk deiner Liebe geheſt, daß Gott dir beiſtehe. Du beteſt für diejenigen, welchen du nicht helfen kannſt — in wie vielen Fällen kannſt du nicht helfen! bei allem Reichthum deiner Liebe an Kraft und Mitteln, biſt du ja doch nur ein Menſch — daß Gott ihnen helfe. Du beteſt auch für diejenigen, deren Verlegenheiten und Bedrängniſſe du nicht kennſt, daß Gott ſich ihrer annehme. Du beteſt für alle Menſchen, daß Gott ſich ihnen gnädig erweiſe, einem jeden nach ſeinen Bedürfniſſen und den Umſtänden, in welchen er ſich befindet, und ſchließeſt auch deine Widerſacher und Verfolger nicht aus. Du beteſt für die Reichen und für die Armen, für die Frohen und für die Betrübten, für die Geſunden, die

Kranken und die Sterbenden, für die, welche auf den Wegen der Sünde gehen, daß Gott ihr Herz zur Buße lenke, und für die Bekehrten, daß er ſie in ihren guten Geſinnungen befeſtige, für die Unwiſſenden und Irrenden, daß Gott ſie lehre und zurechtweiſe, und für die, welche zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt ſind, daß Gott ſie bei derſelben bewahre und weiter erleuchte.

Alle deine Gebete kommen aus deinem Gemüthe und ſind voll heiliger Inbrunſt, als ob dein Gebet die Gnade vom Himmel herniederziehen müſſe Der rechte Geiſt des Gebetes wehet am meiſten in den Gebeten der Liebe. Die Gebete der Liebe — ein Schauſpiel für Engel. Die Liebe aber iſt an Gebeten unerſchöpflich, und ihre Bitten finden überall Gewährung, wo dies nur irgend mit den heiligen Rathſchlüſſen Gottes vereinbar iſt, und bringen jeden Falls dem einen Segen, für den ſie zum Himmel emporſteigen.

Reich iſt die Liebe auch an geſegneten Werken. Wie der Eifer ſie anreizt, die Kraft und die Mittel ſie in den Stand ſetzen, ſo thut ſie, und iſt darin nicht zu ermüden. Was ſie hat, das gibt ſie, und läßt es ſich weder verdrießen, noch hinterher gereuen. Immerfort findet man ſie in einer frohen Geſchäftigkeit, austheilend, rathend, handreichend, zuredend, ſtrafend, ermunternd, tröſtend. Sie achtet jede Stunde für ver-

loren, die ſie nicht in erſprießlicher Thätigkeit zugebracht, und trägt Sorge, daß ihr keine verloren gehe.

Die Arbeiten, welche der Beruf mit ſich bringt, hat ſie ſich dienſtbar gemacht, und ſie zunächſt auf ihre Zwecke gerichtet. In den Stunden, die ſie ihrer Erholung widmet, bereitet ſie ſich zu ihrem Wirken unter den Menſchen, und gewinnt die Erheiterung, Stärkung und Belebung, deren ſie zu demſelben bedarf. Wo ſie geweſen, wäre es auch nur auf Augenblicke, da iſt etwas Heilſames geſchehen, und ſie geht nirgend hinweg, ohne eine Freude oder doch eine Ausſaat zu künftigen Freuden zurück zu laſſen. Du kannſt dich nicht an ſie wenden, ohne von ihr zu empfangen; iſt es nicht das Erbetene, ſo iſt es etwas Anderes, auch Erwünſchtes, und nicht ſelten viel Beſſeres; iſt es nicht die Abhülfe, ſo iſt es eine Erleichterung, eine Erquickung, eine Erhebung des Gemüthes, ein köſtlicher Gewinn aus deinem Leiden. Du kannſt nicht in ihrer Nähe verweilen, ohne etwas von ihr dahin zu nehmen, was dir wohlthut oder Nutzen bringt.

Auf allem, was die Liebe verrichtet, ruhet der Segen: denn es iſt in Gott gethan, begleitet von ihren inbrünſtigen Gebeten, und es gereicht nicht blos dem zum Gewinne, welchem dadurch unmittelbar etwas widerfährt, ſondern auch dem Reiche Gottes zur Förderung.

und bringt Frucht nicht blos für das vergängliche, ſondern auch für das ewige Leben.

Wirkend für Gottes Reich und des Nächſten Heil an guten und böſen Tagen, in Ehre und Schmach, in Geſundheit und Krankheit, vollendet ſie ihren Lauf, und was ſie in Demuth gewirkt, das folget ihr nach, wenn ſie zu ihrer Vollendung hinüber geht.

Nimmſt du wahr, daß an einer Stelle wenig gethan, oder zwar viel gethan wird, aber wenig Segen zum Vorſcheine kommt: forſche nach, ob es nicht daran liegt, daß die Liebe fehlt. Laß den Geiſt der Liebe dieſer trägen oder nur für die Abſichten der Habſucht, des Ehrgeizes thätigen Menſchen mächtig werden: alsbald werden die kalten Herzen ſich erwärmen, die müßigen Hände ſich regen, die verdroſſenen Gedanken ſich in Bewegung ſetzen, und die Beſtrebungen, welche bis dahin nur die Zwecke der verſchiedenen Leidenſchaften verfolgten, auf Ein Ziel ſich richten, die Ehre Gottes und das Heil der Menſchen.

Siehe, wie reich die Liebe iſt, wie reich für ſich ſelbſt, wie reich für andere an den köſtlichſten Dingen. Durch die Liebe reich geworden, wirſt du, arm an irdiſchem Gute, dich nicht mehr beklagen, und kaum etwas vermiſſen, an irdiſchem Gute reich, nicht mehr dieſes Reichthums dich rühmen, nicht mehr an ihn dein Herz

hangen, auf ihn dein Vertrauen ſetzen, erkennend, daß du bettelarm warſt, ſo lange du nichts hatteſt, als dieſes Gut, arm an Frieden und an wahrer Freude, und erſt in dem, was deine Liebe in ſich ſchließt, der vollen Genüge theilhaftig geworden biſt, wirſt du, wenn du weder zu den Armen noch zu den Reichen dich zählen kannſt, aufhören, dich um das zu erhitzen, zu ängſtigen, zu betrüben, was nur wenige erlangen können, da du ohne das vollauf haſt — vollauf für Zeit und Ewigkeit. Sorge denn, daß du die unſchätzbaren und unvergänglichen Güter gewinnſt; laß alles Andere, und trachte nach der Liebe, welche allein dir zu ihnen verhelfen kann, und bewahre dir dieſe Güter, wenn du ſie gewonnen haſt, daß du ihrer allewege dich tröſten und erfreuen mögeſt.

## IX.

## Die Liebe und die Erkenntniß.

---

Darum bete ich, daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde in Erkenntniß.
Philipper 1, V. 9.

Die an ſich immer reiche Liebe ſoll, nach dem Wunſche des Apoſtels, mehr und mehr reich werden, ſowohl an Erkenntniß, als durch Erkenntniß an ſich ſelbſt und an allem, woran ſie ſchon reich iſt.

Sie ſoll reich werden an Erkenntniß, nämlich zunächſt an Erkenntniß der göttlichen Dinge, welche den Inhalt des chriſtlichen Glaubens ausmachen, dann aber auch an allen Einſichten, welche dem Menſchen, abgeſehen von dem Stande, dem er angehört, und von dem beſondern Werke, das er in der Welt auszurichten hat, als Menſchen zur Ehre und Zierde gereichen, und ihm unter allen Umſtänden erſprießlich werden können.

Aber darf denn die Erkenntniß als etwas erſt zu

der Liebe Hinzukommendes und von dieſer zu Gewinnendes betrachtet werden? Muß nicht die Liebe vielmehr von der Erkenntniß ausgehen? Mag der Menſch in ſeinem urſprünglichen Zuſtande ſeinen Schöpfer, der ihn mit ſeinem Hauche beſeelt und mit ſich in ſo genaue Verbindung geſetzt hat, von Natur geliebt haben: in ſeinem jetzigen Zuſtande liebt er von Natur nicht Gott, ſondern ſich ſelbſt, im Gegenſatze gegen Gott. Die Liebe zu Gott muß in ihm hervorgebracht werden; ſie kann aber nicht anders hervorgebracht werden, als durch Erkenntniß. Wie ſoll ich Gott lieben, wenn ich von den Eigenſchaften ſeines Weſens, welche meine Liebe in Anſpruch nehmen, von ſeinen gnadenreichen Abſichten mit mir, von dem, was er für mich thut, gethan hat und noch thun will, gar keine oder doch nur mangelhafte Vorſtellungen habe, wenn ich über das, was am meiſten zu meiner Liebe mitwirken muß, über den Rathſchluß, den Gott, nach ſeiner unergründlichen Barmherzigkeit, zu meiner Erlöſung und Beſeligung gefaßt, und durch ſeinen Sohn hinausgeführt hat, über das Kleinod meiner himmliſchen Berufung, die Herrlichkeit und Seligkeit, zu welcher ich durch Chriſtum gelangen ſoll, nicht gehörig unterrichtet bin?

Ein gewiſſes Maß von Erkenntniß wird allerdings von der Liebe vorausgeſetzt. Aber das rechte Licht der

Erkenntniß geht nur in der Seele auf, von welcher die Liebe bereits Beſitz genommen hat. Nur ſie vermag dich mit dem Geiſte der Erleuchtung zu befreunden, und ihm dein Inneres zu öffnen, und daraus die natürliche Finſterniß, ſammt allem, was ihm widerſtrebt, zu vertreiben. Sie muß deinen Blick klären, und dein Herz reinigen, damit du im Stande ſeieſt, die lautere Wahrheit zu ſehen, und ſie in ihrer Lauterkeit dir anzueignen. Sie muß dein Ohr ſchärfen, damit du recht höreſt. Sie muß den Sinn in dir wecken, dem ſich die tiefere Bedeutung der Lehre enthüllt, von der das Wort nur das Aeußerliche bezeichnet, und auch der bloße Verſtand nur das Aeußerliche auffaßt. Sie muß dich in die Geheimniſſe des Glaubens einführen, wenn ſie dir nicht völlig verſchloſſen bleiben ſollen. Die Liebe Gottes kannſt du nicht eher ganz verſtehen, als nachdem die Liebe zu ihm deines Herzens mächtig geworden iſt. Du wirſt nicht ernſtlich nach der Wahrheit fragen, dich nicht den Anſtrengungen unterziehen, welche die Erforſchung derſelben mit ſich führt, wenn nicht die Liebe dich treibt, du wirſt ihr nicht bei dir Raum geben, wo ſie dir mißfällig, oder mit deinen vorgefaßten Meinungen im Widerſtreite iſt, wenn nicht die Liebe dich hierzu geneigt macht. Und daß die Erkenntniß in dir lebt, in dir denkt, fühlt, arbeitet, weiter dringt, das iſt das Werk der

Liebe an ihr. Fragst du nach denen, welche in der Erkenntniß der christlichen Wahrheit am weitesten gefördert sind? suche sie nicht unter den Begabtesten, nicht unter denen, welche die ausgebreitetste Gelehrsamkeit besitzen, sondern unter denen, welchen die Liebe Gottes und des Nächsten das Herz erfüllt. Wie viel heller, richtiger, gediegener und fruchtbarer die Erkenntniß bei diesen, als bei denen, welchen jene Liebe fremd ist, möchten sie auch der christlichen Wahrheit die eifrigsten Forschungen zugewendet und diesen sich ungetheilt gewidmet haben!

Die Liebe hat aber auch ein Verlangen nach Erkenntniß. Paulus spricht ihr aus dem Herzen, wenn er wünscht, daß sie an Erkenntniß je mehr und mehr reich werde. Nichts ist so würdig, sich ihr zuzugesellen, als die Erkenntniß, die mit ihr gleichen Ursprung hat, da beide aus Gott sind, welcher die Wahrheit und Liebe selbst ist. „Gott, der da hieß," schreibt Paulus, „das Licht aus der Finsterniß hervor leuchten, hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben." Die Erkenntniß empfängt von der Liebe ihre Beseelung, und die Liebe von der Erkenntniß ihre Verklärung. Die Liebe erträgt die Finsterniß nicht; sie will ihren Wandel im Lichte haben, das Licht der Seele aber ist die Erkenntniß.

Gott hat dem Menſchen die Beſtimmung gegeben, ihn, ſeinen Schöpfer, recht zu erkennen und von Herzen zu lieben, daß er dadurch fähig würde, in ewiger Seligkeit mit ihm zu leben. Darum hat er das Vermögen der Erkenntniß ihm verliehen, den Durſt nach Erkenntniß ihm eingepflanzt, der ſich überall findet, wo nicht das Fleiſch den Geiſt überwältigt hat, die Mittel der Erkenntniß in der ihn umgebenden Welt auf das reichlichſte ihm dargeboten. Darum hat er ſich, durch von ihm erleuchtete Männer, noch näher ihm mitgetheilt, und ſeinen Sohn auf dieſe Erde geſandt, ihn in der Offenbarung ſeines Namens zu verklären. „Ich bin dazu geboren," ſagt Chriſtus, „und in die Welt gekommen, daß ich der Wahrheit Zeugniß gebe, ſo ihr bleiben werdet an meiner Rede, werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen; ich bin gekommen in die Welt ein Licht, auf daß wer an mich glaubet, nicht in der Finſterniß bleibe, wer mir nachfolget, wird nicht in der Finſterniß wandeln, ſondern das Licht des Lebens haben, das iſt das ewige Leben, daß ſie dich und den du geſandt haſt erkennen." Paulus bittet die Epheſier, daß der Vater der Herrlichkeit ihnen gebe den Geiſt der Weisheit zu ſeiner ſelbſt Erkenntniß und erleuchtete Augen des Ver-

ſtandes, daß ſie erkennen mögen, welches da ſei die Hoffnung ihres Berufes und der Reichthum ſeines herrlichen Erbes an ſeinen Heiligen.

Die vollkommene Erkenntniß gehört zu denjenigen Dingen, welche der Liebe für das zukünftige Leben verheißen ſind. Wie ſollte es ihr nicht eine theure Sache ſein, in der Erkenntniß gefördert zu werden? Sie bereichert ſich ſchon auf Erden mit dem himmliſchen Gute, indem ſie an Erkenntniß zunimmt.

Die Liebe zu Gott ſtrebt nach Vereinigung mit ihm. Sie kann ſich aber um ſo inniger mit ihm vereinigen, je beſſer ſie ihn erkennt, und je mehr ſie in der Erkenntniß ihm ähnlich geworden iſt.

Liebſt du Gott: ſo iſt es dir Bedürfniß, ihn durch Lobgeſänge zu verherrlichen. Aber nur in dem Maße, in welchem die Größe Gottes ſich dir enthüllt hat, du in die Geheimniſſe ſeines Weſens und ſeiner Erbarmungen, in den Zuſammenhang ſeiner Führungen eingedrungen biſt, die Werke, die er hervorgebracht, die Geſetze und Ordnungen, die er geſtellt hat, dir vertraut geworden ſind, werden deine Lobgeſänge reich und feurig über deine Lippen ſtrömen. Betrachte Davids Pſalmen, Hiobs Preis der göttlichen Größe, und erwäge, ob dieſe Männer alſo die Herzen hätten mit ſich fortreißen und in die Höhe ziehen können, wenn

nicht ſolche Fülle der Erkenntniß bei ihnen geweſen wäre. Jeder Zuwachs an Erkenntniß, auf welchem Gebiete des menſchlichen Wiſſens er dir auch zu Theil werde, macht deine Liebe zum Lobe Gottes geſchickter, bietet ihr zu demſelben neuen Stoff dar, und gibt den Gedanken, die auf daſſelbe gerichtet ſind, neuen Aufſchwung, weil jeder die neuen Wunder ſeiner Macht, Weisheit und Güte zeigt, jeder dir neue Tiefen der Gottheit aufſchließt, jeder neue Gefühle der Bewunderung, der Freude, des Dankes und der Zuverſicht in dir hervorruft.

Nicht blos durch deine Lobgeſänge, ſondern auch durch Mitwirken zur Erreichung ſeiner Abſichten willſt du ihn verherrlichen. Wie wenig aber wirſt du hierzu geſchickt ſein, wie oft wirſt du dich über das, was du zu thun und zu vermeiden habeſt, in Verlegenheit befinden, wie oft wirſt du fehlgreifen, hindern, wo du befördern, befördern, wo du hindern, aufhalten, wo du beſchleunigen, reden, wo du ſchweigen, handeln, wo du abwarten, zuſehen, wo du eingreifen ſollteſt, wie ſelten werden deine Bemühungen glücklichen Erfolg haben: wenn du über die Abſichten Gottes nicht gehörig unterrichtet biſt, oder über ſie falſche Meinungen hegeſt, wenn du von dem Sinne und den Wegen der Menſchen, von der Welt Lauf, von der Natur in dem

Gange der menſchlichen Dinge, von den Mitteln, welche in Anwendung zu bringen ſind, und der rechten Art ihres Gebrauches nur mangelhafte Kenntniſſe beſitzeſt? Alle, die hierin Großes geleiſtet, ſind Erleuchtete geweſen, und das Meiſte und Segensreichſte iſt durch diejenigen vollbracht worden, die in der Erkenntniß am weiteſten vorgeſchritten waren. Die Liebe zu Gott durſtet nach Erkenntniß, weil dieſe ſie zu dem in den Stand ſetzt, worin ſie ihren Beruf findet, wozu ſie ſich unabläſſig getrieben fühlt, und was ihr das höchſte Vergnügen gewährt, für Gottes Ehre thätig zu ſein. Sie freuet ſich der neuen Einſicht, die ihr zu Theil geworden, weil ſie darin einen Gewinn für das Reich Gottes erblickt, dem ſie damit dient, wie mit allem, was ihr zu Gebote ſteht.

Liebſt du die Menſchen: ſo liegt dir in Anſehung derſelben nichts ſo nahe am Herzen, als ihr Seelenheil, gegen welches alles andere, worin du dich ihrer annehmen kannſt, als ein Geringes erſcheint. O, wenn es dir gelänge, dieſen Menſchen, der auf den Wegen der Sünde dem ewigen Verderben unaufhaltſam entgegen eilt, zur Buße zu führen! Aber er iſt in der traurigſten Unwiſſenheit aufgewachſen, und hat in derſelben bis dahin fortgelebt, er weiß nicht, wozu Gott ihn erſchaffen, und was dieſer ihm geboten, er weiß nicht von

Gottes Macht, Heiligkeit und Gerechtigkeit, von der Sünde und ihrer Verdammniß, von dem, welchen Gott uns zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung gegeben hat, von dem Geiste, durch welchen allein der Mensch für das Reich Gottes von neuem geboren werden kann. Dein erstes Geschäft ist, ihn belehren. Aber dazu gehört, daß du in der Erkenntniß weit gefördert seiest. Ein anderer ist wohl in den Heilswahrheiten unterwiesen, aber er hat sie noch nicht zu Herzen genommen, er ist noch nicht von ihnen ergriffen worden, darum haben sie auch noch nichts an ihm wirken können. Bei diesem kommt es darauf an, daß du sie ihm ernstlich vorhaltest, ihm ihre Wichtigkeit fühlbar machest, ihm darlegest, wofür sie ihn in Anspruch nehmen, mit ihren heiligen Schrecken und mit ihren gnadenreichen Zusicherungen auf ihn eindringest; das wirst du aber nur in dem Maße vermögen, als du dir die Heilswahrheiten recht angeeignet hast. Deine Liebe muß je mehr und mehr an Erkenntniß reich werden, damit sie je mehr und mehr geschickt werde, sich dem Nächsten in seiner höchsten Angelegenheit hülfreich zu erweisen.

Rühme dich nicht, Gott und deinen Nächsten zu lieben, wenn du die Erkenntniß verachtest oder geringschätzest und verabsäumest. Unter allem, was die Liebe

beſitzen kann, iſt die Erkenntniß das Koſtbarſte — und mehr, als Silber und Gold, Ehre, Macht und Einfluß bei andern: denn ſie ſteht an ſich höher, als dieſe Dinge, und es läßt ſich Größeres durch ſie ausrichten. Auch gibt es nichts, was ſie ſo tief in ſich aufnehmen, und ſo innig mit ſich verſchmelzen könnte, als die Erkenntniß. Was du an Silber und Gold, an Ehre, Macht und Einfluß bei andern beſitzeſt, das gehört deiner Liebe an, denn ſie gebraucht es. Noch vielmehr aber gehört deine Erkenntniß ihr an, denn ſie iſt mit ihr Eins geworden. Du haſt ſie nicht anders, als in der Liebe und für ſie: denn ſie ſelbſt iſt über der Erkenntniß, ſie allein, mit dem Glauben, in welchem ſie wurzelt, und der Hoffnung, die von ihr ausgeht.

Indem die Liebe an Erkenntniß reicher wird, wird ſie durch dieſelbe auch reicher an ſich ſelbſt, und damit reicher an allem, woran ſie von Natur ſchon reich iſt. Von der Erkenntniß empfängt die Liebe ihre Nahrung und ihr Wachsthum.

Wie deine Erkenntniß der Heilswahrheiten ſich aufhellt und erweitert, muß auch die Liebe ſich mehren: denn es iſt unter ihnen keine, die nicht Zeugniſſe der Liebe in ſich faßte, der Liebe Gottes, der ſie dir geoffenbart hat, und über den ſie nähere Auskunft geben, Zeugniſſe,

die du nicht betrachten kannſt, ohne daß deine Liebe davon befeuert werde. Dringe nur in das Weſen Gottes, welches die allmächtige, allwiſſende, allgegenwärtige, weiſe, gerechte und heilige Liebe iſt, tiefer ein, lerne nur die großen Dinge, zu welchen er dich erſchaffen, die nahe Verbindung, in welche er dich mit ſich geſetzt, die Anſtalten, die er getroffen hat, dich, nachdem du von ihm dich getrennt, wieder mit ſich zu vereinigen, beſſer verſtehen, laß dir deutlicher werden, wer der iſt, der, bei der großen Noth, in welche die Sünde dich gebracht, für dich eingetreten, was du verſchuldet haſt, auf ſich genommen, und dadurch dich davon befreiet, dir die Gnade Gottes von neuem erworben hat, wie dieſes geſchehen, und was es ihn gekoſtet, was mit dir vorgegangen, da du aus einem Kinde der Finſterniß ein Kind des Lichtes, aus einem Sohne der Verdammniß ein Erbe des Himmels geworden, und welche Herrlichkeit und Seligkeit dort dir bereitet iſt: jede neue Einſicht, die du auf dieſe Weiſe gewinnſt, wird die Inbrunſt deiner Liebe erhöhen, ihren Eifer befeuern, ihre Kraft verſtärken, ihre Mittel vervielfältigen, ihren Gebeten neuen Stoff und Schwung geben, und ſie an geſegneten Werken fruchtbarer machen.

Aber auch die Erkenntniß der weltlichen und menſchlichen Dinge iſt geeignet, in ihrem Fortſchritte, die Liebe

zu Gott zu bereichern: denn alles, was der Menſch erkennen kann, iſt Gottes Werk, ein Werk ſeiner Liebe, ein Ausdruck ſeiner Gedanken, ein Zeuge ſeiner Herrlichkeit, der Menſch und das Thier bis zu dem Wurme, der im Staube kriecht, herab, der Baum und die Pflanze bis auf das Gras, das heute blühet und morgen verdorret, die Wälder und Felder, die Meere und Seen, die Ströme und Bäche der Erde, die Geſtirne über dir, alles, was die Natur erzeugt, die Kunſt geſchaffen hat, was aus der gewöhnlichen Werkſtatt hervorgegangen; in dem allen offenbart ſich dir der Gott, den du liebſt und noch inniger zu lieben wünſcheſt, durch das alles ſpricht er zu deinem Herzen, und was deine Liebe darin vernimmt, das dient ihr an ſich ſelbſt zur Bereicherung, ja, es iſt nicht möglich, daß ſie irgend etwas durch Erkenntniß ſich aneigne, — die Sünde und das Elend nicht ausgeſchloſſen, da ſie an beſondere Erweiſungen der Liebe Gottes erinnern — ohne davon in die Höhe zu wachſen.

Wird denn aber auch die fortſchreitende Bekanntſchaft mit der Sinnesart und der Weiſe der Menſchen, den Abſichten, die ſie verfolgen, den Antrieben, von denen ſie ſich regieren laſſen, die Liebe zu den Menſchen befördern können? iſt nicht vielmehr zu beſorgen, daß ſie dieſelbe vermindern werde, indem ſie uns mehr und

mehr das dem Menſchen beiwohnende ſündhafte Weſen enthüllt, und uns bei denen, in welchen es durch die Macht der Gnade überwunden iſt, Mängel, Schwachheiten, Gebrechen, Unlauterkeiten und Verirrungen wahrnehmen läßt, die uns bis dahin verborgen geblieben waren?

Die Liebe ſieht den Menſchen nicht wie er jetzt iſt, ſondern wie Gott ihn erſchaffen hat, wie er durch Chriſtum werden ſoll, und wie dieſer in ſich ihn dargeſtellt. Und kömmt das ſündhafte Weſen deſſelben ja bei ihr in Betrachtung: ſo gedenket ſie mit Beſchämung der Zeit, wo daſſelbe auch in ihr herrſchend geweſen — und in tiefer Rührung der Gnade, durch die ſie von dieſer Herrſchaft frei geworden, und es bemächtigt ſich ihrer ein herzliches Mitleiden mit allen, an denen die Gnade ihr Werk noch nicht hat ausführen können. Wie ſollte ſie ſich auch von denen abwenden, die Gott in ihren Sünden alſo geliebt, daß er für ſie ſeinen eingebornen Sohn gab, und für die Chriſtus ſich zum Opfer dargebracht? wie ſollte ſie nicht, in der Erinnerung an dieſe Liebe und an dieſes Opfer, mit erhöheter Stärke ſich ihnen zuwenden? Bei denen aber, in welchen das neue Leben begonnen hat, ſiehet ſie von der noch an ihnen haftenden Sünde hinweg, um das, was die Gnade in ihnen gewirkt, wieder hergeſtellt, neu geſchaffen hat, deſto ſchär-

ſer in das Auge zu faſſen, und erblickt in dem, was an ihnen noch mangelhaft, ſchwach, gebrechlich, unlauter iſt, nicht den Mangel, die Schwachheit, das Gebrechen, die Unlauterkeit, ſondern das Gute, das ſich unter dem heiligenden Einfluſſe der Gnade zu immer größerer Freiheit und Stärke erheben wird. Auf dieſe Weiſe findet ſie in der fortſchreitenden Bekanntſchaft mit ihnen immer Neues, deſſen ſie ſich freuen kann. Haſt du ein liebloſes Herz, ſo können freilich die Menſchen, durch die nähere Kenntniß derſelben, dir nur noch mehr entfremdet werden. Iſt aber dein Herz von Liebe erfüllt: ſo wirſt du ſie um ſo mehr lieben, je beſſer du ſie kennen lernſt.

Du ſieheſt, wie wichtig es für deine Liebe iſt, daß ſie an Erkenntniß mehr und mehr reich werde. So laß dir dies denn nun auch recht angelegen ſein. Benutze eifrig und ſorgfältig die Mittel, die, in dem Leſen lehrreicher Schriften und beſonders des Buches, welches das Wort Gottes in ſich faßt, in der Betrachtung der Natur, des Weltlaufes und der Ereigniſſe deines Lebens, in dem Hören auf die Reden einſichtsvoller und erleuchteter Menſchen und in dem eignen Nachdenken, hierzu ſich dir darbieten.

Paulus wünſcht nicht blos, er betet auch, daß die Liebe der Chriſten, an die er ſchreibt, je mehr und mehr

reich werde. Du ſollſt auch für deine Liebe darum beten: denn du bedarfſt der Erleuchtung aus der Höhe, damit der Gebrauch der Mittel dir zum Reichwerden an der rechten Erkenntniß gedeiblich werde. Die Mittel ſind nicht etwas, das an ſich ſelbſt wirkt, ſondern das, wodurch der Geiſt Gottes ſeine Wirkſamkeit äußert, ſie vermögen nichts, wann dieſer ihnen ſeinen Einfluß verſagt.

Merke noch dies, Paulus ſchreibt nicht: daß ihr reich werdet, ſondern, daß eure Liebe reich werde. So laß es denn auch deine Sorge ſein, daß du die Erkenntniß nicht für dich, ſondern für deine Liebe gewinneſt. Die Erkenntniß kann nur dann Segen bringen, wenn ſie der Liebe angehört, der Liebe dient. Wo ſie nicht der Liebe dient, da dient ſie der Selbſtſucht und allen Leidenſchaften, die in dem Gemüthe eine Macht haben, erzeugt und nährt in demſelben Eigendünkel, Eigenſinn, gottvergeſſenes Selbſtvertrauen, verſtricket es leicht in die beklagenswertheſten Irrthümer, und muß in gleichem Maße uns ſelbſt und der menſchlichen Geſellſchaft verderblich werden.

Die Hauptſache alſo iſt und bleibt die Liebe. Die Liebe ſoll je mehr und mehr reich werden an Erkenntniß, damit ſie in dem Lichte derſelben ſich verkläre und ihr

Werk treibe, und durch die vermehrte Erkenntniß je mehr und mehr reich werde an ſich ſelbſt.

Darum vor allem die Liebe, demnächſt Wachsthum in der Erkenntniß, und in dieſem wieder die Liebe, täglich größere Liebe. Die Liebe das Erſte, die Liebe das Letzte.

## X.

# Die Liebe und die Erfahrung.

Darum bete ich, daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde in Erkenntniß und allerlei Erfahrung, daß ihr prüfen möget, was das Beste sei, auf daß ihr seid lauter und unanstößig bis auf den Tag Christi, erfüllet mit Früchten der Gerechtigkeit, die durch Jesum Christum geschehen zur Ehre und zum Lobe Gottes.

Philipper 1, V. 9. 10. 11.

Die Liebe des Christen soll, nach dem Verlangen des Apostels Paulus, nicht nur an und durch Erkenntniß, sondern auch an und durch Erfahrung je mehr und mehr reich werden.

Wenn wir Erkenntniß und Erfahrung von einander unterscheiden: so verstehen wir unter der erstern das Wissen, welches wir durch Nachdenken oder die Mittheilung anderer, unter der letztern die Einsicht, die wir durch Wahrnehmung dessen, was geschehen ist, gewonnen haben. Wir machen aber Erfahrungen in weltlichen und in geistlichen Dingen. Laß uns nun beide Arten näher in das Auge fassen.

Die Welterfahrung, welche auf dem Gebiete

der Welt zunächſt für das Weltleben gemacht wird, betrifft den Werth der Dinge, welche die Gegenſtände unſerer Begierden und Verabſcheuungen ſind, und unter denen wir die Mittel zur Erreichung unſrer Abſichten zu ſuchen haben, die Abſichten, die Anſchläge, die Beſtrebungen und die Handlungsweiſe der Menſchen, mit denen wir verkehren, die Folgen, welche der Menſchen Thun und Laſſen, ihr Reden und ihr Schweigen, ihr Dahingeben und ihr Widerſtandleiſten nach ſich zu ziehen pflegen. Fehlt es dir an ſolcher Erfahrung: ſo kann dein Wiſſen um dieſe Dinge, ſo weit du deſſen dich zu rühmen haſt, nur den, ſo oft trügenden, Schein, welchen die Sache darbietet, oder die, ſo oft falſchen, Meinungen, welche darüber unter den Menſchen umgehen, oder das, was man dir, vielleicht im Irrthume befangen, vielleicht in der Abſicht, dich irre zu leiten, beigebracht, zum Grunde haben, und du biſt, während du dich vollkommen ſicher wähnſt, jeden Augenblick in Gefahr, etwas zu thun, woraus Schlimmes, wohl gar höchſt Verderbliches, hervorgehen muß. Die Weltklugheit kann nur durch Welterfahrung erworben werden. Hat denn aber die chriſtliche Liebe mit der Weltklugheit zu ſchaffen? Gar vieles. Wehe ihr, wenn ſie dieſelbe verachtet! Sie bedarf ihrer *für ſich* und *für ihr Wirken*, als *Gottesliebe* und als *Menſchenliebe*.

Sie bedarf ihrer für ſich zu ihrer Warnung. Dahin zielen die Worte des Apoſtels: auf daß ihr ſeid lauter und unanſtößig bis auf den Tag Chriſti, das heißt: auf daß ihr euern Wandel unſträflich führet.

Die Liebe zu Gott hat auch bei denen, die am meiſten in derſelben gefördert ſind, mit der Weltliebe, von welcher immer noch etwas bei ihnen zurückgeblieben iſt, ihre Kämpfe zu beſtehen. Das Weltgut, welches früher über das Herz die Herrſchaft geübt, fährt fort, zu reizen und zu locken, ob es ihm gelingen möge, das Herz von Gott ab, und von neuem zu ſich hinzuziehen. Leicht wird es ihm gelingen bei denen, welche die Erfahrung noch nicht über den Unbeſtand und die Eitelkeit deſſelben belehrt — nicht leicht bei denen, welchen ſie hierüber die Augen geöffnet hat. Forſche nach, ob nicht faſt alle, die ſich von Gott der Welt wieder zugewendet, ſich von dem Gute derſelben eine Befriedigung verſprochen, die ſie ſchon bei einer dürftigen Erfahrung ſich nicht hätten verſprechen können. Es nahet ſich dir ein Menſch mit frommen Worten und Gebärden, die er geſchickt zu erheucheln weiß, ſich in dein Vertrauen einzuſchleichen, dann dich mit ſcheußlichen Lehren des Truges zu umſtricken, und zum Genoſſen ſeines ſchändlichen Lebens

zu machen. Wirſt du ihm entgehen, wirſt du ihn ſchnell genug von dir weiſen, wenn du ihn nicht durchſchaueſt? wirſt du ihn aber durchſchauen, wirſt du nicht vielmehr in gutem Glauben ſeinen Einflüſterungen bei dir Raum geben, wenn die Erfahrung dich nicht gelehrt hat, den Schein von der Wahrheit zu unterſcheiden? Warum hat die Verführung ſo geringe Mühe, ſich der Jugend zu bemächtigen? Weil dieſer, bei ihrem Mangel an Erfahrung, verborgen bleibt, wohin die Anſchläge zielen, und wie lügenhaft die Verſprechungen ſind, die ihr gemacht werden. Die Liebe iſt immer geneigt, zu vertrauen, und ſich hinzugeben. Um ſo mehr thut ihr Noth, daß eine gereifte Erfahrung ihr warnend zur Seite ſtehe. Sie bedarf der Erfahrung, um inne zu werden, was ihr verderblich werden kann, und iſt nur in dem Maße vor den Nachſtellungen der Welt geſichert, in welchem ſie an Erfahrung reich geworden iſt. Die unerfahrene Liebe geräth in Verwickelungen, in denen es ſchwer hält, das Gewiſſen rein zu erhalten, und Schritte zu vermeiden, die zu einem tiefen Falle führen können. Sie ſtößt überall an, weil ſie wie im Finſtern wandelt. Bei ihrer zarten Natur aber iſt es unvermeidlich, daß ſie von jedem Anſtoße mehr oder weniger verletzt werde.

Die Liebe bedarf der Erfahrung für ihr Wirken

zu ihrer Weiſung, was Paulus mit den Worten andeutet: auf daß ihr prüfen möget, was das Beſte ſei.

Geht deiner Liebe die Erfahrung ab: ſo wirſt du vielfältig Menſchen betrüben, weil du nicht weißt, wie dieſes Wort, dieſes Benehmen auf ein Gemüth in dieſem Zuſtande wirkt; du wirſt nicht ſelten wehe thun, wo du meinſt wohl zu thun; du wirſt noch tiefer verwunden, wo du beabſichtigſt zu heilen; du wirſt gewähren, wo du verſagen ſollteſt; du wirſt geben, was dem, welchem du es zuwendeſt, nicht heilſam, was ihm wohl gar ſchädlich, was ihm nicht einmal erwünſcht iſt, wovon er ſich mehr beläſtigt, als erleichtert findet, geben auf eine Art, die dem, welcher empfängt, durch die Beſchämung, die ſie ihm verurſacht, durch die bittern Gefühle, die ſchmerzlichen Erinnerungen, die ſie in ihm aufregt, die Gabe zu einem Uebel macht; du wirſt dem Bedrängten helfen wollen, wie ihm unter ſeinen Umſtänden nicht geholfen werden kann; du wirſt, indem du das Wohl des Nächſten zu fördern wünſcheſt, oft über die Wahl der Mittel in Verlegenheit ſein, noch öfter in derſelben fehlgreifen, und ihm Schaden zufügen, wo du ihm Nutzen zu ſchaffen gedachteſt; du wirſt zurückſtoßen, wo du anzuziehen trachteſt; du wirſt Menſchen die Sache zuwider machen, die du ihnen anzupreiſen

bemüht biſt, ſie in den Meinungen und Geſinnungen beſtärken, die du bei ihnen beſtreiteſt; du wirſt in den meiſten Fällen, wo du deinen Zweck erreichſt, hinterher geſtehen müſſen, daß du ihn auf einem andern Wege leichter, ſchneller und in größerem Umfange erreicht haben würdeſt, was deiner Liebe doch nicht anders als betrübend ſein kann. Wie viele höchſt beklagenswerthe Fehler würden Väter und Mütter in der Erziehung ihrer Kinder vermeiden, wie vielen verkehrten Richtungen würden ſie bei ihnen vorbeugen, wie ſchnell und glücklich würde unter ihrem Einwirken manche edle Anlage derſelben ſich entwickeln, wenn ihre Liebe eben ſo reich an Erfahrung wäre, als ſie an ſich ſelber iſt. Daß ſie, wie ſo oft geſchieht, bedenkliche Erſcheinungen an ihnen überſehen, oder für etwas Geringes halten, Neigungen bei ihnen begünſtigen, denen ſie alles Ernſtes entgegen arbeiten, Begierden erwecken, deren Erwachen ſie auf das ſorgfältigſte verhüten, zurückdrängen, wo ſie freie Bahn machen, einſchüchtern, wo ſie aufmuntern ſollten: rührt es nicht meiſt daher, daß die Erfahrung ihnen geſchwiegen hat?

Die Liebe ſoll mit Rath beiſtehen; der ſichere Rath aber kann nur aus der Erfahrung entnommen werden. Die Liebe ſoll warnen, wo Menſchen auf gefährlichen Wegen gehen; wie vermag ſie das, wenn ſie die Gefahr nicht kennt? nur die Erfahrung kann ſie ihr offenbaren. Die Liebe ſoll Betrübte tröſten; wie wird ſie hierzu im

Stande ſein, wenn nicht die Erfahrung ſie über die Natur des Leides und die Wirkſamkeit des Troſtes belehrt hat? nur die Erfahrung kennt das Wort, das den Schmerz des Gebeugten in ſeiner Eigenthümlichkeit zu ſtillen vermag.

Die Erfahrung iſt das Auge, mit dem die Liebe ſieht. Warum iſt, wie Hiob ſpricht, die Weisheit bei den Großvätern, und der Verſtand — der Verſtand nämlich, der das Rechte zu finden, und das Beſte zu wählen weiß — bei den Alten? Weil ſie, in einer langen Reihe von Jahren, eine lange Reihe von Ereigniſſen an ſich haben vorüber gehen ſehen.

So gewiß der Liebe ein Drang zu helfen und zu fördern beiwohnt, ſo gewiß iſt ihr daran gelegen, ſich für ihre Bemühungen einen glücklichen Erfolg verſprechen zu dürfen; das darf ſie aber nur in dem Maße, als ſie an Erfahrung reich geworden iſt. Je mehr ſie aber an Erfahrung reich wird: deſto größerer Segen wird von ihr ausgehen, weshalb Paulus ſpricht: auf daß ihr erfüllet werdet mit Früchten der Gerechtigkeit, die durch Jeſum Chriſtum geſchehen zur Ehre und zum Lobe Gottes.

Indem die Liebe an Welterfahrung reicher wird, wird ſie auch reicher an ſich ſelbſt und an allem, woran ſie von Natur ſchon reich iſt. Sie wird reicher an Eifer: denn die zunehmende Erfahrung ent-

hüllt ihr immer mehr die Größe der Uebel, unter denen die Menſchheit ſeufzt, und den Werth der Güter, zu deren Beſitze ſie gelangen kann, und befeuert dadurch das Beſtreben, jene zu entfernen, dieſe ihr zuzuwenden. Sie wird reicher an Kraft: denn die Kraft entwächſet dem Eifer, und muß mit dieſem ſich mehren. Sie wird reicher an Mitteln: denn die zunehmende Erfahrung läßt ſie täglich neue entdecken, und lehrt ſie, von den ihr bereits bekannten immer beſſer Gebrauch machen. Sie wird reicher an Gebeten: denn das rechte Gebet, ſowohl für uns, als für andre, wurzelt in Erlebniſſen, und die reichſten Beter ſind immer diejenigen geweſen, die durch viele Prüfungen gegangen, und durch Erfahrungen an ſich und andern mit den mannigfaltigen Bedürfniſſen und Bedrängniſſen des Menſchen bekannt geworden. Wird ſie aber reicher an Eifer, an Kraft, an Mitteln und an Gebeten: ſo kann es nicht fehlen, daß ſie auch reicher an Werken werde.

Siehe, wie viel Urſache der Chriſt hat, zu wünſchen — nein nicht blos zu wünſchen, ſondern auch ſich darum zu bemühen — daß ſeine Liebe an Welterfahrung je mehr und mehr reich werde. Was er nur zu wünſchen haben könnte, wäre die Gelegenheit, Erfahrungen zu machen. Daran aber fehlt es keinem; auch in den ſtillſten und beſchränkteſten Lebenskreiſen ereignet ſich immer fort etwas, das uns über die Beſchaffenheit und

den Werth der Dinge, die Anſchläge und Handlungsweiſen der Menſchen, den Gang der Ereigniſſe in der Welt, die Folgen des menſchlichen Thuns und Laſſens heilſame Belehrungen ertheilen kann. Unſre Sache iſt es, dem, was ſich unter unſeren Augen begiebt, mit uns ſelbſt zuträgt, unſre Aufmerkſamkeit zu ſchenken, es in Erwägung zu ziehen, und daraus die Lehren zu entnehmen, die darin enthalten ſind. Aber wie vieles geht an uns vorüber, ohne von uns wahrgenommen zu werden, und wie vieles nehmen wir wahr, ohne dabei zu verweilen? Wer nur einen kleinen Theil deſſen, wovon er Zeuge geweſen, mit Sorgfalt beachtet hat, muß Schätze von Erfahrungen geſammelt haben. Warum ſollte ich mir aber nicht auch die Erfahrungen anderer anzueignen ſuchen? Die fremde Erfahrung habe ich umſonſt, die eigne ſteht oft nicht anders als um einen hohen Preis zu erlangen, und wohl manche Erfahrung werde ich um den hohen Preis an mir ſelbſt machen müſſen, wenn ich es verſchmähe, mich durch die Erfahrung andrer belehren zu laſſen. Befindeſt du dich in den Jahren, wo man noch nicht viele Erfahrungen hat machen können, weil man noch nicht viel erlebt hat, und wo es doch ſo wohl thut, von der Erfahrung berathen zu werden: o, verſäume nicht, bei jedem Vornehmen, das bedeutende Folgen haben kann, bei jedem wichtigen Schritte, zu dem du dich veranlaßt findeſt, die Erfahrenen zu be-

fragen, verſäume nicht zu hören, wo die Alten von dem reden, was ſie in einem langen und wechſelreichen Leben wahrgenommen.

Die Liebe ſoll an Welterfahrung reich werden, nicht die Selbſtſucht. Die Welterfahrung verhilft zur Klugheit. Die Klugheit aber ohne Liebe geht in Verſchlagenheit, Argliſt und Falſchheit über. Dadurch, daß die Liebe ſie in ſich aufnimmt, erhebt ſie ſich zur Weisheit, von welcher die Schrift ſagt, ſie ſei beſſer denn Perlen, und alles, was man wünſchen mag, könne ihr nicht gleichen, ſie ſei ein Baum des Lebens allen, die ſie ergreifen, und ſelig ſeien, die ſie halten, ſie ſei hohen Adels, denn ihr Weſen ſei bei Gott. Darum laß dein Beſtreben ſein, daß du je mehr und mehr an Erfahrung reich werdeſt für die Liebe, und jede Erfahrung, die du gewinnſt, der Liebe zueigneſt, ihr dienſtbar und förderlich macheſt.

---

Faſſe nun auch die geiſtlichen Erfahrungen in das Auge. Es ſind diejenigen, die auf dem Gebiete des geiſtlichen Lebens, des Lebens, welches durch die Erneuerung im Geiſte des Gemüthes hervorgebracht wird, gemacht werden. Bei dieſen kann es nun nicht darauf ankommen, daß ſie ſich vermehren, denn ſie werden der Liebe immer in genügendem Maße gewährt,

ſondern nur darauf, daß durch ſie die Liebe an ſich ſelbſt je mehr und mehr reich werde.

Sie betreffen die äußerlichen und die innerlichen Führungen Gottes: denn auch die äußerlichen gehören bei dir dem geiſtlichen Leben an, wenn du ein geiſtlicher Menſch biſt, ein geiſtlicher Menſch aber biſt du, ſo bald in der Erneuerung deines innern Menſchen die Liebe von deinem Herzen Beſitz genommen hat.

Durchgehe nur, du geiſtlicher Menſch, was dir begegnet iſt, ſeit der Geiſt der Liebe deiner mächtig geworden iſt.

Zahlreiche Veränderungen ſind in dein Leben eingetreten, die dir Freude gebracht; theure Wünſche ſind dir erfüllt, koſtbare Gaben ſind dir zu Theil — Ungemach, das dich bedrohte, iſt von dir abgewendet worden; du haſt Verlornes, da du es bereits aufgegeben hatteſt, wieder gefunden, rührende Beweiſe der Liebe und Anhänglichkeit empfangen; es ſind Stunden, es ſind Tage geweſen, wo eine ungetrübte Heiterkeit in deinem Innern leuchtete, andre, wo eine ſtille, aber unausſprechliche Freudigkeit es bewegte. In dem allen erkannteſt du die Gnade Gottes, und nahmſt es dahin, als Zeichen ſeines Wohlgefallens an dir und ſeiner liebreichen Geſinnung gegen dich, als Mittel zu deiner Aufmunterung im geiſtlichen Leben. Wie hätte es dich nicht mit heißer Dankbarkeit gegen ihn erfüllen, und in dieſer Dankbar-

keit noch mehr für ihn gewinnen ſollen? Wie könnteſt du es dir jetzt vergegenwärtigen, ohne daß dadurch deine Liebe zu ihm erhöhet würde? Möchteſt du doch oft zur Befeuerung deiner Liebe deine Blicke darauf ruhen laſſen!

Aber es haben ſeit dieſer Zeit dich auch harte Geſchicke betroffen, es ſind empfindliche Demüthigungen, bittre Betrübungen, angſtvolle Bekümmerniſſe über dich verhängt worden, mit denen du vielleicht wäreſt verſchont geblieben, wenn du, ohne Liebe zu Gott, der Welt angehörteſt. Warum iſt dieſes geſchehen? weil es zu deiner Prüfung, das heißt, zu deiner Läuterung, zu deiner Befeſtigung, zu deiner Uebung und Vervollkommnung im Guten nöthig war. Das wußteſt du, deß tröſteteſt du dich in der guten Zuverſicht, daß deine Trübſal dir köſtliche Früchte der Gerechtigkeit tragen, dir zu größerer Seligkeit und Herrlichkeit verhelfen werde. Muß das nicht unter Gefühlen der erhöheten Zuneigung zu Gott deine Gedanken bewegen, ſo oft du daran dich erinnerſt? Und das nicht allein, in der Welt bedrängt und geängſtigt, hatteſt du weniger Mühe, das Herz von ihr abzuziehen, nahmſt du noch öfter zu Gott deine Zuflucht, gabſt du ihm noch mehr dich dahin, faßteſt ihn noch tiefer in dein Inneres, du beteteſt anhaltender und inbrünſtiger, nahmſt zu in der Geringhaltung deiner ſelbſt, in der Fähigkeit zu entbehren und entſagen, machteſt es in noch höherem Grade dir zu eigen, von

dem Vergänglichen hinwegſehend, das Unvergängliche feſt im Auge zu behalten. Sollteſt du deſſen dich nicht freuen? Sollteſt du nicht mit dem heiligen Sänger ſprechen: „es iſt mir lieb, daß du mich gezüchtiget haſt, daß ich deine Rechte lerne.“ Sollteſt du nicht Gott preiſen, daß er mit ſolcher Trübſal dich heimgeſucht hat, und muß nicht, ſo oft du des Segens gedenkeſt, der aus ihr dir erwachſen, deine Liebe zu ihm verſtärkt werden? In der Zeit der Trübſal — wie hatteſt du dich glücklich zu preiſen, durch die Liebe mit Gott in Gemeinſchaft zu ſein! wie iſt dir durch dieſelbe deine Laſt erleichtert worden! welche Zuſicherungen ſeiner Gnade, welche Aufrichtungen, Erquickungen und Stärkungen ſind von ihm dir zugekommen! Die Zeit iſt vorübergegangen, die Trübſal iſt von dir hinweg genommen worden, und du konnteſt wieder fröhlich ſein, Tage des Wohlergehens haben dich für diejenigen entſchädigt, die du in Leid und Aengſten zugebracht. Wäre durch das alles nicht die Liebe zu Gott, der in der Bedrängniß dir ſo mächtig beigeſtanden, dich aus der Bedrängniß ſo gnädig erlöſet hat, erhöhet worden? und wird ſie nicht in dir erhöhet werden, wenn du dieſe Erfahrungen von neuem ernſtlich bedenkeſt?

Die innern Führungen Gottes gehen durch Dunkelheit zu höherer Klarheit, durch Zweifel zu höherer Gewißheit, durch Entmuthigungen zu höherer Zu-

verſicht, durch mancherlei Schwachheit zu höherer Stärke, durch Glaubensdürre zu höherer Glaubensfriſche, durch Zwieſpalt und Zerriſſenheit des Gemüthes zu höherem Frieden.

Ja, es erſcheinen in dem Leben des Chriſten Zeiten, wo alles, was in ihm hell war, ſich verfinſtert hat, alles, was ſich in ihm regte, erſtarrt und erſtorben zu ſein ſcheint, was bis dahin ihn trieb, nichts mehr über ihn vermag, was bis dahin ihn begeiſterte, ſo oft es ihm nahe gebracht wurde, ihn kalt läßt, wo ihm ſein Gnadenſtand in der Gemeinſchaft mit Gott und Chriſto und jede theure Hoffnung mehr als zweifelhaft geworden, und kein Zeugniß des Geiſtes ſeiner Ungewißheit zu Hülfe kommt, kein Schimmer des Troſtes in ſein umnachtetes Gemüth fällt, wo er zu allem Gott gefälligen Werke, bis zum Unvermögen, ſich verdroſſen fühlt, wo die Gedanken ſich wohl erheben möchten, aber wie von einer unheilsvollen Gewalt niedergehalten werden, wo er zu beten verſucht, und nicht beten kann, als ob die Kraft zu beten in ihm völlig gebrochen wäre, wo kein Wort der Schrift, kein Zuſpruch des Glaubens bei ihm einen Anklang findet, und die härteſte Noth des Nächſten ihm nicht mehr zu Herzen geht.

Auch das ſind Zeiten der Prüfung, trübe, ſchreckliche Zeiten zwar, die jedoch im Chriſtenleben nicht fehlen dürfen. Sie dienen andere vorzubereiten, wo der Seele

jede Wahrheit im hellſten Lichte ſtrahlt, heilige Gluthen das Herz durchſtrömen, der Geiſt, wie aller Erdenfeſſeln entbunden und wie auf Adlersflügeln, von Höhe zu Höhe ſich ſchwingt, die Gebete aus des Herzens Tiefen, wie aus unerſchöpflichen Quellen, über die Lippen ſich ergießen und den Himmel zerreißen, jeder Gedanke, jede flüchtige Regung des Gemüthes Gebet wird, der Wille zu den ſchwerſten Arbeiten im Dienſte Gottes und des Nächſten eine freudige Entſchloſſenheit zeigt, wo er, vor Kurzem noch bis zum Unvermögen verdroſſen, einen Drang empfindet, dem nicht zu widerſtehen, und eine Thätigkeit übt, die nicht zu ermüden iſt, wo er von ſeiner Gemeinſchaft mit Gott durch Chriſtum das deutlichſte Bewußtſein beſitzt, ein Bewußtſein, das jeden Zweifel, der ſich gegen daſſelbe erheben möchte, ſofort zu Boden ſchlägt, wo das Gemüth fort und fort in dem Frieden Gottes ruht, und nicht ſelten einer unausſprechlichen Freudigkeit, eines Vorgefühles der himmliſchen Seligkeit genießt. Zu ſolchen Zeiten — wie könnteſt du anders, als der Gnade lobſingen, die in ihnen ſich verherrlichet, und auch für die Zeiten der ſchweren Prüfung ſie preiſen, und mit verſtärkter Inbrunſt der Liebe ihr dich dahingeben? Mögeſt du aber auch, nachdem ſie vorüber gegangen ſind, das Gedächtniß derſelben bewahren und täglich erneuern, um durch daſſelbe deine Liebe zu bereichern.

Durch beiderlei Zeiten gehet es weiter und weiter auf der Bahn der Vollkommenheit, und es werden Fortschritte gemacht ohne Aufhören, unmerkbar, indem sie geschehen, und nicht selten, bei dem Anscheine des Rückganges, aber in neuen Entwickelungen des geistlichen Lebens an das Licht tretend, so bald sie eine gewisse Strecke zurückgelegt haben, wie du die Pflanze nicht wachsen siehst, aber nach einigen Tagen wahrnimmst, daß sie gewachsen ist.

Die Fortschritte werden gemacht durch Gottes Gnade. Oder meinst du, du dürfest sie für dein eigen Werk halten? Du wirst dabei angestrengt, hast zu forschen, zu denken, zu arbeiten, zu kämpfen; aber das Werk ist Gottes. Unsre Sache ist es, uns der weiter führenden Gnade dahinzugeben, und was ihr entgegenstrebt, aus dem Wege zu räumen, uns ihrem Werk zu stellen, wo und wie es uns in Anspruch nimmt, und uns den Arbeiten und Kämpfen, die mit ihm verbunden sind, zu unterziehen. Aber für das, was auf diese Weise an neuen Lebensentwickelungen zum Vorscheine kommt, gebührt nicht uns, gebührt Gott allein die Ehre.

Die Fortschritte, die wir in der Heiligung machen, gehören zu den freudenreichsten Erfahrungen auf dem Gebiete des geistlichen Lebens, zu den herrlichsten Offenbarungen der Liebe Gottes, und mehr als durch etwas anderes muß durch sie, indem wir die Liebe Gottes darin erkennen, unsre Liebe zu ihm, und durch diese unsre Liebe

zu den Menſchen, reicher werden an Eifer, an Kraft, an Mitteln, an Gebeten und an Thaten, die, in Gott gethan, bei ihm den unvergänglichen Lohn haben.

Indem du, wachſend in der Heiligung, dem Ziele deiner himmliſchen Berufung dich näherſt, enthüllet ſich dir immer mehr dieſes Zieles Herrlichkeit. Wie ſollte nicht auch davon deine Liebe zu dem, der dich zu dieſem Ziele berufen hat und mehr und mehr dich bereitet, und die Liebe zu denen, die mit dir berufen ſind, immer mehr ſich befeuern?

Sorge, daß es geſchehe!

---

Die Liebe ſoll je mehr und mehr reich werden an Erkenntniß und Erfahrung und durch dieſe an ſich ſelbſt. Das Letztere iſt das Vornehmſte, darum ſollen darauf auch vornämlich unſre Bemühungen gerichtet ſein. Die Erkenntniß hat großen Werth, die Erfahrung hat ihn auch, aber die Liebe ſteht höher. Alles für die Liebe, Hab und Gut, Ehre und Anſehen, Macht und Einfluß, Thun und Laſſen, Reden und Schweigen, Erkenntniß und Erfahrung — alles für die Liebe; die Liebe aber um ihrer ſelbſt willen. Die Liebe iſt des Geſetzes Erfüllung, wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und wer in der Liebe zunimmt, der reift der himmliſchen Vollendung entgegen.

---

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

# Druckfehler

des erſten Bändchens.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Seite | 11 | Zeile | 4 | v. o. | l. Anmuth ſt. Armuth. |
| = | 23 | = | 14 | = = | fällt nun weg. |
| = | 23 | = | 18 | = = | l. denjenigen ſt. diejenigen. |
| = | 34 | = | 8 | = = | l. keinen ſt. keine. |
| = | 61 | = | 17 | = = | l. Sein Gebot ſt. Sie. |
| = | 63 | = | 1 | v. u. | l. Wirken ſt. Denken. |
| = | 72 | = | 16 | v. o. | l. Wirſt ſt. Kannſt. |
| = | 86 | = | 6 | v. u. | l. dir ſt. dich. |
| = | 87 | = | 2 | v. u. | l. wie ſt. wo. |
| = | 88 | = | 16 | v. o. | l. allen ſt. allem. |
| = | 137 | = | 17 | v. o. | fällt weg: das iſt. |
| = | 141 | = | 9 | v. o. | l. Anfängen ſt. Anfängern. |
| = | 151 | = | 10 | v. o. | l. durchleuchtet ſt. erleuchtet. |
| = | 157 | = | 6 | v. o. | l. in ſt. im. |
| = | 195 | = | 6 | v. o. | l. allem ſt. allen. |
| = | 211 | = | 14 | v. o. | l. dingeſt ſt. trügeſt. |
| = | 220 | = | 3 | v. o. | l. nun ſt. nur. |
| = | 270 | = | 7 | v. o. | l. dir neue ſt. die neuen. |
| = | 270 | = | 1 | v. u. | l. und ſt. in. |

# Eusebia.

## Blätter

für

die häusliche Andacht

von

**Dr. Friedr. Ehrenberg,**

Königl. Oberhofprediger und Wirklichem Ober-Consistorial-Rathe im Ministerio der geistlichen Angelegenheiten zu Berlin, Domherrn des Hochstiftes Brandenburg und Ritter des Rothenadler-Ordens 2. Klasse.

Zweites Bändchen.

Zf 1913 12 10

Leipzig, 1838.

Friedrich Fleischer.

# Inhalt

## des zweiten Bändchens.


| | | |
|---|---|---|
| I. | Das Gebot der Vergebung . . . . . | S. 1 |
| II. | Die beſtändige Fröhlichkeit . . . . . | = 22 |
| III. | Des Chriſten Ruhm . . . . . | = 40 |
| IV. | Die unſichtbare Welt . . . . . | = 60 |
| V. | Die Stille zum Tragen . . . . . | = 78 |
| VI. | Die Stille zum Warten . . . . . | = 85 |
| VII. | Die Stille zum Thun . . . . . | = 93 |
| VIII. | Die Stille zum Hören . . . . . | = 99 |
| IX. | Die unvergängliche Freude . . . . . | = 109 |
| X. | Gleichniſſe vom Himmelreiche: | |
| | 1. Die köſtliche Perle . . . . . | = 129 |
| | 2. Der Schatz im Acker . . . . . | = 147 |
| | 3. Das Senfkorn . . . . . | = 165 |
| | 4. Der Sauerteig . . . . . | = 198 |
| XI. | Der Kampf und die Krone . . . . . | = 216 |
| XII. | Alles iſt euer, ihr aber ſeid Chriſti, Chriſtus aber iſt Gottes: | |
| | 1. Alles iſt euer . . . . . | = 232 |
| | 2. Ihr ſeid Chriſti . . . . . | = 253 |
| | 3. Chriſtus iſt Gottes . . . . . | = 268 |
| XIII. | Die Fremde und die Heimath . . . . . | = 287 |

# I.

## Das Gebot der Vergebung.

Vergebet, ſo wird euch vergeben.
Luk. 6, V. 37.

Was heißt vergeben in dem Sinne, in welchem der Chriſt es üben ſoll? Heißt es, die verdiente Strafe erlaſſen? Das Erlaſſen der Strafe ſetzt voraus ein Recht, ſie zu verhängen. Nun hat die Obrigkeit wohl das Recht, zu ſtrafen, um das Geſetz geltend zu machen; auch haben Eltern das Recht, ihre Kinder zu ſtrafen, um dadurch ihre Beſſerung zu bewirken. Sonſt aber hat kein Menſch das Recht, einen andern zu beſtrafen. In keinem Falle kann ein Menſch das Recht haben, zu ſtrafen im eigentlichen Sinne, das heißt, der Miſſethat das zuzufügen, was ſie verdient hat, wie ja auch kein Menſch wiſſen kann, in welchem Maße der, welcher die Miſſethat begangen, ſchuldig iſt, und wie

hart das Uebel, das er ihn möchte fühlen laſſen, ihn treffen wird. Das Eine und das Andere weiß allein Gott, der Herzenskündiger, ihm allein gebührt, zur Vergeltung zu ſtrafen.

Du würdeſt dich frevelhafter Weiſe an Gottes Stelle ſetzen, wenn du dir herausnehmen wollteſt, den zu ſtrafen, der an dir mißgehandelt hat. So iſt es aber auch nicht gemeint, wenn ein Menſch vorgibt, eine ihm widerfahrene Beleidigung ſtrafen zu wollen; unter dem Namen der Strafe hat er es auf Rache abgeſehen. Wäre es ihm um das Beſtrafen zu thun: ſo müßte er dieſelbe That an jedem, der ihrer ſich ſchuldig macht, gegen wen es auch ſei, in gleicher Weiſe verfolgen. Da er ſie aber nur den entgelten laſſen will, der dieſelbe gegen ihn begangen hat: ſo iſt offenbar, daß er dabei nicht das verübte Unrecht, ſondern das ihm widerfahrene Uebel im Auge hat.

Aber haſt du denn nun damit, daß du davon abſteheſt, Rache zu nehmen, ſchon das chriſtliche Gebot der Vergebung erfüllt? Nähmeſt du Rache, ſo hätteſt du gewiß nicht vergeben; wer vergeben hat, kann nicht Rache nehmen. Aber daraus, daß du der Rache dich enthältſt, folgt noch nicht, daß du vergeben habeſt. Du kannſt dich ihrer enthalten aus Furcht, dir Ungelegenheiten zuzuziehen, oder weil dir die Macht fehlt, dich zu

rächen, oder weil die Umſtände dich daran hindern, oder weil du es für ſündlich hältſt. In allen dieſen Fällen dürfteſt du dich nicht rühmen, vergeben zu haben. Das Gebot der Vergebung gehet nicht blos auf ein Unterlaſſen, ſondern zunächſt und weſentlich auf ein Thun, von welchem das Unterlaſſen die Folge iſt. Indem du dieſem Gebote nachkommſt, rächeſt du dich darum nicht, weil du vergeben haſt.

Die That, welche vergibt, iſt nicht eine äußerliche, ſondern eine innerliche, eine That des Willens, die That, in welcher dieſer die Aufregung, die in dir durch die Beleidigung hervorgebracht worden, unterdrückt, und dadurch das aus dir hinwegnimmt, woraus eine feindſelige Stimmung gegen den, der die Beleidigung dir zugefügt hat, erwachſen könnte. Erſt dann kann man dir zugeſtehen, du habeſt vergeben, wenn keine Bitterkeit, kein Groll, keine widerwärtige Stimmung gegen denſelben mehr bei dir gefunden wird, und das Wohlwollen, das du für ihn hatteſt, ehe dir etwas Uebles von ihm begegnet war, völlig zurückgekehrt iſt. Hätte ein Vater ſeinem Kinde wohl vergeben, wenn er das Vergehen deſſelben zwar nicht beſtrafte, aber ſeinen Unwillen über das Kind um des Vergehens willen fortdauern ließe, und ſein Herz von ihm abgewendet hielte? Ein Vater könnte ſeinem Kinde vergeben haben, und

doch das Vergehen deſſelben empfindlich beſtrafen, weil er dies zum Heile des Kindes für nöthig erachtet. Hätte Gott dir ſo vergeben, wie du wünſcheſt, daß er dir vergebe, wenn er dich zwar mit der Strafe verſchonte, du aber fortwährend, ein Gegenſtand des Mißfallens, von ſeiner väterlichen Gnade ausgeſchloſſen bliebeſt? Ungeachtet der dir zu Theil gewordenen Vergebung kann und wird Gott noch manche Folge deiner Miſſethat zu deiner Lehre und Warnung dich treffen laſſen.

Das Vergeben ſchließt in ſich das Vergeſſen oder doch den Willen zu vergeſſen. Du haſt nicht vergeben, ſo lange du nicht vergeſſen willſt oder meinſt, nicht vergeſſen zu können. Siehe zu, ob du das Andenken an das, wodurch die feindſelige Stimmung erregt wird, bei dir unterhalten könneſt, ohne damit die feindſelige Stimmung bei dir zu unterhalten. Warum willſt du nicht vergeſſen, oder meinſt nicht vergeſſen zu können? Aus keinem andern Grunde, als weil du erbittert biſt; wie ſollteſt du denn vergeben haben? Vergeben und Nachtragen, das ſind zwei ganz unreimbare Dinge. Es kann dir, nachdem du die Gefühle der Erbitterung, welche durch eine harte Beleidigung in dir hervorgerufen worden, überwunden haſt, noch ſchwer fallen, dich der Erinnerung an die Beleidigung, wie ſie zu-

weilen dich anwandelt, zu erwehren; aber als Chriſt gibſt du ihr nicht Raum bei dir, und biſt unabläſſig bemüht, dich von ihr völlig zu befreien. Chriſtus fordert von dir ausdrücklich, daß du von Herzen vergebeſt; das iſt aber nicht eher geſchehen, als nachdem du vergeſſen, völlig vergeſſen haſt.

---

Das Gebot von der Vergebung verdient vorzugsweiſe ein chriſtliches genannt zu werden, da es in den eigenthümlichen Lehren des Chriſtenthums beſonders begründet iſt, und die Erfüllung deſſelben aus der eigenthümlichen Sinnesart des Chriſten hervorgeht. Laß uns dies näher erwägen.

Die Lehre des Chriſtenthums iſt ein Evangelium, eine frohe Botſchaft — und dieſer Botſchaft vornehmſter Theil die Verkündigung, daß Gott dem Menſchen, der von ihm abgewichen iſt, und ſeine Gebote mit Gedanken, Worten und Werken vielfältig übertreten hat, wenn er ſeine Sünden aufrichtig bereut, und ſich von Herzen zu ihm bekehret, nicht blos die verdiente Strafe erlaſſen, ſondern ihn auch ſeiner Gnade, dieſes theuerſten Gutes der Seele, ohne welches ſie der Strafloſigkeit ſich nicht würde erfreuen können, und des Kindesrech-

tes an ſeinem väterlichen Herzen wieder theilhaftig machen wolle. Durch dieſe Verkündigung will es die Herzen der Menſchen erweichen, gewinnen, regieren, von der Sünde reinigen und in dieſelben die himmliſchen Triebe pflanzen, aus welchen der heilige Wandel, das Leben zu Gottes Ehre, hervorgeht, und ſie zu allem Guten tüchtig machen.

Aber die Verkündigung allein genügte nicht; um Glauben zu finden und Zuverſicht zu erwecken, mußte ſie auf eine That ſich ſtützen. Gott kann nicht vergeben, wie der Menſch vergibt. Der Menſch vergibt ohne Weiteres: denn er vergibt Beleidigungen, die ſeiner Perſon widerfahren ſind, wobei nichts im Wege ſteht, als ſein eigner Widerwille, den er überwinden kann. Gott hat Sünden zu vergeben, die wider ſein unabänderliches Gebot begangen ſind, wobei ſeine Heiligkeit, die von der Sünde ſich abwenden, und ſeine Gerechtigkeit, welche die Sünde ſtrafen muß, entgegen tritt. Es kann nicht geſchehen ohne Vermittelung durch eine verſöhnende That. Dieſe That iſt vollbracht. Der Sohn Gottes hat unſere Schuld getilgt, da er am Kreuze ſtarb; der, welcher von keiner Sünde wußte, iſt für uns zur Sünde geworden, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt; an ihm haben wir die Erlöſung durch ſein Blut,

nämlich die Vergebung der Sünden. Gott war in Chriſto und verſöhnte die Welt mit ihm ſelber, und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Verſöhnung. In der Chriſtenheit ruft man als Loſungswort einander zu: wir ſind mit Gott verſöhnt. Vom Kreuze herab erſchallt es den Mühſeligen und Beladenen, den Tiefbetrübten, die über ihre Sünde weinen: dir iſt deine Sünde vergeben, und durch die heiligen Zeichen des Leibes und des Blutes Chriſti, welche der Chriſt im Sacramente empfängt, wird die theure Zuſicherung ſeinem Glauben verſiegelt.

Aehnlichkeit mit Gott iſt des Chriſten Ziel. „Ihr ſollt vollkommen ſein," ſpricht der Herr, „wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt." Wenn nun Gott die Sünde vergibt: wie ſollte der Chriſt, der dieſes weiß und deſſen ſich getröſtet, ſich nicht für verpflichtet halten, ſeinem Nebenmenſchen zu vergeben, was dieſer an ihm übel gethan? Indem Gott Vergebung zuſagt, fordert er ſie zugleich, als Bedingung fordert er ſie, muß er ſie fordern. „Mit welchem Maße ihr meſſet, wird man euch wieder meſſen"; was kann gerechter, was kann billiger ſein? „Vergebet, ſo wird euch vergeben; wo ihr den Menſchen ihre Fehler nicht vergebet, ſo wird euch euer himmliſcher Vater eure Fehler auch nicht vergeben." Ein Knecht war, ſo erzählt der Herr in einem Gleich-

niſſe, ſeinem Herrn zehntauſend Pfund (fünfzehn Millionen Thaler) ſchuldig geworden. Da nun der Knecht vor ihm niederfiel und flehte, mit ihm Geduld zu haben, jammerte den Herrn des Knechtes, daß er ihm die Schuld erließ. Als er aber vernahm, daß dieſer Knecht mit ſeinem Mitknechte, der ihm hundert Groſchen (zwölf und einen halben Thaler) ſchuldig war, nicht einmal hatte Geduld haben wollen, bis er bezahlen könne, ſondern ihn in das Gefängniß werfen laſſen, ward er zornig, und überantwortete ihn den Peinigern, bis er bezahlte, was er ſchuldig war. Der König iſt Gott. Der Knecht, der die große Schuld hatte, ſind wir, unſre Schuld bei Gott iſt groß bis an den Himmel. Der Mitknecht iſt unſer Nebenmenſch, der uns beleidigt hat — ſeine Schuld ſo klein, daß ſie ſich oft kaum wahrnehmen läßt. Wie können wir erwarten, daß uns die ungeheure Schuld werde erlaſſen werden, wenn wir uns weigern, die ganz geringe zu erlaſſen? „Alſo wird euch," ſpricht der Herr, „mein himmliſcher Vater auch thun, ſo ihr nicht vergebet von euern Herzen, ein jeglicher ſeinem Bruder ſeine Fehler."

Nicht blos in der dem Chriſtenthume eigenthümlichen Lehre von der Verſöhnung der Menſchen mit Gott, ſondern auch in der demſelben nicht weniger eigenthüm-

lichen Lehre von dem Reiche Gottes iſt das Gebot von der Vergebung begründet.

Die Verſöhnung der Menſchen mit Gott durch Chriſtum zielet zuletzt dahin, wohin alle in Chriſto offenbar gewordenen Anſtalten Gottes zielen, daß unter Chriſto, als dem Haupte, alles, was in die Verſöhnung eingegangen iſt, in ein Ganzes gefaßt werde, zu einer Gemeinſchaft, in welcher nichts Getrenntes und einander Widerſtrebendes angetroffen werde, damit durch ſie die ewige Gnade die Ströme ihrer Segnungen ergießen könne. Dieſe Gemeinſchaft iſt das Reich Gottes im Himmel. An ihr, in welcher alles Ein Herz und Eine Seele iſt, können nur ſolche Theil haben, die von ſich gethan, was Menſchen von einander abſondert und fern hält, mit einander entzweit, oder doch hindert, vollkommen Eins zu ſein in der Liebe, mithin nur ſolche, die einander vergeben haben. Im Reiche des Himmels iſt kein Raum für irgend eine Art des Uebelwollens und der kalten Entfremdung; hier iſt alles vergeben und vergeſſen, und du mußt vergeben und vergeſſen lernen, vergeben und vergeſſen auf Erden ſchon üben, wenn du in daſſelbe willſt aufgenommen werden.

Kannſt du, Chriſt, dorthin deine Gedanken erheben, und im Geiſte die Schaar der Seligen erblicken, unter

denen auch nicht der leiſeſte Mißklang vernommen wird, nicht das ſchwächſte Mißgefühl ſich regt, alle nur in der reinſten und innigſten Liebe einander begegnen, ohne daß von dir weiche, was du wider deinen Mitmenſchen auf dem Herzen haſt? Möchteſt du nicht, indem dort deine Gedanken verweilen, unter Thränen den in deine Arme ſchließen, gegen den vor wenigen Augenblicken noch dein Inneres in Unwillen und Zorn entbrannt war?

Das Chriſtenthum kennt auch ein Reich Gottes auf Erden, welches, von Chriſto geſtiftet, zugleich Bild des Reiches Gottes im Himmel und Vorbereitungsanſtalt für daſſelbe iſt. Die Chriſto in lebendigem Glauben angehören, ſind dieſes Reiches Genoſſen. Nur in dieſem Reiche kann man das Wort von der Verſöhnung ſich zueignen. Die Genoſſen deſſelben aber vernehmen das Große, das Unergründliche mit frohem Erſtaunen, mit unausſprechlicher Rührung, eignen es in Demuth ſich zu, und vereinigen ſich noch inniger in dem Glauben an daſſelbe und in den Gefühlen, die durch dieſen Glauben gewirkt werden: wie könnten ſie da noch widerwärtige Empfindungen gegen irgend einen Menſchen bei ſich nähren? Wie ſollten da nicht die Geſinnungen des herzlichen Wohlwollens gegen alle Menſchen ſich ihrer bemächtigen, in ihnen überwältigen,

was auch nur Einem feindſelig entgegen iſt, und das ganze Herz mit ihrer Milde und Freundlichkeit durchdringen?

---

Wie das Gebot von der Vergebung in den eigenthümlichen Lehren des Chriſtenthums begründet iſt: ſo geht die Erfüllung deſſelben aus der eigenthümlichen Sinnesart des Chriſten hervor.

1. In der Sinnesart des Chriſten findeſt du dich der göttlichen Vergebung bedürftig, wie du dir deiner Verwerflichkeit vor Gott, die das Wort Gottes dir vor die Augen geſtellt, und an die es dich ohne Aufhören von neuem erinnert, dir unabläſſig, unter ſchmerzlichen Bewegungen, bewußt biſt. Von dieſem Worte belehrt, daß die Verbeſſerung deines Herzens und Lebens von der Erkenntniß deiner Uebertretungen und des in dir wohnenden ſündlichen Verderbens ausgehen müſſe, haſt du dein äußerliches und innerliches Leben durchforſcht, deine ſchweren und deine leichten Sünden — die Welt nennt ſie leicht, vor Gott ſind ſie auch ſchwer — ſind an dir vorübergegangen. Erſchrocken über ihre Zahl und Größe haſt du bekennen müſſen: ſo du willſt rechten,

auf Tauſend werde ich dir nicht Eins antworten können. Die Lüſte, die in deinem Herzen ſich geregt, die ſchnöden Begierden und Leidenſchaften, von denen du dich haſt treiben laſſen, haben ſich dir in ihrer Scheußlichkeit enthüllet, und erſchrocken über die Geſtalt deines innern Menſchen, haſt du an deine Bruſt geſchlagen, und biſt in dem Ausrufe verſtummt: Gott ſei mir Sünder gnädig; dein Kind kann ich nicht heißen, laß mich deinen Knecht, deinen geringſten Knecht ſein! Wenn Gott dich nun hätte zurückweiſen, dir nicht vergeben wollen?

Das liegt jetzt hinter dir; aber das Andenken daran kann bei dir nicht verloſchen ſein. Wie dir zu Muthe geweſen, da du zweifeln mußteſt, ob Gott dir vergeben, ob er dich auch zu ſeinem geringſten Knechte annehmen könne, wie es dich gebeugt, gequält, geängſtiget hat, das wirſt du ſchwerlich jemals vergeſſen; immer wird es dir Bedürfniß bleiben, dich der göttlichen Vergebung von neuem zu verſichern. Aber auch in dem neuen Leben, in welches du durch Gottes Gnade verſetzt worden biſt, ſündigeſt du noch vielfältig, du unterläßt, was du thun, du thuſt, was du unterlaſſen ſollteſt, du ſündigeſt täglich, und nimmſt Bewegungen in dir wahr, die du nur für verdammlich erklären kannſt. Das betrübt dich tief, das verurſacht dir große Unruhe, das

liegt auf dir wie eine Laſt, davon iſt dir das Herz voll und ſchwer, und du beteſt täglich: vergib mir meine Schuld; kannſt du umhin, hinzuzuſetzen: wie auch ich vergebe meinen Schuldigern? Fließet dir nicht dabei das Herz über gegen die, die ſich an dir vergangen haben? Gereuet dich nicht jedes harte Wort, das du zu ihnen geredet, jede unfreundliche Begegnung, die ihnen von dir widerfahren? dringt es dich nicht unwiderſtehlich, ihnen von Herzen zu vergeben?

Du haſt von Gott Vergebung empfangen — und die ſüße Verſicherung davon in dein Inneres. Davon iſt dir das Herz ſo weit, ſo leicht, ſo ſtark, ſo freudig geworden, davon hat es in deinem Innern aufgejauchzt. Täglich empfängſt du Vergebung und die ſüße Verſicherung davon, und wirſt inne, welch ein köſtlich Ding es ſei, ſich der Vergebung getröſten zu können. Wenn es nun in deinem Herzen erklingt: „lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir iſt ſeinen heiligen Namen; der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen:“ kannſt du dem die Vergebung verſagen, der dich darum angeht? wirſt du ſie nicht dem, der dich nicht darum angeht, entgegen tragen?

Als Chriſt kannſt du dir auch nicht verbergen, daß du gegen deinen Nebenmenſchen gefehlt, dich an deinem Nebenmenſchen verſündigt haſt, daß du zum wenigſten

ihm nicht alles geleiſtet, was du ihm ſchuldig warſt, daß du leicht zu erfüllende Bitten kalt zurück gewieſen, daß du deinen nächſten Angehörigen oft hart geweſen, ſie mit ſcharfen Worten verletzt, durch auffahrende Reden, durch unverdiente oder zu ſchwere Vorwürfe gekränkt. Iſt dir das nicht leid? wünſcheſt du nicht ſehnlichſt, daß ſie es dir vergeben mögen? Wie könnteſt du das aber erwarten, wenn du denen nicht vergeben möchteſt, die gegen dich gefehlt haben? Haben ſie dir aber vergeben: wie könnteſt du dich erwehren, in dankbarer Anerkennung auch andern zu Theil werden zu laſſen, was dir zu deiner großen Freude zu Theil geworden iſt?

2. Biſt du ein Chriſt: dann urtheileſt du über die Handlungen, in welchen andere ſich gegen dich vergangen haben, milder. Du kennſt die menſchliche Schwachheit aus Erfahrungen, die du an dir ſelbſt gemacht, du weißt, wie leicht ein Menſch, unter dem Drange der Umſtände, in einer augenblicklichen Aufwallung, in dem eifrigen Verfolgen ſeiner Abſichten, wie leicht er aus Unachtſamkeit etwas ſagt oder thut, was einen andern verletzt, und was er mit Bedacht nicht würde geſagt oder gethan haben, und das hat dich gegen alle menſchlichen Fehltritte nachſichtig und duldſam gemacht, ſo

daß du ſie mehr mit Wehmuth, als mit Unwillen betrachteſt. Dieſe Nachſicht, dieſe Duldſamkeit bringſt du den Kränkungen, die dir von Menſchen widerfahren, entgegen, weshalb ſchon du ſie ihnen nicht hoch anrechnen kannſt. Du achteſt nicht blos auf das Wort und die That, ſondern fragſt auch, wie dieſer Menſch dazu gekommen ſein möge, ſo zu reden, ſo zu thun, ob du ihm nicht dazu Anlaß gegeben, ob nicht dabei eine Uebereilung Statt gefunden, ob es denn auch wirklich, was gewiß nur ſelten der Fall ſein wird, darauf abgeſehen geweſen, dich zu kränken?

Der natürliche Menſch iſt geneigt, dem, was ſeine Nebenmenſchen an ihm ſündigen, die ſchlimmſte Deutung zu geben, und in allem, was ihn verletzt, eine abſichtliche Beleidigung zu ſehen. Als Chriſt biſt du geneigt, alles auf das günſtigſte zu deuten, du entſchuldigſt, was nur irgend entſchuldigt werden kann, und nimmſt nur da eine abſichtliche Beleidigung an, wo ſich dieſe gar nicht verkennen läßt, und ſich dir unwiderlegliche Beweiſe davon aufdringen. Aber auch hier wirſt du noch manches aufzufinden wiſſen, wodurch das Vergehen verringert wird.

Dem Chriſten wird es nicht ſo ſchwer, das Unrecht, welches man ihm anthut, zu ertragen, weil er es

in ſeiner wahren Geſtalt ſieht, und, nach ſeiner unbefangenen Gemüthsart, es nicht mit dem Auge des Argwohnes, ſondern dem der Billigkeit und Milde betrachtet.

3. Als Chriſt ſtehſt du auf einer Höhe der Geſinnung, auf welcher das, was dir von Menſchen widerfährt, dir zumeiſt als etwas Geringes erſcheint, und Kränkungen, über welche andere ſich entrüſten und erbittern, kaum von dir empfunden werden. Hat man dich getadelt, bitter getadelt: du weißt Lob und Tadel der Menſchen zu würdigen. War der Tadel gerecht, ſo machſt du ihn dir zu Nutze; war er ungerecht, ſo begnügſt du dich mit dem Zeugniſſe deines Gewiſſens und der befugten Beurtheiler. Hat man Ehrenrühriges dir nachgeſagt: deine Ehre bei Gott iſt dadurch nicht angetaſtet worden, hat dadurch nicht angetaſtet werden können, und der vergänglichen Ehre bei den Menſchen kannſt du einen ſo hohen Werth nicht beilegen, durch die Schmach bei den Menſchen, die ſo oft das Höchſte und Heiligſte getroffen, kannſt du dich nicht erniedrigt glauben. Hat man dich an deinem zeitlichen Gute verkürzt: an dem zeitlichen Gute hängt dein Herz nicht, was du durch Menſchen verloren, haſt du nach Gottes Willen verloren, und mehr, als Gott dir geben und laſſen will, begehreſt

du nicht zu beſitzen; auf dieſen Willen, nicht auf des Menſchen That richten ſich deine Gedanken, darum kannſt du dem Menſchen, durch welchen du den Verluſt erlitten haſt, nicht zürnen. Hat man dich an der Ausführung deiner Abſichten verhindert: du beſtehest nicht darauf, deine Abſichten zu erreichen; du haſt dies in Gottes Hand gelegt, daß es damit gehe, wie es ihm gefällt, und daran, daß du ſie nicht zur Ausführung bringen kannſt, erkennſt du, daß es nicht die rechten geweſen; dir iſt nur daran gelegen, daß das wahrhaft Gute zur Ausführung gelange, und das wird kein Menſch zu verhindern im Stande ſein. Haben thätliche Mißhandlungen dich verletzt, Worte des Ingrimmes, der Verachtung, des Hohnes dein Herz verwundet: das gehet freilich an das innerſte Leben; aber als Chriſt erkenneſt du darin eine von Gott über dich verhängte Prüfung, und ſinneſt nur darauf, wie du ſie würdig beſtehest, wie ſie dir zur Läuterung und Vervollkommnung in deinem Chriſtenleben gereiche; ſo wird dir die Uebelthat zur Wohlthat, und du kannſt auch dieſes vergeben.

Begegnete dir aber etwas, das du an ſich nicht als ein Geringes anſehen könnteſt: in der Betrachtung der herrlichen Dinge, welche das Evangelium dir anpreiſet,

darbietet und zuſichert, wirſt du dich darüber hinweg ſetzen.

4. Das Vorherrſchende in der Sinnesart des Chriſten iſt die Liebe. Die Liebe aber eifert nicht, ſie trägt nicht nach, ſie läßt ſich nicht erbittern. Sie duldet keine widerwärtige Empfindung gegen andere im Gemüthe, ſie löſcht ſofort aus, was von der Art in demſelben ſich regen will, ſie iſt langmüthig und freundlich. Nichts iſt ihr peinlicher, als Unwillen zeigen zu müſſen, wozu ſie doch oft genöthigt iſt. Ihr iſt es Bedürfniß, wie zu geben dem Wohlwollenden, ſo zu vergeben dem, der an ihr übel gethan, ſie hat immer ſchon vergeben, ehe ihr das Unrecht widerfahren. Wenn Paulus auf die Ermahnung: „vergebet euch unter einander, gleich wie auch Chriſtus euch vergeben hat," die Worte folgen läßt: „ziehet an die Liebe, welche das vollkommene Band iſt:" ſo gibt er damit zu verſtehen, daß da, wo die Liebe waltet, das Vergeben ſich von ſelbſt finde. Könnteſt du nicht vergeben: ſo dürfteſt du dich auch der Liebe nicht rühmen; kannſt du nur die geringe Beleidigung vergeben, ſo kann deine Liebe nicht groß ſein.

Wäre dem Chriſten, den der Geiſt der Liebe regiert, alles andere, was zum Vergeben bewegen kann, fremd, die Liebe würde ihn dazu nöthigen. Zu allem andern

aber auch, was zum Vergeben ihn antreibt, wirket die Liebe mit. Das Vergeben aus Liebe iſt erſt das rechte, das völlige, das wahrhaft chriſtliche Vergeben.

Sollte bei dem Chriſten die Liebe einmal erkalten, oder wäre ſie noch nicht ſtark genug, das Gefühl einer ſchweren Beleidigung, einer unverkennbar abſichtlichen Kränkung zu überwinden: ſo richtet er ſeinen Blick auf den Heiland am Kreuze, und höret ihn, in der ſchrecklichen Marter, für diejenigen, die ſie ihm zugefügt haben und ihn unter derſelben mit dem gräßlichſten Spotte verhöhnen, beten: „Vater, vergib ihnen," und alsbald weichen die finſtern Geiſter von ihm, und die Wallungen der Entrüſtung verwandeln ſich in Wünſche und Gebete der Liebe. Es iſt die Sinnesart des Chriſten, dem Heilande nachzuahmen; darum kann er, ihn vor den Augen, die Uebelthat nur vergelten mit Wohlthat, nur ſegnen, die ihm fluchen, und für die beten, die ihn beleidigen und verfolgen.

Vergeben, chriſtlich vergeben, vergeben aus Liebe, welch eine große, herrliche Sache!

O des qualvollen Zuſtandes, in dem du dich befindeſt, wenn du dich wegen einer erlittenen Kränkung gegen einen andern in ſeinem Innern erbittert haſt! Es laſtet auf dir und preßt dir das Herz; du trägſt es mit

dir umher, es reizet dich, dich noch mehr zu erbittern, und treibt von dir weg jeden guten, jeden frohen Gedanken. Du wirſt an dieſen Menſchen erinnert, du hörſt ſeinen Namen, dieſer Menſch tritt dir vor die Augen: welche Empörung, welch Kochen und Fluthen in deiner Bruſt! Dieſer Menſch iſt vielleicht Einer deiner nächſten Angehörigen, den du in reiner und voller Liebe umfangen möchteſt. Du ſuchſt ihm auszuweichen; aber du biſt genöthigt, mit ihm zu verkehren, da wendeſt du das Angeſicht von ihm ab. Du ſollſt ihm den Morgengruß bringen, du ſollſt ihm Gottes Segen wünſchen, und die Worte erſticken in Seufzern. Du ſollſt in inniger Herzensgemeinſchaft und in aller Vertraulichkeit mit ihm wandeln, und kannſt nur mit finſtern Mienen und Augen voll Thränen neben ihm her gehen. Das Leben könnte ſo heiter, ſo ſchön ſein, und iſt ſo düſter, ſo jammerreich.

Das erträgſt du nicht länger. Du überwindeſt dein Herz, du reichſt dem Beleidiger die Hand und ſprichſt: es ſoll vergeſſen ſein. Da fällt die Laſt von dir ab, da erweitert ſich die beengte Bruſt, da ſchlägt das gepreßte Herz wieder freien Schlag, da erheitern ſich die finſtern Mienen, ſie ſtrahlen von Himmelsfreude, und ganz andere Thränen füllen die Augen. Heil dir! die böſen Geiſter haben dich verlaſſen, die guten haben ſich dir

wieder zugeſellt, und den Frieden Gottes in dein Inneres und über deine Tage gebracht. Der Entfremdete, der Verlorene gehört dir wieder an — er gehört dir vielleicht noch mehr an, als ehedem. Du haſt ihn dir von neuem gewonnen, und darſt hoffen, ihn nun ewig den Deinigen nennen, ewig ſeiner dich freuen zu können.

## II.

# Die beſtändige Fröhlichkeit.

Seid allezeit fröhlich.
1 Theſſal. 5, V. 16.

Wie denn, iſt das Fröhlichſein etwas, das ſich befehlen läßt? Kann der Menſch fröhlich ſein nach ſeinem Willen? Im Allgemeinen gewiß nicht; im Allgemeinen kann er es nur da, wo er beſondere Urſache dazu bei ſich findet. Wohl aber kann er es, wenn er, ein wahrer Chriſt, mit Chriſto in einem lebendigen Glauben verbunden iſt und Chriſti Sinn hat. Dann bedarf es bei ihm der beſondern Urſache nicht, weil ſich ihm in ſeinem Chriſtenſtande immer Urſache genug darbietet, und es kommt nur darauf an, daß er ſich dieſer Urſache recht bewußt werde, und dem wehre, was ihn hindern will. Dahin nun gehet die Forderung.

Der Chriſt kann allezeit fröhlich ſein — in ſeinem Glauben an ſeine Verſöhnung mit Gott durch Chriſtum. So lange dieſer Glaube noch nicht in ihm lebendig ge-

worden, mußte er, mit dem Fluche der Sünde und dem heiligen Zorne Gottes belaſtet, von ſeinem Gewiſſen angeklagt und verurtheilt, bekümmert, niedergebeugt und angſtvoll einher gehen. Als er es nun vernahm, und es ihm in das Herz ging: „Gott war in Chriſto und verſöhnete die Welt mit ihm ſelber," und er es glaubig ſich zueignen konnte, und er nun mit Zuverſicht ſprechen durfte: „mir ſind meine Sünden vergeben, und Gott iſt nicht mehr von mir abgewandt," da hat es in ſeinem Innern aufgejauchzt, und hiervon iſt ein beſtändiger Freudenklang in ihm geblieben, ein frohes Bewußtſein, das ihn allenthalben begleitet. So oft eine Anklage ſich wider ihn erhebt, triumphirt es in ſeinem Gemüthe: „iſt Gott für mich, wer will wider mich ſein? wer will verdammen? Chriſtus iſt hier, der geſtorben und auferwecket iſt, und ſitzet zur rechten Hand Gottes und vertritt mich."

In dem Bewußtſein ſeiner Verſöhnung mit Gott übt er, wie dieſes Bewußtſein ihn antreibt, unabläſſig Gott gefälliges Wirken. Was er thut, das iſt auf die Beförderung der Zwecke Gottes gerichtet, dem Willen Gottes gemäß; was er gethan, das iſt wohl, es iſt in Gott, es iſt im Segen gethan. Deß gibt ſein Gewiſſen fort und fort ihm Zeugniß, und er findet ſich dabei mit Gott nicht blos in Uebereinſtimmung, ſondern auch, als ſein Werkzeug, in inniger Gemeinſchaft. Wie ſollte er

nicht fröhlich ſein? „Ich wandle fröhlich,“ ſingt der 119te Pſalm, „denn ich ſuche deine Befehle.“ „Es müſſen ſich freuen und fröhlich ſein,“ heißt es in Davids Munde, „die nach Gott fragen.“ „So ihr meine Gebote haltet,“ ſpricht der Herr, „wird meine Freude in euch bleiben und eure Freude vollkommen ſein.“

Dabei beſeelt ihn die lauterſte Geſinnung — Liebe, Liebe zu Gott, Liebe zu Chriſto, Liebe zu den Menſchen. Dieſe Liebe hat ſein Inneres erfüllt, die quälenden Leidenſchaften darin niedergekämpft, die einander widerſtrebenden Gedanken, Gefühle und Neigungen beſänftigt und geordnet, ihr ſtilles und mildes Weſen durch daſſelbe verbreitet, und bewirkt, daß er Gottes ſich freuen kann, wie Johannes ſpricht: „ſo uns unſer Herz nicht verdammt, haben wir eine Freudigkeit zu Gott, denn wir halten ſeine Gebote, und thun, was vor ihm gefällig iſt.“ Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. In Gott aber kann man nur Freude haben, und das Wohnen Gottes in uns kann nur unter freudigen Bewegungen empfunden werden. Was iſt auch die Liebe in ihrem Weſen anders, als Freude?

Wie der Chriſt in dem Stande der Verſöhnung Gott liebt: ſo weiß er ſich auch geliebt von Gott — mit der zärtlichſten Liebe. Wenn es dich nun ſchon ſo glücklich macht, von ſchwachen, ſündigen, veränderlichen

und ſterblichen Menſchen geliebt zu ſein, wie glücklich muß es dich machen, die Liebe Gottes, des Allmächtigen, Heiligen und Unveränderlichen zu beſitzen, eine Liebe, die, größer als Vater- und Mutterliebe, ohne Maß und Grenze in Ewigkeit währet, und von der alle menſchliche Liebe nur ein geringer Ausfluß iſt. O, mein Gott, was iſt denn ſo groß und herrlich, daß es nur entfernter Weiſe mit deiner Liebe könnte verglichen werden? Was fehlt mir denn noch, wenn du mich liebſt? Mag ich arm, verlaſſen und vergeſſen, in der tiefſten Niedrigkeit meine Tage zubringen, mag mir alles verſagt bleiben, was ich mir ſonſt wünſche, mögen die Menſchen mich verachten und haſſen: an deiner Liebe habe ich genug und werde mich nimmer beklagen, ſie kann mir alles erſetzen, mich für alles entſchädigen. Deine Liebe iſt der Inbegriff der heiterſten Gedanken — tägliches Wohlleben der Seele. Indem ich mir denke, daß du mich liebſt, weichen alle Trauergeiſter von mir, und mich durchdringt das ſüßeſte Vergnügen.

Von Gott geliebt ſteht der Chriſt zu Gott in dem Verhältniſſe des Kindes zum Vater. „Ihr habt nicht einen knechtlichen Geiſt empfangen," ſchreibt Paulus, „daß ihr euch abermal fürchten müßtet, ſondern ihr habt einen kindlichen Geiſt empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater!" Mein Vater, das iſt der

ſüße Name, mit welchem der Chriſt den höchſten Gegenſtand ſeiner Ehrfurcht, ſeiner Liebe und ſeines Vertrauens, den Schöpfer des Himmels und der Erde benennt. Durch Chriſtum hat er, wie Paulus ſpricht, Freudigkeit und Zugang zu Gott in aller Zuverſicht. Seinem Vater nahet er ſich, ſo oft ihn darnach verlangt, ohne irgend eine Scheu, eine Verlegenheit. Vor ſeinem Vater erſcheint er, ihm ſeine geheimſten Gedanken und alles, was ſein Inneres bewegt, ſeinen Schmerz, ſeine Luſt, ſeine Bekümmerniſſe, ſeine Sorgen, ſeine Hoffnungen zu offenbaren, ihm ſeine Noth, ſeine Bedrängniß, ſeine Vergehungen und Fehltritte zu klagen, ihn um ſeine Vergebung, ſeine Hülfe und ſeinen Segen zu bitten. „Das iſt die Freudigkeit," ſpricht Johannes, „die wir haben zu ihm, daß er uns höret, ſo wir etwas bitten nach ſeinem Willen." Der Chriſt aber bittet immer nach Gottes Willen, da er, wo er darüber ungewiß iſt, ob das von ihm Gewünſchte ihm nicht ſchädlich ſein möchte, Gott anheim ſtellt, ob er es ihm gewähren möge. O, der köſtlichen Stunden, die der Chriſt betend mit Gott zubringt! und wie wacker, wie frei, wie kräftig und fröhlich ſiehet man ihn, wenn er mit Gott geredet hat!

So darf er ſich denn auch der treueſten Obhut und Fürſorge verſichert halten. Als Kind ruht er in den Armen und an dem Herzen ſeines himmliſchen Vaters.

Sein Vater im Himmel kennet ihn, und weiß um alles, was ihn angeht, weſſen er bedarf, was ihm fehlt, was ihn betrübt und was ihn erfreuen kann. Des Vaters Liebesauge ſieht ihn allenthalben, des Vaters ſtarker Arm iſt ausgeſtreckt, ihn zu beſchützen, des Vaters Hand leitet ihn, und bahnt ihm die Wege, die er gehen ſoll. Sein Vater hat für ihn alles auf das Beſte bedacht, berathen und eingerichtet, wendet von ihm ab, was ihm ſchaden könnte, ſtehet ihm bei in ſeinen Bedrängniſſen, hilft ihm aus ſeinen Aengſten, und gibt ihm, was ihm nöthig und heilſam iſt, daß er allezeit mit David ſprechen kann: „ich freue mich und bin fröhlich über deiner Güte.“

Als Kind Gottes empfängt der Chriſt von der Huld und Gnade ſeines Vaters täglich Beweiſe in den mannichfaltigſten Wohlthaten. Alles, was Gottes Schöpfung dem Menſchen überhaupt zum Nutzen und Vergnügen darbietet, betrachtet er als das Seinige, weil er daran, als an etwas, das die Hand ſeines Vaters hervorgebracht, ſein Ergötzen haben kann. Was andern Menſchen, als näheres Eigenthum, beſonders überwieſen worden, gehört ihm darin, daß er ſich mit ihnen freut, auch an, und was ihm zu ſeinem beſondern Gebrauche und Genuſſe zugefallen, das gebraucht und genießt er, wie das Kind die Güter des väterlichen Hauſes, mit

Kindesrecht und Kindeszuverſicht und voller Kindesfreude. Iſt deſſen wenig: nun er ſiehet doch darin die Güte ſeines Vaters, die ihm mehr verliehen haben würde, wenn ihm das gut wäre, er hat daran eine Verſicherung, daß Gutes und Barmherzigkeit ihm folgen werden ſein Leben lang, und dient ihm zum Unterpfande von den viel herrlichern Dingen, die das rechte Vaterhaus ihm aufbewahrt, von Dingen, die kein Auge geſehen, kein Ohr gehört hat, die in keines Menſchen Herz gekommen ſind, und die auch auf Erden keines Menſchen Herz würde faſſen können. „Sind wir Kinder, ſo ſind wir auch Erben, Erben Gottes und Miterben Chriſti;" Erben alles deſſen, was Gott geſchaffen hat, und was ſeine Allmacht unaufhörlich in das Daſein ruft. Die Gottſeligkeit hat die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens.

---

Wenn denn nun auch der Chriſt vermöge ſeines Chriſtenſtandes im Allgemeinen fröhlich ſein kann: wird er es denn auch unter allen Umſtänden und in allen Verhältniſſen ſeines Lebens können, wie die Forderung „ſeid allezeit fröhlich" ihm anzuſinnen ſcheint, und jener andre Zuruf: „freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal ſage ich: freuet euch?"

Im Beſitze theurer Güter, bei erfreulichen Ereigniſſen und ſich darbietenden Ergötzlichkeiten, ſcheint die Sache überall keine Schwierigkeit zu haben. So ſcheint es, aber ſo iſt es nicht. Sind denn alle, die ſich im Beſitze theurer Güter befinden, denen Erfreuliches begegnet iſt, denen Ergötzlichkeiten in reicher Mannichfaltigkeit ſich darbieten, auch wahrhaft fröhlich? O, wie viel fehlt daran! Der Ausgelaſſenheit und der Verſtimmung finden wir unter ihnen allenthalben genug — der wahren Fröhlichkeit allenthalben wie wenig! Auch das iſt eine Kunſt: im Glücke fröhlich ſein. Der Chriſt übt ſie, ohne es zu wiſſen. Er bringt den angenehmen Dingen das gute Bewußtſein entgegen, ohne welches es nicht möglich iſt, ſich ihrer recht zu erfreuen. Er erkennt in ihnen Gottes Gabe, Zeichen ſeiner Huld und Gnade, und das gibt ihnen in ſeinen Augen einen noch viel höhern Werth, als ſie an ſich ſelbſt haben. Sie erwecken in ihm eine herzliche Dankbarkeit gegen den, der ſie ihm gewähret hat — welch ein fröhlich Geſchäft aber für ihn, dem Herrn danken und lobſingen dem Namen des Höchſten! wie viel theurer wird ihm die Wohlthat dadurch, daß er für ſie danken kann! Er nimmt alles in ein klares, ſtilles und wohlgeordnetes Gemüth auf; er bleibt bei dem Gebrauche und Genuſſe des ihm Verliehenen der heiligen Gegenwart Gottes immer eingedenk;

im Andenken an dieſelbe hütet er ſich vor Verſündigung und vermeidet das Uebermaß, wodurch er ſich die reine Stimmung bewahrt, in welcher allein man wahrhaft fröhlich ſein kann, und behält von der froh verlebten Zeit immer fort eine frohe Erinnerung.

Der Chriſt kann fröhlich ſein bei ſeiner Arbeit, wie ſehr ſie auch in ihrer Beſchaffenheit geeignet ſein möchte, Unluſt zu erwecken. Das Werk, welches er betreibt, iſt ihm von Gott angewieſen, und hat darin, wie wenig es auch von den Menſchen geachtet werde, eine große Ehre. Indem er ſich für daſſelbe thätig zeigt, dient er Gott, und Gott dienen, das iſt ſeines Herzens Luſt. Er lebt damit ſeinen Berufe, und ſeinem Berufe iſt er mit ganzer Seele ergeben. Finden ſich Schwierigkeiten, ſo freuet er ſich der Gelegenheit, die ſich ihm darbietet, ſeinen Gehorſam zu beweiſen und ſeine Kräfte zu üben. Dabei vertraut er auf Gottes Beiſtand; iſt er ſelbſt ſchwach, ſo iſt Gottes Kraft in ſeiner Schwachheit mächtig. Mit friſchem Muthe beginnt er, mit freudigem Eifer vollführt er das Begonnene. Gott ſiehet ihn, bemerkt mit Wohlgefallen ſeinen Eifer und ſeine Treue, und wird vielfältigen Segen darauf legen, und dermaleinſt ſeine Anſtrengungen überſchwänklich belohnen.

Der Chriſt kann fröhlich ſein bei widerwärti-

gen Ereigniſſen, bei Fehlſchlagungen, die er erfährt, bei Verluſten, die er erlitten, bei empfindlichen Kränkungen, die ihm von Menſchen zugefügt worden. Er erblickt in ihnen Gottes natürliche Schickung zu ſeinem Glücke, beſtimmt, ihn zu läutern, und in der chriſtlichen Tugend zu vervollkommnen, wie Paulus ſpricht: „wir rühmen uns auch der Trübſal, da wir wiſſen, daß Trübſal Geduld bringt, Geduld aber bringet Bewährung, Bewährung bringt Hoffnung, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden," und Petrus: „Ihr ſeid nun traurig in mancherlei Anfechtungen, auf daß euer Glaube rechtſchaffen und viel köſtlicher erfunden werde, denn das vergängliche Gold, das durchs Feuer bewähret wird, zu Lob, Preis und Ehre, wann nun geoffenbaret wird Jeſus Chriſtus," und Jacobus: „ſelig iſt der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewähret iſt, wird er die Krone des Lebens empfangen." Er freuet ſich der Trübſal, als einer Auszeichnung, als einer beſondern Gnade Gottes, als eines Merkmales ſeiner Erwählung, als des Mittels ſeiner Bewährung und Heiligung. Er freuet ſich, bei derſelben, ſeiner Gemeinſchaft mit Chriſto, wie Petrus auffordert: „ſo freuet euch nun, daß ihr mit Chriſto leidet, damit ihr zur Zeit der Offenbarung ſeiner Herrlichkeit Freude und Wonne habet." Er freuet ſich der

Nähe ſeines Gottes, von der er ein ſo ſicheres Bewußtſein hat, und die ſich ihm ſo oft fühlbar macht, mannichfaltiger Hülfen, reicher Erquickungen und ſüßer Tröſtungen, die ihm zu Theil und beſonderer Zeichen des göttlichen Wohlgefallens, die ihm gegeben werden. Freilich, wie an ſeinem guten Tage, ſo kann er am böſen nicht fröhlich ſein; aber wie Paulus ſpricht: „die da trauern als trauerten ſie nicht, als die traurigen doch allezeit fröhlich," und nicht ſelten fällt in ſeine tiefſte Betrübniß ein Freudenblick von oben, der einen hellen Schein weit durch dieſelbe verbreitet.

Aber bei großen Schmerzen, in des Leibes Pein und Qual — kann der Chriſt auch da fröhlich ſein? Es gibt eine Höhe des Glaubens, auf welcher er es kann, die Beiſpiele ſind in nicht geringer Zahl vorhanden. Bei denen aber, welche dieſe Höhe noch nicht erreicht haben, leuchtet von den fröhlichen Gedanken, die ſie beſtändig mit ſich umher tragen, etwas in den Körperſchmerz hinein, das nicht ſelten einen heitern Schimmer auf das Angeſicht und ein Lächeln um die Lippen bringt.

Der Chriſt kann fröhlich ſein bei dem Gedanken an die Zukunft. Biſt du nicht Chriſt: ſo mußt du den Gedanken an die Zukunft von dir weiſen, oder dir die Uebel verbergen, die in derſelben dich treffen können, oder über dieſe Uebel mit den thörichteſten Hoffnungen dich

täuſchen, um nicht durch ſie auf das heftigſte beunruhigt zu werden. Als Chriſt kannſt du ſie alle in das Auge faſſen, du kannſt dich von jedem derſelben in der Nähe bedroht ſehen, ohne zu erſchrecken. Meine Sache, ſpricht der Chriſt, iſt in Gottes Hand, die Haare auf meinem Haupte ſind alle gezählt, mir wird nichts begegnen, als was Gott über mich beſchloſſen hat, und was er über mich beſchloſſen hat, das kann nur zu meinem Heile führen. Es kann mir manches widerfahren, das mir mißfällt, mir Schmerz verurſacht, aber auch dies wird meinem wahren Glücke zur Förderung gereichen müſſen. Dies iſt mir ſicher geſtellt, ſo weit ich es nicht ſelbſt verſcherze. Wie ſollte denn irgend etwas mir ſchaden können? Treten mir Hinderniſſe in den Weg, zeigen ſich bedenkliche Umſtände, drohet hartes Ungemach, rüſten ſich Menſchen, mich zu verderben: Gott wirds machen. Auch für die Zukunft findet er ſich unter dem Schutze, der Leitung und der treueſten Fürſorge ſeines Gottes. Dem befiehlt er ſeine Wege und iſt fröhlich in guter Zuverſicht.

Auch vor dem Tode darf der Chriſt nicht erſchrecken. Er hat ſich damit vertraut gemacht, und hält es ſich immer gegenwärtig, daß er ſterben wird; er hat ſich zu ſeinem Sterben bereitet; von der Zeit ab, wo er Chriſt geworden, iſt ſein ganzes Leben Vorbereitung zum Sterben geweſen. Der Tod, er trete ihn an früher oder

ſpäter, wird ihn fertig und willig antreffen. Er getröſtet ſich eines gnädigen Gottes in wohlbegründetem Vertrauen. Der wird ihn abrufen zur rechten Stunde. Wohin ihn abrufen? In die Heimath, in das Vaterhaus, an das Vaterherz, in das Reich des Friedens und der nie getrübten Freude. Hat er nicht auch die Unvollkommenheit der irdiſchen Dinge gefühlt? o, gar oft, gar oft hat es in ihm geſeufzt: ich habe Luſt abzuſcheiden. Iſt ihm kein ungeſtilltes Sehnen geblieben? o, gar manches heiße und unausſprechliche. Wie ſollte er nicht fröhlich ſein, dahin zu gelangen, wo er finden wird, was er hier immer vergebens geſucht hat — das Vollkommene, und wiederfinden in himmliſcher Verklärung das, woran er hier reine Freude gehabt. Oder könnte er etwa Zweifel hegen? Iſt nicht auch zu ihm das Wort des Herrn geſprochen: „freuet euch, daß eure Namen im Himmel angeſchrieben ſind?“

---

Der Chriſt kann nicht blos, er ſoll auch allezeit fröhlich ſein. Paulus fordert es: ſeid allezeit fröhlich.

Die beſtändige Fröhlichkeit erweiſt ſich ſchon dadurch als die wahre chriſtliche Gemüthsverfaſſung, daß ſie aus dem Weſen des Chriſtenthums, aus dem Stande und

den Ueberzeugungen des Christen, wo nicht etwas anderes entgegen wirkt und man sich dieses Standes und dieser Ueberzeugungen lebhaft genug bewußt ist, von selbst hervorgeht.

Nein, nichts kann dem Christenthume fremder sein, als dumpfes, niedergeschlagenes, trübsinniges, ängstliches Wesen. Um es darein setzen, oder damit nur in Verbindung bringen zu können, mußtest du in das lichthelle, fröhliche Evangelium noch nie einen unbefangenen Blick geworfen haben. Findet sich solches Wesen, wie zuweilen der Fall ist, bei wahren Christen: so kann dies nur entweder von krankhaften Körperzuständen, oder von einem natürlichen Hange zur Schwermuth herrühren. Diesen sinnet Paulus mit der Forderung: seid allezeit fröhlich, an, dem entgegen zu arbeiten durch fröhliche Gedanken und insbesondere dadurch, daß sie das Bewußtsein ihres glücklichen Verhältnisses zu Gott und ihrer fröhlich machenden christlichen Ueberzeugungen in sich erhöhen. Das Letztere sinnet er allen an, bei denen die christliche Fröhlichkeit noch nicht recht hat aufkommen können.

Der Christ ist von dem Geiste des Herrn beseelt; der Geist des Herrn aber ist ein gewisser und freudiger Geist. Der Christ gehöret dem Reiche Gottes an; das

Reich Gottes aber iſt Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geiſte.

Siehe auf Chriſtum, deinen Meiſter. Sein Weſen, ſein Erſcheinen, alles, was an ihm ſich dir darſtellt, alles, was er thut, athmet Fröhlichkeit. Ein Hauch von Fröhlichkeit wehet dich an in jedem Worte, das aus ſeinem Munde geht. In ſeinem feierlichſten Ernſte, in ſeiner tiefſten Traurigkeit, in ſeinem Zürnen und Strafen iſt immer ein Ausdruck von Fröhlichkeit wahrzunehmen. Willſt du dir ſein Angeſicht denken, du kannſt es dir nicht anders vorſtellen, als von Schimmern der Fröhlichkeit übergoſſen.

An dem Manne, der die Forderung, allezeit fröhlich zu ſein, an uns ergehen läßt, fällt unter den vielen Eigenſchaften, die ihn ſo herrlich auszeichnen, keine mehr in die Augen, als ſeine beſtändige Fröhlichkeit. Alle ſeine Lehren und Ermahnungen, das läßt ſich gar nicht verkennen, kommen aus einem fröhlichen Herzen, und jene Aufforderung iſt nichts anders, als ein Erguß deſſen, wovon er beſeelt iſt. Fröhlich durchziehet er die Länder, fröhlich durchſchifft er die Meere. Fröhlich thut er ſeinen Mund auf, hier ſich zu verantworten, da den Rath Gottes und den Weg des Heiles zu verkündigen. Du findeſt ihn fröhlich in ſaurer Arbeit und drängendem Ungemach, fröhlich in Gefahren unter Juden, unter Heiden und unter den falſchen Brüdern, fröhlich in Hunger

und Durſt, in Froſt und Blöße, fröhlich vor Felix, Feſtus und Agrippa, fröhlich im Gefängniß, in Banden und unter Schlägen. „Wir haben allezeit Trübſal," ſpricht er, „aber wir ängſtigen uns nicht, uns iſt bange, aber wir verzagen nicht. Wir tragen allezeit das Sterben des Herrn Jeſu an unſerm Leibe, auf daß auch das Leben des Herrn Jeſu an unſerm Leibe offenbar werde. Ob auch unſer äußerlicher Menſch verweſet, ſo wird doch der innerliche von Tage zu Tage erneuert. In dem allen überwinden wir weit um deß willen, der uns geliebet hat, denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürſtenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes mich ſcheiden mag von der Liebe Gottes, die in Chriſto Jeſu iſt, unſerm Herrn." Und da er merket, daß die Zeit ſeines Abſcheidens vorhanden iſt, triumphirt er: „ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten, hinfort iſt mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit."

„Ein fröhliches Herz," heißt es bei Sirach, „iſt des Menſchen Leben." Es macht zu allen guten Dingen, und beſonders zu den Werken der Liebe willig und geſchickt. Wann geht die Noth des Nächſten dir am leichteſten zu Herzen, wann dringt es dich am ſtärkſten, dich des Unglücklichen zu erbarmen, wann findeſt du dich am

meiſten geneigt, zu helfen und zu dienen, Geduld zu haben mit den Fehlern andrer, zu überſehen, zu vergeſſen, worin man ſich gegen dich vergangen, wann zeigeſt du dich am meiſten eifrig und rüſtig zu deinem Werke, am meiſten wacker und tüchtig zu deſſen Ausrichtung, wann geht dir alles am glücklichſten von Statten? Gewiß zu der Stunde, wo dein Herz fröhlich iſt. Welches ſind deine gelungenſten Arbeiten? Gewiß diejenigen, die du mit fröhlichem Herzen vollbracht haſt.

Das Werk unſrer Heiligung, obgleich es bei demſelben an mannichfaltigen Betrübungen nicht fehlen kann, wird durch nichts ſo ſehr gehemmt, als durch Mißmuth und anhaltende Niedergeſchlagenheit, und durch nichts ſo ſehr gefördert, als durch eine fröhliche Gemüthsverfaſſung, durch fröhliches Wachen, Beten und Ringen.

So thue denn, mein Chriſt, von dir, was dich hindern will, allezeit fröhlich zu ſein. Erfülle dein Inneres mit den fröhlichen Gedanken, die dein Chriſtenglaube in ſich faßt, erhalte in dir beſtändig ein deutliches und lebendiges Bewußtſein der Vorzüge deines Chriſtenſtandes, der Liebe deines Gottes, deren du dich getröſten darfſt, des Kindesrechtes, das du in derſelben beſitzeſt, und des reichen Erbes, das dir aufbewahrt wird, und bringe dieſe Gedanken und dieſes Bewußtſein entgegen den angenehmen Dingen, die dir zu Theil werden, auf

daß du ihrer heilig und innig dich freueſt, den Arbeiten, die dir obliegen, auf daß du ſie eifrig und fröhlich ausrichteſt, den Prüfungen, die dir beſchieden ſein mögen, auf daß du ſie würdig und fröhlich beſteheſt, den Sorgen, die ſich dir nahen, auf daß du getroſt und fröhlich in jede Zukunft blickeſt, dem Tode, wenn er dich erſchrecken will, auf daß du in ihm den Boten des Friedens, den Führer zum ewigen Leben fröhlich begrüßeſt.

## III.

# Des Chriſten Ruhm.

Unſer Ruhm iſt das Zeugniß unſers Gewiſſens, daß wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleiſchlicher Weisheit, ſondern in der Gnade Gottes, auf der Welt gewandelt haben, allermeiſt aber bei euch.

2 Cor. 1, V. 12.

Von einem Ruhme redet Paulus, und freuet ſich, wie ſich gar nicht verkennen läßt, deſſelben, als des ſeinigen? Kann denn der Chriſt, den ſein Sinn über die Dinge dieſer Welt ſo hoch erhebt, auf den Ruhm ein Gewicht legen, er, in ſeiner Demuth, auch nur Gedanken des Ruhmes bei ſich Raum geben? Hören wir nicht von allen Seiten Stimmen der Erleuchteten, die des Ruhmes Eitelkeit predigen?

Der Ruhm, nach welchem die Welt trachtet, und an den ſie nicht ſelten alles ſetzt und wagt, der iſt allerdings eitel. Seiner begehret der Chriſt nicht, ihn meinet der Apoſtel nicht. Es gibt aber einen andern Ruhm, der unvergänglichen Werth hat, von dem das Herz deſſen, der ihn beſitzt, in guter Zuverſicht jauchzet, und der mit ihm hinüber geht. Den meinet Paulus und bezeichnet ihn als beſtehend in dem Zeugniſſe ſeines Gewiſſens, daß er in Einfalt und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleiſchlicher Weisheit, ſondern in der Gnade Gottes auf der Welt gewandelt habe. Dieſen Ruhm erkennet mit dem Apoſtel der Chriſt für ſeine Sache, von ihm immer mehr ſich anzueignen, zeiget er ſich unabläſſig eifrigſt bemüht.

Laß uns ihn näher in das Auge faſſen.

Das Wort, welches Luther durch Lauterkeit überſetzt hat, bedeutet urſprünglich etwas, das, von dem Lichte der Sonne beleuchtet, ohne Fehl und Makel erſcheint, das ſeiner Regel und Beſtimmung ganz und durchaus Angemeſſene. Ein Wandel in der Lauterkeit Gottes (wie es im Grundterte heißt) wäre demnach ein Wandel, der vor Gott rechtſchaffen und unſträflich erfunden wird, weil er mit dem Willen Gottes übereinſtimmt, ein Wandel, in welchem man keine andere Vorſchrift gelten läßt, als das heilige Gebot Gottes, nach dieſem alles richtet und dieſem alles unterwirft — die eigne Luſt, den eignen Vortheil, die eigne Ehre, das Anſinnen und die Befehle der Menſchen — um jeden





weiter von Gott entfernen laſſen: dann gehet dein Wandel hinab in die Finſterniß, wohin kein Blick der Gnade fällt, die grauenvolle Nacht zu erhellen und die Pein der Verdammten zu lindern, wo kein heller Gedanke, kein frohes Gefühl die düſtere Trauer der Seele unterbricht, und nur Töne des Wehes, der Angſt, der Verwünſchung und Läſterung durch die öden Räume fallen, wo die Geiſter des Abfalles und des Verderbens, die ſcheußlichſten Weſen der Schöpfung deine Genoſſen ſind.

Haſt du dem Lichte dich zugewendet, zu dem Leben des Lichtes im Glauben an den Sohn Gottes von neuem geboren, die Geſinnungen der Bewohner des Lichtreiches bei dir genährt, an dem, was dieſe beſchäftigt, deine Luſt gehabt, und im Lichte deinen Wandel geführt, haſt du, unter Wachen, Beten und Ringen, von der dir noch anhangenden Sünde dich zu reinigen geſucht, haſt du aus wahrem Herzensbedürfniſſe dich dahin gehalten, wo das Heil Gottes verkündigt, und ſeine Gnade geprieſen wird, und in Liebe, Einfalt und Demuth treulich ausgerichtet, was dir oblag: dann gehet dein Wandel hinauf in das Licht, zu dem himmliſchen Jeruſalem, der Stadt des lebendigen Gottes, der Gemeine der Erſtgebornen, die im Himmel angeſchrieben ſind, den Geiſtern der vollendeten Gerechten und der Menge vieler tauſend Engel, den herrlichſten Weſen der Schöpfung, dorthin, wo die



höchſten Wunder der Macht, Weisheit und Liebe im hellſten Glanze ſtrahlen, keine Klage und kein Seufzen gehört, kein Schmerz gefühlt wird, kein ungeſtilltes Verlangen ſich regt, aber Freude die Fülle iſt, und Wonne und liebliches Weſen und Frohlocken und Danken vor dem Throne Gottes ewiglich.

Möge einſt, wenn du hier vollendet haſt, und in der ſichtbaren Welt deine Stätte nicht mehr gefunden wird, dein Weg dorthin gehen!

Preis das Gott Mißfällige vermeidet, mit jeder Anſtrengung und Verleugnung das Gott Wohlgefällige vollbringt, und überall nur das ſucht und will, was vor Gott recht iſt, unbekümmert darum, was die Menſchen dazu ſagen könnten, und was daraus kommen möge. Die Schrift nennt es ſonſt: den Wandel im Lichte, einen Wandel als am Tage, einen Wandel in einem neuen Leben, einen Wandel nicht nach dem Fleiſche, ſondern nach dem Geiſte, einen Wandel vor Gott.

In ſolchem Wandel erweiſet ſich das wahre Chriſtenthum. Ihn macht Chriſtus zur Bedingung der Gemeinſchaft an dem himmliſchen Reiche, indem er ſpricht: „nicht alle, die zu mir Herr, Herr ſagen, werden in das Himmelreich kommen, ſondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“ Zu ſolchem Wandel hat er durch ſein Leiden und Sterben uns erkauft, da er ſich für uns dahin gegeben, auf daß er uns erlöſete von aller Ungerechtigkeit, und ihm reinigte ein Volk zum Eigenthum, das fleißig wäre in guten Werken. In ſolchem Wandel will er bei uns eine Geſtalt gewinnen, wie er uns darin ein Vorbild gelaſſen, daß wir ſollen nachfolgen ſeinen Fußſtapfen. Der Wandel des Chriſten iſt aber nicht etwas blos Aeußerliches, ſondern etwas, worin ſein innerſtes Weſen ſich wirkſam erweiſt und an den Tag legt. Der Chriſt wandelt in der Lau-

terkeit Gottes, weil die Lauterkeit Gottes in ſeinem Herzen wohnt, und daſſelbe mit ihren heiligen Trieben erfüllet hat. Er führt dieſen Wandel in Liebe und Demuth, nicht um dadurch etwas zu erlangen, ſondern allein damit er Gott gefalle.

Wie denn nun, will Paulus von ſich behaupten, daß er ſeinen Wandel als Chriſt in allen Stücken vollkommen unſträflich geführt habe? Davon iſt er weit entfernt. Aber er will anzeigen, wie es, ſeit er Chriſto angehöre, immer und überall ſeines Herzens Sinn, ſein Verlangen und ſein Beſtreben geweſen — nicht daß er für ſich etwas gewinne oder Menſchen gefalle, ſondern, daß er vor Gott beſtehen könne. Hat er hierbei zunächſt ſein Apoſtelamt im Auge: ſo denkt er doch gewiß nicht an dieſes allein, ſondern an ſein ganzes Chriſtenleben, wie er es von demſelben auch, der ſtrengſten Wahrheit gemäß, verſichern konnte. In allen Verhältniſſen, in welchen wir ihn redend oder handelnd antreffen, finden wir den Mann, dem einzig das in den Gedanken liegt, wie er vor Gott unſträflich erfunden werde. Alſo ſoll es auch bei uns ſein — in dem Amte, in welchem wir ſtehen, und in allen Verhältniſſen unſers Lebens.

In der göttlichen Lauterkeit offenbaret ſich die Einfalt, welche Paulus neben jener nennet, und jene

läßt ohne dieſe ſich gar nicht denken. Wir lernen ſie am beſten aus dem kennen, was ihr entgegen ſteht. Es ſtehet ihr aber entgegen: das Künſtliche überhaupt und das Trügliche insbeſondere.

Es ſtehet ihr entgegen das Künſtliche, das Verwikkelte, das weit Hergeholte, das Abſchweifende, das mühſam Erſonnene. Die Einfalt hält ſich ungetheilt zu dem, was ihr Herzensſache geworden iſt, ohne dabei eine Nebenabſicht zu verfolgen, und ohne ihm Fremdartiges beizufügen. Sie liebt, wie die Sprache des gewöhnlichen Lebens ſich ausdrückt, das Schlecht und Recht, und ſchlecht und recht iſt alles, was man an ihr wahrnimmt. Sie zeigt ſich als ſchlichter Glaube, ſchlichter Sinn und ſchlichter Wandel, ein Glaube, der, klar und ſeiner gewiß, nicht grübelt, nicht deutelt, ſich nicht mit Spitzfindigkeiten befaßt, nicht mit Scheingründen ſtreitet, nicht eifert und verdammt — ein Sinn, nicht auf hohe Dinge geſtellt, der Sache, der er ſich zugewendet hat, treu ergeben, unbekümmert darum, wie er in den Augen der Welt ſich ausnehme, ſich darſtellt, wie er iſt und jede Ausſchmückung verſchmähet — ein Wandel, der nach Einer Regel ſich richtet, um das, was außer deren Kreiſe liegt, keine Sorge hat, allein darauf bedacht, wie er dieſer Regel genüge. In der göttlichen Lauterkeit des einfältigen Weſens wanden, heißt: mit

demüthigem Kinderſinn den Willen Gottes thun, und dabei nichts weiter ſuchen, und auf nichts weiter achten, als daß eben Gottes Wille geſchehe. Die es auf ihr Eigenes abgeſehen haben, bedürfen vieler Künſte und haben nicht geringe Mühe unabläſſig. Wer aber nichts will, als was vor Gott recht iſt, der hat überall gerade Bahn und wandelt auf ihr leicht und ſicher an Gottes Hand.

Der Einfalt ſtehet entgegen das Trügliche insbeſondere, jede Art der Verſtellung, des Heuchel- und Lügenweſens. Beſitzeſt du Einfalt in göttlicher Lauterkeit: dann geheſt du in Aufrichtigkeit, nicht zum Scheine vor den Menſchen, ſondern von Herzensgrund nach Gottes Geboten einher; du hegeſt die Geſinnung, deren Zeichen man an dir wahrnimmt, du hegeſt ſie genau ſo, wie du ſie darſtellſt, und blos Vorgeſpiegeltes wird bei dir gar nicht angetroffen; in deinem Verkehr mit Menſchen redeſt du nicht anders als du denkſt, und gebährdeſt dich nicht anders als du fühlſt, und haſt dich nicht anders als du biſt, und hältſt nicht geheim, was an das Licht des Tages gehört, und verſchweigeſt nichts, wo du dafür gelten willſt, alles zu ſagen, was du weißt; du lobeſt nicht, was des Lobes nicht werth iſt, oder gar ſcharfer Rüge verdient; du gleißeſt nicht und züngelſt nicht und ſpieleſt nicht mit Worten; du leiteſt

nicht irre durch falſche Angabe oder vieldeutige Ausdrucksweiſe; du zeigeſt dich nicht entgegen kommend dem, mit welchem du nicht gemeinſchaftliche Sache machen willſt, nicht willfährig, nicht freundlich dem, welchem du glaubſt in den Weg treten zu müſſen, nicht vertraulich und herzlich dem, von welchem dein Inneres ſich abwendet. Wie möchte das Gott gefällige Rechtſchaffenheit ſein oder mit ihr ſich vereinigen laſſen, was ein Menſch nur zur Schau vor ſich her trägt, da das Herz nichts davon weiß? „Du, mein Gott," ſpricht David, „prüfeſt das Herz, und nur Aufrichtigkeit iſt dir angenehm." Und wie vertrüge ſich wohl mit ſolcher Rechtſchaffenheit, die ja einem Geſetze gehorcht, das Gott, der Wahrhaftige, gegeben, und das die Wahrhaftigkeit unter ſeinen erſten Anforderungen hat, irgend eine Art von Ränken und argliſtiger Berückung? „Gott hat," ſagt die Schrift, „den Menſchen aufrichtig gemacht, ſie aber ſuchen viele Künſte, du bringſt die Lügner um, und haſt einen Gräuel an den Falſchen." Ueber den Nathanael äußert ſich der Herr: „ſiehe da, ein rechter Iſraelit, in welchem kein Falſch iſt." Wahrlich ein herrlicher Lobſpruch: ein Iſraelit, will er ſagen, im höhern Sinne, ein Iſraelit, wie er ſein ſoll, ein Iſraelit, geſchickt zum Reiche Gottes und werth, mein Jünger zu ſein.

In dieſer Einfalt der göttlichen Lauterkeit hat Paulus, nach dem Zeugniſſe ſeines Gewiſſens, ſeinen Wandel gehabt, in ihr ſollſt auch du deinen Wandel haben.

Sie noch näher zu bezeichnen, ſetzt er hinzu: nicht in fleiſchlicher Weisheit. Unter fleiſchlicher Weisheit verſteht er das, was wir Weltklugheit nennen. „Wie, die Weltklugheit wäre etwas Verwerfliches? Gehöret ſie nicht in dieſer klugen Welt zu den unentbehrlichen Dingen? Muß man nicht mit der klugen klug ſein, um nicht von ihr überall betrogen zu werden? Scheinet nicht der Herr den Mangel an derſelben zu tadeln, wenn er ſpricht: „„die Kinder dieſer Welt ſind klüger in ihrem Geſchlechte als die Kinder des Lichtes?““

Es gibt allerdings eine erlaubte, heilſame, ja nöthige Weltklugheit, es iſt diejenige, welche das Recht Gottes zu ihrem Grunde hat, von dieſem ausgeht, auf dieſes alles zurück führt, und überall dahin gerichtet iſt, dazu ihre Mittel wählt, ſich umſieht, ſich vorſieht, das Recht Gottes geltend zu machen, es darum aber auch vermeidet, Wege einzuſchlagen, die dem Rechte Gottes zuwider ſind, weshalb ſie mit der Einfalt göttlicher Lauterkeit ſehr wohl beſtehen kann. Dieſe empfiehlt Chriſtus ſeinen Jüngern, wenn er ſpricht: „ſiehe ich

ſende euch als die Schafe mitten unter die Wölfe, ſeid klug, wie die Schlangen, aber ohne Falſch, wie die Tauben.“ Der Apoſtel aber denkt an diejenige Weltklugheit, welche, durch und durch nichts als Weltklugheit, klug nach der Welt und vom Geiſte der Welt beſeelt, in dem Gute der Welt einzig auf den eignen Vortheil gerichtet, dieſem alles andere, nach den Umſtänden auch das Recht Gottes unterordnet, wenn ſie ihre Höhe erreicht hat, das Recht Gottes gar nicht weiter berückſichtigt, mit Lug und Trug und allen Künſten der Heuchelei und Falſchheit Verkehr hat, und kein unredliches Mittel verſchmäht, durch deſſen Anwendung ſie zu ihrem Ziele hofft gelangen zu können. Mit ſolcher Weltklugheit behauptet Paulus keine Gemeinſchaft zu haben, und ſinnet auch dir an, dich der Gemeinſchaft mit ihr zu enthalten, ſo du ſeines Ruhmes theilhaftig werden willſt.

Nicht in fleiſchlicher Weisheit, ſondern in der Gnade Gottes, ſpricht er.

In der Gnade Gottes — das heißt erſtens: wie es dem Stande der von ihm Begnadigten, durch ſeinen Geiſt Wiedergebornen gemäß iſt. Dieſem Stande kann aber nur ein Wandel, welcher in Einfalt und göttlicher Lauterkeit geführt wird, gemäß ſein. Daß ein Menſch ihn führt oder nicht führt, das muß darüber entſcheiden,

ob er dem Stande der Begnadigten angehört oder ihm fremd ist. Wenn Paulus die Epheſier auffordert, ſich ſchändlicher Lüſte zu enthalten, ſetzt er hinzu: „wi den Heiligen zuſteht," und bald darauf: „ihr waret weiland Finſterniß, nun aber ſeid ihr ein Licht in dem Herrn, wandelt wie die Kinder des Lichtes.

In der Gnade Gottes — das heißt zweitens: in der Kraft, die ſeine Gnade darbietet. In ſo fern deuten die Worte auf die Quelle hin, aus welcher der einfältige und göttlich lautere Wandel fließet, die in dem Menſchen mächtig gewordene Gnade Gottes. All unſer Können, vornämlich aber unſer Vermögen zum Guten, iſt die Kraft der Gnade Gottes in uns. „Nicht daß wir," ſpricht Paulus, „tüchtig ſind von uns ſelber, etwas zu denken, als von uns ſelber, ſondern, daß wir tüchtig ſind, das iſt von Gott, von Gottes Gnaden bin ich, was ich bin." In ihr — in ihr allein iſt der Menſch ſtark, allem zu entſagen, und alles, was ihm obliegt, zu vollbringen, wie derſelbe Apoſtel ſagt: „ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Chriſtum." Sie bietet unaufhörlich ſich uns dar, uns zu erneuern, zu heiligen, zu rüſten, zu beleben, und uns dadurch in den Stand zu ſetzen, unſern Wandel in Einfalt und göttlicher Lauterkeit zu führen, und es kommt von unſerer Seite nur darauf an, ſie in uns aufzuneh-

men und bei uns wirken zu laſſen, um mit Paulus ſagen zu können: „ſeine Gnade iſt an mir nicht vergeblich geweſen.“

Darein nun ſetzt Paulus ſeinen Ruhm, in Einfalt und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleiſchlicher Weisheit, ſondern in der Gnade Gottes auf der Welt gewandelt zu haben. Hiermit ſteht keineswegs im Widerſpruche, was er in demſelben Briefe äußert: darum will ich mich am liebſten meiner Schwachheit, das heißt: der von mir erduldeten Bedrängniſſe, rühmen, und was er an die Galater ſchreibt: es ſei fern von mir rühmen, denn allein von dem Kreuze unſers Herrn Jeſu Chriſti. Warum will er ſich am liebſten ſeiner Schwachheit rühmen? Er ſagt es ſelbſt, damit die Kraft Chriſti, welche nichts anders iſt, als die Gnade, die zum Wandel in Einfalt und göttlicher Lauterkeit tüchtig macht, bei ihm wohne. Warum ſoll es fern von ihm ſein, zu rühmen, denn allein von dem Kreuze Chriſti? Weil durch Chriſtum ihm die Welt gekreuzigt worden, und er der Welt, wodurch er ja dazu gelangt iſt, in Einfalt und göttlicher Lauterkeit zu wandeln. Und wenn er an die Corinther ſchreibt: „gleich wie auch ihr unſer Ruhm ſeid auf des Herrn Jeſu Tag,“ und an die Theſſalonicher: „wer iſt unſre Hoffnung, unſre Freude, die Krone unſeres Ruhmes? ſeid nicht auch ihr es vor un-

ſerm Herrn Jeſu Chriſto zu ſeiner Zukunft:" ſo ſtimmt auch das damit, daß er ſeinen Ruhm darein ſetzt, in Einfalt und göttlicher Lauterkeit gewandelt zu haben, ſehr wohl zuſammen. Wodurch ſind die Corinther, die Theſſalonicher ſein Ruhm geworden? Durch ſein Arbeiten an ihnen, durch die Entbehrungen und Beſchwerden, denen er ſich ihretwegen unterzogen, durch die Leiden, die er ihretwegen erduldet. Die Arbeiten aber hat er vollbracht, den Entbehrungen und Beſchwerden hat er ſich unterzogen, die Leiden hat er erduldet durch die Kraft der Gnade Gottes in ihm, und ſie gehören mit zu der einfältigen Lauterkeit ſeines Wandels.

Aber wie? in Einfalt und göttlicher Lauterkeit ſeinen Wandel führen, das ſollte einen Ruhm verleihen? Bei den Menſchen wenigſtens ſcheint das nicht der Fall zu ſein. Welchen gehören die Namen an, die in der Geſchichte einen Glanz haben? Denen, die einen weit greifenden Einfluß geäußert, Kriegshelden, Urhebern neuer Ordnungen, Stiftern großer Reiche, weiſen Geſetzgebern und Regenten, ſolchen, die auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft oder der Kunſt ſich hervorgethan. Was weiß die Geſchichte von den Tauſenden, die, in der Stille des Privatlebens, treue Nachfolger des Apoſtels geweſen, und durch nichts als die Einfalt und Lauterkeit ihres Wandels ſich ausgezeichnet haben? Sie hat für

dieſe entweder kein Auge oder kein Gedächtniß gehabt. Sehen wir ſie etwa von denen, die mit ihnen leben, hervorgezogen, gefeiert, und in die Höhe geſtellt? Wie oft nehmen wir wahr, daß die Menge nicht einmal eines Blickes ſie würdigt, wie oft, daß man, wo ſie der Beachtung nicht völlig entgehen, ſie beſpöttelt oder bemitleidet!

Nicht an den Ruhm bei der Menge, ſondern nur an den Ruhm bei den Erleuchteten und Würdigen kann ein Apoſtel denken, wenn er von dem Ruhme bei den Menſchen als einer begehrenswerthen Sache redet.

Hier iſt ein Menſch, der von der Natur mit außerordentlichen Fähigkeiten begabt, mit Muth, Entſchloſſenheit und einem feurigen Thätigkeitstriebe ausgerüſtet, Thaten vollbringt, welche das Können des Menſchen zu überſteigen ſcheinen. Er iſt dabei immerwährend in großer Anſtrengung begriffen. Ihm iſt es etwas Geringes, Nächte zu durchwachen, Froſt und Hitze, Hunger und Durſt zu leiden. Der Gefahr achtet er ſo wenig, daß man von ihm ſagen könnte, er ſpiele mit ihr. Aber er vollbringt dieſe Thaten, er beweiſt dieſe Anſtrengungen, dieſe Verleugnungen, dieſe Herzhaftigkeit nur im Dienſte ſeiner Leidenſchaften; er hat es bei allem, was er unternimmt und leiſtet, nur auf ſich abgeſehen,

von den Reichthümern, der Macht, der Ehre der Welt ſo viel als möglich an ſich zu bringen; nach Gottes Recht fraget er nicht, die Regungen der Menſchlichkeit kennet er nicht. Was empfindeſt du bei ſeinem Anblicke? Gewiß Bewunderung, aber auch nur Bewunderung. Beugen will ſich in dir nichts vor ihm. Es könnte geſchehen, daß er dir Abſcheu und Entſetzen einflößte.

Hier iſt ein anderer, von dem ſich nichts weiter ſagen läßt, als daß er ſein ganzes Leben an dem gehalten, was er für ſeine Pflicht erkannt, daß er weder durch Verſprechungen, noch durch Drohungen, noch durch Bedrängniſſe zu bewegen geweſen, davon abzuweichen, daß er nach Gottes Geſetz in Demuth einhergegangen, Barmherzigkeit geübt, ſeinen Feinden Gutes erwieſen, in ſeinem engen Kreiſe, ohne ſich dabei einer Belohnung oder Aufmunterung zu erfreuen zu haben, mit der ſauerſten Mühe treulich gethan, was ihm oblag, nie eine Lüge geredet, nie ſein Wort gebrochen, keinem zu nahe getreten, aber gedient und geholfen, wie er es nur irgend vermochte. Vor dieſem will es ſich in dir beugen und du kannſt nicht widerſtehen, du empfindeſt Ehrfurcht und Freude. Würde dieſem gegeben, womit jenen die Natur ausgeſtattet hat, und würde er an die

Stelle gebracht, die jener einnimmt: er würde gleich große und wohl noch größere Thaten vollbringen, aber nur ſolche, die der Welt zum Segen gereichen.

Hier iſt ein Dritter, in welchem, bei hoher Stellung, Größe und Stärke des Geiſtes mit Einfalt und göttlicher Lauterkeit ſich vereinigen. Was begegnet dir mit dieſem? Bewunderung, Ehrfurcht und Freude fließen bei dir zu Einem übermächtigen Gefühle zuſammen, das von dem wahren Ruhme Zeugniß gibt. Ein ſolcher iſt der Apoſtel Paulus. Die Geſchichte kennet keinen, deſſen Ruhm ſo weithin ſtrahlte, und ſo tief in die unterſten Gegenden des Menſchenlebens hinab. Der Name des Apoſtelfürſten iſt in dem Munde von Millionen, denen die Namen Alexander und Cäſar nie in das Ohr geklungen.

---

Möchte indeß auch der Ruhm bei den Menſchen dir abgehen: einen Ruhm bei Gott haſt du gewiß, wenn du in Einfalt und göttlicher Lauterkeit vor ihm wandelſt.

Bei Gott einen Ruhm haben, das heißt freilich nicht, ſich vor Gott rühmen dürfen — weſſen könnte ein

Menſch ſich vor Gott zu rühmen haben? — wohl aber, etwas beſitzen, was Gott uns als einen Ruhm gelten läßt. Es heißt auch nicht, in den Augen Gottes groß ſein; in den Augen Gottes iſt nichts groß, auch der Erzengel vor ſeinem Throne nicht. Aber es heißt, Gott angenehm ſein, ſein Wohlgefallen beſitzen, bei ihm in Gnaden ſtehen, zu dem auserwählten Geſchlechte, dem königlichen Prieſterthume, dem heiligen Volke, dem Volke des Eigenthums, den Bürgern ſeines Reiches auf Erden, den Erben ſeines Reiches im Himmel gehören.

Du kannſt bei Gott einen Ruhm haben, weil er an dir einen Ruhm haben kann. Er hat aber an dir einen Ruhm — nicht in den Thaten, die du, von deinen Leidenſchaften getrieben, im Dienſte derſelben vollbringeſt, ſondern in der Lauterkeit und Einfalt des Wandels, den du zu ſeiner Ehre führeſt, in dem du ſein Bild an dir verkläreſt.

Aber ſpricht nicht Paulus: „ſo halten wir nun, daß der Menſch durch den Glauben gerecht werde, ohne des Geſetzes Werk?“ Gerecht vor Gott, das heißt, der Vergebung der Sünden theilhaftig, wird der Menſch allein durch den Glauben; aber Gott angenehm ſein kann er nicht anders, als indem er in Aufrichtigkeit des Herzens

ihm dient, wandelnd nach allen ſeinen Geboten. Auch iſt nur dem lebendigen Glauben in der Gnade Gottes die Vergebung der Sünden zugeſagt; ein lebendiger Glaube aber iſt ein ſolcher, der in Einfalt und göttlicher Lauterkeit des Wandels ſich wirkſam zeigt.

Bei Gott einen Ruhm haben — welch eine herrliche Sache! Daß ich bei dir, mein Gott, einen Ruhm haben kann, das iſt mein koſtbarſtes und ſeligſtes Wiſſen, deß frohlocket mein ganzes Herz. Wenn ich bei dir einen Ruhm habe: was frage ich nach dem Ruhme bei den Menſchen! Es iſt mir ein Geringes, von Menſchen bemitleidet, verſpottet, mit Schmach überhäuft zu werden. Mein Ruhm bei dir iſt Ruhm bei allen, die in deiner Nähe leben; ſie zählen mich zu den Ihrigen und erblicken in mir den künftigen Mitgenoſſen ihrer Herrlichkeit. Mit dem Ruhme habe ich bei dir mein Theil, mein Name ſteht im Himmel angeſchrieben, und du wirſt mich einſt vor aller Welt und allen Himmeln zu hohen Ehren ſtellen.

---

Haſt du bei Gott einen Ruhm: ſo haſt du auch einen Ruhm bei dir ſelbſt, den du nicht in Stolz, ſondern in tiefer Demuth mit dir umher trägſt, den du nicht dir,

ſondern der Gnade Gottes zuſchreibſt, und bei welchem du allezeit deiner Schwachheit eingedenk biſt. Er beſtehet in Getroſtheit des Herzens und großer Freudigkeit unter allen Umſtänden aus dem Bewußtſein eines Ruhmes bei Gott. Die Sprache dieſer Getroſtheit und Freudigkeit vernimmſt du, wenn Paulus an die Corinther ſchreibt: „wir haben allenthalben Trübſal, aber wir ängſtigen uns nicht, uns iſt bange, aber wir verzagen nicht, ob auch unſer äußerlicher Menſch verweſet, ſo wird doch der innerliche von Tage zu Tage erneuert, unſre Trübſal, die zeitlich und leicht iſt, ſchaffet eine ewige und über alles Maß hinausgehende Herrlichkeit," und wenn er am Ziele ſeines Lebens ausruft: „ich habe einen guten Kampf gekämpfet und Glauben gehalten, hinfort iſt mir beigeleget die Krone der Gerechtigkeit." Das Zeugniß ſeines Gewiſſens, in Einfalt und göttlicher Lauterkeit gewandelt zu haben, iſt es, was ihn unter allen Beſchwerden und Drangſalen ſeines mühſeligen und leidensvollen Lebens aufrecht erhält, ihn in Armuth reich, in Trübſal fröhlich ſein, und mit heiterer Zuverſicht auf die zurückgelegte Laufbahn und ſeinen nahen Uebergang hinblicken läßt.

Mußt du Schmach über dich ergehen laſſen: du achteſt deſſen kaum, wenn du mit Hiob ſprechen kannſt: „mein Gewiſſen beißt mich nicht, mein Zeuge wohnt im

Himmel und der mich kennt in der Höhe.“ Wirſt du von ſchweren Geſchicken heimgeſucht: du wirſt dich ihnen mit aller Willigkeit unterziehen und ſie tragen geduldig in Ergebung, fröhlich in Hoffnung, ſprechend mit David: „getroſt und unverzagt, meine Seele, harre des Herrn, „wenn du dich verſichert halten darfſt, bei Gott in Gnaden zu ſtehen, da dann ja alles für dich ein herrliches und ſeliges Ende gewinnen muß. Und einſt in deinem Letzten — was könnte es dir helfen, daß du Thaten gethan, die in den Büchern des Lebens nicht verzeichnet ſtehen, dir einen Namen gemacht, den man in der Gemeine der vollkommnen Gerechten nicht kennt, dir Verdienſte erworben, die bei Gott keine ſind, weil du darin nur dir ſelbſt zu Gefallen geweſen, die wohl gar vor ihm als ſchwere Verſchuldungen dich anklagen? Das Bewußtſein aber, in Einfalt und göttlicher Lauterkeit auf der Welt gewandelt, und ein unverletzt Gewiſſen vor Gott und den Menſchen bewahrt zu haben, wird dich erquicken, ſtärken und erheben, dein Inneres mit dem Frieden Gottes erfüllen in der feſten Zuverſicht, er werde dich in ſein himmliſches Reich aufnehmen.

---

Das Zeugniß des Gewiſſens, in Einfalt und göttlicher Lauterkeit auf der Welt gewandelt zu haben, iſt

des Chriſten einziger Ruhm, weil es der einzig wahre, der einzig unvergängliche iſt. Eines andern begehret er nicht. Möge es dein Ruhm ſein unter allen fröhlichen und traurigen Wechſeln deines Lebens, dein Ruhm im Sterben und vor dem Throne Gottes, des Richters, des Erbarmers.

## IV.

# Die unſichtbare Welt.

Die wir nicht ſehen auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare: denn was ſichtbar iſt, das iſt vergänglich, was aber unſichtbar iſt, das iſt ewig.
2 Corinth. 4, V. 18.

**Unermeßlich breitet die ſichtbare Welt ſich vor uns aus.** Nicht blos unſer Auge, auch unſere Einbildungskraft iſt unvermögend, eine Grenze derſelben zu erreichen; ja wir ſind nicht einmal im Stande, eine Grenze derſelben zu denken. Könnteſt du bis dahin dich ſchwingen, wo du den letzten Lichtſchein am nächtlichen Himmel ſieheſt, du würdeſt dort von neuem in gleiche Fernen weiter ſchauen. Ihr gehören unzählbare Körper an, deren Größe auszuſprechen, die Zahl nicht geringe Mühe hat, und neben welchen das Größte, deſſen Umfang unſer Auge ermißt, nicht einen Schatten von Größe behält. In ihr wirken Kräfte, bei deren Vorſtellung wir uns wie vernichtet fühlen. Gegenſtände, Erſcheinungen und Ver-

änderungen ſtellen ſich uns dar, die unſerm Verſtande auf Jahrtauſende immer neuen Stoff zur Beſchäftigung gewähren würden. Wir bemerken Verknüpfungen und Ordnungen, vor denen wir in Erſtaunen verſinken. Wir erblicken eine Pracht, die uns mit der frohesten Bewunderung erfüllt, eine Schönheit und Anmuth, bei der wir nicht müde werden, zu verweilen. Wunder der Macht, der Weisheit, der Liebe, der Unerſchöpflichkeit nehmen wir wahr, wohin wir uns wenden. Und wovon würden wir Zeugen ſein, wenn uns unſer Geſichtskreis weiter gezogen würde!

Gleichwohl können unſre Gedanken bei dieſer ſichtbaren Welt nicht ſtehen bleiben. Wir unterſcheiden von dem Unermeßlichen, welches uns die ſichtbare Welt zeigt, das Unendliche, welches ſie uns nicht zeigen kann, während es dem Gefühle unabweislich ſich aufdringt. Das Größte, was uns gegeben werden mag, veranlaßt uns, noch Größeres zu denken, es veranlaßt uns nicht blos, es nöthigt uns. Uns ahnet, ja wir wiſſen von Kräften, welche die höchſten in der ſichtbaren Welt wirkenden Kräfte weit hinter ſich zurück laſſen, und forſchen, von einem unüberwindlichen Drange getrieben, nach Dingen, welche in die Kreiſe der Sichtbarkeit nicht eingeſchloſſen ſein können. Die erſchütternden Gefühle, in welchen große Geſtalten und Erſcheinungen,

die vor uns hintreten, uns ergreifen, gehören nicht dieſen Geſtalten und Erſcheinungen an, ſondern der dunkeln Vorſtellung von einem viel größern Unſichtbaren, die ſie in uns wecken. Mögen jene ſtrahlenden Körper, welche durch die Räume des Himmels wandeln, von Weſen bewohnt ſein, die in vielen Stücken uns übertreffen: dieſe ſind doch unſers Gleichen, und theilen mit uns die Mängel und Gebrechen, die ſich von Geſchöpfen, welche den Geſetzen der ſichtbaren Welt unterworfen ſind, nicht trennen laſſen. Wie? über uns und unſers Gleichen ſollte nichts, in Annäherung zu dem Unerſchaffenen, der alles erſchaffen hat, ſich erheben, während wir unter uns, bis zu dem Geringſten, was die Allmacht in das Daſein gerufen, ſo viele Abſtufungen antreffen? Unſers Gleichen hätten wir für den Gipfelpunkt der Schöpfung zu halten? Nein, wir können nicht zweifeln, wo, in den, an einen Leib gebundenen, vernünftigen Weſen, die ſichtbare Welt ſich ſchließt, da muß eine unſichtbare höhere ſich öffnen.

Frage nun auch dein Herz, ob das, was es in der ſichtbaren Welt findet, ihm genügen könne. Es ſuchet das Weſenhafte, und findet in der ſichtbaren Welt nichts als Erſcheinungen, Schatten des Weſens. Es ſuchet das Unvergängliche — daher die Trauer, welche die Wahrnehmung des Vergehens, auch bei ſolchen Dingen,

die ihm an ſich gleichgültig ſind, ihm verurſacht — es träget in ſich ein ſicheres Bewußtſein von Beſtand und Dauer, und findet in der ſichtbaren Welt überall nur Vergängliches. Es ſuchet, mit dem ſichern Vertrauen, nicht vergebens ſuchen zu müſſen, das Vollkommne, deſſen Bild ihm bei allem vorſchwebt, wovon es bewegt wird, während alles, was die ſichtbare Welt ihm darbietet, mit Mängeln behaftet iſt, ihr Beſtes uns immer etwas vermiſſen läßt, jeder frohen Empfindung eine ſchmerzliche, jeder Befriedigung ein Verlangen ſich zugeſellt. Du mußt dein Herz noch nicht verſtanden oder ſeine edelſten Triebe in dir ertödtet haben, wenn es dir noch nicht einen zuverſichtlichen Glauben an eine unſichtbare Welt gegeben hat, der das Weſen, das in der Erſcheinung ſich offenbart, das Dauernde, das dem Wechſel zum Grunde liegt, das Vollkommene angehört, dem das Mangelhafte zuſtrebt.

Was dir Geiſt und Herz bezeugen, das beſtätigt die Schrift in zahlreichen Stellen, das behandelt ſie nicht ſelten als eine Sache, die gar keinem Zweifel unterworfen ſein könne. Sie erwähnt unſichtbarer Fürſtenthümer, Gewalten und Herrſchaften. Sie redet von Geiſtern, die, auf einer höhern Stufe des Daſeins, den Menſchen, an dem Vermögen zu erkennen und Wirkungen außer ſich hervor zu bringen, übertreffen, und nen-

net ſie Engel, das heißt, Diener, Geſandten, Boten. Mag die eine und andre dahin einſchlagende Aeußerung Chriſti und ſeiner Apoſtel als bildliche Einkleidung aufzufaſſen ſein: es läßt ſich gar nicht verkennen, daß ſie dem, was zu ihrer Zeit unter ihrem Volke davon geglaubt worden, in der Hauptſache ihre Zuſtimmung haben geben wollen, und es hieße ihren Ausſprüchen die unnatürlichſte Gewalt anthun, wenn man behaupten wollte, daß ſie ſich damit überall nur der herrſchenden Meinung in der Redeweiſe hätten anbequemen wollen, ohne dieſe Meinung ſelbſt zu theilen.

Die Schrift lehret nicht blos das Daſein einer unſichtbaren Welt, ſie unterſcheidet auch in derſelben ein Reich des Lichtes, in welchem die Herrlichkeit Gottes in ihrem vollen Glanze ſtrahlet, unzählbare Weſen vor ihm ſtehen, Tag und Nacht ihm dienen, und, ihre Kronen niederwerfend, den anbeten, der von Ewigkeit zu Ewigkeit lebet, und ein Reich der Finſterniß, von welchem Gott ſein Angeſicht abgewendet hat, ein Gebiet des freudenloſen, des gequälten, angſtvollen Daſeins, des Entſetzens und der Wehklage. Sie kennt Engel des Lichtes, welche, da ſie in der ihnen anerſchaffenen Lauterkeit beharret ſind, Werkzeuge der Weltregierung Gottes, ſeinen Willen auf das vollkommenſte vollbringen, und allezeit in ſeiner heiligen Nähe leben, und Engel

der Finſterniß, Geiſter des Abfalles, des Haſſes und des Truges, die ihre Fürſtenthümer nicht behielten, ſondern im Aufſtande wider Gott ihre Behauſung verließen, und darum in den Abgrund verſtoßen werden, und übergeben, daß ſie behalten werden zum Gerichte — und als den Vornehmſten unter dieſen, den Anführer und Beherrſcher, Satan, den Teufel, die alte Schlange, den Verkläger der Menſchen, den Lügner von Anfang. An der Lehre der Schrift aber gebühret uns auch da feſt zu halten, wo ſich uns Zweifel und Einwendungen aufdringen, die wir in unſrer Kurzſichtigkeit nicht zu beſeitigen wiſſen. Was wäre indeß einzuwenden gegen das Daſein geiſtiger Weſen, denen höhere Fähigkeiten, umfaſſendere und tiefere Einſichten und eine größere Macht als uns verliehen worden? was dagegen einzuwenden, daß dieſe Weſen, mit Freiheit des Willens begabt, wie der Menſch, ſich, folgend dem urſprünglichen Triebe ihrer Natur, in der Gemeinſchaft mit Gott für das Gute — aber auch, folgend dem Triebe der Selbſtſucht und von Gott ſich losſagend, für das Böſe ſollen beſtimmen können? was dagegen einzuwenden, daß einige von ihnen das Letztere gethan, ohne an Fähigkeiten, Einſicht und Macht einzubüßen ſich noch weiter als der Menſch von Gott entfernt, ihre Natur in Leidenſchaft und Sünde noch mehr verdüſtert haben, daß dieſe an einen Ort ver-

wieſen worden, der ihrer Gemüthsart angemeſſen iſt, und, aus uns unerforſchlichen Abſichten, zum Gerichte behalten werden, und daß unter ihren Ordnungen und Abſtufungen Statt haben, die denen, welche unter den Menſchen gefunden werden, ähnlich ſind?

Wir ſtehen hier vor einem tiefen, ſchauervollen Geheimniſſe. Aber dürfen wir denn alles, was wir nicht zu begreifen vermögen, von uns weiſen? Wende dich in der ſichtbaren Welt, wohin du willſt: du triffſt auf unbegreifliche Dinge, die du nicht umhin kannſt gelten zu laſſen. Alles menſchliche Wiſſen hat zu ſeinem letzten Grunde etwas Unbegreifliches. Was dich in deinem Innerſten erſchüttert, was dich mit Bewunderung erfüllt, was dich niederbeugt, was dich erhebt, dir das Herz erweitert, bis zu Thränen dich rührt — es iſt ein Unbegreifliches, und nur Unbegreifliches vermagſt du anzubeten. Vergebens würdeſt du dich bemühen, in dem Geheimniſſe der unſichtbaren Welt etwas auszuforſchen, was nicht Gottes würdig, großartig, gewaltig, ehrfurchtgebietend wäre.

Auch iſt die unſichtbare Welt der ſichtbaren nicht ſo fremd, als es bei flüchtiger Betrachtung ſcheinen könnte. Sie bricht in dieſe herein, theilt ſich ihr mit, äußert auf ſie vielfältigen Einfluß, ja, ſie beweget dieſelbe in allen ihren Erſcheinungen und Veränderungen. Was in der

Größe dich erhebt, in der Pracht dich entzückt, in der Schönheit und Anmuth mit ſüßem Wohlgefallen an ſich feſſelt, es iſt nichts anders als ein Schein, der aus der unſichtbaren Welt auf die ſichtbare gefallen. Die Kräfte, die in der ſichtbaren Welt wirken, gehören der unſichtbaren an. Die Veränderung ſiehest du wohl, die Kraft aber, durch welche die Veränderung hervorgebracht wird, entziehet ſich deinen Blicken. Oder ſiehest du, was in der Pflanze treibt, in dem Feuer wärmt und verzehrt, was deinen Arm ausſtreckt, deine Hand öffnet, dein Auge in die Höhe hebt? Das gilt vornämlich von derjenigen Kraft, die in uns Gedanken bildet und Beſchließungen faßt und ſich ihrer ſelbſt bewußt wird — wir nennen ſie den Geiſt. Durch den Geiſt, der von der ſichtbaren Welt Einflüſſe erfährt und auf ſie Einflüſſe äußert, ſeinem Weſen nach aber über ſie erhoben iſt, gehöreſt du jetzt ſchon der unſichtbaren Welt an, und biſt mit ihr in vielfältiger Verbindung, wie es deine Beſtimmung iſt, dermaleinſt ihr allein anzugehören.

Durch den Körper gehörſt du der ſichtbaren Welt an, und biſt in ihrem Zuſammenhange begriffen. Nach deinem körperlichen Daſein beginneſt und beſchließeſt du in ihr deinen Lauf, und biſt allen den Veränderungen

unterworfen, welche die Ordnung derſelben mit ſich führt. Sie kann dir gewähren und verſagen vielfältig. Du empfängſt von ihr angenehme und ſchmerzliche Eindrücke, du erfährſt von ihr Hemmungen und Förderniſſe, und wirkeſt mit zu dem, was in ihr ſich zuträgt. Eben ſo gewiß gehöreſt du durch den Geiſt, welcher der wahre Menſch in dir iſt, dasjenige, was du dein Ich nenneſt, der unſichtbaren Welt an: denn dieſer iſt in gleicher Natur mit den Weſen, die ſie bewohnen, und was gleicher Natur iſt, das muß auch, in einer Schöpfung, in der es nichts völlig Geſondertes gibt, mit einander in lebensvoller Gemeinſchaft ſein.

In der ſichtbaren Welt iſſeſt und trinkeſt, wacheſt und ſchläfeſt du, und haſt darin dein Werk und mancherlei Leid und mancherlei Ergötzung. In der unſichtbaren Welt beſchäftigeſt du dein Nachdenken, ſtellſt du Betrachtungen an, läſſeſt du von Gefühlen höherer Art dich bewegen, beſtimmeſt du deinen Willen, und ordneſt deine Verhältniſſe. Mit deiner äußerlichen That biſt du in der ſichtbaren Welt, und dieſer fällt anheim, was aus derſelben hervorgeht. Aber mit dem, was deine That beſeelt, mit der Geſinnung, aus welcher ſie erwachſen, lebeſt du in der unſichtbaren.

Den Geiſtern des Lichtes geſelleſt du dich zu, wenn du der Wahrheit nachforſcheſt, hellen Gedanken, heiligen

Gefühlen und Antrieben bei dir Raum gibſt, Gott durch deine Lobgeſänge verherrlichſt, den Menſchen ſeine Ehre verkündigeſt und ſein Heil anpreiſeſt, und Werke vollbringſt, die der Welt zum Segen gereichen. Den Geiſtern der Finſterniß geſelleſt du dich zu, wenn du dem Lichte der Wahrheit dein Auge verſchließeſt, durch Lehren des Truges dein Inneres verdüſterſt, von Wohlluſt, Habſucht, Hochmuth, Neid, Zorn, Rachgierigkeit, Haß dich beherrſchen läßt, auf Lügen und böſe Ränke ſinneſt, Leid zufügeſt, Schaden anrichteſt, ſchändliche Reden führeſt, zu Irrthümern verleiteſt, zu böſen Dingen beredeſt, wache Gewiſſen einzuſchläfern, heilſame Beunruhigungen wegzuſpotten bemüht biſt.

Ein dunkles Gefühl von unſrer Verwandtſchaft mit der unſichtbaren Welt hat wohl nicht geringen Antheil an dem Hange, ſich in die Geheimniſſe derſelben zu vertiefen, den wir bei nicht wenigen antreffen, an der Spannung und Aufmerkſamkeit, mit welcher man Erzählungen zuhört, die in ſie hinüber greifen, an der Befriedigung, mit welcher man ſich den Schauern, die ſie uns verurſachen, überläßt, an dem ſo weit verbreiteten Wahne von der Möglichkeit, mit Weſen der unſichtbaren Welt in unmittelbaren Verkehr zu treten, oder doch einer Erſcheinung derſelben theilhaftig zu werden, und an jenem edlern Verlangen, das, in jeder, nicht ganz verwilderten

Menſchenbruſt, freilich oft ohne ſich ſelbſt zu verſtehen, über das Sichtbare hinausſtrebt, an jenem Zuge nach Gegenden hin, welchen andre Sonnen leuchten, als an unſerm Himmel wandeln.

Nicht genug indeß, daß wir durch unſre geiſtige Natur der unſichtbaren Welt angehören, wir haben auch in derſelben ein nicht geringes Anſehen. In ihr ſind Rathſchlüſſe gefaßt, und Anſtalten getroffen, uns, nachdem wir von Gott abgewichen, und mit ihm zerfallen waren, zu ihm zurück zu führen, mit ihm zu verſöhnen, und von neuem zu vereinigen, und uns das verlorene Erbe wieder zuzuwenden. In ihr hat das gnadenreiche Werk ſeinen Urſprung, durch welches unſre ſündige Natur entſündigt und zur Gemeinſchaft des Lichtreiches empor gehoben werden ſoll. Aus ihr iſt gekommen, von ihrer höchſten Höhe iſt zu uns herniedergeſtiegen der, durch welchen dieſes Werk hinausgeführt worden, Gottes eingeborner Sohn, und wir ſehen an ihm ihre Herrlichkeit ſtrahlen, während er in unſrer Geſtalt, gebeugt von unſerer Laſt, einhergeht, und am Kreuze ſeine irdiſche Laufbahn beſchließt. Bei ſeinem Eintritte in die ſichtbare Welt und bei ſeinem Ausgange aus derſelben ſind Kräfte der unſichtbaren Welt in Bewegung. Es geſchehen mit ihm Dinge, an denen ſich das Einwirken der unſichtbaren Welt nicht verkennen läßt. Nachdem er alles voll-

endet, kehret er in die unſichtbare Welt zurück, nicht um ſich uns zu entziehen, ſondern um dort auf alle Weiſe ſich unſrer anzunehmen, daß wir des uns durch ihn erworbenen Gutes theilhaftig werden.

Allen Weſen, die das Lichtreich der unſichtbaren Welt in ſich faßt, iſt das Heil der Menſchen eine theure Sache. Wir werden von ihnen beobachtet. Die Veränderungen, die mit uns vorgehen, finden bei ihnen eine lebhafte Theilnahme. Sie trauern über unſern Wandel in der Entfernung von Gott, bei ihnen iſt Freude, wenn der Sünder Buße thut. Nachdem ſie angewieſen worden oder ihnen geſtattet iſt, ſind ſie, freilich auf eine uns unbegreifliche Weiſe und ohne dabei von uns wahrgenommen zu werden, zu unſerm Heile wirkſam, ſchützend, warnend, antreibend, leitend und ſtärkend. Dienſtbare Geiſter nennt ſie die Schrift, ausgeſandt zum Dienſte um derer willen, welche die Seligkeit ererben ſollen. „Der Engel des Herrn lagert ſich um die her, die ihn fürchten und hilft ihnen aus," ſingt David. „Er hat ſeinen Engeln befohlen," heißt es an einem andern Orte, „daß ſie dich behüten auf allen deinen Wegen." Nicht, als ob der Beherrſcher aller Dinge ihrer zur Erreichung ſeiner Zwecke bedürfte. Wie möchte der Unerſchaffene des Dienſtes von ihm erſchaffener Weſen, die ja allein durch ihn etwas vermögen, bedürftig ſein? Er hat die-

ſes Geſchäft ihnen überlaſſen, um ihnen zu einer, ihren Bedürfniſſen und Kräften angemeſſenen Thätigkeit Gelegenheit zu geben, und ſie üben dieſelbe, ohne dabei ſichtbar hervorzutreten, und von uns, als diejenigen, von denen ſie ausgeht, erkannt zu werden. Nichts hindert uns, in wörtlicher Auffaſſung des Ausſpruches Chriſti: „ihre Engel ſehen allezeit das Angeſicht eures Vaters im Himmel," anzunehmen, daß jedem Menſchen ein Weſen der unſichtbaren Welt, als ſein beſonderer Schutzgeiſt, zugeſellt worden, obgleich wir uns zu ſolcher Auffaſſung nicht eben genöthigt finden. Laſſen wir dieß dahin geſtellt ſein: Engel Gottes wachen über uns und tragen für uns Sorge, das leidet nach den Zeugniſſen der Schrift keinen Zweifel.

So hoch, o Menſch, biſt du geſtellt! Geiſter, die den Thron Gottes umgeben, ſind deine Verwandten, deine Brüder, haben Aufmerkſamkeit und Theilnahme für dich, ſie haben ihre Blicke auf dich gerichtet, und ſind beſchäftigt, in deinen Angelegenheiten Aufträge zu erfüllen. Kannſt du deſſen anders als mit froher Erhebung gedenken? und ſollteſt du nicht auf das eifrigſte dich beſtreben, zu vermeiden und von dir hinweg zu thun, was dieſer hohen Stellung und Gemeinſchaft unwürdig — und dich überall ſo zu erweiſen, wie es ihr angemeſſen iſt?

Du ſteheſt mit der unſichtbaren Welt noch in einer beſondern Verbindung durch die Frommen und Getreuen, die der Herr durch den Tod von dir hinweggerufen hat. Hätteſt du ihrer etwa vergeſſen? Nein, ſie leben noch in deinem Gedächtniſſe und in deinem Herzen; du vermiſſeſt ſie ſchmerzlich, und ſehneſt dich, mit ihnen von neuem vereinigt zu werden; es thut dir wohl, es iſt dir Bedürfniß, dich mit ihnen zu beſchäftigen. Was zwiſchen dir und ihnen beſtanden, beſtehet noch, nur in andrer Weiſe. Die unſichtbare Welt hat ſie aufgenommen, daß ſie nun ganz ihr angehören. Zu dieſer mußt du dich hinwenden, wenn deine Liebe jene ſucht, deine Trauer und dein Verlangen nach ihnen fragt. Und du darfſt nicht zweifeln, daß auch ſie deiner gedenken, nach dir ſich ſehnen und auf dich einen Einfluß äußern. Als ſie ſtarben, fiel von ihnen das ab, wodurch ſie bis dahin mit der ſichtbaren Welt in Gemeinſchaft — wurden die Kräfte frei, die bis dahin von dieſer gebunden geweſen; es öffnete ſich das innere Auge, mit welchem das dem äußern Unſichtbare geſehen wird. Da wurden die Träumer Wachende in dem ewigen Tageslichte, das keine Wechſel beſcheinet, und es empfing ſie die Schaar der Seligen und Herrlichen, die in dieſem Lichte wandelt.

Auch dich wird einſt die unſichtbare Welt aufnehmen. Auch du ſollſt, befreit von dem ſterblichen Leibe, durch welchen du jetzt noch der ſichtbaren angehörſt, wiedergeboren zu einem völlig geiſtigen Leben, alſo in ſie übergehen, daß du ganz und allein ihr angehörſt.

Denn nicht für die ſichtbare, ſondern für die unſichtbare Welt biſt du geſchaffen. Wir haben hier keine bleibende Stadt, ſondern die zukünftige ſuchen wir. In dieſe ſichtbare Welt biſt du geſetzt worden, dir in derſelben die Eigenſchaften zu erwerben, die dich fähig machen, dereinſt in dem Lichtreiche der unſichtbaren ein Bürgerrecht zu haben. Und alles, was in der ſichtbaren Welt dich umgibt, dir begegnet, hat ſeine Beziehung auf die unſichtbare, der du jetzt ſchon durch deine geiſtige Natur angehöreſt, iſt beſtimmt, dich zu einem ſeligen Leben in derſelben zu bereiten. Ein Verderben von dir abzuwenden, das in der unſichtbaren Welt dich erwartete, dir zu Gütern zu verhelfen, die nur in ihr angetroffen werden, hat der Sohn Gottes ſich bis zum Tode am Kreuze erniedrigt. Dich zur nähern Gemeinſchaft mit ſich geſchickt zu machen, dahin zielen alle Einflüſſe, welche die Bewohner der unſichtbaren Welt auf dich äußern. Unter der Hülle des leiblichen Auges ſoll das geiſtige ſehen, unter dem Einwirken ſinnlicher Dinge die Fähigkeit des Gemüthes, Geiſtiges in ſich aufzunehmen, ſich

entwickeln, unter den Reizungen eitler Luſt der Wille ſich mit dem höchſten Gute, zum unwandelbaren Feſthalten an demſelben, vereinigen, unter den Leiden der Zeit ſoll die Treue ſich bewähren, welche die Ewigkeit verherrlichen kann, und unter den Geſchäften des vergänglichen Weſens die Kraft ſich üben und verſtärken, welche das unvergängliche für ſeine Zwecke in Anſpruch nimmt. Darum ſiehet der Chriſt nicht auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare.

Der Tod führt in die unſichtbare Welt dich ein, indem er von dir hinweg nimmt, was dich jetzt noch hindert, ihr ganz anzugehören — ob in das frohe Reich des Lichtes, in die Geſellſchaft derer, die allezeit das Angeſicht Gottes ſchauen, oder in das ſchauervolle Gebiet der Finſterniß, zu den Engeln, die ihre Fürſtenthümer nicht behielten, das hängt davon ab, ob du für das Eine oder für das Andere dich im Leben entſchieden haſt.

Haſt du, das natürliche Verderben bei dir unterhaltend, der Macht der Finſterniß dich dahin gegeben, in Wohlluſt, Habſucht, Ehrgeiz, Hochmuth, Neid, Schadenfreude, Rachgier, Haß, Lug und Trug, Tücke und Falſchheit dieſes Verderben bei dir immer tiefer Wurzel ſchlagen, durch daſſelbe deinen Geiſt verdüſtern, dein Herz verwüſten, dein Gemüth verhärten, deine Empfänglichkeit für das, was von dem Lichte iſt, zerſtören, dich immer

## V.

# Die Stille zum Tragen.

Sei ſtill dem Herrn.
Pſalm 37, V. 7.

Du ſollſt dem Herrn ſtill ſein zum Tragen des Ungemaches, das er dir auferlegt hat, ſei es die Bedrängniß der Armuth, eine ſchmerzhafte Krankheit, anhaltendes Siechthum, körperliches Gebrechen, ſeien es herbe Verluſte, die über dich verhängt worden, drückende Verhältniſſe, in denen du leben mußt, Schmähungen, Läſterungen, Verfolgungen, die du zu erleiden haſt, ſei es ein Kummer, ein Gram, den deine nächſten Angehörigen dir verurſachen.

Damit wird nicht blos eine äußerliche, ſondern auch und vielmehr eine innerliche Stille, Stille des Gemüthes von dir gefordert. Die Stille des äußerlichen Weſens hat nur dann und in ſo fern Werth und das Wohlgefallen

Gottes, wenn und in wie fern ſie der Ausdruck der Gemüthsſtille iſt, die wir mit dem Ausdrucke Gelaſſenheit bezeichnen. Man ſieht an dir nicht die Geberden, in denen das Leiden ſich zu offenbaren, den Ungeſtüm, in welchen es hervor zu brechen, man hört von dir nicht die lauten Klagen und die bittern Beſchwerden, in welchen es ſich zu ergießen pflegt, weil du die Gewalt über dich erlangt haſt, deine Gefühle in dein Inneres zurück zu drängen, und dich genugſam zu beherrſchen weißt, um zu verhüten, daß es durch irgend ein Zeichen ſich kund gebe. Aber in deinem Innern wühlt und tobt der Schmerz, der Verdruß, der Gram, die heftigſte Entrüſtung, dein Inneres ſträubt ſich wider das, deſſen du dich nicht erwehren kannſt, aus allen Kräften, und lehnt ſich auf wider den, der das Widerwärtige dir zugeſchickt hat, entſchloſſen, ſich deſſelben zu entledigen, ſo es dieſes vermöchte. Darfſt du dabei dich rühmen, ſo zu ſein, wie die Forderung dich haben will?

Die Forderung gehet dahin, daß du das Ungemach, welches dir widerfahren iſt, und von dem du nicht verhindern kannſt, dich verletzt zu fühlen, nicht in die Tiefe deines Gemüthes dringen, durch daſſelbe dich nicht aufregen und der klaren Beſonnenheit berauben läſſeſt, daß du, in deinem äußerlichen Leben angefochten und be-

drängt, dir da, wo die Geſinnung wohnt, der Gedanke und der Entſchluß ſich bildet, an des innern Lebens Quelle, die Freiheit und den Frieden bewahreſt, und dir dadurch die Fähigkeit erhalteſt, dich gegen jedermann, auch gegen diejenigen, die hierin etwas gegen dich verſchuldet haben, ſich gegen dich untheilnehmend und ſchonungslos zeigen, gelind, liebreich und freundlich zu erweiſen, was dir vorkommt, mit völliger Unbefangenheit zu beurtheilen, und deſſen, was dir obliegt, mit ſorgfältiger Ueberlegung wahrzunehmen, und aus deinen Leiden die Vortheile zu ziehen, welche es darbietet. Beſitzeſt du die Stille der Gelaſſenheit: dann kann auch ein groſſes Körperleiden keine ſtarken Bewegungen in deinem Gemüthe hervorbringen, und die Erſchütterungen, welche ein dir zugeſtoſſenes Mißgeſchick augenblicklich dir verurſacht, beſänftigen ſich alsbald zur leiſen Trauer, und dein Innerſtes weiß kaum von dem Unfalle, der dich betroffen, und du widerſtrebeſt auf keine Weiſe der ſchmerzlichen Fügung.

Dieſe Stille kannſt du in dir ſchaffen durch die Kraft des Willens, die du gegen das Schmerzgefühl aufbieteſt, ihm Widerſtand zu leiſten, und es nicht in dich hineinkommen zu laſſen, durch das Abziehen deiner Aufmerkſamkeit von deinem körperlichen Zuſtande und den Urſachen deines Seelenkummers und Beſchäftigung

deiner Gedanken mit erheiternden Gegenſtänden, auch durch die Betrachtungen der Wahrheiten, womit der Glaube des Chriſten den Leidenden tröſtet und aufrichtet. Aber damit wirſt du nicht dem Herrn ſtill, ſondern dir ſelbſt.

Dem Herrn ſollſt du ſtill ſein. Das biſt du erſt dann, wenn die Ruhe des Gemüthes, in welcher du unter Körper- und Seelenleiden dich behaupteſt, wo nicht ganz, ſo doch größten Theils, Wirkung deiner Ergebung in den göttlichen Willen iſt. Läßt du das Ungemach dir gefallen, und nimmſt es auf dich, weil du es billigeſt, und billigeſt du es, weil es dir von Gott zugeſchickt worden; iſt es der Gedanke, daß an dir ſein heiliger Wille geſchieht, der Wille deſſen, vor dem du dich beugſt, den du von ganzem Herzen liebſt, der Wille, den du immer nur in Demuth anbeten kannſt, dem du den deinigen ganz unterworfen haſt, daß er allezeit und allein bei dir gelte, was in deinem Gemüthe die Ruhe gewirkt und ſie fortdauernd erhält: ſo biſt du ſtill dem Herrn.

Die dem Herrn ſtill ſind, wiſſen wohl, daß ſie nur eine kleine Zeit leiden, daß ihre Leiden ihnen zum Beſten dienen müſſen, und nicht werth ſind der Herrlichkeit, die an ihnen ſoll geoffenbaret werden, und daß der Mann, welcher die Anfechtung würdig erduldet, die

Krone des Lebens empfangen ſoll. Sie wiſſen, daß ſie in keinem Augenblicke von ihm verſäumt und verlaſſen ſind, daß ſie ſich überall ſeiner Nähe, ſeiner liebreichen Beachtung und Hülfe zu erfreuen haben, daß er ſie nicht läßt verſucht werden über Vermögen und zur rechten Stunde ihrer Trübſal ein Ende macht; und die Erinnerung hieran mag nicht wenig dazu beitragen, daß ſie unter ſchweren Leiden in ihrer Ruhe beharren. Aber nicht davon allein, nicht davon vornehmlich iſt es ſtill in ihrem Innern. Der Herr muß bei ihnen recht behalten — auch wider die ſtärkſten Gefühle und Triebe der menſchlichen Natur, wider ihren lebhafteſten Abſcheu, wider ihr Grauen und Entſetzen, wider ihr zerriſſenes und blutendes Herz. Sie würden ſtill ſein, auch wenn ſie jenes alles nicht wüßten — ſtill dem Herrn. Ihre Seele ruhet in ſeiner Fügung, mit dieſer hat ſie ſich völlig vereinigt, und dadurch die heilige Stille gewonnen, die durch nichts erſchüttert werden kann, und lächelt nun dem ſtechenden und brennenden Schmerze.

Wie viel auch die Kraft des feſten Willens, die Richtung der Gedanken, die Betrachtung troſtreicher Wahrheiten vermöge das Schmerzgefühl zu beſänftigen und den Gram zu lindern: zur vollkommnen Ruhe des Gemüthes wirſt du nicht anders gelangen, als indem du dem Herrn ſtill wirſt.

Freilich gehöret viel dazu, unabläſſige Uebung in der Verleugnung unſer ſelbſt, unabläſſiges Ringen nach näherer Vereinigung mit Gott, unabläſſiges Bemühen, in ihm das höchſte Gut der Seele nicht blos zu erkennen, ſondern auch zu empfinden, und das Gottesgefühl über das Selbſtgefühl zu erheben oder vielmehr das Selbſtgefühl in das Gottesgefühl ganz aufgehen zu laſſen, um dieſer Stille in Gott nur in einem gewiſſen Maße theilhaftig zu werden. In ihr erblicken wir aber auch das Höchſte der ſich Gott opfernden Liebe in der entſchiedenſten Selbſtentäußerung, das Höchſte, dem wir zuzuſtreben berufen ſind.

Nur in dem Maße, als du dieſe Stille der Seele in Gott gewonnen haſt, biſt du geſchickt, die Abſichten, aus welchen das Ungemach über dich verhängt worden, zu erkennen, und es, zur Erreichung derſelben bei dir, recht anzuwenden. In ihr erfährt die Seele der Trübſal ganzen bildenden und heiligenden Einfluß, in ihr entwickeln ſich alle Tugenden, welche die Trübſal zu pflegen und zu fördern beſtimmt iſt, in ihr erhöhet ſich fort und fort des Geiſtes Licht und Kraft, und reifet der innere Menſch mit jedem Tage ſeiner himmliſchen Vollendung entgegen.

So trachte denn unermüdlich, wie du, in der Ueberwindung deiner ſelbſt, in der Unterwerfung deines Willens unter den Willen Gottes, in der Dahingebung an Gott, ihm ſtill werdeſt, zu tragen, was er dir Schweres auflegt.

## VI.

# Die Stille zum Warten.

Sei ſtill dem Herrn.
Pſalm 37, V. 7.

Du ſollſt ſtill ſein zum Warten bei unbegreiflichen Ereigniſſen und räthſelhaften Führungen Gottes.

Darf es dich befremden, daß in dem Laufe der Welt häufig Dinge ſich zutragen, die du nach ihrem Zuſammenhange und ihrer nächſten Abzweckung nicht zu begreifen, mit den Eigenſchaften, Geſinnungen und Abſichten Gottes, wie du ſie kennſt, nicht zu vereinigen vermagſt, die dir ſogar mit denſelben in Widerſpruch zu ſein ſcheinen? Reicht denn dein Auge weit genug in die Vergangenheit, die Anfänge, die Entwickelungen und mannichfaltigen Verknüpfungen deſſen, was ſich ereignet, wahrzunehmen? weit genug in die Zukunft, den fernern Verlauf bis zu ſeinem Ziele und das Ziel

ſelbſt zu erkennen? umfaßt es ſo viel von der Gegenwart, das Ineinandergreifen der Begebenheiten, ihre wechſelſeitigen Hinderungen und Förderungen zu bemerken? Wohin du mit deinen Forſchungen dich wendeſt, da wirſt du an die menſchliche Kurzſichtigkeit erinnert, und nur das ſollte dich befremden, daß du nicht noch häufiger an dem Verlaufe der Dinge irre wirſt, daß dir noch ſo oft gelingt, der Weisheit ihrer Verkettung und der Wohlthätigkeit ihrer Richtung inne zu werden. Je tiefer ein Entwurf ausgedacht, je ſorgfältiger er auf alle Umſtände berechnet iſt, je weiter er in die Ferne geht: deſto unvermeidlicher iſt es, daß die Beſchränktheit an demſelben Anſtoß nehme, deſto öfter muß es ihr vorkommen, als ob dem Zwecke geradezu entgegen gehandelt werde. Kann es dem Menſchen mit den Fügungen der höchſten Weisheit anders ergehen, als dem unverſtändigen Kinde mit den Maßregeln des einſichtsvollen Vaters? „O, welch eine Tiefe des Reichthumes beides der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich ſind ſeine Gerichte und unerforſchlich ſeine Wege!" Mag uns der letzte Zweck ſeiner Anordnungen und Fügungen bekannt ſein: die Verbindung deſſen, was vor unſern Augen ſich zuträgt, mit dieſem Zwecke, der Weg von hier aus zu dem Zwecke hin bleibt uns in den meiſten Fällen verborgen. Dar-

um gebühret uns zu schweigen, wo wir nicht verstehen.

Doch nicht blos an das Schweigen, sondern auch an das Warten sind wir gewiesen: denn nicht immer soll das uns verborgen bleiben, was sich jetzt unsrer Wahrnehmung entzieht. Nicht wenige von den Dingen, die dich jetzt durch ihre Unbegreiflichkeit beunruhigen, werden sich dir schon in kurzer Zeit aufhellen. Es darf nur noch Ein Umstand, noch Eine mitwirkende Ursache hinzutreten, und du bist nicht mehr ungewiß, sondern siehest ein, daß alles auf das Beste geordnet war, wie du dieses jetzt schon von so vielem einsiehst, was dir vor ganz Kurzem noch zum Anstoße gereichte. Das neue Leben der Verheißung aber wird dir alles in das Licht stellen, was dir während des gegenwärtigen von Nebel und Nacht hat bedeckt bleiben müssen. In ehrerbietigem Schweigen sollst du der nähern Offenbarung der göttlichen Rathschlüsse entgegen harren.

Schweigen und Harren setzt aber voraus: Stille im Gemüthe. Darum sei still dem Herrn, auf ihn zu warten. „Sei still dem Herrn," spricht David, „und warte auf ihn, erzürne dich nicht über den, dem sein Muthwille glücklich fortgeht; es ist noch um ein Kleines, so ist der Gottlose nimmer, und wenn du nach seiner Stätte

ſehen wirſt, wird er weg ſein, aber die Elenden werden das Land erben und Luſt haben in großem Frieden."

Du, fromme Seele, biſt ſtill dem Herrn, indem du dich, wo du nicht verſtehſt, beſcheideſt, wer Gott iſt, und wer du biſt. Du beugeſt dich vor Gott in Demuth und legeſt deine Hand auf das Herz, wenn er in der dunkeln Wolke an dir vorübergeht; du fürchteſt dich, durch einen Laut deines Mundes, durch eine leiſe Bewegung deines Herzens ſein heiliges Wandeln zu ſtören, und die Ehrfurcht zu verletzen, die du vor ihm haben ſollſt. Du fühlſt es wohl, daß du ihm nicht ſtill genug ſein kannſt, und biſt deßwegen bemüht, alles in dir, was noch nicht ganz ſtill iſt, zum Schweigen zu bringen. In dieſer Stille — wendeſt du etwa deine Augen von ſeinen unbegreiflichen Fügungen hinweg? — nein, du ſieheſt zu, wohin er ſeinen Gang richte, du ſpäheſt nach Lichtſchimmern, die vielleicht aus der dunkeln Wolke hervorbrechen möchten; du verfolgſt mit aufmerkſamen Blicken die Wege, die er einſchlägt, damit du inne werdeſt, wie er ſeine Sache zu Ende führt, aber du verzageſt auch nicht, ſondern beharreſt in deinem ſtill-gläubigen Warten, ohne dich durch irgend eine unruhige Sorge unterbrechen zu laſſen, ohne dir einen Zweifel, eine Frage zu erlauben, wenn die Enthüllung verzieht, und dir ſein Thun immer unbegreiflicher wird, ja es wird in eben dem

Maße ſtiller und wartender in dir, in welchem ſein Thun dir unbegreiflicher wird.

Alſo auch bei den räthſelhaften Führungen Gottes, die du an dir ſelbſt erfährſt.

„Erkennet doch," ſpricht David, „daß der Herr ſeine Heiligen wunderlich führt." Die Unheiligen führet er nicht, er kann ſie nicht führen, weil ſie, fern von ihm, mit ihm keine Gemeinſchaft haben, auch ſeiner Führung widerſtreben würden, da das Ziel ihrer Richtung ein anderes iſt, als das, welches ſie nach ihren Lüſten und Begierden erwählet haben; er treibt ſie an, dringt in ſie, erſchreckt und erſchüttert ſie, und der Zweck ſeiner Verhängniſſe und Schickungen bei ihnen ſteht in den meiſten Fällen klar vor den Augen, es iſt ihre Beſſerung. Dich aber, fromme Seele, die ſeine Gnade in das neue Leben geboren hat, dich führet er, an ſeiner Hand führet er dich, du biſt die Seinige, und ihm liegt alles daran, daß du, die er in ſeinem Herzen trägt, ihm nicht verloren geheſt, daß du des Heiles, wozu er dich erwählet hat, in vollem Maße theilhaftig werdeſt, dahin gelangeſt, in ewiger Seligkeit mit ihm leben zu können. Dich führet er alle Wege, die du wandelſt. Auch auf die Wege hat er dich geführet, und es iſt keiner, den du ſelbſt erſehen hätteſt. All' dein Ergehen iſt eine ununterbrochene Führung des Herrn.

Aber oft ſcheinen die Wege, die er mit dir einſchlägt, deinem beſchränkten Verſtande Umwege, Abwege, Rückwege oder gar Irrwege zu ſein, und noch viel öfter ſtehen dir, bei dem, was dir auf dieſen Wegen begegnet, die Gedanken ſtill. Du kennſt dein Herz nur zu einem ſehr geringen Theile, und weißt ſelten, was dir noth thut. Er aber kennt es in allen ſeinen Zuſtänden und Bedürfniſſen. Darum muß dir wohl oft bedünken, er führe dich von deinem Heile hinweg, wo du dich mitten auf der Straße zu demſelben hin befindeſt. Bald ſind es ſeine Huldverweiſungen, bald ſeine Schmerzensprüfungen, bald ſeine Gewährungen, bald ſeine Verſagungen, bald iſt es ſein Geben, bald ſein Nehmen, bald ſeine Milde, bald ſein Ernſt, worin du ihn nicht verſteheſt.

Noch viel räthſelhafter als in den äußerlichen erſcheint dir der Herr in ſeinen innerlichen Führungen. Jetzt läßt er ſein Licht in deinem Innern hell leuchten, dann es beinahe völlig erlöſchen, daß du nichts als Finſterniß bei dir antriffſt. Jetzt erquickt er dich reichlich mit Blicken ſeiner Gnade, dann verbirgt er ſein Angeſicht vor dir, und läßt dich wieder Tage und Wochen nach einem einzigen ſchmachten. Jetzt gewährt er dir, in ihm fröhlich zu ſein, dann wieder betrübt er dich ſchmerzlich. Jetzt erfüllet er dich mit zweifelloſer Zuver-

ſicht, dann mußt du wieder wegen deines Seelenzuſtandes in großen Aengſten ſein. Jetzt fühlſt du das Wirken ſeines Geiſtes in dir, und dein ganzes Weſen von ihm durchdrungen, dann wieder iſt es, als ob er gänzlich von dir gewichen wäre. Jetzt fühlſt du dich ihm ſo nahe, und dann wieder ſo unausſprechlich fern, jetzt ſelig in ſeiner Gemeinſchaft, und dann wieder faſt von ihm geſchieden, deiner Ohnmacht, deinem Nichts, deinem Elende Preis gegeben, jetzt ſo hoch erhoben, dann ſo tief gedemüthigt. Jetzt nimmſt du freudige Fortſchritte in deiner Heiligung wahr, dann wieder nichts als Stillſtand und Rückſchritte.

Lauter Räthſel, die du nicht zu löſen vermagſt. Aber du läßt dich durch ſie nicht irren. Unerſchütterlich im Vertrauen auf die Gnade, die ſich bereits ſo herrlich an dir erwieſen hat, biſt du ſtill dem Herrn, und warteſt in dieſer Stille der Zeit, wo es ihm gefallen wird, dir zu zeigen, warum er ſo und nicht anders an dir gethan, darauf gefaßt, daß ſie noch fern ſein kann, und dir dies dein ganzes Leben hindurch verborgen bleibe, deſſen gewiß, daß er die Seinigen, wenn auch wunderlich, doch herrlich und ſelig führt, und daß dir das Wie dermaleinſt wird offenbar werden, und überläßt dich in der tiefſten Stille des Gemüthes fernerhin ſeiner weiſen und gnadenreichen Führung, ohne an dieſelbe auch

nur die geringſte Forderung zu machen, ohne nur einen Wunſch in Beziehung auf ſie laut werden zu laſſen.

O, der glücklichen Stille, in welcher das Gemüth mit allem ſeinen Denken und Begehren ganz des Herrn iſt, und man nicht anders gehen mag, als an ſeiner Hand, und keinen Willen mehr hat, als daß ſein unbegreiflicher Wille geſchehe, und kein Verlangen, als das ihm zu folgen, wie und wohin er führe.

## VII.

# Die Stille zum Thun.

Sei ſtill dem Herrn.
Pſalm 37, V. 7.

Du ſollſt dem Herrn ſtill ſein, zu thun, was er gebietet.

Er gebietet nicht ſelten höchſt Beſchwerliches, wobei es darauf ankommt, den ſtärkſten Begierden entgegen zu handeln, den lebhafteſten Abſcheu zu überwinden, das Naturgefühl auf das empfindlichſte zu verletzen, ſich den mühſamſten Arbeiten zu unterziehen, die koſtbarſten Güter aufzugeben.

Was geſchieht nun gewöhnlich, wenn man die unerwünſchte Forderung vernimmt? Man beklagt ſich über ihre Strenge, man ſträubt ſich, man weigert ſich, man beredet ſich, wie beſtimmt und unzweideutig auch die Sache ausgedrückt ſei, ſo könne es nicht gemeint

ſein, hier müſſe ein Mißverſtand obwalten. Wie die Schlange zum Weibe ſprach: „ſollte Gott geſagt haben: ihr ſollt nicht eſſen von allerlei Bäumen im Garten? ihr werdet mit nichten des Todes ſterben, ſo ihr von den Früchten dieſes Baumes eſſet; ſondern Gott weiß, daß welches Tages ihr davon eſſet, ihr ſein werdet wie Gott:" ſo ſpricht noch immer des Menſchen trügliches Herz: das kann Gott unmöglich geboten haben, der Baum iſt ja lieblich anzuſchauen und die Frucht ſo einladend.

Wie denn, ſoll Gott nur Leichtes und Angenehmes gebieten können? Wo wäre dann Gelegenheit, Unterwerfung und Gehorſam zu beweiſen, wodurch doch allein die Beobachtung der göttlichen Gebote Werth erlangt, und uns zu unſrer Vervollkommnung förderlich wird? Soll unſer ſinnliches Naturgefühl, unſre Bequemlichkeit, unſre Lüſternheit, ſollen unſre verderbten Begierden Gott, dem Heiligen, bei ſeinen Forderungen an uns, zur Beſchränkung dienen? ſollen ſie die ewigen Geſetze des Rechten und Guten abändern müſſen? Sind es nicht gerade die deutlichſten und nachdrücklichſten Gebote Gottes, wider welche unſre ſinnliche Natur ſich am meiſten auflehnt?

Du, fromme Seele, beklagſt dich nicht, du weigerſt dich nicht, du ſuchſt keine Ausflüchte, wenn Beſchwerli-

ches von dir gefordert wird. Still dem Herrn, ohne irgend eine Widerrede, bereit jedes Opfer zu bringen, willig dir ſelbſt auf alle Weiſe wehe zu thun, eilſt du in heißem Herzensdrange, zu leiſten, was er dir anſinnt. Du findeſt das nicht beſchwerlich, was er dir anſinnt, und möchteſt du es beſchwerlich finden, du achteſt deß nicht; und ſollteſt du das Liebſte geben, das Härteſte leiden, ſtill deinem Gott würdeſt du geben und leiden.

Nicht ſelten wird uns etwas geboten, was wir nicht anders als befremdlich finden können, da wir es mit den von uns als unumſtößlich betrachteten Grundſätzen des Rechten und Guten, von denen eine Abweichung nicht zu geſtatten ſei, oder mit unſern wohlgeprüften Meinungen von dem Heilſamen und Nützlichen, oder wohl gar mit andern Geboten Gottes nicht in Einſtimmung zu bringen wiſſen. Wir haben Einwendungen über Einwendungen zu machen, wir nehmen Anſtand, wir ſchwanken und können uns nicht entſchließen, wir wagen ſogar zu bezweifeln oder zu leugnen, daß das Gebot von dem Herrn ſei, während es doch alle Merkmale eines göttlichen Gebotes an ſich trägt, und als ſolches ſich unwiderſtehlich uns aufdringt.

Wohl haſt du dich zu hüten, ein Gebot dieſer Art, das ſich als ein göttliches dir anpreiſt, ohne Weiteres als ein ſolches gelten zu laſſen, wohl haſt du mit Sorg-

ſalt zu unterſuchen, ob du es dafür halten dürfeſt: denn es kann dabei leicht eine Täuſchung obwalten, und es iſt höchſt bedenklich, dem, was man eine innere Stimme nennt, zu vertrauen, da hierbei allerlei Vorurtheile, geheime Wünſche, Regungen, die der ſinnlichen Natur, ja der Sünde, angehören, im Spiele ſein können, und meiſt mehr oder weniger mitwirken. Wo aber in der ernſtlichen und ſorgfältigen Unterſuchung etwas als Gebot Gottes ſich bewährt hat, da gebührt dir, wie befremdlich es auch ſein möge, alle Zweifel zur Ruhe zu bringen, und mit Beſeitigung aller Einwendungen und unbekümmert darum, daß du das Befremdliche nicht zu entfernen vermagſt, ſtill dem Herrn und in der freudigen Gewißheit, daß er dir nur das Rechte und Heilſame befehlen könne, Folge zu leiſten, einzig darauf bedacht, wie du die Sache zu ſeinem Wohlgefallen ausrichteſt.

Doch nicht blos zur Erfüllung der beſchwerlichen und befremdlichen Gebote — zu allem deinen Thun nach Gottes Willen ſollſt du ihm ſtill ſein. Nur ſtill dem Herrn biſt du im Stande, ſeinen Willen ſo genau zu vernehmen, als es nöthig iſt, wenn du ihm treulich nachkommen willſt, mit allen deinen Gedanken und Gefühlen bei dem, was du nach ſeinem Willen thuſt, gegenwärtig zu ſein und die Einmiſchung unlauterer Bewegungen von deiner That

fern zu halten. Das Stillſein dem Herrn ſoll bei dir ununterbrochen fortdauernde Gemüthsſtimmung werden. Erſt dann biſt du geſchickt, ganz dem Herrn zu leben, und dich der Gemeinſchaft mit ihm in deinem Wandel zu erfreuen, wenn du ihm immer und überall ſtill biſt. Biſt du in dieſer Art für immer dem Herrn ſtill geworden: dann geht kein Laut, kein Wink, worin er dir ſeinen Willen zu erkennen gibt, dir verloren, dann hindert dich keine leidenſchaftliche Unruhe, die entgegenſtrebende Anreizung wahrzunehmen, und zurück zu weiſen, alles, was in deinem Gemüthe ſich regt, iſt auf das Werk gerichtet, in welchem du ſeinen Willen vollbringſt, und was du thuſt, geht ungetrübt hervor aus der lauterſten Liebe zum Herrn.

In allem Handeln des wahren Chriſten waltet und offenbaret ſich ein dem Herrn ſtiller Geiſt. Er unternimmt nicht, ohne vorher bei dem Herrn geweſen, und ihm noch beſonders ſtill geworden zu ſein. In der Stille, welche in dem gotterfüllten Herzen wohnt, in Andachtsſtille, Glaubensſtille, Liebes- und Demuthſtille bereitet er ſich zu ſeinem Vorhaben, faßt und bedenkt er ſeine Beſchlüſſe und führt ſie hinaus, nach allen Seiten hin blickend, wo Günſtiges oder Ungünſtiges anzutreffen ſein möchte, und eifrigſt bemüht, das Störende zu entfernen. Nichts iſt ihm erwünſchter, als wenn er für ſein Wirken auch die äußerliche Stille ge-

winnen, und es dem Geräuſche der Welt und der Aufmerkſamkeit der Menſchen entziehen kann. Aber auch da, wo er nicht vermeiden kann, damit in die Unruhe der Welt und vor die Augen der Menſchen zu treten, weichet das ſtille Weſen nicht von ihm. Wie ſie in der Stille des Herzens gebildet worden, ohne irgend einen Anſpruch, ohne irgend eine ihr fremde Rückſicht: ſo tritt die That an das Licht ſtill und gewaltig, und an den größten und ausgebreitetſten Wirkungen, die ſie hervorbringt, läßt ſich nicht verkennen, daß ſie ihren Urſprung in einem Herzen hat, das dem Herrn ſtill geworden. Daher die Macht, die ſie an allen Herzen übt, der Glanz, in welchem ſie der Welt als Beiſpiel leuchtet, und der reiche Segen, den ſie nach ſich zieht.

## VIII.

# Die Stille zum Hören.

Sei ſtill dem Herrn.
Pſalm 37, V. 7.

Du ſollſt ſtill ſein dem Herrn, zu hören, wenn er redet. Wie möchteſt du auch zum Thun ihm ſtill werden, wenn du ihm nicht zum Hören ſtill geworden biſt? kommt doch das rechte Thun aus dem Glauben, und das Glauben aus dem Hören, wie Paulus ſpricht: „wie ſollen ſie glauben, von dem ſie nicht gehört haben?“

Der Herr redet zu dir in den Worten ſeiner Offenbarung; und du höreſt ſeine Stimme, ſo wohl, wenn es öffentlich verkündigt oder ſonſt auf irgend eine Weiſe durch andre an dich gebracht wird, als wenn du dich der einſamen Betrachtung deſſelben überläſſeſt.

Hier liegt dir vor allem andern ob, dem Herrn ſtill

zu ſein. Das biſt du dem, welcher zu dir redet, das biſt du aber auch dir ſelbſt ſchuldig.

Wer iſt es, der dich würdigt, ſich in dem Worte der Offenbarung dir mitzutheilen? Es iſt der, welcher den Himmel und die Erde aus nichts erſchaffen hat, und von Ewigkeit zu Ewigkeit lebet, der im Himmel und auf Erden ſeine Rathſchlüſſe unwiderſtehlich hinausführt, alles ſeinem Willen unterwirft und nach ſeinem Wohlgefallen ordnet, von deſſen Anſchauen die Erde bebt, von deſſen Berühren die Berge rauchen, der den Erdboden richtet nach ſeiner Gerechtigkeit und die Völker nach ſeiner Wahrheit, von dem die Geiſter am Throne einander zurufen: „heilig, heilig, heilig iſt der Herr!“ der, welcher in ſeiner Hand hat das Leben und den Tod, das ewige Heil und das ewige Verderben. Kannſt du hieran dich erinnern, ohne daß plötzlich verſtumme, was nur irgend in dir laut iſt, und ein ehrfurchtsvolles Schweigen in deiner Bruſt dem Herrn des Himmels und der Erde huldige? Wenn es weit umher ſtill wird, wo die Fürſten der Erde ihren Mund öffnen, und alles mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit an ihren Lippen hängt, begierig jeden Laut zu erhaſchen: wie dürfte dann noch irgend eine unruhige Bewegung in deinem Innern zurück bleiben, wie ſollte nicht alles in dir Ehr werden, wo der König aller Könige ſeine

Stimme erhebt, zu dir zu reden. „Der Herr," ſpricht Habakuk, „iſt in ſeinem heiligen Tempel, vor ihm ſei ſtill alle Welt."

Ihm müßteſt du ſtill ſein, wenn er von Dingen zu dir redete, die, dir völlig fremd, auf dich gar keine Beziehung hätten. Er redet aber zu dir in deiner eignen Sache, von Dingen, in Vergleichung mit welchen alles andre als etwas Geringfügiges erſcheint. Ueber das Eine, was dir noth iſt, über den Weg deines Heiles will er dich unterweiſen; darfſt du dir, wenn du nicht um dein Heil ganz ohne Sorge biſt, wohl etwas von dem entgehen laſſen, was er dir mitzutheilen hat? Nein, es iſt für dich von der höchſten Wichtigkeit, daß jedes Wort ſeines Mundes von dir aufgefaßt werde — ſie ſind alle inhaltsſchwer und der ſorgfältigſten Beherzigung werth, — dazu aber iſt nichts nöthiger, als daß du dem Herrn ſtill ſeieſt. Wie viel wirſt du durch das Getöſe hindurch hören, das du aus dem Weltgewühle in das Haus der Andacht, in dein einſames Gemach mit hinein gebracht? Wie manches koſtbare Wort wird dir unvernommen bleiben, wenn unruhige Gedanken und Gefühle, welche den Dingen der Welt zugewendet ſind, ſich in dein Hören drängen? Nicht eher, als nachdem du alles aus deinem Gemüthe vertrieben haſt, was daſ-

ſelbe auf andere Weiſe beſchäftigen will, alle Laſt, alle Bekümmerniß, alles Verlangen, und in völliger Sammlung dem Herrn ſtill geworden biſt, um nur zu hören, biſt du geſchickt, recht zu hören.

Was hilft es dir indeß, daß du höreſt und recht höreſt, wenn du das Gehörte dir nicht zu eigen machen kannſt? Wie oft findet es ſich, daß Menſchen das nicht wollen gelten laſſen, was ſich ihnen als das wahrhaftige und untrügliche Wort Gottes auf das einleuchtendſte erwieſen hat, daß ſie daran klügeln und deuteln, bis ſie es ſich zurecht geſtellt, und, wo dies nicht gelingt, Trugſchlüſſe auf Trugſchlüſſe häufen, um ſich zu überreden, dies könne nicht ein Wort von Gott ſein! Woher dies? Sie hegen einen Wahn, welchem das, was zu ihnen geredet worden, zuwiderläuft, dieſen haben ſie lange bei ſich genährt, und können ſich nicht entſchließen, ihn aufzugeben. Dem Stolze ihrer Kurzſichtigkeit gereicht das Unbegreifliche darin zum Anſtoße, obgleich wir kaum die Augen öffnen können, ohne unbegreifliche Dinge wahrzunehmen. Oder ihre Habſucht, ihr Ehrgeiz, ihr Neid, ihre Rachgier, ihre Härte, ihre Wohlluſt lehnen ſich gegen das auf, wovon ſie ſich beſchämt und bedrängt fühlen. „Das iſt eine harte Rede," ſprechen ſie, „wer kann ſie hören?" Es fehlt ihnen die

Stille der Unbefangenheit, in welcher allein die Wahrheit an dem menſchlichen Herzen ihre Gewalt üben kann. Biſt du dem Herrn ſtill geworden: dann haſt du in dir zum Schweigen gebracht, was dich verleiten könnte, dem Herrn, wenn er dich lehren will, zu widerſprechen; bereit, dich von ihm lehren zu laſſen, ja voll heißen Verlangens, von ihm gelehrt zu werden, nimmſt du in Demuth und Einfalt des Glaubens an, was er dir eröffnet, ohne dich durch etwas irren zu laſſen, ſo bald du dich verſichert halten darfſt, daß er es iſt, der zu dir redet, und faſſeſt es in ein ſtilles Gemüth, gleich viel, ob es dem ſinnlichen Menſchen gefalle oder mißfalle. Du willſt nur, was aus der Wahrheit, was von dem Herrn iſt, und dies um jeden Preis.

Das Wort des Herrn, das du gehört und angenommen haſt, fordert deine ernſtliche Erwägung, damit du erkenneſt, was es in ſich ſchließt, wie weit es gehet, wie es mit andern zuſammenhängt, was daraus folgt, und welche Anforderungen es an dich zu machen hat. Biſt du aber zu ſolchen Erwägungen wohl geſchickt, wenn der Aufruhr der Gefühle und Leidenſchaften, welcher mehr oder weniger bei jedem, der dem Herrn noch nicht ſtill geworden iſt, angetroffen wird, und allein in der Gott geweihten Stille des Gemüthes gedämpft wer-

den kann, dein Inneres verwirrt und zerrüttet? Das Stillſein dem Herrn verbreitet in uns das milde Licht, in welchem ſich uns alles, was in das Gebiet der Betrachtung gehört, klar, von der rechten Seite und in den rechten Verhältniſſen darſtellt.

Das Wort des Herrn, das wir gehört, angenommen und erwogen, ſollen wir, nach dem Ausſpruche des Erlöſers, in einem feinen und guten Herzen bewahren. Ein feines und gutes iſt aber ein dem Herrn ſtilles Herz. Die Eindrücke, die du von der Welt empfängſt, werden, wenn ſie die Macht über dich hat, dich durch ihre Noth, ihre Ergötzlichkeiten, ihr Gut, ihre Sorgen, ihre Wünſche und Begierden zu beunruhigen, das Wort, mit welchen lebhaften Rührungen auch du es aufgefaßt, wie tief du es dir eingeprägt hatteſt, bald ausgelöſcht haben, bis auf die letzte Spur, als hätteſt du es niemals vernommen. Wodurch aber könnte es aus einem Herzen verdrängt werden, das in ſeiner Gottesſtille nichts bei ſich nährt, was derſelben entgegen iſt, täglich von neuem betrachtet, was es von dem Herrn empfangen hat, und darin ſeine ſüßeſte Beſchäftigung findet?

Umſonſt haſt du das Wort gehört, angenommen und erwogen, umſonſt auch bewahreſt du es in deinem

Innern, wenn es nicht bei dir Frucht bringt. Denn es ergehet an uns nicht blos, daß wir es beſitzen und uns des Lichtes erfreuen, das es uns anzündet, ſondern auch, und zwar vornehmlich, damit es bei uns wirke, unſre frommen Gefühle zu erwärmen, unſer Herz zu reinigen und zu erheben, jede Tugend in uns zu erhöhen, uns zu allem Gott gefälligen Thun zu ſtärken, uns in allem Kummer und in aller Betrübniß zu tröſten, uns mehr und mehr zu erfüllen mit dem Frieden und der Freude in dem Herrn. Auch hierzu verlangt es ein ſtilles Herz: denn es iſt, obwohl ein gewaltiges doch auch ein ſtilles Wort, und vermag nur da ſich wirkſam zu erweiſen, wo es Stille antrifft, während es in dem Getöſe der Zerſtreuungen, in denen ein Menſch ſich bewegt, und der Leidenſchaften, die er nährt, ſich kaum bemerklich machen kann. Das Herz iſt aber nur dann ſtill, wenn es ſeinem Gott ſtill geworden iſt. Dem Herrn mußt du ſtill werden, wenn ſein Wort irgend einen Einfluß auf dein innerliches oder äußerliches Leben erlangen ſoll. In denen aber, die dem Herrn ſtill geworden ſind, regt es ſich, und ſchaffet und bildet es fort und fort, ſie faſſet es von allen Seiten, bei ihnen dringt es in die Tiefe und bemächtigt es ſich des ganzen Weſens. Es vergeht kein Tag, keine Stunde, wo es nicht auf ſie einen Einfluß äußerte, aufregend und beſänftigend, hemmend und

fördernd, ſtärkend, ermuthigend, anfeuernd, erquickend, beſeligend, und ohne Aufhören befreien ſie unter ſeinem Einfluſſe ſich mehr und mehr von allem, was die Seele verunſtaltet, beengt, verdüſtert und quält, und erheben ſich zu großer Klarheit, Heiligkeit und Herrlichkeit in dem Herrn.

Gott redet zu uns nicht blos durch das Wort ſeiner Offenbarung, ſondern auch in unſerm Innern durch Gedanken und Gefühle, die er, theils mittelſt deſſen, was wir ſehen, was wir hören, was mit uns ſelbſt ſich zuträgt, theils auch ohne ein äußerliches Mittel, in demſelben hervorbringt. Die noch von ihm fern ſind, rufet er zu ſich hin, daß ſie bei ihm finden, was ſie verloren haben, und dem Verderben entriſſen werden, dem alles anheim fällt, was ihm fern bleibt. Er redet zu ihnen mit lauter und gewaltiger Stimme, nicht ſelten, daß die Erde davon beben möchte. Warum hören ſie nicht? Weil ſie ſich nicht entſchließen können, ihm eine kurze Zeit ſtill zu werden. Die laute, die gewaltige Stimme kann ihr inneres Ohr nicht erreichen, weil andere noch lautere Stimmen es fort und fort erfüllen. Noch viel öfter redet er zu denen, die ihm nahe und ſein eigen ſind, ſie ihrer Gemeinſchaft mit ihm zu verſichern, ſie zu mahnen und zu weiſen, ſie zu kräftigen und zu tröſten, und noch feſter mit ſich zu vereinigen. Der ihm ver-

trauten Seele iſt nichts ſo bekannt und befreundet als das Reden des Herrn mit ihr in ihrem Innern. Mit ihr redet er aber auch meiſt ſo leiſe, daß ſie ihn nur in der größten Gemüthsſtille vernehmen kann. Aber weil ſie dieſe Stille gewonnen hat, darum vernimmt ſie auch ſein leiſeſtes Flüſtern, und verſteht, was er in demſelben ihr mittheilt. Und eben die Worte, die er leiſe ihr zuflüſtert, ſind die koſtbarſten, die inhaltſchwerſten, die ſüßeſten und ſegensreichſten. Wo ſie nur in der größten Gemüthsſtille vernehmen kann, da enthüllet er ihr die tiefſten Geheimniſſe ſeiner Liebe, was kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret hat, und in keines Menſchen Herz gekommen iſt, was mit dem Frieden des Himmels ihr ganzes Weſen durchdringt.

So ſorge denn, daß du dem Herrn ſtill, ganz ſtill werdeſt, nicht blos, wo du ſeine Stimme höreſt, ſondern immer und überall, damit du ſie höreſt, wo ſie ſich vernehmen läßt. So oft redet der Herr recht eigentlich zu uns, ohne daß wir, in der Zerſtreutheit unſrer Gedanken, in der Unruhe unſers Herzens, deſſen inne werden, und ſo manches herrliche Gotteswort, ſo manches Wort des Lebens und der Freude, geht uns verloren, weil es bei der Zerſtreutheit unſrer Gedanken, der Unruhe unſers Herzens, nicht an uns gelangen kann. In

heiliger Stille horche du fort und fort dem Herrn, erwartend, wenn es ihm gefallen möge, zu reden, und immer ſpreche es im ſtillen Herzen: „rede Herr, dein Knecht höret,“ und kein Verluſt werde von dir ſo wichtig geachtet, als der, ein Wort vom Herrn überhört zu haben.

## IX.

# Die unvergängliche Freude.

Ein Weib, wenn ſie gebiert, ſo hat ſie Traurigkeit, denn ihre Stunde iſt gekommen; wenn ſie aber das Kind geboren hat, denkt ſie nicht mehr an die Angſt um der Freude willen, daß der Menſch zur Welt geboren iſt. Und ihr habt auch nun Traurigkeit; aber ich will euch wieder ſehen, und euer Herz ſoll ſich freuen, und eure Freude ſoll niemand von euch nehmen.

Joh. 16, V. 21. 22.

In den vorſtehenden Worten verheißt der Herr ſeinen Jüngern eine unvergängliche Freude, die auf die Traurigkeit, welche ſein Hingang ihnen verurſachen müſſe, folgen, ja ihnen aus derſelben erwachſen werde. Die Verheißung deutet nicht allein auf das, was ihnen in dem zukünftigen Leben zu Theil werden ſollte, ſondern auch auf etwas, das ihnen für das gegenwärtige beſchieden war. Die Jünger haben den Herrn nach ſeiner Auferſtehung wieder geſehen, und ihr Herz hat deß große Freude gehabt, und dieſe Freude iſt dadurch, daß er bald

darauf die Erde verließ, um zu ſeinem Vater zurückzukehren, nicht von ihnen genommen worden. Sie konnte nicht von ihnen genommen werden: denn er hatte ihnen zugeſagt, er werde bei ihnen ſein bis an der Welt Ende. Er war nun mit ihnen völlig in jene geiſtige Gemeinſchaft getreten, für welche das räumliche Nahe- oder Fernſein von geringer Bedeutung iſt. Sie hatten ihn auf ewig im Herzen, und wußten ihn bei ſich, und lebten gewiſſermaßen ſchon mit ihm in der Herrlichkeit. Nachdem er von ihnen geſchieden, wird uns berichtet, kehrten ſie wieder gen Jeruſalem mit großer Freude. Was hätte wohl dieſer Freude ſie berauben können?

Auch du, mein Chriſt, kannſt auf Erden ſchon eine unvergängliche Freude beſitzen, — die Freude an Gott.

Jede andere Freude iſt vergänglich, und kann dir bald in bittern Schmerz verwandelt werden. Bei denjenigen Vergnügungen, welche du aus der Befriedigung deiner ſinnlichen Begierden ſchöpfeſt, darf dich dies nicht befremden; es liegt in ihrer Natur, und ſie ſind keines Beſſern werth. Du freueſt dich eines Vortheiles, den du erlangt haſt, eines Gutes, das dir zu Theil geworden. Ueber ein Kleines — und die Sache hat für dich ihren Werth verloren, du haſt den Vortheil wieder eingebüßt, wohl noch dazu einen bedeutenden Schaden er-

litten, ein viel wichtigeres Gut iſt dir entriſſen worden. Du freueſt dich des Beifalles, den man dir zollt, der Auszeichnung, die man dir angedeihen läßt, der Ehrenſtelle, zu der man dich erhoben hat, der Gunſt, in welcher du bei mächtigen Menſchen ſteheſt. Ueber ein Kleines — und der Beifall hat ſich in Gleichgültigkeit oder in ſcharfen Tadel verwandelt, du haſt dich an die Auszeichnung gewöhnt, andre haben dich zurückgedrängt oder verdunkelt, empfindliche Demüthigungen haben dich getroffen, die Gunſt iſt von dir gewichen, und hat dem Unwillen über dich Platz gemacht. Du freueſt dich des Triumphes, den du über deinen Feind davon getragen. Kurze Freude! über ein Kleines — und er hat dir eine noch ſchmerzlichere Kränkung zugefügt, dir noch größeres Unheil bereitet, dir eine noch ſchmählichere Niederlage beigebracht. Du freueſt dich der Luſtbarkeit, die deine Sinne berauſchet, der ſchändlichen Genüſſe, die dein laſterhaftes Leben dir gewährt. Ueber ein Kleines — und das, was dich erhitzt, dich aus dir ſelbſt heraus verſetzt hat, iſt von dir gewichen, das wogende Geräuſch um dich her hat ſich verloren, Scherz und Gelächter ſind verſtummt, der ſchändliche Genuß hat ſein Ziel erreicht, und Mißbehagen, Unmuth, Scham, peinvolle Gewiſſensvorwürfe, körperliche Leiden ſind an die Stelle des Vergnügens getreten. Wieder über ein Kleines — und

du biſt, abgeſtumpft, krank, zerrüttet, erſchöpft an Körper und Geiſt, unfähig dir zuzueignen, woran du jetzt dich ergötzeſt. Noch über ein Kleines — und die Jahre ſind da, die dem Menſchen nicht gefallen, die in ihrer Entkräftung dich zum Entbehren verdammen, in ihrem Ungemache dich die Sünden und Ausſchweifungen deiner Jugend büßen laſſen.

Wir können es nur gut heißen, daß dieſe Freuden ſo vergänglich ſind, da ſie das, für höhere Dinge geſchaffene, Herz doch nicht zufrieden zu ſtellen vermögen, und ſie, wäre eine längere Dauer ihnen verliehen, diejenigen, die ſich ihnen ergeben haben, wohl immer von dem, wobei allein die wahre Freude anzutreffen iſt, fern halten würden.

Aber du kenneſt beſſere Freuden, die auf Unvergänglichkeit ſcheinen Anſpruch machen zu können, und denen man ſich verſucht finden könnte, dieſe Unvergänglichkeit zu wünſchen, die Freude an dem gelungenen Werke, an den Fortſchritten im Guten, an dem häuslichen Weſen und Leben, an den Freunden und Angehörigen, an dem frohen Ereigniß, das in dein Leben eingetreten iſt. Indeß wirſt du auch dieſe Freuden, wenn du ſie betrachteſt, wie ſie an ſich ſelbſt ſind, für vergänglich erklären müſſen. An deinem gelungenen Werke gedenkeſt du bleibende Freude zu haben? Du würdeſt

es, wenn du im Stande wäreſt, dir die Mängel deſſelben zu verbergen, aber das kannſt du nur auf kurze Zeit, wenn du mit demſelben überall die gute Aufnahme fändeſt, die du erwarteſt, aber du mußt dir die ungünſtigſten Urtheile gefallen laſſen, wenn der Neid und die Verkleinerungsſucht dich verſchonten, aber ſie werden dich nicht lange verſchonen, wenn nicht der Verdruß über das mißlungene Werk die Freude an dem gelungenen bei dir zerſtörte; und wie groß iſt die Anzahl der Werke in deinem Leben, die du ſelbſt für mißlungen erklären mußt! Deines Wachsthums im Guten meineſt du dich allezeit freuen zu können? Du würdeſt es, wenn du immer vermeiden könnteſt, inne zu werden, wie weit du noch von deinem Ziele entfernt biſt, aber wie oft dringt ſich dir dieſe Wahrnehmung mit ihren peinigenden Gefühlen unwiderſtehlich auf, wenn du dich ununterbrochen in dieſem Wachsthume begriffen fändeſt, und es damit immer einen ſo ſchnellen Fortgang hätte, als du nicht umhin kannſt zu wünſchen; aber da kommen Zeiten, wo von einem ſolchen Wachsthume nichts zu verſpüren iſt, wo du dich ſo unberathen, ſo ſchwach, ſo kalt, ſo troſtlos fühleſt, daß deine frühern Fortſchritte dir nur Betrübniß zu verurſachen vermögen. Deines häuslichen Weſens und Lebens willſt du beſtändig dich freuen? Gott habe dir alles gegeben, was in demſelben beglücken kann;

es ſei auf das beſte geordnet, es herrſche darin das glücklichſte Einverſtändniß, die zärtlichſte Anhänglichkeit und Liebe, der feurigſte Eifer einander in Gefälligkeiten und Dienſten zu übertreffen, es ſei alles Ein Herz und Eine Seele: da wird ein Glied des Hauſes von einem widerwärtigen Ereigniſſe bedroht oder betroffen, und die Herzen aller ſind mit Sorgen oder Kummer belaſtet; die Glücksumſtände gehen zurück, und du befindeſt dich in der Nothwendigkeit, denen, welchen du gern alles gewährteſt, eine Einſchränkung nach der andern anzuſinnen; der Mangel bricht herein, und beraubt dich der Mittel, ihnen das, was das dringendſte Bedürfniß erheiſcht, darzureichen; die Krankheit bricht herein, diejenigen, welche dir die Theuerſten ſind, mit wochen-, monden-, jahrelangen Leiden heimzuſuchen, von denen du ſtündlich Zeuge biſt, die dir das Herz zerreißen, ohne daß du ſie zu lindern vermöchteſt; der Tod bricht herein, und nimmt das Kind, das deine Luſt und Wonne iſt, den hoffnungsvollen Sohn, die blühende Tochter, den guten Vater, die treue Mutter, den zärtlich geliebten Gatten von deinem Herzen hinweg, und du ſieheſt deine Freude in die tiefſte Traurigkeit verwandelt.

Doch es ſtehet bei dir, dieſer beſſern Freude die Unvergänglichkeit, die ſie an ſich nicht hat, dadurch zu ertheilen, daß du ſie in die Freude an Gott aufnimmſt,

wobei deine Freude ſich von dem, was an ihrem Gegenſtande vergänglich iſt, abzieht, um ſich ganz an das Unvergängliche zu heften, was durch die Beziehung auf Gott an demſelben hervortritt. Haſt du die Freude an dem gelungenen Werke in deine Freude an Gott aufgenommen: dann freueſt du dich nicht mehr des Werkes, als des deinigen, und der Geſtalt, die es an ſich trägt; du freueſt dich des Vermögens, welches Gott zu demſelben dargereicht hat, und ferner darreichen wird, des Segens, mit welchem er es begleitet hat, und ferner begleiten wird, des lautern Sinnes und der gewiſſenhaften Treue, welche du bei demſelben bewieſen, und ferner zu beweiſen entſchloſſen biſt, und dieſe Freude wird niemand von dir nehmen. Haſt du die Freude an deinem Wachsthume im Guten in deine Freude an Gott aufgenommen: dann freueſt du dich nicht des einzelnen Fortſchrittes, der ſich dir bald verdunkeln kann; du freueſt dich der Gewißheit, in Gottes Gnade zu ſtehen, und darin ohne Aufhören wachſen zu müſſen, der Gewißheit, daß der, welcher das gute Werk in dir angefangen hat, es auch vollführen werde, welche dir durch die einzelnen Fortſchritte beſtätigt wird; du freueſt dich, daß deinen ernſtlichen Beſtrebungen die Erfolge werden gegeben werden, deren du bedarfſt, um das Ziel deiner himmliſchen Berufung in Chriſto Jeſu zu erreichen. Haſt

du die Freude an deinem häuslichen Weſen und Leben in die Freude an Gott aufgenommen: ſo freueſt du dich nicht ſo ſehr deſſen, was du in demſelben antriffſt, als der heiligen Verbindung, die Gott zwiſchen dir und den Deinigen für die Ewigkeit geſtiftet hat, die das Mißgeſchick nicht antaſten, der Tod nicht auflöſen kann, der Herzensgemeinſchaft, die zwiſchen dir und ihnen beſteht, und dadurch, daß du ihretwegen zu leiden oder zu fürchten haſt, nicht beeinträchtigt, dadurch, daß ſie deinem Anblicke entzogen werden, nicht aufgehoben wird; du freueſt dich ihrer Liebe zu dir und deiner Liebe zu ihnen, die ſich im Unglück am ſtärkſten bewähret, und welche die äußerliche Trennung nur zu läutern vermag; du freueſt dich jetzt ſchon deſſen, was du einſt mit ihnen bei dem Herrn ſein wirſt. Haſt du die Freude an einem angenehmen Ereigniſſe in deine Freude an Gott aufgenommen: ſo freueſt du dich nicht ſo ſehr des Ereigniſſes ſelbſt, als der Huld Gottes, die ſich darin an dir verherrlicht hat, und nicht aufhören wird, ſich an dir zu verherrlichen, deſſen, daß Gutes und Barmherzigkeit dir folgen werden dein Leben lang, daß du allezeit in dem Hauſe des Herrn bleiben ſollſt, und er dir einſt geben wird, dich zu freuen mit unausſprechlicher Freude, die kein Schmerz trüben oder unterbrechen kann.

An ſich ſelbſt unvergänglich iſt allein die Freude an Gott. Biſt du dahin gelangt, an Gott deine Freude zu haben: dann iſt die Betrachtung ſeiner unendlichen Vollkommenheit dir eine Quelle des ſüßeſten Vergnügens, ſei es, daß du mit ihr ſelbſt dich beſchäftigeſt oder daß du ihr in ihren Erſcheinungen nachforſcheſt; du freueſt dich deſſen, was er in der Natur, in deinem Gemüthe, in den Ausſprüchen von ihm erleuchteter Menſchen von ſich geoffenbaret hat, freueſt dich ſeiner als des Inbegriffes alles deſſen, was wahr, ſchön, gut, groß, herrlich iſt. Du freueſt dich des Wiſſens, das mit der Gegenwart die Vergangenheit und Zukunft umfaßt, alles auf das genaueſte kennt, und dem die leiſeſten und flüchtigſten Gedanken, die geheimſten Regungen der Herzen nicht verborgen ſind, der Weisheit, die alles auf das Beſte geordnet hat, der Macht, die ihre Rathſchlüſſe unwiderſtehlich hinaus führt, der Heiligkeit, mit der nichts Unreines in Gemeinſchaft kommen kann, der Güte, welche die Glückſeligkeit aller ihrer Geſchöpfe beabſichtigt, und auf dieſelbe unabläſſig hinwirkt, und ſich jedem durch unzählbare Wohlthaten zu erkennen und zu empfinden gibt, der Barmherzigkeit, welche den Elenden hilft, jede Noth, die nicht zu unſerm Heile erforderlich iſt, von uns abwendet, jede Laſt, die wir zu tragen haben, erleichtert, der Gnade, welche vergibt Miſſethat, Ueber-

tretung und Sünde, der Wahrhaftigkeit und Treue, die immer hält, was ſie zugeſagt, und ſelbſt der Gerechtigkeit, die jedem zutheilet, was ihm gebührt. Du freueſt dich, daß er, ohne Wechſel und Wandel, immer derſelbe allwiſſende, allmächtige, heilige, gütige, gnädige, treue, wahrhaftige und gerechte Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit lebet, mit ſeiner Gegenwart alle Räume erfüllet, die Ereigniſſe deines Lebens nach ſeinem Wohlgefallen lenket, und du an guten und an böſen Tagen, unter Feinden, wie unter Freunden, in Zeit und Ewigkeit in ſeiner Hand biſt. Du freueſt dich zu allermeiſt des glücklichen Verhältniſſes, in welches er dich durch ſeinen Sohn zu ſich geſetzt hat, in welchem du, mit ihm verſöhnt, nicht mehr vor ihm erſchrickſt, dich ihm überall kindlich nahen, dein Herz vor ihm ergießen, ſeiner Liebe, ſeines Schutzes, ſeiner Fürſorge dich verſichert halten, alles, was dir gut und heilſam iſt, von ihm erwarten, und der Zuverſicht leben darfſt, bei ihm ein Erbe zu haben mit allen Heiligen. Er hat es geſagt: „ich will dich nicht verlaſſen noch verſäumen, es werden wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade ſoll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens ſoll nicht hinfallen," und die Worte gelten auch dir, er will dich erlöſen von allem Uebel und dir aushelfen zu ſeinem himmliſchen Reiche: deß freueſt du dich

unausſprechlich. Du freueſt dich ſeiner, wo du einſam weileſt und wandelſt, in der Gemeine, die ihm lobſinget, an dem Tiſche ſeiner Gnaden. Sein Wort erwägen, in daſſelbe eindringen, dich aus demſelben belehren, dich über daſſelbe unterweiſen, dich durch daſſelbe mahnen, ſtrafen, treiben, ſtärken, tröſten laſſen, ihn rühmen und preiſen, und ſeinen Namen unter den Menſchen verherrlichen — das ſind deine theuerſten Beſchäftigungen.

Wodurch könnte dieſe Freude wohl von dir genommen werden, wenn du ſelbſt ſie zu bewahren weißt? Warum ſind deine andern Freuden vergänglich? Weil ſie Vergängliches zu ihrem Gegenſtande haben. Wie ſollte denn eine Freude nicht unvergänglich ſein, die den zu ihrem Gegenſtande hat, welcher immer und ewig bleibt, wie er iſt, ohne Wechſel des Lichtes und der Finſterniß, auch für dich immer und ewig derſelbe, und der ſich dir niemals entziehen will, ſo lange du dich ihm nicht entzieheſt? Sie kann ſich zuweilen auf einige Zeit in deinem Innern verdunkeln, aber nie ſich aus demſelben verlieren. Mancherlei Verſtimmungen können ſie auf einige Zeit ſchwächen, aber keine kann dich ihrer berauben, keine kann verhindern, daß ſie bald in neuer Stärke dein Inneres erfülle. In ihr iſt ein freudiger Geiſt vom Herrn über dich gekommen, der unter keinerlei Umſtänden völlig von dir weicht. Noth und Trübſal können

jede andere Freude von dir entfernen, aber nicht die Freude an Gott. Was du auch an das Mißgeſchick eingebüßt habeſt, ihn haſt du noch, ihn behältſt du, und o, wie beſeligt dich das Gefühl, ihn noch zu haben, ihn zu behalten! wie weit erhebt dich über Noth und Trübſal das Bewußtſein, das höchſte Gut zu beſitzen! „Wenn ich nur dich habe," ſprichſt du, „was frage ich nach Noth und Trübſal! an dir habe ich alles, deſſen ich bedarf, und wenn mir Leib und Seele verſchmachten, biſt du Gott allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil." In Noth und Trübſal freueſt du dich ſeiner wohl mehr als an deinem guten Tage, weil du hier recht inne wirſt, was du in ihm beſitzeſt, weil du hier die ſtärkſten Beweiſe ſeiner Treue empfängſt, weil du hier unabläſſig von ihm begehren mußt, und dir unabläſſig von ihm gewähret wird — Troſt, Erquickung und Hülfe. Der Tod ſollte dieſe Freude dir entreißen? Dazu wäre nöthig, daß er dich ihm zu entreißen vermöchte; aber du bleibeſt ewig in ſeinem Reiche. Der Tod kann ſie nur erhöhen und vollenden, da er dich in Gottes Nähe führt, und von dir hinwegnimmt, was dir nicht geſtattet, dich ganz von ihr durchdringen zu laſſen.

Frageſt du nun, auf welchem Wege du zu dieſer Freude gelangen mögeſt, ſo dienet zur Antwort: auf demſelben, auf welchem auch die Jünger des Herrn zu ihr gelangt ſind — auf dem Wege des Schmerzes. Zu den Jüngern hatte der Herr geſagt: „ihr werdet traurig ſein, aber eure Traurigkeit ſoll in Freude verkehret werden, und dieſe Freude ſoll niemand von euch nehmen.“ Bei ihnen folgte die bleibende Freude nicht blos auf den Schmerz der Trennung, ſondern ging auch aus demſelben hervor. Sie mußten ihn in der Schmach und Pein ſterben ſehen und ſich bitter um ihn betrüben, ſeine ſichtbare Gegenwart mußte ihnen entzogen werden, damit ſie im Stande wären, ſein unvergängliches geiſtiges Weſen, unvermiſcht mit dem, was der vergänglichen leiblichen Erſcheinung angehörte, in ſich aufzunehmen, und ſich dadurch völlig mit ihm in die Gemeinſchaft zu ſetzen, in welcher allein ſie fähig waren, ſich ſeiner ununterbrochen und ewig zu freuen.

Der Schmerz aber, aus welchem dir die unvergängliche Freude erwachſen muß, iſt ein dreifacher: der Schmerz der Buße, der Schmerz der Verleugnung und der Schmerz der Trübſal.

An Gott Freude haben — das kannſt du nicht, ſo lange du noch zu ihm in dem Verhältniſſe ſteheſt, in welches die Sünde den Menſchen gebracht hat. Vor

ihm von deinem Gewiſſen unaufhörlich angeklagt, von ihm geſchieden und verworfen, nach ſeiner Heiligkeit, ein Kind des Zornes, ein Erbe des Todes nach ſeiner Gerechtigkeit — wie möchteſt du anders als mit Furcht und Zittern an ihn denken? wie ſollteſt du nicht deine Gedanken von ihm fern zu halten ſuchen, um den Schrecknissen zu entgehen, die dich überfallen, wenn du ſie auf ihn richten willſt? Du mußt dich als einen Begnadigten betrachten dürfen, dem ſeine Sünden vergeben ſind, du mußt mit Paulus ſprechen dürfen: „wer will verdammen? Chriſtus iſt hier, der für mich geſtorben iſt, und, zur Rechten Gottes ſitzend, mich vertritt.“ Das darfſt du erſt dann, wenn du durch den Glauben mit Chriſto, der ſich für dich dahin gegeben hat, vereinigt worden biſt. Dieſer Glaube aber ſetzt Buße voraus. Er wurzelt in einer, unſer ganzes Weſen durchdringenden, Erkenntniß von unſerm Verderben, welche, ein heißes Verlangen nach Erlöſung erzeugend, das Weſen der Buße ausmacht.

Bei einer Sinnesart, die dem Sinne Gottes durchaus entgegen iſt, dich lieben heißt, was er haſſet, und haſſen, was er liebt, und deshalb in der Schrift Feindſchaft gegen Gott genannt wird, wie wäreſt du wohl im Stande, dich an ſeiner Vollkommenheit zu ergötzen, wie im Stande, das, woraus die Kinder Gottes ihr höchſtes

Vergnügen ſchöpfen, anders als mit Abneigung und Widerwillen zu betrachten? Nicht eher, als nachdem die Buße dieſe Sinnesart in dir zerſtört und das neue Weſen, das nach Gott geſchaffen iſt, in dir begründet hat, biſt du fähig, an ihm deine Freude zu haben.

Was wäre aber das wohl für eine Buße, die nicht große Schmerzen bei ſich hätte? Gewiß nicht die, welche das Wort Gottes dir anſinnet. Vernimm, wie dieſes von der Sache redet. Ein alter Menſch ſoll in dir getödtet werden, wie könnte das geſchehen ohne Todespein? Dieſer alte Menſch iſt mit dir aufgewachſen, du haſt ihn theuer gehalten, gehegt und gepflegt, ausgeſchmückt und ihm Gutes erwieſen, er iſt in dein innerſtes Weſen hinein gewachſen; du kannſt ihm nicht wehe thun, ohne dir die empfindlichſten Verletzungen zuzufügen. Du ſelbſt biſt dieſer alte Menſch, die Lüſte und Begierden ſind es, denen du dienſt, für die du dich abmüheſt, für die dir keine Anſtrengung zu ſauer iſt. Wie könnte der anders als unter den heftigſten Schmerzen in dir getödtet werden? „Kreuziget," fordert Paulus, „euer Fleiſch ſammt den Lüſten und Begierden." Hier gilt es, ſeine Sünde in ihrer ganzen Größe erkennen, ſie ſich eingeſtehen, ſie ſich vorhalten ohne irgend eine Schonung. Hier gilt es, ſich ſelbſt in ſeinem Liebſten verwerfen und verdammen, von ſich ſelbſt in ſeinem Lieb-

ſten entſchieden ſich losſagen, das, worauf man ſtolz geweſen iſt, anklagen, auf alles, womit man ſich etwas gewußt hat, Verzicht leiſten. Hier gilt es, tiefes Leid tragen um ſeine Sünde und Miſſethat, in bittrer Reue ſein Herz zerreißen, ſich ſelbſt verfolgen und nicht von ſich ablaſſen in quälenden Vorwürfen.

Weigerſt du dich dieſem Schmerze: ſo ſei darauf gefaßt, nie andre Freuden zu gewinnen, als ſolche, die, in ihrem ſchnellen Dahineilen, deinen Durſt, ſtatt ihn zu ſtillen, nur vermehren können.

Der zweite Schmerz, aus welchem die unvergängliche Freude erwächſt, iſt der Schmerz der Verleugnung.

Es iſt nicht möglich, daß du rechte Freude an Gott habeſt, ſo lange dein Herz an den vergänglichen Dingen hängt. Dieſe Dinge entfremden dir Gott, ſie geſtatten dir nicht, dich mit ihm zu beſchäftigen, ſie verſchließen dein Herz den Gefühlen, die auf ihn ſich beziehen, ſie reizen dich zu Beſtrebungen, die dich weiter und weiter von Gott abführen, ſie verurſachen dir Empfindungen, welche ſich mit den Bewegungen, die ihm zugewendet ſind, nicht vertragen. Wie möchteſt du an Gott dich erfreuen, wenn du dich über Beeinträchtigungen der Eigenliebe, des Stolzes, der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Hab- oder Genußſucht, über den Verluſt eines äußerlichen Gutes, über eine verfehlte irdiſche Abſicht zu betrü-

ben haſt? oder wie möchteſt du die Freude an Gott mit der Freude über eine ſchmeichelhafte Begegnung, über den Beifall, den man dir geſchenkt, die Auszeichnung, die dir zu Theil geworden, über die Ehre, die man dir erwieſen, den Gewinn, der dir zugefallen iſt, in Ein und daſſelbe Gemüth aufnehmen? wie die vergänglichen Dinge, die das Herz, das ſich ihnen ergeben hat, ganz und ausſchließlich beſitzen, und nichts darin dulden, was nicht mit ihnen in Verbindung iſt, und Gott zugleich in deinem Herzen haben? Könnteſt du's aber auch: ſo will doch Gott dein Herz ganz und ausſchließlich beſitzen, und nichts neben ſich haben, was ihm nicht angehört, damit du ſeiner dich freuen könneſt. Iſt er dir nicht ſtatt alles andern, ſo iſt er dir gar nichts; er iſt dir aber nicht ſtatt alles andern, wenn dein Herz an den vergänglichen Dingen hängt. Nur in dem Maße, in welchem du gleichſam in Gott lebeſt, in ihn dich verſenkt, an ihn dich verloren haſt, biſt du geſchickt, an ihm deine Freude zu haben. Wie kannſt du aber in ihm leben, in ihn dich verſenkt, an ihn dich verloren haben, ſo lange die vergänglichen Dinge noch im Stande ſind, lebhafte Bewegungen in dir hervorzubringen? Du kannſt dein Herz nicht in zwei Theile theilen, den einen Gott und den andern den vergänglichen Dingen zuzuwenden, du haſt nur zwiſchen beiden zu wählen. Nie-

mand kann zwei Herren dienen. „Wer die Welt lieb hat," ſagt Johannes, „in dem iſt nicht die Liebe des Vaters," und in wem die Liebe des Vaters nicht iſt, in dem iſt auch keine Freude am Vater. Du mußt dein Herz von den vergänglichen Dingen abziehen, du mußt ſie innerlich von dir thun, und ſie äußerlich haben als hätteſt du ſie nicht, ſie ſehen können, ohne ihrer zu begehren, ſie entbehren können, ohne dich zu betrüben, und ſie auch äußerlich von dir thun, wenn du auf andre Weiſe dein Herz nicht von ihnen zu befreien vermagſt, um der rechten Freude an Gott fähig zu ſein.

Wie wirſt du aber, bei dem Werthe, den du auf dieſe Dinge ſetzeſt, hierzu anders als unter großen Schmerzen gelangen können? Es kömmt darauf an, deinen Stolz zu kränken, deine Eitelkeit beſchämen zu laſſen, die Ehre, die man dir erzeigen will, zurück zu weiſen, deinen Geiz zu berauben, deine Genußſucht zu verkürzen. Wird das geſchehen können, ohne daß es dir an das innerſte Leben geht, und dein Herz die tiefſten Wunden empfängt? Entzieheſt du dich dieſem Schmerze: ſo bleibt dir nichts übrig, als dich mit den vergänglichen Freuden zu begnügen, und auf die unvergängliche völlig Verzicht zu leiſten.

Der dritte Schmerz, aus welchem die unvergängliche Freude erwächſt, iſt der Schmerz der Trübſal.

Die Trübſal nöthiget uns, Gott zu ſuchen, den wir ſo leicht vergeſſen, wenn es uns wohlgeht, wie möchten wir aber deſſen uns freuen, um den wir uns wenig bekümmern, den wir uns haben fremd werden laſſen? In der Trübſal fühlen wir, wie ſehr wir ſeiner bedürfen, da wir im Glücke meiſt meinen, ſeiner entbehren zu können, wie möchten wir aber an ihm unſere Freude haben, wenn uns kein Bedürfniß zu ihm hinzieht?

In der Trübſal drängt es uns, uns zu ihm zu halten, bei ihm zu verweilen, uns mit ihm zu beſchäftigen; wir gewöhnen uns zu ihm, und in dem Umgange mit ihm enthüllet ſich uns mehr und mehr ſeines Weſens Herrlichkeit; er zeigt uns, was uns bisher an ihm verborgen geblieben; wir werden inne, was er gewähren kann, und zu gewähren immer geneigt iſt; wir erfahren an uns ſelbſt ſeine Macht, ſeine Barmherzigkeit und Gnade. Und wenn die Freude an ihm nun in uns erwacht iſt, wie theuer wird ſie uns dadurch, daß wir jeder andern beraubt ſind, und ſie einen ſo hellen Schein durch die Nacht unſers Innern verbreitet!

Die Trübſal entfernt von uns die Zerſtreuungen, unter denen wir Gott aus dem Auge verlieren, die Eindrücke, welche das heilige Gefühl nicht aufkommen laſſen. Sie ſchaffet Stille im Herzen und Leben, und

nur wenn es im Herzen und Leben ſtill geworden iſt, freuet man ſich des Herrn. Sie erweichet das Herz, und nur das erweichte Herz iſt für die Rührungen empfänglich, welche Gott zu ihrem Gegenſtande haben.

Trübſale ſind erforderlich, um die Geſinnungen in uns zu läutern, zu befeſtigen und zu verſtärken, die uns mit Gott in die Gemeinſchaft ſetzen, in welcher man mit ihm ſtehen muß, um an ihm ſeine Freude haben zu können.

Wo jauchzet die Freude an Gott ſo hell und laut, als in Davids Pſalmen, in des Apoſtels Paulus Sendſchreiben? Aber in welcher ſtrengen Schule ſind dieſe Männer geweſen! welche ſchwere Prüfungen haben ſie beſtanden! durch welche Bedrängniſſe haben ſie ſich hindurch gekämpft! Willſt du die Freude an Gott in ihrer ganzen Herrlichkeit ſchauen: ſo ſiehe ſie an denen, welchen die ſchmerzlichſten Leiden auferlegt worden ſind.

O, beklage dich nicht, wenn du fort und fort mit Ungemach heimgeſucht wirſt, während andern vergönnt iſt, den größten Theil ihrer Tage fröhlich zuzubringen. Geſchähe dieſes auch nur, um dich von der falſchen Freude zu befreien, und dich zu der Freude an Gott, der einzig wahren und unvergänglichen, hinzuführen: du hätteſt Urſache genug, ihn für das Ungemach zu preiſen, und das Kreuz, das du tragen mußt, zu ſegnen.

# X.

# Gleichniſſe vom Himmelreiche.

## 1.

## Die köſtliche Perle.

Das Himmelreich iſt gleich einem Kaufmanne, der gute Perlen ſuchte, und da er eine köſtliche Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte dieſelbe.

Matth. 13, V. 45, 46.

Der Kaufmann, der die köſtliche Perle fand, hatte geſucht. Er hätte ſie finden können, ohne geſucht zu haben, wie es ſich zuweilen ereignet, daß einem Menſchen etwas Werthvolles ſich darbietet, wonach er nicht ausgegangen. Da ihm aber daran gelegen war, gute (echte) Perlen, mit denen er Handel trieb, einzukaufen, hatte er es hierauf nicht können ankommen laſſen. Er fand die köſtliche Perle, indem er gute Perlen ſuchte.

Auch das Himmelreich wird zuweilen von Menſchen gefunden, die ſich um Dinge der Art noch nie be-

kummert haben. Unter den Tauſenden, welche durch die Predigt der Apoſtel für das Himmelreich gewonnen wurden, gab es gewiß ſolche, denen jedes dahin einſchlagende Verlangen fremd geblieben und die der Predigt deshalb zufielen, weil ſie der Wahrheit und Kraft derſelben nicht zu widerſtehen vermochten. Und noch immer geſchieht es, daß Menſchen, während ſie ganz andern Dingen nachgehen, ihrem Gewerbe, ihren ehrgeizigen Abſichten, ihrem Vergnügen, der Befriedigung ihrer Neugierde, oder des Müßigganges pflegen, das Himmelreich in den Weg tritt und ſich ihnen aufdringt. Das Himmelreich, das von ihnen nicht geſucht worden iſt, hat ſie geſucht. Aber das ſind ſeltene und höchſt ungewiſſe Fälle; das Himmelreich wird in der Regel nur von Suchenden gefunden.

Die Jünger, welche der Herr ſich erwählet, und alle die während ſeines Erdenlebens ſich an ihn angeſchloſſen, hatten etwas geſucht, und in der Hoffnung, es bei ihm zu finden, ſich zu ihm gehalten. Und die meiſten von denen, welche das Himmelreich zu den Seinigen zählt, werden auf die Frage, wie ſie zu demſelben gelangt ſeien, zu antworten haben, daß ſie etwas, das ihnen am Herzen lag, geſucht, und über dieſem Suchen das Himmelreich, die köſtliche Perle, gefunden. Die köſtliche Perle wird in der Verkündigung des Himmel-

reiches allen gezeigt, die an den Orten, welche dem Himmelreiche geweiht ſind, erſcheinen. Wenn nun die meiſten, wie ſich nicht in Abrede ſtellen läßt, ſie nicht für das erkennen, was ſie iſt, worin kann das ſeinen Grund haben? Nur darin, daß ſie das ſcharfe Auge des Suchenden nicht herzu bringen: dem ſcharfen Auge des Suchenden würde das Köſtliche der Perle nicht entgehen, während es von dem flüchtig hingleitenden Blicke des Gleichgültigen nicht wahrgenommen wird. Weil ſie keine Frage auf dem Herzen haben, darum gehet die Predigt vom Himmelreiche ohne Wirkung an ihnen vorüber; kämen ſie mit einer Frage, die Predigt würde als Antwort auf die Frage ihr Herz treffen, und in daſſelbe tief eindringen.

Was haben denn diejenigen geſucht, die das Himmelreich gefunden? Das Himmelreich ſelbſt kann es nicht ſein: denn das kann man nicht ſuchen, weil man von demſelben als etwas Begehrenswerthen nicht eher weiß, als nachdem man es gefunden hat. Der Kaufmann in unſerm Gleichniſſe hatte es auch nicht auf die köſtliche Perle, die er fand, abgeſehen gehabt, da das Daſein derſelben und der Ort, wo ſie anzutreffen ſei, ihm unbekannt waren. Er war nur ausgegangen, um überhaupt echte Perlen einzuhandeln.

Aber echte Perlen hatte er geſucht. Hätte er

falſche geſucht: ſo würde er die köſtliche nicht gefunden haben. Die Scheingüter der Welt, um welche die meiſten einzig ſich bemühen, Reichthümer, Auszeichnungen, Ruhm, ſinnliche Vergnügungen, und worauf ſonſt die Begierden des ſinnlichen Menſchen gerichtet ſein mögen, gleichen der falſchen Perle, womit du dich ſchmückeſt. Die falſche Perle mag in der Ferne, und diejenigen, die ſich nicht darauf verſtehen, auch in der Nähe, täuſchen; aber ſie kann dich an ſich ſelbſt nicht ergötzen, das Bewußtſein eines werthvollen Beſitzes, das die echte dir gewähren würde, dir nicht verſchaffen, und würde ſie von dir für eine echte gehalten, von der Noth gedrängt, ſie zu veräußern, wirſt du mit Schrecken inne werden, daß du an ihr nichts gehabt. Die Scheingüter der Welt ſchmeicheln deinen Sinnen; aber das Bedürfniß der Seele befriedigen ſie nicht. Sie können bewirken, daß viele dich glücklich preiſen, nicht wenige dich beneiden; aber ſie können nicht bewirken, daß du dich glücklich fühlſt. Du magſt dich ihrer eine Zeit lang auf gewiſſe Weiſe erfreuen; aber werden ſie dir auch in den Tagen des Mißgeſchickes eine Zuflucht darbieten, dir in deiner Herzensbedrängniß zur Erleichterung, bei deinem Sterben zur Erquickung gereichen? werden ſie dich nicht gerade da, wo ſie als echte Güter ſich bewähren müßten, dich leer ausgehen laſſen?

Gute Perlen mußt du ſuchen, um die köſtliche Perle, das Himmelreich finden zu können.

Unter den echten Perlen haben wir zu verſtehen: alles, was uns in der That und weſentlich zum wahren und dauerhaften Wohlſein helfen und fördern kann.

Eine echte Perle iſt die aufrichtige Freundſchaft, wie ſie beſtand zwiſchen David und Jonathan, von welchem es heißt: „er hatte David lieb, wie ſein eignes Herz,“ und über welchen, da er im Streite mit den Philiſtern gefallen war, David klagt: „es iſt mir leid um dich, mein Bruder Jonathan, ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt, deine Liebe iſt mir ſonderlicher geweſen, denn Frauenliebe.“ „Ein treuer Freund,“ heißt es im Buche der Sprüche, „liebt mehr und ſtehet feſter bei als ein Bruder.“ Dem echten Freunde kann ich alles, was ich im Herzen trage, offenbaren, und darf nichts vor ihm geheim halten, wie auch er vor mir nichts geheim hält. Der echte Freund iſt mir überall zur Seite mit Rath und That, in Gefahr und Bedrängniß; er theilt mit mir, wie meine Freude, ſo auch meine Trauer, meinen Seelenkummer, meine Sorge, und ich kann mich darauf verlaſſen, daß mir das, was in ſeinem Vermögen ſteht, niemals fehlen wird; keiner Mühe, keiner Verleugnung ſeiner ſelbſt, wodurch mir geholfen, mein Beſtes gefördert werden kann, wird er je ſich wei-

gern; iſt er ein chriſtlicher Freund, ſo liegt ihm mehr noch als mein zeitliches Glück das Heil meiner unſterblichen Seele am Herzen; er wacht über mir, wie er über ſich ſelbſt wacht, und betet für mich, wie er für ſich ſelbſt betet.

Eine echte Perle iſt häusliche Glückſeligkeit, wie ſie in chriſtlich geſinnten Familien gefunden wird, wo der Gatte und die Gattin, die Eltern und die Kinder, die Brüder und die Schweſtern Ein Herz und Eine Seele ſind, wo jedes an den andern Freude hat und die größte an der Zufriedenheit der andern, und bemüht iſt, zu entfernen, was ihnen irgend unbequem oder läſtig ſein könnte, wo ein ſtiller Frohſinn durch das Haus waltet, der durch widerwärtige Ereigniſſe nur wenig getrübt werden kann.

Gute Perlen ſind die Lehren der Weisheit, die das Auge des Geiſtes klar machen, uns den Weg, den wir gehen ſollen, recht zeigen, und wo er dunkel wird, ihn erhellen, wo wir abirren könnten, uns warnen, in Trübſal uns tröſten, in Schwachheit uns kräftigen, in Muthloſigkeit uns aufrichten, und in betrübter Gegenwart uns einer beſſern Zukunft harren laſſen. „Die Weisheit," ſpricht Salomo, „iſt beſſer als Perlen, und alles, was man wünſchen mag, kann ihr nicht gleichen, ihre Wege ſind liebliche Wege, und alle ihre Steige ſind Friede;

ſie iſt ein Baum des Lebens allen, die ſie ergreifen, und ſelig ſind, die ſie halten; mein Kind, laß ſie nicht von deinen Augen weichen, ſo wirſt du glückſelig und klug werden, das wird deiner Seele Leben und dein Mund wird holdſelig ſein, dann wirſt du ſicher wandeln auf deinem Wege und dein Fuß wird ſich nicht ſtoßen.“ Wäre dir nicht ſchon begegnet, daß ein Wort der Weisheit dir mehr und Beſſeres gab, als mit allem Silber und Golde der Welt zu erkaufen ſteht? Nach ſolcher Weisheit durfte Iſrael nicht weit ſuchen, ſein heiliges Buch bot ſie in Fülle ihm dar, lauter, wie Gott ſie durch der Propheten Mund geoffenbaret. Es durfte dieſes Buch nur öffnen und hinein ſchauen, um echte Perlen zu finden und ſie ſich zuzueignen.

---

Wie der Kaufmann, der echte Perlen ſuchte, eine Perle von ausgezeichneter Schönheit fand: ſo wirſt auch du, wenn du echte Perlen dieſer Art ſucheſt, eine vorzüglich koſtbare finden — das Himmelreich. Freilich haben zu allen Zeiten Menſchen, welche gute Perlen ſuchten, nur gute, nicht dieſe vorzüglich koſtbare gefunden, da ſie ihnen nicht vor die Augen gekommen. Dir aber liegt ſie vor den Augen und kann dir nicht verborgen bleiben. Das Himmelreich iſt dir von Jugend

auf verkündigt worden, und wird dir fortdauernd verkündigt. Es umgibt dich in unzähligen Erſcheinungen. Alles, was du ſieheſt und höreſt, iſt mit demſelben in Verbindung, und trägt Spuren ſeines Einfluſſes an ſich. Den Namen, welchen du führeſt, haſt du an ſeinen Pforten empfangen, und ſo oft du an heiliger Stätte ſingeſt, beteſt und höreſt, ſteheſt du in ſeinen Vorhöfen, ja auf ſeiner Schwelle. Es kommt nur darauf an, daß du in demſelben die Perle, die vorzüglich koſtbare Perle erkenneſt. Wie möchte es dir aber daran wohl fehlen, wenn du dich auf die echten Perlen verſteheſt, und dir im Suchen nach denſelben den Kennerblick erworben haſt?

Nicht blos eine vorzüglich koſtbare, die allerkoſtbarſte wirſt du darin erkennen.

Es beſteht in der Gemeinſchaft der Heiligen, d. i. der wahren Chriſten auf Erden unter einander und mit Chriſto dem Herrn, wie ſie, im lebendigen Glauben an ihn, der himmliſchen Vollendung zuſtrebt, ſammt allem, was ihr angehört, worauf ſie ſich gründet und worin ſie ſich wirkſam erweiſt. Es heißt das Himmelreich, weil alles an ihm himmliſch iſt — himmliſch ſein Urſprung, himmliſch ſein Weſen, himmliſch ſein Ziel. Vom Himmel iſt es auf die Erde herabgekommen, himmliſches Licht über ſie zu verbreiten, himmliſchen

Sinn auf ihr zu ſchaffen, und dadurch diejenigen, die es in ſich hat aufnehmen können, zum ſeligen Leben in dem ewigen Reiche des Himmels, in der Stadt des lebendigen Gottes und der Gemeinſchaft der vollkommnen Gerechten zu bereiten. In ihm erblicken wir Gottes hellſte Offenbarung, überall Verklärung des Irdiſchen durch das Himmliſche. In ihm begriffen weißt du dich ein Kind und Erbe des Himmels, und lebeſt der feſten Zuverſicht, daß dein Name im Himmel angeſchrieben iſt.

Alles, was nur irgend einer echten Perle verglichen werden mag, findeſt du in dem Himmelreiche vereinigt in einer Reinheit, Wahrheit und Schönheit, wie es nirgend anders angetroffen wird.

Hier findeſt du die edelſte und treueſte Freundſchaft in Bündniſſen, welche die Uebereinſtimmung in chriſtlichen Ueberzeugungen, Gefühlen und Geſinnungen und vor allem die gemeinſchaftliche Liebe zu dem Herrn, der gemeinſame Eifer für ſeine Sache geſtiftet, über die er ſeinen Segen ausgeſprochen hat, in welche er ſelbſt mit eingeſchloſſen iſt, und in welchen es deshalb als ein Geringes erſcheint, für den Freund alles hinzugeben, und ſich jeder Gefahr, jeder Schmach und jedem Schmerze zu unterziehen, weil man ihn, der für uns alles dahin gegeben, ſich den bitterſten Schmerzen und dem

ſchmachvollſten Tode unterzogen, immer vor den Augen hat.

Hier findeſt du das größte Maß von häuslicher Glückſeligkeit; weil hier die reinſte und zärtlichſte Liebe waltet; weil hier der Geiſt des Herrn die Bande der natürlichen Verwandtſchaft himmliſch geheiliget hat, fern hält, was, von dem Geiſte der Zwietracht ſtammend, den häuslichen Frieden ſtören könnte, und jeden geneigt und fähig macht, die eigne Meinung zurücktreten zu laſſen, von dem eignen Wunſche abzuſtehen, mit der Schwachheit andrer Geduld zu haben, ihren Fehlern und Irrungen Nachſicht zu beweiſen; weil man hier in aufrichtiger Gottesfurcht und Demuth mit einander verkehret, und in chriſtlichen Geſprächen, Erweckungen, Vorhaltungen und Gefühlsergießungen die Herzen vor Gott ſich immer inniger mit einander vereinigen.

In dem Reiche Gottes findeſt du Lehren der Weisheit, wie du ſie anderwärts überall vergebens ſuchen würdeſt, Lehren, die dir über dein Ziel und dein Heil, über alles, was du wiſſen mußt, um jenes erreichen zu können, und dieſes nicht zu verfehlen, einen vollkommen zuverläſſigen und genügenden Unterricht ertheilen, die geeignet ſind, jede Dunkelheit deiner Seele zu erhellen, jede bange Frage deines Herzens zu beantworten, und alle Zweifel, die dich beunruhigen, zu löſen, Lehren, die dich

in die heilige Wahrheit immer tiefer hineinführen, in aller Trübſal dich tröſten, in aller Schwachheit dich kräftigen, in aller Muthloſigkeit dich aufrichten, zu allen Kämpfen, die du zu beſtehen haſt, dich rüſten können, Lehren, deren Betrachtung dir bald die kühnſten Erhebungen, bald die ſanfteſten Rührungen, bald das ſüßeſte Vergnügen bereiten. Du vernimmſt ſie aus dem Munde des Sohnes Gottes, und der Boten, über die er ſeinen Geiſt ausgegoſſen.

Thut es deinem Herzen wohl, in Augen zu ſchauen, aus denen eine himmliſche Milde ſanft leuchtet, den Wandel des Gerechten in Einfalt und Klarheit zu ſehen, auf Werken des Segens, in Gott gethan, auf Werken hochherziger Selbſtverleugnung deinen Blick ruhen zu laſſen, die edelſte Tugend in ihren ſchwerſten Uebungen zu beobachten: das alles findeſt du in dem Reiche Gottes — hier an Einem ſogar alle menſchlichen Tugenden in ihrer höchſten Vollendung, und dieſer Eine iſt unter allen der Demüthigſte, will ſich allen und auch dir zugeſellen.

Verlanget dich nach Erquickung für dein mühſeliges, nach Ruhe für dein gequältes, geängſtigtes Herz: du könnteſt alle Mittel in Anwendung bringen, welche Menſchenwitz ausgedacht hat, aufgeregte Gemüther zu ſtillen, du könnteſt es mit allen Zerſtreuungen, die ſich

dir darbieten, verſuchen, du könnteſt Länder und Meere durchziehen, ohne deſſen, wonach dich verlanget, theilhaftig zu werden. Das Reich Gottes gewährt dir die ſüße Erquickung, die himmliſche Ruhe, den ſeligen Frieden, wie deſſen alle genießen, die demſelben angehören.

Frageſt du nach ſtillen unvermiſchten Freuden, nach Freuden, die keine Nachwehen, ſondern nur frohe Erinnerungen zurücklaſſen, nach Freuden, die uns niemals fliehen, und die wir auch in dunkeln Leidenstagen uns verſchaffen können: das Reich Gottes bietet ſie dir dar. Die es in ſich faßt, freuen ſich in dem Herrn alle Wege, freuen unaufhörlich ſich ſeiner und des Reichthumes ſeiner Gnade und der herrlichen Erweiſungen derſelben in ihrem Leben, freuen ſich, daß er ſie berufen hat von der Finſterniß zu ſeinem wunderbaren Lichte, und verſiegelt mit ſeinem Geiſte, dem Pfande ihres Erbes auf den Tag der Erlöſung, freuen ſich in ihm jedes Gutes, das ihnen zu Theil wird, auch jeder Trübſal, womit er ſie heimſucht, weil ſie wiſſen, daß die Leiden dieſer Zeit nicht werth ſind der Herrlichkeit, die an ihnen ſoll geoffenbaret werden.

Das alles gewinneſt du mit dem Himmelreiche, es iſt dein, wenn du in dem Himmelreiche ein Bürgerrecht haſt.

Wahrlich, eine ausgezeichnet koſtbare, die allerkoſtbarſte Perle — das Himmelreich!

Als der Perlenhändler in unſerm Gleichniſſe die köſtliche Perle gefunden hatte, war es auch ſofort bei ihm entſchieden, daß er ſie beſitzen müſſe, wenn der Preis nur irgend zu erſchwingen wäre. Da nun ſeine Baarſchaft die Höhe deſſelben nicht erreichte: ſo ging er hin, ohne Bedenken und Zögern, und verkaufte alles, was er hatte, ſo weit es nur irgend zu entbehren war, was den Leib und die Wohnung geſchmückt, was der Bequemlichkeit und dem Genuſſe gedient, Haus und Hof, Garten und Feld, auch die echten Perlen, die er noch unverkauft vorräthig hatte, und gab, was er daraus gelöſet, dahin, um die Eine köſtliche Perle an ſich zu bringen, und war nun wohl hoch erfreut in der Meinung, ein ſehr vortheilhaftes Geſchäft gemacht zu haben, worin er ſich, da man ihm die Kennerſchaft zutrauen darf, auch gewiß nicht betrogen haben wird. In der Einen Perle beſaß er alles, was er dafür hingegeben hatte — und noch weit darüber hinaus.

Die Perle, welche dieſer Mann an ſich gebracht, wird nur als eine köſtliche bezeichnet, nicht als die allerköſtlichſte. Wenn nun das Himmelreich, welches als die allerköſtlichſte Perle zu preiſen iſt, nur unter der Bedingung gewonnen werden könnte, daß man ſich alles nur irgend Entbehrlichen entäußere: dürfteſt du dich beſchweren, ſollteſt du dich weigern, auf die Bedingung

einzugehen? ſollteſt du wohl gar das Himmelreich aufgeben, weil du meinſt, wenigſtens von dem Einen oder andern, was doch lauter vergängliches Gut iſt, dich nicht trennen zu können? ſollteſt du den Verſuch wagen, ob nicht das Eine oder andre ſich abdingen laſſe, auf die Gefahr hin, deſſen, was du bereits daran geſetzt, verluſtig zu werden, ohne das Himmelreich zu gewinnen?

Aber ſteht denn das Himmelreich nicht anders zu erlangen, als unter dieſer Bedingung? Die erſten Anhänger Chriſti mußten dem irdiſchen Beſitzthume entſagen, weil ſie ohne das die Aufträge, welche der Herr ihnen für das Himmelreich zu ertheilen hatte, nicht ausrichten konnten. Zu jenem reichen Jünglinge, der ſich vermaß, alles, was das Geſetz fordert, von Jugend auf gehalten zu haben, ſprach der Herr: „gehe hin und verkaufe alles, was du haſt, und gib es den Armen, ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben;“ „wer Vater oder Mutter,“ hörſt du ihn ſagen, „Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der iſt meiner nicht werth, und wer nicht ſein Kreuz auf ſich nimmt und folget mir nach, der iſt meiner nicht werth, wer ſein Leben findet, der wird es verlieren, und wer ſein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden.“ „Siehe,“ ſpricht Petrus zu ihm, „wir haben alles verlaſſen, und ſind dir

nachgefolgt.“ Wo nicht in demſelben, ſo doch in einem ähnlichen Falle befinden ſich diejenigen, welche zu dieſer Zeit ſich berufen fühlen, die Botſchaft vom Himmelreiche in die Heidenwelt zu tragen. Um dieſem Berufe nachzukommen, ſind ſie genöthigt, von ihrem Vaterlande, von allem, was ſie in demſelben bisher das ihrige genannt, von Verwandten, Freunden und vertrauten Umgebungen ſich zu trennen, Beſchäftigungen, die ihnen lieb geworden, zahlreiche Erleichterungen und Bequemlichkeiten, deren ſie bisher ſich zu erfreuen hatten, aufzugeben. Mögeſt du aber wohl zuſehen, ob du dich nicht zu einer Thätigkeit für das Himmelreich aufgefordert findeſt, bei der du viele deiner Gewohnheiten nicht beibehalten, manche Lieblingsbeſchäftigung nicht weiter fortſetzen, dieſer behaglichen Ruhe nicht weiter pflegen, dieſen Vergnügungen dich nicht weiter überlaſſen, dir dieſe Erholungen nicht weiter geſtatten kannſt, die höhere Stellung, die man dir anträgt, mit ihrem größern Einkommen ablehnen, Verbindungen, die deinem Herzen theuer ſind, auflöſen, aus Verhältniſſen, in welchen du dich wohlfühlſt, ſcheiden, deinen Wohnort mit einem andern, der aller der Annehmlichkeiten und Vortheile, die jener dir darbietet, ermangelt, vertauſchen mußt.

Es verſtehet ſich von ſelbſt, daß du, um das Himmelreich zu gewinnen, dich alles deſſen zu entledigen

haſt, was du nicht in daſſelbe hinein bringen kannſt, weil es ihm entgegen iſt, der vorgefaßten Meinungen, die von der Lehre des Himmelreiches abweichen, der Wünſche und Neigungen, welche das Geſetz des Himmelreiches verdammt, und deren möchten wohl nicht wenige und unter ihnen ſehr ſtarke ſein, der Beſtrebungen, welche dem im Himmelreiche herrſchenden Geiſte zuwider ſind, der Ehre, die dir nicht gebühret, des Amtes, dem du nicht gewachſen biſt, der Glücksgüter, die du widerrechtlicher Weiſe an dich gebracht, oder die du nicht behalten kannſt, ohne Schritte zu thun, durch die du dich von dem Himmelreiche losſagſt.

Aber werden wir denn, um das Himmelreich zu gewinnen, auch diejenigen Dinge, die weder uns hindern für daſſelbe thätig zu ſein, noch ſich mit demſelben unvereinbar zeigen, aufgeben müſſen? Auch dieſe — nur auf andre Weiſe, nämlich ſo, daß wir ſie unſrer Selbſtſucht, für welche der natürliche Menſch ſie einzig verwendet, entziehen, um ſie ganz dem Himmelreiche zu weihen. Der Kaufmann in unſerm Gleichniſſe verkauft alles, was er hat, um die köſtliche Perle kaufen zu können. Alles, was wir haben — für einen geringern Preis iſt das Himmelreich nicht zu erlangen, und die nur irgend deſſelben theilhaftig geworden ſind, haben

ihm alles, was ſie hatten, zum Opfer gebracht. Alles um alles.

Das Himmelreich ſinnet dir an, und kann nicht davon abſtehen, daß du die Kräfte des Verſtandes, die Gabe der Rede, welche dir verliehen worden, die Güter, welche du beſitzeſt oder erwirbſt, das Anſehen, worin du ſteheſt, die Gewalt, welche über andre du ausübſt, nicht in deinem — auch nicht zum Theile in deinem — ſondern allein in ſeinem Dienſte gebraucheſt, daß du bei jeder Anwendung, die du davon machſt, dir bewußt ſeieſt, damit etwas für das Himmelreich zu thun.

So dürfte ich denn nichts davon zu meinem Nutzen oder Vergnügen anwenden? Wohl darfſt du manches davon hierzu anwenden, nur daß du dabei das Himmelreich als letztes Ziel im Auge habeſt. Auch das, daß du des müden Leibes und des erſchöpften Geiſtes pflegeſt, daß du dir das Lebensbedürfniß und, wo möglich, darüber hinaus verſchaffeſt, daß du dir einen unſchuldigen Genuß geſtatteſt, daß du dich der Achtung deiner Nebenmenſchen verſicherſt, auch das ſoll für das Himmelreich geſchehen, dich zum Wirken für daſſelbe in den Stand zu ſetzen. Weigerſt du dich deſſen: ſo bleibſt du vom Himmelreiche ausgeſchloſſen, und gehöreſt zu denen, welche der Herr meint, da er ſpricht: „wahrlich

ich ſage euch, viele werden darnach trachten, wie ſie hineinkommen, und werden es nicht thun können."

Iſt's eine harte Rede? Niemand kann es ändern. Es bleibt dabei: „ringet darnach, daß ihr durch die enge Pforte eingehet." Bedenke aber: es gilt das Himmelreich und in demſelben die ewige Herrlichkeit. Bedenke den Ausſpruch des Herrn: „wer verläßt Häuſer oder Brüder oder Schweſtern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder um meines Namens willen, der wird es tauſendfältig nehmen, und das ewige Leben ererben." Meineſt du, es gehe dennoch über des Menſchen Kraft, da es nichts Geringeres gelte, als, in dem, was man hat, ſich ſelbſt hinzugeben? Es gehet auch über des Menſchen Kraft. Aber du ringeſt nicht mit der Kraft eines Menſchen, ſondern mit der Kraft des allmächtigen Gottes. „Von den Tagen Johannis des Täufers," ſagt der Herr, „bis hieher leidet das Himmelreich Gewalt und die Gewalt thun reißen es zu ſich.

# Gleichniſſe vom Himmelreiche.

## 2.

## Der Schatz im Acker.

Das Himmelreich iſt gleich einem verborgenen Schatze im Acker, welchen ein Menſch fand, und verbarg ihn, und ging hin vor Freuden über denſelbigen, und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker.
Matth. 13, V. 44.

Auf den erſten Blick ſcheint das Gleichniß von dem Schatze im Acker nur daſſelbe darzuſtellen, was das Gleichniß von der köſtlichen Perle uns vor die Augen bringt. Bei näherer Betrachtung zeigt ſich indeß eine bedeutende Verſchiedenheit. Wer eine köſtliche Perle verkäuflich beſitzt, wird ſie gewiß nicht den Blicken der Welt entziehen; der Schatz im Acker aber iſt etwas Verborgenes. Der die köſtliche Perle fand, hatte zwar nicht dieſe, aber doch gute Perlen geſucht. Der Schatz im Acker wird gefunden, ohne daß ein Suchen vorher gegangen. Der Finder hielt auch ſeinen Fund geheim,

und wenn von ihm geſagt wird, er habe alles, was er hatte, verkauft, und den Acker angekauft, ſo wird damit bemerklich gemacht, daß er nicht blos alles, was er Werthvolles beſaß, für den Acker hingegeben, ſondern auch fortan dem neuen Beſitzthume alle ſeine Bemühungen zugewendet, während der Käufer der Perle doch nur darauf bedacht ſein konnte, ſie mit Vortheil wieder zu veräußern.

So muß denn auch der Herr hier nicht, wie in dem Gleichniſſe von der Perle, das Himmelreich an ſich in Gedanken gehabt haben, da dieſes ja nicht verborgen iſt, und in der Regel nur von den Suchenden gefunden wird, ſondern ſeine Erweiſungen an den Seelen der Menſchen, ſeine Güter und Segnungen, das, was er in den Gedanken hatte, da er ſprach: „das Reich Gottes iſt inwendig in euch," und was Paulus dachte bei den Worten: „das Reich Gottes iſt nicht Eſſen und Trinken, ſondern Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geiſte, das Reich Gottes ſtehet in Kraft."

Laß uns das Gleichniß nun in ſeinem Eigenthümlichen näher betrachten.

Wenn der Herr die Erweiſungen und Güter des Himmelreiches mit einem vergrabenen Schatze vergleicht, um den niemand weiß: ſo gibt er damit zu verſtehen, daß ſie etwas Verborgenes ſind. Für die Welt ſind ſie

es gewiß. Was ſiehet dieſe an den Kindern des Reiches, die doch wohl in dem Beſitze ſeiner Erweiſungen und Güter ſein müſſen? Sie ſiehet an ihnen das Aeußerliche, worin ſie ſich vielleicht wenig oder gar nicht von andern unterſcheiden, da ſie, was vor den Menſchen einen Schein gibt, von ſich fern zu halten lieben; dasjenige aber, wodurch ſie ſich weſentlich von den andern unterſcheiden, und was die Erweiſungen und Güter des Reiches in ſich faßt, was in ihrem Innern ſich bewegt, was ſie in der Gemeinſchaft mit Gott und dem Heilande erfahren und empfinden, das ſiehet die Welt nicht, davon kann ſie eben ſo wenig eine Ahnung haben, als jemand, der an einem Acker vorüber geht, etwas davon ahnen kann, daß in demſelben ein Schatz vergraben iſt. Mögen ſie ſich zu gewiſſen Glaubenslehren vorzugsweiſe bekennen, und auf dieſelben einen beſondern Werth legen, den gottesdienſtlichen Verſammlungen eifrig beiwohnen, fleißig die Schrift leſen, keinen Tag ohne Gebet beginnen und beſchließen, ſich grober Verſündigungen nicht leicht ſchuldig machen, und viele Werke vollbringen, die allgemein für rühmlich und Gott wohlgefällig gehalten werden: das alles haben ſie mit nicht wenigen von denen, die dem Himmelreiche nicht angehören, gemein. Wäre indeß auch an ihnen manches, als etwas ſie Unterſcheidendes, wahrzunehmen, dem man den Preis der

Vortrefflichkeit nicht verſagen kann, bemerkte man an ihnen unverkennbare Zeichen eines aufrichtigen Glaubens, innige Theilnahme an den gottesdienſtlichen Verrichtungen, inbrünſtiges Beten, ſtillen, einfältigen Wandel, ſorgfältiges Vermeiden aller ſündlichen Dinge, Unermüdlichkeit in wohlthätigen Handlungen, im Ertragen und Vergeben: dasjenige, wovon das alles ſeine Vortrefflichkeit empfängt, die Herrlichkeit des Glaubens in ihrem Gemüthe, die heiligen Gefühle, die in ihren Lobgeſängen ſich ergießen, die kindlich zuverſichtlichen Geſinnungen, die in ihren Gebeten ſich ausſprechen, die Unſchuld und Reinheit, die ihnen nicht geſtattet, auch nur mit ihren Gedanken bei der Sünde zu verweilen, die lautre, himmliſche Liebe, die bei ihrem Wohlthun, Ertragen und Vergeben ſie beſeelt, die Herzensdemuth, die in ihrem ſtillen, einfältigen Wandel ſich kund gibt — wird den Augen der Welt ſich immer entziehen. Den Schatz, welchen der Herr meint, tragen ſie in ihrem Innern, wohin der Blick der Welt nicht reicht. Ihr Schmuck iſt „der verborgene Menſch des Herzens mit ſanftem und ſtillem Geiſte;“ den kennet die Welt nicht, auf den verſteht ſie ſich nicht.

Durch die neue Geburt, die ſie in das Reich Gottes eingeführt hat, ſind ſie eines göttlichen Lebens, und in demſelben einer unvergleichbaren Würde, der Würde des

auserwählten Geſchlechtes, des königlichen Prieſterthums, des heiligen Volkes, des Volkes des Eigenthums, theilhaftig geworden. Von dieſem Leben, das in ihrem kräftigen Glauben, in ihren feurigen Lobgeſängen und Gebeten, in ihrem lautern Wandel, in den Werken ihrer Liebe und ihrer Demuth ſich wirkſam erweiſt, verſpürt die Welt nichts an ihnen, während ſie meiſt von allem äußerlichen Glanze entblößt und nicht ſelten in der dürftigſten Geſtalt vor ihr einher gehen. „Wir ſind," ſpricht Paulus, „geſtorben und unſer Leben iſt verborgen mit Chriſto in Gott." Davon heißts in einem herrlichen Liede:

Es glänzet der Chriſten inwendiges Leben,
Ob hier auch von außen kein Schimmer ſie ſchmückt;
Was ihnen der König des Himmels gegeben,
Das wird nur vom Auge des Geiſtes erblickt;
Was viele verachten
Bei irdiſchem Trachten,
Hat ihre erleuchteten Sinne gezieret,
Und ſie zu der himmliſchen Würde geführet.
Denn innerlich ſind ſie von göttlichem Stamme,
Geboren aus Gott durch ſein mächtiges Wort;
Es lodert in ihnen die himmliſche Flamme,
Entzündet von oben, genähret von dort.

Die Welt ſiehet in ihnen Menſchen, welche, gleich denen, die ihr angehören, in mancherlei Verbindungen

ſtehen, ihre Verwandten, ihre Freunde, ihre Geſchäfts- oder Amtsgenoſſen, ihre Vorgeſetzten, ihre Untergebenen haben, die, auf einer höhern, oder niederen Stelle — nicht wenige auf der allerniedrigſten — gleich jenen ein irdiſches Werk treiben, und dabei ihre tägliche Plage haben, wie es in dem Liede heißt:

Sie ſtehen und wandeln,
Sie reden und handeln,
Wie jeder es treibet in zeitlichen Dingen.

Aber was weiß die Welt von der Gemeinſchaft, in welcher ſie mit dem unſichtbaren und ewigen Reiche im Himmel, mit dieſes Reiches mächtigem und glorreichem Könige und ſeinem eingebornen Sohne und den Geiſtern der vollendeten Gerechten, dieſes Reiches Bürgern, ſtehen, von den Gefühlen, die ſie durchſchauern, wenn ſie dieſer Gemeinſchaft ſich bewußt werden, von ihren ſtillen Erhebungen zu Gott, ihren vertraulichen Geſprächen mit Gott, von ihren Herzensergießungen vor Gott, von ihren Beſchäftigungen mit Chriſto, der ſie erlöſet, zu dem Reiche berufen und ſeiner Nachfolge geweihet hat, und dem, was dabei in ihrem Herzen vorgeht, von ihren Blicken in die zukünftige Herrlichkeit, von den Thaten, die ſie in dieſer Gemeinſchaft innerlich vollbringen, und dem Einfluſſe derſelben auf den Gang der menſchlichen Dinge, von den Uebeln, die durch ihre Fürſprache

bei Gott abgewendet werden, von den Segnungen, die, als Wirkungen ihrer Gebete, über andre, über das Land, über die Menschheit sich ergießen? Was könnte die Welt davon wissen? Die Segnungen zwar bleiben ihr nicht fremd, sie nimmt von denselben ihr Theil dahin; aber wie diese durch die Gebete der Kinder des Reiches ihr zugekommen, das bleibt ihren Augen verborgen. Hiervon singet das Lied:

Sie wandeln auf Erden und leben im Himmel,
Sie bleiben ohnmächtig und schützen die Welt.

Die Welt siehet in ihnen Menschen, denen im Ganzen begegnet, was auch andern widerfährt, die durch allerlei Wechsel hindurch müssen, die erhöhet und erniedrigt werden, denen es gelingt und fehlschlägt, die man unterstützt und denen man entgegen arbeitet, denen man sich freundlich erweist und die man anfeindet. Und in der That ist in dieser Beziehung ihr Leben in der Regel nichts anders, als ein gewöhnliches Menschenleben, ein Acker, der, wie die ihn umgebenden, gepflügt und geegget wird, Sonnenschein, Thau und Regen empfängt, in der Dürre lechzet und im Winterfroste erstarret. Aber der Acker birgt einen Schatz, der für die Welt ein Geheimniß ist. Das sind die Wirkungen des göttlichen Geistes an ihrem innern Menschen, die Anregungen, die Ermunterungen, die Belebungen, die Stärkungen, die

Erfriſchungen und Tröſtungen, die ſie fort und fort empfangen, die Förderungen im Glauben und in der Liebe, die Hülfen wider die Feinde ihres Heiles, die Erlöſung aus bangen und peinvollen Seelenzuſtänden, die Befeſtigung in erwünſchten und heilſamen Stimmungen, deren ſie ſich zu erfreuen haben, die Gnadenblicke, die in ihr inneres Leben hineinleuchten, die koſtbaren Zeugniſſe und Zuſicherungen, die ihnen ohne Aufhören zu Theil werden.

Die Welt ſiehet in ihnen Menſchen, die ein freudenloſes oder gar trübſeliges Leben führen. Und es iſt wahr, ſie üben an ſich große Strenge, ſie legen ſich harte Entbehrungen auf, ſie weiſen nicht blos die ſündlichen, ſondern oft auch die unſchuldigen Vergnügungen, denen andere ſich überlaſſen, von ſich, theils weil ihnen der Sinn dafür abgeht, da ſie ihre Gedanken auf Höheres gerichtet haben, theils weil ſie ſich ihnen nicht anders als mit Verſäumung ihres Berufes, dem ihre Zeit angehört, hingeben könnten, theils auch um ſich ſelbſt beſſer in der Zucht zu halten. Sie unterziehen ſich, ohne davon einen Gewinn zu haben, ſolchen Beſchwerden, deren unter den andern die meiſten auch dann ſich weigern würden, wenn ſie ſich die wichtigſten Vortheile davon verſprechen dürften. Aber dabei ſind ſie in ihrem Innern allezeit fröhlich, und genießen — o, wie oft! — Freuden die viel

reiner, größer und ſüßer ſind, als die, welche ſie ſich verſagen. Die rechten Freudenquellen ergießen ſich in dem Reiche Gottes, und aus dieſen ſchöpfen ſie unabläſſig, wovon ihr ganzes Weſen erfriſchet wird. Und was ſie von der Weltfreude ſich erlauben — o, wie ganz anders wird es von ihnen gefühlt, als von denen, welche mit der Welt leben, indem es ſich ihnen zur Gottesfreude geſtaltet! Davon gelangt zu der Welt keine Kunde.

Dieſe ſiehet in ihnen nicht ſelten Menſchen, die vor andern von Kreuz und Trübſal heimgeſucht werden. Und es iſt nicht zu leugnen, daß das Leben im Reiche Gottes Bekümmerniſſe, Betrübungen, Nöthen und Schmerzen bei ſich hat, die man, indem ſie aus der Natur deſſelben hervorgehen, anderwärts nicht kennt, und daß über die Kinder des Reiches äußerliche Prüfungen, zu ihrer Läuterung in dem Sinne und dem Weſen des Reiches, verhängt werden, mit welchen diejenigen, die dem Reiche fremd ſind, verſchont bleiben. Aber ſie ſind in der Trübſal getroſt und guter Zuverſicht, die Ruhe ihres Gemüthes wird durch das widerwärtige Ereigniß nicht erſchüttert; während ſie äußerlich von allen Seiten bedrängt werden, wohnt, mit dem Leben des Glaubens, eine Heiterkeit, wie ſie bei andern nicht gefunden wird,

in ihrem Gemüthe; während der äußere Menſch verweſet, wird der innere von Tage zu Tage erneuert.

Sie ſchmecken den Frieden bei allem Getümmel,
Sind arm, doch ſie haben, was ihnen gefällt;
Sie ſtehen im Leiden, und bleiben in Freuden;
Sie ſcheinen ertödtet den äußeren Sinnen,
Und führen das Leben des Glaubens von innen.

Aber davon mag die Welt nichts erfahren.

Verborgen iſt der Welt auch die Herrlichkeit und Seligkeit, welche den Kindern des Reiches bereitet iſt, daß ſie derſelben im Himmel theilhaftig werden, wenn ſie hier ihren Lauf vollendet haben, von welcher Johannes ſagt: „es iſt noch nicht erſchienen, was wir ſein werden," und Paulus: „wenn Chriſtus unſer Leben offenbar werden wird, dann werdet ihr mit ihm offenbar werden in der Herrlichkeit."

Wenn Chriſtus ihr Leben ſich wird offenbaren,
Wenn er ſich einſt allen in Herrlichkeit zeigt,
Dann wird auch den frommen und gläubigen Schaaren
Die Krone des ewigen Lebens gereicht;
Sie werden regieren,
Mit ihm triumphiren,
Wie leuchtende Sterne des Himmels dort prangen,
Wenn aller Weltſchimmer in Nacht iſt vergangen.

Die Welt, in ihrer irdiſchen Sinnesart, verſtehet nicht, was die Schrift darüber mitgetheilt hat, und kennet nichts, womit daſſelbe in Vergleichung zu ſtellen

wäre. Die Kinder des Reiches verſtehen es, obwohl nur unvollkommen, und lernen es immer beſſer verſtehen; wie ſie tiefer in die Gemeinſchaft des Reiches hineinkommen, finden ſie in dem Reiche auf Erden überall Gegenſtände und Erſcheinungen, und in ſich ſelbſt Zuſtände, die ihnen die Sache in einzelnen Zügen abbilden oder doch nahe bringen. Sie deuten ſich dieſelbe aus den Stunden, in welchen die Klarheit des Herrn ſich in ihnen ſpiegelt, und Gefühle einer unausſprechlichen Wonne ihr Inneres durchdringen. Nicht ſelten enthüllet ihnen der Geiſt, der in ihnen iſt, der Geiſt, welcher alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit, erforſchet, was kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret hat, und in keines Menſchen Herz gekommen iſt, und gewähret ihrem Geiſte, indem er ihn den irdiſchen Verhältniſſen gleichſam entrückt, Blicke zu thun in die zukünftige Herrlichkeit, und etwas von dem zu empfinden, was dort ihn beſeligen wird, wie Paulus in den dritten Himmel entzückt ward, und hörte unausſprechliche Worte, und Stephanus den Himmel offen ſah und die Herrlichkeit Gottes darin, und Jeſum ſtehen zu ſeiner rechten Hand, und Johannes die heilige Stadt, das neue Jeruſalem ſah vom Himmel herabfahren, zubereitet, als eine geſchmückte Braut ihrem Manne.

Doch nicht blos für die Welt, ſondern auch für die

Kinder des Reiches ſind die Erweiſungen und Güter deſſelben etwas Verborgenes, ſo lange ſie nicht ſelbſt ſie gefunden haben, wie der Schatz im Acker nicht blos für die andern, ſondern auch für den, der ihn fand, bis dahin etwas Verborgenes geweſen. Den Acker kannte er wohl, aber von dem Schatze, den man in denſelben vergraben hatte, wußte er nicht. Gleicher Weiſe kennen auch jene das Reich wohl, aber daß es ſo Köſtliches in ſich ſchließt, das wiſſen ſie nicht eher, als nachdem ſie davon Erfahrung gemacht.

---

Da der Mann in unſerm Gleichniſſe von dem Schatze im Acker nichts wußte: ſo hatte er auch nicht nach demſelben ſuchen können. Er hatte auf dem Acker überall nichts geſucht, ſondern fand den Schatz, indem er mit der Beſtellung des Ackers, ſei es, daß er denſelben für ſich gemiethet hatte, oder im Dienſte des Beſitzers darauf arbeitete, beſchäftigt war.

Nicht anders verhält es ſich mit den Gütern des Himmelreiches. Die demſelben angehören, finden ſie, ohne geſucht zu haben. Sie haben einmal geſucht, nämlich als ſie dem Reiche noch fremd waren. Sie haben das geſucht, was der Herr mit echten Perlen vergleicht, die wahren Güter der Seele. Ueber dieſem Suchen haben

ſie die Eine köſtliche Perle das Himmelreich, gefunden. So bald dieſes geſchehen, hat das Suchen bei ihnen aufgehört. Die Kinder des Reiches ſuchen nichts weiter.

Wie denn, kann das Leben im Reiche Gottes ein müßiges ſein? Wird es für die, welche ihm angehören, nichts zu thun geben? O, es gibt für ſie immer zu thun, vollauf zu thun, und man ſieht ſie unabläſſig in der eifrigſten Geſchäftigkeit begriffen. Was ſchaffen ſie denn? Sie beſorgen den Acker und hüten des Schatzes, das heißt, ſie überlaſſen ſich den Einwirkungen des Reiches, das ſie aufgenommen hat, von ſich und aus ſich entfernend, was dieſelben hindern könnte; ſie ſtellen ſich da ein, wo es ihnen näher tritt, ſeine Offenbarungen zu vernehmen, ſie bedenken und wenden auf ſich an, was ihnen in dem Reiche über daſſelbe verkündigt wird. Sie bewahren, pflegen und fördern die Eindrücke, die es bei ihnen hervorgebracht hat. Sie leiſten den Antrieben, die ſie von demſelben empfangen, Folge. Sie ſind unaufhörlich bemüht, ſich alles, was das Reich ihnen anpreiſt, zu eigen zu machen, den Forderungen, die es an ſie richtet, nachzukommen, und ſolcher Geſtalt in das Weſen des Reiches immer tiefer einzudringen.

Damit geſchieht es, daß ſie mehr und mehr an ſich ſelbſt erfahren, welcher Adel der Seele in dem göttlichen Leben des Glaubens, der Herzensreinheit, der Liebe und

Demuth hier gewonnen wird, welche Gemeinſchaft hier zwiſchen den Kindern des Reiches und ihrem himmliſchen Herrn Statt findet, welche Thaten man hier vollbringen und welche Segnungen man hier verbreiten kann, durch wie große, wunderbare und wohlthätige Erweiſungen die Gnade ſich hier an den menſchlichen Seelen verherrlicht, welcher Gemüthsruhe mitten in der Unruhe der Welt und der Bedrängniß des Herzens, welch eines ſtillen Friedens, welcher ſanften Tröſtungen, welcher ſüßen Erquickungen und welcher hohen Vergnügungen man ſich hier zu erfreuen hat, und immer mehr inne werden, wie herrlich das ewige Erbtheil im Himmel iſt.

---

Als der Mann in unſerm Gleichniſſe den Schatz im Acker gefunden, verbarg er ihn aufs neue, damit nicht ein anderer ſich deſſelben bemächtigte, und auch der Beſitzer des Ackers nichts davon gewahr würde: denn er gedachte, unter Verheimlichung ſeines Fundes, mit dem Acker den Schatz an ſich zu bringen.

Auch die Kinder des Reiches pflegen den koſtbaren Fund, den ſie in demſelben gemacht haben, geheim zu halten, nicht als ob ſie, wie jener, zu beſorgen hätten, er könne ihnen entgehen, wenn ſie ihn ruchtbar werden ließen. Ihn kann keiner einem andern verweigern oder

vorweg nehmen. Daß andre ihn ſich zueignen, hindert dich ſo wenig, ihn ebenfalls an dich zu bringen, als es dich nöthigt, dich mit ihnen darein zu theilen: denn er iſt ſo oft vorhanden, als ein Menſch da iſt, der von ihm Beſitz ergreifen mag.

Warum halten ſie denn den Fund geheim? Theils und vornehmlich, weil es ihnen an Worten gebricht, ſich vollkommen, ja nur einiger Maßen verſtändlich und der Sache würdig darüber auszuſprechen; theils weil ſie meinen, die Sache ſei nur dann vor Entweihung geſichert, wenn ſie in der eignen Bruſt verſchloſſen bleibt, und ſie eine Scheu haben, als ob ſie durch das Wort ſelbſt ſchon entweiht werden könnte; theils weil ſie nicht davon reden können, ohne ſich den Schein des Selbſtruhmes oder heuchleriſcher Vorſpiegelung zuzuziehen —, was ſie auf alle Weiſe zu vermeiden bemüht ſind — indem es der Heuchler Art iſt, immerfort im Munde zu führen, was ſie in dem Reiche Gottes gefunden haben wollen, und nimmer gefunden haben, da das Reich Gottes ſie gar nicht kennt; theils weil ſie fürchten, man werde ihnen den Werth ihres Fundes zu verringern oder ſie zu überreden ſuchen, daß er allein in einer thörigten Einbildung beruhe, und ſie könnten einmal ſchwach genug ſein, ſolchen Zuflüſterungen bei ſich Raum zu geben, oder man werde gar mit dem, was ihnen das Aller-

theuerſte iſt, ſeinen Spott treiben; theils um die Freude an dem Funde, ſie ſtill im Herzen tragend, deſto beſſer zu pflegen, denn, wie es Freuden gibt, die man nur dann recht hat, wenn man ſich darüber mittheilen kann, ſo gibt es auch ſolche, mit denen man nur dann recht zu leben vermag, wenn man ſie als ein ſüßes Geheimniß bei ſich bewahrt, und zu dieſen gehört meiſt die Freude an dem, was in dem Reiche Gottes gefunden wird.

---

Die Freude kann nicht gering, ſie kann nur groß, nur die allergrößte ſein, da ſie das Allergrößte zu ihrem Gegenſtande hat. Wie ſollte ſie nicht auch große Wirkungen hervorbringen?

Der Mann im Gleichniſſe konnte zu dem Beſitze des Schatzes nicht gelangen, ohne alles, was er hatte, dafür hinzugeben. Davon war gewiß nichts ihm unwerth, vieles ihm lieb, manches ihm theuer. Aber deß achtet er nicht. Gegen den Schatz iſt ihm alles ein Geringes. Hocherfreut über den Fund, gehet er hin und verkauft alles, was er hat, und kauft dafür den Acker mit dem Schatze.

Haſt du, als ein Kind des Reiches, die koſtbaren Güter, welche es in ſich ſchließt, bei dir gefunden, und biſt der Freude darüber voll geworden: dann begehrſt du auch einzig, dem Reiche Gottes zu leben. Was dem

Reiche entgegen iſt, das iſt dir ein Widerwärtiges, was auf daſſelbe keine Beziehung hat, das iſt dir eine gleichgültige Sache. Du überläſſeſt der Welt, ſich daran zu ergötzen oder darüber zu betrüben, dafür zu fürchten oder zu hoffen, darnach zu ſtreben oder es von ſich abzuwehren, je nachdem es geartet iſt, es zu richten, zu ordnen, zu behandeln, wie ihr gefällt. Dein Theil iſt das Reich. Was in dieſem begriffen iſt, was dieſem zur Förderung gereichet, das iſt für dich von der größten Wichtigkeit, wie gering es auch von der Welt gehalten werde, und dir ſelbſt früher erſchienen ſei.

Bei allem, was dir vorkommt, erforſcheſt du zuerſt, wie es zu dem Reiche Gottes ſteht, und beſtimmeſt ihm ſeinen Werth nach der Stellung, die es im Reiche Gottes hat, und nach dem Gewinne, den du dir für dieſes davon verſprechen darfſt. Was andre für ihr Fortkommen, für ihren Ruhm, für die Annehmlichkeit des Lebens thun, das thuſt du auch, aber als etwas, das für das Reich nöthig oder erſprießlich iſt, und thueſt es auf die Weiſe, wie daraus — nicht dir ſelbſt, ſondern dem Reiche der größte Vortheil zufließt. Schaffeſt du in deinem Hausweſen, arbeiteſt du in deinem Berufe, welcher er ſei, du dieneſt damit dem Reiche, und frageſt unaufhörlich: welche Zeit iſt es im Reiche Gottes? worin be-

darf meiner jetzt das Reich? welche Anforderungen hat es an mich zu machen, und wie komme ich ihnen nach?

Unter allen deinen Bemühungen aber ſind diejenigen, welche unmittelbar auf das Reich zielen, die eifrigſten, die anhaltendſten und ſorgfältigſten. Wohin ſind dieſe Bemühungen gerichtet? Dahin, daß das Reich Gottes wachſe und gedeihe, daß du dir die Güter deſſelben, ſo weit du ihrer bereits theilhaftig geworden, erhalteſt und ſie in immer größerm Maße dir zueigneſt. Und ſo geſchieht es, daß du täglich, wenn auch nicht immer bemerkbar, zunimmſt an den Geſinnungen und dem Weſen der Reichsgenoſſen, an der ſeligen Gemeinſchaft mit des Reiches Oberherrn, an Erfahrung ſeiner unausſprechlichen Huld und Gnade, an Thaten, aus welchen große Segnungen über die Welt ſich ergießen, an Getroſtheit und Ruhe des Gemüthes, an Frieden und Freude in dem heiligen Geiſte und ſtillem Warten auf die herrliche Offenbarung der Freiheit der Kinder Gottes, und darin fort und fort dem Leben in jenem ewigen Reiche des Himmels entgegen reifeſt.

# Gleichniſſe vom Himmelreiche.

## 3.

## Das Senfkorn.

Das Himmelreich iſt gleich einem Senfkorn, das ein Menſch nahm, und ſäete es auf ſeinen Acker, welches das kleinſte iſt unter allen Samen; wenn es aber erwächſt, ſo iſt es das gröſste unter dem Kohl, und wird ein Baum, daß die Vögel des Himmels kommen, und wohnen unter ſeinen Zweigen.

Matth. 13., V. 31, 32.

Es iſt des Himmelreiches Anfang und Fortgang, was der Herr in dieſem Gleichniſſe darſtellt, damit niemand den kleinen Beginn und das langſame Fortſchreiten deſſelben ſich irren laſſe. Wie das Senfkorn, will er ſagen, zu dem kleinſten Samen gehört, aber, in das Land geſäet, ſich zu einer Pflanze entwickelt, die über alle Gartengewächſe hinaus- und zu einem Baume heranwächſt: ſo wird auch das Himmelreich aus geringen und unſcheinbaren Anfängen ſich allmählich zu einer alles überragenden Gröſse erheben. Das Senfkorn

war bei den Juden zur Bezeichnung ſehr kleiner Dinge ſprüchwörtlich geworden, und die Senfſtaude erreicht im Morgenlande wirklich nicht ſelten die Höhe eines Baumes.

Die Geſchichte des Himmelreiches iſt zugleich die Geſchichte alles deſſen, was das Himmelreich in ſich begreift, und was in demſelben hervortritt: geringer Anfang, allmäliches Zunehmen, herrliche Größe. Daſſelbe finden wir nun freilich auch in dem Reiche der Natur, wie es die göttliche Ordnung mit ſich bringt, daß alles Große vom Kleinen ausgehe. Aber von dem Himmelreiche, das die koſtbarſten Güter des Menſchen in ſich faßt, könnte man erwarten, es werde gleich mit Gewalt herein brechen, wie ja auch im Laufe der Welt das Große oft ſchon in ſeinem Entſtehen als ein ſolches ſich kund gibt. Unſer Gleichniß will uns belehren, daß das Himmelreich in dieſer Beziehung mit dem, was in der Natur zum Vorſcheine kommt, denſelben Geſetzen unterworfen ſei, zugleich aber auch, neben dem kleinen Anfange und allmälichen Fortgange, die demſelben beſtimmte höchſte Größe bemerklich machen.

---

Das Himmelreich, welches beſtimmt iſt, die höchſte Größe zu erlangen, beginnt auf Erden ſo klein, als nur irgend etwas begonnen hat, und beginnen kann.

Die Kirche Chriſti iſt zwar nicht das Himmelreich ſelbſt; aber ſie trägt es in ſich. Mitglieder der Kirche ſind alle, die auf Chriſtum getauft, für ihn ſich bekennen, und von ihm den Namen haben, Genoſſen des Reiches diejenigen in der Kirche, welche, in einem lebendigen Glauben, der durch Liebe ſich thätig erweiſt, von ſeinem Geiſte getrieben, ihm angehören, und in ihrer Glaubens- und Liebesgemeinſchaft mit vereinten Kräften ringen, ihre Heiligung zu vollenden. Das Reich Gottes beſtehet nicht anders und kann nicht anders beſtehen, als in der Kirche, welche der innerlichen Gemeinſchaft des Glaubens und der Liebe, durch die äußerliche des Bekenntniſſes, dazu verhilft, daß ſie als wahre Lebensgemeinſchaft ſich erweiſen, und zu ihrer Anerkennung gelangen kann. Ohne die Kirche gäbe es kein Himmelreich auf Erden, und der Anfang der Kirche iſt auch der Anfang des Himmelreiches.

Wo haben wir nun ihren Anfang zu ſuchen? Nicht in einem großen, mächtigen, ruhmumſtrahlten Weltreiche, ſondern in einem Winkel der Erde, über welchen ſchon lange fremde Gewalt herrſcht, bei einem kleinen, verachteten Volke, das der gewerblichen Betriebſamkeit, des Handels, der Wiſſenſchaft, der Kunſt und alles deſſen, was ein Volk groß macht, ermangelt. Der ſie geſtiftet, wird gehalten für den Sohn eines Zimmer-

manns zu Nazareth in dem gering geſchätzten und verſpotteten Galiläa. Er iſt in einem Stalle geboren, und hat eine Krippe zur erſten Ruheſtätte gehabt. Die Füchſe haben Gruben, die Vögel unter dem Himmel haben Neſter, er aber hat nicht, wo er ſein Haupt hinlege. Verkehr und Anhang findet er bei der unterſten Klaſſe des Volkes. Die in dem Volke reich ſind, eine Macht, ein Anſehen haben, wollen nicht mit ihm in Gemeinſchaft ſein, ſie wenden ſich von ihm ab in Haß und Ingrimm. Verachtet und verfolgt gehet er einher, und beſchließet ſein Leben als ein Miſſethäter am Kreuze. Dieſer Tod am Kreuze iſt das Größte, was je auf Erden ſich zugetragen, das Opfer, welches die ſündige Welt mit Gott verſöhnt, aber davon weiß das Geſchlecht nicht, unter welchem er ihn erduldet, es ſiehet darin nichts als Schmach und Untergang. Am dritten Tage geſchieht, was, wenn es bekannt würde, die Augen der ganzen Welt auf ſich ziehen müßte; er kehrt in das Leben zurück, verweilt noch vierzig Tage auf Erden, und fährt dann auf gen Himmel. Aber davon dürfen nur die wenigen, die er zu ſeinen Vertrauten erwählt hat, Zeugen ſein; für die Welt iſt der Kreuzestod das Ende ſeiner Geſchichte.

Das Senfkorn iſt in die Erde gefallen, und wächſt nun aus derſelben hervor — allmälich in die Höhe.

Die er zu ſeinen Vertrauten gemacht, und die ſeiner Auferſtehung Zeugen geweſen, gehen hin, wie er ſie angewieſen, in alle Welt, ihn zu verkündigen, und zu predigen in ſeinem Namen Buße und Vergebung der Sünden, und heben an zu Jeruſalem. Was werden dieſe geringen Männer, entblößt von allem, was bei der Welt Einfluß verſchafft, ausrichten? Sie verkündigen der Welt das Heil; aber die Welt will dieſes Heil nicht, ihr Sinn iſt auf ein anderes geſtellt, das ſich mit dieſem nicht vereinigen läßt. Sie bringen der Welt den Segen; aber ſie haben den Geiſt der Welt, die ſich in ihrer Art ſelbſt glaubt ſegnen zu können, wider ſich. Sie predigen Vergebung der Sünden, wer ſollte dieſe nicht gern annehmen? aber ſie knüpfen dieſelbe an die allerbeſchwerlichſte Bedingung, indem ſie Buße fordern. Sie führen Lehren im Munde, die dem, was man bis dahin für Wahrheit gehalten, und woran man, da es den Lüſten des Herzens ſchmeichelt, auf das hartnäckigſte feſthält, entgegen ſind. Sie tragen einem, in Selbſtſucht und Laſterhaftigkeit verſunkenen Geſchlechte eine Sittenlehre vor, die nicht ſtrenger ſein kann im Dringen auf Mäßigkeit, Nüchternheit, Keuſchheit, Gelindigkeit, Demuth, Willigkeit zum Kreuze und jede Art der Selbſtverleugnung, die auch die Begierde im Herzen, die auch den ſündlichen Gedanken ver-

dammt. Darf es wundern, daß ihnen geſchieht, wie der Herr ihnen vorhergeſagt: „haben ſie mich verfolgt, ſo werden ſie euch auch verfolgen; weil ihr nicht von der Welt ſeid, ſondern ich euch erwählet habe, darum haſſet euch die Welt; ſie werden euch überantworten vor ihre Richthäuſer und euch geißeln in ihren Schulen, und wer euch tödtet wird meinen, er thue Gott einen Dienſt.“ Doch fehlt es auch nicht an Menſchen, die, von der Macht der Wahrheit in ihrer Rede überwältigt, ihnen zufallen. Die erſte Predigt, welche Petrus am Feſte der Pfingſten zu Jeruſalem hält, gewinnet bei dreitauſend Seelen. Freilich ein kleines Häuflein gegen die Welt. Aber nicht leicht öffnen ſie irgendwo ihren Mund, ohne bei einigen Eingang zu finden. Es ſammeln ſich nach und nach kleine, faſt nur aus geringen Leuten beſtehende Gemeinen, in Judäa, Samaria, Kleinaſien, Griechenland und ſelbſt in der Weltſtadt Rom. Die Gemeinen mehren und vergrößern ſich, und treten mit einander in Gemeinſchaft, und bilden die Kirche, und die Kirche ſendet wieder Boten aus nach allen Weltgegenden, die Lehre, zu der ſie ſich bekennt, weiter zu tragen, und aus allen Weltgegenden werden ihr Genoſſen zugeführt, ſie kommen von Morgen und Abend, von Mittag und Mitternacht, mit Abraham, Iſaak und Jakob zu Tiſche zu ſitzen. Die Großen und Ge-

waltigen, die Fürſten der Erde laſſen ſich taufen, ganze Reiche treten in ſie ein, und werden ihr unterthan, und bald ſtrahlet eine dreifache Krone auf dem Haupte deſſen, der ſich ihren Oberherrn nennt. Doch ſo hatte der es nicht gemeint, der die Kirche geſtiftet; der war in Knechtsgeſtalt einher gegangen, und hatte zu ſeinen Jüngern geſagt: „ihr ſollt euch nicht laſſen Meiſter nennen, ihr wiſſet, daß die weltlichen Fürſten herrſchen und die Oberherren haben Gewalt; ſo ſoll es nicht ſein unter euch, ſondern wer da will gewaltig ſein, der ſei euer Diener, und wer da will der Vornehmſte ſein, der ſei euer Knecht.“ Indeß dringt die Kirche weiter und weiter, und wir ſehen ſie zu dieſer Zeit beinahe über unſern ganzen Erdtheil ausgebreitet, während unter den übrigen Ländern der Erde wenige ſind, über welche ſie nicht, im Wachsthume begriffen, Zweige erſtreckte. In allen Sprachen wird ihre Lehre verkündigt, und faſt unter allen Völkern findet ſie, ſich ohne Aufhören mehrende, Mitglieder. Der Baum wächſet fort und wird fortwachſen, bis die ganze Menſchheit in ſeinem Schatten ruhet; denn es muß in Erfüllung gehen, was geſchrieben ſtehet: „die Erde wird voll werden von der Erkenntniß der Ehre des Herrn, wie Waſſer, das das Meer bedeckt.“

Aus dem Senfkorn wird ein Baum, daß die Vögel

des Himmels kommen und wohnen unter ſeinen Zweigen. Jetzt ſchon, da der Baum bei weitem noch nicht ſeine volle Größe erreicht hat, kommen die Vögel des Himmels und wohnen unter ſeinen Zweigen. Kunſt und Wiſſenſchaft, Geſittung und Bildung und alles, was dem Geiſte zur Zierde gereicht, alles, was das Leben erleuchtet und verſchönert, alles, was groß und würdig und herrlich genannt zu werden verdient, alles, was frei, wie der Vogel in den Lüften, ſich bewegt, hat ſich aus den Stürmen der Welt in die chriſtliche Kirche geflüchtet und ſie zu ſeiner Wohnung erwählet, weil es hier den ſicherſten Schutz, die wohlthätigſte Pflege, die geſundeſte Nahrung, die eifrigſte und glücklichſte Förderung findet, und kann, ſeit die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit untergegangen, nur in der Kirche Chriſti gedeihen, während man außer derſelben blos dürftige und krankhafte Erſcheinungen davon antrifft. Hier ſieheſt du es erſtarken ohne Aufhören — aller Orten in dem Maße, in welchem an denſelben der Geiſt Chriſti in ſeiner Lauterkeit die Kirche beſeelet. Hier ſieheſt du den anderwärts eingeengten und danieder gehaltenen Menſchengeiſt, ſeiner Feſſeln entbunden, in dem Elemente ſeiner Heimath athmend, wie es ſeine Beſtimmung iſt, himmelan ſtreben, ſich neue Bahnen brechen, und ſich alle ihm erreichbaren Güter aneignen. Und alles, was in

der Welt bedrückt, belaſtet, krank am Herzen, müde und jammervoll iſt, die Sorgen- und Kreuzesträger, die von Menſchen Verfolgten und Gemißhandelten, die von ihrem Gewiſſen wegen ihrer Sünden Geängſtigten, von anderer Unruhe des Gemüthes Bedrängten, die nach Gerechtigkeit Hungernden und Durſtenden, die in peinvollem Verlangen allenthalben geſucht und nirgends gefunden haben — ſie ſammeln ſich unter den Zweigen dieſes Baumes, und gewinnen hier Ruhe für ihre Seele, ſüße Erquickung, neue Kraft, friſchen Muth, verjüngtes Angeſicht, volle Genüge.

Aber wenn denn nun die Kirche Chriſti nicht das Reich Gottes ſelbſt iſt: dürfen wir denn annehmen, daß mit jener auch dieſes in einem beſtändigen Wachsthume begriffen ſei? Wir dürfen es nicht blos, wir ſind dazu genöthiget. Die Kirche Chriſti dienet dem Himmelreiche, und iſt um des Himmelreiches willen da, und muß eben darum immerfort zunehmen, damit das Himmelreich immerfort zunehmen könne. Wie könnte es auch fehlen, daß durch das Wort Chriſti, welches in der Kirche nicht verſtummen kann, durch den Geiſt Chriſti, der nicht aufhört, ſich in ihr wirkſam zu erweiſen, durch die Gottesdienſte, die hier gehalten, die Sakramente, die hier verwaltet, die Feſte, die hier gefeiert werden, wie unvollkommen dies auch geſchehe, das Reich Gottes ge-

fördert werde? Nein, wo nur die dürftigſte Erkenntniß von Chriſto und ſeinem Heile anzutreffen iſt, wo nur irgend Anordnungen und Verrichtungen Statt haben, die auf ihn ſich beziehen, da werden auch Menſchen von Chriſto angeregt, für Chriſtum gewonnen, da zählt das Himmelreich ſeine Genoſſen, und auch in den Zeiten, wo die Kirche in ihrem tiefſten Verfalle lag, und Verderbniſſe aller Art ſie zerrüttet und Chriſto entfremdet hatten, hat das Reich Gottes auf allen Gebieten derſelben beſtanden, und ſich kund gegeben, und mit jeder Erweiterung derſelben iſt auch das Reich Gottes auf Erden weiter vorgedrungen, und aller Segen, den ſie über die Menſchheit gebracht, iſt von dem Reiche Gottes in ihr, ihrem Lebensgeiſte, ausgegangen.

---

Geringer Anfang, allmäliches Wachſen, herrliche Größe — das gilt nicht blos von dem Reiche Gottes ſelbſt, ſondern auch von allem, was es in ſich ſchließt, von dem innerlichen Leben ſeiner Genoſſen, wie von dem, was äußerlich in ihm hervortritt.

Es gilt von dem innerlichen Leben ſeiner Genoſſen.

„Wahrlich, wahrlich, ich ſage dir," ſpricht der Herr zu Nikodemus, „es ſei denn, daß jemand von neuem ge-

boren werde, ſo kann er das Reich Gottes nicht ſehen.“ Durch die Erneuerung im Geiſte des Gemüthes tritt man in das Reich Gottes ein, von ihr gehet das neue Leben aus, durch welches man dem Reiche Gottes angehört. Wie erſcheint nun das neue Leben in ſeinen Anfängen? Ueberall, gleich dem natürlichen Leben des Kindes, in ſchwachen Regungen, die allmälich ſtärker werden. Es hat unabläſſig zu kämpfen mit Fleiſch und Blut, mit den Reizungen der Welt und alter Gewohnheiten, die ſich immerfort von neuem hervor drängen. Es zeigt ſich ſo oft verdroſſen, Widerſtand zu leiſten, abgeneigt, nicht blos das ſchwere, ſondern auch das leichte Gebot zu erfüllen, und gibt ſich häufig überwunden, ohne auch nur einmal den Streit aufgenommen zu haben. Da muß es — o wie lange noch! — heißen: „ich habe Luſt an Gottes Geſetz nach meinem inwendigen Menſchen, aber ich finde ein anderes Geſetz in meinen Gliedern, das da widerſtreitet dem Geſetze in meinem Gemüthe, und nimmt mich gefangen unter der Sünde Geſetz.“ Würde dem Geſetze in den Gliedern dieſes gelingen, wenn das neue Leben ſchon ein kräftiges, der Abſcheu gegen die Sünde ein entſchiedener, der Eifer für das Gute ein feuriger wäre? Doch das Leben erſtarkt unter dieſen Kämpfen, die auch nicht ſelten muthig beſtanden werden. In der Gemeinſchaft mit dem Herrn,

in dem beſtändigen Hinſehen auf ihn und in der Beſchäftigung mit ihm vermehrt ſich der Abſcheu gegen die Sünde, erhöhet ſich der Eifer für das Gute, die Willigkeit und das Vermögen, ſich der Sünde zu erwehren, und den Geboten Gottes nachzukommen. Aber allmälich, und nicht ſelten unbemerkbar, wie die Pflanze wächſt, und es treten ſogar Zeiten der Lauigkeit, ja der Gleichgültigkeit zwiſchenein, wo man glauben ſollte, es gehe alles zurück; es gehet aber nichts deſto weniger vorwärts, und die Pflanze erwächſet im Laufe der Jahre zu einem herrlichen, weithin ſchattenden Baume.

Das neue Leben der Reichsgenoſſen bewegt ſich im Glauben. Forſche nur dem Glauben nach in ſeinen Anfängen bei dir ſelbſt oder bei andern: du wirſt ihn finden klein, wie ein Senfkorn, beſchränkt in ſeinem Erkennen, verzagt zum Annehmen, von mancherlei Zweifeln angefochten und zum Wanken gebracht, kaltſinnig, und dem Herzen, das er beſeelen und regieren ſollte, faſt fremd, in einem Zuſtande, wie er in den Worten ſich ausſpricht: „ich glaube, lieber Herr, komm zu Hülfe meinem Unglauben," daß er kaum ein Glaube zu nennen iſt. Dem Körnlein entkeimet die Pflanze, und die Pflanze wächſet in die Höhe. Der Glaube, ſo gewiß er Glaubensweſen und Leben in ſich hat, erweitert ſich durch Unterricht, Erfahrung und Nachdenken in ſeinen

Erkenntniſſen, wird kühner im Ergreifen, feſter und freudiger in ſeiner Zuverſicht, wahrhafter und ſiegreicher gegen den Zweifel, daß Eine Anfechtung nach der andern ihm dahin ſchwindet, dringt tiefer und tiefer in das Herz, die ihm angemeſſenen Gefühle und Beſtrebungen darin erzeugend, unter Gebet und Stärkung von oben, wie er ſich mehr und mehr in die göttliche Wahrheit hineinlebt; aber allmälich, wie die Pflanze wächſt, und es fehlt nicht an Tagen und Wochen der Glaubensdürre bis zum Verſchmachten, und der Glaubenskälte bis zum Erſtarren, daß man ihn gänzlich bei ſich vermiſſet, und mit dem Jünger rufen möchte: „hilf, Herr, ich verderbe," doch dann auch eben ſo wenig an ſtärkern neuen Glaubenserfriſchungen und Glaubenserwärmungen; und die Prüfungen großer Trübſale können ihm jetzt nur zur Kräftigung gereichen.

Aus dem Glauben kommt die Liebe, in welcher er ſich bewähren muß, der Lebensgeiſt des neuen Menſchen, des Bürgers im Reiche Gottes, die Chriſtusliebe und in derſelben die Gottesliebe und aus dieſer die Menſchenliebe, die Liebe, von der Paulus ſagt: „wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle, und wenn ich weiſſagen könnte und wüßte alle Geheimniſſe und hätte allen Glauben,

alſo daß ich Berge verſetzte, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich nichts.“ Aber die Liebe iſt in ihren Anfängen auch nur wie ein Funke unter der Aſche. Siehe, wie ſie ſchwankt zwiſchen Chriſto und der Welt, zwiſchen Gott, der das ganze Herz fordert, und dem theuern Selbſt, das ihm alles verſagen will, jetzt jenem ſich überlaſſen möchte, dann wieder zu dieſem ſich hinneigt. Siehe, wie ſie über der geringfügigen eignen Angelegenheit die hochwichtige des Nebenmenſchen vergißt, wie ſie bei eignem Wohlergehen für die bittere Noth des andern kein Ohr, und nicht ſelten an dem Hartbedrängten kaltherzig vorübergeht, und auch der geringen Mühe, durch welche großem Elende abgeholfen werden könnte, ſich weigert, die kleinſte Gabe nicht geben mag. Doch, ſo gewiß ſie Liebe iſt, und als ſolche göttlicher Abkunft, ſo gewiß ſie die Liebe, welche den eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben, und die Liebe, welche für uns gezittert und gezagt und am Kreuze geblutet, immer vor den Augen hat, und in jedem Menſchen einen erblickt, für den auch das Blut der Verſöhnung gefloſſen, dem auch das Heil in Chriſto und das himmliſche Erbe zugebracht iſt: ſo gewiß wird ſie zunehmen — allmälich, wie die Pflanze wächſt, und nicht ſelten auf kurze Zeit von dem alten ſelbſtſüchtigen Weſen über-

wältigt, gehemmt und zurückgedrängt, und ſich mehr und mehr an den, der, als das höchſte Gut, von uns über alles geliebt werden ſoll, und an den, der aus Liebe zu uns das Allerhärteſte erduldet hat, dahin geben, die Angelegenheiten des Nebenmenſchen immer tiefer in das Herz faſſen, und ſich zu Hülfsleiſtungen und Dienſten jeder Art, ſelbſt unter großen Anſtrengungen und mit theuren Opfern, zum Schonen und Nachſehen, zum Ertragen und Vergeben immer williger zeigen.

Zu ſeiner Zeit erblickeſt du einen Glauben, der in jede Tiefe dringt und zu jeder Höhe ſich erhebt, dem nichts zu groß iſt, um es ſich anzueignen, nichts zu kühn, um es zu wagen, nichts zu ſchwierig, um es zu vollbringen, und dem unter den hoffnungsloſeſten Umſtänden der Muth nicht ſinkt, einen Glauben, der die ganze Welt mit allen ihren Uebeln überwindet, und die Krone des Lebens davon trägt — bei demſelben eine Liebe, welche triumphirt: „wenn ich dich nur habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde, nicht ich lebe, ſondern Chriſtus lebet in mir," eine Liebe, welche, eine Flamme des Herrn, ſtark wie der Tod, und feſt, wie die Hölle, die Sache des andern, wie die eigne im Herzen trägt, ja die über dem andern ſich ſelbſt vergißt, unter den ſauerſten Anſtrengungen nicht ermüdet, die koſtbarſten Opfer ſich nicht verdrießen läßt, und, ein Brand

im Herzen, in Dienſtleiſtungen ſich verzehret, prangend in Herzensreinheit und Demuth und jeder herrlichen Tugend, hier ſchon umleuchtet von dem Scheine ihrer künftigen Verklärung.

Erkenne den Baum, unter welchem die Vögel des Himmels wohnen — aus einem Körnlein erwachſen. Wo wäre wohl ein anmuthigerer und erquicklicherer Aufenthalt, wo ein ſüßeres Ruhen und vergnügteres Verweilen, als unter ſeinen ſchattenreichen Zweigen? Wie ſollte nicht alles dahin ſich drängen, wo die glaubensvolle Liebe durch ihre Erſcheinung das Herz erfreut, und in ihrem Wirken nach allen Seiten hin die koſtbarſten Segnungen verbreitet?

Aber der Baum iſt aus dem Körnlein erwachſen. Verachte wegen ſeiner Kleinheit nicht den kleinen Anfang — weil er Anfang iſt, kann er nur klein ſein — ſondern bemühe dich, daß du ihn gewinneſt, wenn du ihn noch bei dir vermiſſeſt. Legeſt du das Körnlein nicht in die Erde: ſo entſtehet dir der Baum nicht. Hilf, wo du bei andern es findeſt, bei deinen Hausgenoſſen, bei deinen Kindern, daß es nicht verkomme oder erſtickt werde; ſäubere und halte feucht das Erdreich, damit es zum Keimen und Treiben gelange. Hüte dich aber auch, daß du nicht in kläglichem Selbſtbetruge für einen An-

fang nehmeſt, was kein Anfang iſt, ſondern nur des Anfanges trüglichen Schein hat, wie ſo vielen begegnet.

Wie der Anfang nur gering, ſo kann auch das Wachſen nur ein allmäliches ſein. Werde nicht muthlos, ſondern faſſe dich in Geduld, wenn Wochen und Monde ablaufen, ohne daß etwas von Wachsthum bei dir zu verſpüren iſt. „Seid nun geduldig, lieben Brüder," ſpricht Jakobus, „bis auf die Zukunft des Herrn, ſiehe, ein Ackersmann wartet auf die köſtliche Frucht der Erde, und iſt geduldig bis er empfange den Früh- und den Spätregen." Die Zeit wird's bringen. Das Werk des Herrn muß fortgehen, und thut oft da die ſtärkſten Schritte, wo man am wenigſten von Fortgang gewahr wird, und Früh- und Spätregen werden nicht ausbleiben.

Wähne aber auch nicht, es mache ſich mit dem Wachſen von ſelbſt, wenn nur der Segen des Himmels dabei ſei, wie ſo viele in ihrer Trägheit ſich einbilden, und der Menſch habe nur das Zuſehen. Auf den Segen des Himmels kommt es freilich an, wo der fehlt, mag nichts gedeihen. Aber ohne den Trieb des Wachsthumes in der Pflanze würde dieſe vergebens den Sonnenſchein vom Himmel und den Regen aus den Wolken empfangen, und die Pflege des Menſchen muß dabei ſein, damit die Pflanze ein Baum werde.

Wohl ſpricht Paulus: „ich beuge meine Knie vor

Gott, dem Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, daß er euch Kraft gebe, nach dem Reichthume ſeiner Herrlichkeit, ſtark zu werden durch ſeinen Geiſt an dem inwendigen Menſchen.“ Petrus aber ermahnet auch: „ſo wachſet in der Gnade, wendet allen Fleiß an, und reichet dar in euerm Glauben Tugend.“ Wie könnte er das, wenn wir zum Wachſen nichts zu thun hätten, und es unſers Fleißes dabei gar nicht bedürfte? So beuge denn auch du deine Knie im inbrünſtigen Flehen um die göttliche Hülfe. Wende aber auch allen Fleiß an im treulichen Mitwirken und in der gewiſſenhaften Anwendung der dir dargebotenen Hülfe. Sei ſtark in dem Herrn und in der Macht ſeiner Stärke. Jage nach der Heiligung, ohne welche niemand den Herrn wird ſehen. Und er, der Herr, wird mehr und mehr dich vollbereiten, kräftigen, gründen, und es wird geſchehen, daß du dich erhebeſt von Kraft zu Kraft, von Klarheit zu Klarheit, von Einer Stufe der Vollendung zu der andern, ein Baum der Gerechtigkeit, eine Pflanze dem Herrn zum Preiſe.

---

Geringer Anfang, allmäliches Wachſen, herrliche Größe: das gilt auch von allem, was in dem Reiche Gottes hervortritt.

In dem Reiche Gottes aber tritt hervor das wahr-

haft und in jeder Beziehung Gute. Es iſt ein Reich des Guten, ſo gewiß es das Reich Gottes iſt, der nur das Gute will und wollen kann. Wie das in demſelben geltende Geſetz das Geſetz des ewigen Guten iſt: ſo ſind alle Anſtalten in demſelben dem Guten geweiht, es hervorzurufen und weiter zu führen, alle Beſtrebungen, die man in demſelben wahrnimmt, auf das Gute gerichtet, und alle Kräfte des Guten findet man in demſelben verſammelt und wirkſam. Darum kann es nicht fehlen, daß in demſelben unabläſſig Gutes zum Vorſcheine komme, auf allen Plätzen und in allen Verhältniſſen des Lebens, in den Ländern, in den Gemeinheiten und in den Häuſern, Gutes für den Einzelnen, für viele, für alle. Zählt das Reich Gottes dich zu den Seinigen: ſo biſt du täglich und ſtündlich in einer das wahrhaft Gute bezweckenden Thätigkeit begriffen, du wirkeſt für daſſelbe in deinem Berufe, in deinem Hausweſen, und wo ſich irgend Gelegenheit darbietet — allein und in Gemeinſchaft mit andern. Was nur irgend gut genannt werden mag, das wird auch in dem Reiche Gottes angetroffen, wie du in demſelben dafür Menſchen mit einander vereinigt findeſt.

Welches iſt nun das wahrhaft Gute? Nicht das, was den Sinnen ſchmeichelt, was ſich zur Erreichung irdiſcher Zwecke als dienlich erweiſt, ſondern das, was

mit den Abſichten Gottes übereinſtimmt, das, wodurch Gottes Ehre und der Menſchen zeitliches und ewiges Heil — das zeitliche nämlich in wie fern es mit dem ewigen in Verbindung ſteht — gefördert wird. Das wahrhaft Gute iſt zugleich in jeder Beziehung gut, wenn es nicht aus Eitelkeit, aus Ruhmbegierde, aus Gewinnſucht, oder ſonſt einem eigenſüchtigen Verlangen, ſondern aus lauterer Geſinnung, aus Dankbarkeit gegen Gott, aus Liebe zu dem Erlöſer und zu den Menſchen hervorgegangen iſt.

Nur das wahrhaft und zugleich in jeder Beziehung Gute gehöret dem Reiche Gottes an. Was nicht wahrhaft gut iſt, nicht mit den Abſichten Gottes übereinſtimmet, nicht Gottes Ehre und der Menſchen ewiges Heil fördert, in welcher Größe es erſcheine, in welchem Glanze es ſtrahle, wie viel Erwünſchtes dadurch herbeigeführt werde, das bleibt dem Reiche Gottes fremd, und auch das bleibt ihm fremd, was zwar wahrhaft, aber nicht in jeder Beziehung gut, nicht aus lauterer Geſinnung, ſondern aus irgend einem eigennützigen Streben hervorgegangen iſt, ſo wie das, was irgend eine böſe Leidenſchaft, ſei es Neid, Starrſinn, Hochmuth, Ingrimm, Bitterkeit bei ſich hat. Was aber dem Reiche Gottes nicht angehört, das gehöret der Welt an, und ſtehet nicht unter den Reichsgeſetzen, ſondern unter den Geſetzen des Weltlau-

ſes, und theilet alle Wechſel, denen die Dinge der Welt unterworfen ſind. Es kann, denn die Geſetze des Weltlaufes geſtatten es, gleich anfangs mit Gewalt und Geräuſch hereinbrechen, und mit ſchnellen Schritten der ihm erreichbaren Größe zueilen, wie wir oft genug wahrnehmen, daß es geſchieht, beſonders da, wo es in einer Leidenſchaft ſeinen Urſprung hat, und dieſe ihm ihren Ungeſtüm mittheilt. Dafür iſt es aber auch, ohne einen höhern Schutz und allein ſich ſelbſt überlaſſen, allen Anfechtungen und Unfällen der Welt ausgeſetzt, und wird, einem ſchnellen Untergange geweiht, bald in den Kämpfen, die es aus eigner Kraft zu beſtehen hat, erliegen.

Das wahrhaft und in jeder Beziehung Gute, das in dem Reiche Gottes ſein Weſen hat, gehorchet den Reichsgeſetzen, es kann nur klein anfangen, nur allmälich erſtarken und groß werden, wogegen ihm unter Gottes Schutze und Segen eine beſtändige Dauer und ein unaufhörliches Zunehmen geſichert iſt.

Betrachte dieſe Anſtalten zur Unterſtützung der Armuth, zur Verſorgung der Wittwen und Waiſen, zur Verpflegung des müden Alters, zur beſſern Erziehung der Jugend, zur Verbreitung des göttlichen Wortes unter den Unbemittelten, die nicht aus der Begierde, Aufſehen zu erregen und ſich einen Namen zu machen, ſondern aus aufrichtiger Gottes- und Menſchenliebe hervor-

gegangen ſind: ſie haben, mit geringen Mitteln und Kräften, in einem kleinen Kreiſe begonnen. Die Kräfte und die Mittel waren ſo gering, daß nur ein feſtes, auf Bekanntſchaft mit der Ordnung des göttlichen Reiches gegründetes, Vertrauen es damit wagen konnte. Der Kreis war ſo enge, daß, ohne Bekanntſchaft mit der Ordnung des göttlichen Reiches und ein auf dieſe gegründetes Vertrauen, jedermann es für Thorheit hätte halten müſſen, ſich großen Hoffnungen für die Sache zu überlaſſen. Die Genoſſen des Reiches, mit ſeiner Ordnung befreundet, wiſſen, daß in demſelben der Baum aus dem Körnlein erwächſt, aber auch unfehlbar daraus erwächſt — allmälich — wenn das Körnlein ein geſundes iſt, und in ein gutes Land fällt, und die Pflege nicht verſäumt wird, unter dem Segen aus der Höhe. In dieſer Zuverſicht hat man mit den geringen Mitteln und Kräften Hand an das Werk gelegt. Es haben ſich mit der Zeit, erweckt von dem Herrn, immer neue Theilnehmer gefunden. Mit den Theilnehmern haben die Kräfte und Mittel ſich vermehrt. Ein chriſtlicher Sinn hat ſie mit Treue und Sorgfalt verwaltet. Der Segen von oben hat nicht gefehlt, wie er zu dem wahrhaft guten Werke niemals fehlt, und ſo ſind die Anſtalten zu der Stärke gediehen, mit welcher man jetzt ſie wirken ſieht, und zu dem Umfange, in welchem ſie jetzt

ihre Wohlthaten verbreiten. Was in ſeinem Entſtehen kaum für die kleinſte Zahl ausreichte, hat nicht ſelten, mit wie vielen und wie mächtigen Hinderniſſen es auch zu kämpfen hatte, und wie entſchieden es auch, wäre es von der Welt geweſen, in kurzer Zeit ſpurlos hätte verſchwinden müſſen, in ſeinem fortſchreitenden Wachsthume vielen Tauſenden Hülfe gewährt; und es hört nicht auf zu wachſen, und in immer größerm Umfange ſich hülfreich zu erweiſen, denn der Herr höret nicht auf, ſich dazu zu bekennen, und die Liebe höret nicht auf, darzubringen von dem, was ſie hat, und mitzuwirken, wie ſie es vermag.

Allerdings hat man auch heilſame Anſtalten, die klein begonnen, und eine Zeit lang allmälich zugenommen, ſpäterhin in Verfall gerathen und ein Ende nehmen ſehen. Aber dieſe Anſtalten haben entweder niemals dem Reiche Gottes, ſondern ſchon in ihrem Beginne dem Geiſte der Welt angehört, der nicht ſelten ſeine Rechnung dabei findet, Werke des Reiches zu treiben, oder ſie ſind im Verlaufe der Jahre aus dem Reiche Gottes ausgetreten, und dem Geiſte der Welt anheim gefallen, welcher, was aus dem Reiche Gottes ihm anheim fällt, immer erſt entweiht, dann verunſtaltet, und weiterhin zu Grunde richtet. Nicht eher, als nachdem es aus dem Reiche Gottes geſchieden iſt, mag etwas, das dieſem angehört,

verringert werden oder untergehen. Es geſchieht aber zuweilen, nach einer uns unbegreiflichen Zulaſſung Gottes, daß der Geiſt der Welt eine Sache, die in dem Reiche begriffen iſt, an ſich reißt, und ſich dienſtbar macht. Was aber in dem Reiche Gottes bleibt, kann nimmer verderben, ſondern immer nur zunehmen, wie das Reich ſelbſt ein, mitten im Wechſel und unter den Zerſtörungen der weltlichen Dinge, unvergängliches und immer zunehmendes iſt. Das Gras verdorret, die Blume verwelket; aber im Reiche Gottes grünet und blühet es fort und fort. Der Baum der Erde erreicht nur eine beſtimmte Höhe, und ſtirbt ab zu ſeiner Zeit; die Bäume im Reiche Gottes gehen nicht aus und wachſen nicht aus.

Nicht anders als mit den Anſtalten der Wohlthätigkeit im Reiche Gottes verhält es ſich mit allem, was ſonſt in demſelben zum Vorſcheine kommt. Faſſe davon in das Auge, was du willſt, und verfolge es bis zu ſeinem Urſprunge. Dort angelangt, wirſt du dich an einer Stelle finden, wo ein kaum beachteter Menſch ein Wort ſpricht, welches in einem Hörer die noch ſchlafenden Kräfte weckt, welche beſtimmt ſind, in ihrem Ein- und Fortwirken, die ausgebreiteteſten heilſamen Veränderungen hervorzubringen, oder in einem ſtillen Gemache, wo ein Einſamer, von dem vielleicht niemand weiß, in mitternächtlichen Stunden ſich ernſten Betrachtungen über-

läßt, und Gedanken denkt, die nicht blos sein Zeitalter erleuchten, sondern auch die Strahlen ihres Lichtes bis auf die spätesten Geschlechter erstrecken werden, oder in der Werkstätte, wo ein müder Arbeiter sein saures Werk weit in den Feierabend hinein fortsetzt, um, mit seinen eignen Kindern, das angenommene Waisenkind ernähren zu können, welches Gott zum Werkzeuge ersehen hat, große Dinge in seinem Reiche zu vollbringen, oder in einem dumpfen Schulzimmer, wo ein treuer Lehrer die zahlreiche, zum Theil verwilderte, Jugend in die Anfänge der menschlichen Erkenntniß und der menschlichen Bildung einführt, oder in einem häuslichen Kreise, wo ein rechtschaffener Vater seinem Sohne gute Lehren gibt, und ihm mit gutem Beispiele vorleuchtet, oder eine fromme Mutter die Tochter in der Furcht des Herrn zu Fleiß, Sparsamkeit, Sittsamkeit, Eingezogenheit und aller löblichen Ordnung erzieht.

Was in dem Reiche Gottes hervortritt, muß klein anfangen, und, allmälich zunehmend, sich zu herrlicher Größe erheben.

Laß dich dadurch, daß du bei einer Sache des göttlichen Reiches nur geringe Kräfte und Mittel findest, nicht abhalten, zu derselben mitzuwirken. So oft hört man Menschen, bei Betrachtung der geringen Kräfte und Mittel, kopfschüttelnd und sich abwendend,

fragen: was wird mit dem Wenigen zu beſchaffen ſein? Dem mit der Ordnung des göttlichen Reiches vertrauten Genoſſen deſſelben bleibt dieſe Frage fremd. Er ſpricht: mit dem Wenigen iſt viel, iſt alles zu beſchaffen, mit den geringen Kräften und Mitteln befindet ſich die Sache in ihrem Anfange, der nur klein ſein kann. Bei ihm heißt es auch nicht: aus dem Kleinen kann wohl noch Großes werden, ſondern: es wird, es muß Großes daraus werden, ſo gewiß die Sache eine Sache des göttlichen Reiches iſt. Er ſiehet in dem Kleinen ſchon das Große, das daraus werden ſoll, und tritt eifrig bei, wie er ſich berufen fühlt, damit auch er an der Förderung deſſelben Antheil habe, und durch ſeinen Vorgang andre erwecket werden, ſich anzuſchließen.

In dem Reiche Gottes darf nichts deiner Aufmerkſamkeit zu gering ſein. Achte auch auf das Allerkleinſte, auf die leiſeſte Regung des göttlichen Geiſtes in der menſchlichen Seele. Hüte dich jedoch, daraus, daß etwas klein beginnt, ſchon den Schluß zu ziehen, es müſſe dem Reiche Gottes angehören: denn nicht ſelten beginnet auch das klein, was dem Fürſten dieſer Welt angehört. Prüfe die Sache, von welcher Art ſie ſei und wie ſie ſich gebärde. Zielet ſie auf die Ehre Gottes und der Menſchen wahres Heil, und trägt ſich ſcheinlos in Einfalt und Demuth: dann erkenne in ihr eine Sache des

Reiches, und freue dich auch des Allerkleinſten, und halte es hoch, und lege dazu, ſo viel du haſt und kannſt. Was du in dem Reiche Gottes für das Kleine thuſt, das thuſt du für das Große, das daraus werden ſoll, und wirſt dafür an dieſem einen Ruhm haben. Haſt du das Samenkörnlein pflegen helfen: ſo wird der Baum dich preiſen, deſſen Zweige weit umher erquickenden Schatten verbreiten.

Mußt du ſelbſt klein beginnen — und das wirſt du wohl müſſen, wenn du mit deinem Werke im Reiche Gottes ſtehest: — es befremde dich nicht, die Ordnung des Reiches führet es mit ſich, und es habens alle gemußt, die in demſelben Großes zu Stande gebracht, und nichts wäre durch ſie geſchehen, wenn ſie den kleinen Anfang verſchmähet hätten. Es mache dich nicht unluſtig. Mit dem kleinen Anfange entgehest du den richtenden Blicken und den Anfeindungen der Welt, und vermeidest die Kämpfe, welche das Gute überall zu beſtehen hat, wo es in bedeutender Stärke hervortritt. Das Kleine überſiehest, durchſchauest, ordnest und beſchickest du leicht, während du des Großen nur unvollkommen wahrnehmen könnteſt, wenn du damit beginnen müßteſt. Bei dem Kleinen kannſt du auf das Ganze die Sorgfalt verwenden, die du bei dem Großen an die Theile verſplittern müßteſt. An dem Kleinen übeſt du deine Kraft, daß

ſie mit dem Werke dir wächſt, und du, wie du zu Größerm fortſchreiteſt, zu noch Größerm geſchickt wirſt. An dem Kleinen lerneſt du Treue beweiſen, was du können mußt, wenn dir das Große ſoll anvertraut werden.

Hätteſt du die Wahl, ein Werk mit Großem oder mit Kleinem zu beginnen: beginne es mit dem Kleinen, ſo bleibeſt du in der Ordnung des göttlichen Reiches, und ſicherſt deinen Bemühungen einen geſegneten Erfolg und deinem Werke die Unvergänglichkeit. Pflanze den Zweig, den du von dem Baume abgehauen haſt, in die Erde, er wird dir in Kurzem verdorren; lege das Körnlein in das Land, es wird dir allmälich zum herrlichen Baume erwachſen. Aber ſiehe wohl zu, daß du recht beginneſt als im Reiche Gottes, das Werk als ein göttliches Werk aus lauterer Geſinnung, nicht ſehend auf das Deinige, ſondern auf das, was Gottes iſt, mit Eifer und Vorſicht, in Einfalt und Demuth.

---

Zeigt ſich dir auf dem Gebiete des göttlichen Reiches überall nur Kleines, ſchwacher Glaube, leicht erkaltende Liebe, matter Eifer, beſchränktes Unternehmen, geringfügiges Leiſten, während in der Welt auf allen Seiten ſich Großes dir darſtellt: laß es dich nicht betrüben. Das Kleine iſt der Anfang, in dem

Reiche Gottes kann das Große nur klein beginnen; und bei dem Anfange wird es nicht bleiben, ſo gewiß er ſich in dem Reiche Gottes befindet, wo alles Angefangene ſeinen unaufhaltſamen Fortgang hat — von Einem Ziele zum andern. Was du ſieheſt, ſind Samenkörner, die werden aufgehen, oder junge Pflanzen, die werden zu Bäumen erwachſen, und die Bäume werden in ihrem Schmucke prangen, und ihre Zweige noch immer weiter ausbreiten, wann das Große, das in der Welt ſich dir darſtellt, längſt verſchwunden und vergeſſen iſt.

Laß es dich auch nicht irren. Anfänge müſſen ſein, wo etwas werden ſoll. Daß du aber nur Anfänge wahrnimmſt, liegt an der Stelle, auf welcher du ſteheſt, oder an den Augen, mit welchen du ſieheſt. Wirſt du eine andere Stelle betreten, was dir ja geſtattet iſt, oder mit andern Augen ſehen, das heißt, in einer andern Verfaſſung des Gemüthes das, was ſich dir darbietet, betrachten, was ja auch bei dir ſteht: ſo wirſt du auch Dinge erblicken, die in einem kräftigen Wachsthume begriffen, und in nicht geringer Zahl ſolche, die ſchon zu einer bedeutenden Größe gelangt ſind.

Dünket dich der Fortgang zu langſam und möchteſt du darüber die Geduld verlieren: bedenke das Reichsgeſetz, das nur langſamen Fortgang zuläßt. Wie möchteſt du, als ein Genoſſe des Reiches, begehren, daß in dem-

ſelben etwas übereilt werde, und ſein Ziel verfehle, damit du nur eine Sache, die dir beſonders am Herzen liegt, ſchnell befördert ſeheſt. Du ſollſt warten lernen, damit lerneſt du etwas Köſtliches und dir höchſt Nöthiges. Das Warten wird bei den Genoſſen des Reiches, ſo lange ſie noch nicht zum Schauen gekommen ſind, überall in Anſpruch genommen, damit ſie in der Selbſtverleugnung geübt werden. Es gehet auch darum im Reiche Gottes langſam zu, damit diejenigen, welche demſelben angehören, recht beobachten können, wie der Herr ſein Werk weiter führt. Darum ſei ſtill dem Herrn, zu warten im ſorgfältigen Merken auf ſeine Wege. Scheinet es dir zuweilen, als ob bei einem heilſamen Werke ein Stillſtand oder gar ein Rückgang eingetreten ſei: es ſcheinet nur ſo. In dem Reiche Gottes kann weder Stillſtand noch Rückgang Statt haben. Das Werk gehet immer fort, aber nicht ſelten auf Pfaden, die ſich unſern Blicken entziehen. Halte feſt an deinem Vertrauen, das auf Gottes ewige Ordnung ſich gründet.

---

Iſt dir beſchieden, überall nur Kleines zu wirken: ſiehe, ſo biſt du an die Anfänge geſtellt, nicht als ob du dadurch hätteſt zurückgeſetzt werden ſollen, ſondern weil du am meiſten geeignet wareſt, die Anfänge

zu beſchicken, und die Anfänge beſchicken hat auch ſein Verdienſt und ſeine Ehre. Paulus pflanzt, Apollo begießet, und der Herr gibt das Gedeihen; da müſſen wohl herrliche Dinge zu Stande kommen. Iſt nun Paulus weniger als Apollo? „Der da pflanzet und der da begießet, ſind Einer, wie der andere, ein jeder aber wird ſeinen Lohn empfangen nach ſeiner Arbeit.“ Sollte es dich verdrießen, daß du nicht der Weiterführende ſein kannſt: ſo wäre es nicht die Geſinnung des Reichsgenoſſen, ſondern ſelbſtſüchtiges Weſen, was dich treibt, und das Reich könnte dich nicht zu den Seinigen zählen. Den Kindern des Reiches iſt es genug, daß Gottes Ehre und der Menſchen Heil durch ſie gefördert wird, und jede Stelle, die ihnen hierzu angewieſen wird, ſei es die erſte, ſei es die letzte, iſt ihnen recht.

Vermagſt du nicht mehr, als das Werk deines Berufes wohl ausrichten, und darin andern mit dem Beiſpiele treuen Fleißes und ſtrenger Rechtlichkeit vorleuchten, deines beſchränkten Hausweſens chriſtlich väterlich, chriſtlich mütterlich wahrnehmen, deine Kinder in Einfalt für das Reich Gottes erziehen, hier und da einem Menſchen mit einem einfachen Worte der Erinnerung, des Rathes, des Troſtes, mit einer kleinen Handreichung dienen: es iſt viel es iſt genug. Was du damit thuſt, iſt eben ſo nöthig als was diejenigen zu beſorgen haben, die in

der Gesellschaft auf den höchsten Stufen stehen, und in den weitesten Kreisen ihre Thätigkeit üben, es ist etwas, das geschehen muß, wenn diese im Stande sein sollen, zu leisten, was ihnen obliegt. Thust du es in der redlichen Absicht und mit dem aufrichtigen Wunsche, damit etwas in dem Reiche und für das Reich zu beschaffen, und mit sorgfältiger Beachtung der Gesetze, die in dem Reiche gelten: so thust du etwas, wovon großer, unvergänglicher, täglich sich erneuernder Segen über die ausgedehntesten Räume bis zu den spätesten Geschlechtern sich verbreiten wird, und dir werden deine Werke nachfolgen.

Von jener Wittwe, welche ihr geringes Scherflein in den Gotteskasten gelegt hatte, urtheilt der Herr, sie habe mehr eingelegt, denn alle die andern. „Wer im Geringsten treu ist," spricht er, „der ist auch im Großen treu," das heißt, er hat sich die Treue zu eigen gemacht, und wird sie auch im Großen beweisen können, und es gilt vor Gott, als ob er sie bewiesen hätte.

So halte dich denn nur recht treu zu dem kleinen Werke, an das du gewiesen bist. Umfasse es mit aller deiner Liebe. Sorge, daß du zu demselben immer geschickter werdest, und es ausrichtest, so gut du kannst, zu Gottes Ehre und der Menschen Heil, und sinne darauf, wie du es immer noch besser, noch segensreicher machest:

so wird es einſt, wann der Herr kommt, der dir das Werk übertragen hat, zu dir heißen: du frommer und getreuer Knecht biſt über wenigem getreu geweſen, ich will dich über viel ſetzen, gehe ein zu deines Herrn Freude.

# Gleichniſſe vom Himmelreiche.

## 4.

## Der Sauerteig.

Das Himmelreich iſt einem Sauerteig gleich, den ein Weib nahm und vermengte ihn unter drei Scheffel Mehl, bis es gar durchſäuert ward.

Matth. 13, V. 33.

In dem Gleichniſſe von dem Senfkorne hatte der Herr gelehrt, daß das Reich Gottes, ſammt allem, was es in ſich ſchließt, von geringen Anfängen ausgehen müſſe, um ſich allmälich zu herrlicher Größe zu erheben. Aus dem Gleichniſſe vom Sauerteige ſollen wir entnehmen, daß das, in dem Reiche Gottes lebende, Chriſtenthum in der Menſchheit und in dem einzelnen Menſchen durch Kleines die größten Veränderungen hervorbringe, dort wie hier das Ganze in allen ſeinen Theilen durchdringend.

Wie der Sauerteig gegen die Teigmaſſe, die er durchſäuern ſoll, etwas Kleines [illegible] ſo iſt auch dasjenige,

wodurch das Chriſtenthum auf die Menſchheit und den Menſchen einwirkt, gegen das, worauf es einzuwirken hat, etwas Geringes.

Auf die Menſchheit wirket es ein durch wenige und einfache Lehren, die Lehren vom einen einigen Gott, dem Schöpfer und Regierer aller Dinge, dem Vater der Menſchen, welcher, nachdem ſie ſich von ihm abgewendet, nicht aufgehört hat, väterlich gegen ſie geſinnt zu ſein, ſondern erbarmend ſich ihrer annimmt, daß ſie zu ihm zurückkehren, und des von ihnen verſcherzten Glückes wieder theilhaftig werden können, von der Beſtimmung des nach Gottes Ebenbilde geſchaffenen Menſchen, ſeinen Schöpfer zu erkennen, zu ehren und zu lieben, vor ſeinen Augen zu wandeln, ihm treulich zu dienen, und dermaleinſt in ewiger Seligkeit mit ihm zu leben, von des Menſchen Abfall und der Sündhaftigkeit aller, von dem Sohne Gottes und dem durch ihn vollbrachten Erlöſungswerke, von dem Geiſte der Wiedergeburt und der Heiligung, der allen dargeboten wird, das verdunkelte göttliche Ebenbild in ſeinem urſprünglichen Glanze wieder herzuſtellen, und zu noch höherer Klarheit zu erheben, von dem Heile, das allen zugedacht iſt, von dem Gerichte, vor dem alle erſcheinen müſſen, von der Liebe Gottes und des Nächſten, von der Ergebung und Geduld, der Mäßigkeit und Keuſchheit, der Gerechtigkeit

und Billigkeit, der Demuth und Milde, der Ertragung und Vergebung.

Betrachte nun dieſe wenigen und einfachen Lehren, und wirf dann einen Blick auf die verſchiedenen Meinungen und Glaubensarten, die mannichfaltigen Erzeugniſſe der Weisheit und des Aberwitzes, die unter dem menſchlichen Geſchlechte einen Anhang gefunden haben, auf die unzählbaren Dinge, von denen dieſes Geſchlecht in Bewegung geſetzt und unaufhörlich erhalten, auf die Leidenſchaften, von denen es getrieben, auf die Noth, von der es bedrängt wird, auf die Geſchäfte, die es zu beſorgen, auf die Kämpfe, die es zu beſtehen hat: ſollteſt du nicht urtheilen, die wenigen und einfachen Lehren würden, wo nicht von den gewaltigen Maſſen erdrückt oder verſchlungen werden, doch ſich unter denſelben verlieren müſſen, wie der kleine Sauerteig dem Unkundigen ſich unter der großen Teigmaſſe zu verlieren ſcheint.

Aber eben ſo wenig als der kleine Sauerteig ſich unter der großen Teigmaſſe verliert, haben die wenigen und einfachen Lehren des Chriſtenthumes ſich unter jenen gewaltigen Maſſen verlieren können. Sie haben ſich ihrer bemächtigt, ſie haben ſie durchdrungen, ſie haben ſie umgeſtaltet, wie der Sauerteig den ganzen Teig durchdringt und ſeine Säure ihm mittheilt. Kaum hat das Chriſtenthum unter dem Geſchlechte der Menſchen

ſich Bahn gemacht: ſo ſieheſt du es auch auf alle Ordnungen und Einrichtungen der Geſellſchaft, auf die Geſetze und Verfaſſungen der Kirche, auf alle Stände und auf allen Verkehr der Menſchen, auf alle Verhältniſſe des Lebens ſeinen Einfluß äußern, und darin durch ſeine wenigen und einfachen Lehren die wohlthätigſten Umgeſtaltungen hervorbringen. Haſt du die heidniſche Vorzeit an dir vorübergehen laſſen, und ſchaueſt dann unſre Zeit an: was ſtellt ſich dir dar? Ein anderes Menſchengeſchlecht, andre Gottesdienſte, andres Regiment, andre Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, andre Rechtspflege, andre Kriegesführung, andre Stellung der Obrigkeiten zu ihren Unterthanen und der Unterthanen zu ihren Obrigkeiten, anderes Hausweſen, andre Ehebündniſſe, andre Väter und Mütter bei andern Kindern, andre Herren und andre Diener, ſtatt der Götzentempel, wo von blutigen Altären der Rauch gen Himmel ſteigt, Kirchen, in welchen dem Herrn des Himmels und der Erde die Knie in Andacht ſich beugen, die Hände ſich falten, und aus den Herzen kindliche Gebete ſich erheben, wo das Wort von der Verſöhnung, die Botſchaft des Friedens gepredigt, das betrübte Herz getröſtet, der Weg zum Himmel gewieſen wird. Du bemerkeſt an der Stelle der Barbarei edle Geſittung, an der Stelle der ſchonungsloſen Härte freundliche Milde,

an der Stelle der Grauſamkeit herzliches Erbarmen, an der Stelle ſchrankenloſer Willkür die Anerkennung heiliger Verpflichtung. Du erblickſt Häuſer, von der Wohlthätigkeit erbauet, daß darin die dürftige Wittwe ein Obdach, die in Mittelloſigkeit verwaiſete Jugend Unterhalt und Erziehung, die erkrankte Armuth und das müde Alter Pflege finde, Stiftungen und Anſtalten von mancherlei Art, den Bedrängten, den Verſäumten, den Entbehrenden im Leiblichen und Geiſtlichen zu Hülfe zu kommen. Was wußte von dem allen die heidniſche Vorzeit? Es iſt bewirkt worden durch die wenigen und einfachen Lehren des Chriſtenthumes.

Daß ſolches nicht überall in gleichem Maße angetroffen wird, daß wir auch in der Chriſtenheit ſo oft das Herz empörenden Erſcheinungen der Rohheit, der Gefühlloſigkeit, der übermüthigen Gewaltthätigkeit begegnen, darf uns nicht befremden. Wird denn in der Chriſtenheit auch überall das wahre, urſprüngliche Chriſtenthum in ſeiner Lauterkeit gelehrt und getrieben? Kennen nicht viele Tauſende es nur in den Verunſtaltungen, die Menſchenwitz und Menſchenwahn ihm zugefügt, daraus verdrängend oder darin verdunkelnd, was für ſein Vornehmſtes zu erachten, an die Stelle ſetzend, was ihm ſo fremd iſt, als nur irgend etwas ihm ſein kann, oder wohl gar ihm auf das entſchiedenſte zuwiderläuft? Und da, wo

es in ſeiner Lauterkeit verkündigt wird — wie viele, die nichts davon hören! und unter denen, die davon gehört haben — wie viele, mit denen es in gar keine Lebensgemeinſchaft kommen kann! Je mehr das Chriſtenthum, die Menſchenſatzung von ſich ausſcheidend, in ſeiner urſprünglichen Lauterkeit an das Licht tritt, je mehr das, was darin Hauptſache iſt, auch als Hauptſache ſich bemerklich macht, je weiter die Erkenntniß deſſelben unter den Menſchen ſich verbreitet, in je größerm Umfange es alſo verkündigt und getrieben wird, daß es die Menſchen in ihrem Innerſten erreichen kann: in deſto größerm Maße wird es auf die menſchlichen Dinge ſeinen Einfluß in heilſamen Umgeſtaltungen äußern.

Indeß auch da, wo das Chriſtenthum in ſeinem tiefſten Verfalle liegt, ſind wohlthätige Wirkungen deſſelben auf Geſetz und Verfaſſung, die Ordnungen und Abſtufungen der Geſellſchaft, den Verkehr, das Treiben und die Sitten der Menſchen, wie auf die Verhältniſſe und Einrichtungen des Lebens, in großer Zahl wahrzunehmen, und ſelbſt unter den nichtchriſtlichen Völkern, ſo weit ſie unmittelbar oder mittelbar mit chriſtlichen in Berührung kommen, wird nicht weniges gefunden, woran ſich dieſe Wirkungen nicht verkennen laſſen.

Der Sauerteig ſoll den ganzen Teig durchſäuern, und es kömmt eine Zeit, wo das Chriſtenthum durch

ſeine wenigen und einfachen Lehren alles, was in der Menſchenwelt, auch in den Theilen derſelben, wohin es bis jetzt noch nicht hat dringen können, ſich unterworfen und nach ſich gebildet haben, und in ihr nichts vorhanden ſein wird, was ihm nicht in allen Stücken gemäß wäre. Darin beruhet die Vollendung des göttlichen Reiches auf Erden in ſeiner äußerlichen Erſcheinung.

Wie die wenigen und einfachen Lehren ſo Großes vermögen? Sie vermögen es allein durch den ſie beſeelenden, von Chriſto, aus ſeiner göttlichen Lebensfülle, ihnen eingehauchten göttlichen Lebensgeiſt, und dieſen Lebensgeiſt hat das Chriſtenthum in ſich, weil es beſtimmt iſt, eine neue Menſchheit herzuſtellen, und einen vollkommnen Zuſtand aller menſchlichen Dinge für das ganze menſchliche Geſchlecht herbeizuführen.

Alle heilſamen Umgeſtaltungen, welche die menſchlichen Angelegenheiten, in den achtzehn Jahrhunderten, die verfloſſen ſind, ſeit Chriſtus am Kreuze geſtorben iſt, erfahren haben, ſind von dem Chriſtenthume ausgegangen, und alle Umgeſtaltungen, die nicht von demſelben ausgegangen, ſind nicht heilſam, ſondern verderblich geweſen, haben auch nicht Beſtand gehabt, ſondern bald andern Platz machen müſſen, nachdem ſie Noth und Plage genug über die Menſchen gebracht hatten. Es wird dir nur dann gelingen, einen wahrhaft heilſamen

Einfluß zu äußern, wenn du von dem Geiſte des Chriſtenthumes dich treiben läßt. Dann aber auch kann es dir nicht fehlen. Was du thuſt, von dieſem Geiſte getrieben, wäre es auch auf der niedrigſten Stufe, in dem geringſten Werke, das thuſt du im Segen für die Mitwelt und Nachwelt. Leiſteſt du den Antrieben dieſes Geiſtes Folge: ſo kannſt du gewiß ſein, dazu beizutragen, daß es unter den Menſchen beſſer wird, ſollteſt du auch nicht einſehen, wie dieſes geſchehe, und welcher Gewinn aus deinem Werke hervorgehen werde.

---

Wie das Chriſtenthum auf die Menſchheit wirkt durch wenige und einfache Lehren: ſo wirket es auf den einzelnen Menſchen durch wenige und geringe Kräfte, die es in ihm hervorbringt.

Es ſind die Kräfte des Glaubens und der Liebe — des Glaubens, der das ganze Heil in Chriſto, dem göttlichen Lehrer, dem heiligen Vorbilde, dem ewigen Verſöhner, dem einigen Mittler zwiſchen Gott und dem Menſchen ergriffen, und jede theure Verheißung ſich angeeignet hat, und, von Chriſto wieder ergriffen, ſagen darf: „Chriſtus lebet in mir" — der Liebe, die, von der Liebe Chriſti und der Liebe Gottes in Chriſto entzündet, das Heil aller fort und fort im Herzen trägt, wie Chri-

ſtus ſich für alle dahin gegeben. Nur durch den Glauben kann das Chriſtenthum ſich mit uns in Gemeinſchaft ſetzen und ſich in uns thätig erweiſen, und nur durch die Liebe will es zu dem uns bewegen, wofür es uns in Anſpruch nimmt, damit es ihm in jeder Beziehung gemäß ſei. Nur durch die vereinte Kraft des Glaubens und der Liebe können wir das werden und leiſten, was wir im Reiche Gottes werden und leiſten ſollen.

Aus dem Glauben ſtammt das neue Leben, durch welches man dem Reiche Gottes angehört, und in jeder Aeußerung dieſes Lebens reget ſich des Glaubens Kraft. Aus der Liebe fließen die Thaten, die in dem Reiche Gottes vollbracht werden, während des Glaubens Zuverſicht dazu den Muth und die Stärke der Selbſtüberwindung verleiht.

Groß iſt nun freilich die Kraft des bereits erſtarkten Glaubens und der feurigen Liebe und mehr als ausreichend, die ganze Welt zu überwinden. Aber der Glaube in ſeinen Anfängen kann nur ſchwach ſein, wie er ja auch bei den Jüngern anfangs ſchwach geweſen. Bei ihrem Beginn kann die Liebe nur lau ſein, wie ſie ja auch in den Jüngern, nachdem ihre Gemeinſchaft mit dem Herrn beinahe drei Jahre beſtanden, nicht vermochte, den Schlaf von ihren Augen zu treiben. Dieſer

ſchwache Glaube, dieſe laue Liebe — ſind ſie nicht ein Geringes gegen das alles, was von Natur mit großer Kraft in dem Menſchen arbeitet, und von außen her ihn aufregt, gegen Froſt und Hitze, die ihn plagen, gegen Hunger und Durſt, die ihn ſtacheln, gegen das vielfältige Ungemach, das ihm zuſetzt, gegen die ſauern Arbeiten, die ihn beſchäftigen, die ſchweren Sorgen, die auf ihm laſten, gegen die zahlreichen und mannichfaltigen Rückſichten, zu welchen die Verhältniſſe ihn nöthigen, gegen die Begierde nach Ehre, nach großem Gute, nach ſinnlichem Wohlleben, gegen Neid, Rachſucht und Haß die ihn treiben, je nachdem er geartet iſt. Sollte man nicht meinen, ſie würden ſich kaum die kürzeſte Zeit dagegen aufrecht erhalten können, und alsbald davon müſſen überwältigt werden?

Man möchte es wohl. Nichts deſto weniger will das Chriſtenthum mit den Kräften des Glaubens und der Liebe den ganzen Menſchen durchdringen, und in allen ſeinen Lebensäußerungen umgeſtalten; und es weiß dies zu bewerkſtelligen, den ſchwachen Glauben dahin ſtärkend, die laue Liebe dahin befeuernd. Nicht die Eine oder andre Kraft, nicht das Eine oder andre Vermögen, alle Kräfte, alle Vermögen der Seele will es reinigen, bilden, mit ſeinem Geiſte beſeelen, und ihnen die angemeſſene Richtung geben. Nicht die Eine und andre,

alle Neigungen des Herzens will es mit ſich in Uebereinſtimmung bringen und in ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe zu einander nach ſich ordnen. Nicht die Eine und andre, alle und jede Sünde, alles und jedes ſündhafte Weſen will es aus dem Herzen und Leben vertilgen. Nicht die Eine und andre, alle Tugenden ohne Unterſchied will es in dir hervorbringen, in dir mit einander zur Wohlgeſtalt des innern Menſchen vereinigen. Nicht dem Einen und andern, ſondern allen Geboten Gottes will es dich gehorſam machen. An allem, was dein Inneres in ſich faßt, an allem, was von dir aus geht, will es ſich offenbaren, an dem allen ſoll die Herrlichkeit des chriſtlichen Weſens zu ſchauen ſein.

Nur in denen, mit welchen es alſo geworden iſt, kann das Chriſtenthum die Seinigen erkennen. In denen aber, mit welchen es nicht ſo geworden iſt, erkennt es ſie nicht, wie ſie auch ihres chriſtlichen Wiſſens, oder ihres rechtſinnigen und freimüthigen Bekenntniſſes, oder ihres feſten Glaubens an das Verdienſt Chriſti und ihrer Verzichtleiſtung auf alle eigne Gerechtigkeit, ihrer Selbſterniedrigung, ihrer Zerknirſchung, ihrer Bußübungen, ihrer Gebete und Erbauungsſtunden ſich rühmen mögen. An dem ganzen Menſchen und vornehmlich an ſeinem unſträflichen und Gott gefälligen Wandel in der Liebe muß es ſich herausſtellen, daß jemand den

wahren Chriſten, den Bürgern im Reiche Gottes beigezählt werden darf. Aber hüte dich, das wahre Chriſtenthum einem Menſchen deshalb abzuſprechen, weil du in vielen Stücken die chriſtliche Art völlig bei ihm vermiſſeſt. Es kann gar vieles in einem Menſchen ſein, was noch nicht vermögend geweſen iſt, in das äußerliche Leben herauszutreten, und daß du nicht wahrnimmſt, kann auch an der Krankheit oder Blödigkeit deiner Augen liegen. Hüte dich überall, einen Menſchen zu richten, ſo lange er nicht durch ſein ganzes Weſen und Treiben bewieſen hat, weß Geiſtes Kind er iſt. „Ein jeder ſteht und fällt ſeinem Herrn.“ „Richtet nicht vor der Zeit, bis der Herr kommt, welcher wird an das Licht bringen, was im Finſtern verborgen iſt, und den Rath der Herzen offenbaren.“

Aber richte dich ſelbſt. „So wir uns ſelbſt richteten,“ ſpricht Paulus, „würden wir nicht gerichtet.“ Das Chriſtenthum muß dich durchdrungen haben, damit du für einen wahren Chriſten dich halten dürfeſt. An deinem Sehen und Hören, Denken und Fühlen, Begehren und Streben, Wollen und Handeln muß dein Chriſtenthum wahrzunehmen ſein. So lange du noch Eine Sünde dir nachſieheſt, noch Eine Sünde nicht mit Abſcheu betrachteſt, noch Eine ſträfliche Neigung bei dir nähreſt, noch Eine Tugend für entbehrlich hältſt oder

doch verabſäumeſt, noch von Einem göttlichen Befehle dich meineſt entbinden zu können: rühme dich nicht, ein Chriſt zu ſein, dein Ruhm wäre eitel. Daß du die andern Sünden nicht begeheſt, daß du die andern Tugenden beſitzeſt und übeſt, daß du nach den andern Geboten Gottes deinen Wandel führeſt, leite es her von deinem Temperamente, von der Erziehung, die du genoſſen, von der Furcht vor Uebeln, die du dir zuziehen könnteſt, von der Begierde nach Vortheilen, die du dir verſprichſt, oder wovon du es ſonſt glaubſt herleiten zu müſſen — nur nicht von deinem Chriſtenthume, denn Chriſtenthum haſt du nicht bei dir.

Wie der Sauerteig die ganze Teigmaſſe durchdringt, ſo will auch das Chriſtenthum den ganzen Menſchen durchdringen, ſo daß nichts von ſeinem Einwirken ausgeſchloſſen bleibe, und wie es ſeiner Natur nach ein untheilbares Ganzes iſt, ſo kann es auch nur als ein Ganzes in den Menſchen hinein kommen. Biſt du in allen Stücken noch weit von der Vollkommenheit entfernt, in einigen noch viel weiter als in den andern, aber aufrichtig bemüht, in allen gefördert zu werden: niemand darf das wahre Chriſtenthum dir abſprechen, denn zur Vollkommenheit mögen wir in dieſem Leben nicht gelangen, das wahre Chriſtenthum bleibt in uns im Streben und Ringen, ſo lange wir in dieſer Sterb-

lichkeit wallen. Fehlt es dir aber an Einem ganz und gar, und wird auch das Streben darnach nicht bei dir angetroffen: dann muß man allerdings das wahre Chriſtenthum dir abſprechen. „So jemand," ſpricht Jakobus, „das ganze Geſetz hält, ſündigt aber an Einem, iſt er das ganze Geſetz ſchuldig."

Wie der Sauerteig die Brodmaſſe durchſäuern muß, wenn das Brod ſchmackhaft werden ſoll: ſo muß das Chriſtenthum mit den Kräften des Glaubens und der Liebe den Menſchen durchdringen, damit er ein für die Zwecke Gottes brauchbarer, und darin ein für die Welt nützlicher und Gott wohlgefälliger, für das himmliſche Leben in ſeiner Gemeinſchaft fähiger Menſch werde. Iſt das Chriſtenthum dir fremd geblieben, oder hat es dich nur auf der Oberfläche berühren können, an derſelben glättend oder auch beſſernd: ſiehe, ſo wird, auch bei den ausgezeichnetſten Fähigkeiten, bei den reichſten Mitteln und dem feurigſten Eifer, wahrhaft und dauernd Erſprießliches durch dich nicht vollbracht werden, da du überall nur das Deinige ſucheſt; wenige werden ſich deiner erfreuen können; niemand wird aus frommer Geſinnung dich ſegnen. Die das Chriſtenthum in ihrem ganzen Weſen durchdrungen hat, das ſind die Erleuchteten, die Gottesfürchtigen, die durch und durch Rechtſchaffenen, die Pflichtgetreuen, die aus lauterer Geſinnung für

das Wohl der andern unermüdlich Thätigen, zu jeder Aufopferung und Verleugnung Geschickten, zu Rath und That immer Bereitwilligen, die, bei großen Leistungen, von Herzen Demüthigen, die Duldsamen und Nachsichtsvollen, die Strengen in Milde, die Ernsten in Freundlichkeit, die weithin Leuchtenden, die Menschen, wie die Welt, wie das Reich Gottes ihrer bedarf, und zu allen Zeiten bedürfen wird, die Menschen nach dem Herzen Gottes, die Heiligen und Herrlichen, denen er die ersten Plätze anweisen kann und anweisen wird in seinem ewigen Reiche.

---

**Das Christenthum kann dich nicht durchdringen,** wenn es nicht in dich hinein gebracht wird. Wie mag es aber in uns hinein gebracht werden? Durch uns selbst eben so wenig, als die Teigmasse den Sauerteig in sich hinein schaffen kann. Von dem Sauerteige heißt es in unserm Gleichnisse: „ein Weib nahm ihn, und mengte ihn unter drei Scheffel Mehl." Durch diejenigen, welche es verkündigen und in die Häuser tragen, durch christliche Verwandten und Freunde mag es nur in so fern geschehen, als sie darin Werkzeuge eines Höhern sind, und durch das Schriftwort nur vermöge der Gnade Gottes, die es an deinem Herzen kräftig

macht. Durch Gottes Gnade muß es geſchehen, wie Paulus den Epheſiern ſchreibt: „aus Gnaden ſeid ihr ſelig geworden, daſſelbe nicht aus euch, Gottes Gabe iſt es.“

Alſo ohne alles eigene Bemühen? Keineswegs, die eignen Bemühungen ſind das Mittel, deſſen ſich die Gnade hierbei bedient, und darin beſteht der Unterſchied zwiſchen dem Menſchen, den das Chriſtenthum durchdringen, und der Teigmaſſe, die der Sauerteig durchſäuern ſoll. In des Menſchen eignen Bemühungen wirket die Gnade und ohne ſie wirket ſie nichts. Läſſeſt du es an dieſen fehlen: ſo weiſeſt du die Gnade von dir, und ſie ziehet ſich von dir ab. Die Gnade bietet die Kräfte des Glaubens und der Liebe dir dar. Deine Sache iſt es, daß du verlangend die Hand des Geiſtes nach der theuern Gabe ausſtreckeſt, worin du auch dem Zuge der Gnade folgſt, und ſie dahin- und in dich aufnehmeſt, das heißt, daß du in fleißiger Beſchäftigung mit den chriſtlichen Dingen ſie dir aneigneſt, wie ja auch die Teigmaſſe in ihrer Art den Sauerteig in ſich aufnehmen muß, und der Durchſäuerung nicht theilhaftig werden könnte, wenn ihre Natur der Beimiſchung deſſelben widerſtrebte.

Wo Luther überſetzt hat: „mengte ihn unter drei Scheffel Mehl,“ ſtehet im Grundterte: „barg ihn in drei

Scheffel Mehl.“ Das gibt der Vermuthung Raum, daß man damals bei den Juden den Sauerteig nicht mit der Teigmaſſe zuſammengeknetet, ſondern ihn mitten in die Teigmaſſe gelegt, daß er von dort aus dem Ganzen ſeine Säure mittheile, und nachdem die Gährung erfolgt war, wieder heraus genommen habe, was die Worte: „bis der ganze Teig durchſäuert war,“ zu beſtätigen ſcheinen. Dem ſei indeß, wie ihm wolle, das Chriſtenthum kann nicht mit den Kräften des Glaubens und der Liebe unſer ganzes Weſen durchdringen, wenn wir es nicht in unſer Innerſtes, das heißt, nicht blos in unſer Gefühl, ſondern in das Tiefſte unſers Gemüthes, dahin aufnehmen, wo alles, was an und in dem Menſchen iſt, ſeinen Mittelpunkt hat, daß es von dort aus nach allen Seiten hin ſich wirkſam erweiſe, und in alle Kräfte des Geiſtes, in alle Neigungen des Herzens, in alle Beſchlüſſe des Willens eindringe.

So nimm ſie denn auf in dein Innerſtes die Kräfte des Glaubens und der Liebe, die Gottes Gnade dir darbietet, und bewahre ſie da mit Sorgfalt vor jeder Verletzung, pflege und verſtärke ſie durch jedes Mittel, das dir gegeben wird. Es kann nicht fehlen — Gottes Segen ruhet auf dem Werke — ſie werden mehr und mehr erſtarken, mehr und mehr überwältigen, was ihnen entgegen, mehr und mehr nach Chriſto geſtalten alles, was

in und an dir iſt, und du wirſt mehr und mehr verkläret werden in das Bild der Klarheit des Herrn, von Einer Klarheit zu der andern, bis zu deiner himmliſchen Vollendung.

## XI.

# Der Kampf um die Krone.

So jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht.

2 Timoth. 2, V. 5.

Das Wort Krone wird in der Schrift vielfältig gebraucht, die himmliſchen Belohnungen, welche dem treuen Streiter Chriſti für ſein Wohlverhalten und die darin bewieſene Geſinnung ſollen verliehen werden, bildlich zu bezeichnen, daſſelbe, was Petrus als das unvergängliche Erbe im Himmel preiſt. „Halte," heißt es, „was du haſt, damit niemand deine Krone nehme; ſei getreu bis an den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben; ſelig der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewährt worden, ſoll er die Krone des Lebens empfangen; ich habe einen guten Kampf gekämpfet, hinfort iſt mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit; die unverwelkliche Krone der Ehren werdet ihr empfangen." Das Bild iſt entlehnt von

den Kampfſpielen der Griechen, bei welchen dem, der den Sieg davon getragen, als ehrende Belohnung, eine Krone oder vielmehr ein Kranz von Oel- oder Lorbeerzweigen auf das Haupt geſetzt wurde, worauf Paulus hinzielt, wenn er ſpricht: „jene daß ſie eine vergängliche Krone empfangen, wir aber eine unvergängliche.“

Aber darf denn im Chriſtenthume von Belohnungen die Rede ſein? Iſt es nicht die freie Gnade Gottes in Chriſto, die man allein durch den Glauben an die durch Chriſtum geſtiftete Verſöhnung ſich aneignen kann, wovon der Chriſt angewieſen iſt ſeine Seligkeit zu erwarten? Kann man von der zukünftigen Seligkeit als von einer Belohnung ſprechen, ohne der Gnade zu entziehen, was ihr gebührt, und dem Apoſtel Paulus entgegen, nach welchem durch des Geſetzes Werk kein Fleiſch gerecht wird, an die Stelle des Glaubens die Werke zu ſetzen? Die Belohnung wird dem Verdienſte zu Theil. Wer iſt aber der Menſch, der ſich rühmen dürfte, vor Gott ein Verdienſt zu haben, der nur ein Verdienſt haben könnte? „So ihr alles gethan habt,“ fordert der Herr, „was euch befohlen iſt: ſo ſprechet, wir ſind unnütze Knechte, denn wir haben gethan, was wir zu thun ſchuldig waren.“ Aber wie weit ſind wir davon entfernt, alles gethan zu haben, was wir zu thun ſchuldig waren! Täglich unterlaſſen wir,

was uns befohlen, und das nicht allein, täglich begehen wir auch, was uns verboten iſt. „Wir ſind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben ſollten.“ Auf Belohnung möchten wir Anſpruch machen? wir, die wir fort und fort um Vergebung zu flehen haben?

Gleichwohl redete die Schrift von Belohnungen. „Seid fröhlich und getroſt,“ ſpricht ſie, „es wird euch im Himmel wohl belohnet werden; wer dieſer Geringſten Einen nur mit einem Becher kalten Waſſers tränket, wahrlich ich ſage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben; wer ſchneidet, der empfänget Lohn und ſammelt Frucht zum ewigen Leben; ein jeglicher wird ſeinen Lohn empfangen nach ſeiner Arbeit; wiſſet, daß ihr von dem Herrn empfangen werdet die Vergeltung des Erbes, denn ihr dienet dem Herrn Chriſto; Gott iſt nicht ungerecht, daß er vergeſſen ſollte eures Werkes und Arbeit in der Liebe.“ Paulus behauptet ſogar eine Verſchiedenheit in dem Maße der Belohnung nach dem Maße des Geleiſteten: „wer da kärglich ſäet, der wird auch kärglich ernten, und wer da ſäet im Segen, der wird auch ernten im Segen.“

Iſt nun damit das Verdienſt Chriſti zu nichte gemacht? Keineswegs. Das Verdienſt Chriſti tilgt unſerer Sünden Schuld, und ſetzt uns dadurch in den Stand, die Geſinnung zu gewinnen, und die Werke zu vollbrin-

gen, denen die Belohnungen zugedacht ſind. Iſt damit dem Glauben etwas genommen? Keineswegs. Durch den Glauben werden wir gerecht vor Gott; durch die Geſinnung, welche er in uns ſchafft, und durch die Werke, in welchen dieſe ſich offenbart, werden wir ſelig. Durch den Glauben werden wir der Seligkeit fähig, durch die Geſinnung und die Werke der Seligkeit theilhaftig. Durch den Glauben erlangen wir die Vergebung der Sünden, durch die Geſinnung und die Werke das ewige Leben. Oder wird damit ein eigenes Verdienſt aufgerichtet? Auch das nicht. Die Belohnung erfolgt nicht um eines Verdienſtes willen, ſondern aus Gnaden. Sie erfolgt nach der Gerechtigkeit der Verheißung, die das, was kein Verdienſt iſt, gelten läßt, als wenn es ein Verdienſt wäre. Kein Menſch hat einen Anſpruch auf Belohnung; aber Gott kann und will belohnen, nachdem er die Sünde um Chriſti willen vergeben hat, dem unnützen Knechte, der nichts gethan, als was er zu thun ſchuldig war.

Was ſoll denn nun belohnt werden? Nach einigen Schriftſtellen die Arbeit — es verſteht ſich mit Rückſicht auf die bei derſelben bewieſene Geſinnung — nach andern die Kämpfe, die wir beſtanden haben. Faſſe beides zuſammen, wie es zuſammen gehört. Es ſind in der Arbeit die beſtandenen Kämpfe. Für die Arbeit

ohne Kampf gibt es keinen Lohn. Bei der rechten Arbeit fehlet aber auch niemals der Kampf. Wir werden immer zu kämpfen haben, wenn wir es mit dem uns aufgegebenen Werke ernſtlich nehmen. Nicht ſelten beſtehet dieſes Werk aber in einem Kampfe mit Uebeln, die wir entfernen ſollen, während ſie unſern Bemühungen den hartnäckigſten Widerſtand leiſten, mit Umſtänden, die uns hindernd in den Weg treten, und die wir beſeitigen müſſen, um zu unſerm Ziele gelangen zu können, mit Menſchen, die, bald von Irrthümern verblendet, bald von ihren Leidenſchaften getrieben, bald von böſem Willen geleitet, ſich uns entgegenſtellen, und uns nicht geſtatten wollen, das, was uns befohlen iſt, auszurichten. Nur im Kampfe können wir häufig die Mittel gewinnen, deren wir zur Ausführung unſerer Abſichten bedürfen. Wie oft auch haben wir zu kämpfen mit unſrer Trägheit, die ſelbſt der geringen Mühe ſich weigert, mit einer Unluſt zu dem, was uns obliegt, deren wir nicht anders, als in großer Anſtrengung Herr werden können! Wie oft ſind wir nicht im Stande, unſrer Pflicht nachzukommen, ohne unſere Begierden zu kränken, uns von Gütern, die uns in einem hohen Grade theuer ſind, zu trennen, angenehmen Gewohnheiten zu entſagen, uns eines ſüßen Vergnügens zu entäußern, das kaum zu Entbehrende fah-

ren zu laſſen, einen bittern Schmerz auf uns zu nehmen! Werden wir uns dazu anders als unter ſchweren Kämpfen entſchließen können?

Bei den zahlreichen und mächtigen Reizungen zum Böſen, die uns umringen und die wir in uns tragen, müſſen wir kämpfen, um uns auf der rechten Bahn zu erhalten — kampfen mit unſerm Fleiſche und Blute, das uns verführen will, mit den Vorſpiegelungen, die ſich unſerer Sinne zu bemeiſtern trachten, mit dem lockenden Gewinne, der ſich darbietet, mit Beleidigungen, die uns zu Zorn und Rachgier entflammen, mit der Noth, die uns drängt, und vor der wir uns nicht anders zu retten wiſſen, als durch eine Miſſethat, mit Drohungen, die uns zu ſchrecken, mit zärtlichen oder ungeſtümen Bitten, die uns das Herz zu bewegen ſuchen.

Auch Glaubenskämpfe hat der Chriſt zu beſtehen. Wenn nämlich die Zeugniſſe, die bis dahin ſeinen Glauben aufrecht erhalten haben, ihm ausgehen, wenn in ſeinem Innern bange Zweifel ſich erheben, wenn er ſieht, hört, an ſich ſelbſt erlebt, was er mit ſeinem Glauben nicht vereinigen kann, wenn ihm in dunkeln Stunden die Zuverſicht zu der Gnade Gottes in Chriſto, die Gewißheit ſeiner Erwählung und ſeines himmliſchen Erbes, durch harte oder unbegreifliche Erfahrungen, das Vertrauen auf ſeinen himmliſchen Führer erſchüttert

werden: dann gilt es Kampf, um mit dem Glauben den guten Muth zu bewahren, ſeine Seele in Geduld zu faſſen, und ſtillergeben in die unerforſchliche Fügung neuen Offenbarungen der göttlichen Gnade entgegen zu ſehen. Dahin zielet die Mahnung: „werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine groſſe Verheißung hat, Geduld iſt euch noth, auf daß ihr den Willen Gottes thut und die Verheißung empfanget.“

---

In dem Kampfe wird die Krone erſtritten, die Krone der Gerechtigkeit, die Krone des Lebens. Nicht von Menſchen, die irren können, die ſich an das Aeuſſerliche halten müſſen, das ſie vor den Augen haben, wovon ihnen meiſt nur ein Theil bekannt, und was ſo oft bloſſer Schein iſt, während das Innere, das, was die Beſtrebungen beſeelt, ſich ihnen entzieht, die ſich nicht ſelten von parteiiſcher Vorliebe leiten laſſen, wird ſie verliehen, ſondern von Gott, dem untrüglichen und gerechten Richter, der das Innerſte der Herzen durchſchauet, dem das ganze Leben offenbar iſt, und auch um die Anſtrengungen, Kämpfe und Thränen weiß, die, im Verborgenen bewieſen, gerungen, geweint, nie zu eines Menſchen Kunde gekommen ſind.

Der menſchlichen Auszeichnung, welche dir zu Theil geworden, werden viele ihre Ehre erweiſen, nicht weni-

ge aber auch ſie verſagen, weil ſie zweifeln, ob ſie dir gebühre, oder gar dich derſelben für unwürdig achten; auch wird es nicht an ſolchen fehlen, die dich ihrer wegen beneiden, und ſich um ſo geſchäftiger zeigen, dich zu verkleinern und herabzuſetzen, indem ſie meinen, du ſeieſt ihnen unverdienter Weiſe vorgezogen worden. Die himmliſche Krone ehret dich vor der ganzen Schöpfung: denn ſie gibt Zeugniß von dem, was der Herzenskündiger an dir gefunden, der ſie dir auf das Haupt geſetzt, deine Treue zu belohnen, es ſchauen ſie, bewundernd und preiſend, und tragen ſie mit dir die Geiſter der vollendeten Gerechten, und die Gemeine der Erſtgebornen, die im Himmel angeſchrieben ſind. Die vier und zwanzig Aelteſten, in jenem Geſichte der Offenbarung, die mit weißen Kleidern angethan auf vier und zwanzig Stühlen um den Stuhl ſitzen, haben goldne Kronen auf ihren Häuptern, und werfen ſie vor den Stuhl, und beten an den, der da lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Niemand beneidet ſie dir. Die ſie mit dir tragen, freuen ſich, der Mißgunſt unfähig, des höhern Glanzes, in welchem deine Krone vor der ihrigen ſtrahlet; diejenigen aber, denen ſie nicht verliehen werden konnte, können in den Klüften der Schmach, in die ſie verwieſen worden, nur darüber wehklagen, daß ſie die ihnen dargebotene von ſich geſtoßen.

Die Auszeichnungen, welche Menſchen dir zuerkannt haben, kannſt du verlieren — wie oft ſah man Kränze und Kronen von den Häuptern fallen, deren Zierde ſie geweſen! — die Ehre, welche dir widerfahren, wird vergeſſen oder von der größern oder auch nur ſpätern Ehre, die andern widerfährt, verdunkelt, ſterbend mußt du alles zurückgeben, was du von Menſchen empfangen haſt. Die himmliſche Krone kann dir entriſſen werden, doch nur ſo lange du für ſie ſtreiteſt, und auch zu dieſer Zeit nur durch deine Schuld; haſt du ſie aber errungen, ſo iſt ſie dir auf ewig geſichert.

Die Kränze, welche Menſchen dir flechten, verwelken; das Gold der Krone muß einmal im Feuer zerſchmelzen; mit allem Ruhme, den du dir erworben, wirſt du bald unter den Menſchen nur noch ein Name — und über ein Kleines auch nicht einmal mehr ein Name ſein. Die Krone, welche der König aller Könige dir darreicht, wenn er dich deſſen werth erachtet, iſt eine unvergängliche, die zu keiner Zeit auch nur das Mindeſte von ihrem Glanze, ihrem Gehalte und ihrer Ehre verlieren, die immer und ewig nur größern Gehalt, hellern Glanz und höhere Ehre gewinnen kann.

---

Für dieſe Krone ſollſt du kämpfen. „So aber jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönet, er

kämpfe denn recht.“ Recht kämpfen, darauf alſo kommt es an, ohne das wird die Krone nicht errungen.

Recht kämpfen kann nur der, welcher ſich in dem Zuſtande befindet, in welchem man zum Kampfe geſchickt iſt. „Ein jeglicher aber,“ ſpricht Paulus, „der da kämpfet, enthält ſich alles Dinges.“ Diejenigen nämlich, welche bei den Griechen den Kampfſpielen oblagen, pflegten ſich alles deſſen zu enthalten, was den Körper ſchwächen oder die Gewandtheit deſſelben hätte vermindern können. Wie möchteſt du zu dem Kampfe geſchickt ſein, wenn du einem irdiſchen Gute ſolche Macht über dich eingeräumt haſt, daß es jeden Augenblick deine Aufmerkſamkeit, deine Sorge, dein Beſtreben von dem Kampfe ab-, und auf ſich hinziehen kann, wenn du dich in Zerſtreuungen bewegeſt, die deine Gedanken verwirren und die Klarheit deines Bewußtſeins trüben, wenn Genüſſe der Sinne dich an Körper und Geiſt verwöhnt und verweichlicht, wenn miß- oder ſchwermüthiges Weſen oder die Eindrücke widerwärtiger Ereigniſſe die Kraft deines Geiſtes gebrochen haben? Befreien mußt du dich von allem, was unnöthigerweiſe dich hindern, von allem, was dir den Geiſt oder das Herz verengen will, entledigen mußt du dich jeder unnützen Bürde, vermeiden mußt du, dich aus dir ſelbſt in die Welt zu verlieren, erhalten mußt du

die Nüchternheit, Wachſamkeit, Aufgelegtheit, Klarheit und Friſche des Geiſtes, männlich erheben mußt du dich, im Vertrauen des Chriſten, unter den Dingen, die dich niederzeugen wollen, ſtärken mußt du dich unter Entbehrungen und Anſtrengungen, um recht kämpfen zu können.

Recht kämpfen heißt, **eifrig** kämpfen, mit einem für die Sache, die es gilt, ganz eingenommenen Herzen, mit heißer Kampfesluſt, feſt entſchloſſen, alles daran zu ſetzen, daß man den Sieg gewinne, mit Beſeitigung jeder andern Sache, wie ſehr eine ſolche auch ſonſt uns am Herzen liege, alle Gedanken unverwandt auf den Kampf gerichtet, aller uns zu Gebote ſtehenden Mittel vollkommen mächtig, auf jeden Anfall vorbereitet, bemüht, jede Liſt des Feindes zu erſpähen und ihr zu begegnen. Wie möchte das recht geſchehen, wofür du keinen Eifer haſt, wovon du nicht ergriffen, wobei du nicht ganz gegenwärtig biſt, wobei du es an irgend einer nöthigen Bemühung fehlen läßt? Wie möchte der läſſige, unachtſame Kämpfer gegen den mächtigen, verſchlagenen, immer wachſamen Widerſacher ſich behaupten? Oder wären die Widerſacher, mit denen wir es aufzunehmen haben, nicht mächtig, nicht verſchlagen, nicht immer wachſam? Wir erfahren täglich, in welchem Maße ſie es ſind. Bliebe ihnen wohl ein Mittel unver-

ſucht, womit ſie hoffen können, uns zu berücken und zu überwältigen? Wir ſehen täglich, wie geſchickt ſie jedes ausfindig zu machen und zu gebrauchen wiſſen.

Biſt du eifrig zum Kampfe: ſo bereiteſt du dich zu demſelben, ſo oft du ihn nahen ſiehſt; du faſſeſt ihn in das Auge; du erforſcheſt ſeine Beſchaffenheit, ſeine Größe, ſeine Gefahren; du erwägeſt, wie du dich zu ihm ſtelleſt; du ermiſſeſt, was du ihm entgegen zu bringen habeſt; du ſieheſt zu, von welcher Seite du in denſelben könnteſt hinein gezogen werden, und wie du da deine Blöße deckeſt, deine Schwachheit ſchirmeſt; du erfleheſt dir von Gott die Kraft, die dir mangelt, und gelobeſt unwiderruflich, in dieſer Kraft zu ſtehen und nicht zu weichen. Und da er unverſehens ſich dir nahen könnte: ſo benutzeſt du jede Stunde, die du dafür gewinnen kannſt, in ſtiller Geiſtesſammlung und in frommen Betrachtungen, die für denſelben jedenfalls erforderliche Gemüthsverfaſſung zu gewinnen; du fragſt dich an jedem Morgen, ehe du an dein Werk geheſt, in welche Kämpfe du an dieſem Tage könnteſt geführt werden, und bemüheſt dich, dieſe näher kennen zu lernen, und dich für ſie zu rüſten. Wenn es nun gilt angreifen oder Widerſtand leiſten, ſtreiteſt du mit allen Waffen, die deinem Glauben für den Kampf in die Hand gegeben ſind. Du erinnerſt dich, daß du den Kampf zu kämpfen

haſt nach Gottes Willen, der dich zu demſelben gerufen hat, dir in demſelben gegenwärtig iſt, auf deſſen allmächtigen Beiſtand du vertrauen darfſt, dem du aber auch darüber, wie du in dem Kampfe dich erwieſen, wirſt Rechenſchaft ablegen müſſen, daß du ihn kämpfeſt nach dem Gebote deines Heilandes, der ſich für dich dahin gegeben, damit du ihm angehöreſt und dieneſt, der dich mit ſeinem theuern Blute erkauft hat, damit du kämpfend die Krone gewinneſt, und der dir ſelbſt hierin, da er mit dem Fürſten dieſer Welt gerungen — bis in den Tod verletzt, voran gegangen iſt. Du erinnerſt dich an den Haufen von Zeugen, der dich unſichtbar umgibt, aus der Höhe auf dich niederſieht, du vergegenwärtigeſt dir, was du einbüßen, welche bittre Reue du einſt fühlen würdeſt, wenn du dich zurückzögeſt oder unterlägeſt, und was dir, nach der Verheißung, einſt beigelegt werden wird, wenn du alles wohl ausrichteſt und das Feld behältſt. Die vornehmſten Waffen des Chriſten ſind: das Wort Gottes und das Gebet. Du ſtreiteſt mit dem Worte Gottes, welches iſt das Schwert des Geiſtes, indem du diejenigen Ausſprüche deſſelben dir vorhältſt, vor welchen der Feind, mit dem du es zu thun haſt, erſchrecken muß, du ſtreitſt mit dem Gebete, das die Hülfe vom Himmel herab ruft, und ergreifeſt den Schild des Glau-

bens, mit welchem du alle feurigen Pfeile des Böſewichtes auslöſchen kannſt.

Recht kämpfen heißt, beharrlich kämpfen, kämpfen bis der Streit ausgekämpft iſt. Das gilt nicht blos von dem Streite, in welchem wir eben begriffen ſind, hier wäre nichtausdauern ſo viel, als ſich überwunden geben — vielleicht für immer. Dieſer Streit wird ſich wiederholen.

So oft er ſich wiederholt, ſoll er uns bereit, wacker und ſtandhaft finden — nimmer müde, überdrüſſig, unentſchloſſen oder geneigt zum Nachgeben. Möchten wir aber nun auch dieſen Streit in einem vollſtändigen Siege auf immer zu Ende bringen: von andern Seiten her und auf andern Plätzen wird der Kampf ſich erneuern, ſo lange wir leben, werden wir zu ſtreiten haben, und nicht eher, als wann wir unſern Lauf vollendet, werden wir ſagen können: „ich habe einen guten Kampf gekämpfet, hinfort iſt mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit.“ Nur, wer, keinem Kampfe ſich weigernd, in jedem bis an das Ende beharret, der wird ſelig. Darum rufet des Herrn Wort uns zu: „richtet auf die laſſen Hände und die müden Knie, laufet mit Geduld in dem Kampfe, der euch verordnet iſt.“

Recht kämpfen heißt, kämpfen wider den rechten Feind. Den haben wir nicht außer uns, ſondern

in uns, und auch das, womit wir außer uns ſtreiten müſſen, kann nur in uns überwunden werden. Die Thätigkeit, welche dahin geht, ein äußerliches Uebel hinweg zu ſchaffen, iſt kein Kampf mehr, ſie iſt kaum noch eine Arbeit zu nennen, wenn wir in der Gemeinſchaft mit dem Herrn unſer Inneres zur Ruhe gebracht haben. Was von außen her zur Sünde dich reizet, vermag dieſes nur dadurch, daß es die in dir wohnende ſündliche Begierde aufregt, und wird dies nicht mehr vermögen, ſobald du dieſe überwunden haſt. Unſre Trägheit, unſre Weichlichkeit, unſre ſinnliche Luſt, unſre Ungeduld, mit Einem Worte, unſre Eigenſucht iſt es, was wir anzugreifen haben, wenn wir mit Erfolg kämpfen wollen, und alle Siege, die wir nach außen hin davon tragen, bleiben fruchtlos, wenn wir ſie nicht dadurch gewonnen haben, daß wir den Feind in uns ſelbſt zu Boden ſchlugen. Haſt du dich ſelbſt überwunden: ſo wird es dir ein Geringes ſein, die Welt zu überwinden, ja, du haſt ſie bereits überwunden damit, daß du dich ſelbſt überwunden haſt.

Recht kämpfen heißt, kämpfen mit dem rechten Sinne und aus der rechten Abſicht. Welches der rechte Sinn und die rechte Abſicht ſei, macht Paulus bemerklich, wenn er dem Timotheus zuruft: „leide dich als ein guter Streiter Jeſu Chriſti.“ Ein Streiter Jeſu

Chriſti iſt aber der, welcher in dem Dienſte Chriſti ſtreitet, zunächſt für ihn und um ſeinetwillen, weil er in den Streit gerufen hat, und durch denſelben verherrlicht wird, aus Liebe zu ihm, aus heißer Begierde, ſich ihm dankbar zu erweiſen und ſeiner Sache den Sieg zu verſchaffen, wobei uns freilich geſtattet iſt, des Heiles zu gedenken, welches wir uns erringen, der Krone, welche dem ſtandhaften Kämpfer beigelegt wird, um uns daran zu erfreuen, zu erheben und zu ſtärken. Wer aber für Chriſtum ſtreitet, der ſtreitet auch mit ihm, ihn im Herzen und zu ihm voll freudiger Zuverſicht.

Streiter Chriſti, du kenneſt den Kampf und die Krone. Der Kampf iſt heiß und ſchwer, die Krone aber auch das Höchſte, was du gewinnen kannſt. Wohl dir, daß du zu dieſem Streite erſehen und berufen biſt. Auf denn zum Kampfe, kämpfe eifrig, kämpfe beharrlich, auf daß du die Krone erlangeſt.

## XII.

# Alles iſt euer.

Es iſt alles euer; es ſei Paulus oder Apollo, es ſei Kephas oder die Welt, es ſei das Leben oder der Tod, es ſei das Gegenwärtige oder das Zukünftige; alles iſt euer. Ihr aber ſeid Chriſti, Chriſtus aber iſt Gottes.
1 Korinth. 3, V. 21. 22. 23.

### 1.

### Alles iſt euer.

In der chriſtlichen Gemeine zu Korinth hatten ſich Parteien gebildet, von denen die Eine ſich nach Paulus, der die Gemeine geſtiftet, die andre nach Apollo, der zu Korinth das Evangelium verkündigt hatte, eine dritte, welche, dem Anſcheine nach, aus dem Judenthume mehr wollte beibehalten wiſſen, ſich nach Petrus benannte, und jede den, von welchem ſie den Namen trug, als ihr Haupt betrachtete, zu demſelben ausſchließlich ſich haltend. Gegen dieſes Partei- und Sectenweſen, das die Gemeine trennte und zerrüttete, eifert Paulus, dar-

auf hinweiſend, daß Chriſtus ja nur Einer, und nur dieſer für ſie gekreuzigt, wie auch ſie nur auf ſeinen Namen getauft ſeien, und ermahnet ſie, daß ſie nicht Spaltungen unter ſich ſein laſſen, ſondern feſt an einander halten in Einem Sinne und Einem Glauben. „Wer iſt nun Paulus? wer iſt nun Apollo?" ſpricht er, „Diener ſind wir, durch welche ihr ſeid gläubig worden," und fährt dann, nach weiterer Ausführung fort: „darum rühme ſich niemand eines Menſchen; es iſt alles euer, es ſei Paulus oder Apollo, es ſei Kephas oder die Welt, es ſei das Leben oder der Tod, es ſei das Gegenwärtige oder das Zukünftige, alles iſt euer."

---

Alles iſt euer, es ſei Paulus oder Apollo; ihr ſeid nicht, will er ſagen, für den Paulus oder den Apollo da, daß dieſe durch euch, als ihren Anhang, einen Ruhm erhalten, ſondern Paulus und Apollo ſind für euch da, daß ihr durch ihren Dienſt ſelig werdet.

Paulus und Apollo waren, wie aus dem Sendſchreiben deutlich genug erhellt, nicht in der Lehre, ſondern nur in der Lehrweiſe verſchieden. Den Apollo bezeichnet die Apoſtelgeſchichte als einen beredten Mann, mächtig in der Schrift, der mit brünſtigem Geiſte geredet, in welchen Eigenſchaften wir wohl den Grund zu ſuchen ha-

ben, daß viele allein zu ihm ſich hielten. Sie berichtet aber auch von ihm, er habe aus der Schrift erwieſen, daß Jeſus der Chriſt ſei, ganz in Einſtimmung mit Paulus, welcher verſichert, er halte ſich nicht dafür, daß er etwas unter ihnen wiſſe, ohne allein Jeſum Chriſtum, den gekreuzigten. Um ſo mehr waren die Korinthiſchen Chriſten zu tadeln, welche nur den Einen oder andern von ihnen wollten gelten laſſen.

Von zwei Menſchen, welche genau dieſelbe Lehre verkündigen, kann der Eine zur Sprache bringen, was der andre, weil es ihm weniger nahe liegt, oder weil er nicht darauf gekommen, übergeht, während dieſer, nach ſeiner eigenthümlichen Geiſtesſtimmung und Gedankenrichtung, wieder manches mitzutheilen hat, was von jenem nicht beachtet worden, der Eine mehr in klaren Worten der hellen Einſicht, der andre mehr in dunkeln Worten des unentwickelten Gefühles ſich ausſprechen, der Eine mehr an den Verſtand, der andre mehr an das Herz ſich wenden, der Eine mehr auf Ueberzeugung, der andre mehr auf Belebung im Glauben, der Eine mehr auf Erſchütterung der Sichern, der andre mehr auf Förderung der Erweckten, auf Beruhigung der Geängſtigten hinwirken. Darfſt du nun den Einen allein zu dem deinigen erwählen, den andern aber verwerfen? Damit würdeſt du dem Sinne des Apoſtels geradezu entgegen handeln.

Paulus und Apollo ſind dein, beide dir gegeben, daß du von ihnen Gewinn zieheſt, beide dir gegeben, weil du von beiden etwas empfangen kannſt, das dir nöthig oder heilſam iſt. Wenn jeder darreicht, was und wie ihm verliehen worden, möchteſt du ſäumen, das Dargereichte dir zuzueignen? „Es ſind mancherlei Gaben, aber es iſt Ein Geiſt, der einem jeglichen zutheilt, nachdem er will.“

Ja eben derjenige, der dir am wenigſten zuſagt, wird dir am meiſten nützen können, weil er im reichſten Maße hat, was dir gebricht. Du liebſt ein gewiſſes Helldunkel, und magſt nur hören, was in ſolchem vorgetragen wird; höre um ſo mehr den, der klar ſpricht, denn du bedarfſt gar ſehr der Erleuchtung. Du verlangſt überall deutliche Einſicht, was man zu dir redet, ſoll deinen Verſtand aufhellen; höre um ſo mehr den, der das Gefühl anzuregen weiß, damit du nicht in deiner Erkenntniß erſtarreſt. Oder du ſucheſt überall nur, was das Herz bewegt, was man dir verkündigt, ſoll deine frommen Gefühle nähren und beleben; höre um ſo mehr denjenigen, der dir zeigt, was dem frommen Gefühle zum Grunde liegt, und wie dieſes im Leben ſich erweiſen ſoll, damit nicht das Licht des Geiſtes dir ausgehe und dein Chriſtenthum in eine müßige Gefühlsſchwärmerei ſich verliere. Du begehreſt, daß man dir aus dem Glauben heraus predige; höre um ſo mehr den, der in

den Glauben hinein predigt, damit du in den Stand geſetzt werdeſt, dich über deinen Glauben zu verantworten, woran es dir noch fehlt. Du möchteſt immer nur den hören, der oft auf das zurück kommt, was dir vertraut geworden; höre um ſo mehr auch den, der dich auf das führt, was dir noch fremd iſt.

Aber auch da, wo die Verſchiedenheit der Lehrweiſe blos in den Worten, den Bildern, den Redewendungen beſteht, deren der Eine im Unterſchiede von dem andern ſich bedient, ſollen wir uns dieſelbe zu Nutze machen: denn wie oft iſt es der Fall, daß durch ein glücklich gewähltes Wort die Sache in ihr volles Licht tritt, oder eine neue Seite derſelben ſich uns enthüllt, daß ſie, die den Weg zu unſerm Herzen immer vergebens geſucht, mit dem treffenden Bilde in daſſelbe hinein ſchlägt, daß es dieſer Redewendung bedurfte, um ſie uns zur Anſchauung zu bringen, um unſre Ueberzeugung zu gewinnen, um uns die Wichtigkeit derſelben fühlen zu laſſen! Worte, Bilder, Redeweiſen ſind nicht das Chriſtenthum, aber Mittel, deren der Geiſt Gottes ſich bedient, um, nach der Eigenthümlichkeit unſrer Gemüthsart, ſich unſer zu bemächtigen, und ſich näher mit uns zu vereinigen.

Alles iſt euer, es ſei Kephas oder die Welt.

Die ſich nach Kephas benannten, unterſchieden ſich, wie es ſcheint, nicht blos in der Lehrweiſe, ſondern auch in einzelnen Lehrſtücken, indem ſie ſich nicht entſchließen konnten, von dem Geſetze Moſis alles das aufzugeben, was in Chriſto ſeine Endſchaft erreicht hatte. Unter der Welt verſteht Paulus zunächſt diejenigen, welche auſſer der chriſtlichen Gemeinſchaft lebten. Er hat alſo hier den Irrthum, und zwar in ſeinen zwei einander entgegengeſetzten Hauptrichtungen — auf der einen Seite zum Wahne, der an Satzungen hängt, auf der andern zum Unglauben hin — im Auge.

Wie, auch den Irrthum hätte der Chriſt als das Seinige zu betrachten? Iſt der Irrthum ein Gut oder ein Uebel? Ein Uebel iſt er, und zwar ein ſo großes, daß nur die Sünde für ein noch größeres zu erachten. Wie könnte denn der Chriſt weiter mit ihm zu ſchaffen haben, als ſich ſeiner zu erwehren oder ſich von demſelben zu befreien. Gleichwohl ſchließt Paulus ihn in die Verſicherung: alles iſt euer, ausdrücklich ein.

Der von Gott erleuchtete Mann weiß, daß die Kephiſchen und die Welt im Irrthume ſind. Aber kannſt du, der du dich keiner göttlichen Erleuchtung zu rühmen haſt — denn ſolcher Thorheit verſehe ich mich zu dir nicht, daß du wähnen könnteſt, einer ſolchen theilhaftig

zu ſein — dich in gleichem Maße verſichert halten, daß dasjenige, was du meinſt verwerfen zu müſſen, auch wirklich Irrthum ſei? gebührt dir nicht vielmehr, das bereits Verworfene von neuem zu prüfen, ſo oft man es mit neuen Gründen zu unterſtützen ſucht, und was deinem wohl begründeten Glauben zuwider läuft, wenigſtens darauf anzuſehen, ob du nicht daraus etwas lernen könneſt — wäre es auch nur dies, wie der Menſch in die Irrung geräth — ob es nicht wohl gar in dem Einen oder andern Stücke deinem Glauben zur Berichtigung dienen könne? Was dir als Irrthum erſcheint, iſt dein, dir dargeboten, daß du es in Unterſuchung nehmeſt, und dich dadurch zu neuen Forſchungen anregen laſſeſt.

Aber auch in dem entſchiedenen, das heißt, durch unzweideutige göttliche Zeugniſſe dafür erklärten, Irrthume ſollſt du das Deinige erkennen. Die Wahrheit kann in dem menſchlichen Geiſte des Irrthumes nicht entrathen; ſie darf ihn weder vor ſich, noch neben ſich, ſie muß ihn hinter ſich haben. Der Weg zu ihr geht über den Irrthum hin. So oft ſie einen Irrthum überwunden hat, hat ſie auch eine höhere Stufe erſtiegen, ſie hat ihre Kraft bewährt, geübt, entwickelt, geſtärkt, ſie hat ſich über ſich ſelbſt beſſer verſtändigt, ſie hat ihr Licht über Dinge verbreitet, die bis dahin nicht

von demſelben beſchienen geweſen, ſie hat aus ihrem eignen unermeßlichen Reichthume neue Schätze zu Tage gefördert. Man kann der Wahrheit keinen ſchlechtern Dienſt erweiſen, als indem man dem Irrthume Schweigen gebietet. Man gibt ihm den Schein, man erweckt in ihm ſelbſt die Meinung, als ob er zu fürchten wäre, da er doch nicht zu fürchten iſt, und kann nicht verhindern, daß er zu einer andern Zeit, je ſpäter deſto ſchlimmer, das Wort gewinne. Er verlangt ſeine Abfertigung, er läßt nicht nach, bis er ſie gefunden. Biſt du aus der Wahrheit: laß ihn hervortreten, je ſchneller deſto beſſer. Mache ihm Bahn, öffne ihm den verſchloſſenen Mund, nöthige ihn, nichts geheim zu halten, leihe ihm das Wort, das er nicht finden kann, unterſtütze ihn mit allen Scheingründen, die du zu erdenken vermagſt. Die Wahrheit hat ihn bereits überwunden, und du wirſt ihn auch überwinden in ihrer Kraft. Kephas und die Welt, was einander am entſchiedenſten gegenüberſteht, der Wahnglaube und der Unglaube ſind dein, daß du mit ihnen in den, — ſo du dich recht dabei verhältſt — keinen Augenblick zweifelhaften, Kampf tretеſt und ſie in deine Gewalt, die Gewalt des rechten Glaubens bringeſt.

Unter der Welt haben wir aber auch zu verſtehen, was uns in der Welt zu Theil wird.

Den erſten Chriſten ward in der Welt überall Schmach und großes Leid zu Theil. Weit entfernt, hierüber Klage zu führen, haben ſie es als das Koſtbarſte angeſehen, was die Welt ihnen eintragen konnte, ſie haben die Schmach und das Leid, als das Ihrige, ihr einziges, ihr theures Eigenthum in der Welt, dahin genommen, der Schmach ſich rühmend, der Marter frohlockend. Sie prieſen ſich glücklich, das Sterben ihres Herrn an ihrem Leibe zu tragen, damit auch das Leben ihres Herrn an ihnen offenbar würde. In Schmach und Leid erwies an ihnen ihr Glaube ſeine Kraft, wurde ſeine Hoheit und Herrlichkeit ſtärker von ihnen empfunden, empfingen ſie die gewiſſeſten Zeugniſſe davon, daß der Herr mit ihnen und im Himmel ihr Erbtheil ſei, hatten ſie Gelegenheit, ihre Treue zu bewähren, ihre Liebe zu reinigen und zu erhöhen ſich in der demüthigen Verleugnung und Dahingebung zu üben. In Schmach und Leid errangen ſie die Krone der Ueberwinder. Die ſie verfolgten, peinigten, zum Tode verurtheilten, hinrichteten, gaben ihnen, was ihnen gebührte, was erforderlich und beſtimmt war, ſie zu vollenden.

Laß dich, mein Chriſt, die Hitze, die dir begegnet, nicht befremden, als widerführe dir etwas Seltſames.

Dir widerfährt, was in der Ordnung ist, du empfängst das Deinige, wenn du in der Welt und von der Welt Trübsal zu erdulden hast. Die, welche der Welt angehören, und sich von ihr nicht wollen abziehen lassen, mögen die Trübsal, die sie in der Welt trifft, beklagen: dir ist sie Gewinn, dir muß sie zum Besten dienen; dich zu läutern, zu befestigen, in allen christlichen Tugenden weiter zu führen, wird sie über dich verhängt. Du sollst es „für eitel Freude achten, wenn du in mancherlei Anfechtungen fällst, denn dein Glaube, so er rechtschaffen ist, wirket Geduld, die Geduld aber Bewährung, Bewährung aber bringt Hoffnung und die Hoffnung des Christen läßt ihn nicht zu Schanden werden." Die Bedrängnisse, in welche du geräthst, sollen dich fördern, die Verluste, die du erleidest, sollen dich reich machen, die Menschen, die dich kränken und dir Schaden zufügen, sind deine Wohlthäter. Alles ist dein, in deinen Dienst gegeben, und die Leiden der Zeit sind nicht werth der Herrlichkeit, die an dir soll offenbaret werden.

Dir werden aber nicht, wie den ersten Bekennern des Evangeliums, in der Welt blos Widerwärtigkeiten — dir wird in derselben auch vieles zu Theil, dessen du dich erfreuen kannst. Sollen wir dieses ausschließen, als ob es nicht das Deinige, als

ob es der Sinn des Chriſten wäre, ſich allem Angenehmen, das die Welt darbietet, zu entziehen, und nur das Kreuz von ihr anzunehmen?

So haben zu allen Zeiten manche gedacht, bis dahin die Forderung der chriſtlichen Selbſtverleugnung ausdehnend. Paulus denkt anders; er ſpricht: „alles iſt euer," und nennt die Welt, ohne etwas auszuſchließen.

Derjenigen Lüſte, welche wider das Geſetz im Gemüthe ſtreiten, enthält ſich der Chriſt; wie könnte er mit ihnen ſein Herz und ſein Leben beflecken? er verabſcheut ſie. Er verſagt ſich auch das Weltvergnügen, welches keinem göttlichen Gebote entgegen iſt, wo er durch ſeine Theilnahme an demſelben andern einen Anſtoß geben, wo er für ſeine Gemüthsruhe, für ſein Seelenheil Gefahr dabei ſieht, er verſagt es ſich nicht ſelten, wo das nicht der Fall iſt, um zu verhindern, daß die Welt durch daſſelbe eine Macht über ihn erlange, ihn in ſeiner heitern Lebensordnung ſtöre, ihm die höhern Dinge, die ſeine theuerſte Angelegenheit ſind, entrücke. Aber er iſt weit davon entfernt, die Weltfreude an ſich zu verdammen. Was ihm davon gewährt wird, das kann er im vollen Sinne das Seinige nennen, und als das Seinige fröhlich ſich zueignen: denn er, das Kind Gottes, empfängt es aus des Vaters Hand

und Herzen, in des Vaters Hauſe, er empfängt es von ſeinem Erbtheil — die von der Welt ſind, haben kein Erbtheil — woran er, nach der Gnadenordnung des göttlichen Haushalters, einen Anſpruch hat, wie unter den Menſchen das Kind an des Vaters Nachlaß. Der Vater hat es ſeinem Kinde gegeben, ihm ſeine Liebe zu beweiſen, ſeinen Gehorſam und ſeine Treue zu belohnen, und als Unterpfand der unendlich größern Güter, die er ihm zugedacht. Er kann, er muß es als das Seinige anſehen, nicht blos in wie fern es ihn erquicken und erfreuen, ſondern auch, und viel mehr noch, weil es ihn in froher Dankbarkeit noch feſter mit ſeinem Vater vereinigen, ihn zu einem freien, heitern und kräftigen Wirken für das Reich Gottes und ſein eigenes Heil in den Stand ſetzen, und ſolcher Geſtalt nicht weniger als das Ungemach ihm zur Erreichung ſeiner ewigen Beſtimmung behülflich ſein ſoll.

Dein, Chriſt, iſt die Welt; ſie iſt dir unterthan, du biſt der wahre Herr darin. Sie kann niemals wider dich ſein, wie ſehr es auch zuweilen den Anſchein habe, ſie kann nur für dich ſein, auch da, wo ſie dir nachſtellt, dich bedrängt, dich zu verlocken ſucht, dir Fallſtricke legt — nur für dich ſein, ſo lange es dir Ernſt iſt, bei deinem Chriſtenſinne zu beharren. Was in derſelben dir zufällt, Gelingen und Fehlſchlagen,

Gunſt und Ungunſt, Freunde und Feinde, Geſundheit und Krankheit, Reichthum und Armuth, Hoheit und Niedrigkeit, Ergötzung und Plage — es iſt alles dein, Mittel deiner Seligkeit; ſorge, daß du es als ſolches dir zu Nutze macheſt.

---

Alles iſt euer, es ſei das Leben oder der Tod.

In Betreff des erſtern ſind die, welche ihren Lüſten dienen, anderer Meinung. „Euer," fragen ſie höhnend „wäre das Leben, die ihr das Beſte darin verſchmähet, Thorheit, Sünde ſcheltet, ihm ſelten eine holde Gabe, einen freundlichen Blick abgewinnet, euch in ſaurer Arbeit, Sorge und Noth durch daſſelbe hindurch quälet, denen es kaum mehr einträgt als Vereitelung eurer Anſtrengungen, Verdruß an andern, Unzufriedenheit mit euch ſelbſt, vergebliche Reue, die ihr, unabläſſig mit Todesgedanken beſchäftigt, täglich ſterbet? Ja der Tod mag euer ſein, das Leben iſt unſer, wir verſtehen uns damit einzureichen, wir wiſſen uns ſeiner Güter zu bemächtigen, und jeden Durſt des Herzens aus vollen Bechern zu ſtillen, wir finden überall, was den Sinnen ſchmeichelt, Begierden erregt und befriedigt, in ſüßer Hoffnung gefangen hält, in uns glüht und ſtrömt es, um den Tod bekümmern wir uns nicht."

Laß ſie höhnen. Mögen ſie das Ihrige nennen, was ſie in kurzer Zeit nicht mehr haben, was ſie jeden Augenblick verlieren können, worum ſie in Angſt ſein müſſen, ſo oft ſie zur völligen Beſinnung kommen, deſſen ſie ſelten oder nie wahrhaft froh werden, was ihnen ſo oft Ueberdruß und Unmuth erregt, worein ſie ſich nicht zu finden wiſſen, wenn es eine ernſte Geſtalt annimmt, was ſie, wie ſie es gebrauchen, in das Verderben führt.

Biſt du ein wahrer Chriſt: ſo iſt dennoch das Leben dein. Du ſucheſt ſeinen Werth nicht in dem, was vorübergeht, ſondern in dem, was bleibt. Du kennſt die hohen Zwecke, zu welchen es dir verliehen worden, und biſt unabläſſig darauf bedacht, es für dieſelben zu verwenden, unabläſſig bemüht, deinen Nebenmenſchen und dem Ganzen zu dienen, Gottes Sache zu fördern, deine Heiligung in dem Herrn zu vollenden. Dein iſt das Leben, denn es muß dir Frucht, unvergängliche Frucht tragen. Mag es morgen, mag es heute zu Ende gehen, du verlierſt es nicht, es iſt dein, auch nachdem es ſein Ende erreicht hat, denn du behältſt die Früchte, die es dir getragen. Dein iſt das Leben in allen ſeinen Verhältniſſen, denn in allen ſollſt du thätig ſein, alle ſollen zu deiner Vervollkommnung beitragen. Dein iſt es in allen ſeinen Veränderungen, denn

in allen ſollſt du erprobt, durch alle ſollſt du geübt, und für deine ewige Beſtimmung weiter gebildet werden. Dein in allem, was du darin vornimmſt und vollbringſt, denn aus dem allen ſoll dir Segen erwachſen. Dein ſind die Tage, die deinem Leben zugelegt worden, denn ſie werden ihm zugelegt, damit du dich noch mehr auf das zukünftige himmliſche Leben bereiten könneſt, und erreicheſt, wovon du noch fern biſt, dich reinigeſt von den Flecken, die dich noch verunſtalten, dir aneigneſt, woran du noch Mangel haſt.

Des Chriſten iſt auch der Tod, und zwar nicht blos in ſo fern, daß derſelbe ihm, wie allen andern bevorſteht, ſondern auch in ſo fern, daß er ſich deſſelben freuen und rühmen mag. Ja, des Todes, den die Natur verabſcheut, vor dem das Leben erſchrickt, der der Sünden Sold iſt, und von den andern für das höchſte Uebel gehalten wird, magſt du, Chriſt, dich freuen und rühmen. Dir iſt er Befreier von der Sünde und von allem Uebel. So lange du lebſt, haſt du mit der Sünde zu ſchaffen. Du haſſeſt ſie; aber ſie läßt nicht ab von dir. Du ſtreiteſt wider ſie unabläſſig; aber du wirſt ihrer nicht los. In deinem Innern iſt ihre Macht gebrochen; aber von außen fällt ſie ohne Aufhören dich an, und es gelingt ihr nicht ſelten, dich zu überwältigen. Täglich mußt du klagen: „das Gute, das ich will, das thue ich

nicht, und das Böſe, das ich nicht will, das thue ich, ich habe Luſt an Gottes Geſetz nach dem inwendigen Menſchen, ich ſehe aber ein ander Geſetz in meinen Gliedern, das da widerſtrebet dem Geſetze im Gemüthe, und nimmt mich gefangen unter der Sünde Geſetz." Nur der Tod kann dich von der Sünde und den Schmerzen und Aengſten, die du ihretwegen haſt, erlöſen. So lange du lebſt, wandelſt du in der Finſterniß oder in einem Dämmerſcheine, der ſich kaum von der Finſterniß unterſcheidet. Nur der Tod kann dich in das volle Tageslicht verſetzen. So lange du lebſt, erneuern ſich deine Plagen, wiederholen ſich die ſchweren Prüfungen, die heißen Kämpfe. Nur der Tod kann dem ein Ziel ſtellen. Darum magſt du dich glücklich preiſen, daß du ſterben wirſt. Du ſehneſt dich, als Chriſt, nach den herrlichen Dingen, die dein Glaube dir vorhält, zu denen du aber nicht eher gelangen kannſt, als nachdem der Tod deinem irdiſchen Daſein ein Ende gemacht hat. Wie du im Leben oft den Tod gefunden, ſo findeſt du im Tode das Leben. Dein Weg zum wahren Leben geht durch den Tod hindurch. Der Tod wird dir geſendet, die Bande, in denen du ſchmachteſt, zu zerbrechen, und dich in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes, in die Gemeinſchaft der Heiligen und Seligen bei dem Herrn, in das dir beigelegte himmliſche

Erbe einzuführen. Die Schrecken des Todes wird der in dir überwinden, die Schmerzen des Todes der dir besänftigen, der den Tod selbst überwunden hat. Wie solltest du nicht des Todes als des Deinigen dich freuen und rühmen?

Dein ist auch deines Todes Stunde, von Gott für dich erwählet und festgesetzt, daß sie weder früher noch später eintreten kann, als du für das himmlische Leben sattsam bereitet bist, es ist die Stunde, die du selbst dir wünschen würdest, so du das dir Heilsame zu erkennen vermöchtest.

Dein ist das Leben, dein ist der Tod. Wandelt dich die Lust an, aus dem sündenvollen, mühseligen Leben zu scheiden, während es Gottes Wille ist, daß du noch länger darin verweilest: du sprichst: „Christus ist mein Leben, so lange ich hienieden walle, und ich habe mich noch nicht genug in ihn hinein gelebt, um zu seiner Herrlichkeit erhoben werden zu können.“ Wird es dir schwer, dich von den Dingen, die bisher mit dir in Verbindung gewesen sind, zu trennen, möchtest du gern noch länger dein Werk besorgen und mit den Deinigen zusammenbleiben, während der Herr dich abfordert: du sprichst: „Sterben ist mein Gewinn, bei Christo zu sein ist mir besser.“

Alles iſt euer, es ſei das Gegenwärtige oder das Zukünftige.

Unter dem Gegenwärtigen verſtehe ich alles, was irgendwo vorhanden iſt.

Dein iſt, was du ſieheſt und höreſt; du lerneſt daraus, du entnimmſt davon, was dir zur Warnung, zur Zurechtweiſung, zur Ermunterung, zum Troſte gereicht; du erkenneſt darin das Werk und die Wege des Herrn deines Gottes, ſeine Macht, Weisheit und Liebe, die Geſetze und Ordnungen ſeines Reiches, und findeſt dich dadurch zu ihm hingezogen.

Dein ſind auch die Güter des Lebens, die du nicht beſitzeſt — ſowohl diejenigen, die eines Menſchen ausſchließliches Eigenthum, als diejenigen, die für alle da ſind. Du vergnügſt dich daran, du verſetzeſt dich an die Stelle derer, die Gott damit begnadigt hat, und machſt ihre Freude zu der deinigen. Deine Liebe empfindet ſie, als wenn ſie dir wären gegeben worden; ja deiner Liebe ſind ſie in der That gegeben worden, da ſie den andern zufielen, du preiſeſt die Huld und Freundlichkeit Gottes, der ſich darin an den Menſchen verherrlicht hat, und nimmſt mit Entzücken wahr, wie groß der Reichthum der Güter ſeines Hauſes ſei.

Was, von dir unbemerkt, in weiten Fernen ſich zuträgt, iſt dein, hat auf dich Beziehung, ſteht in dem

Zuſammenhange, in welchem dein Heil begriffen iſt. Alle durch das unermeßliche Schöpfungsgebiet verbreiteten Kräfte und Mittel der Hülfe ſind dein, und werden für dich verwendet, wie es dir zuträglich iſt. Alle dir gleichgeſinnten Weſen, durch welche Räume die meiſten auch von dir getrennt ſein mögen, ſind dein, deine Freunde, deine Bundesgenoſſen, deine Brüder und ſollen einſt auch äußerlich mit dir in inniger Gemeinſchaft ſein. Im Himmel biſt du bekannt, hat man Theilnahme, trägt man Sorge für dich, und die Geiſter, welche allezeit Gottes Angeſicht ſehen, werden ausgeſandt, dir, der du die Seligkeit ererben ſollſt, zu dienen.

Dein iſt das Zukünftige.

Laß dich die Dunkelheit, welche es dir verhüllt, nicht beunruhigen. Sorge nicht, zage nicht, es iſt von Anbeginn geordnet, dein wahres Wohl zu befördern; falle es für oder wider deine Wünſche aus, es muß zu deinem Beſten ſein. Nichts wird dir ſchaden können, alles, was zu deinem Heile nöthig iſt, wird geſchehen. Alles, was dich erfreuen kann, ohne dir Nachtheil zu bringen, wird dir gegeben werden. „Der Herr iſt mein Hirt," darfſt du ſprechen, „und mir wird nichts mangeln, auf grünen Auen wird er mich weiden, zu friſchen Waſſerbächen mich führen, und meine Seele

erquicken, Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar."

Dein ist alles, was Gott denen, die ihn lieben, im Himmel bereitet hat. Kein Auge hat's gesehen, kein Ohr hat's gehört, in keines Menschen Herz ist es gekommen, und kann auch in keines Menschen Herz kommen, der noch im Leibe wallet. Alle Wunder seiner Macht und Weisheit, alle Schätze und Ehren seines ewigen Reiches, alles Wissen, welches ein erschaffenes Wesen in sich aufzunehmen vermag, alle Kräfte, wofür die geistige Menschennatur Empfänglichkeit hat, alles Wirken, wozu du durch die Uebungen des irdischen Lebens tüchtig geworden, alle Wonne und Seligkeit, die in der Nähe Gottes empfunden wird — das alles ist dein, es ist dir zugesagt, es wird dir aufbewahrt, du sollst es empfangen, wann du hier deinen Lauf vollendet hast.

Was klagest du über Mangel? was wähnest du dich verlassen? was seufzest du über die Härte deines Verfolgers, über das Widerwärtige in deinen Verhältnissen? Alles ist dein. Fasse das große Wort tief in dein Herz, und bewahre es, dich daran zu stärken und zu erheben, dich dessen, was du bereits hast, zu erfreuen

und deſſen, was dich erwartet, zu getröſten. Sammle dich oft, deine Reichthümer zu überſchauen und zu betrachten, und ſiehe zu, daß dir nichts davon verloren gehe, nichts unbenutzt bleibe.

# Alles iſt euer.

## 2.

## Ihr ſeid Chriſti.

Wenn denn nun alles mein iſt, die Lehrweiſe und der Lehrer, die rechte Lehre und die Irrlehre, was in der Welt mir begegnet, das Leben und der Tod, das Gegenwärtige und das Zukünftige: ſo werde ich wohl mein eignes Ermeſſen überall zum Richter ſtellen, und meine Seligkeit als das Höchſte, als dasjenige, worauf alles andre zuletzt abzweckt, anſehen dürfen? Dieſe Folgerung abzuwehren, ſetzt der Apoſtel hinzu: „ihr aber ſeid Chriſti.“

Du biſt Chriſti, nämlich Chriſti Schüler und Chriſti Diener, du haſt einen Meiſter und einen Herrn, beides iſt Chriſtus.

Chriſtus will dein Lehrer ſein, wie er dir zum Lehrer gegeben und verordnet iſt. „Ich bin das Licht der Welt,“ ſpricht er, „ich bin dazu geboren und in die Welt

gekommen, daß ich der Wahrheit Zeugniß gebe, wer aus der Wahrheit iſt, der höret meine Stimme. So ihr bleiben werdet an meiner Rede, werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Wer meine Rede höret und thut ſie, den vergleiche ich einem klugen Manne, der ſein Haus auf einen Felſen baute. Was ich euch ſage in Finſterniß, das redet im Licht, und was ihr höret in das Ohr, das prediget auf den Dächern. Viele Propheten und Gerechte haben begehret zu hören, das ihr höret und haben es nicht gehöret."

Lehren iſt das Geſchäft ſeines Lebens. Er lehret die Jünger, die er ſich dazu erwählet, er lehret das Volk, das ſich um ihn drängt, in Bild und Gleichniß und eigentlicher Rede. Er lehret, auf daß man von ihm lerne und ſich zu eigen mache. Er lehret, was zu glauben, was zu thun, wornach zu ſtreben ſei. Für das, was Chriſtus dir außerdem noch ſein will, kannſt du ihn nicht erkennen, wenn du in ihm nicht den Lehrer erkenneſt; noch viel weniger kannſt du von ihm annehmen, was er dir darbietet, wenn du dich weigerſt, in ihm den Lehrer anzunehmen. Von ihm mußt du lernen, worin das Heil beſteht, wie er daſſelbe erworben, auf welchem Wege du dieſes Heiles mögeſt theilhaftig werden, und wie du, als ein ſolcher, der des Heiles theilhaftig geworden, in deinem Sinne und Wandel dich zu erweiſen

haſt. In allem, was dein Heil angeht, mußt du von ihm lernen, und darfſt nicht aufhören von ihm zu lernen, wie er von Gott dir gemacht iſt zur Weisheit. Je eifriger du bemüht biſt, von ihm zu lernen: in deſto reicherm Maße kann er aus der Fülle ſeiner Gnade dir mittheilen.

Als Lehrer ſtellt er nicht blos in ſeiner Rede, ſondern auch in ſeinem Weſen und Leben ſich dar. Wie ſein Wort den Vater verkündigt: ſo zeigt er denſelben in ſich, dem Ebenbilde. Wer ihn ſiehet, der ſiehet den Vater. Um zu erfahren, was es für den Menſchen heißt: vollkommen ſein, wie der Vater im Himmel vollkommen iſt, darfſt du nur ihn nach ſeinem Sinne und Wandel in das Auge faſſen.

Der Chriſt iſt Chriſti Schüler. Biſt du ein Chriſt: ſo willſt du von Chriſto lernen, wie er dich lehren will, und es gibt für dich kein theureres Geſchäft, als zu Chriſti Füßen ſitzen, wie Maria, um zu hören.

An Chriſto haſt du den Lehrer, deſſen du bedarfſt. Du bedarfſt aber eines Lehrers, der im Stande iſt, dir über alles, was dir von den göttlichen Dingen zu wiſſen Noth thut, einen untrüglichen, völlig zuverläſſigen Unterricht zu ertheilen. Mit einem ſolchen, der, wie du und ich und jeder der bloßen menſchlichen Einſicht überlaſſene Menſch, dem Irrthume und dem Zweifel bloß

geſtellt bleibt, oder doch nicht mehr weiß, als der Menſch aus ſich ſelbſt wiſſen kann, iſt dir wenig geholfen. Wahrheit, ſichere Wahrheit, Gewißheit, entſchiedene Gewißheit, verbürgte Erkenntniß der in Gott verborgenen Gedanken und Abſichten — daran hängt unſer Heil. Chriſtus kann dir dieſes gewähren: denn er lehret nicht aus menſchlicher, ſondern aus göttlicher Weisheit, nicht in ſeinem eignen Namen, ſondern in Gottes Namen. „Meine Lehre," ſpricht er, „iſt nicht mein, ſondern deß, der mich geſandt hat, ich habe nicht von mir ſelber geredet, ſondern der Vater, der mich geſandt hat, der hat mir ein Gebot gegeben, was ich reden und thun ſoll." Zahlreiche Werke, worauf er ſelbſt ſich beruft, die nur unter dem Einfluſſe der göttlichen Allmacht vollbracht ſein können, beweiſen, daß er mit Gott in Gemeinſchaft iſt, und dieſer durch ihn redet. Aber auch ſeine Lehre ſelbſt trägt die unverkennbaren Merkmale eines göttlichen Urſprunges an ſich.

Als dieſen untrüglichen Lehrer von Gott geſandt, ſollſt du Chriſtum annehmen, ſein Wort, als Wort Gottes, alles bei dir gelten laſſen und ſeinen Entſcheidungen jedes eigne Ermeſſen, in welchem Grade du auch deſſelben gewiß ſeiſt, unterwerfen, ſo daß, wo er ſich ausgeſprochen hat, jedes Ob auf deiner Lippe verſtummt. Fragſt du mich, was ich glaube, ich antworte: „was

Chriſtus gelehrt hat, dies alles ohne Unterſchied.“ Fragſt du mich, warum ich glaube, ich antworte: „weil Chriſtus dies gelehrt hat, eines andern Grundes bedarf ich nicht. Zeige mir jemand, daß etwas von Chriſto gelehrt worden ſei: ich werde glauben, wie wenig ich auch die Sache zu begreifen vermag, wie ſtark es auch meiner bisherigen Denkweiſe zuwiderlaufe, und wie ſchwer auch es mir falle, mich hinein zu finden.“ Der Chriſt im vollen Sinne des Wortes ruhet, als Chriſti Schüler, mit ſeinem ganzen Glauben auf Chriſto, unbekümmert darum, wie die Weisheit und die Thorheit der Welt ſich geberden, und ſtehet feſt in dieſem Glauben, durch ihn kühn, ſtark, getroſt, ſelig in Hoffnung, und läßt den Wechſel menſchlicher Meinungen und Träume an ſich vorüber gehen, ohne auch nur davon berührt zu werden.

Der Chriſt ſtellet nicht ſich ſelbſt zum Richter über Wahrheit und Irrthum, ſondern Chriſtum, denn er begehrt nur Chriſti Schüler zu ſein.

Chriſti allein? Ja, Chriſti allein, wie dieſer allein der Meiſter iſt. Chriſtus allein? nicht auch die andern Männer, die in der Schrift Gottes Gedanken, Rath und Willen verkündigen? Auch dieſe, doch nicht wie er an ſich ſelbſt, ſondern durch ihn und in ihrer Beziehung auf ihn, wo und weil ſie reden erfüllt und getrieben von ſeinem Geiſte, dem Geiſte der Wahrheit, der in alle Wahrheit leitet,

der den Propheten des alten Bundes mitgetheilt, der über die Apoſtel ausgegoſſen worden, und von welchem er, da er ihn verhieß, bezeugte, was er ihnen gebe, werde er von dem Seinen nehmen. Du glaubſt Chriſto, indem du ihnen glaubſt. Chriſto gebühret der Name und die Ehre. Die Propheten und Apoſtel ſind Diener. „Dafür halte uns jedermann," ſpricht Paulus, „nämlich für Chriſti Diener und Haushalter über Gottes Geheimniſſe." „Ihr ſollt euch nicht laſſen Meiſter nennen," hat er ſelbſt die Apoſtel beſchieden, „denn Einer iſt euer Meiſter, Chriſtus." Daher du denn auch bei ihnen alles auf Chriſtum zurück zu führen, ſie, wo ſie dir nicht völlig klar ſind, nach Chriſto zu deuten haſt, und nur dann im Stande biſt, ſie recht zu verſtehen, wenn du Chriſtum recht verſtanden haſt.

Ob du nicht auch von andern lernen ſolleſt? Lernen ſollſt du wohl von andern, aber nicht ſie zu Herren deines Glaubens machen: denn kein andrer kann ſich rühmen, gleich ihnen, von dem Geiſte Chriſti erleuchtet zu ſein, obwohl manche in ihrer Thorheit ſolches von ſich gewähnt. Du ſollſt ſie — denn es iſt des Chriſten Sache, aus allem Gewinn zu ziehen — hören, ihre Mittheilungen erwägen, prüfen, was du in Chriſto begründet, oder, anderweitig begründet, mit ihm vereinbar findeſt, willig annehmen, aber auf das entſchiedenſte ver-

werfen, was ſich mit ihm nicht vereinigen läßt, wie lange es auch unter den Menſchen geglaubt worden, und welches Anſehens auch diejenigen, die es vorgebracht, ſich zu erfreuen haben. Durch Bücher, die von Menſchen verfaßt worden, kannſt du deinen Glauben nicht binden laſſen. Nur Chriſti gläubiger Schüler, richteſt du dich und jeden, der ſich dir zum Lehrer anbietet, nach Chriſto, dem einzigen Meiſter geſtern, heute und in Ewigkeit. Aus der Weisheit Chriſti, der lautern Quelle der Wahrheit, ſollſt du ohne Aufhören ſchöpfen Wahrheit um Wahrheit. Du ſollſt immer tiefer in das, was er mittheilt, eindringen und es dir immer mehr aneignen, dein Inneres damit zu erleuchten, jeden Irrthum auszutreiben, und dich beſſer in den Stand zu ſetzen, die Geiſter zu prüfen.

---

Nicht blos Chriſti Schüler, auch Chriſti Diener biſt du, daß Chriſtus durch dich verherrlicht werde.

Du gehörſt ihm an. Dem Rechte nach gehört das menſchliche Geſchlecht ihm an, wie es der heiligen Gewalt des Guten, die in ihm menſchlich-perſönlich offenbar geworden, angehört. Es gehört ihm an, weil es nach dem in ihm ſich darſtellenden Ebenbilde Gottes geſchaffen, weil das in ihm wohnende Wort, durch welches

alle Dinge gemacht worden, dieſes Geſchlechtes Licht und Leben iſt, weshalb von ſeinem Erſcheinen auf Erden geſagt werden konnte: „er kam in ſein Eigenthum.“ Es gehört ihm an, weil er ſich für daſſelbe dahin gegeben, es von der Macht der Finſterniß und dem Fluche der Sünde zu befreien, und in ſein Reich, das Reich der Gnade und der Herrlichkeit, zu verſetzen. „Das Brod, das ich geben werde,“ ſpricht er, „iſt mein Fleiſch, das ich geben werde für das Leben der Welt.“ Sein Verdienſt hat die Kraft, das ganze menſchliche Geſchlecht zu entſündigen, zu heiligen und zu beſeligen. Durch daſſelbe hat er das ganze Geſchlecht ſich erkaufet, über daſſelbe zu herrſchen. Ihm ſollte es für ſeinen Herrn erkennen, ihm ſollte es unterthan ſein, keinem andern Geſetze als dem Geſetze Chriſti ſollte es gehorchen.

Der wahre Chriſt gehört nicht blos dem Rechte, ſondern auch dem Beſitze nach, nach ſeiner Einwilligung und durch ſie, Chriſto an, da er das, was Chriſtus zu Wege gebracht, nach ſeinem hohen Werthe erkannt und es im lebendigen Glauben ſich angeeignet hat. Biſt du ein wahrer Chriſt: dann haſt du für die große Wohlthat, die dir widerfahren, und für den theuern Preis, um den ſie erworben iſt, dich ihm zum Eigenthume ergeben, fortan nur ſeinen Willen zu thun, und mit allen

Kräften des Leibes und des Geiſtes ihm zu dienen. Wem könnteſt du auch, erlöſet aus der feindſeligen Gewalt, die dich in peinvollem Zwange gefangen hielt, außer Chriſto angehören wollen? Der Welt? daß ſie, wie zuvor, dich ängſtige und bedränge, und dich in die Bande, die dir abgenommen worden, zurück verlocke, wie ſie nicht unterlaſſen würde? Dir ſelbſt? Einen ſchlimmern Herrn könnteſt du nicht haben. Dir ſelbſt angehörend, gehörſt du deinen Launen, Lüſten und Leidenſchaften an, in welchen die Sünde mit aller ihrer Noth ihren Urſprung hat. Dieſer dieneſt du, indem du dir ſelbſt dieneſt. Chriſto allein, Chriſto, dem Sanftmüthigen und von Herzen Demüthigen, deſſen Joch ſanft und deſſen Laſt leicht iſt, der von dir begehret, nur um dir zu geben, deine Dienſte verlangt, nur um dich zu ſegnen, dir ſein Joch auflegt, damit du frei werdeſt und für deine Seele Ruhe findeſt, kannſt du wollen angehören. Hätte deine Dankbarkeit ſich darauf beſchränken können, dem, der dir das Koſtbarſte zugewendet und für dich das Schwerſte vollbracht hat, zum Wohlgefallen zu leben, und hätte auch die Liebe, die er dir einflößt, dich nicht weiter geführt: die Sorge für dein eigen Wohl würde dir nicht geſtattet haben, hierbei ſtehen zu bleiben; du mußteſt dich ihm ganz überlaſſen, um als ſein Eigenthum nach ſeinem Willen zu leben. Du haſt

dich ihm überlaſſen, wie ſollte es nun nicht dein unermüdliches Beſtreben ſein, von dir zu entfernen, in dir zu zerſtören, was nicht ſein werden kann, ihm zu unterwerfen, was wohl ſein werden kann, aber es noch nicht geworden iſt? — wie nicht dein heißes Verlangen, daß alles an dir Chriſti ſei, jede Neigung, jeder Wunſch, jeder Gedanke, in allem Chriſti Geiſt und Weſen, Chriſti Werk und Wille, und du mit Paulo ſagen könneſt: „nicht ich lebe, ſondern Chriſtus lebet in mir?“ Du hätteſt keinen Theil an Chriſto, wenn es anders mit dir ſtünde. Er fordert uns zum Eigenthume, um uns als ſein Eigenthum vor Gott gerecht, heilig, ſelig und herrlich machen zu können. Nur als Chriſti Eigenthum kann man das Heil, das bei ihm angetroffen wird, ſich zueignen, und Er wird nicht eher der Unſrige, als nachdem wir die Seinigen geworden ſind.

Bin ich aber der Seinige, dann iſt er auch der Meinige mit aller ſeiner Hülfe und allem ſeinen Gute, ich ſtehe unter ſeinem Schutze, unter dem Schutze des treueſten und mächtigſten Herrn, er wachet über mir, daß mir nichts Arges begegne, er ſorgt für mich, daß es mir an keinem von den Dingen fehle, die mir nöthig und heilſam ſind, nicht Noth, nicht Tod wird mir ſchaden können, durch Noth und Tod wird er hindurch helfen. Ich bin in allen Stücken auf das beſte berathen.

Mir gilt in ſeinem vollen Sinne der Ausſpruch: „alles iſt euer.“ Ich frage nicht nach vergänglichen Reichthümern und Ehre bei den Menſchen, in dem Hauſe meines Herrn iſt die Fülle der unvergänglichen Schätze, ich lebe in dem höchſten Stande, den es auf der Erde gibt, und ſoll einſt zu einem noch viel höhern erhoben werden. Mein Herr wird mich zu ſeiner Zeit von allem Uebel erlöſen und in ſein himmliſches Reich verſetzen.

Der Diener ſoll dem Herrn in ſeinen Angelegenheiten nützen. Gehöreſt du Chriſto als Diener an, dann erkennſt du es für deinen Beruf, Chriſtum zu verherrlichen, und fühlſt dich getrieben, dieſem Berufe nachzukommen, diejenigen, die ihn noch nicht kennen, mit ihm bekannt zu machen, die noch in den Anfängen der Erkenntniß ſtehen, weiter zu führen, die über ihn im Irrthume ſind, zurecht zu weiſen, denen, die noch gering oder doch nicht groß genug von ihm denken, ſeine göttliche Hoheit in ſeinen Reden und Thaten und dem, was ſich mit ihm begeben, zu zeigen, denen, die du gleichgültig findeſt, ſein Werk und ſein Heil anzupreiſen, denen, die ſeiner glauben entbehren zu können, ihr Bedürfniß aufzudecken, die ſich bis dahin ſeiner Sache entzogen, für dieſelbe zu gewinnen, die ihr laue Theilnahme bewieſen, für ſie zu erwärmen, die ſich bereits ihm zuge-

wendet, in ſeiner Gemeinſchaft zu befeſtigen, und ſolcher Geſtalt ſein Reich und ſeinen Ruhm auf Erden auszubreiten. Wie du dich getrieben fühlſt, ſo thuſt du. Nichts liegt dir ſo ſehr am Herzen, als die Größe Chriſti, deines Herrn. Damit, daß Chriſtus groß wird, wird ſein Diener auch groß, und das iſt die einzige Größe, wornach der aufrichtige Diener Chriſti trachtet, er will nur groß ſein in der Größe ſeines Herrn, und zeigt ſich gerade da am demüthigſten, wo er ſeinen Sinn auf das Höchſte geſtellt hat.

Den Diener Chriſti ſiehet man unabläſſig bemüht, Gutes zu wirken. Aber bei allem, was er unternimmt und ausrichtet, hat er Chriſtum im Auge. Er unternimmt und richtet es aus um des Guten ſelbſt willen, wofür ihm das Herz entbrannt iſt; doch eben ſo ſehr auch um Chriſti willen, nicht blos, weil er es geboten hat, ſondern auch, daß er dadurch gefördert werde, wie er dahin denn auch alles zu lenken weiß.

Auch durch die Geſinnungen und den Wandel derer, die ihm angehören, wird Chriſtus verherrlicht. Für die Tugenden, durch welche ſie ſich auszeichnen, für die Werke des Edelmuthes und der Selbſtverleugnung, die ſie vollbringen, gebührt Chriſto die Ehre, und ſie fordern auch für ſich keine Ehre dafür. Es ſind Chriſti

Tugenden, Christi Werke. Diese Tugenden werden an ihm — an ihm allein in ihrer Vollkommenheit — gesehen, diese Werke haben seine Werke zum Vorbilde, hinter welchem sie in weiter Ferne zurück bleiben. Er hat ihnen diese Tugenden in das Herz gepflanzt, der Umgang mit ihm hat sie genährt und gestärkt; in der Kraft Christi vollbringen sie diese Werke, Christus vollbringt dieselben durch sie. Die Gesinnungen, die sie hegen, und die Thaten, die sie thun, sind das Leben Christi in ihnen. In allem, was man an ihnen wahrnimmt, tritt neben der menschlichen Schwachheit die Herrlichkeit Christi hervor, und wir erkennen auch darin Christi Größe, daß er in der, durch die Sünde zerrütteten, Menschennatur solche Dinge schaffen kann. Es gehört zu der Ordnung des göttlichen Reiches, daß Christus durch die Gesinnungen und Thaten der Seinigen verherrlicht werde, und der Christ will Christum durch seine Gesinnungen und Thaten verherrlichen. Er strebt nach den Gesinnungen und pflegt sie, er vollbringt die Thaten aus einem Antriebe, dem er nicht widerstehen kann; aber indem er inne wird, daß sie Christo zur Verherrlichung gereichen können, wenden sich seine Bemühungen dahin, daß sie ihm auch im reichsten Maaße zur Verherrlichung gereichen mögen, und wie er sich selbst darin zurück treten läßt, läßt er Christum

überall darin hervortreten. „Ich nichts," ſpricht er, „Chriſtus alles."

Am meiſten ſoll Chriſtus verherrlicht werden und wird er verherrlicht durch die himmliſche Vollendung und Seligkeit derer, die ihm angehören. Die dieſes Ziel erreicht haben, ſind durch ihn dazu gelangt. Er hat ſie zu der Höhe erhoben, auf der er ohne Aufhören ſie mit ſeinem Lichte beſtrahlt, mit ſeinen Kräften und Lebensgefühlen durchſtrömt. Was ſie vollbringen, geſchieht in den Kreiſen, die er ihnen angewieſen, für die Zwecke, die er ihnen aufgegeben, mit dem Vermögen, das er ihnen verliehen hat, und ihre Herrlichkeit iſt ſeiner Herrlichkeit Widerſchein. Prangend in den Siegeszeichen, die ſie, für ihn ſtreitend, durch ihn erringen, und angethan mit den Kleidern, die ſie, in ſeinem Blute helle gemacht, tragen, umgeben ſie ihn in leuchtenden Schaaren, alle ſein Ruhm, und ſtimmen ihm Lobgeſänge an. Er herrſchet über ſie, ſie vollſtrecken ſeine Befehle und freuen ſich, daß ſie deſſen gewürdigt werden, und unter den Seligkeitsgefühlen, die ſich durch ihr Inneres ergießen, iſt das das beſeligendſte, daß er durch ihre Seligkeit verherrlicht wird.

So iſt es geordnet von Anbeginn. Er ſollte ſich erniedrigen bis zum Tode am Kreuze, daß ſie ſelig würden; ſie ſollten ſelig ſein zu ſeiner Verherrlichung. So

iſt auch dem aufrichtigen Diener Chriſti nicht die eigne Seligkeit das Höchſte, er ſuchet in ihr vielmehr die Herrlichkeit ſeines Herrn. Wie ſeine Seligkeit Chriſti Herrlichkeit iſt: ſo iſt Chriſti Herrlichkeit ſeine Seligkeit.

# Alles iſt euer.

3.

Chriſtus aber iſt Gottes.

Alles iſt euer, beſtimmt, euch zu dienen. Die Worte geben dem Chriſten eine hohe Stellung, die er nicht anders als mit froher Erhebung des Gemüthes betrachten kann. Gleichwohl darf er ſich und ſein Heil nicht als das Höchſte anſehen: denn es wird hinzu geſetzt: ihr aber ſeid Chriſti, d. h. angewieſen, als ſeine Schüler von ihm zu lernen, als ſeine Diener ihn, nicht blos durch euer Weſen, Streben und Thun, ſondern auch durch euer Heil zu verherrlichen.

Dürfen wir nun hierbei, als dem Letzten, ſtehen bleiben? Wir werden noch weiter gewieſen mit den Worten: Chriſtus iſt Gottes.

Wie alles dein iſt, und du mit allem dem Deinigen

Christi bist, so ist Christus mit dir und allem dem Deinigen Gottes.

---

Christus ist Gottes. Der Mensch Christus, in welchem du deinen Lehrer erkennest, lehret dich nicht, wie die Propheten und Apostel, aus einem ihm mitgetheilten, sondern aus einem, durch seine Theilnahme an dem göttlichen Wesen, ihm inwohnenden göttlichen Wissen. Er ist Gottes Sohn.

So nennt er sich selbst und Gott seinen Vater. „Mein Vater wirket bisher und ich wirke auch. Der Sohn kann nichts von ihm selbst thun, denn was er siehet den Vater thun, und was derselbige thut, das thut auch der Sohn. Der Vater aber hat den Sohn lieb, und zeiget ihm alles, was er thut. Der Vater, der in mir wohnet, derselbe thut die Werke." Als er die Jünger gefragt: „wer saget denn ihr, daß ich sei?" und Simon Petrus geantwortet: „du bist Christus des lebendigen Gottes Sohn," erwiedert er: „Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbaret, sondern mein Vater im Himmel."

Will er sich damit etwa blos den ausgezeichneten Personen gleichstellen, die in den alttestamentlichen Schriften Söhne Gottes genannt werden? Seine Aeußerungen lassen nicht verkennen, daß er für mehr als diese

alle gehalten ſein will. Oder will er ſich damit nur als den Meſſias, Chriſtus, den Geſalbten bezeichnen, der nach den Erwartungen, die man von ihm hegte, vor allen andern der Sohn Gottes genannt zu werden verdiente? Allerdings will er ſich als den Meſſias bezeichnen, aber nicht als einen ſolchen, der, weil er der Meſſias iſt, Gottes Sohn genannt werden dürfe, ſondern als den Meſſias, der wirklich und wahrhaftig der Sohn Gottes und in dieſer Eigenſchaft eben der Meſſias ſei. Ein blos menſchlicher Meſſias hätte nicht von ſich ſagen können, er rede, was er von ſeinem Vater geſehen habe, er ſei vom Himmel gekommen, ihm ſeien alle Dinge übergeben von ſeinem Vater, niemand kenne den Sohn denn nur der Vater, und niemand kenne den Vater, denn nur der Sohn und wem es der Sohn wolle offenbaren. Johannes preiſet ihn den eingebornen Sohn, der in des Vaters Schooß iſt. Paulus nennt ihn das Ebenbild des unſichtbaren Gottes, den Erſtgebornen vor aller Kreatur, durch welchen alles geſchaffen worden, und ſpricht: Gott war in Chriſto und verſöhnte die Welt mit ihm ſelber. Ordnet er nun gleich dem Vater ſich unter: ſo verſichert er doch auch, alles, was der Vater hat, ſei das Seinige, und wie der Vater habe das Leben in ihm ſelbſt, alſo habe er auch dem Sohne gegeben, zu haben das Leben in ihm ſelbſt.

Das ewige Wort, das von Anfang bei Gott und Gott selbst war, und durch welches alle Dinge geschaffen sind, ist in ihm Mensch geworden, darum gebührt ihm der Name Sohn, eingeborner Sohn Gottes. Frageſt du nach dem natürlichen Verhältniſſe, in welchem das ewige Wort zu dem stehe, welcher der Vater genannt wird? Laß die Frage. Kein Mensch kann sie beantworten. Wir würden für dieſes Verhältniß weder den Begriff, noch angemeſſene Worte finden, weil es außer den Grenzen der menſchlichen Erkenntniß liegt, und es unter den uns erkennbaren Dingen nichts gibt, was damit verglichen werden könnte. Halte dich ſtatt deſſen an das, was ſich dir von der Hoheit des Sohnes Gottes in ſeinem Leben enthüllt, eines mehrern bedarf es nicht, um dich vor ihm auf die Knie zu werfen, und dich mit unbegrenzter Zuverſicht zu ihm zu erfüllen.

Schaue nur in ſein Leben hinein.

Du erblickeſt göttliche Macht in zahlreichen Wundern, die er verrichtet. Auf ſein Berühren öffnet ſich des Erblindeten Auge, des Tauben Ohr, löſet ſich das Band der gefeſſelten Zunge, bewegen ſich erſtarrte Glieder. Auf ſein Gebot weichen die unreinen Geiſter, erheben ſich die Todten, gehet Lazarus aus ſeinem Grabe hervor. Auf ſein Bedrohen leget ſich der Sturm und die empörte Meereswoge, und es wird ganz ſtill. Du

findeſt göttliches Wiſſen. Er weiß, was in dem Innern des Menſchen iſt, ſeine Gedanken, ſeine Geſinnungen, ſeine Abſichten. Er weiß um zukünftige Dinge, die kein menſchlicher Verſtand zu beſtimmen vermag. „Wahrlich, wahrlich ich ſage euch," ſpricht er zu den Jüngern, „Einer unter euch wird mich verrathen," zum Petrus: „in dieſer Nacht, ehe der Hahn krähet, wirſt du mich dreimal verleugnen." Von ſich ſelbſt ſagt er vorher: „des Menſchen Sohn wird überantwortet werden den Heiden, und wird verſpottet, verſpeiet, verſchmähet werden, und ſie werden ihn geißeln und tödten, und am dritten Tage wird er wieder auferſtehen." Der Stadt Jeruſalem weiſſaget er: „es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg ſchlagen, dich belagern und an allen Orten ängſtigen, und werden dich ſchleifen, und keinen Stein auf dem andern laſſen." Und das alles trifft auf das genaueſte ein. Du vernimmſt göttliche Weisheit. Er verkündigt Lehren, wie ſie nie von einem Menſchen gedacht worden, in denen der unbefangen prüfende Verſtand die Wahrheit anzuerkennen nicht umhin kann, während er allem, was Menſchen aus ihrem Eignen vorgebracht haben, Irrthümer beigemiſcht findet. „Herr, wohin ſollen wir gehen," ruft Petrus aus, „du haſt Worte des ewigen Lebens, und

wir wissen und haben erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes." Er redet mit einer Gewalt, von welcher rohe Gemüther so ergriffen werden, daß sie ihm das Zeugniß geben müssen: „wie dieser hat noch nie ein Mensch geredet." Alles, was aus seinem Munde geht, ist göttlicher Weisheit entflossen.

Das Vermögen, Wunder zu thun, die Geheimnisse der Zukunft zu offenbaren, die göttliche Wahrheit zu verkündigen, kann Gott einem Menschen mittheilen, und er hat es Menschen mitgetheilt. Christo aber ist es nicht mitgetheilt worden, er besitzt es an sich selbst, als der Sohn Gottes. Bei ihm enthüllt sich darin das eigne göttliche Wesen.

Noch herrlicher tritt dieses in seiner Gesinnung und in seinem Wandel an das Licht. Du bemerkest bei ihm nicht blos die menschliche Tugend in derjenigen Vollkommenheit, zu welcher sie nur in der innigsten Gemeinschaft mit Gott gelangen kann, sondern auch in derselben wahrhaft göttliches Denken, göttliches Wollen, göttliches Thun, daß er sagen durfte: „ich und der Vater sind eins, du Vater in mir, und ich in dir." Es ist die göttliche Heiligkeit, was in der Reinheit seines Gemüthes, es ist die göttliche Liebe, was in seiner Huld und Milde, in seinem Erbarmen und Vergeben, in seinem Wirken und Leiden für die Menschen sich

an den Tag legt. Dieſe Reinheit, dieſe Huld und Milde — kannſt du ſie betrachten, ohne von der Herrlichkeit des eingebornen Sohnes bis zur Anbetung erfüllt zu werden?

Als der Sohn Gottes redet und handelt er nun auch aus göttlichem Anſehen. In dem Gefühle ſeiner göttlichen Hoheit vergibt er Sünden, nennt er ſich einen Herrn des Sabbathes, treibet er die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel, was von einem Geringern die ſtrafbarſte Anmaßung geweſen wäre. Den Sohn Gottes hören wir, wenn er ſpricht: „ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch mich, ohne mich könnet ihr nichts thun, der Vater hat euch lieb, darum, daß ihr mich liebet, ich ſuche nicht meine Ehre, es iſt aber Einer, der ſie ſuchet und richtet.“ Eine ſolche Sprache hätte ein andrer, ſelbſt ein von Gott Erleuchteter, ein Prophet, ein Apoſtel, nur in einem, an Wahnſinn grenzenden Dünkel führen können. Dem Sohne Gottes ſtehet ſie zu, indem er ſie führt, offenbart er ſeine göttliche Hoheit, und uns gebühret, ſie in Ehrfurcht zu hören.

Göttliche Macht, göttliches Wiſſen, göttlicher Sinn und göttliches Anſehen, das iſt es, was wir denken und empfinden — wovon wir in der Tiefe des Gemüthes bewegt werden ſollen, ſo oft wir mit den Jüngern beken-

nen: „du biſt wahrlich Gottes Sohn.“ Indem wir dieſes denken, empfinden, davon in der Tiefe des Gemüthes bewegt werden, erkennen wir in ihm den Sohn Gottes, wie er von Menſchen erkannt werden kann. Du ſtelleſt ihn nie zu hoch, ſo lange du nur nicht vergiſſeſt, daß er ſelbſt geſagt hat: „der Vater iſt größer als ich.“ Du thuſt, was du ihm ſchuldig biſt, wenn du ihm göttliche Ehre erweiſeſt, und ihm gebührt, daß vor ihm die Knie beuge, was im Himmel, auf Erden und unter der Erde iſt, vor ihm, dem Sohne Gottes in göttlicher Majeſtät und Herrlichkeit von Anbeginn und von Ewigkeit zu Ewigkeit.

---

Chriſtus iſt Gottes auch in der Beziehung, daß er, als der Sohn Gottes, einen göttlichen Rathſchluß ausführt.

„Meine Speiſe,“ ſpricht er, „iſt die, daß ich thue den Willen deß, der mich geſandt hat, und vollende ſein Werk,“ und am Schluſſe ſeines Wandels auf Erden: „Vater, ich habe dich verkläret, und vollendet das Werk, das du mir gegeben haſt, daß ich es thun ſollte.“

Gott hatte ihm ein Werk gegeben, in einem andern Sinne, als in welchem er uns ein Werk gegeben hat, nämlich das Werk unſeres Berufes, das wir nur dann

wurdig treiben, wenn wir es als ein von Gott uns befohlenes betrachten und behandeln. Uns hat er das Werk mittelbar gegeben, durch die Fähigkeiten, die er uns verliehen, durch die Neigungen, die er uns eingepflanzt, durch die Gemüthsart, die er uns anerschaffen, durch die Umstände und Rathgeber, die auf unsre Wahl eingewirkt, durch die Menschen, welche uns unsre Stelle angewiesen. Christo ist es gegeben unmittelbar von Gott selbst. Wir hatten zu forschen und zu suchen, welches das uns von Gott bestimmte Werk sein möge, und konnten daher irren und fehl greifen. Christo ist das Werk, welches er ausrichten soll, auf das genaueste bezeichnet, er ist ausdrücklich damit beauftragt, so daß ihm gar kein Zweifel darüber entstehen kann; er besitzt die klarste und entschiedenste Gewißheit davon, daß er dieses Werk zu vollbringen habe, und es ist kein anderes, womit er es verwechseln könnte.

Er soll einen, ihm bekannten, Rathschluß Gottes ausführen. Es ist der Rathschluß, die Menschen, wie sie von ihm abgewichen und mit ihm zerfallen sind, mit sich zu versöhnen, und in das ursprüngliche Verhältniß zurück zu versetzen, den alten Sinn, den Sinn des Verderbens, in ihnen zu zerstören, einen neuen Sinn, den ihm wohlgefälligen, in ihnen hervorzubringen, sie in ein, ihm ungetheilt angehörendes Reich zu sammeln, und sie in dem-

ſelben, durch unabläſſig fortſchreitende Heiligung ihres ganzen Weſens, zu dem Leben in dem ewigen Reiche ſeiner Herrlichkeit, welches im Himmel iſt, geſchickt zu machen.

Nur ein Weſen, in welchem göttliche Macht, göttliches Wiſſen, göttliche Weisheit wohnt, und das in göttlicher Heiligkeit und Liebe im Stande war, ſich ein unendliches Verdienſt zu erwerben, nur der Sohn Gottes vermochte es, dieſen Rathſchluß auszuführen. Er hat es übernommen, und iſt dazu auf Erden erſchienen. Von Anfang an hat er, obwohl auch der menſchlichen Natur theilhaftig, mit Beſeitigung alles deſſen, was der Menſch auf Erden begehrt und anſtrebt, nur dies Eine im Auge, und alles, was er vornimmt, iſt auf dies Eine gerichtet. Er will nichts, als das Werk Gottes vollenden, und da er es nicht vollenden kann, ohne ſich einem gewaltſamen Tode zu unterwerfen, ſo will er auch des gewaltſamen Todes ſterben. „Des Menſchen Sohn," ſpricht er, „iſt nicht gekommen, daß er ihm dienen laſſe, ſondern daß er diene, und gebe ſein Leben zur Erlöſung für viele," und indem er den Todesweg antritt, ſagt er zu den Jüngern: „des Menſchen Sohn gehet dahin, wie es beſchloſſen iſt."

Er predigt das Evangelium von dem Reiche, daß das Reich Gottes, welches ſein Weſen inwendig im

Menſchen hat, herbeigekommen, daß es Gewalt leide, und die ihm Gewalt thun es an ſich reißen, und heilet allerlei Seuchen und Krankheiten unter dem Volke. Er gibt über dieſes Reiches Natur und Beſchaffenheit, ſeinen Urſprung, ſeinen Fortgang, ſeine Vollendung und die Bedingungen, an welche der Eintritt in daſſelbe geknüpft iſt, die nöthige Auskunft. Er offenbaret den Namen des Vaters, wie kein Prophet ihn zu offenbaren vermochte, damit er in dem Reiche auf die rechte Art verehrt werden könne. Er ergänzt das Geſetz, daß es aus einem Geſetze des äußerlichen Lebens zu einem Geſetze des innern Menſchen werde, zu einem göttlichen Reichsgeſetze ſich eignend. Er ſtraft die Sünde, decket auf die verborgenen Tücken und den vielfältigen Betrug des Herzens, rufet die Sünder zur Buße, ladet die Mühſeligen und Belaſteten ein, von ihm Erquickung und Ruhe zu empfangen. Er gibt ſich in das bittre Leiden und den ſchmachvollen Tod dahin, und erduldet alles mit ſtiller Unterwerfung. Nachdem er von den Todten auferſtanden iſt, ertheilt er denen, die er zu ſeinen Boten erſehen hat, die nähern Aufträge, und kehrt dahin zurück, woher er gekommen, um von dorther ſeinen Geiſt auf ſie zu gießen, und herrſchend über das von ihm geſtiftete Reich, es der völligen Vereinigung mit dem Reiche im Himmel entgegen zu führen.

Was Christus gethan, den Rathschluß Gottes zu verwirklichen, das ist in gleichem Maße aus Liebe und aus Gehorsam geschehen, aus Liebe zu den Menschen und aus Gehorsam gegen seinen Vater. Der Gehorsam aber wäre allein hinreichend gewesen, ihn zu allem, was er dabei zu übernehmen hatte, zu vermögen. „Auf daß die Welt erkenne," spricht er, „daß ich thue, wie mir der Vater geboten hat, stehet auf und lasset uns von hinnen gehen." Der Wille des Vaters ist überall sein Wille, und darum auch die Richtschnur seines Verhaltens. Wie der Vater es ihm vorgeschrieben, in der Weise und in der Ordnung richtet er das Werk aus, so bedient er sich seiner göttlichen Macht, seines göttlichen Wissens und seiner göttlichen Weisheit, und die Offenbarungen seiner göttlichen Heiligkeit und Liebe sind der reinste Ausdruck der Gebote des Vaters.

Christus ist Gottes: denn er führt einen göttlichen Rathschluß aus. Bist du nun Christi, und, als sein Eigenthum, bemüht, seine Sache zu fördern: dann arbeitest du mit an der Ausführung dessen, was Gott, nach seiner unerforschlichen Weisheit und nach seiner grundlosen Barmherzigkeit, zum Heile der Welt von Ewigkeit beschlossen hat. Welch eine starke, welch eine dringende Aufforderung, dich der Sache Christi mit allem Ernste und mit Daransetzung deines ganzen Vermö-

gens zu widmen! Alles andre, was du beginneſt, kann dir fehlſchlagen; aber was du für die Sache Chriſti, welche die Sache Gottes iſt, was du als Werkzeug eines göttlichen Rathſchluſſes thuſt, das hat ſeinen gewiſſen Erfolg und ſeinen herrlichen Lohn. Und was kann denn ein Menſch wohl größeres und ſeligeres ſein, als, in der Gemeinſchaft mit Chriſto, das Werkzeug eines göttlichen Rathſchluſſes? Wie vermöchteſt du Gott genug dafür zu preiſen, daß er einer ſolchen Ehre und eines ſolchen Glückes dich würdigt!

---

Chriſtus iſt Gottes; er führt den göttlichen Rathſchluß aus, daß Gott durch ihn und an ihm verherrlicht werde.

Durch die Ausführung ſeiner Rathſchlüſſe wird Gott verherrlicht: denn ſie ſind alle groß, zu allen wirket ſeine Weisheit, ſeine Heiligkeit, ſeine Gerechtigkeit, ſeine Gnade und Treue. Wir können ſie aber in ihrer Größe und in ihnen die Größe Gottes erſt dann recht erkennen, wenn ſie ausgeführt werden, wo neben der Weisheit, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Gnade und Treue, auch ſeine grenzenloſe Macht ſich kund gibt. Er führt ſie aus in den Veränderungen der Welt, in den Schickſalen der Völker, in dem Leben des

einzelnen Menſchen. Indem du hier ihnen nachforſcheſt, mußt du ſie anbeten — auch in ihrer Unergründlichkeit. „O, welch eine Tiefe," ruft Paulus aus, „beides der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! wie unbegreiflich ſind ſeine Gerichte, wie unerforſchlich ſeine Wege!" Unter allen Rathſchlüſſen Gottes aber iſt der, den ſündigen Menſchen mit ſich zu verſöhnen, zu heiligen und in ſein ſeliges Reich zu erheben, der größte. Es iſt ein Rathſchluß der freieſten Gnade, weit hinausgehend über der Menſchen Gedanken. Er betrifft das Heil unſterblicher Seelen. Er dehnet über die ganze Geſchichte unſers Geſchlechtes ſich aus. Er umfaſſet der Dinge Anfang und Ende, und verbindet Zeit und Ewigkeit. Sieheſt du nun, wie er durch Chriſtum ausgeführt wird: kannſt du dich erwehren, in die Stimmen in dem Buche der Offenbarung, welche ausrufen: „Lob und Ehre, Preis und Dank ſei unſerm Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit!" die deinige einklingen zu laſſen?

Der Rathſchluß Gottes, den Chriſtus ausführt, hat aber auch die Verherrlichung Gottes zu ſeinem letzten Ziele: denn er gehet dahin, daß dermaleinſt Gott Alles in Allem ſei, alle Weſen ihm unterthan, er herrſchend nicht blos über alle, ſondern auch in allen, er aller Licht und Leben, Stärke und Wonne. Die durch Chriſtum mit ihm Verſöhnten ſollen ſein Volk und

Erbe ſein, ein königliches Prieſterthum, alle Zeit vor ihm ſtehen, ihm zu opfern im heiligen Schmucke, und zu verkündigen ſeine Tugenden, die Tugenden deſſen, der ſie berufen hat von der Finſterniß zu ſeinem wunderbaren Lichte. Sie ſollen ſeine Herrlichkeit ſehen, und durch ihre Herrlichkeit von ſeiner Herrlichkeit zeugen. „Der Erſtling Chriſtus, darnach die Chriſto angehören, wann er kommen wird, darnach das Ende, wo er das Reich Gott und dem Vater wird überantworten, und aufheben alle Herrſchaft und alle Obrigkeit und Gewalt. Wenn aber alles ihm unterthan ſein wird, alsdann wird auch der Sohn ſelbſt unterthan ſein dem, der ihm alles untergethan hat.“ Der Sohn will auch durch ſein Werk den Vater verklären, und unter den Bitten, welche er die Jünger lehrt Gott vortragen, iſt die erſte: „geheiliget werde dein Name.“

„So wäre denn nicht die Verherrlichung Chriſti der Zweck, für welchen wir durch ihn erkauft ſind?“ Sie iſt auch Zweck, aber nicht der letzte; der letzte iſt die Verherrlichung des Vaters. Ihr ſeid Chriſti, Chriſtus aber iſt Gottes. Wie Paulus an einem andern Orte ſpricht: „alle Zungen ſollen bekennen, daß Jeſus Chriſtus der Herr ſei zur Ehre Gottes, des Vaters.“ Auch durch die Herrlichkeit, die Chriſtus durch die Seinigen und an den Seinigen hat, wird der

Vater verherrlicht. Macheſt du, als Chriſti Eigenthum, Chriſtum den Menſchen bekannt, ſo macheſt du den Vater ihnen bekannt; verbreiteſt du den Ruhm Chriſti, ſo verbreiteſt du den Ruhm des Vaters; preiſeſt du das Heil Chriſti, ſo preiſeſt du das Heil Gottes; gewinneſt du Menſchen für Chriſtum, ſo gewinneſt du ſie für Gott; mehreſt du das Reich Chriſti, ſo mehreſt du das Reich Gottes. Durch alles, was du für Chriſtum thuſt, wirkeſt du zu Gottes Verherrlichung: denn Chriſtus iſt Gottes.

Du verherrlicheſt Gott, indem du Chriſtum durch deine Geſinnung und durch deinen Wandel verherrlichſt: denn es iſt Gott, der dir durch Chriſtum ſeinen Willen, welcher in deiner Geſinnung und in deinem Wandel ſich ausdrückt, kund gethan, der durch Chriſtum die Geſinnung in dir geſchaffen, zu dem Wandel dich tüchtig gemacht hat. Die Kraft Chriſti, die in dir wirket, iſt die Kraft — das Leben Chriſti, das dich erfüllt, iſt das Leben Gottes in dir. Chriſto nachahmend, ahmeſt du Gott nach; der Sohn thut nichts von ihm ſelber, ſondern was er den Vater thun ſieht, das thut er. Der Chriſt iſt Gottes Nachfolger, wenn er in der Liebe wandelt, gleich wie Chriſtus uns geliebet hat. In der Herrlichkeit Chriſti erblickt man an dir die Herrlichkeit Gottes. Alles, was an dir heilig und herrlich iſt, iſt Gottes durch Chriſtum, und wenn die Menſchen deine guten Werke und

die Tugenden ſehen, die du in der Gemeinſchaft mit Chriſto, durch die Wirkung ſeines Geiſtes, dir zu eigen gemacht, können ſie nicht umhin, den Vater im Himmel zu preiſen.

Wird Chriſtus durch der Chriſten himmliſche Vollendung und Seligkeit verherrlicht: ſo wird zuletzt Gott dadurch verherrlicht — Gott in Chriſto. Gott hat Chriſtum ihnen gegeben, damit ſie der Vollendung fähig und der Seligkeit theilhaftig werden könnten — und ſie Chriſto, damit ſie jener fähig und dieſer theilhaftig würden. „Es kann," ſpricht Chriſtus, „niemand zu mir kommen, es ſei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich geſandt hat." Die Macht, mit welcher Chriſtus ſie von allen ihren Mängeln befreit, alles Uebel von ihnen entfernt, was durch die Sünde an ihnen zerſtört worden, wieder herſtellt, ſie zu den höchſten Stufen des menſchlichen Daſeins erhebt, und ihnen gewährt ſelig zu ſein, hat Gott ihm verliehen. Aus Gottes Fülle beſtrahlet er ſie mit dem Lichte, durchſtrömet er ſie mit den Kräften und Wonnegefühlen des ewigen Lebens. Alles, was man an ihnen wahrnimmt, alles, was ſie auf Chriſti Befehl, in den Kreiſen, die er ihnen angewieſen, für die Zwecke, die er ihnen aufgegeben, ausrichten, das iſt Gottes, weil Chriſtus Gottes iſt; es gereicht Gott zur Verherrlichung, indem es Chriſto zur Verherrlichung gereicht.

Sind wir Chriſten: ſo iſt alles unſer, es ſei Paulus oder Apollo, Kephas oder die Welt, das Leben oder der Tod, das Gegenwärtige oder das Zukünftige, wir aber ſind Chriſti, Chriſtus aber iſt Gottes, wir alſo auch Gottes ſammt allem, was uns dienet, und uns gebührt, uns ſammt allem dem Unſrigen der Verherrlichung Gottes in Chriſto zu weihen.

Forſche nach dem Zwecke der Schöpfung. Er kann kein anderer ſein, als des Schöpfers Ehre. Zu ſeiner Verherrlichung hat Gott alle Dinge in das Daſein gerufen, und ſeine Herrlichkeit leuchtet an allen ſeinen Werken. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feſte verkündigt ſeiner Hände Werk. Ein Tag ſagt es dem andern und Eine Nacht thut es kund der andern.“ Der Menſch iſt geſchaffen, Gottes Herrlichkeit in ſeinen Werken zu ſchauen und anzubeten, ſie an ſich ſelbſt darzuſtellen, und dahin zu wirken, daß ſie allenthalben erkannt und angebetet werde. Durch unſer Sein und all unſer Thun Gott zu verherrlichen — das iſt unſre Beſtimmung. Hierzu — hierzu allein — ſind wir mit Vernunft begabt worden. Nur in der Verherrlichung Gottes können wir Seligkeit finden, wie Gott allein das unvertilgbare Sehnen unſers Herzens ſtillen kann, und er in unſrer Seligkeit am meiſten verherrlicht wird.

Wir haben unſre Beſtimmung verlaſſen und Gott aus den Augen verloren, und ſuchen überall unſre eigne Verherrlichung. Durch Chriſtum iſt es uns möglich gemacht, zu ihr zurück zu kehren. Er hat ſich für uns dahin gegeben, damit wir, als ſein Eigenthum, zu ihr zurück kehren möchten. Iſt es bei dir noch nicht geſchehen: ſäume nicht. Haſt du es gethan: ſo ſuche nun auch, mit Verzichtleiſtung auf jedes Eigene, überall die Verherrlichung Gottes — ſie auch in dem, was du für dich zu ſuchen genöthigt biſt, und richte alle deine Bemühungen ſo ein, wie er durch ſie am meiſten verherrlicht werden kann. Alles zu Gottes Ehre!

## XIII.

# Die Fremde und die Heimath.

Wir haben hier keine bleibende Stadt, ſondern die zukünftige ſuchen wir.

Ebräer 13, V. 14.

Wir haben hier keine bleibende Stadt, ſondern müſſen, früher oder ſpäter, jedenfalls in nicht gar langer Zeit, von dannen. Die Jahre kommen und gehen, und ziehen uns mit ſich fort dem Ziele zu; wir können wohl am Wege einkehren, aber dürfen nirgend verweilen. Wir ſprechen: „hier iſt gut ſein, hier laſſet uns Hütten bauen;“ aber kaum iſt das Wort aus unſerm Munde, ſo werden wir ſchon genöthigt, aufzubrechen. Das Meiſte geht mit uns, auf demſelben und auf eignem Wege, jetzt ſich uns zugeſellend, dann wieder von uns ſich trennend, und nur was geringer iſt als wir, bleibt hinter uns zurück. Kein Augenblick in unſerm Leben, wo ſich nicht etwas veränderte, und keine Veränderung,

die uns nicht mahnte, daß wir hier keine bleibende Stadt haben. Keine Erſcheinung, die nicht entflöhe, und von der Flucht unſrer Tage zu uns redete. Das Geſtern iſt ein Heute geweſen, das Heute wird ein Geſtern, das Morgen wird ein Heute ſein; und bald wird es heißen: geſtern war er da, heute iſt ſeine Stätte leer, morgen wird ein anderer ſie eingenommen haben. Die Sonne geht auf und geht unter, und immer wieder auf; aber nach wenigen Jahren beſcheinet ſie ein anderes Menſchengeſchlecht. Der Frühling kehrt wieder, aber Tauſende von denen, welchen er zuletzt noch die Pfade geſchmückt, findet er nicht mehr. Unſre Kindheit mit ihren frohen Spielen und ſüßen Träumen haben wir in dämmernder Vergangenheit zu ſuchen. Unſre Jugend mit ihrem Gelächter und mit ihren Hoffnungen iſt weit hinter uns. Die männlichen Jahre mit ihren Arbeiten und Verſäumniſſen, mit ihren gelungenen und fehlgeſchlagenen Bemühungen, mit ihren Plagen und Sorgen ſind zurückgelegt. Wir ſind Greiſe geworden und hangen mit dem Leben faſt nur noch durch halb erloſchene Erinnerungen zuſammen. Die Gefährten unſrer Kindheit und Jugend ruhen im Grabe, die meiſten von ihnen haben uns nur eine kleine Strecke begleiten dürfen, in der kürzeſten Zeit wird man uns zu ihnen legen, nur ein flüchtiges Andenken, nur ein Name wird von uns

noch vorhanden ſein — und wie lange? ſo iſt auch das Andenken ausgetilgt, der Name verklungen.

Ein Greis biſt du noch nicht geworden: aber du hoffeſt es zu werden.

Was bezeugen dir indeß die Geſpielen deiner Kindheit, die Freunde deiner Jugend, die Genoſſen deiner reifern Jahre, der Vater, die Mutter, das Kind, der Bruder, die Schweſter, der Gatte, die du längſt beſtattet haſt? Gehet die Seuche an den Kindern, den Jünglingen, den Jungfrauen, den Männern und Frauen vorüber, um nur die Abgelebten hinweg zu raffen? An keinem Lebensalter geht ſie vorüber, und ſie richtet in den Schaaren der Jungen und Lebenskräftigen noch größere Verwüſtungen an, als in dem Häuflein der Alten. Kinder des Tages, der Stunde, des Augenblickes ſind wir. Wenn die Stimme aus der Höhe ruft: „komm wieder, du Menſchenkind!“ ſo folgen wir, ſo werden wir, widerſtrebend, fortgeriſſen, die Stärke des Leibes, die Friſche der Geſundheit verleihet keinen Schutz, und keine menſchliche Kunſt vermag unſer Leben um eine Minute zu verlängern — unſer Leben, welches nichts anders iſt, als ein Gang zum Grabe, ein Weg des Todes.

Wir haben hier keine bleibende Stadt, und ſind auf der Wanderung begriffen. „Wir ſind Fremdlinge und Gäſte vor dir,“ ſpricht David, „wie unſre Väter alle; unſer Le-

ben auf Erden iſt wie ein Schatten und iſt kein Aufenthalt.“ „Der Menſch, vom Weibe geboren,“ heißt es bei Hiob, „lebt kurze Zeit, und iſt voll Unruhe, gehet auf, wie eine Blume, und fällt ab, fliehet, wie ein Schatten und bleibet nicht.“

Weißt du das? Du weißt es, und weißt es nicht. Du weißt es, als ob du es nicht glaubteſt. Du weißt es, und denkſt nicht daran, und vergiſſeſt es wieder, ſo oft du daran erinnert wirſt. Du weißt es, und richteſt dich ein, und haſt dich, und betrübſt dich und freueſt dich und ſtrebeſt, als ob du hier immer verweilen würdeſt, und redeſt von den kommenden Jahren in die weiteſte Ferne hinaus, und rechneſt auf ſie, als ob ſie dir gar nicht fehlen könnten, und wenn du zuweilen der Zeit erwähneſt, wo du nicht mehr hier ſein wirſt, iſt dir, als redeteſt du von einem andern.

Wir haben hier keine bleibende Stadt. Was hältſt du denn die Dinge, die nur ſo lange einen Werth für uns haben, als wir auf dieſer Erde leben, ſo hoch, und bemüheſt dich um ſie ſo eifrig, und quäleſt dich um ſie den Einen Tag, wie den andern, und gönneſt dir keine Ruhe, und verbitterſt dir jede Freude, und lebeſt immerfort in Aengſten, das nicht zu erreichen, was du im Auge haſt, das einzubüßen, was du bereits an dich gebracht, und verſäumeſt darüber das viel Wichtigere, und macheſt dir zu Feinden, die deine Freunde ſein könnten,

und belaſteſt dein Gewiſſen mit Unrecht und mannichfaltiger Sünde um ſchnöden Gewinnes willen? Mag es dir damit beſſer gelingen, als ſo vielen andern neben dir: kann es dir nicht ergehen, wie jenem Manne im Evangelio, daß, indem du ſprichſt: liebe Seele, du haſt einen Vorrath auf viele Jahre, iß, trink und habe guten Muth, es zu dir heißt: dieſe Nacht wird man deine Seele von dir fordern; weß wird es ſein, das du bereitet haſt? Meiner Kinder, ſagſt du, wird es ſein, denen ich es zurück laſſe; für ſie ſammle ich, für ſie mühe ich mich ab, daß ſie es in der Welt bequem und gut haben, und der Genüſſe theilhaftig werden, die ich mir verſagte. Laſſen wir dahin geſtellt, wie viel hierin Wahrheit und wie viel bloßes Vorgeben ſei, dahin geſtellt, ob, indem du deine Kinder nenneſt, du nicht dich ſelbſt meineſt, deine Freude an Erwerb und Gewinn, dein Wohlgefallen an dem Geſammelten, dein Selbſtgefühl in dem Bewußtſein eines reichen Beſitzes: haben denn deine Kinder hier eine bleibende Stadt? werden ſie ſo lange genießen, daß es die Mühe und Angſt, die du dir gemacht, die Lebensverkümmerung, die du dir bereitet, die Feindſchaften und Gewiſſensverletzungen, die du dir zugezogen, aufwiegt? Kann ihnen nicht beſchieden ſein, dir in kurzer Zeit nachzufolgen, oder gar zu ſterben, ehe du deine Laufbahn vollendet haſt? Unter den Dingen, um die du dich ſo

eifrig bemüheſt, ſind ſolche, die du deinen Kindern nicht zurück laſſen kannſt. Oder wirſt du auch den Namen, den du dir erworben, die Macht und den Einfluß, die du dir zu Wege gebracht, die Ehrenſtellen, zu denen du dich emporgeſchwungen, auf deine Kinder vererben? Es kann geſchehen, daß das Anſehen, worin der Vater geſtanden, dem Sohne bei dem Einen und andern zur Fürſprache gereicht, ihm Gunſt und Förderung verſchafft. Es kann aber auch geſchehen, daß der Neid über des Vaters Auszeichnung, ein Verdruß über das, was ihm, wie man glaubt, unverdienter Weiſe zu Theil geworden, eine Erbitterung, ein verhaltener Ingrimm der Zurückgeſetzten, der Uebertroffenen ſich in Feindſchaft und Verfolgung an dem Sohne ausläßt. Geſtehe es nur: du ſucheſt dieſe Dinge nicht für deine Kinder, ſondern für dich ſelbſt. Aber ſiehe, wenige Tage, nachdem du das Ziel erreicht haſt, um welches du Jahre lang die härteſten Anſtrengungen gehabt, entbehrt, dich gebeugt, das Widerwärtigſte erduldet, ja in dem Augenblicke, wo du es erreicht haſt, nimmt der Tod dich hinweg, auf dem Wege zu dem Ziele hin ereilt er dich. Wofür haſt du nun dich angeſtrengt, entbehrt, dich gebeugt, das Widerwärtige erduldet?

Wir haben hier keine bleibende Stadt. Was trägſt du dich denn mit Sorgen, die dein ganzes Weſen beklem-

men und verdüſtern, dir Speiſe und Trank vergällen, den Schlaf von deinen Augen treiben, um künftige Jahre, die leicht für dich nicht erſcheinen möchten, um den Ausgang einer dir am Herzen liegenden Sache, den du kaum überleben, vielleicht nicht einmal erleben wirſt, um ein dich bedrohendes Ereigniß, an deſſen Laſt du nur wenige Jahre wirſt zu tragen haben, das vielleicht erſt dann hereinbricht, wann es dich nicht mehr auf Erden antrifft? Was betrübeſt du dich ſo ſehr über Fehlſchlagungen, die du erfahren, über den Verluſt, die Erniedrigung, die du erlitten, über die Noth, mit der deine Widerſacher dich bedrängen? Wäre dir gelungen, was dir fehlgeſchlagen iſt, wie lange würdeſt du dich deſſen zu erfreuen haben? wie lange noch wird es einen Unterſchied machen, ob dir gelungen iſt, oder fehlgeſchlagen? wie lange würdeſt du deſſen, was du eingebüßt, noch haben genießen können? wie bald wirſt du den Verluſt nicht mehr betrauern! wie lange wird die Erniedrigung noch von dir empfunden werden? wie bald wird man das, was dir begegnet iſt, vergeſſen haben, weil man dich ſelbſt vergeſſen hat! wie lange wird eine Plage, von Menſchen dir zugedacht, noch im Stande ſein, dich zu erreichen? wie bald wird das, was ſie dir bereits zugefügt, mit deinem Leben abgethan ſein!

Wir haben hier keine bleibende Stadt. Darum

was du thun willſt, das thue bald. Haſt du zum Beſten der Deinigen noch Einrichtungen zu treffen: ſäume nicht. Liegt dir daran, ein angefangenes Geſchäft noch zu beendigen: halte dich dazu, und widme ihm alle Zeit und Kraft, die du dafür gewinnen kannſt. Möchteſt du vor deinem Hingange ein Mißverſtändniß zwiſchen dir und andern beſeitigt ſehen, dich mit einem Menſchen verſöhnen, mit dem du in Feindſchaft lebſt, einem Menſchen noch etwas Gutes erzeigen, um den du dich bisher nicht bekümmert haſt, während dir doch nahe lag, dich ſeiner anzunehmen: beeile dich. Drängt es dich, dich einem Menſchen, der dein Wohlthäter geworden, dankbar zu beweiſen, eine Verpflichtung, die du übernommen haſt, zu löſen, etwas, das du ſchlimm gemacht, wieder gut zu machen, etwas, das du widerrechtlicher Weiſe an dich gebracht, zu erſtatten, für das Uebel, das du jemand zugefügt, Entſchädigung zu leiſten, eine arge Nachrede, die du dir erlaubt, zu widerrufen: hüte dich aufzuſchieben. Biſt du im Beſitze eines Wiſſens, einer Kunſt, einer Geſchicklichkeit, die deinen Nebenmenſchen nützlich ſein kann: zögere nicht zu offenbaren, zu lehren, mitzutheilen, du thäteſt es auf die Gefahr, mit in dein Grab zu nehmen, was nicht dein Eigenthum iſt, der Menſchheit zu entziehen, was dir für ſie verliehen worden. Kannſt du dir nicht verbergen, von der Schuld, in welche

du dadurch, daß andre für dich geſorgt und gearbeitet haben, gerathen biſt, wenig oder nichts abgetragen zu haben, wünſcheſt du das Gedächtniß eines für andre ſegensreichen Lebens zurück zu laſſen, wofür bis jetzt wenig oder nichts geſchehen iſt: friſch an das Werk, für welches dir nur noch wenige Tage übrig ſein möchten. Sprich nicht: morgen! Heute noch! Morgen kann dein Mund auf immer verſtummt, deine Hand auf immer erſtarrt ſein. Gedenke der Worte Chriſti: „ich muß wirken die Werke deß, der mich geſandt hat, ſo lange es Tag iſt; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“ Die Nacht kann ſchnell hereinbrechen.

Wir haben hier keine bleibende Stadt. Das tröſte dich über den Hingang derer, die aus dieſem Leben ab- und von dir hinweg gerufen worden ſind.

Sie hatten hier keine bleibende Stadt, und es mußte ein Tag kommen, der ihrem Leben auf Erden und mit dir ein Ende machte. Dieſer Tag iſt erſchienen, — dir zur Betrübniß, aber nicht ſo, daß es dich befremden dürfte. Eine Zahl von Jahren, die darüber hinaus ginge, war ihnen, war dir nicht zugeſichert. Sie konnten dir noch früher entriſſen werden, und du mußteſt immer darauf gefaßt ſein, ſie zu verlieren. Traurige Verblendung, wenn du es nicht warſt, nicht eben ſo wohl warſt, als wäre das Uebel, das ihren Tod herbei

geführt, dir bekannt gewesen. Sie haben es mit ihrem Leben so weit gebracht, als es ihnen von Gott beschieden war, denn ihre Tage waren auf sein Buch geschrieben, als ihrer noch keiner da war. Nach seiner Fügung durften sie dich nicht früher verlassen und nicht länger bei dir verweilen, darum dich nicht früher verlassen und nicht länger bei dir verweilen, weil das Eine und das andre weder für dich noch für sie gut gewesen wäre, und niemand hätte darin etwas ändern können, keine Vorsicht, keine Kunst, kein unversuchtes Mittel. Wohl ihnen, wohl dir, daß niemand darin etwas ändern konnte! Sind seine Absichten dir unerforschlich? wie oft sind sie uns das bei dem, was dem Menschen in seinem Leben begegnet! Wir wissen aber, daß sie in den Tiefen seiner Huld und Gnade ruhen.

Auch du hast hier keine bleibende Stadt. Du wirst denselben Weg gehen, den sie gegangen sind, du wirst auf diesem Wege ihnen folgen zu der Zeit, die Gott festgesetzt hat. Sie ist nicht fern — mag sie nach Tagen oder nach Jahren oder nach Jahrzehnden zu zählen haben, denn wenig ist die Zeit unsrer Wallfahrt.

Meinest du das, statt darin Trost zu finden, beklagen zu müssen? Hast du denn nichts vernommen von den Krankheiten und Schmerzen, den Beschwerden und Entbehrungen, der Schwachheit, der Einsamkeit, der

Verlaſſenheit, der Verödung des höhern Alters? Und ſollte uns das Leben in der Friſche der Jugend oder in der Kraft der männlichen Jahre immer erhalten werden: haſt du es in deinem Leben ſo gut gehabt, daß du dies wünſchenswerth finden könnteſt? Möchteſt du alles, was du erlebt, noch ein Mal durchleben? Gewiß nicht. Aber warum ſollteſt du nicht, wenn die Annehmlichkeiten und Vergnügungen, die du genoſſen, die Laſten und Plagen, die Aengſten und Schmerzen, die du gehabt, überwögen? „Wenn es köſtlich geweſen, iſt es Mühe und Arbeit geweſen," ſagt der 90te Pſalm von dem Leben der Menſchen. „Da ich aber anſahe," ſpricht ein Mann, dem die Mittel zu Gebote ſtanden, ſich zu verſchaffen, was ſeine Augen wünſchten, und was ſein Herz fröhlich machen konnte, „alle meine Werke und Mühe, die ich gehabt, ſiehe, da war es alles Jammer, ſolche unſelige Mühe hat Gott den Menſchenkindern gegeben, daß ſie ſich darin müſſen quälen." Haſt du davon nichts erfahren: ſo haſt du nicht menſchlich gelebt, ſondern als ein Fühlloſer, als ein Thor. Du kennſt die Dichtung von dem Manne, der nicht ſterben kann, ſondern auf der Erde wandern muß, bis Chriſtus kommt. Was iſt in derſelben das Gräßliche? Es iſt dies, daß der Menſch auf Erden ſollte können eine bleibende Stadt haben. Siehe! aus dem Leben, in welchem der fühlende

und beſonnene Menſch keine bleibende Stadt haben mag, aus dem Leben, in welchem jeder Tag ſeine Plage hat, in welchem tauſendfältiges Ungemach unaufhörlich uns nachſtellt, in welchem, wenn wir an uns ſelbſt kein Weh zu erdulden haben, von allen Seiten Klagen, herzzerreiſſende Klagen in unſer Ohr dringen, in jedem Augenblicke aber auch das Allerhärteſte uns an uns ſelbſt und den Unſrigen treffen kann, hat Gott ſie hinweggenommen. Du aber wolleſt ihnen gönnen die Raſt und den Frieden, wozu ſie gekommen ſind.

Um den rechten Troſt und mit dieſem die rechte Weiſung zu gewinnen, erwäge nun auch das Andre: die zukünftige ſuchen wir.

Unſer Leben auf Erden iſt ein beſtändiges Suchen und Nichtfinden. Siehe alle Mühe an, welche die Menſchen ſich machen, alle Beſchäftigung, in der ſie begriffen ſind, ob ſie etwas anders ſei, als ein Suchen. Frage alle, die dreißig, vierzig, funfzig Jahre geſucht, ob ſie gefunden haben. Kein einziger wird ja ſagen. Wie möchten ſie auch noch immer ſuchen, wenn ſie gefunden hätten? Wohl meinten ſie zuweilen, ſie hätten endlich gefunden, aber wenn ſie die Sache näher betrachteten, zeigte es ſich, daß ſie ſich getäuſcht hatten, und von neuem ſuchen mußten.

Worin hat das ſeinen Grund? Bei den meiſten zum Theile darin, daß dasjenige, dem ſie nachgingen, etwas andres war, als was ſie meinten, bei allen aber — und auch bei jenen vornehmlich — darin, daß das, was wir ſuchen, auf Erden gar nicht zu finden iſt.

Was ſuchen wir denn? Wir ſuchen etwas, das uns in jeder Hinſicht zu befriedigen vermag, ungeſtörte Ruhe des Gemüthes, ungetrübte Glückſeligkeit im Beſitze alles deſſen, was uns Freude gewähren kann.

Mit dieſem, von ihnen ſelbſt nicht deutlich erkannten Verlangen verfolgen nun einige den Geldgewinn, einige die Macht, einige die Ehre bei den Menſchen. Es gelinge ihnen, davon ſo viel an ſich zu bringen, als beſcheidenen Wünſchen genügen könnte: ſind ſie befriedigt? Nichts weniger als das. Sie meinen aber, ſie würden es ſein, wenn ſie erſt das Doppelte von dem, was ſie an ſich gebracht, erlangt hätten. Möge auch das ihnen gelingen: werden ſie befriedigt ſein? Eben ſo wenig, als ſie es bei der Hälfte geweſen; die Begierde wird, noch ungeſtümer, als zuvor, das Doppelte, das Dreifache fordern. Laß ihnen nun alles gegeben werden, was einem Menſchen hierin zu Theil werden kann, werden ſie befriedigt ſein? Wir wollen nicht fragen: werden ſie alles Ungemach und alle Schmerzen, welche dem Menſchen von außen her zugefügt werden, von ſich abwenden,

ſich von allen Sorgen und Aengſten befreien können? werden ſie nichts von der Pein fühlen, welche der Verdruß an andern, die eigne Leidenſchaft ihm verurſacht? Wir wollen nur fragen: werden ſie an dem, was ihnen zugefallen, eine reine, eine vollkommne Freude haben? Wir können es zuverſichtlich verneinen. Das Trachten anderer iſt auf tägliches, ſinnliches Wohlleben gerichtet. Möchten ihnen hierzu die Mittel und Gelegenheiten nie fehlen: werden ſie immer im Stande ſein zu genießen? wird nicht bald des Leibes Krankheit, bald des Geiſtes Verdüſterung, bald eine Verſtimmung, die, eine Wirkung des täglichen Wohllebens, dem Leibe und dem Geiſte zugleich angehört, ſie verhindern? wird nicht endlich das Alter ſie unfähig machen? Hiervon abgeſehen: fühlen ſie zu der Zeit ſich befriedigt, wo ſie in der günſtigſten Verfaſſung, bei friſchen Kräften des Leibes und des Geiſtes, des Wohllebens pflegen? Nur wenige werden das, im Widerſpruche mit ihrem Herzen, zu behaupten wagen. Wieder andere haben ſich der Wiſſenſchaft zugewendet, hoffend, abgeſchieden von der Welt, in der Beſchäftigung ihres Nachdenkens, in der Erweiterung ihrer Erkenntniſſe, in dem Entdecken und Verbreiten neuer Wahrheiten das zu finden, wornach ſie, ohne ſich deſſen recht bewußt zu ſein, das Verlangen in ſich tragen. Wird das Ungemach, das den Menſchen überall zu treſ-

ſen weiß, ſie in ihrer Abgeſchiedenheit nicht erreichen können? oder wird die Vertiefung in die Gegenſtände ihres Forſchens ihr Inneres demſelben unzugänglich machen? Werden ſie nicht auf Zweifel ſtoßen, die ſie nicht zu löſen, auf Dunkelheiten, die ſie nicht zu zerſtreuen vermögen, auf Wahrnehmungen und Beobachtungen, die ſie nöthigen, das hinfallen zu laſſen, woran ſie Jahre lang gebauet, ja woran ſie ſchon Jahre lang, als an einem Fertigen und Beſtehenden, ſich erfreut haben? werden ſie ſich nicht überall auf die Schranken, welche dem menſchlichen Verſtande geſetzt ſind, hingewieſen ſehen, und als die reifſte Frucht ihrer Anſtrengungen die Einſicht dahin nehmen müſſen, daß alles menſchliche Wiſſen Stückwerk bleibe? Aehnlichen Erfahrungen werden diejenigen nicht entgehen, welche in unausgeſetzter Berufs- und anderer äußerlicher Thätigkeit den Weg zu dem, was alle ſuchen, entdeckt zu haben glauben.

Du aber, Chriſt, weißt, daß man allein durch Erlöſung von der Sünde, durch Gewißheit von der Gnade Gottes und durch Vereinigung mit ihm, in der Dahingebung an ihn und dem Leben für ihn, in heiliger Geſinnung und der Ausübung aller Tugenden hierzu gelangen kann. Dieſen Weg haſt du eingeſchlagen, auf ihm ſucheſt du. Wohl dir, daß du ihn eingeſchlagen! wohl

dir, daß du ſucheſt! Du ſucheſt? Alſo gefunden haſt du noch nicht? Hoffeſt du noch zu finden? So lange du auf Erden lebeſt, wirſt du ſuchen müſſen. Du biſt von der Sünde ſo weit erlöſet, daß du nicht mehr unter ihrer Herrſchaft ſteheſt. Aber du wirſt nicht völlig aufhören zu ſündigen, du wirſt Lüſte und Begierden der Sünde in dir — und über ſie zu ſeufzen, mit ihnen zu kämpfen haben bis an dein Ende. Du biſt von der Gnade Gottes verſichert. Aber deine Gewißheit wird niemals ſtark genug ſein, jeder Niedergeſchlagenheit zu wehren, und alle finſtern Gedanken von dir zu treiben, ſie wird — o, wie oft! — ſich von ihnen angefochten, und nicht ſelten, wenn auch nur auf kurze Zeit, überwunden ſehen — bis zum Verzagen, bis zur völligen Muth- und Troſtloſigkeit. Du haſt dich Gott dahin gegeben, und fühlſt dich mit ihm in Gemeinſchaft. Aber, wie viel fehlt noch, wie viel wird immer noch fehlen, daß du an ihn dich verloren hätteſt, mit ihm Eins geworden wäreſt, nur für ihn lebteſt! wie oft dieneſt du dir, wirſt du immerfort dir dienen, ſtatt ihm! wie oft verſäumeſt du, was er dir befohlen! und ſo lange du auf Erden biſt, wirſt du dich trauriger Verſäumniſſe anzuklagen haben; wie viele Tugenden des Chriſten, von denen man nur die Anfänge bei dir wahrnimmt, und niemals mehr als die Anfänge wahrnehmen wird!

Suchen wir denn in der völligen Befriedigung, in ungeſtörter Gemüthsruhe und der ungetrübten Glückſeligkeit etwas, das nirgend zu finden iſt? Das kann nicht ſein: denn das Suchen iſt uns anerſchaffen, und wir können nicht davon abſtehen. So gewiß es uns anerſchaffen iſt, und wir nicht davon abſtehen können: ſo gewiß muß es einen Ort geben, wo das, was wir ſuchen, gefunden wird. Er iſt über der Erde, er iſt jenſeits des Grabes. Er iſt der, welchen unſre Schriftſtelle die zukünftige Stadt nennt, weil ſie, obwohl an ſich gegenwärtig, für uns zukünftig iſt, der, welcher anderwärtig genannt wird: die Stadt, die Grund hat, welcher Baumeiſter und Schöpfer Gott iſt, das neue, das himmliſche Jeruſalem, die Stadt des lebendigen Gottes, und von dem Paulus redet, wenn er ſpricht: „das Jeruſalem, das droben iſt, das iſt die Freie, die iſt unſer aller Mutter.“

Die zukünftige Stadt ſuchen wir, indem wir die volle Befriedigung, die ungeſtörte Gemüthsruhe, die ungetrübte Glückſeligkeit ſuchen, und das Suchen iſt das Pfand und Siegel unſrer Hoffnung, zu der Verheißung, die wir als Chriſten empfangen haben. Die Verheißung aber lautet: „es iſt noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes; unſer Wandel (Bürgerrecht) iſt im Himmel; wo ich bin, ſoll mein Diener auch ſein; Vater ich will,

daß, wo ich bin, die bei mir ſeien, die du mir gegeben haſt, daß ſie meine Herrlichkeit ſehen; in meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen, und ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten."

Wir ſuchen ſie, das heißt zunächſt: wir ſind an ſie gewieſen, wir ſehnen uns nach ihr, wir meinen ſie, wenn wir die volle Befriedigung, die ungeſtörte Gemüthsruhe, die ungetrübte Glückſeligkeit ſuchen. In dieſem Sinne ſuchen ſie alle, die meiſten freilich, ohne es zu wiſſen, und indem ſie um Dinge ſich bemühen, die ihr völlig fremd ſind, die uns in eben dem Maße, als wir uns mit ihnen zu ſchaffen machen, von ihr entfernen müſſen.

Es mögen aber nur diejenigen ſie finden, die im vollen Sinne des Wortes ſuchen.

Dazu gehört zuvörderſt, daß wir uns ihrer, als des von uns Geſuchten, in zuverſichtlichem Glauben, deutlich bewußt ſind. Sucheſt du ſie in dieſem Sinne; dann haſt du auf die Frage: „was ſucheſt du?" jederzeit die Antwort bereit: die zukünftige Stadt, die Stadt des lebendigen Gottes, und in ihr die volle Befriedigung, die ungeſtörte Ruhe, die ungetrübte Glückſeligkeit; du beſitzeſt davon, daß ſie vorhanden, und auch dir bereitet iſt, eine unerſchütterliche Ueberzeugung; du haſt auf ſie alle deine Hoffnungen geſtellt; du trägſt ſie immerfort in deinen Gedanken, und zeigeſt dich willig und ſtark,

jedes Leiden, das du für ſie erdulden ſollſt, auf dich zu nehmen, dich jeder Mühe, die für ſie dir angeſonnen wird, zu unterziehen, jedes Werk, das du für ſie auszurichten haſt, zu vollbringen, jeden Kampf, der für ſie zu beſtehen iſt, durchzukämpfen, jede Verleugnung, die ſie von dir fordert, und beträfe ſie dein Liebſtes, zu üben, und alles fahren zu laſſen, was man für ſie hingeben muß.

Zu dem Suchen im vollen Sinne des Wortes gehört zweitens, daß man ſich ernſtlich bemühe, ſich für ſie zu bereiten. Die in dieſem Sinne ſuchen, haben der Sünde, mit der man nicht in die heilige Stadt eingehen kann, in ihrem Herzen und Leben nachgeforſcht, und ſie in ihrem Weſen und in allen ihren Ausgeſtaltungen erkannt, erkannt ihre ſchweren Verſchuldungen, ihre große Entfremdung von Gott, die Zerrüttung und das Verderben ihres innern Menſchen; ſie haben ſich darum geängſtigt, darum tief betrübt, darüber heiße Thränen vergoſſen. Sie haben ſich nach Einem umgeſehen, der ihnen helfen könnte, da ſie es ſelbſt nicht vermochten. Man hat ihnen in Chriſto den gezeigt, der ſich für uns gegeben hat, auf daß er uns erlöſete von aller Ungerechtigkeit, und ſie haben in ihrer Angſt und Betrübniß glaubend an ihn ſich gewendet, haben zu ihm gefleht, daß er ſie annehme. Und er hat ſie angenommen, ſie der durch

ihn geſtifteten Verſöhnung theilhaftig gemacht, und ihnen ſeinen Geiſt verliehen, daß er ihr Herz von der Sünde abwende, und die Macht derſelben in ihnen zerſtöre. Und ſie haben von der Sünde voll Abſcheu auf das entſchiedenſte ſich losgeſagt, und ſich dem Wirken des Geiſtes Chriſti völlig überlaſſen. Seit dieſes geſchehen, iſt es ihr unausgeſetztes eifriges Beſtreben, ſich von aller Befleckung des Herzens und des Lebens zu reinigen, Chriſti Sinn und Wandel in ihrem Sinn und Wandel treu und lauter darzuſtellen, und darin den Sinn und Wandel derer, welche die Stadt Gottes bewohnen, ſich mehr und mehr anzueignen, ſich mehr und mehr von dem Vergänglichen zu befreien, um ganz dem Unvergänglichen, welches der Himmel in ſich ſchließt, zu leben, zu den Bürgern der Gottesſtadt ſich zu halten, in ihren Geſchäften ſich zu üben, in ihren Freuden ihr Vergnügen zu finden, ſich alles, deſſen man nicht mit himmliſcher Freude ſich freuen kann, zu verleiden, und ihre Verbindungen auf Erden mit denen, welche dort Statt haben, in Einklang zu bringen.

Wirſt du auf dieſe Weiſe ſie ſuchen: dann kann es nicht fehlen, du wirſt ſie finden, ſie wird dich aufnehmen, wann du von hinnen ſcheideſt, und dein Suchen wird in immer größerm Maße zugleich freudiges Hoffen und Warten werden.

Die auf dieſe Weiſe bis an ihr Ende ſie geſucht, und dann in dem Herrn geſtorben ſind, haben ſie gefunden, und in ihr, was ſie hier nicht finden konnten. Das neue Jeruſalem, die Stadt des lebendigen Gottes, die Stadt mit den Perlenthoren und den goldnen Straßen, von der Herrlichkeit Gottes erleuchtet, hat ſie aufgenommen, und ihre Werke ſind ihnen nachgefolgt. Und wir, die wir in ihrem irdiſchen Leben mit ihnen verbunden geweſen ſind, haben uns nicht blos deſſen zu tröſten, daß ſie von aller Sünde und Schwachheit, von allen Mängeln und Gebrechen befreit, aller Noth und Plage, allen Aengſten und Schmerzen des irdiſchen Lebens entrückt worden, und fortan kein Weh ſie anrühren, nichts Schlimmes ihnen begegnen kann, ſondern auch deſſen, daß ſie in ihres Herrn Freude eingegangen ſind, mit ihm in der Herrlichkeit leben, ohne Unterlaß Gottes Angeſicht ſchauen, in ſeinem Lichte erkennen, was ihnen auf Erden dunkel geblieben, viel größere Wunder ſeiner Macht und Liebe erblicken, als auf Erden gefunden werden, mit neuen Zungen ſeinen Ruhm verkündigen, mit höhern Kräften und in weitern Kreiſen zu ſeiner Ehre wirken, und einer unausſprechlichen Seligkeit genießen, die nie aufhören, nie vermindert werden kann. Und wir ſehen, indem wir ihrer gedenken, nicht hinab in die dunkeln Behauſungen des Todes, ſondern hinauf gen Him-

mel, wo ſie unter den Schaaren der Vollendeten ihren Wandel haben, von dannen auch wir warten unſers Herrn Jeſu Chriſti, daß er uns hinaufnehme, und wo wir, wenn wir bis an unſer Ende einen guten Kampf kämpfen, uns von neuem mit ihnen werden vereinigen können, und ermuntern und ſtärken uns, alles wohl auszurichten, was wir noch zu vollbringen haben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

# Druckfehler

des zweiten Bändchens.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Seite | 4 | Zeile | 5 | v. u. | ſt. unreimbar l. unvereinbar. |
| = | 18 | = | 11 | v. o. | ſt. Wohlwollenden l. Nothleidenden. |
| = | 28 | = | 6 | = = | ſt. und l. es. |
| = | 31 | = | 4 | = = | ſt. natürliche l. väterliche. |
| = | 76 | = | 7 | = = | ſt. fallen l. hallen. |
| = | 102 | = | 1 | = = | ſt. Laſt l. Luſt. |
| = | 116 | = | 5 | = = | ſt. großer l. größerer. |
| = | 177 | = | 2 | = = | ſt. wahrhafter l. wehrhafter. |
| = | 201 | = | 3 | = = | ſt. Kirche l. Reiche. |
| = | 222 | = | 6 | v. u. | ſt. und l. der. |
| = | 249 | = | 3 | v. o. | ich fällt weg. |
| = | 261 | = | 11 | v. o. | ſt. dieſer l. dieſen. |